Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Hundertneunundzwanzigster Band
33. Jahrgang: 1909: April-Juni:

Verlag „Nord und Süd" G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 129. Bandes: April/Mai/Juni 1909

Dramatische Berichte:

Bildende Kunst:

Kunstbeigaben:

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung der Lessing-Gesellschaft und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang Band 129 April 1909 Heft 385

August Strindberg: Mittsommer.

Ein ernsthaftes Lustspiel.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Emil Schering.

Erstes Bild:

Am Mälarstrand.

Rechts im Vordergrund ist die Vorderseite vom Gebäude des Gärtners zu sehen: ein gelbes Holzhaus mit weißen Fensterbögen, grünen Läden; Taubenschlag auf dem Dach; Bienenkörbe vorm Haus; dahinter der Garten mit Treibbeeten, Gewächshäusern usw.; vorm Haus führt ein offener Weg zur Dampferbrücke hinunter, deren Landfeste zu sehen ist, mit der Bank, der Flaggenstange und dem Briefkasten; hier steht ein sehr alter Weidenbaum, und ein Kahn ist unter den Baum hinaufgezogen. Der Mittelgrund wird von einer Landzunge mit Steinen und Erlen gebildet. Darüber erscheint der obere Teil des Herrenhauses im Stil des siebzehnten Jahrhunderts mit einem kleinen Glockenturm auf

---

Der schwedische Maler Carl Grabow, der die in „Nord und Süd“ zur Veröffentlichung gelangenden Skizzen zu Strindbergs „Mittsommer“ gemalt hat, ist 1847 in Stockholm geboren. Seine Eltern waren deutsch. Er studierte zuerst an der Akademie der Freien Künste zu Stockholm, dann in Berlin, ein volles Jahrzehnt, 1863—73, bei Karl und Paul Gropius die, Vater und Sohn, damals die ersten Dekorationsmaler der Berliner königlichen Theater waren. Seit 1874, also seit 35 Jahren, ist Grabow als Dekorationsmaler in Stockholm tätig. Er ist seit langen Jahren einer der Ersten in seinem Fach. Uns Deutsche interessiert er, weil er zu den meisten Dramen Strindbergs, des großen Dramatikers, wirklich künstlerische Farbenskizzen gemalt hat, die er dann in seinem Atelier als Dekorationen ausführen ließ. Strindbergs klassisches Jugenddrama „Meister Olof“, die romantischen Schauspiele „Das Geheimnis der Gilde“, „Frau Margit“, „Glückspeter“, das höchst eigenartige Bekenntnisdrama „Nach Damaskus“, die schwedischen Historien „Folkungersage“, „Engelbrecht“, „Gustav Wasa“, „Erich XIV.“, die neuen „Märchen- und Traumspiele“, das ernsthafte Lustspiel „Mittsommer“ sind in Carl Grabows Dekorationen aufgeführt worden.

dem Dach. Das Gebäude ist ganz weiß mit schwarzem Schieferdach. Der Hintergrund freie Fläche des Mälarsees mit klarer wolkenfreier blauer Sommerluft. In der Ferne grüne Inseln, Holme und niedriges Land. Das Badehaus des Herrenhofs springt hervor, es ist weiß gestrichen. Vor dem Gebäude des Gärtners ist eine große offene Veranda mit Bänken. Auf dem Hofplatz Tisch und Bänke.

Der Gärtner

(kommt aus dem Gebäude heraus; von seiner Frau begleitet; er sieht über die Landschaft und den Garten hinaus): Herrlicher Morgen auf eine ruhige, helle Nacht. Die Winde haben sich gelegt, und die armen Pflanzen haben nun Ruhe; der Pfingstnord schüttelte sie drei Tage und drei Nächte, so daß sie keinen Schlaf bekamen; es war recht schade um sie. Die Luft ist lau, daß es einem warm ums Herz wird, und der Haß der Menschen ist aufgetaut; das Licht ist zurückgekommen, und keine Nacht ist mehr.

Die Frau:

Liebliche, liebliche Mittsommerzeit.

Der Gärtner:

Heute ist der Tag der Sonne, aber morgen gehen wir wieder dem Dunkel entgegen ... und dann ist es wieder Winter, und dann wieder Frühling ....

Die Frau

(mild): Klagst du?

Der Gärtner:

Nein; und wozu sollte das dienen? Und will ich der Versuchung nachgeben, denke ich immer an die, die es schlimmer haben als ich. (Sieht nach dem Herrenhof hinauf.)

Die Frau:

Du denkst an den Grafen?

Der Gärtner:

Ja, das tue ich ....

Die Frau:

Hast du ihn heute getroffen?

Der Gärtner:

Soeben — wie ich draußen im Hag war ....

Die Frau:

Nuun?

Der Gärtner:

Er war glücklich, denn er hat den Nachtschlaf wieder gefunden, seit das Licht zurückgekehrt ist.

Die Frau:
Der Arme! Und die Mutter?

Der Gärtner:
Davon sprachen wir nicht. — Ja, jeder hat sein Teil, und es reicht für alle ....

Die Frau:
Nicht bitter sein heute, sondern dankbar und froh ....

Der Gärtner:
Dankbar und — froh! Ja, ja!

Die Frau:
Versuch, versuch!

Der Gärtner:
Ich werde! (Sieht nach dem Giebelfenster des Gebäudes hinauf.) Ist Ivar wach?

Die Frau:
Ich glaube kaum! — Aber ich will ihn wecken! (Nimmt eine Hand voll Sand und wirft den ans Fenster.)

Der Gärtner:
Es ist höchste Zeit, wenn er mit Luise in die Stadt will, denn das Dampfboot raucht bereits im Birkenfjärd! — Hörst du, ob er sich gerührt hat?

Die Frau:
Ich höre noch nichts, aber er kam ja auch spät ins Bett.

Der Gärtner:
Er kam immer zu spät ....

Die Frau:
Ja, warum mußten wir ihn auch zum Studium treiben, wenn er nicht dahin gehörte?

Der Gärtner:
Weil ich in meiner Jugend lernte, daß Kenntnisse allein den Menschen adeln, und daß es die Pflicht der Eltern sei, durch Opfer die Kinder aus ihrem Stand zu erheben. So lernten wir damals; aber jetzt ist die Zeit über uns dahin gegangen, und der Gelehrtenhochmut ist vernichtet nach dem Geburtshochmut. Alle Stände sind aufgehoben, und es gibt nur einen Adel: Charakter und Fähigkeit. Aber das hat Ivar nicht gelernt, und statt dankbar zu sein, ist er nur hochmütig, trotzig, unleidlich geworden; und er achtet uns gering.

Die Frau:
Das Leben wird ihn etwas Anderes lehren!

Der Gärtner:
Laß es uns hoffen. — Ist denn Luise aufgestanden?
Die Frau:
Sie ist längst im Garten und sticht Spargel ....
Der Gärtner:
Es ist ein braves Mädchen, meine Bruderstochter; wenn nur Ivar nicht kommt und sie etwas Verkehrtes lehrt!
Die Frau:
Ich glaube eher, daß Luise Ivar etwas Gutes und Kluges lehren wird.
Der Gärtner:
Er, der sich für ausstudiert hält, glaubst du, er nimmt Lehren an .... Genug davon, geh jetzt und wecke deinen Sohn, so gehe ich und hisse die Flagge!
Die Frau:
Hör mal, Alter: eine Kleinigkeit, die dich nicht ärgern darf ....
Der Gärtner:
Nur heraus damit, ich bin nicht so reizbar ....
Die Frau;
Siehst du, Ivar hat während seiner ausländischen Reise etwas feine Gewohnheiten angenommen, ist verwöhnt geworden ....
Der Gärtner:
Ja, wir fühlen's ....
Die Frau:
Nun, da habe ich besonderen Kaffee für ihn gekauft, prima Java .... Du verübelst mir's doch nicht ....
Der Gärtner:
Ich bin doch nicht neidisch; und trinkt ihr Mokka; wenn ich nur meinen Brasilianer kriege; den liebe ich! — Aber geh jetzt, geh jetzt .... (Ist nach der Flaggenstange hinuntergegangen und hißt eine weiße Flagge als Signal für den Dampfer.)
Die Frau:
(geht ins Haus hinein). Da kam ich gut weg ....

Der Fischer:
(legt mit einem Kahn an und ladet Fischtrommeln aus).
Der Gärtner:
Guten Morgen, Langbucht; fischt es sich gut?
Der Fischer:
Guten Morgen, Direktor; ja, es ist leidlich!

Der Gärtner:
Was hast du da? Zander, Brasse und Stinte? Willst du damit zur Stadt?

Der Fischer:
Jawohl, das will ich!

Der Gärtner:
Aber du kommst zum Abend her und bringst die Jugend mit, denn es soll um den Maibaum getanzt werden ....

Der Fischer:
Ich soll doch wohl nicht die ganze Ferienkolonie mitnehmen?

Der Gärtner:
Doch gewiß!

Der Fischer:
Hm! hm, das ist doch dumm, denn eins von den Mädchen hat ...hm ...

Der Gärtner:
Was hat sie?

Der Fischer:
Ja, es ist etwas auf — rie.

Der Gärtner:
Rie? Ist es etwas zu essen?

Der Fischer:
Nee! — Aber eine Krankheit ist es auch nicht, wenn sie auch sagen, sie kann krank davon werden.

Der Gärtner:
Du meinst Diphtherie!

Der Fischer:
Akkurat!

Der Gärtner:
Armes Kind! — Ist es Mariechen?

Der Fischer:
Akkurat! Und jetzt soll sie zur Stadt mit dem Boot, und darum werden alle die andern Mädchen sie bis zur Brücke begleiten.

Der Gärtner:
Armes Kind! Und am Mittsommerabend? Es ist doch ein artiges Mädchen?

Der Fischer:
Ob Maria artig ist? Ja, sie war doch das allerartigste Kind, und die andern Mädchen wurden artig, wenn sie sie nur ansahen!

Der Gärtner:

Und du willst mitgehen!

Der Fischer:

Ja, aber in der Stadt kommt ihr der grüne Wagen entgegen, und dann nehmen die Doktoren sie und schließen sie hinter einer Glasscheibe ein, sagen sie ...

Der Gärtner:

Geschehe Gottes Wille! — Hör mal, Langbucht, du mußt mir einen großen, großen Dienst tun, alter Bekanntschaft wegen!

Der Fischer:

Ei Kreuz, und der wäre?

Der Gärtner:

Siehst du, mein Junge ist heimgekommen, Ivar, du weißt.

Der Fischer:

Oh wirklich, ist Ivar zu Hause? Es sind viele Jahre her, seit ich ihn zuletzt gesehen habe, als er ins Ausland fuhr ...

Der Gärtner:

Und ist immer noch Student nach sechsjährigem Studium in Deutschland; aber er hat ein Gebaren angenommen, das ich nicht mag ... Kurz und gut, du, Langbucht, sollst die auf dem Dampfer von mir bitten, daß sie ihm nichts Starkes geben, damit er wenigstens nüchtern zur Stadt kommt.

Der Fischer:

Das wird freilich etwas schwer halten, das ...

Der Gärtner:

Schwer? Du bist ja selbst ganz nüchtern und ... grüße nur von mir! Könnt ihr ihm außerdem einen Streich spielen, meinetwegen gern. Er ist selbst der erste, Leute zu hänseln ....

Der Fischer:

Sollen sie? ... Ja, aber mit Studenten läßt man sich lieber nicht ein...

Der Gärtner:

Ach was! Du bist ein alter Krakeeler, du, der mit seiner Zungenfertigkeit den Leuten die Hoffart austreiben könnte ...

Der Fischer:

Wir werden sehen ...

Der Gärtner:

Geh jetzt in die Küche, da kriegst du eine Tasse Kaffee — hier kommt der Graf.

Der Fischer:
(geht mit einem Netz Fische ins Haus hinein): Danke, danke, Direktorchen...

Der Graf
(kommt auf dem Weg zwischen dem Gebäude und dem Garten daher): Ist das Boot noch nicht zu sehen, Lundberg?

Der Gärtner:
Doch, es raucht im Fjärd! Der Herr Graf gedenken sich doch wohl nicht in die Stadt zu begeben?

Der Graf:
Doch, können Sie sich das denken, Lundberg! Seit Jahr und Tag bin ich nicht da gewesen, aber gestärkt durch den Schlaf einer einzigen Nacht, fühle ich in mir die Kraft, einen Ort wiederzusehen, wo ich so gelitten habe. Ich will das Grab meines Vaters besuchen ...

Der Gärtner:
Vielleicht darf ich die Blumen liefern?

Der Graf:
Eben darum wollte ich Sie bitten, Lundberg.

Der Gärtner:
Meine Brudерstochter soll gerade hinein mit Blumen und Grünkram, und wir können ja für den Herrn Grafen ablegen ....

Der Graf:
Soll Luise hinein fahren?

Der Gärtner:
Ja, und Ivar...

Der Graf:
Ivar auch? ... Hören Sie, Lundberg: Ihr Sohn, den ich in seinem Studium habe unterstützen können, hat mich niemals gesehen; und wie Sie wissen, peinigt es mich, wenn man mir dankt — an Dankbarkeit glaube ich eben nicht ... Lassen Sie mich darum meine Anonymität behalten — sagen Sie auch Luise, daß sie sich nichts davon merken läßt, daß sie mich kennt; ich kann dann in Ruhe den jungen Mann beobachten und sehen, wie er sich benimmt, ehe ich mich entschließe, ihm im Leben weiter zu helfen.

Der Gärtner:
Herr Graf, ich kann nicht anders, als Ihr Vorgehen zu billigen, aber ich hege gewisse Besorgnisse, daß Ivar die Probe nicht bestehen wird..

Eine Frage: haben der Herr Graf irgend ein Urteil über den Charakter meines Sohnes gehört?

Der Graf:

Ja, das habe ich wirklich; aber eins ist, was die Leute sagen, ein anders, was wirklich der Fall ist. Ein begabter Junge von gutem Charakter, aber voller Hochmut — das habe ich gehört — von andern; jetzt will ich selbst hören — und sehen!

Der Gärtner:

Das ist ungefähr die Wahrheit!

Der Graf:

Gut! — Jetzt nehme ich einen Wagen und fahre zur nächsten Brücke, wo ich an Bord steige. Und ich verlasse mich darauf, daß Sie Luise warnen und sie bitten, die Blumen bereit zu halten!

Der Gärtner:

Darauf können Sie sich verlassen, Herr Graf, vollkommen!

Der Graf:

Das weiß ich, lieber Lundberg! Mein Vater verließ sich fünfundzwanzig Jahre auf Sie, und es war nicht sein Schade! — Guten Morgen, also, bis heute abend; und gutes Fest.

Der Gärtner:

Glückliche Reise, Herr Graf; und viel Vergnügen!

Der Graf:

Vergnügen?

Der Gärtner:

Segen denn, und Friede; Friede im Sinn und Herzen!

Der Graf:

Danke!

(Geht nach rechts.)

Luise:

(kommt auf einem Zweirad).

Der Gärtner:

Sieh, da bist du! — Komm, ich muß mit dir sprechen!

Luise:

(tritt vor): Ja, Oheim; was?

Der Gärtner:

Die Sache ist die: der Graf will in die Stadt — um das Grab seines Vaters zu besuchen; und ich habe versprochen, daß du auf dem Weg einen Blumenkranz bindest.

Luise:

Der Arme!

Der Gärtner:

Ja, du kennst ja seine traurige Geschichte — (halblaut) der Vater ermordet unter sehr kläglichen Umständen, die die Familie entehrt haben... die Gräfinwitwe gemütskrank und der Sohn mindestens Grübler mit stark religiösem Anstrich ... Du kennst es?

Luise:

Vom Hörensagen weiß ich ungefähr ...

Der Gärtner:

Ja; aber Ivar weiß nichts, und er hat den Grafen nie gesehen, der sein unbekannter Wohltäter ist ...

Luise:

Ist er das? Und Ivar spricht immer so schlecht von ihm!

Der Gärtner:

Das ist traurig, aber muß wohl so bleiben bis auf weiteres! Jetzt bitte ich dich, vom Grafen, dir nichts merken zu lassen, daß du ihn kennst; und auch Ivar nichts zu sagen, was du von den gräflichen Familienverhältnissen weißt.

Luise:

Aber das ist unrecht gegen Ivar ...

Der Gärtner:

Das mag so aussehen, aber wir müssen die Wünsche des Grafen achten! So, nun weißt du's! — Hast du den Grünkram bereit?

Luise:

Alles ist bereit, lieber Oheim, nur Ivar nicht. — Hier kommt Julius mit den Körben!

Julius

(mit zwei großen Körben an einem Joch; der eine mit Blumen, der andere mit Gemüse. Julius ist in die Uniform der Garde gekleidet, als Landwehrmann).

Der Gärtner:

Willst du auch in die Stadt, Julius?

Julius:

Ich will hinein und meinen Urlaubsschein unterschreiben lassen, aber zum Abend komme ich wieder, um den Mädchen beim Maibaum zu helfen.

Der Gärtner:

Das ist gut, Julius; aber du mußt mir einen Dienst tun. (Halblaut.) Du weißt, daß mein Sohn Ivar heimgekommen ist; gut, und du kennst

seine Schwächen. Nun — ich bitte dich nur: habe ein Auge auf ihn, daß er keine Dummheiten begeht.

Julius:

Ein Auge? Ja, aber nur eins, denn das andere ist besetzt ...

Der Gärtner:

Ich weiß; darum sagt' ich nur eins! Das andere kannst du auf Luise haben, wenn sie es nämlich zuläßt!

Julius:

Darf ich sie fragen?

Der Gärtner:

Nein, nicht eher als bis du wieder Zivilist wirst — im Herbst! — Eine andere Sache; was hältst du von Ivar?

Julius:

Jaa ...

Der Gärtner:

Sag's frei heraus, du!

Julius:

Nein, das kann ich nicht!

Der Gärtner:

Hoffärtig, Großtuer, verachtet alles und alle, mit einem Wort: ein höchst unleidlicher Mensch — der geduckt werden müßte!

Julius:

Vielleicht! —

Der Gärtner:

Nein, das ist sicher! — Aber still, jetzt kommt er!

Die Frau

(kommt aus dem Gebäude heraus, mit einem Kaffeebrett, das sie auf den Tisch stellt).

Ivar

(hinterher, sommerlich gekleidet, Studentenmütze auf).

Die Frau:

Komm jetzt und trink Kaffee, mein Junge!

Ivar:

Will nur Vater begrüßen! — Guten Morgen, guten Morgen!

Der Gärtner:

Guten Morgen, Ivar! — Hast du schlafen können?

Ivar:

Ohja; das heißt, das Rouleau war etwas dünn ...

Der Gärtner:
Kannst du mir sagen, wie dick ein Rouleau sein soll?
Die Frau:
Komm jetzt und trink, solange er warm ist!
Ivar:
(setzt sich an den Tisch und gießt Kaffee in die Tasse).
Der Gärtner:
Nun, was hältst du von unserm Heim hier am Mälarsee?
Ivar:
Ja! es ist ja recht schön, das heißt, der Turm dort oben drückt ein wenig.
Der Gärtner:
Wie hoch muß ein Turm sein, um dich nicht zu drücken?
Ivar:
Hm! Wer wohnt da oben? Ja, das ist der Graf. Was ist das für eine Figur?
Der Gärtner:
Das ist mein Herr ...
Ivar:
Warum verbirgt er sich und geht Seitenwege? ...
Der Gärtner:
Das ist sein Geheimnis; hast du nicht gelernt, fremde Geheimnisse zu achten?
Ivar:
Ich habe keine Geheimnisse!
Der Gärtner:
(fixiert ihn): Nicht?
Ivar:
Nein!
Der Gärtner:
Warte nur ...
Ivar:
Wer so umherschleicht wie der Graf, hat wohl ein Verbrechen begangen!
Der Gärtner:
O Jugend! wie grausam du bist! Wie?
Ivar:
Übrigens liebe ich Aristokraten nicht!
Der Gärtner:
Der Graf ist kein Aristokrat, wie du's meinst! Er ist das gerade Gegenteil;

er ist der Freund aller Menschen, aber am meisten der der Unglücklichen; er hat sich seine Laufbahn als Beamter verdorben, weil — weil er einen Aufwärter gegen einen Bureauchef zu verteidigen wagte; und neulich, als die Volksversammlung beim Pfarrhof gehalten werden sollte und man dort keinen Platz hatte, lud er sie in seinen eignen Park!

Ivar:

Eine Art, Reichstagsabgeordneter zu werden, versteht sich ...

Der Gärtner:

Nein, nicht einmal das. Denn als bei der letzten Wahl die Stimmen zwischen ihm und dem Küster der Gemeinde geteilt waren, trat der Graf seine Stimmen ab und stimmte selbst für den Küster.

Ivar:

Ja, das ist einerlei ...

Der Gärtner:

Nein, es ist nicht einerlei, ob eine Beschuldigung wahr ist oder nicht. Und deine Beschuldigung ist nicht wahr. Aber eins ist wahr: du bist nicht der, der du zu sein glaubst, ein Demokrat, denn du verachtest alle, die nach deiner Einbildung unter dir stehen ...

Die Frau:

Friede, Friede!

Der Gärtner:

Ja, gern! gern! — Gib acht aufs Boot, ich gehe in den Garten und pflücke solange! (Geht in den Garten.)

Ivar

(zur Mutter): Wer trägt meine Reisetasche hinunter, Mutter?

Die Frau:

Das werde ich tun, mein Junge!

Ivar:

Du, warum mußt du; dann muß ich es ja selbst tun, damit es nicht schlecht aussieht. Habt ihr keine Magd?

Die Frau:

Doch, aber wir sagen fürs erste das Wort nicht, und fürs zweite sind die Mädchen beschäftigt ...

Ivar:

Dann der Gardist da; der sieht mir aus, als könnte er eine Reisetasche tragen.

Die Frau:

Der Gardist? Das ist ja unser Julius, der als Landwehrmann übt.

Szenenbild zu Strindbergs „Mittsommer"
1. Bild. Mälarsee.
Skizze von Karl Grabow.

Ivar:
Bei der Garde, ja; dann ist er doch Gardist ...

Die Frau:
Aber, mein Lieber, er ist ja der nächste nach Vater und Beetmeister...

Ivar:
Ja, darüber braucht man nicht hochmütig zu sein ...

Die Frau:
Ich verstehe mich nicht auf dich, Ivar. Es ist, als sprächest du eine fremde Sprache ... Und — warum trinkst du deinen Kaffee nicht?

Ivar:
Kaffee? Soll das Kaffee sein?

Die Frau
(ist schmerzlich erregt; geht ins Gebäude hinein).

Luise:
(die im Garten gewesen ist und das letzte Gespräch gehört hat, tritt vor): Warum hast du Tante traurig gemacht?

Ivar:
Kann ich dafür, daß sie traurig wird, wenn sie mir schlechten Kaffee gibt?

Luise
(mild): Wenn du einem Menschen eine Freude machen könntest, eine Freude, die so selten im Leben ist, würdest du nicht seinetwegen eine schlechte Tasse Kaffee trinken?

Ivar:
Da es ein Schmerz für mich ist, wie könnte er sich über meinen Schmerz freuen?

Luise:
Sag: eine kleine Unannehmlichkeit, die du auf dich nimmst! Das ist die Opferfreude, siehst du!

Ivar:
Alle rufen nach Opfern, aber niemand will brennen!

Luise:
Niemand? Ivar, hast du nicht deine ganze Kindheit bekommen? Ist nicht unsre Kindheit wie ein Märchen, in dem man alles geschenkt erhält; an den Tisch geht, der sich selbst gedeckt hat; ins Bett kriecht, das sich selbst gemacht hat; sitzen wir nicht wie kleine Götter da und nehmen nur Opfer entgegen? Wo hast du diese Undankbarkeit gelernt?

Ivar:

Wo? Im Leben; ich habe das Leben gesehen!

Luise

(plappert): Nein, hast du bereits das Leben gesehen! Nun, wie sah es aus?

Ivar:

(tiefsinnig): Es war schwarz!

Luise

(lächelt): Oh, was du sagst... War da gar nichts Weißes: war da nicht einmal ein weißes Kleid oder ein weißes Taschentuch oder Bandende, bei Barons?

Ivar:

Ich möchte dich bitten, so gut zu sein und meine Gefühle und meine Geheimnisse zu achten.

Luise

(zieht ein kleines weißes Spitzentaschentuch aus seiner Brusttasche): Ist das das Geheimnis?

Ivar:

Bedenke, was du tust!

Luise

(nicht streng, aber ernst): Und du, Ivar! Bedenkst du dich, wenn du durchblicken läßt, daß ein junges Mädchen, deren Namen man erraten kann — daß ein junges Mädchen dich liebt! Ist das wohl bedacht, ist das hübsch, ist das ehrenhaft?

Ivar:

Was weißt du von der Sache?

Luise:

Ich weiß, daß sie an einen andern gebunden ist. Wenn nun bei diesem andern, dem jungen Mann, Mißtrauen entsteht, das du geweckt hast, so hast du ja das Leben zweier Menschen zerstört!

Ivar:

Bist du eifersüchtig?

Luise:

(mild): Nein, das setzte voraus, daß meine Gefühle an dich gebunden sind.

Ivar:

Was weißt du von deinen Gefühlen?

Luise:

Armer Ivar! Was steht dir nicht alles bevor, ehe du fürs Leben auslernst!

Ivar:
Ich bin der einzige von euch, der von einer Gelehrsamkeit sprechen kann.

Luise:
Ach, deine Gelehrsamkeit!... Ivar, was ist aus dir geworden? Es ist, als seist du von einem giftigen Tier gebissen, und als teilte dein Gift sich andern mit... Seit du nach Hause gekommen bist, herrscht nur Unfriede; du führst einen Nebel mit dir, der sich auf alles legt! — Es ist wirklich wahr, dein kranker Geist hat diesen schönen Mittsommerabend für mich in einen Gründonnerstag verwandelt; kaum sehe ich noch, daß die Birken grün sind und daß die Flieder blühen.

Ivar:
Still!

Luise:
Weißt du, deine Bosheit ist so groß, daß es schade um dich ist.

Ivar:
Jetzt gehe ich nach der nächsten Brücke voraus und hoffe meine Reisetasche an Bord zu finden.

Luise:
Was willst du in der Stadt machen?

Ivar:
Das berührt dich nicht!

Luise:
Dann glückliche Reise, und komm heute abend mit besserer Laune nach Hause!

Ivar:
Wir treffen uns auf dem Boot!

Luise:
Ja, allerdings, aber ich habe Begleitung ...

Ivar:
Den Gardisten?

Luise:
Den Gardisten Julius ...

Ivar:
Viel Vergnügen! (Geht.)

Julius:
(tritt vor): Ist er gegangen?

Luise:

Ja, und wie er ging, kam die Sonne wieder hervor, und die Blumen erhielten ihre Farbe wieder, und die Vögel begannen wieder zu singen! Was ist über Ivar gekommen? Ist es nicht, als sei ein böser Geist in ihn gefahren?

Julius:

Aber er ist vielleicht eher unglücklich? ...

Luise:

Und dann wollte er, daß du seine Reisetasche trägst.

Julius:

Das kann ich ja tun!

Luise:

Du bist doch allzu artig, Julius ...

Julius:

Zu artig kann man wohl nicht sein... und wenn es einem gut geht, so ist es keine Kunst, edelmütig zu sein.

Luise:

Still, da kommt Amalie mit der Ferienkolonie... du kennst doch Amalie?

Julius:

Ja gewiß, sie ist ein tüchtiges Mädchen. Aber es ist schade um sie... ich meine, es muß unangenehm für sie sein, einen Vater zu haben, den... man schief ansieht!

Luise:

Du meinst, weil er ein Leihamt hat... dafür kann Amalie nicht, und das meinst du auch nicht... aber der Arme ist froh, daß es Montags Leihämter gibt... Und übrigens hat er ja nichts Böses getan... im Gegenteil, er ist ein guter Mensch und er unterstützt ja die Kolonie hier...

Julius:

Es tut einem in der Seele wohl, dich sprechen zu hören, Luise...

Luise:

Still du!... Was mich aber böse macht, ist, daß Amalie auf dem Dampfer sehen muß, wie die Leute Anstand nehmen, mit ihrem Vater zu sprechen... Julius, sei freundlich gegen ihn, wenn du kannst....

Julius:

Herzliebste, das kann ich gewiß; der Alte und ich haben zusammen gefischt, und ich erinnerte ihn sogar daran, daß ich einmal sein Kunde gewesen sei, als ich jung und nachlässig war ....

Luise:
Das bist du nie gewesen, aber du findest, es sei artig, so zu sprechen....

Julius:
Vielleicht? Aber die Kameraden dulden nicht, daß man besser als sie selbst sein will, denn dann nennen sie einen Heuchler....

Luise:
Und darum kümmerst du dich? Sieh, hier haben wir die Gesellschaft!

(Die Schulkinder kommen, sommerlich gekleidet, Pfingstrosen und Flieder in den Händen; angeführt von Amalie, welche die kranke Maria führt, die winterlich gekleidet ist, den Hals umwunden und eine Puppe auf dem Arm hat.)

Luise:
Guten Morgen, Amalie, guten Morgen, Kinder! (Küßt Maria.) Und du arme Maria, daß du in die Stadt mußt! Und die Puppe auch? Wie heißt deine Puppe?

Maria:
Sie heißt Riekchen und hat Weh im Arm ...

Luise:
Riekchen ist auch krank?

Maria:
Aber sie muß auf den Markt und eine Schärpe für Schornsteinfegers Anna kaufen, denn die verheiraten sich in der Clarakirche!

Luise:
Was du sagst?

Amalie:
Sie schnattert, die Kleine, und denkt durchaus nicht daran, daß sie krank ist....

Maria:
Aber ich bin nicht krank, wenn auch der Doktor nachsehen soll, ob ich krank bin!

Amalie:
Hört ihr, Kinder, wollt ihr für den Direktor nicht ein Lied singen, da sein Namenstag heute ist?

Die Kinder:
Ja, ja!

Luise:
Dann müßt ihr das schönste Lied nehmen, das Oheim kennt.

Amalie:

Was ist das für eins?

Luise:

Es ist: Blühende schöne Täler.

Die Kinder:

Ja, ja! Das können wir auswendig!

(Innerhalb des Gartenstakets erscheinen jetzt Arbeiter und Arbeiterinnen, die in den Gesang einstimmen, gleich Julius, Luise und Amalie.)

Amalie:

Dann beginnen wir alle auf einmal!

(Gesang für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Worte von Topelius, Musik von Hermann Palm.)

Blühende schöne Täler,
Heim meiner Herzensruh'!
Lauschige grüne Säle,
Ort meiner Liebe, du.
Sonnige Kinder von Licht und Luft,
O ich versteh' den feinen Duft!
Blühende schöne Täler,
Heim meiner Herzensruh'!

(Der Gärtner und seine Frau sind auf die Treppe hinaus gekommen; nicken den Kindern zu und hören den Gesang an.)

Der Gärtner:

Dank, Fräulein Amalie, Dank, kleine Kinder, Dank, gute Leute all zusammen! — Hört ihr, Kinder, zum Dank für euren schönen Gesang sollt ihr in den Garten gehen und Erdbeeren pflücken dürfen; wollt ihr das!

Die Kinder

(schreien vor Freude): Jaaa!

Der Gärtner:

Aber ihr habt nur drei Minuten, bis der Dampfer kommt — ich weiß schon, was ich tue, seht ihr!

Amalie

(zu den Kindern): Jetzt sollt ihr dem artigen Direktor hübsch danken und auf ihn hurrahen!

Die Kinder

(werfen dem Gärtner ihre Blumen vor die Füße, klatschen in die Hände und rufen): Hurraaaah!

Der Gärtner
(ruft den Arbeitsleuten zu): Öffnet die Pforten! (Die Pforten werden geöffnet): Und nun: hinein mit euch! Nur drei Minuten!

Die Kinder
(laufen mit einem großen Freudengeschrei in den Garten hinein).

Der Gärtner
(zu Amalie, die Maria auf den Armen trägt): Säumt nur jetzt nicht! und horcht auf, wenn das Boot pfeift!

Amalie:
Oh nein, gewiß nicht! (Geht in den Garten hinein).

Hagberg
(kommt, sieht sich um): Verzeihen Sie, ist Fräulein Amalie hier?

Der Gärtner:
Sie ging eben in den Garten!

Hagberg
(geht die Bühne hinunter, der Gartenpforte ausweichend): Soso!

Der Gärtner:
Sie ist im Garten, bitte, treten Sie ein ...

Hagberg:
Danke sehr, danke sehr! Aber ich wollte nur wissen, wo sie war! Danke sehr! Ich wollte nach der Stadt!

Der Gärtner:
Bitte, setzen Sie sich, Herr Hagberg.

Hagberg:
Danke sehr, aber ich wollte nur mit dem Boot!

Die Frau:
Herr Hagberg, gehen Sie nicht so von uns fort; wir möchten Ihnen im Namen der Kinder für alles Gute danken, das Sie für sie getan haben ...

Hagberg:
Ach, das ist nicht der Rede wert, das weiß ich gewiß, das! Ja, ja! Ich danke sehr, aber ich verlasse mich nicht auf das Boot. (Geht hinunter nach der Dampferbrücke.)

Die Frau:
Der arme Mann! Er will nicht, daß sich seine Tochter in seiner Gesellschaft geniere, und darum geht er beiseite.

Der Gärtner:
Die Menschen sind grausam, und das Leben ist grausam!
Die Frau:
Vielleicht mehr gedankenlos, als grausam!
Der Gärtner:
Laß uns das sagen! Und mag es auch von Ivar gelten! Vielleicht fordern wir mehr von ihm, weil er unser Sohn ist ...
Die Frau:
Vielleicht! Aber ich wünschte ihm ein großes Unglück, das ihn aus seiner Selbstsucht weckt und ihn einsehen lehrt, daß alle Menschen einander bedürfen.
Der Gärtner:
Sei ruhig, Alte, ich habe ein Vorgefühl, daß es keine Lustfahrt wird, die er heute vornimmt, und ich glaube weissagen zu können: wenn er heute abend nach Hause kommt, wird er inwendig anders aussehen...
Die Frau:
Wie kannst du das mutmaßen?
Der Gärtner:
Ja, siehst du, er hat diesen Morgen so gut vorgesorgt, und es gibt nicht einen Passagier, mit dem er sich nicht schlecht stände! Daß ich hier und da ein Samenkorn ausgestreut habe, davon brauchst du ja nicht gerade zu sprechen!
Die Frau:
Ich kenne deine Pferdekuren, und dieses Mal werde ich es mit Vergnügen sehen, denn ich bin böse auf Ivar, am meisten weil... ja, er sagte, es sei Brasilianer, obgleich es reiner Java war!
Der Gärtner:
Haha! Ich möchte das Frühstück nicht essen, das die Restauratrice Ivar anbieten wird... aber ich möchte gern ihre Konversation hören. Haha! Frau Rundqvist ist nie um eine Antwort verlegen, wie du weißt!
Die Frau:
Was hast du angestellt, du alter Krakeeler?
Der Gärtner:
Haha! Ich muß lachen! ...
(Das Boot pfeift.)
Der Gärtner:
Halloh! Das Boot pfeift! Alle Mann an Bord!

(Die Kinder, Amalie, Luise aus dem Garten.)

Der Fischer

(hinter der Ecke hervor, mit seinem Fischbeutel).

Julius

(mit Ivars Reisetasche).

Arbeiter

(mit Grünkram- und Blumenkörben).

Der Gärtner

(zu den Kindern): Lest die Blumen auf, Kinder, und verwendet sie zum Maibaum, den ihr auf der Tenne putzen sollt, wenn das Boot fort ist!

Luise

(tritt auf den Gärtner und seine Frau zu). Lebt wohl, Oheim und Tante!

Der Gärtner:

Adieu, mein Hühnchen; viel Vergnügen; und vergiß Ivar nicht!

Amalie

(tritt mit Maria vor): Adieu, guter Direktor!

Der Gärtner

(streichelt Maria): Adieu, mein Kindchen! Komm gesund zurück!

Die Frau

(nimmt Abschied).

(Man hört das Geplätscher des Dampfbootes an der Brücke, wohin alle außer den Kindern gehen).

Der Kapitän

(des Dampfboots ist zu hören, wie er kommandiert). Stopp!

Die Frau

(zu Amalie): Nehmt euch in acht, es ist windig auf dem See!

Amalie:

Oh, es ist so warm!

Der Steuermann

(erscheint mit Briefen, die er in den Kasten neben der Flaggenstange legt): Guten Morgen, guten Morgen!

Der Gärtner:

Guten Morgen, Steuermann; herrliches Wetter.

Der Steuermann:

Mittsommerfein! — Beeilt euch dort!

Die Köchin

(kommt mit einem Brief in der Hand herausgestürzt): Steuermann! Steuermann! — Bitte, nehmt den Brief hier mit!

Der Steuermann:
An den Bräutigam! —
Der Kapitän:
Klar?
Die Köchin
(zum Steuermann): Aber laßt ihn nicht in der Tasche stecken!
Der Steuermann
(zieht sich zurück): Klar! — Sind die Milchflaschen mit?
Eine Stimme:
Alles ist mit!
Der Steuermann·
Klar!
Der Kapitän:
Los!
(Man hört das Boot plätschern.)
Die Frau
(ruft): Grüße Norlings! Und vergiß das Gärpulver nicht! — (Schreit) Das Gärpulver!
Der Gärtner
(ruft): Das Gär-pul-ver!
(Kinder, Gärtner, Frau, Arbeiter und Arbeiterinnen winken mit den Taschentüchern, während man das Boot draußen plätschern hört).
Der Gärtner
(zu den Kindern): Ein Hurrah auf den Dampfer, Kinder!
Die Kinder:
Hurraah!

Fortsetzung in der Mai-Nummer.

Religiöse Grundgedanken und moderne Wissenschaft. Eine Umfrage.

XI.

Dr. Theodor Elsenhans, Professor an der Universität Heidelberg.

Von drei Seiten her hat die wissenschaftliche Entwicklung der Neuzeit dem Gegensatz zwischen moderner Wissenschaft und religiöser Überlieferung seine jetzige Schärfe gegeben.

Die Philosophie beschränkte in der von Kant gegebenen Kritik der Vernunft das Erkennen auf die Grenzen der Erfahrung und zerstörte das naive Selbstvertrauen, mit welchem die Vernunft aus eigener Machtvollkommenheit die Glaubenswahrheiten gestützt hatte. Die alten Beweise für das Dasein Gottes fielen unter den kritischen Streichen des „Alleszermalmers", und manchem schien das Gebäude des Glaubens selbst, seiner Stützen beraubt, zusammenzubrechen, wenn man nicht mehr beweisen konnte, daß Gott ist, wie man beweist, daß 2×2=4. Die Geschichte lehrte, besonders seit Herder, auch die Religion jedes Volkes aus der organischen Entwicklung seiner Eigenart unter geschichtlichen Bedingungen verstehen. Es gibt danach keine allein wahre Offenbarungsreligion, mit der verglichen alle übrigen „unwahr" sind. Der Buddhist, der Mohammedaner, der Israelit, der Christ, jeder hat das Recht seiner geschichtlich gewordenen Eigenart. An die Stelle der Dogmatik, welche die Rechtgläubigkeit allein einem bestimmten System christlicher Glaubenswahrheit zuspricht, tritt die vergleichende Religionswissenschaft, die alle Religionen gleichmäßig zu würdigen sucht. Dazu kam, daß die geschichtliche Untersuchung die religiösen Urkunden des Nimbus besonderer göttlicher Eingebung entkleidete. Sie wurden „Literatur" wie andere, und als solche betrachtet. Von anderer Seite

her erschütterte die Naturwissenschaft die Grundlagen der überlieferten Religion. Jede neue glänzende Entdeckung bestätigte die undurchbrechbare Herrschaft der naturgesetzlichen Notwendigkeit. In diesem Weltbild war kein Raum für die Wunder der Religion, da gab es kein Wunder auf dem Meere, keine Verwandlung von Wasser in Wein, kein Lebendigwerden der Toten. Wo die Summe der Energie stets dieselbe bleibt, ist ein Eingriff von außen ausgeschlossen, und mit den Wundern überhaupt fiel auch das größte aller Wunder, die Schöpfung aus nichts. Kein Sechstagewerk und kein erstes, von Gott geschaffenes Menschenpaar, sondern eine Entwicklung aus elementaren Formen, deren Anfänge sich in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit verlieren. Auch die Entstehung der Arten und die Abstammung des Menschen wurde seit Darwin in diesen ungeheuren Zusammenhang des Entwicklungsgedankens eingereiht.

Der Gegensatz beider Weltbilder scheint in der Tat ein unüberwindlicher zu sein. Und doch ist er es nicht, wenn beide geistigen Mächte, der Grenzen ihres Herrschaftsgebietes sich bewußt, die ihrem wahren Wesen entsprechenden Ziele verfolgen.

Die Anzeichen scheinen sich mir zu mehren, daß in den Wissenschaften selbst, aus denen der Gegensatz geboren wurde, die Anfänge seiner Überwindung liegen. Suchen wir uns das deutlich zu machen, soweit es in Kürze möglich ist. Zuerst an der zuletzt genannten Wissenschaft. Die Naturforschung will nur das Tatsächliche gelten lassen und seine gesetzlichen Zusammenhänge, aber sie erzieht damit zugleich zur vorurteilslosen Anerkennung des Tatsächlichen. Auch die Religion ist ein Tatsächliches, eine Tatsache des Geisteslebens. Was an ihr Wahrheit oder Irrtum ist, mag zweifelhaft sein: daß sie als geistige Größe vorhanden ist, von der gewisse Wirkungen ausgehen, daß sie bei vielen Völkern eine geistige Macht von bedeutendem Einfluß geworden ist, daß viele Einzelne in ihr eine eigenartige Befriedigung und innere Kraft glauben gefunden zu haben, ist unleugbar. Für die moderne Wissenschaft gilt es in erster Linie, eine solche Tatsachengruppe als solche auch ganz unabhängig von der Wahrheitsfrage vorurteilslos anzuerkennen und zu verstehen. Schon damit ist die Sachlage wesentlich verändert. Die Religion ist nicht mehr Konkurrentin, sondern Gegenstand der Wissenschaft. Als solcher steht sie so wenig zu ihr im Gegensatz, wie etwa die Kunst. Eben

damit ist aber zugleich der Geschichtsforschung ihre Aufgabe zugewiesen. Sie hat die Geschichte der Religion vermenschlicht, aber sie lehrt zugleich ihr wahres Wesen verstehen. Die religiösen Urkunden, auch die Bibel, sind nicht mehr Quellen wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern Ausdruck religiösen Fühlens. Der Schöpfungsbericht erscheint nicht länger als eine naturwissenschaftliche Abhandlung über die Entstehung der Welt, sondern als ein Zeugnis für die religiösen Vorstellungen von dem Verhältnis Gottes zur Welt, die Wunderberichte als eben so viele Beispiele dafür, wie der fromme Glaube das, was ihm das Höchste ist, mit dem Glanze des Wunderbaren umgibt. Je vorurteilsloser diese geschichtliche Untersuchung angestellt wird, desto deutlicher sondert sich auch das Ursprüngliche vom bloß Abgeleiteten, das Große vom Kleinen, desto klarer tritt auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, wie auf dem Gebiete der Geschichte überhaupt die Bedeutung der großen Persönlichkeiten hervor, deren letzte schöpferische Kraft sich der wissenschaftlichen Analyse entzieht. Was zuletzt die Philosophie betrifft, so richtete sich schon Kants Kritik der Gottesbeweise ebenso gegen die theistische Meinung, das Dasein Gottes beweisen zu können, wie gegen die entgegengesetzten Versuche des Atheismus. Diese Festsetzung der Grenzen des Erkennens aber trifft nicht bloß den naiven Dogmenglauben, der das Übersinnliche ebenso wie das Sinnliche zu erkennen meint, sondern auch den naiven Materialismus, der mit dem Dogma von der Materie als dem allein wahren Sein alles entscheidet und dabei nicht merkt, daß er schon mit dem Denken des Begriffs Materie sich selbst widerlegt. Je schärfer diese Kritik des Erkennens der Wissenschaft ihre Grenzen zum Bewußtsein bringt, desto mehr scheint sie einer Glaubensüberzeugung Raum zu gewähren, welche, ohne die Kreise der Wissenschaft zu stören, Realitäten jenseits der sinnlichen Welt zur Gewißheit erhebt.

Aber ist dies wirklich der Fall? Müssen nicht vielmehr zwischen Glauben und Wissen immer wieder Konflikte entstehen? Um im Rahmen dieser Zeilen wenigstens eine Andeutung für die Beantwortung dieser schwierigen Frage zu geben, sei es gestattet, noch einmal kurz an Kant anzuknüpfen, den Denker, der die neuzeitliche Auseinandersetzung zwischen diesen Gebieten weitaus am meisten beeinflußt hat. Die Vernunftbegriffe des Unbedingten, die Ideen, zu denen das menschliche Denken vom Bedingten aus im Streben nach systematischer Einheit der Erkenntnis unvermeidlich gelangt, enthalten nach Kant keine wirkliche

Erkenntnis, sondern haben nur „regulative Bedeutung", indem sie unserer Erfahrungserkenntnis einheitlichen Abschluß geben. Dieselben Ideen erhalten aber Realität als Forderungen (Postulate) eines moralischen Glaubens. Sie gehören also gewissermaßen beiden Gebieten an, dem einen als bloße Regeln des Verstandes, dem andern als Überzeugungen des Glaubens, und darin liegt zugleich eine Bürgschaft dafür, daß beide Gebiete sich nicht widersprechen. Zu dem „Hinaus über Kant", das die kommende Renaissance der Philosophie gebieterisch fordert, scheint mir nun auch zu gehören, daß die höheren und höchsten Einheitsgedanken, in welchen das wissenschaftliche Bedürfnis nach Abschluß der Welterkenntnis sich ausspricht, (wobei wir von den einzelnen Kantischen Ideen: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit völlig absehen), in demselben Maße, als sie diesem Bedürfnis zu dienen imstande sind, als Hypothesen gelten müssen. Für die wissenschaftliche Begründung dieser Ansicht muß ich auf das letzte Kapitel meines Werkes „Fries und Kant" (Gießen, Töpelmann, 2 Teile, 1906, II, 216 ff.), und eine Abhandlung über „Kants Kritik und die Erkenntnis des Transzendenten" (in der Zeitschrift „Religion und Geisteskultur", II. Band, Heft 2) verweisen. Hier nur so viel, daß dasselbe, was als wissenschaftliche Hypothese nur Wahrscheinlichkeit besitzt, dem Glauben unerschütterliche Überzeugung sein kann, genau so, wie dem über das Welterkennen reflektierenden Philosophen das Dasein einer Außenwelt zweifelhaft sein kann, während er als handelnder Mensch völlig davon überzeugt ist. Das Verhältnis von Glauben und Wissen würde sich dann danach regeln, daß grundsätzlich jeder mit wissenschaftlichen Ergebnissen unvereinbare Glaubenssatz hinfällig ist, daß aber die Ansprüche des Wissens um so vorsichtiger geltend gemacht werden müssen, je höher wir im Einheitsstreben unseres Erkennens aufsteigen, und je hypothetischer eben damit unsere Ergebnisse werden.

Daß sich wissenschaftliche Hypothese und Glaubensüberzeugung zur Einheit einer absoluten Welterkenntnis zusammenschließen, wäre nur dann zu erwarten, wenn das Wahrheitsideal verwirklicht wäre, nach welchem erst zu streben doch allem menschlichen Denken erst Sinn und Anreiz gibt.

Professor Dr. [illegible]

XII.

Dr. L. Lewin, Professor an der Universität Berlin.

Meiner Auffassung nach gibt es nur einen religiösen Grundgedanken: den Glauben an einen Gott, d. h. an eine in unausdenkbarer und unfaßbarer Mannigfaltigkeit in der Natur wirkende, allezeit und in allem gesetzmäßige Kraft. An diese glaube ich, der ich ganz und gar auf dem Boden experimenteller biologischer Forschung stehe und das Verhalten belebter Wesen gegen Arzneimittel und Gifte zum Gegenstande meiner wissenschaftlichen Lebensarbeit und meiner Lehrtätigkeit gemacht habe. Ich fühle mich so unendlich klein in dem Gedanken an eine solche Kraft, daß jeder Versuch über ihre Artung mir eine Vorstellung zu machen von vornherein an der Übermächtigkeit auch nur der einfachsten Geschehnisse in der belebten Natur und der völligen Ohnmacht und Unmöglichkeit ihres Begreifens scheitert.

Alles, was wird und ist, muß einen zureichenden Grund für Werden, Sein und Seinsveränderung haben. Selbst die vollständigste Kenntnis der gestaltlichen Entwicklung des Werdenden zum Seienden genügt dem Forschenden nicht für seine volle Aufklärung. Er will die Ursache des Werdens erkennen. Der Biolog will die Energie begreifen, die das Werden einer belebten Zelle veranlaßt, und er fühlt als einen integrierenden Bestandteil seines Erkenntnisdranges und Erkenntniszwanges auch die Notwendigkeit zu erkennen, weshalb die gewordene Zelle oder die gewordenen Zellgebilde reflektorisch oder automatisch Arbeit in irgendeiner der möglichen Formen geistig und körperlich leisten.

Zu dieser Erkenntnis führt kein Pfad. Der oft von anderen wiederholte Satz, den ich einmal aussprach[1]: „Das Rätsel des Entstehens einer Ganglienzelle des Gehirns ist nicht größer als das des Unterganges ihrer Funktionen durch Morphiumeinwirkung", soll dieses absolute Dunkel auf engem biologischem Gebiete kennzeichnen, das auch der moderne Mensch auf dem Wege des Forschens antrifft, das die letzten

[1] Lewin. Lehrbuch der Toxikologie 1897, S. 7, und Traité de Toxicologie, trad. et annoté par G. Pouchet, Professeur à la Faculté de Médecine, Membre de l'Acad. de Médecine. Paris 1903, p. 30.

Fragen des Entstehens und Seins belebter Massen an sich und in ihrer Wechselwirkung mit Einflüssen der Außenwelt umfaßt.

Das „Leben" in seinen unübersehbaren Äußerungen bis zu der letzten, dem Vergehen, als eine vielleicht besondere Energieart, ist in allen Teilen im Wesen unbegreiflich. Es unterliegt zweifellos auch im einfachsten aktiven und passiven Verhalten einer Zelle ewig gleichbleibenden Gesetzen. Die hier und da vorgenommene Übertragung einzelner, anderweitig erkannter Naturgesetze auf „das Leben" hat bisher nicht dessen Wesen, sondern nur einige wenige Erscheinungsformen desselben ohne sonderlichen Erfolg aufzuhellen versucht. Allgemeine, immer unzureichende, rationalistische Hypothesen über „das Leben", als Richtungspfähle auf diesen Pfaden des Forschens, des Wissenwollens, bedeuten einen größeren Zwang für den Denkenden, als die Annahme einer, unserem Begreifen zwar unzugänglichen, aber dem Gefühle für die Wahrheit individuell mehr zusagenden, einheitlichen, unminderbaren und unzerstörbaren, als göttlich bezeichneten Kraft, von der „das Leben" in allen seinen unendlich zahlreichen Energieäußerungen für Werden, Sein und Vergehen nur ein kleiner Teil ist.

Lewin.

XIII.

Dr. Hans Scherrer, Professor an der Universität Heidelberg.

Ist die Frage allgemein gestellt, so muß man unterscheiden zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Die Geisteswissenschaften zerfallen bekanntlich in Erfahrungs- und exakte Wissenschaften, wie Philosophie, Geschichte und Mathematik. Diese letzteren fassen alle Erscheinungen ihres Bereiches geistig auf. Die Naturwissenschaften dagegen haben in ihrer Gesamtheit eine materialistische Richtung, verhalten sich also gegen diese Frage ablehnend; sie suchten bis jetzt alle Erscheinungen entweder mechanisch oder chemisch-physikalisch zu erklären. Indessen schreibt Alb. Kossel in seiner Rektoratsrede: „in den letzten Jahrzehnten haben

die physikalischen und chemischen Arbeiten Erscheinungen kennen gelernt, welche unsere Grundanschauungen über das Wesen der Materie völlig veränderten. Neu entdeckte Strahlungen, das Verhalten radioaktiver Stoffe, Umwandelung der Elemente, sind Vorgänge, deren theoretische Durchforschung unsere Vorstellungen über die Natur der Atome auf eine neue Basis stellt. Daraus geht hervor," schreibt der Verfasser weiter, „daß die Grundlage, auf der wir eine Erklärung der Lebenserscheinungen aufbauen müssen, erst in der Entstehung begriffen ist." —

Auf Seiten der Darsteller der Entwickelungslehre der Lebewesen wird die Lamarck-Darwinsche Theorie in ihrer Annahme mechanischer Faktoren: der Anpassung, Auslese und Vererbung, schon längst als unzureichend betrachtet, da daneben noch andere innere und selbst außerirdische kosmische Kräfte angenommen werden müssen. Wenn auch eine Veränderlichkeit durch Klima und Lebensweise zugegeben wird, so gelingt damit noch nicht eine völlige Umschaffung der Arten, geschweige eine solche der Familien, oder gar der Übergang von einem Naturreich ins andere. Die Arten bleiben bei der begrenzten Variabilität bestehen, eine völlige Veränderung geht nur vor sich in einer mit neuen Gestaltungsgedanken erfüllten schöpferischen Atmosphäre, oder durch den Weltwillen, wie es Schopenhauer ausspricht, und nicht bei planlosem Ungefähr. Es gab keinen allmählichen Übergang vom Tier zum Menschen, so sehr man ihn auch sucht und gesucht hat. Es wurden niedere und höhere Urrassen geschaffen; aber alle sind Menschen von Anfang an.

Der Urmensch war roh, aber kein Tier. Er lebte gesellig, die Geschlechter gepaart, entwickelte in der Sippe als vernünftiges Wesen die artikulierte Sprache, die Sitte und das Recht, lernte Gewerbe und Kunst, und wie er forschte, erkannte er sich abhängig von höheren Mächten. Er wird Verehrer derselben, er hat Religion. Zumeist sind es Sonne, Mond und Gestirne. Die Religion der Urmenschen ist hauptsächlich Naturdienst. Es gab in Wirklichkeit kein Naturvolk, welches sie nicht verehrte. (Vergleiche im Gegensatz zu Ernst Häckel, welcher sie in seinen Welträtseln zu leugnen versucht, Scherrer, Soziologie und Entwickelungsgeschichte, I, S. 110 u. f.) Auch der Gegensatz von Leib und Seele wurde ihm eingepflanzt, und er galt ihm in seinem Traumleben für geoffenbart (Näheres Scherrer ebendaselbst); daß die Seele außerhalb des Leibes sein könne, daran glaubte er, und somit an die Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode. Wer behauptet, daß ihm da ein Wahngebild vorgegaukelt wurde, der beschuldigt nicht ihn, das Geschöpf,

sondern den Schöpfer der Täuschung! Welch' schreckliches Urteil, welch' sträflicher Gedanke!

Hat der Schöpfer den Menschen nicht mit Vernunft begabt, daß er das Wahre und Richtige erkenne; hat er ihn nicht mit einer geschickten Hand ausgerüstet, damit er sich alles Nötige bereite? Er hat ihn als erschaffenes Wesen in eine tropische Zone gestellt, wo er nichts entbehrte und nicht zu hungern brauchte. Er hatte nur sich umzusehen, Früchte zu pflücken und zu sammeln; wenn auch nicht im biblischen Paradies: er war, wo er auch immer zuerst erschien, im Paradies auf Erden!

Als er sich nach der Vermehrung weiter in die gemäßigte Zone verbreitete, Jäger, Fischer und Hirte wurde, entbehrte er nichts, er gewöhnte sich an Fleischnahrung, ging auf die Jagd, fand saftige Weiden für sein Vieh. Alles diente ihm: Pflanzen, Tiere, Wasser und Luft. Sie schienen seinetwegen gemacht. Wenn auch Gefahren da waren: durch reißende Tiere, losgelassene Elemente, Sturm und Wetter, Kälte und Hitze, er fand den Mut, Mittel und Wege, sie zu überwinden. Bei lichten Blicken kam ihm alles entgegen: es boten sich die ihm nützlich werdenden Tiere zu Gefährten und zur Zehrung an, wie z. B. der Hund und das Rind, die Ziege, das Schaf, das Pferd und das Kamel. Die eßbaren Pflanzen lernte er von krautfressenden Tieren und durch eigenen Geschmack erkennen. Die Heilkräuter, von welchen sich heute noch so viele unter dem sogenannten nutzlosen Unkraut befinden, gebrauchte er wie die Tiere, zur Herstellung seiner Gesundheit. So war für ihn auch in kranken Tagen, bei Unwohlsein, gesorgt. Hört man daneben die Klage: es ist nicht alles vollkommen auf dieser Welt, so leugnen wir das nicht; denn wer behauptet, daß diese Welt die vollkommenste ist? Es existieren in der Tat Übel in der Naturwelt. Es gibt Übel, die das Leben der Menschen bedrohen: Elemente, Raubtiere, giftige Schlangen usw., indessen vermehren sich diese Geschöpfe nicht in Unzahl, und sonstiges schädliches Ungeziefer wird wieder durch elementare, gegnerische Gewalten vernichtet. — Wir können behaupten, daß sie niemals die Herrschaft erlangt haben, sondern im Gegenteil, daß sie seit ihrem ersten Erscheinen nicht allein im Gleichgewicht blieben, sondern selbst vermindert wurden. — Die Naturwelt ist immerhin gut geschaffen! — Selbst in geistiger Beziehung haben die Menschen viel zu ihrer Kultur von der Natur gelernt. Finger, Hände und Füße haben sie zählen und messen gelehrt, sogar das Dezimalsystem ihnen vorgezeichnet. Die Beobachtung des Mond- und des Sonnenlaufes hat sie zur Zeitmessung, der Wochen- und

der Jahreseinteilung bestimmt. Damit haben sie durch das Kalenderwesen eine himmlische Ordnung in ihr Erdenleben verpflanzt.

Da alles Gute von oben kommt, Sonnenschein und Regen, so wurden die Menschen zum Denken auf den Himmel hingewiesen. Dorthin versetzten alle Kulturvölker die allmächtigen Götter. Zu ihnen ließen sie die göttergleichen Menschen hinfahren; wenn auch die sonstigen Geister der Verstorbenen auf der Erde sich aufzuhalten schienen. Wie sie den geliebten Seelen der Verstorbenen Speisen als Opfer gaben, so brachten sie jenen Göttern wohlriechende Brand- und Dankesopfer von den Erstlingen des Erzeugten dar. Verbunden mit den Zeremonien der Priester wurde das ihr Kultus.

Die weltliche Ordnung aber haben die Götter nicht geschaffen, wenn auch hier und da Herrscher ihre Gesetzgebungen von höheren Wesen eingegeben vorgaben, um sie leichter befolgt zu sehen. Die menschlichen Ordnungen sind nicht Gottes Ordnung, sondern nur die natürliche ist es, und es war und ist stets ein Mißbrauch, die menschliche göttlich zu nennen! In der Urzeit war sie mehr natürlich, und daher, wie wir in der Entwickelungsgeschichte bewiesen haben, gerechter; sie ist mit der Herrschaft ungerecht und schlechter geworden. — Helfen wir durch Aufklärung, daß sie besser wird.

Wo die Völker zuerst in politischen Gemeinschaften als Ackerbauer zur Kultur kamen, war das nicht an den wunderbaren Flüssen des Nil und des Euphrat, welche periodisch die Ufer ihrer Täler und Ebenen überfluteten, wodurch sie den Boden düngten, so daß er hundertfältige Frucht brachte? Die Kultur der Ägypter und Babylonier beberuhte auf der Fülle der Nahrungsmittel, welche eine zahlreiche Bevölkerung ernährte, welche Arbeitern und Künstlern Zeit ließ, zum Dank und zu Ehren der Götter jene erstaunlichen, kolossalen Tempelwerke unter Leitung ihrer Priester aufzuführen, welche wir heute noch bewundern. Die alten Kulturvölker waren überhaupt die frömmsten, trotz ihrer geringen Kenntnis von dem Wesen Gottes. Nichts tat man, ohne sie zu fragen. Ihre Gunst war auch in natürlicher Weise zu erlangen. Drum nichts zahlreicher in ihrer hinterlassenen Literatur, als Lobgesänge der Götter, Psalmen und Hymnen. Wie sucht sich der bejahrte Beamte als gerechter Verwalter vor den Totengöttern hinzustellen; wie peinlich ein ägyptisches Totengericht? Nur die „reinen" Seelen nimmt Osiris auf! Wir kennen die 10 Gebote des Moses, sie sind nachweislich in

den Gesetzen aller Kulturvölker zu finden. — Und wie, der Geschichtsforscher, sieht er nicht in dem Gang der Entwicklung der Rassen und der Völker den Verstand und die Leitung einer höheren Vorsehung . . .? Doch genug für heute, das ein anderes Mal.

Prof. Dr. Ernst Scheurer

XIV.

Dr. J. H. van 't Hoff, Professor der Universität Berlin, Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

Meiner Ansicht nach haben sich die religiösen Grundgedanken schon dadurch für den Menschen als ausgezeichneter Leitfaden erwiesen, daß sie sich durch Jahrhunderte hindurch aufrecht hielten und also im Kampf ums Dasein stützten. Ob der bildliche Inhalt sich mit der Wahrheit deckt, kommt für mich in zweiter Linie. Ich stelle mich dazu, wie auf chemischem Gebiet zu dem Bild, das die Atomlehre bringt, und ziehe nur den praktischen Schluß, daß die religiösen Grundgedanken für das Leben, die atomistische Auffassung für die Chemie im großen Ganzen das Richtige zeigt. So neige ich, wiewohl als Naturforscher den religiösen Überlegungen etwas fern stehend, in schweren Lebenslagen dennoch dazu, darauf zurückzugreifen, und noch vor nicht langer Zeit, als mir das Schwerste zugefügt wurde, was einem Vater von seinem Sohn zuteil werden kann, und alles dunkel schien, habe ich Licht gefunden im religiösen Gedanken, der da sagt: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.

J. H. van 't Hoff.

XV.

Geheimer Hofrat Dr. Moritz Cantor, Professor an der Universität Heidelberg.

Sie richteten jüngst eine Anfrage an mich, welche, wenn ich Ihre Meinung richtig verstanden habe, etwa dahin ging, welchen religiösen Standpunkt mir meine fachwissenschaftlichen Bestrebungen angewiesen hätten? Ich könnte mit zwei Worten erwidern: Gar keinen. Ich bin Mathematiker und beschäftige mich seit mehr als 45 Jahren mit der Geschichte meiner Wissenschaft. Beziehungen zur Religion haben sich mir bei diesen Forschungen nirgend bemerkbar gemacht. Daß geschichtliche Beobachtung mich nötigte, meine Aufmerksamkeit auf die Kulturzusammenhänge zu richten, welche da und dort wahrnehmbar sind, ist begreiflich, daß Kulturzusammenhänge mitunter von Kultuszusammenhängen begleitet sind, ist unzweifelhaft, aber der Standpunkt des Beobachters bleibt und blieb von dieser Erscheinung unbeeinflußt. Wenn, um mich eines Vergleiches zu bedienen, dem heute mehr als je Verständnis entgegengebracht werden kann, ein Insasse eines lenkbaren Luftschiffes dem Laufe eines Stromes in den Lüften folgt und die Zuflüsse sich bemerkt, welche von rechts und links sich mit dem Hauptgewässer vereinigen, so stellt er sich keineswegs die Frage, wie die Quellen aller Zuflüsse entstanden sein mögen.

Wenn meine schriftstellerische Tätigkeit fast ausschließlich der Geschichte der Mathematik gewidmet war, so behandelte ich in meinen Vorlesungen doch einzelne mathematische Disziplinen, und streute nur gelegentlich geschichtliche Bemerkungen ein. Ist nun die Mathematik als solche geeignet, religiöse Gedankenfolgen zu beeinflussen? Man wird diese Meinung kaum hegen können, wenn man weiß, daß unter den bahnbrechenden Mathematikern Strenggläubige und Ungläubige zu finden sind, daß z. B. Newton, Gauß, Cauchy, Hermite als strenggläubig bekannt waren, während das Wort von Laplace, er habe bei seiner Darstellung des Weltsystems der Gotteshypothese nicht bedurft, hinlänglich bekannt ist.

Neben diesen persönlichen Gegensätzen könnte man allerdings auf zwei der Mathematik angehörende Begriffe hinweisen, welchen man

eine Beziehung zur Religion nicht leicht absprechen wird: Das Unendlichgroße und das Unendlichkleine. Meines Wissens hat weder das Eine noch das Andere meinen eigenen religiösen Standpunkt beeinflußt. Dieser hat sich, glaube ich, abseits der Mathematik gebildet. Weil aber Ihre Frage auch derart aufgefaßt werden kann, wie ich selbst mich zur Religion stelle, und ich keine Veranlassung habe, die Beantwortung Ihrer Frage zu verweigern, denn, wenn man in seinem achtzigsten Lebensjahre steht, muß man, wenn je, zur Klarheit über die letzten Dinge gekommen sein, so mag mein Glaubensbekenntnis ausgesprochen sein.

Ich glaube an ein Gesetz, welches das Weltall regelt, welches vor der Endlichkeit bestand und die Endlichkeit überdauern wird, welches das Größte in sich faßt und bei dem Kleinsten nicht Halt macht. Mit menschlicher Individualität begabt, kann ich mir aber das Weltgesetz auch nur individualisiert denken. Das Weltgesetz verdichtet sich zum Weltgesetzgeber. Wie man diese höchste Begriffseinheit nennen will, das ist mir gleichgültig, ist es doch nur meine eigene religiöse Auffassung, die ich mir gebildet habe.

Moritz Cantor

XVI.

Dr. Adolf Erman, Professor an der Universität Berlin und Direktor bei den Königlichen Museen.

Religion und Wissenschaft können nur scheinbar im Widerspruche stehen, denn sie haben im Grunde nichts mit einander zu tun. Diese ist ein Produkt des Verstandes und jene entstammt dem Gefühl. Und wie weit auch unsere wissenschaftliche Erkenntnis vordringen mag, den letzten Rätseln, dem, was man eigentlich wissen möchte, kommt sie doch niemals näher; dort behalten Gefühl und Glauben ihr altes Recht und ihr altes Reich.

Was dem wissenschaftlichen Sinne an einer Religion anstößig erscheinen kann, ist nur deren Schale, und die ist im Grunde etwas

Gleichgültiges. Gewiß hat sie oft ein barockes Äußere, aber wie wunderlich sie auch sein mag, sie erfüllt doch ihren Zweck, dem religiösen Gefühle als Halt zu dienen. Nur darauf kommt es an, daß dem frommen Gemüte irgend etwas gegeben ist, woran es sich erheben kann, und dazu verhilft schließlich jeder religiöse Glaube, mag er auch noch so seltsam gestaltet sein.

Zu wünschen bleibt natürlich immer, daß die Form der Religion sich allmählich der fortschreitenden intellektuellen Entwicklung eines Volkes anpasse. Freilich kann dies nur langsam geschehen, denn der Menge der Gläubigen, die an der gewohnten Form noch hängen, darf kein Anstoß gegeben werden, aber der Kontrast zwischen Religion und Wissenschaft darf doch auch nicht zu groß werden, sonst entsteht ein Konflikt, der für beide verhängnisvoll werden kann.

Wie die Wissenschaft die Religion nicht schädigen kann, so kann sie ihr andererseits auch nicht helfen, und wenn ein Glaube nicht mehr aus eigener, innerer Kraft gedeiht, bei der Wissenschaft findet er keine Förderung. Darüber wollen wir uns nicht täuschen. Wer einen Ausdruck des neuen Testamentes richtiger deutet als bisher, oder wer die Quelle jüdischer Vorstellungen in babylonischen Texten nachweist, der fördert damit zwar die historische Wissenschaft, aber für unsere Religion ist seine Kenntnis ohne Belang. Denn das Christentum ist zwar einmal von dem neuen Testamente und von dem jüdischen Glauben ausgegangen, aber längst hat es sich in seiner eigenen Weise entwickelt, und weder die Formen, die es im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet hat, noch sein eigentlicher religiöser Inhalt werden durch solche Forschungen noch berührt. Es ist für uns ganz einerlei, ob die Übersetzung „unser t ä g l i c h Brot gib uns heute" das Rechte trifft oder nicht, denn nur an dem gewohnten Wortlaute mit dem „täglich" hängt unser Herz. Und wenn es wirklich einmal gelänge, über Christi Herkunft und Geburt etwas zu ermitteln, für unser religiöses Empfinden bliebe doch das Weihnachtsevangelium nach wie vor allein im Rechte.

In Summa: wir wollen uns in der Religion nicht durch die Wissenschaft stören lassen und in der Wissenschaft nicht durch die Religion.

Ad Erman.

F o r t s e t z u n g i n d e r M a i - N u m m e r.

Kurt Aram:
Die Hagestolze. Roman.

Fortsetzung.

III.

Welchen Fortgang ich nach diesem Anfang erwartete, kann man sich denken. Aber es ist ganz anders geworden. Im wirklichen Leben ist es ja meistens so, aber wenn man es wieder einmal am eigenen Leibe erfährt, wundert man sich doch. Als eine hübsche und angenehme Liebesgeschichte hatte ich mir die Sache zurechtgelegt. Wir sind beide unabhängige Leute und haben nichts danach zu fragen, was die Welt für gut oder schlecht hält.

Am andern Morgen sah ich die Zofe von drüben zu mir kommen. Ich öffnete selbst die Haustür, hörte aber, wie Frau Bleiders vorsichtig die Küchentür öffnete und hören mußte, daß mich die gnädige Frau für fünf zum Tee einlud. Ich bedankte mich bestens, sagte selbstverständlich zu, erkundigte mich nach dem Befinden der gnädigen Frau und schloß die Haustür wieder. Auch die Küchentür schloß sich hinter Frau Bleiders.

Ich war sehr zornig. Auf Frau Bleiders, die gehorcht hatte und sich nun wohl schon wunder was dachte. Und ich zürnte auch der Amerikanerin wegen dieser konventionellen Einladung, zu der sie mit solcher Selbstverständlichkeit gegriffen hatte, meinen eigenen Plänen zuvorgekommen war und mir sozusagen die Initiative vorweggenommen hatte. Eigentlich wollte ich nämlich so gegen Zwölf hinübergehen, sie zum Mittag in die Stadt einladen, gut essen und trinken mit ihr, dann einen kleinen Ausflug machen und weitersehn.

Sie hatte es mir auf den ersten Augenblick angetan. Daraus folgerte ich, daß es ihr wahrscheinlich genau so ging; und da wir beide anständige Menschen waren, warum sollten wir uns lange etwas vormachen? Mag die Rache auch kalt am besten schmecken, die Liebe muß warm genossen werden. Kalte Küche liebe ich für meine Person überhaupt nicht, und die Liebe ist kein Fasan, der erst liegen muß, um weich zu werden.

Sie hatte ein hellseidenes, weiches Hauskleid an, als ich hinüberkam. Hals, Nacken, die beiden Unterarme waren bloß.

Ich wollte etwas sagen, aber sie kam mir zuvor: „Komplimente liebe ich nicht."

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich ein Kompliment machen wollte?"

„Ihr Gesicht!"

„Ich mache überhaupt keine Komplimente", sagte ich und blickte finster.

Sofort gab sie mir die Hand, schüttelte sie kameradschaftlich und behauptete, das sei ihr sehr sympathisch.

„Wenn ich sage, Sie haben einen wundervollen Nacken und herrliche Arme, so ist das kein Kompliment, sondern einfach die Wahrheit."

„Dann bitte ich Sie, mir auch keine Wahrheit zu sagen, denn für meine Anatomie interessiere ich mich nicht im mindesten."

„Ich dafür um so mehr!" sagte ich zornig, denn ich fand den Ausdruck „Anatomie" einfach entsetzlich.

„Dann werden wir schwerlich gute Freunde werden", erwiderte sie und lud mich zum Sitzen ein.

Ich setzte mich. „Sie müssen mir schon gestatten, noch einmal auf diesen gräßlichen Ausdruck ‚Anatomie' zurückzukommen..."

„Wenn es Ihnen Spaß macht? Mir nicht!"

„Ich bin doch nicht dazu da, Ihnen unausgesetzt Spaß zu machen!"

„Ich habe aber solche Leute am liebsten. Widerwärtiges habe ich ohnehin genug."

Ich schalt sie eine Egoistin, sie sagte dasselbe von mir, und ehe wir uns dessen versahen, waren wir im wildesten Streiten. Als kännten wir uns schon viele Wochen. Sie benahm sich mindestens so hitzig und eigensinnig wie ich. „Der Klügste gibt nach", sagte ich schließlich, weil mir nichts Besseres einfiel.

Sie stutzte, machte ein sehr hochmütiges, echt amerikanisches Gesicht und entgegnete, Grobheiten vertrage sie ebenso wenig wie Komplimente.

Da sie weder Komplimente noch Wahrheiten noch Grobheiten mochte, fragte ich selbstverständlich, was sie denn nun eigentlich gerne habe.

Sie meinte lächelnd, ein manierliches, wohl erzogenes Wesen sei ihr am sympathischsten.

„Also Dummköpfe", erwiderte ich in sehr höflichem Ton.

Sie bekam einen roten Kopf. „Es ist eine merkwürdige Beobachtung, die ich immer wieder mache, wie eingebildet und launisch alle Künstler sind. Sie glauben, sie dürfen sich alles erlauben, verachten alle Rücksichten und schelten jeden Mann, der sich rücksichtsvoll benimmt, einen Dummkopf."

„Wenn das auf mich gehen soll, so täuschen Sie sich, denn ich rechne mich längst nicht mehr zu den Künstlern."

„Aber ich rede doch ganz allgemein. Warum müssen Sie gleich persönlich werden?"

„Das sind eben Fragen des Temperaments."

„Nein, es sind Fragen des Willens und der Erziehung."

„Wenn man kein Temperament besitzt, hat man es leicht, wohl erzogen zu sein."

„Um so größer ist das Verdienst, wenn es auch die temperamentvollen Leute, die Künstler, sind."

Wir schwiegen eine Weile, denn sonst hätten wir sofort wieder zu streiten angefangen.

Ich fragte: „Lieben Sie das Meer?"

„Nein."

„Das dachte ich mir."

„Warum?"

„Weil ich es liebe."

Ich griff nach einem Cake und stopfte mir damit den Mund. Aber es wurmte mich, daß sie so offen war, und ich fragte wieder: „Selbstverständlich lieben Sie das Gebirge?"

„Warum selbstverständlich?"

„Weil ich es nicht ausstehen kann."

„Sie haben recht, nichts liebe ich so sehr wie das Gebirge."

„Das dachte ich mir."

„Sie scheinen mir viel von einem Tyrannen zu haben", meinte sie, „denn Sie vertragen es schlecht, wenn jemand nicht Ihren Geschmack hat."

In diesem Augenblick war mir die Amerikanerin direkt zuwider. Am liebsten wäre ich aufgestanden, hätte eine sehr wohl erzogene Verbeugung gemacht und wäre gegangen. Aber dann sah ich sie schwerlich so bald wieder. Dieser Gedanke hielt mich fest auf meinem Stuhl.

„Natürlich lieben Sie auch Baumbach, Julius Wolff und dergleichen Leute, wenn Sie sie kennen?"

„Das tue ich in der Tat", sagte sie.

„Dazu gehört Mut in der heutigen Zeit."

„An Mut hat es mir nie gefehlt."

Es war wie verhext. Was der eine auch sagte, der andere fühlte sich immer dadurch gekränkt und verletzt. Warum saß ich überhaupt immer noch in diesem Zimmer und ließ mir Malicen ins Gesicht sagen? Und

warum ließ sie sich immer das noch von mir gefallen? Am Ende nimmt sie doch ein starkes Interesse an mir, dachte ich und suchte durch alle möglichen Kreuz- und Querfragen, mit denen ich sehr harmlos tat, dahinter zu kommen. Aber es gelang mir nicht. Auf einmal lachte sie sehr hübsch und reizend boshaft.

„Sie wundern sich, daß ich mir Ihre Unarten gefallen lasse? Ich bin eben ein höflicher und wohl erzogener Mensch."

Da hatte ich es und stopfte mir wieder mit einem Cake den Mund.

Um auf etwas anderes zu kommen, sprach ich zu ihr von meiner Absicht, sie zu Tisch einzuladen, und wie sie mir durch ihre Tee-Einladung zuvorgekommen sei.

„Das war Ihnen wohl gar nicht lieb?"

Ich mußte es zugeben, zeigte aber einige Verwunderung über ihre Frage. Sie erzählte mir dann, daß sie als hübsche, geschiedene Frau beträchtliche Erfahrungen über den Umgang mit Männern gesammelt habe, die zu dem Schlusse kamen, daß alle Männer eigentlich nur ein und dasselbe wollen. Solange sie sich einbilden, sie würden das Ziel doch noch erreichen, benehmen sich die Männer eifrig und galant. Soweit die Männer aber nicht mehr an diesen Erfolg glauben, ziehen sie sich zurück und verschwinden.

Ich ließ betrübt den Kopf hängen und wußte nicht gleich, was darauf zu antworten sei. Stimmte ich ihrer Anschauung zu, sprach ich mir sozusagen selbst das Urteil. Widersprach ich ihr, gab es gleich wieder ein großes Streiten, und das wollte ich vermeiden.

Da ich schwieg, bot sie mir noch einige weitere Perlen aus dem Schatze ihrer Erfahrung.

Sowie sie auf einen Mann Eindruck mache und er sie aufsuche, glaube er auch schon einen Anspruch darauf zu haben, sie zu tyrannisieren oder wenigstens zu beeinflussen. Am schlimmsten aber sei es, wenn ihr so ein Mann einen Heiratsantrag gemacht habe. Das sei an sich ja etwas sehr Respektables, und der betreffende zeige ihr durch solchen Antrag ein Vertrauen, das sie zu schätzen wisse, aber er tue dann auch gleich so, als ob er schon mit ihr verheiratet wäre, gebärde sich gräßlich eifersüchtig auf jeden andern, verlange womöglich Rechenschaft über jeden Ausgang, über jedes Gespräch, das sie mit einem dritten führe, und dergleichen mehr. Darin läge doch eigentlich eine unglaubliche Selbstüberschätzung, wie auch darin, daß jeder tödlich beleidigt sei, wenn sie seinen Antrag nicht annähme. Jeder bilde sich offenbar ein, nur er allein könne sie glücklich machen, nur seiner

sei sie würdig... „Es kommen dann sehr bald keine Blumen mehr, die Besuche lassen nach, und es dauert gar nicht lange, so ist der Gekränkte für immer verschwunden, als habe er mich nie gekannt."

All diese bitteren Pillen schluckte ich stumm und nachdenklich hinunter.

„Ist es nicht so?"

„Haben Sie denn niemals bessere Erfahrungen gemacht?"

„Nie."

„Das ist doch auch für Sie sehr traurig."

Sie meinte, es sei sehr gut, denn nun habe sie keine Illusionen mehr in diesem Punkt, und das könne ihr als allein stehender Frau nur lieb sein.

Ich meinte, ein Leben ohne Illusionen sei arm und öde. Sie meinte, reich sei es in der Tat nicht, aber gesund und bekömmlich. Ich erwiderte, das gelte doch wohl nur für sehr nüchterne Personen. Das sei sie auch, entgegnete sie.

Ich seufzte, denn ich wurde nicht recht klug aus ihr. Da fiel mir ein, wie ihr gestriges Benehmen im Bett doch ganz anders gewesen war, und ich gab dem Ausdruck. Da wurde sie mit einem Mal ganz verlegen, bat mich, nie wieder davon zu sprechen, und behauptete, sie sei gestern nur so gewesen, weil sie sich nicht wohl gefühlt habe und sich über die Maßen einsam vorgekommen sei. Ein seltener Zustand, der hoffentlich nie wiederkomme.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihn wieder herbei zu wünschen, was sie ihrerseits wieder sehr egoistisch und echt männlich fand.

„Ich werde mich bemühen, Ihnen eine bessere Meinung von meinem Geschlecht beizubringen."

„Das dürfte Ihnen nicht leicht werden. Übrigens, damit Sie mich nicht mißverstehn, meine Meinung bezieht sich nur auf Männer, die in mich verliebt sind. Es gibt ja Gott sei Dank noch andere, wirklich gute Freunde."

„Das verstehe ich nicht."

„Soll das wieder eine Wahrheit sein, wie Sie Ihre Komplimente lieber nennen?"

Ich stand auf, um mich zu verabschieden, und bat sie, doch sitzen zu bleiben, ich fände schon allein heraus. Aber das ließ sie nicht zu, das verböte ihr die einfachste Höflichkeit, sie begleitete mich.

Auf dem Gang nahm ich mich zusammen und bat sie, doch heute abend mit mir in ein Theater zu gehen.

Sie lehnte ab, denn sie habe sich schon mit ihrer Zofe und deren Bräutigam verabredet. Ich sah wohl etwas erstaunt drein, denn sie erklärte

mir, das seien einfache und gerade Naturen. Lächelnd fügte sie hinzu: „Und wenn ich überhaupt mich noch einmal verlieben sollte, ich glaube, das wäre ein Holzknecht oder dergleichen. Von den komplizierten Naturen habe ich mehr als genug."

Ich verbeugte mich stumm, denn darin lag doch wohl eine klare Beleidigung für mich.

Sie reichte mir die Hand und sagte: „Auf Wiedersehn."

Ich sagte auch: „Auf Wiedersehn", wenn ich auch nicht begriff, wozu sie nach dem allen darauf noch Wert legte.

Ich unternahm, obgleich die Sonne schon unterging und nur noch schwach und gelb lächelte, einen langen Spaziergang. Zunächst durch die Stadt, denn der Natur fühlte ich mich noch nicht gewachsen. In der Stadt ist man rings von Kulturgenossen umgeben und nimmt sich zusammen. Auf einer Wiese wird man gleich selbst zu einem Stück Natur und fängt an zu heulen, die Zähne zu fletschen oder zu lachen. Je nachdem. Unter Menschen kann man das alles nicht. Auch nicht lachen. Es sei denn unter Zuhilfenahme von Alkohol.

Gut, daß Mabel diese Zeilen nie lesen wird. Sonst würde sie wieder einmal sagen, ich sei nicht normal. Bei andern ist mir das gleichgültig, aus ihrem Munde ist es ein Schimpf für mich. Aber ärgere ich mich in ihrer Gegenwart über diesen Schimpf, findet sie mich erst recht normal, weshalb ich es nicht mehr tue.

Von allen Seiten strömten die Kulturgenossen aus den Wäldern und Feldern wieder in die Stadt zurück. Wie das liebe Vieh zu den Ställen strömt. Alle sehen sie simpel aus. War das ein schöner Tag heute, steht auf allen Gesichtern. Als ob man das nicht auch ohnehin wüßte. Als ob diese Gesichter ein Verdienst daran hätten! Wie wird uns das Abendessen schmecken! stand auch noch auf all diesen Gesichtern geschrieben. Weiter nichts. Es ist doch seltsam, daß immer wieder Leute groß werden, die das Wort Mensch aussprechen, als sei dabei etwas Besonderes.

Als ich vor die Stadt kam, war Feld und Wald und Wiese still und leer. Wunderbar still und leer. Man fühlte ordentlich, wie das alles aufatmete, nicht mehr betrampelt, bejodelt und bespuckt zu werden.

Ich ging ganz leise und vorsichtig. Wie einer, der sich schämt, weil er der äußeren Erscheinung nach auch zu diesen Kulturgenossen gehört, welche die Natur unmöglich lieben kann; und mein Herz sehnte sich so nach Liebe.

Einen schmalen Fußsteig ging ich, der sich zärtlich durch die Wiese

schlängelte, der lustige, verliebte Kerl. Und nicht weit von ihm wanderte auf leisen Sohlen ein Bach zu Tal. Hie und da sah ruhig und gemessen ein Baum ins Land. Hie und da lagen einzeln und in Gruppen Sträucher auf der Erde. Wie Tiere, die eines guten Schlafes sicher sind und sich getrost zusammenrollen, um wach und tüchtig zu werden für den neuen Tag. Es ist doch seltsam, daß immer wieder Leute groß werden, die das Wort Mensch aussprechen, als sei dabei etwas Besonderes.

An einem Rain setzte ich mich nieder. Er gab sich willig dazu her, fragte nicht, quälte mich nicht und ließ mich gewähren. Alles war für einen Augenblick glatt und ruhig in mir. Dann fletschte ich die Zähne, und dann heulte ich, und dann lachte ich. Und dann ging ich in die Stadt zurück. Ein dankbarer Mensch stört die Natur nicht lange, wenn sie schlafen will. Sie hat die Ruhe nötig. Schon der Kulturgenossen wegen.

Kaum bin ich wieder in den Straßen, wo die brennenden Laternen jeden Abend gleich albern aussehen, so recht ein Produkt von Menschenhand, stoße ich natürlich sofort auf einen Freund. Es ist nicht Freund Lossow, der die zehn Mark nicht verwinden kann, sondern Freund Sayler, der mir jedesmal sofort versichert, wie sehr er mich verehre. Warum, weiß ich nicht, und er auch nicht. Es ist bei ihm zu einer Gewohnheit geworden. Wie bei mir, daß ich jedesmal voller Bescheidenheit diese Versicherung als durchaus unberechtigt ablehne. Infolgedessen glauben wir jetzt schon alle beide ein wenig an diese Verehrung, und hier liegt wohl auch das Geheimnis unserer sogenannten Freundschaft. Im übrigen stimmt nämlich nichts bei uns zusammen. So ist er zum Beispiel von einer geradezu unglaublich geräuschvollen Beweglichkeit besessen. Das Maul klappert ihm unausgesetzt. Mir ist es unverständlich, wo er nur all das Zeug hernimmt, das sich so eilig, laut, und ohne daß der Vorrat je abnimmt, aus diesem Maul ergießt. Seine Augen rollen unausgesetzt wie Schwungräder, die vor Eifer verrückt geworden sind. Wer dies Getriebe auch nur für einen Augenblick anhalten wollte, würde unzweifelhaft zermalmt werden. Die Arme pendeln unausgesetzt heftig auf und ab und knacken in den Gelenken, denen offenbar das Öl ausgeht, ohne daß die Arme deshalb auch nur für eine Minute Ruhe geben. Man stelle sich dieses Maul, diese Augen, diese Arme in voller Tätigkeit vor, und man kann sich denken, was dieser eine, einzige Mensch für einen Spektakel macht, der ihn selbst aber nicht im geringsten ermüdet. Mich um so mehr.

Ich wollte schnell um eine Ecke biegen, aber die rollenden Augen hatten mich längst erspäht, er lief, die Arme pendelten auf mich zu und rissen

Leo Putz:
Scherzo (1901).

abwechselnd mechanisch an meinen Rockknöpfen, weil ich immer noch entweichen wollte, bis ich mich in mein Schicksal ergab und das Maul klappern ließ.

Zunächst versicherte er mir wieder, wie sehr er mich verehre. Ich lehnte diese Versicherung in aller Bescheidenheit als unberechtigt ab. Damit sind die Präliminarien erledigt, und er übergießt mich mit Neuigkeiten und Klatsch aller Art, was mich nicht im geringsten interessiert. Er muß das fühlen, denn er wird immer geräuschvoller, damit ich ihm ja nicht fortlaufe. Irgend etwas unter all den Neuigkeiten, die ich weiß, muß ihn doch interessieren, denkt er sich und klappert. Mittenhinein sagt er, ich solle ein Glas Bier mit ihm trinken, er habe mir ganz im Vertrauen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Ehe ich noch eine Ausrede finde, hat er mich schon in ein Bierhaus geschoben. Alle Gäste fahren erschrocken zusammen, als Freund Sayler erscheint. Manche kennen ihn und tuscheln über ihn. Andere, die ihn noch nicht kennen, sperren Mund und Nase auf wie vor einem Wunder. Derweil haben wir uns gesetzt.

Über seinen Kopf läuft ein großer Schmiß, weshalb er das Haar sehr kurz trägt. Er ist sehr stolz auf den Schmiß. Mir kommt er immer etwas unheimlich vor. Sehe ich lange hin, so wird das Gefühl immer stärker in mir, als sei dem Kopf vor Zeiten einmal sein Inhalt zu viel geworden, worauf er einfach nachgab und platzte. An der Stelle, wo der Schmiß geht, wurde er dann wieder notdürftig zusammengelötet. Vielleicht redet Freund Sayler deshalb so viel, weil er Angst hat, sein Kopf könne wieder einmal platzen und müsse wieder gelötet werden? Nachdenklich starre ich auf den unheimlichen Schmiß.

Er redet jetzt unentwegt von seiner Schwester, die ich gar nicht kenne. Ich würde sie nächstens kennen lernen, behauptet er, sie freue sich sehr auf meine Bekanntschaft, und mir würde die Schwester auch sehr gefallen, wie er bestimmt wisse, denn sie sei ein ungewöhnlich kluges und begabtes Mädchen, sie spreche unzählige Sprachen und sei mächtig gebildet.

Ich sage: „Da hat es die Natur sehr weise eingerichtet, deine Schwester hat die Bildung im Kopf und du auf dem Kopf."

Für einen kurzen Augenblick gerät sein Räderwerk in Unordnung, der Mund steht offen, ohne zu sprechen, die Augen versuchen, ihr Rollen einzustellen. Mir wird fast Angst bei diesem Anblick. Aber Gott sei Dank, schon ist alles wieder in bester Ordnung, Freund Sayler ignoriert solche Zwischenbemerkungen, weil sie ihn aus dem Konzept bringen könnten und seinen Redefluß stören. Die Maschine ist wieder in vollem Gang.

Ob ich mich denn gar nicht wundere, woher er so bestimmt wisse, daß ich in aller Kürze seine Schwester kennen lernen werde?

Ich finde die Frage recht indiskret und schüttele den Kopf, was immer am besten ist.

Seine Schwester kommt in acht Tagen hierher, denn Freund Sayler hat sich verlobt.

Bei dieser Kunde fiel ich allerdings fast vom Stuhl und rief unwillkürlich: „Herrgott, das Mädchen, mit dem du dich verlobt hast, das möchte ich wirklich kennen lernen!"

Freund Sayler ist ganz entzückt über mein Interesse und schildert seine Braut bis in die kleinsten Details. Nichts bleibt mir erspart. Er versteht sich auf dergleichen, da er vor Jahren einmal ein kunstgeschichtliches Kolleg hörte. Nur über einen Punkt, und es ist der einzige, der mich wirklich interessiert, sagt er kein Wort. Ich warte und warte, aber nichts darüber.

Schließlich frage ich: „Junge Mädchen sind doch meist sehr gesprächig. Mich stört das zuweilen an ihnen. Ist deine Braut das auch?"

Nein, das sei sie durchaus nicht, sie sei echt weiblich und rührend bescheiden und still. Geschwätzige Leute seien ihm ja überhaupt, wie ich als sein Freund doch wissen müsse, zuwider. „Es sind meist Flachköpfe."

„Darin hast du recht", erwidere ich.

Er redet wieder ein langes und breites über seine Braut, ihr Inneres, ihr Äußeres, von oben bis unten und nach allen Richtungen hin lerne ich sie kennen.

Plötzlich merkt er, daß ich das nicht länger mitanhören kann. Er besitzt ein wunderbar sicheres Gefühl dafür, wann sein Zuhörer dem Zusammenbrechen nahe ist. Er springt auf ein neues Thema über, denn dann geht es wieder für eine Weile. Da er ein dunkles Gefühl dafür hat, daß ich ihn im Augenblick nicht so hochschätze, wie er es seiner Meinung nach verdient, wählt er ein Thema, von dem er voraussetzt, daß es mich zugleich ein wenig ärgert. Er spricht von seinen Erfolgen. Er schreibt nämlich Bücher und Zeitungsartikel aller Art. Erst vor drei Tagen hat er ein Buch unter ganz glänzenden Bedingungen verkauft. Es wird zugleich auch in englischer und französischer Sprache erscheinen, und damit verdient er noch extra einen Batzen Geld. Sein letzter Artikel im „Anzeiger" habe ein großes Aufsehen gemacht und ihm jetzt schon eine Menge Anerkennungsschreiben eingetragen, obgleich er erst gestern herauskam. Geheimräte, Professoren und höhere Offiziere hätten ihm geschrieben. Außerdem habe er vor fünf Tagen mit

zwei der ersten Verleger über drei neue Bücher abgeschlossen. Nun habe er drei Jahre vollauf zu tun.

Ich sitze stumm und starr.

Er hält es für Neid.

Das ist eine günstige Gelegenheit, ich stürze mich auf meinen Hut, schüttele ihm eilig die Hand und laufe fort.

Da ich neidisch bin, kann er mir meinen schnellen Aufbruch nicht übel nehmen. Es ist doch eher eine Art Genugtuung für ihn.

Mir brummt der Kopf, und Hunger habe ich auch. Ich gehe also in das feinste Restaurant, denn es ist natürlich auch das ruhigste, und komme allmählich wieder zu mir selbst.

Kaum bin ich so weit, fällt mir wieder die Amerikanerin ein. Herrgott, daß man auch nie zur Ruhe kommen kann!

Vielleicht kommt sie auch hierher? Das wäre ein Glücksfall! Aber zusammen mit ihrer Zofe und deren Bräutigam wird sie schwerlich gerade dies Lokal, wo eigentlich nur Smoking und Frack standesgemäß sind, aufsuchen. Das ist doch ganz klar. Aber trotzdem warte ich darauf, daß sie erscheint.

Den vorderen Teil des nicht sehr großen Lokals mit dem Eingang habe ich im Rücken. Sowie also jemand eintritt, muß ich mich vorsichtig umdrehn. Schon damit die andern Leute nichts merken. Es ist ein sehr unangenehmes Gefühl, in solcher Position zu warten.

Und dieser Mensch, dieser Sayler, er braucht nur die Hand auszustrecken, schon klebt ihm eine Braut daran. Es muß schon ein sehr nettes, bescheidenes und gar nicht modernes Mädchen sein, daß sie mit so einem zufrieden ist. Sie ist jedenfalls besser wie nichts, wie gar nichts.

Ich geriet in eine sehr sentimentale Stimmung.

Plötzlich höre ich es hinter mir rauschen. Ich weiß nicht, wieso, aber ich wußte ganz bestimmt, das ist die Amerikanerin.

Sie war es auch. Eine nette Zofe, ein netter Zofenbräutigam, die mit ihr waren. Zwei Herren im Frack, ganz junge, hübsche Menschen mit Monocle! Und sie in großer Toilette, das heißt sehr wenig angezogen. Sie erkannte mich nicht einmal und ließ sich ziemlich weit von mir mit ihren Begleitern nieder.

Nun hatte ich sie erwischt. Glatt angelogen hatte sie mich. So eine Kourtisane, so eine Kokette! Ein wahrer Segen für mich, daß ich so bald dahinter kam. Sonst hätte ich mich doch noch sehr ernsthaft in sie verliebt. Na, mit der spreche ich nie mehr ein Wort, die sollte sich wundern!

Ich geriet in eine immer größere Wut, und der Bordeaux heizte kräftig nach.

Wie diese blasierten Jünglinge mit den Augen ihre Schultern abtasteten und taxierten! Merkte sie das denn gar nicht? O, sie merkte es sicherlich, und sie wollte es sicherlich, daß man sie so musterte, denn sonst hätte sie sich doch nicht so irrsinnig angezogen.

Nur eins wurmte mich. Sie wußte nicht, daß ich da war und sie nun durchschaute. Angenehm war ihr das gewiß nicht. Es ist keiner Frau angenehm.

Wie sollte ich es nur anstellen, daß sie auf mich aufmerksam wurde? Ich räusperte mich. Du lieber Gott, das taten andere auch.

Ich mußte zahlen, hinausgehn, nach einer Weile zurückkommen, so tun, als suche ich einen Bekannten, dabei an ihrem Tisch vorbeigehn und höhnisch grüßen.

Ich bezahlte und ging fünf Minuten spazieren. Länger ging es nicht wohl an. Sonst hätte die Amerikanerin ja inzwischen sich wieder entfernen können, und dann war es mit einer Rache nichts.

Mein Herz klopfte immer wilder, als ich zum zweiten Mal durch das Lokal schritt und nach Bekannten suchte. An ihrem Tisch stutzte ich sehr geschickt, so daß sie aufblicken mußte. Ich sah sie an. Endlich erkannte sie mich und lächelte mir harmlos fröhlich zu. Ich tat nichts dergleichen, machte nur eine förmliche Verbeugung und das entsprechende Gesicht dazu und verschwand.

Erst sehr spät in der Nacht kam ich nach Hause. Im Flur lag ein Zettel. Auf dem Zettel stand: Die Amerikanerin ist erst um ein Uhr nach Hause gekommen. Zwei Herren brachten sie in einem Auto an das Haustor. Ergebenst Frau Bleibers.

Ich zerriß den Zettel und fluchte auf diese alberne Amerikanerin und die mindestens so alberne Zugeherin, die bei Licht betrachtet an allem schuld war.

Frau Bleibers hatte mir zwei Flaschen Rotwein in mein Arbeitszimmer gesetzt. Ich trank. Weiter weiß ich von diesem Abend nichts mehr. Jedenfalls schlief ich gut und traumlos.

IV.

Wenn ich an die ersten Wochen nach jener Nacht zurückdenke, so muß ich heute über sie lächeln. Wie einfach und primitiv war damals alles. Ich war wütend, grollte und machte mir das Leben schwer. Das Schicksal

hatte mir eine Leidenschaft zugeworfen, ich nahm sie auf den Rücken und stöhnte und fluchte unter der Last. Warum warf ich sie nicht einfach von mir? Konnte ich es schon damals nicht mehr?

Heute entzieht sich das jedenfalls meinem Urteil, heute, wo ich nicht einmal mehr fluchen kann.

Damals dachte ich: Schwereres trugst du noch nie und wirst du nie wieder auferlegt bekommen. Heute muß ich, wie gesagt, darüber lächeln. Wer mir das damals gesagt hätte, vorausgesagt! Am Ende hätte ich dann doch die Last schleunigst von mir geworfen. Jetzt ist es zu spät dazu. Jetzt gehört sie zu mir wie ein Stück von mir selbst. In mich hinein ist sie gekrochen, gedieh, wuchs und füllt mir Herz und Nieren. So etwas kann man nicht mehr von sich werfen, es sei denn, man wirft sich selbst gleich mit fort.

Damals schwor ich mir, die Amerikanerin nie wiederzusehn, und glaubte noch an diesen Schwur. Heute weiß ich: ohne Mabel kann ich gerade so wenig leben wie ohne Luft. Und so lange man aus einem Menschen nicht über Nacht einen Spickaal machen kann, so lange wird sich das nicht ändern.

Wochenlang ging ich damals der Amerikanerin geflissentlich aus dem Wege. Das heißt, ich nannte das so. Es bestand darin, daß ich halbe Tage lang von meinem Fenster nach dem ihren starrte und erst davon abließ, wenn ich sie aus der Haustür treten und in die Stadt gehen sah. Dann setzte ich mich für einen Augenblick, um mich zu erholen. Diesen Augenblick benutzte mein Gehirn zu folgender Erwägung: Da du dir geschworen hast, ihr geflissentlich aus dem Wege zu gehen, so bleibt dir nichts anderes übrig, als zu versuchen, ihr zufällig zu begegnen.

Ich sprang auf, machte mich zum Ausgehen fertig und stürzte fort. Alle bekannten Straßen auf und ab. Nur hie und da verschnaufte ich vor einem Parfümgeschäft, einem Hutladen oder einer Blusenauslage. Sie konnte sich ja gerade in diesem Geschäft befinden, weshalb es für mich keinen Zweck hatte, vorbeizurennen. Ich wartete einige Zeit, bis ich überzeugt war, sie weile doch nicht in diesem Laden, und rannte weiter. So eifrig wie ein Arzt, der seinen ersten und einzigen Kranken besucht. Gegen Mittag lief ich alle Gasthäuser ab, um zu sehen, ob sie nicht in einem speise. Dann kamen die Kaffeehäuser an die Reihe, und dann ging ich wieder nach Hause, nachdem ich irgendwo in Eile etwas in mich hineingeschlungen hatte. Ein Stündchen wälzte ich mich auf meinem Sofa herum und nannte das den „gewohnten Mittagsschlaf", und dann legte ich mich wieder auf die Lauer.

Zur Ruhe kam ich erst, wenn ich drüben bei ihr Licht sah. Dann wußte ich wenigstens, sie war zu Hause, es war nicht nötig, ihr geflissentlich aus dem Wege zu gehen.

Da es mir auf diese Weise nicht gelingen wollte, ihr zufällig zu begegnen, sann ich mir etwas anderes aus. Wenn sie aus dem Hause trat, pflegte sie links herum um den beträchtlichen Häuserblock nach der Stadt zu gehn. Ich ging jetzt rechts herum in der Erwartung, ich würde so am Ende des Blocks mit ihr zusammenstoßen. Die ersten Male ging ich so langsam, wie eben eine Dame zu gehen pflegt. Ich traf sie aber nicht an der Stelle, wo ich sie erwartet hatte. Dann ging ich schneller. Einmal lief ich sogar im Trab. Aber ich traf sie trotzdem nicht. Weiß der Teufel, wie das zuging.

Endlich kam ich dahinter. Sie wanderte halt gar nicht um den Häuserblock herum, wie ich als sicher angenommen hatte, sondern schlug, sowie sie um die Ecke bog, einen andern Weg ein. Da konnte ich lange um diesen Block herumlaufen!

Was nun?

Ich biß die Zähne zusammen, ich mußte sie zufällig treffen, koste es, was es wolle!

Am nächsten Tage lauerte ich zum Ausgehn bereit an meiner Gartentür. Vor ihrem Ausgang stand ein Einspänner. Keine gewöhnliche Droschke, sondern ein einspänniges Privatfuhrwerk. Es konnte übrigens auch für jemand anders bestimmt sein.

Sie stieg ein, und ehe ich mir noch recht klar darüber war, was nun zu tun sei, denn darauf war ich nicht vorbereitet, fuhr sie in dem hübschen offenen Wagen fort.

Einen Augenblick dachte ich nach, dann lief ich hinterdrein. Aber der Einspänner war fixer als ich. Ich schrie: „Kutscher! Kutscher!" Aber der Kerl hörte nicht. Ich schrie und gestikulierte immer heftiger. Immermehr entfernte sich der Wagen. Endlich merkte ein Arbeiter, was ich wollte, und hielt den Kutscher an. In demselben Augenblick erschrak ich aber dermaßen über meine Frechheit, daß ich aus dem Trab wieder in Schritt fiel und so tat, als ginge mich die ganze Sache gar nichts an. Die Amerikanerin schaute rückwärts. Gott sei Dank, sie erkannte mich nicht. Der Kutscher sah sich ebenfalls um. Ich trat in das nächste Haustor. Dann fuhr der Wagen weiter. Aber der Arbeiter hatte mich erspäht, kam eilends auf mich zu und schimpfte mich in einer direkt maßlosen Weise. Ich schämte mich so sehr vor mir, vor dem Arbeiter, vor der Amerikanerin und ihrem Kutscher,

daß ich alles stumm über mich ergehen ließ. Leute kamen aus den Häusern, ließen sich von dem entrüsteten Arbeiter den Vorgang berichten, halfen mitschimpfen oder lachten. Es gab einen förmlichen Auflauf. Ich hatte mich unsterblich blamiert. Die Leute kannten mich ja fast alle. Was mußten sie von mir denken?

Einige Tage achtete ich nicht mehr auf mein Vis-a-vis und suchte mir einzureden, es sei für mich nicht mehr vorhanden, es sei überhaupt nicht vorhanden, es existiere nur in meiner Vorstellung. Den Geist Schopenhauers zitierte ich und unterhielt lange und tiefsinnige Gespräche mit ihm. Aber was half das alles, wenn der Abend kam und es drüben hell wurde? Gar nichts half es.

Ein schrecklicher Zustand, für den die Psychiater gleich eine Erklärung zur Hand haben, womit für sie die Sache erledigt ist. Sie nennen es „Liebeshörigkeit" und damit basta! Als wenn so ein Wort etwas hülfe!

Endlich kam mir ein neuer Einfall. Die Amerikanerin besaß, wie ich ja wußte, ein Telephon. Wenn ich mir nun auch ein Telephon machen ließe und sie ganz einfach und nonchalant einmal anriefe? Ich konnte mich ja immer noch entschuldigen und behaupten, ich sei falsch verbunden worden. Dann hatte ich mir nicht das geringste vergeben, und es stand ganz bei ihr, ob sie den Verkehr wieder anfangen wollte oder nicht. Mir brauchte ich nicht das geringste vorzuwerfen. Was dann auch kommen mochte, es fiel auf sie zurück. Weshalb hatte sie auch nicht einfach abgeläutet, als ich sie durch ein Versehen der Zentrale anrief?

Ich schrieb an das Telephonamt und wartete drei Tage, ohne Antwort zu erhalten. Das nennt man nun im „Zeitalter des Verkehrs leben". Ich schrieb noch einmal, wartete wieder drei Tage und ging dann persönlich hin. Man behauptete, meine Briefe nicht erhalten zu haben, händigte mir aber eine Masse Papiere aus, auf denen in ungezählten Paragraphen beschrieben stand, was ich tun dürfe und was nicht, wenn ich erst ein Telephon hätte. Erst studierte ich die Papiere wie Liebesbriefe, dann warf ich sie beiseite. Was gingen mich all diese Vorschriften an, ich wollte ja nichts anderes, als von der Zentrale falsch mit der Amerikanerin verbunden werden.

Wieder wartete ich einige Tage und telephonierte dann dem Telephonamt, was das eigentlich für eine Schlamperei sei? Man zeigte sich sehr nervös, wurde grob und erklärte, das Quartal sei sowieso bald um, bis zum nächsten Ersten würde ich es haben.

Das waren noch ganze acht Tage!

Ganz genau erinnere ich mich nicht mehr, wie ich diese Tage verbrachte, nur so viel weiß ich, daß mich jedes Geräusch erschreckte, das nur einige Ähnlichkeit mit dem Läuten eines Telephons hatte, daß ich sehr lange und melancholisch überall in die Luft stierte, wo Telephondrähte sich kreuzten, und daß ich erschrak, als würde ich auf schlechten Wegen ertappt, wenn irgend jemand vom Telephon sprach. So wie einer erschrickt, wenn plötzlich der Name einer heimlich Geliebten genannt wird.

Endlich erschienen zwei Arbeiter und hantierten in meiner Wohnung herum, daß sie nach wenigen Stunden wie ein Schweinestall aussah. Am Abend, als ich glaubte, es sei endlich so weit, sagten sie, das seien nur die Vorarbeiten, morgen kämen zwei andere Leute. Sie erschienen denn auch, verwandelten mein Haus ebenfalls in einen Schweinestall und erklärten am Abend, bis morgen mittag würde es so weit sein. Am nächsten Mittag hing der Kasten denn auch endlich an Ort und Stelle, das Teilnehmerverzeichnis war auch da, und ich dachte, jetzt endlich könne es losgehn. Aber mir wurde bedeutet, daß die Zentrale mich um fünf Uhr anrufen werde, ob auch alles in Ordnung sei, und erst dann stände mir das Telephon zur Verfügung.

Das gab noch einen schweren Nachmittag.

Selbstverständlich läutete die Zentrale erst um sechs Uhr an. Es war alles in Ordnung.

Ich ging eine Weile um den Kasten herum und faßte mir endlich ein Herz.

Erst als ich im Verzeichnis die Nummer der Amerikanerin suchen wollte, fiel mir ein, daß ich mich um ihren Familiennamen noch nicht gekümmert hatte. Ich wußte ihn nicht.

Ich schrie so laut nach Frau Bleiders, daß sie mit einem Handtuch und einem Krug Wasser erschien. Sie dachte, ich hätte mich in den Finger geschnitten. Ich schalt sie aus und gewann dadurch Zeit, mir zu überlegen, wie ich den Familiennamen der Amerikanerin von ihr erfahren könne, ohne daß es ihr auffiele. Ich redete also ein langes und breites über das Telephon und seine Vorzüge. Namentlich auch für den Haushalt und meine Weinlieferanten. Frau Bleiders lauschte aufmerksam. Unheimlich aufmerksam. Geradeso, als warte sie auf etwas ganz Besonderes.

Ich suchte dann mit ihr zusammen im Verzeichnis nach dem Metzger, Bäcker, Schneider, und nach meiner Waschanstalt und ließ sie die betreffenden Nummern sorgfältig auf einen besonderen Zettel schreiben, damit man sie

gleich zur Hand habe. Dann ließ ich sie nach den Nummern all meiner Bekannten suchen und auch sie sorgfältig notieren.

Dann lachte ich und sagte: „Donnerwetter, das wäre ein Spaß! Wissen Sie die Nummer der Amerikanerin von drüben? Die können wir mal anulken."

Frau Bleiders kannte die Nummer nicht.

„Wie heißt sie eigentlich?"

Gott sei Dank, ihren Familiennamen wußte sie.

„Ich danke schön, Frau Bleiders, jetzt können Sie gehen."

Aber Frau Bleiders wollte offenbar nicht, denn sie rührte sich nicht von der Stelle. Das kam davon, daß ich endlich einmal leutselig gewesen war. Sofort wurde sie frech.

„Haben Sie mich verstanden? Sie sollen machen, daß Sie weiter kommen!"

Frau Bleiders entfernte sich langsam. Aber sicherlich würde sie horchen.

Ich wurde wieder freundlicher und sagte: „Hören Sie, Frau Bleiders, Sie könnten mir einen Gefallen tun. Ich habe schrecklichen Durst, holen Sie mir ein Glas Bier, aber nicht von nebenan, da ist es zu warm." Ich nannte ein Wirtshaus, das mindestens eine Viertelstunde entfernt lag.

Unwillig entfernte sich Frau Bleiders. Aber was blieb ihr anders übrig. Ich war der Herr.

Nun war es also endlich so weit. Ich suchte den Namen der Amerikanerin, und als ich ihn fand und ihn zum ersten Male gedruckt sah, wurde ich ganz aufgeregt. Dann küßte ich die Stelle, so närrisch war ich, und dann telephonierte ich. Lauter falsche Nummern. Aber ich wurde immer richtig verbunden. War das eine Schinderei!

Einige der Angerufenen waren sehr höflich und bedankten sich sogar. Die meisten aber benahmen sich grob und ungezogen. Ich bekam einen ganz roten Kopf, so viel Grobheiten mußte ich schlucken und mich dabei noch entschuldigen. Jedenfalls, auf diesem Wege kam ich nicht zum Ziel. Es blieb mir nichts anderes übrig, ich mußte die richtige Nummer anrufen. Ich tat es und lauschte. Ich lauschte, als hinge meine ganze Seligkeit davon ab, aber alles blieb stumm.

„Sprechen Sie noch?" fragte das Telephonfräulein.

„Nein", erwiderte ich.

„Warum läuten Sie denn nicht ab?" sagte das Telephonfräulein ärgerlich.

„Das heißt, ich möchte schon sprechen, aber ich bekomme keine Antwort."

„Soll ich noch einmal anläuten?"

„Bitte seien Sie so gut."

Ich lauschte, daß mir die Ohren ins Telephon wuchsen.

„Haben Sie Antwort?"

„Nein."

„Ich läute noch einmal."

„Ich bitte sehr darum."

Wieder nichts. Ich läutete ab. Sie ist offenbar nicht zu Hause und die Zofe auch nicht. Wie konnte es auch anders sein? Was gab mir ein Recht zu verlangen, daß sie zu Hause war, wenn ich sie antelephonieren wollte?

Meine Kniee zitterten. Ein Glück, daß Frau Bleibers mit dem Bier kam.

„Nun?" fragte sie.

„Ich brauche Sie nicht mehr." Ich sagte das mit so ehrlichem Zorn, daß sie sofort verschwand. Die Person besitzt doch einen guten Instinkt.

Am Abend, als Licht bei ihr brannte, telephonierte ich wieder. Es entsprach zwar schwerlich den guten Sitten, denn man telephoniert eine Dame, die man kaum kennt, sicher gerade so wenig noch nach fünf Uhr an, wie man ihr zu späterer Stunde auch keinen Besuch macht. Aber ich mußte eben.

Als ich ihre Stimme hörte, verschlug es mir die Rede.

Ungeduldig nannte sie zum zweiten Mal ihren Namen.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, wir sind falsch verbunden, aber..."

Weiter kam ich nicht. Ein ärgerliches „Ach so!", ein Knattern, daß mir fast das Ohrenfell platzte, aus war es.

Das hatte ich wieder einmal sehr gut gemacht. Vielleicht hatte sie sogar meine Stimme erkannt und war nun beleidigt, daß ich noch mit ihr sprechen wollte.

Ihr Licht erlosch, sie ging also in die Stadt. Da machte ich mich auch auf in die Stadt, sie zu suchen. Lange genug hatte ich mich selbst belogen.

Ich traf sie in dem feinsten Restaurant mit zwei Herren. Ich ging einfach auf sie zu und erkundigte mich nach ihrem Befinden. Sie erkannte mich gleich, stellte mich den beiden Herren vor und lud mich ein, Platz zu nehmen. Sie ist eben doch ein feiner und netter Mensch, dachte ich.

Der eine Herr war Leutnant, der andere Opernsänger, was sie aber nicht hinderte, auch noch Brüder zu sein. Beide duzten die Amerikanerin, was mir nicht gefiel.

Ich wollte sehr geistreich sein, fand aber gar keine Gelegenheit dazu, denn die beiden Herren erzählten unausgesetzt kleine Geschichten. Der

eine aus der Kaserne, der andere von der Bühne. Und da es sich um lustige Geschichten handelte, lachten sie nach jeder Erzählung gemeinsam darüber. Dies Lachen war das Komischste an den Geschichten. Eine Art von Hühnergackern, das beide leise in einer mittleren Tonlage ansetzten. Dann sank es bei dem Offizier immer mehr und immer lauter in den Baß hinein, während es bei dem Opernsänger immer lauter in die Höhe stieg. Hatte der Offizier seinen tiefsten, der Tenor seinen höchsten Ton erreicht, gab es eine kleine Kunstpause, und dann kletterte der Baß wieder in die Höhe und der Tenor stieg herunter, bis sich beide Stimmen in der Mittellage wieder zusammenfanden. Plötzlich brachen sie ab, machten möglichst ernste und dumme Gesichter, und dann kam die folgende Geschichte an die Reihe.

Die Amerikanerin schüttelte sich vor Vergnügen. Mir wurde ganz schlecht bei dieser Albernheit.

Das ging so eine gute Stunde, bis eine Dame am Nebentisch einen Lachkrampf bekam und hinausgeführt wurde.

Ich begann ein Gespräch über Tolstoi und seine „Kreuzersonate". Die Brüder bemühten sich, kluge Gesichter zu machen, und schwiegen. Die Amerikanerin sah mich nicht gerade sehr freundlich an, weshalb ich nur noch heftiger gegen Tolstoi sprach. Allmählich wurde die Amerikanerin warm und verteidigte die Kreuzersonate auf das äußerste.

Da erschien Sayler.

„Barmherziger Gott!" seufzten die Brüder, laut aber riefen sie wie aus einem Munde: „Kellner, zahlen!"

Doch der Zahlkellner war nicht in der Nähe.

„Hoffentlich kennen Sie den Herrn nicht?" flüsterten die Brüder.

„Leider kenne ich ihn", erwiderte ich kleinlaut.

Da war Sayler auch schon an unserem Tisch, begrüßte uns alle sehr kordial, stellte sich sofort der Dame vor, „die Herrschaften gestatten doch?" Und ehe noch jemand geantwortet hatte, saß er auch schon.

Zunächst schnurrte er eine Unzahl von Komplimenten für die Dame herunter, die schon ihrer Masse wegen nicht wirken konnten. Dann fragte er, woher die Dame stamme? Darauf gab er einen langen Leitartikel über Amerika von sich und lobte vor allem, daß der Amerikaner die Frau so hoch halte. Er wisse das aus eigener Erfahrung, denn er sei monatelang drüben gewesen und mit Conried und Carnegie intim befreundet. Da sich niemand darüber wunderte, ließ er sich über den wenig guten amerikanischen Kunstgeschmack aus, kam von da sehr leicht auf seinen eigenen

Geschmack und verbreitete sich nun eingehend über die drei dicken Bücher, mit deren Niederschrift er gerade beschäftigt sei und die ihn für drei Jahre völlig in Beschlag nähmen.

Die Amerikanerin wurde zusehends blasser. Ich saß wie auf Kohlen, zumal mich Sayler unausgesetzt duzte, um seine Intimität mit mir vor den andern kundzutun.

Es heißt doch: sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Die Amerikanerin bekam einen netten Begriff von meinen Bekannten und von mir. Gerade als Sayler sich mitten in einer sehr ernsthaften Auseinandersetzung über das Cinquecento befand, begannen die Brüder ihr wohl abgestimmtes Hühnergegacker.

Sayler stutzte einen Moment, fand es dann reizend, lachte wie besessen und bat, die Herren möchten das doch noch einmal wiederholen, das sei ja ganz großartig.

Die Herren taten es. Auf Saylers Bitten taten sie es sogar noch ein drittes Mal. Als Sayler aber gar nicht satt werden konnte und sie aufforderte, es noch ein viertes Mal zu versuchen, sagten die Herren, sie könnten nicht mehr, und Sayler hatte wieder allein das Wort.

Die Amerikanerin bekam Migräne und atmete schwer.

„Ich glaube, es ist Zeit für mich", meinte sie nach einer Weile.

Sofort sprangen wir alle auf. Sayler leider auch.

Kaum hatten wir bezahlt, erschien, da es das Schicksal nun einmal so wollte, Freund Lossow.

„Was, also hier pflegst du jetzt zu speisen?" fauchte er mich an.

„Um Gotteswillen, weshalb ist der Herr denn so böse auf Sie?" fragte die Amerikanerin.

„Das macht fast gar nichts, gnädige Frau", rief Sayler lachend. „Mein Freund hat sich nämlich mal zehn Mark von Lossow gepumpt, und Lossow glaubt immer noch, daß er die zehn Mark wiederbekäme. Solcher Glaube hat etwas Peinigendes, wenn erst einmal der Zweifel an ihm nagt. In diesem Stadium befindet sich Lossow."

Ich hätte den Kerl erwürgen mögen. Einmal, weil er mich vor der Amerikanerin blamierte, dann aber auch, weil sie dazu lachte. Sie schien Saylers Bemerkung geistreich zu finden.

Nun standen wir eine Weile stumm um die Amerikanerin her. Jeder betrachtete den andern mißtrauisch, jeder dachte: wer wird sie wohl nach Hause bringen?

Sayler sagte: „Nehmen wir doch einen Wagen für die gnädige Frau."
Die Amerikanerin erwiderte: „Ich danke, ich nehme ein Auto."
Ich rannte fort, ein solches zu suchen. Als ich aber endlich damit ankam, saß die Amerikanerin schon mit Sayler und den beiden andern Herren in einem anderen Automobil, das sie zufällig erwischt hatten.

Ich zog großartig meinen Hut und machte mit meinem Auto allein noch eine kleine Spazierfahrt. Als ich nach Hause kam, war es bei der Amerikanerin schon dunkel.

Fortan sah ich sie häufiger. Es schien ihr nicht weiter aufzufallen, daß ich ihr oft in der Stadt begegnete, daß ich sie im Theater traf, wenn ich zufällig erfuhr, sie sei dort, daß ich dieselben Restaurants aufsuchte wie sie. Ich glaubte, ihr auf diese Weise deutlich genug meine Neigung zu zeigen. Aber sie blieb durchaus harmlos. Sie war das offenbar bei den Männern, die sie kennen lernte, so gewöhnt und dachte sich nichts weiter dabei. Sie war in der Tat auch stets von drei bis vier Herren begleitet. Mit einem allein sah ich sie in der Öffentlichkeit nie. Mit den meisten dieser Leute duzte sie sich, und als wir uns einen Monat kannten, bot sie mir ebenfalls das Du an.

Damals hatte ich ein recht peinliches Gefühl dabei. Ich fand das unweiblich, gar zu selbständig und dergleichen. Aber weigern konnte ich mich nicht, das Du anzunehmen. Das wäre zu unhöflich gewesen.

Heute sehe ich dies Du ganz anders an. Nun weiß ich längst, weshalb sie damit so freigebig ist. Wie Circe durch ihren Zauberstab die Männer in Schweine verwandelte, so sucht sie durch dies Du die Männer zu geschlechtslosen Kameraden zu machen. Bei den meisten gelingt es ihr, bei mir nicht.

Ich war allein bei ihr zum Tee, als sie mir Schmollis anbot. Die anderen, die außer mir noch geladen waren, hatten abgesagt.
Mir ging das Du sehr schwer von den Lippen, ihr nicht.
Plötzlich machte sie ein besonders schalkhaftes Gesicht und sagte: „Meine andern Freunde haben, wenn ich soweit mit ihnen war, noch einen bestimmten Wunsch gehabt. Ich warte eigentlich immer, daß du ihn auch äußerst."
Ich stellte mich dumm.
„Sie wollten nämlich alle einen Freundschaftskuß."
„Bist du darauf eingegangen?"
„Meistens ja."
„Was heißt das?"
„Wenn es wohlerzogene, nette Leute waren, warum nicht?"

„Ich finde das unappetitlich!"

Sie lachte auf.

„Ich meine es in einem moralischen Sinne, denn daß die Leute sauber gewaschen waren, glaube ich ohne weiteres."

„Das verstehe ich nicht ganz."

„Zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts gibt es keinen Freundschaftskuß," dekretierte ich.

Sie wurde rot vor Ärger. „Das ist nicht wahr! Warum soll mich mein Geschlecht von der Freundschaft mit einem Mann ausschließen?"

„Es ist doch so!" beharrte ich.

Wir schwiegen eine Weile, dann meinte sie seufzend, ich sei schwerer zu bändigen, als sie geglaubt habe.

„Das glaube ich auch."

„Das finde ich gar nicht angenehm!"

„Das kann ich nicht ändern."

„Wenn du dir nun Mühe gibst?"

„Das will ich gar nicht."

„Schade", sagte sie leise.

„Warum?"

„Gerade mit dir wäre ich gern gut Freund geworden!"

„Warum?"

„Du bist, wie ich glaube, ein wenig anders als die andern."

„Besser?"

„Das habe ich nicht gesagt."

„Aber das wollte ich gerne hören."

„Schon deshalb sage ich es nicht."

Nun plauderten wir von allem möglichen. Recht angeregt, recht amüsant. Nur mußte ich immer auf ihre schönen, edel geschwungenen Lippen sehn. Das machte mich mit der Zeit ganz rasend. Ich ärgerte mich über die verpaßte Gelegenheit. Sie hätte es ja für einen Freundschaftskuß nehmen können, wenn sie es anders nun einmal nicht wollte. Ich sehnte mich brennend nach diesen Lippen. Gar zu gerne hätte ich sie geküßt. Was ich mir dabei dachte, war ja meine Sache.

„Was hast du eigentlich?" fragte sie nach einer Weile. „Du bist unaufmerksam und unruhig."

„Nicht im geringsten."

„Bitte, mach nicht solche Augen!"

„Du scheinst nervös zu sein."

„Deine Augen genieren mich aber!"

Sanft schlug ich sie nieder. „Genieren sie dich noch?"

„Das ist häßlich!"

„Was?"

„Mich so anzusehn!"

Ich nahm mich zusammen und plauderte wieder harmlos. Bald wurde sie wieder zutraulich. Wie ein Freund zum Freunde. Zu merkwürdig, daß ihre Gefühle, wenn sie wirklich einmal etwas wärmer wurde, immer nur diesen Lauf nahmen.

Sie erzählte mir ganz plötzlich recht ausführlich von ihrem früheren Leben. Über die Einzelheiten mag ich sogar heute noch nicht reden, so sehr alterieren sie mich. Kurz und gut, sie hatte einen brutalen Mann, der sie mißhandelte. Kein Wunder, daß sie einen andern mehr lieben lernte. Sie gestand es ganz offen und freimütig ihrem Manne, der sie nun erst recht mißhandelte, schließlich aber doch freigab. Der andere aber, den sie liebte, ließ sie im Stich. Ihm hatte ein Verhältnis mit ihr genügt. Zur Frau wollte er sie gar nicht.

Es war eine lange scheußliche Geschichte, die mir das Herz umdrehte, gerade weil sie alles so ruhig und sachlich berichtete. Ich nahm mir allen Ernstes vor, ihr ein zuverlässiger Freund zu sein. Aber was kann ich dafür, daß sie so schön ist und ich sie begehre? Heute heißer denn je! Was kann ich dafür, daß sie mir auch als Mensch immer besser gefällt, weshalb ich sie erst recht begehre? Mit allen Sinnen! Von ganzer Seele! Daß es sich auch um die Seele handelt, weiß ich ganz genau, seitdem ich mich für keine andere Frau auch nur noch rein sinnlich interessieren kann.

Die Teestunde damals nahm einen Schluß, der mich hätte warnen können, wenn es nicht schon zu spät für mich gewesen wäre.

Ich wollte sie nämlich mit in die Stadt nehmen, aber die Geschichte ihres Lebens hatte sie doch mehr aufgeregt, als sie dachte. Ganz blaß und matt saß die schöne Frau mir gegenüber, was mich tief bewegte. Sie fühlte sich außerstande, heute noch auszugehn.

Ich erhob mich schließlich. Sie geleitete mich zur Tür.

„Nun habe ich doch noch eine Bitte", sagte ich.

Sie sah mich fragend an.

„Nun möchte ich doch einen Kuß."

Sie fuhr mir mit einer unendlich zarten Bewegung durch das Haar und sagte leise: „Das ist lieb von dir."

Sie bot mir ihre Lippen, aber hol's der Teufel, meine Leidenschaft war stärker als meine Vernunft. Ich küßte sie, bis mir der Atem verging, so sehr sie sich auch wehrte.

Endlich gab ich sie frei.

„Pfui!" sagte sie sehr zornig und wischte sich den Mund ab.

„Das verbitte ich mir!" schrie ich, und wütend warf ich die Tür hinter mir zu.

Zwei Tage schmollte ich. Am dritten war ich wieder bei ihr. Von dem Kuß sprachen wir beide nicht.

Fortsetzung in der Mai-Nummer.

[illegible] Friedegg:
[illegible] aus Hofkreisen.

[illegible] [veröffent]lichten Briefen und Tagebuchnotizen.

[illegible] ist in Berlin im Alter von mehr als [illegible] Jahren [illegible] Flora von Pommer-Esche gestorben. Sie hat unter [illegible] gelebt. Ihr Gatte, Friedrich von Pommer-[illegible] General-Steuer-Direktor — übrigens ein Posten, [illegible] wurde. Diese Funktionen werden gegenwärtig [illegible] versehen. Friedrich von Pommer-Esche war wegen [illegible] sehr geschätzt, und er durfte schon als Geheimer [illegible] verkehren. Frau Flora zählte noch nicht 25 [illegible] Geheimrat wurde. In den ein klein wenig [illegible] Geheimratskreisen bildete die junge Frau [illegible] [illegible] bezaubernden Frische ein [illegible] Element. Frau [illegible] eine brave ordnungsliebende deutsche Frau, sie [führ]te über [illegible] und großen Erlebnisse [illegible] ein [Ta]gebuch, und [illegible] unveröffentlichten Erinnerungen will ich hier [ein]iges mitteilen. [illegible] hat sogar jeden Witz aufgezeichnet, der in hohen [Kr]eisen [illegible], und manches entbehrt in der Tat nicht der An[illegible]. Am Anfang [illegible] Karriere war gerade Herr von Werther preußi[scher] Gesandter in Paris. Indessen scheint es, daß man mit dieser Pariser [illegible] nicht allgemein zufrieden gewesen ist, und eines Tages wurde [illegible] von Humboldt als außerordentlicher Gesandter nach Paris ge[schickt]. Warum? Ein hoher Herr meinte: „Um Werthers Leiden zu be[enden]." Als man denselben hohen Herrn einige Tage darauf wieder [illegible] fragte: „Warum geht Humboldt nach Paris? Werther ist [doch Ge]sandter?" meinte er: „Ja, Werther ist der Gesandte, aber [illegible] der Geschickte."

[Friedrich] Wilhelm III. gab — so berichtet Frau Flora — keine [illegible] Hoffeste, wie das später am preußischen Hof üblich wurde. [illegible] an der Seite der Fürstin Liegnitz ein still beschauliches Leben. [illegible] Preußenherz fühlte einen Stich, wenn es der Königin Luise ge[illegible] der Arzt [illegible] von den schweren Leiden der letzten Jahre ein stiller

Sie hat mir ihre [illegible] der Teufel, meine Leidenschaft war stärker als meine [illegible] mit der Atem verging, [illegible] sich [illegible].

[illegible] hob ich sie [illegible].

„[illegible]!" sagte sie [illegible] sich den Mund ab.

„Das verbitte [illegible]", [illegible] warf ich die Tür hinter mir [illegible].

[illegible] Am dritten war ich wieder bei ihr. Von [illegible] Kuß [illegible] nicht.

Fortsetzung in der [illegible] Nummer.

Ernst Friedegg: Intimes aus Hofkreisen.

Nach unveröffentlichten Briefen und Tagebuchnotizen.

Im Jahre 1900 ist in Berlin im Alter von mehr als achtzig Jahren die Exzellenz Frau Flora von Pommer-Esche gestorben. Sie hat unter fünf preußischen Königen gelebt. Ihr Gatte, Friedrich von Pommer-Esche, brachte es zum General-Steuer-Direktor — übrigens ein Posten, der seither abgeschafft wurde. Diese Funktionen werden gegenwärtig vom Finanzminister versehen. Friedrich von Pommer-Esche war wegen seiner großen Kenntnisse sehr geschätzt, und er durfte schon als Geheimer Regierungsrat viel bei Hofe verkehren. Frau Flora zählte noch nicht 25 Jahre, als der Gatte Geheimrat wurde. In den ein klein wenig als philiströs verschrienen Geheimratskreisen bildete die junge Frau Regierungsrätin mit ihrer bezaubernden Frische ein belebendes Element.

Frau Flora war eine brave ordnungsliebende deutsche Frau, sie führte über ihre kleinen und großen Erlebnisse bei Hofe getreulich ein Tagebuch, und aus ihren unveröffentlichten Erinnerungen will ich hier einiges mitteilen. Sie hat sogar jeden Witz aufgezeichnet, der in hohen Kreisen gerade kursierte, und manches entbehrt in der Tat nicht der Anmut. Am Anfang ihrer Karrière war gerade Herr von Werther preußischer Gesandter in Paris. Indessen scheint es, daß man mit dieser Pariser Vertretung nicht allgemein zufrieden gewesen ist, und eines Tages wurde Alexander von Humboldt als außerordentlicher Gesandter nach Paris gesandt. Warum? Ein hoher Herr meinte: „Um Werthers Leiden zu beenden!" Als man denselben hohen Herrn einige Tage darauf wieder verwundert fragte: „Warum geht Humboldt nach Paris? Werther ist ja dort Gesandter?" meinte er: „Ja, Werther ist der Gesandte, aber Humboldt ist der Geschickte!"

Friedrich Wilhelm III. gab — so berichtet Frau Flora — keine glänzenden Hoffeste, wie das später am preußischen Hof üblich wurde. Er führte an der Seite der Fürstin Liegnitz ein still beschauliches Leben. Manches Preußenherz fühlte einen Stich, wenn es der Königin Luise gedachte, über deren Antlitz von den schweren Leiden der letzten Jahre ein stiller

Glorienschein lag. Aber man gab doch gerechterweise zu, daß dem König das Leben zu einsam, zu öde gewesen wäre, wenn er nicht zum zweitenmal gefreit hätte. Die dem König zur linken Hand angetraute Gattin besaß einen feinen Takt und fiel nie aus ihrer großen Rolle. Frau Flora berichtet von einem originellen Hoffest bei Friedrich Wilhelms III. königlicher Majestät: Es war im Jahre 1836, wo Herr von Pommer-Esche und seine Flora zum „Frühstück mit Tanz" befohlen waren. Der König pflegte die Feste im Palais Unter den Linden abzuhalten — Feste, bei denen es ungemein einfach zuging — wenigstens nach heutigen Begriffen. Es galt übrigens damals als etwas Besonderes, als eine große Auszeichnung, zu jenen Festen befohlen zu werden. Es wurden da strenge Gesetze innegehalten, nur der alte Adel wurde berücksichtigt und Personen von besonderen Verdiensten. Das Essen war einfach und gut, drei Gänge, eigentlich nur eine treffliche, verfeinerte Hausmannskost. Die Lakaien legten jedem auf in wahrhaft königlicher Reichlichkeit. Bei der Tafel wurde nur halblaut gesprochen, sozusagen con sordine. Es gab Wein — das beste Gewächs — weiß und rot. Champagner fehlte. Denn man sparte — allerdings ohne Geiz. Um 2 Uhr mittag begann die Tafel. Dann hielt der König Cercle. Nachher spielte die Kaiser-Alexander-Regimentskapelle Walzer. Man engagierte einander — Tanzkarten gab es nicht. Nach dem Tanz trat der König auf Flora zu: „Hier, meine Frau Geheimrätin, ist etwas zur Erfrischung!" Mit der unbehandschuhten Rechten reichte er ihr eine große bezuckerte Tasse Stettiner Baumkuchen, mit der Bemerkung, daß diese Bäckerei der braven Pommerstadt Stettin eben eine Spezialität sei und die junge Frau Geheimrätin wohl an den Aufenthalt in Stettin erinnern würde. „In süßer Weise", fügte der Monarch scherzend hinzu. Der Baumkuchen war der Lieblingskuchen Seiner Majestät. Er gab ihr übrigens noch ein großes Stück davon für ihre Jungen mit.

Jenes déjeuner dansant war nicht das einzige Fest unter Friedrich Wilhelm dem III., das das Ehepaar von Pommer-Esche mitmachte. Frau Flora hatte übrigens auch vor den Augen der Fürstin Liegnitz Gnade gefunden. Sie ward oft nachmittags zum Tee geladen. In jenen Tagen wurden frühe Stunden für die Geselligkeit gewählt. Die Nacht machte man damals noch nicht zum Tage.

Auch unter dem unglücklichen König Friedrich Wilhelm dem IV. nahm das Ehepaar v. Pommer-Esche eine sehr angesehene Stellung bei Hofe ein, und insbesondere stand Frau Flora in intimen, wahrhaft

freundschaftlichen Beziehungen zur Königin Elisabeth. Frau Flora war eine schöne und stattliche Blondine mit großen klugen Augen, und die Königin schloß die junge Frau wegen ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit innig ins Herz. Sie machte sie allmählich zu ihrer Vertrauten, und nicht selten klagte ihr die königliche Dulderin, daß das deutsche Volk sie noch immer für eine geheime Katholikin halte, während sie allmählich — nachdem sie zur evangelischen Kirche übergetreten war — immer mehr erkannt haben wollte, welch traurige Irrlehren die alleinseligmachende katholische Kirche in ihrem Schoße berge. Der damalige Hof- und Domprediger Hoffmann war der spezielle Seelsorger der Königin. Er war ein hochbegabter Mann. Die Königin hielt ebenso wie der König selbst auf Hoffmann große Stücke. Nur wollte Elisabeth niemals verstehen, daß ein Pastor nacheinander vier Frauen heimführte. Sie sagte einmal, halb im Ernst, halb im Scherz zu Flora: „Ein Blaubart im geistlichen Stande — das will mir nicht in den Sinn!"

Bei Hofe lernte Frau Flora Felix Mendelssohn-Bartholdy kennen und verehren. Friedrich Wilhelm IV. war, wie sie oft zu bemerken Gelegenheit hatte, auf die Juden nicht besonders gut zu sprechen. Aber Felix Mendelssohn hatte er außerordentlich lieb, und er rühmte oft sein feines bescheidenes Wesen. Meyerbeer dagegen, Mendelssohns berühmten Kollegen, mochte er nicht leiden. Der König empfand gegen ihn geradezu einen Widerwillen, und er fertigte ihn, wo es nur anging, mit sarkastischen Witzen ab. Niemals zog er Meyerbeer in den Kreis der Intimen.

Über das Verhältnis des Königs zu seiner Gemahlin finden sich in den Tagebuchblättern viele Aufzeichnungen. Die Königin war ihrem Gemahl zugetan in aufrichtiger, seelischer geistiger Liebe. Aber Frau Flora sah einmal stille Tränen auf den Wangen der edlen Fürstin, und sie hörte sie leise flüstern — die Kammerfrau schickte sie unter irgend einem Vorwand weg, um mit Frau Flora allein zu sein: „Ach! Mir blüht kein lieblich Kind an meiner Brust! Frau Flora, was sind Sie glücklich — mit Ihren Kindern! Man ist doch nicht nur Königin, man ist doch auch Frau!"

Frau von Pommer-Esche wohnte den Vermählungsfeierlichkeiten des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit der englischen Königstochter Viktoria bei und wurde in einer Pause der Braut vorgestellt. Sie war übrigens in ihren Anschauungen ultra-konservativ und harmonierte deshalb durchaus mit dem König Wilhelm und seiner Gemahlin Augusta. Die mehr

liberal angehauchte Richtung der Kronprinzessin Viktoria, die sie wohl aus der Heimat hatte, sagte ihr im Grunde weniger zu. Der Kronprinz war im Grunde seines Herzens wohl auch konservativ, aber durch seine Gemahlin neigte er ein wenig zum Liberalismus. Prinz Friedrich Wilhelm war Statthalter von Neu-Vorpommern, und sein gütiges Herz schlug besonders warm für diese Provinz. Auch liebte er die plattdeutsche Sprache. Er fand sie so gemütlich und anheimelnd, und später, als er Flora näher kennen lernte, sprach er mit ihr gern in ihrer heimatlichen Mundart.

Im Winter 1865 — so berichtet das Tagebuch — sah man bei Hofe bereits den Krieg mit Österreich sicher heraufziehen. Bei einem großen Hoffeste führte Bismarck — damals noch Graf — mit Frau Flora eine sehr bemerkenswerte Unterhaltung. Sie hatte durch ihre große Urwüchsigkeit und ihre Fähigkeit, schwierige Situationen rasch zu erfassen, sichtlich Bismarcks Wohlgefallen erregt, und kurz vor dem Souper machte er sich an sie heran. Friedrich von Pommer-Esche war schon lange Exzellenz und saß mit Bismarck im Bundesrat. Er hatte manchmal mit dem Kanzler Meinungsverschiedenheiten. Bismarck dachte ihm nicht immer konservativ genug. Aber Bismarck liebte ihn trotzdem. Er sah es gar nicht ungern, wenn man seine eigene Meinung aussprach. Bei dem Hoffeste sagte er sogar: „Nun — es freut mich, daß Sie mir widersprechen. Sie haben Charakter! Mit den ewigen Ja-Brüdern bin ich nicht einverstanden!" Und zu Flora gewandt, bemerkte er, er sei gestern in der Bundesratssitzung verstimmt gewesen, „und dennoch Sie haben einen famosen Mann, der kein Blatt vor den Mund nimmt. Sein festes Verneinen hat mir imponiert. Beharrlich muß der Mensch sein, wenn er überzeugt ist von der Richtigkeit seiner Sache. Wissen Sie, was ich gestern abend tat, um meinen Ärger zu bändigen? Ich war ein recht forscher Student — habe auch noch immer die Ader dazu in mir. So hängt auch mein Rapier stets in meinem Schlafgemach! Ich riß es von der Wand, nahm in die linke ein paar Walnüsse, warf eine nach der andern hoch in die Luft gegen die Wand und zielte mit der Spitze des Rapiers so lange nach den fliegenden Nüssen, bis es mir gelang, einige davon aufzuspießen und in zwei Hälften zu zerspalten. Ich konnte mich hiebei wie ein Jongleur bewegen und meine innerste Wut austoben. Wenn ich dann, nach langen Versuchen, zum Ziel gekommen war, zum Aufspießen der Walnüsse, dann kam es wie Ruhe und Befriedigung über mich."

Einige Zeit nach diesem Gespräche gab es bei der Familie Pommer-Esche ein großes Herren-Diner. Es war im Februar 1866. Viele Mitglieder des Bundesrats waren anwesend, Bismarck selbst erschien, und das Militär war durch den Grafen Moltke vertreten. Der große Schweiger war besonders still und ernst, denn er sah, ebenso wie Bismarck, das Kriegsgespenst immer näher und näher kommen. Frau Flora war die einzige Dame bei Tische. Sie saß zwischen Bismarck und Moltke, und es gelang ihr sogar, dem Grafen Moltke hie und da ein Lächeln zu entlocken, indem sie dann und wann plattdeutsch sprach — was Moltke besonders gern hörte, da seine Frau, die in Schleswig-Holstein geboren war, sehr gern plattdeutsch redete. Man aß übrigens bei Frau Flora vortrefflich, und Bismarck bekam auch Walnüsse. Dafür schrieb er der Hausfrau folgenden Brief:

11. Februar 1866 — Berlin.

Frau von Pommer-Esche, Ihr gestriges Mittagessen war ganz besonders gelungen. Alles glitt gut und leicht, angenehm hinunter: Worte und treffliche Speisen und Getränke, die Nüsse brachten kein Räuspern, sondern reizvolles Erinnern. — Ihr Mann soll stets seine Meinung im Bundesrat äußern, Sie wissen, es ist selten, wenn jemand das „Katzenbuckeln" verachtet; ich sage bravo dazu!

Bismarck.

Obwohl auf den Gemütern wegen der drohenden Kriegsgefahr eine schwüle Stimmung lastete, entwickelte sich gerade in der Wintersaison 1865/1866 ein frohes geselliges Leben, gleichsam als ob man vor den ernsten Dingen, die da kommen sollten, noch einmal so recht alles irdische Glück genießen wollte, und Frau Flora erhielt stets Einladungen zu Hofe an den beliebten Donnerstagen, die der anregendsten interessantesten Geselligkeit gehörten.

Nach dem Feldzuge 1866 war Frau Flora auch intim befreundet mit dem General Grafen Blumenthal, der besonders beim Kronprinzen persona gratissima war. Nur kurze Zeit war er in Ungnade. Er hatte sich in verschiedenen Briefen als den Hauptsieger von Nachod und Trautenau gerühmt, und diese Briefe wurden dem Hofe in die Hände gespielt. Doch die kleine Eitelkeit wurde ihm bald vergeben. Ein intimes Band bestand zwischen seiner Gemahlin und der Kronprinzessin Viktoria. Denn die Gräfin Blumenthal war auch eine Engländerin, eine höchst

originelle Frau. Frau Flora schildert sie als einen weiblichen Dragoner. Wenn sie durchs Zimmer ging, so dröhnte es. Sie leistete das Unglaublichste an Geschmacklosigkeit der Toilette, aber alles wurde ihr gnädig verziehen, denn in ihrer unschönen Hülle steckte ein prachtvoller Kern.

Frau Flora war sehr aufmerksam gegen die höchsten Herrschaften, und niemals übersah sie, ihnen zu ihren Geburtstagsfesten zu gratulieren. Auf eine solche Gratulation schrieb ihr der Oberhofmeister Graf August Eulenburg aus dem Kriegslager in Versailles folgenden interessanten Brief:

Versailles, 25. Oktober 1870.

Gnädigste Frau, Seine königliche Hoheit der Kronprinz beauftragt mich, Euer Exzellenz Höchstseinen Dank für die freundlichen Glückwünsche zum 18. Oktober auszusprechen. Höchstderselbe hätte gerne selbst geantwortet, mußte aber im Drange der Geschäfte jede Art von Privatkorrespondenz aufgeben. — Hier geht alles gut; der Fall von Metz wird jeden Tag erwartet, und mit Paris werden wir wohl Mitte November fertig sein.

In größter Verehrung, gnädigste Frau, Euer Exzellenz gehorsamster

A. Eulenburg.

Feldpostbrief.

Im Jahre 1870 starb Floras Gatte, und aus diesem Anlaß erhielt sie vom Kaiser, von der Kaiserin Augusta und vom Kronprinzen eigenhändige rührende Briefe. Der Kronprinz schrieb:

Karlsbad, 21./4. 1870.

Gnädigste Frau, obwohl mich die schweren Leiden Ihres verehrten Gemahls im Laufe des letzten Winters wiederholentlich besorgt machten, glaubte ich dennoch nicht, daß der schwere Schlag, den Gott jetzt über Sie und die Ihrigen verhängt hat, so nahe bevorstände.

Heute erhielt ich hier die Trauerkunde und kann nicht dem Drange widerstehen, Ihnen zu sagen, daß, wie während der Leidenszeit meine Gedanken oft und viel Sie aufsuchten, heute ich mit ganzer und aufrichtiger Teilnahme Ihren Schmerz mitempfinde.

Wenn Gott Sie den schwersten Leidenskelch gegenwärtig leeren läßt, der der Gattin zugewendet werden konnte, nachdem schon dem Mutterherzen soviel aufgebürdet war, so trauern König und Vaterland zu-

gleich um den Heimgang eines echt preußischen Beamten von gutem altem Stamme.

Die Zahl solcher bewährter Männer wird lichter — aber das Vorbild von ehrenhafter, pflichttreuer und edler Hingebung, wie Pommer-Esche es gegeben, wird in ferne Zeiten hineinleuchten.

Ich bitte Gott, daß er Sie stütze und stärke, mit Ergebung ein Leid zu tragen, bei welchem dem menschlichen, trostbedürftenden Gemüte nur zu leicht ein „Warum?" aufsteigen möchte, und bin mit aller Verehrung

Ihr treu ergebener

Friedrich Wilhelm

Am Morgen des heiligen Weihnachtsabends 1871 erschien in der Wohnung der Frau von Pommer-Esche ein Leiblakai des Kronprinzen und brachte folgenden Brief:

24./12. 71.

Der Weihnacht heilige Abend trifft Sie heute in diesem Jahre von neuem in tiefe Trauer gehüllt. Wenn man von freudigen, namentlich Kindergesichtern, umgeben ist, wird der Gedanke an die von Kummer Umgebenen desto mehr angeregt. Gestatten Sie mir deshalb, als ein ganz kleines Zeichen meines teilnehmenden Gedenkens beifolgendes von mir aus Jerusalem mitgebrachtes Papiermesser zu übersenden. Es ist aus Ölbaumholz vom Ölberge gefertigt und trägt eine einfache Symbolik, die aber viel bedeutet.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr

Friedrich Wilhelm.

Als Frau von Pommer-Esche dem Kaiser Wilhelm am 22. März 1872 zu seinem Geburtstage gratulierte, erhielt sie am 7. April folgendes Briefchen:

Nicht aus Vergessenheit, sondern aus Mangel an Zeit bei Durchsicht von hunderten von freundlichen Telegrammen und Briefen, erhalten Sie so spät diesen aufrichtigen Dank für Ihre so lieben Wünsche und das Bouquet zum 22. März.

Ihr

Wilhelm.

Und im Jahre 1882 folgendes etwas melancholische Schreiben:

„Herzlichsten Dank für Sprache und Blumen. Wenn sie in Erfüllung gingen, müßte ich sehr glücklich werden, aber Menschen können den Willen dessen nicht ändern, der über uns alle wacht.

Wilhelm.

Vom Prinzen Georg erhielt sie den folgenden Brief:

Ew. Exzellenz

und Fräulein von Pommer-Esche*) nicht mehr vor meiner Abreise sehen zu können, bedaure ich wirklich außerordentlich. Sie wollen nur auf den Bergen weilen und verschmähen die romantischen immer sehr belebten Ufer der schäumenden Tepel und die außerordentlich schönen und interessanten Schaufensterl. Auch das hochelegante Theater, ein kleines Kunstwerk im Louis XV-Stil, und die wahrhaft klassische Mühlbrunnenkolonnade scheinen keine Anziehungskraft zu haben. Wenn letztere in Italien wäre und aus den Zeiten des Augustus oder Trajan stammte, rutschten alle Touristen darin auf den Knien herum.

Daß Ew. Exzellenz noch meiner „Sappho" gedenken, freut mich sehr.

In alter Anhänglichkeit

Georg.

Karlsbad, den 24. Juni 1889.

Den Ihrigen viele Empfehlungen.

Dieser letzte Brief läßt den Gemütszustand des damals schon schwer kranken Prinzen Georg von Preußen erkennen, der alljährlich in Carlsbad Erholung von seinem langwierigen Leberleiden suchte.

Ich glaube, daß die hier mitgeteilten Briefe dazu beitragen können, uns jene große Gestalten, deren Namen aus der preußischen Geschichte geläufig und lieb geworden sind, auch als Menschen mit ihren kleinen privaten Wünschen und Hoffnungen näher zu bringen.

*) Die Tochter der Frau Flora von Pommer-Esche.

24/12 71

Der Weihnachts-heilige Abend trifft Sie heute, in diesem Jahr, von Neuem in diesen Räumen gesellt. Wenn man von freundlichen, namentlich Kinder-gesichtern umgeben ist, wird der Gedanke an die von Kummer Umgebenen desto mehr angeregt. Gestatten Sie mir deshalb, daß ein ganz kleines Zeichen meines teilnehmenden Ge-denkens beifolgendes von mir [illegible] [illegible] untergebrachten [illegible] zu übersenden, es ist aus Oldenburger Holz von Oldenburg gefertigt und trägt eine einfache symbolische, die aber viel bedeutende!

In aufrichtiger Verehrung

Ihr

Friedrich Wilhelm Kp

Rudolf Lennhoff: Louis Pasteur.

Zu der Frage „Moderne Wissenschaft und religiöse Grundgedanken" darf man wohl auch die Worte eines Toten wiederholen, wenn die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeiten unvergänglich sind, noch heute so modern, wie bei seinem Tode und wie vor Jahrzehnten, als sie der Welt neue Tatsachen der Naturerkenntnis erschlossen haben.

„In jedem von uns leben zwei Menschen: der Wissende, der reinen Tisch gemacht hat, der durch die Beobachtung, das Experiment und die Überlegung sich zur Naturerkenntnis zu erheben bestrebt ist, und der Mensch der Gefühle, der Mensch der Überlieferung, des Glaubens oder des Zweifels, der Mensch, der seine gestorbenen Kinder beweint, der nicht beweisen kann, daß er sie wiedersehen wird, der es aber glaubt und hofft, der nicht sterben will, wie ein Infusorium stirbt, der sich sagt, daß die Kraft, die in ihm ist, sich weiterbilden wird. Die beiden Gebiete, das des Wissens und das der Gefühle, bestehen im Menschen, jedes für sich, und wehe dem, der sie ineinander übergreifen lassen will, angesichts der Unvollkommenheit des menschlichen Wissens."

Diese Worte sprach Pasteur um das Jahr 1875 in einer Sitzung der „Académie de médecine" zu Paris, als er in einer lebhaften Diskussion die Richtigkeit seiner Experimente verteidigte, mit denen er der damals herrschenden Meinung von der Urzeugung den Boden entzogen hatte.

Die Frage der Urzeugung, der Generatio aequivoca, hatte von jeher die Köpfe beschäftigt. So glaubten die alten Ägypter, Mäuse und Frösche könnten aus dem Schlamme des Nils entstehen, und noch heute sind manche mit den Ergebnissen der Naturforschung nicht vertraute Leute schwer von dem Gedanken abzubringen, daß Flöhe ihr Dasein der Vermengung von Sägemehl und tierischem Harn verdanken. Die auf sorgsamer Beobachtung beruhende Wissenschaft hatte indes den Kreis der Urzeugung immer mehr eingeschränkt, und vor fast dreihundert Jahren konnte der englische Physiologe Harvey, dem wir unter anderem die Entdeckung des Blutkreislaufs verdanken, den Satz aufstellen „omne

animal ex ovo“, „jedes Lebewesen aus einem Ei“. Als aber späterhin das Mikroskop von einer Welt bis dahin ungeahnter kleinster Lebewesen Kenntnis gab, fand die Lehre von der Urzeugung neue Nahrung, und wenn auch der italienische Naturforscher Spallanzani vor schon hundertundfünfzig Jahren durch das Experiment gezeigt hatte, daß man durch geeignete Vorsichtsmaßregeln das Auftreten von Kleinlebewesen in fäulnisfähigen Stoffen verhindern kann, so gelang es doch erst Pasteur, durch seine Experimente den endgültigen Beweis dafür zu erbringen, daß überall, wo man noch bis spät in das neunzehnte Jahrhundert hinein eine keimlose Entstehung von Lebewesen nachweisen zu können geglaubt hatte, stets und in allen Fällen die Keime von außen her, aus der Luft, aus dem Wasser, durch Übertragung von der Hand aus, mit Instrumenten 2c. herangebracht werden.

In gerader Linie haben die ersten physikalisch-chemischen Forschungen Pasteurs ihn zu seinen Untersuchungen über die Urzeugung geführt, sind von diesen aus Wissenschaft, Medizin und Technik von Grund aus beeinflußt worden und führt weiter der Weg zu Pasteurs großen Erfolgen auf dem Gebiet der Seuchenbekämpfung und der Immunitätslehre.

In einem kleinen Städtchen im Departement Jura, zu Dôle, wurde Louis Pasteur am 27. Dezember 1822 geboren. Der Vater war ein einfacher Lohgerber. Unter dem großen Napoleon hatte er in Spanien gekämpft, mit den Erzählungen von Frankreichs großer Zeit begeisterte er den Sohn für Frankreichs Ruhm. Seine Eltern hatten ihm nur wenig Schulbildung zuteil werden lassen können. Aber er kannte den Wert der Bildung, von früh bis spät war er bei der Arbeit, um seinen Kindern den Besuch guter Schulen zu ermöglichen. „Er hatte eine Leidenschaft für Wissen und Lernen,“ schrieb Louis Pasteur nach des Vaters Tode, „ich sah ihn beim Studium der Grammatik, die Feder in der Hand, um noch mit vierzig und fünfzig Jahren nachzuholen, was ihm die Ungunst der Jugendjahre versagt hatte.“ Die Mutter, voll von Haushaltungssorgen, gab sich große Mühe um die Gemütsbildung ihrer Kinder, sie war geistreich, hatte eine lebhafte Phantasie und künstlerischen Sinn. So wurde der Knabe zu Ordnung, Fleiß und Gründlichkeit angehalten, zugleich ließ man seinen auf Poesie und Malerei gerichteten Neigungen freien Lauf. Mit achtzehn Jahren kam Pasteur auf das „Collège Royal“ zu Besançon. Er beschäftigte sich hier mehr mit Literatur und Kunst, als mit Wissenschaft. Porträts, die er in dieser Zeit gemalt, geben einen Beweis für seine Fähigkeit, zu

sehen, auch die Kleinigkeiten zu sehen, für die den meisten der Blick fehlt. Er kam dann nach Paris auf die „Ecole normale“. Jean Baptiste Dumas erweckte sein Interesse für Chemie. Bald ging er zu eigenen Untersuchungen über. Er führte Forschungen weiter, die der Berliner Kristallograph und Begründer der physikalischen Chemie, Mitscherlich, bis zu einem gewissen Ende geführt hatte, und frühzeitig glückte ihm ein großer Wurf. An der Traubensäure und ihren Salzen erwies er die verschiedene Drehungsmöglichkeit der Polarisationsebene durch chemische Körper, stellte er den Begriff „der optisch verschiedenen Modifikation“ fest. Sofort erkannte man in ihm den bedeutenden Gelehrten, dem Sechsundzwanzigjährigen übertrug man die Professur für Physik am Lyzeum zu Dijon, schon ein Jahr später wurde er Professor der Chemie an der Universität Straßburg. Im Jahre 1854 erhielt er den ehrenvollen Auftrag, in Lille eine neue Fakultät der Wissenschaften einzurichten. Diese Berufung wurde für seine späteren Forschungen entscheidend, denn Lille war der Mittelpunkt einer bedeutenden Gärungsindustrie. Wie kommt die Gärung zustande? Das war eine Frage von großer praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung. Zwei Lehrmeinungen hauptsächlich standen sich gegenüber. Es handelt sich um rein chemische Vorgänge, sagten die einen. Ihr Hauptvertreter war der große Justus von Liebig, der von einer chemischen Kontaktwirkung sprach. Die Ursache liegt in der Einwirkung kleiner Lebewesen, sagten die anderen, und ihre Ansicht wurde vornehmlich von Theodor Schwann gestützt. Mit Eifer ging Pasteur dem Problem nach. Schon 1857 konnte er mitteilen, daß er das Zustandekommen der Milchsäuregärung entdeckt habe; sie werde hervorgerufen durch eine neue Hefe, bestehend aus kleinen Kügelchen und kleinen Gliedern. Ein Jahr später beschrieb er die Vergärung der Weinsäure, bei der zwei Hefenarten tätig seien. Die eine bewirke Rechtsweinsäure, die vergäre, die andere Linksweinsäure, die sich nicht verändere. Er konnte auch auf künstlichem Nährboden beide Hefearten gesondert züchten. Dann folgte die Entdeckung des Ferments der Buttersäure. Diese Entdeckung schloß eine zweite, hochbedeutsame ein, nämlich, daß es Lebewesen, eben die Erreger der Buttersäuregärung, gibt, die nicht nur ohne Sauerstoff leben und sich vermehren können, sondern sogar durch Zuführung einer bestimmten Sauerstoffmenge getötet werden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Entdeckungen den Namen Pasteurs weit über die Grenzen Frankreichs hinaustrugen, und daß sein

Land selbst ihn mit hohen Ehren überhäufte. 1857 wurde er nach Paris an die Spitze der Ecole normale berufen, 1863 wurde er Professor der Geologie, Physik und Chemie an der Schule der schönen Künste, 1867 wurde er Professor der Chemie an der Sorbonne, 1882 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1887 deren ständiger Sekretär.

Doch der Weg bis dahin war ausgefüllt mit emsiger Arbeit, mit großen, neuen Erfolgen, aber auch mit schweren Leiden. Nachdem er die Erreger der Gärung entdeckt, lag für ihn der Schluß nahe, daß die Krankheiten des Weins und des Essigs ebenfalls durch bestimmte Lebewesen hervorgerufen würden. Die Untersuchungen, die er alsbald begann, bestätigten seine Vermutung. Er fand, daß das Umschlagen des Weins, das Sauerwerden, Bitter- und Fadenziehendwerden durch belebte Gärungserreger bedingt werden. Bei dieser Feststellung blieb er nicht stehen, sondern suchte auch nach Mitteln und Wegen, um diese Krankheiten, die dem Nationalvermögen schweren Schaden zufügten, erfolgreich zu bekämpfen. Er fand, daß Erwärmen auf eine unterhalb des Siedepunktes liegende Temperatur, die der Qualität des Weins keinen Abbruch tut, die Keime tötet, und so führte er das Verfahren ein, das seither unter dem Namen „Pasteurisieren" allgemein bekannt ist.

Die Beobachtungen aber, daß in allen den von ihm untersuchten Fällen die Gärungs- und Krankheitserreger, diese nur mit dem Mikroskop sichtbaren Lebewesen, nicht aus den betreffenden Flüssigkeiten heraus entstehen, sondern von außen her in sie hinein gelangen und sich erst in ihnen, als den für sie günstigen Nährböden, vermehren, machten ihn zu dem Gegner von der Lehre der Urzeugung. Den letzten Einwendungen der Anhänger dieser Lehre brach er durch ein sehr einfaches Experiment die Spitze ab. In eine vollkommen reine Glasflasche mit langem Hals brachte er eine der Fäulnis sehr zugängliche Substanz, dann bog er den Hals der Flasche so nach unten, daß die Luft zwar eintreten konnte, mitgeführte feste Bestandteile sich aber an den Windungen des Flaschenhalses ablagern mußten. Die Substanz blieb keimfrei und faulte nicht.

Durch seine Untersuchungen über die Urzeugung, die nun als endgültig abgetan galt, übte er einen großen Einfluß auf die herrschende Weltanschauung aus. Aber immer lebhafter tritt in den letzten Jahren das Problem der Urzeugung wieder in den Vordergrund. Die Gelehrten, denen die Idee der „Schöpfung" mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaft nicht vereinbar ist, voran Häckel und sein Nachfolger

Ludwig Plate, vertreten die Anschauung, daß die belebte Materie aus unbelebter auf natürliche Weise entstanden sein müsse oder noch entstehe. Wenn wir das nicht beweisen können, so liege der Grund nicht in der Unmöglichkeit dieser Entstehung des Lebens, sondern in den gegenwärtigen oder auch zukünftigen Grenzen unseres Wissens.

Pasteur zog aus seinen Untersuchungen über die Urzeugung einen weiteren bedeutsamen Schluß. Die Untersuchungsmethoden über die Krankheiten des Weins und des Essigs hatte er mit gleichem Erfolg auf die des Biers angewandt. Als er diese Untersuchungen veröffentlichte, gab er dem Gedanken Ausdruck, daß Tatsachen gleicher Art sich auch für die Krankheiten der Menschen und der Tiere zeigen lassen müßten.

Damit hatte der Chemiker sich selbst den Weg zur medizinischen Forschung gewiesen. Äußere Umstände hatten ihn mittlerweile auf einem Umwege dorthin geführt. Im Jahre 1865 wütete unter den Seidenraupen Frankreichs eine Seuche, die Pébrine, mit solcher Heftigkeit, daß weite, sehr wohlhabende Gegenden gänzlicher Verarmung entgegensahen. Die Regierung beschloß besondere Maßnahmen, und auf Betreiben von Dumas, dem alten Lehrer Pasteurs, sollte Pasteur den Auftrag erhalten, die Ursache der Krankheit zu erforschen. Von vielen Seiten wurde dem widersprochen, Pasteur selbst zögerte, den Auftrag anzunehmen, da er nichts von der Sache verstände und noch nie eine Seidenraupe gesehen habe. „Um so besser," antwortete ihm Dumas, „dann werden Sie durch keine anderen Ideen geleitet werden, als zu denen Sie durch Ihre eigenen Beobachtungen kommen." Pasteur begab sich zu den Untersuchungen nach Alais, im Departement Gard. Nach zwanzig Tagen hatte er gefunden, daß die Krankheitskeime schon in dem Schmetterling enthalten sind und auf die Eier übergehen. „Wenn der Schmetterling krank ist, vernichtet er alle seine Eier." Doch er brauchte ganze fünf Jahre, bis er einwandsfrei Wesen und Übertragungen der Krankheit festgestellt hatte und sichere Mittel zu ihrer Vertilgung angeben konnte.

Eine Zeitlang schien es, als ob Pasteurs reiches Schaffen für immer unterbrochen werden sollte. Am 19. Oktober 1868 befiel ihn ein Schlaganfall, der ihm die Sprache und die ganze linke Körperhälfte lähmte. Wenn auch die Folgen dieses Anfalls nie ganz überwunden wurden, so blieb Pasteur doch noch ein Vierteljahrhundert reichen Schaffens und größter Erfolge. Einen der größten Triumphe bereitete ihm der schottische Chirurg Lister, den die Arbeiten Pasteurs über die

Leo Putz:
Teekannenstilleben (1906).

Urzeugung auf den Gedanken gebracht hatten, daß auch die Wundeiterung durch von außen her eindringende Lebewesen hervorgerufen würde. Er ersann daraufhin eine Methode der Wundbehandlung, die das Eindringen von Keimen unmöglich machen sollte: die Antisepsis. Zu welchen Umwälzungen in der Heilkunde diese geführt, dessen sind wir alle Zeugen.

Von der Aufhellung der Ursachen der Wundinfektion bis zu der der Infektionskrankheiten überhaupt war ein Schritt weiter in der Erkenntnis. An ihm war freilich Pasteur zunächst nur mittelbar beteiligt. Wohl hatte schon vor über zweihundert Jahren der englische Naturforscher Boyle den Gedanken ausgesprochen, daß kleinste Lebewesen die Ursache von Krankheiten sein könnten, den ersten Nachweis eines solchen Krankheitserregers hatte aber erst 1839 der spätere Berliner Kliniker Schönlein durch die Entdeckung des Favuspilzes erbracht. Es hatte dann der Göttinger Anatom Jacob Henle eine Theorie der Infektionskrankheiten aufgestellt, doch seine Experimente über deren bakteriologische Ursachen waren nicht zwingend. Dann beobachtete 1850 der Franzose Davaine bei dem Studium des Milzbrands kleine Fädchen im Blute der an dieser Krankheit gestorbenen Tiere und glaubte, es seien von außen hereingedrungene Mikroorganismen. Aber erst dreizehn Jahre später wurde er durch Pasteurs Arbeiten über die Buttersäuregärung auf den Gedanken gebracht, daß es sich um die Erreger der Krankheit handele. Den Beweis indessen vermochte er nicht zu erbringen. Da überraschte aus der Abgeschiedenheit von Wollstein der Kreisphysikus Dr. Robert Koch die wissenschaftliche Welt mit seiner Arbeit „Die Ätiologie des Milzbrands, begründet auf die Entwicklungsgeschichte des Bacillus anthracis." Die von Koch angewandten Methoden waren so sorgsam, so vollkommen eindeutig, daß Zweifel an der Richtigkeit seiner Beweisführung nicht mehr möglich waren. Sie waren aber auch den bisher von Pasteur zur Reinzüchtung von Bakterien angewandten weit überlegen. Gleichwohl schlug zunächst Pasteur, der sich infolge einer Polemik mit Paul Bert der Milzbrandforschung zugewandt hatte, eigene Wege ein. Ihm war zwar die Arbeit Kochs bekannt, er war aber des Deutschen nicht genug mächtig, um sie in ihren Einzelheiten zu verstehen. Seine Vernachlässigung der Kochschen Methoden hatte mancherlei Irrtümer zur Folge, denen weiterhin Mißverständnisse folgten, die zu einer vieljährigen Verstimmung zwischen den beiden großen Männern führten und auf lange Zeit die Forscher um Koch und die um Pasteur

einander entfremdeten. Durch englische und amerikanische Bakteriologen, die ihre Studien bei Koch begonnen und bei Pasteur fortsetzten, fanden dann die Kochschen Methoden in Paris Eingang, und allmählich kam es zu einer engeren Annäherung.

Nach einer anderen Richtung hin aber waren Pasteurs Milzbrandforschungen von Bedeutung. Sie führten ihn zu der künstlichen Abschwächung der Virulenz krankheitserregender Bakterien und zur Verwendung dieser abgeschwächten Bakterien für die Schutzimpfung. Den ersten Erfolg hatte er bei der Hühnercholera, dann bei dem Milzbrand der Rinder, zuletzt beim Schweinerotlauf.

Dann wandte sich Pasteur der Tollwut zu. Es gelang ihm nicht, ihren Erreger zu entdecken, wohl aber die Krankheit künstlich von einem Tier auf das andere zu übertragen. Er hatte gefunden, daß das Gift sich hauptsächlich im Gehirn und verlängerten Mark der befallenen Tiere ansammelte. Und nun benutzte er dies zu künstlichen Abschwächungsversuchen. Dann führte er seine Schutzimpfung ein, der Erfolg war durchschlagend. Aus aller Welt kamen die von tollwütigen Hunden Gebissenen zu Pasteur nach Paris. Tausende erhielten die Schutzimpfung. Von den während der Behandlung Erkrankten starben im Jahre 1886 noch nicht einer von hundert, im Jahre 1888 war deren Sterblichkeit sogar auf 0,77% gesunken. Der Andrang der Gebissenen war so groß, daß das alte Laboratorium nicht mehr ausreichte. Man schlug vor, für Pasteur ein eigenes Institut zu errichten, binnen kürzester Zeit waren über 2½ Millionen Francs aus freiwilligen Spenden eingegangen, der Staat steuerte 200 000 Francs zu, und am 14. November 1888 übernahm der Gelehrte die Leitung des „Institut Pasteur". Es ist seither eine der berühmtesten Stätten wissenschaftlicher Forschung geworden.

Pasteur hatte noch die Freude, das Blühen dieses Instituts zu erleben, umgeben von einer Schar hervorragender Schüler. Ein edler Wettbewerb entwickelte sich zwischen der Schule Pasteur und der Schule Robert Koch, dessen geniale Methoden für die Werke Pasteurs erst die feste Grundlage geliefert haben.

Wenn in dem letzten Vierteljahrhundert seines Wirkens Pasteur den deutschen Forschungen gegenüber zurückhaltend war, so liegt ein wesentlicher Grund in seiner glühenden Vaterlandsliebe. In seinen Anfangsjahren unterhielt er vielfache Beziehungen zu Deutschland. Er fühlte sich hochgeehrt, als ihn 1852 der Berliner Gelehrte Mitscherlich

in Paris besuchte. Im selben Jahre reiste er wegen seiner Forschungen über die Traubensäure nach Deutschland und schrieb begeisterte Briefe über das Entgegenkommen, das ihm der Fabrikant chemischer Präparate Fikentscher in Zwickau erwiesen, über die Bereitwilligkeit, mit der ihm die Laboratorien der Universität Leipzig zur Verfügung gestellt wurden. Mit Stolz hatte ihn 1868 die Ernennung zum Ehrendoktor seitens der medizinischen Fakultät Bonn erfüllt, und auch im Anfang des Jahres 1870 hatte er ehrfurchtsvoll den greisen Liebig in München besucht. Dann kam der Krieg und mit ihm für Pasteur ein Gefühl des tiefen Abscheus gegen Deutschland. Auf die Nachricht, daß in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1871 deutsche Granaten den Jardin des plantes medicinales in Paris getroffen, sandte er mit einem in leidenschaftlicher Sprache gehaltenen Schreiben das Doktordiplom an die Universität Bonn zurück.

In Deutschland hat man dem Gelehrten den Deutschenhaß des Patrioten nicht nachgetragen. Zu seinem siebzigsten Geburtstag erwies man ihm alle die Ehren, die einem Gelehrten von dem Range Pasteurs zukommen, fünfundzwanzig Jahre nach dem Eintritt der Entfremdung wollte man auch vergessen, daß er, aufgerüttelt durch die Niederlage seines Vaterlandes, der deutschen Wissenschaft den Absagebrief geschrieben. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin hatte ihm eine Ehrung zugedacht. Man fragte ihn an, ob er sie annehmen würde. Er antwortete, durch die Absicht fühle er sich hochgeehrt, aber er lehnte ab.

Pasteur war damals schon schwer leidend. Er begab sich bald darauf aufs Land nach Villeneuve-l'Etang, mehrfach hatten ihn wieder Schlaganfälle betroffen. Am Nachmittage des 28. September 1895, die eine Hand in der der Gattin, die ihm 46 Jahre treu zur Seite gestanden, in der andern das Kruzifix, ist er verschieden — bis zum *letzten* Tage an Gemüt, im Lieben und im Hassen, ein Kind, an Geist ein Riese.

Detlev von Liliencron:
Treue um Treue.

(Leutnant v. Schönau-Wehr und Unteroffizier Albes.)

In einem der ersten Hererogefechte
Steht eine Seitendeckung im Dorn.
Die Kaffern drängen mit großen Massen
Auf die Abteilung mit Geschrei und Zorn.

Schon kommen sie in den Busch gelaufen,
Da springt der Leutnant alleine vor.
Ein Schuß trifft sein Knie, er sinkt zusammen,
Doch behält er die Leitung wie zuvor.

Unverbunden liegt er im Sande,
Sein Kommando tönt hell, der Feind muß zurück.
Bis zum Abend dauert das Ringen,
Da glänzt dem Leutnant das Siegesglück.

Nun wird er vorsichtig aufgehoben,
Ein Heilschnitt dort ist unmöglich, o Not,
Aber nirgends ist ein Ochsenwagen,
Er muß hier warten auf den Tod.

Ein junger Unteroffizier will helfen,
Er trägt mit drei andern den Leutnant fort,
Durch hundertunddreißig Kilometer
Tragen sie ihn bis zum sichern Ort.

Durch Busch und Wüste, durch Dorn und Dickicht,
Über holprichte Wege auf und ab,
Langsam, langsam kommen sie vorwärts,
Wie müde Greise am Pilgerstab.

Schon will ihnen manchmal die Kraft versagen,
Schon sind sie alle dem Umfallen nah.
Doch sie haben ihn Schritt für Schritt weiter getragen,
Und endlich, endlich sind sie da.

Der Leutnant bat oft, ihn liegen zu lassen,
Doch stets blieb ihre Mühe bereit,
Bis sie mit zähstem Herzschlag am Ziel sind,
Noch grade zur letzten und rechten Zeit.

•   •   •

Julius Meier-Graefe: Hans von Marées.

Vortrag gehalten am 8. März in der Berliner Secession zur Marées-Feier.

Was uns an großen Kunstwerken beglückt, ist das Stück Leben, das auf zauberhafte Art auf eine Leinwand, in ein Stück Ton, in eine Folge von Akkorden gelangt ist; die Einsicht, daß die Vergänglichkeit, die alles Irdische bedroht, hier ausscheidet, daß der Inhalt eines Kunstwerks unsterblich ist, selbst wenn das Gefäß, das ihn enthielt, verschwindet. Wohl mag ein Bild untergehen, es können auch Werke eines Genies zerstört werden, trotzdem bleibt der, der es erschuf. Wenn ein unglücklicher Zufall uns heute aller Rembrandts beraubte, würde Rembrandt nichtsdestoweniger bestehen bleiben. Weil er in tausend Werken anderer weiterlebt, weil er mit unserer Art, die Welt zu sehen, auf ewig verbunden ist, weil wir mit tausend ungreifbaren, unentwirrbaren Fäden an ihm hängen. Und man müßte nicht nur die ganze Kunst, sondern die ganze Kultur Europas zu nichte machen, um Rembrandt zu vernichten.

Das Stück Leben ist der Geist des Künstlers, der im Bilde waltet. Wir lieben nicht die Hagar oder den Abraham, oder den Saul oder den Tobias in den Bildern, in denen diese Personen vorkommen, sondern den Teil Rembrandts. Es ist Teil einer Welt, Teil einer Schöpfung. Der Liebhaber mag dieses oder jenes Bild für Rembrandt selbst nehmen, mag behaupten, daß sich hier einmal der Meister ganz erschöpfte, mag in den Farben und Linien alles Besondere seiner Art erkennen, mag das Bild kaufen und sein Leben lang vor ihm in gläubiger Verehrung verbringen. Er irrt. Er hat nicht Rembrandt, sondern immer nur ein Stück von ihm, ein ganz winziges Stück, auch wenn es das größte wäre. Sie können alle nachprüfen, was ich meine. Jeder hat sein Lieblingsbild, jeder von Ihnen hat seinen eigenen Rembrandt. Das Gemeinsame ist die Welt, aus der alle die Lieblingslieder stammen. Denen, die darüber nachgedacht haben, wie man über die Welt nachdenkt, um zu einer Weltanschauung zu gelangen, denen verschwindet allmählich das Einzelne, das sie vorher begeistert zusammentrugen. Ihre Liebe wächst über das Gelüst des Liebhabers hinaus. Sie vermögen sich immer weniger mit einem Tag dieses reichen Lebens, und wäre es der schönste, mit einem Werk, und wäre es

das kostbarste, zu begnügen. Sie wollen den ganzen Menschen. Sie sind durstigen Sinnes in dieser Welt herumgereist und an kein Ende gekommen, sie kennen ihre Fülle. Und wenn ihnen einer strahlenden Auges von einem Kleinod erzählt, das er ferne im Norden, in einem einsamen Schlosse Schottlands oder tief im Süden, in einem ebenso entlegenen Winkel gefunden hat, lächeln sie: sie waren auch da, es ist wunderschön, aber es gibt noch Schöneres. Es gibt immer noch Schöneres. Das ist das Wunderbare an den Werken des Genius, das Werden, das von dem einem Werk zum andern geht, das Wachsen, das nie aufhört, auch dann nicht, wenn das letzte Bild gemalt ist. Und wenn mich einer fragte, woran man die Größe eines Künstlers erkennt, würde ich ihn auf dieses Werden verweisen. Törichte Menschen meinen, es gebe dafür keine Norm, der Geschmack des Liebhabers bestimme allein die Auswahl unter den Künstlern. Wäre dem so, so wäre die Beschäftigung mit der Kunst ein trauriges Geschäft, nicht weit von dem Gewerbe eines Schneiders verschieden, der den Leuten nach ihrem Gusto Kleider anpaßt. Wenn die Kunst wirklich die höchste Betätigung des menschlichen Geistes ist, muß es Normen geben, nach denen ihre Werke mit voller Sicherheit erkannt werden können. Sicher keine Normen enger, kunsttheoretischer Art, denn die sind wandelbar, selbst die handwerklichen Erfahrungen eines Rembrandt sind dem Wandel unterworfen. Normen allgemein menschlicher Art, denn die Kunst bringt das allgemein Menschliche zur Geltung. Daran können wir uns halten, daß ein großer Künstler von einem Punkt, von dem tausend andere mit ihm ausgehen, unvergleichlich weiter gelangt als die andern, daß er springt, wo andere schleichen, daß er nie aufhört, zu steigen, daß die Kraft seines Strebens so gewaltig ist, daß sie das Körperliche, das anderen zur Grenze wird, überwindet und noch besteht als eine der unendlichen, im Weltall kreisenden Kräfte, auch wenn ihr Träger längst seiner leiblichen Hülle entrückt ist.

So soll man die Größe messen, sub specie aeternitatis. So, geehrte Anwesende, möchte ich, daß Sie Hans v. Marées messen, um ihm die volle Strenge Ihres Urteils angedeihen zu lassen, die ein Mensch seiner Statur zu erwarten hat, und ihm die vorurteilslose Gerechtigkeit zu gewähren, die allein fruchtbare Erkenntnis verbürgt. Ich vermag Ihnen nur wenig oder nichts von den Bildern zu erzählen, die sind zum Anschauen da, dafür wurde die Ausstellung geschaffen. Ich möchte Sie nur allenfalls auf das zu weisen versuchen, was zwischen den Bil-

dern steckt. Es wird Marées so gehen wie Rembrandt. Man wird sich Lieblingsbilder aussuchen, und manche werden das Gegenteil tun und sich Bilder zum Spott, wenn nicht zum Haß erkiesen. Ich möchte Sie darauf hinweisen, daß die Bilder immer nur als Leuchten dienen können, um den Weg zu erkennen, den dieser wunderbare Mensch zu gehen unternahm.

Er kam aus einem gebildeten Hause, als Sprößling einer Mischehe, in der sich der strenge auf das Formale gerichtete Sinn eines klugen, dichterisch und noch mehr analytisch veranlagten Vaters, Trägers eines alten aristokratischen Namens, mit der Weichheit einer ganz frauenhaften, unendlich liebenswürdigen Jüdin paarte, in der die Rasse nur die stille bilderreiche Poesie des Orients übrig gelassen hatte. Der Fünfzehnjährige kam in das nüchterne Berlin Friedrich Wilhelms IV. in das Atelier Steffeks. Steffek versuchte zwischen dem sachlichen Preußentum seines Lehrers Franz Krüger und der Geschmeidigkeit der französischen Historienmaler, die damals Mode waren, zu vermitteln und war kein übler Lehrer für seinesgleichen. Nur nicht für Marées. Die Atelierkameraden erzählen von schlimmen Streichen. Der Junge schien zu allem möglichen, nur nicht zum Malerlernen nach Berlin gekommen, am allerwenigsten um sich der sauberen Zeichnung zu befleißigen, die Steffek, übrigens ein von Herzen liberaler und gütiger Lehrer, seinen Schülern empfahl. Dabei hatte er sehr bald das große Wort, tat so, als sei die ganze Pinselei nicht der Rede wert und als käme es auf ganz andere Dinge an, die er, Marées, sehr wohl verstände, nur momentan noch nicht für gut finde, sehen zu lassen; sprach in dunklen Andeutungen, aus denen nur das eine ersichtlich war, daß er die Berliner Malerschule so gering wie möglich einschätzte. Was er in Berlin sah, interessierte ihn nicht, vielleicht mit Ausnahme Krügers und Menzels. Ich glaube, daß ihm Krüger, zu dem er durch Dessau Beziehungen hatte, als Lehrer lieber gewesen wäre. Wenigstens gibt sich in den frühen Pferdestudien eine gewisse Verwandtschaft mit dem gesunden Realismus Krügers zu erkennen. Der Schluß der Berliner Lehrjahre scheint nicht ganz freiwillig gewesen zu sein. Steffek soll den jugendlichen Stürmer eines Tages an die Luft gesetzt haben. Die Sehnsucht nach reicheren Vorbildern trieb Marées 1857/58 nach München. Man hat behauptet, daß er hier Schüler Pilotys geworden sei. Das ist nicht der Fall. Marées gehörte zu den Menschen, die mit eigenem Erlebnis zur Einsicht gelangen müssen. Er hat in einer eigentlichen Schule

Hans von Marées: Selbstbildnis 1864.
(Mit Erlaubnis des Marées-Reproduktionen-Verlags in Halle)
Zum Artikel von Julius Meier-Graefe.

nicht mehr gelernt, als was ihm Steffek auf den Weg gab. Das war blutwenig. Es langte gerade zu den Militärszenen, mit denen er in München versuchte, seinen Weg zu machen. Sie geben das Niveau, von dem aus sich der Genius des Malers erhob. Selten werden die Anfänge eines großen Künstlers banaler und weniger versprechend gewesen sein. Marées gab sich an die Arbeit. Nach und nach verschwindet aus den Bildern die vorherrschende Bedeutung des mehr oder weniger historischen Motivs. Die Darstellung der Episode weicht der Schilderung der Atmosphäre, in der die Soldaten und Reitergruppen nur bewegte Massen darstellen. Gleichzeitig verliert die Farbe den kreidigen Lokalton. Marées hatte in München die Augen offen. So fertig er sich stellte, so verhaßt ihm aller Schulzwang war, er tat in München nichts anderes, als was er von jetzt an bis zum letzten Tage seines Lebens rastlos getan hat: Arbeiten, an sich auf seine Weise, zuweilen abwartend, ohne den Pinsel zu berühren, immer beobachtend, stets auf das gerichtet, was seiner Kunst nützen konnte. So sah er hier die Vorteile der reicheren Palette Pilotys. Mit der reicheren Farbe befreite er sich von dem Militärbild, nicht um in Abhängigkeit von der nicht weniger willkürlichen Historienmalerei Münchens zu geraten, sondern um der Natur näher zu kommen. Er begann, die dem Steffekschüler ungewohnten Farben zu Massenwirkungen kleinen Umfangs zu benutzen. Dabei mögen ihn die Landschafter wie Schleich und noch mehr die jüngeren von der Art Liers, die damals versuchten, die Fortschritte der Schule von Barbizon auf das deutsche Terrain zu übertragen, gefördert haben. Marées ist nie Landschafter gewesen, auch wenn er die besten Landschaften des Münchens jener Zeit gemalt hat. Er war ein unruhiger Geist, viel zu reich, um sich für ein bestimmtes Gebiet des Schaffens zu entscheiden, allem geneigt, was ihm in den Sinn kam, Landschaften, Bildnisse, Idyllen, Naturstudien aller Art. Damals, Anfang der Sechzigerjahre, als er die glänzenden Pferdestudien, die wie das sachlichste Abbild der Natur erscheinen, malte, erdachte er das Bad der Diana, ein Bild, in dem sich Corot und Watteau die Hände reichen, und das trotzdem nichts anderes als ein echter Marées ist, das frühste Dokument der Meisterschaft. In dem Park des Schleißheimer Schlosses fiel ihm das Motiv ein. Er malte es mit all der spielerischen Zartheit des Geistes einer Zeit, die solche Parks und solche Schlösser entstehen sah, doch wie ein Mensch von heute, der von den köstlichen Dingen alter Zeiten träumt. Man braucht nur ein Historienbild der

alten Münchener Schule daneben zu halten, um den Takt-Unterschied zwischen einer nachfühlenden und nachahmenden Gestaltung zu erkennen. Ungefähr gleichzeitig mag das bekannte Doppelbildnis entstanden sein, auf dem er sich selbst mit seinem Freunde Lenbach gemalt hat, ein kleines Werk, das einer Laune entsprungen scheint, und das durch die Art der Zusammenstellung der beiden Gesichter ganze Geschichten von der Verschiedenheit der beiden Menschen erzählt und eine nicht humorlose Psychologie des Verhältnisses zwischen den beiden liefert. Marées hat sich auf dem Bilde ganz so gemalt, wie er damals war oder sich wenigstens gab, ein Draufgänger, der vor Gott und der Welt keine Angst hatte und die Welt mit lachenden Augen ansah.

Er genoß in den Kreisen seiner Kameraden wachsenden Ansehens und verdankte es namentlich ein paar Landschaften mit Figuren, deren Wahrheit in der Darstellung damals revolutionär wirkte. Dabei war eine Tiefe der Farbe erreicht, die an die besten alten Niederländer erinnerte. Aber er verdankte es auch seinem persönlichen Auftreten. Er war immer mit dem Worte bei der Hand, wo es galt eine Sache beim rechten Namen zu nennen, und ebenso schnell mit dem Pinsel, wenn ein Kamerad mit einem Bilde nicht vorwärts konnte. Die Abneigung gegen alles Duckmäuser- und Strebertum verschaffte ihm bei den Alten Münchens keine Freunde, aber verband ihm die Jungen, die von gleichem Streben nach freiem Künstlertum beseelt waren. Niemand hätte dem forschen Gesellen, der die aristokratische Herkunft nicht verbarg, angesehen, daß es ihm in Wirklichkeit miserabel ging. Sein Atelier war eine frühere Waschküche zu ebener Erde, die dadurch, daß der spekulative Besitzer ein großes Fenster hineingebrochen hatte, nicht wärmer geworden war, und im übrigen wurde nach Kräften gehungert. Hatte er mal ein paar Taler von zu Hause oder von einem Verkauf, oder, verschweigen wir es nicht, von einem Pump, so wurde der Aristokrat aufgesetzt, und man lebte herrlich und in Freuden, froh, die Misere wenigstens für ein paar Tage zu vergessen. Solche Gelegenheiten wurden aber um so seltener, je selbständiger die Bilder wurden. Der Vater hielt den Beutel zu, in dem so wie so nicht viel drin war, und der Sohn, der merkte, daß man zu Hause immer weniger gut auf seine Kunst zu sprechen war, fand nicht den rechten Ton, um den Vater zur Milde zu stimmen. Die Situation wurde nachgerade verzweifelt, als die Mutter im Frühjahr 64 starb. Da sah der Baron Schack, der Besitzer der heute berühmten Sammlung, im Kunstverein eine Landschaft von Marées, von

der ihm ein paar wohlmeinende Gönner des Malers erzählten, sie sei ausgezeichnet. Es war die sogenannte „Schwemme", die heute in der Schackgalerie hängt, wohl das vollkommenste Bild des Marées jener Zeit. Er ließ sich nicht nur zum Ankauf bewegen, sondern fand Gefallen an dem jungen Künstler, dessen kluge und vornehme Gesinnung er besser zu würdigen wußte, als seine Bilder. Marées gab ihm zu erkennen, daß ihm gegenwärtig an nichts mehr gelegen sei, als von München wegzukommen, wo es für ihn nichts mehr zu lernen gab. Sein Traum war, alles kennen zu lernen, was die alten Meister geschaffen hatten, zunächst Italien. Schack willigte ein. Er wollte die Meisterwerke der großen europäischen Galerien in Kopieen für seine Galerie sammeln. Lenbach hatte schon das Jahr vorher mit der Realisierung dieses weitschweifenden Projektes begonnen und war froh, einen Helfer zu erhalten. Marées nahm um so lieber an, als Schack ihm die Wahl der zu kopierenden Bilder frei ließ und ihm die Aussicht eröffnete, auch für die Möglichkeiten selbständiger Produktion zu sorgen, wenn Marées erst einmal mit ein paar Kopien seinen guten Willen gezeigt hätte. So kam Hans nach Italien.

Da ging eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Jeder von Ihnen kennt das Gefühl des ersten Augenblicks in einer fremden Stadt. Es ist alles andere, nur keine Freude, zumal wenn man jung ist, zumal wenn die Stadt gar keine Beziehungen zu der früheren Umgebung des Reisenden hat, wenn sie z. B. im Ausland liegt. Nur Kommis-voyageur-Naturen finden sich gleich überall heimisch. Man mag aus wenig paradiesischen Gegenden kommen, wo man zu Hause war, der erste Eindruck ist, mögen die Reize der neuen Umgebung noch so groß sein, eine Unruhe, ein Unbehagen. Und dieses Unbehagen ist um so größer, je reicher das Innenleben des Menschen ist und je gründlicher es die Eindrücke zu verarbeiten gewohnt ist. Man fühlt sich unsicher vor dem vielen Neuen, weiß noch nicht, wohin damit, ist zweifelhaft, wo man vernünftigerweise anfangen soll, wie die Ordnung in all das Vielfältige zu bringen ist, das die Erfahrung absorbieren soll. Der Persönlichkeit steht nicht nur ein Genuß bevor, sondern eine Arbeit. Der Genuß kommt erst, wenn die Arbeit erledigt, wenn die brutale Neugier befriedigt und das Neue mehr oder weniger bekannt geworden ist, wenn wir sehen, wie wir nicht nur erschüttert, nicht nur gleichsam körperlich bewegt, sondern bereichert werden. Diese Ihnen allen sicher bekannte Fremdheit, dieses vage Unbehagen, muß man sich vervielfacht denken, um sich den

Zustand eines stark persönlich veranlagten Künstlers vorzustellen, der zum ersten Mal aus dem Norden nach Italien kommt, um dort zu arbeiten. Denn für ihn bedeutet diese Reise nicht nur die größte Entfernung, sondern eine Entscheidung über das ganze Dasein. Die Arbeit, die ich vorhin andeutete und die sich für den einfachen, wißbegierigen Touristen oft nur auf ein Ablaufen des Bädekers resumiert, wird hier zu einem Kampf um Tod und Leben. Sehr viele Künstler gehen dieser Entscheidung aus dem Wege, weil sie sich nichts von dem Eindruck für ihre Kunst versprechen. Andere bleiben aus Trägheit fern, sehr viele aus einer Schwäche, die man beinahe Feigheit nennen könnte. Sie trauen den Alten nicht, fürchten, daß ihre Eigenart nicht stark gefestet genug ist, um das Zusammentreffen mit so vielen Meistern glorreicher Epochen ohne Schaden auszuhalten, und die Erinnerung an viele Landsleute, die mit einem Sack voll Talent hinzogen und nach Jahren leer wie ausgetrocknete Schläuche zurückkehrten, warnt sie zur Genüge. Der Kampf wurde von Marées aufgenommen und siegreich ausgefochten. Er liefert die Elemente für die kunstwissenschaftliche Wertung, die ich an der Hand seiner Geschichte andeuten werde. An Ihnen, verehrte Zuhörer, wird es sein, daraus die Würdigung des Menschen zu gewinnen.

Während der ersten Jahre in Italien kam er sich wie gelähmt vor. Er machte die Kopieen — zum größten Teil nach Bildern in der Galerie Pitti in Florenz — zur vollen Zufriedenheit seines Gönners. Aber als dann Schack eigene Arbeiten haben wollte, blieb die Antwort aus. In den folgenden vier Jahren in Rom brachte er es fast nur zu Fragmenten. Er konnte sich nicht losmachen von dem Eindruck der gewaltigen Monumente der Antike, des Quattrocento und Cinquecento. Michelangelos Schatten bedrückte ihn. Er wäre sich kindisch, lächerlich vorgekommen, hätte er in der Gegenwart solcher Zeugen weiter wie in München seine losen Natureindrücke hingemalt. Entweder mußte man eine Kunst finden, die all das Große, was er hier empfand, in einer der Alten würdigen und doch vollkommen persönlichen, daher neuen Form ausdrückte, oder aufhören. Die Klärung der Aufgabe konnte nur durch ein innerliches Durchleben gelingen, durch ein Einordnen der neuen Eindrücke und ein Abwägen. Ein vorzeitiges Darauflosmalen hätte ihn zu einem Abtrünnigen gemacht entweder von den Alten oder von sich selbst, und er war viel zu intellektuell veranlagt, um sich auf den Zufall zu verlassen. Solange er nicht ganz klar war, durfte kein Bild begonnen werden. Das dauerte dem Baron Schack, der inzwischen regelmäßig die

kleine Rente schickte, zu lange. Er war gewohnt, sein Geld besser anzulegen. Schwind, Böcklin und Feuerbach arbeiteten für ihn zu sehr bescheidenen Bedingungen und galten ihm für ungleich bedeutendere Künstler, weil sie produzierten. Wer konnte dafür bürgen, daß Marées sich überhaupt noch zur Arbeit aufraffen würde. Es kam zu harten Briefen. In seiner Angst setzte sich Marées hin und malte zwei Bilder, jedes eine Landschaft mit Männern, Frauen und Kindern, Bilder, die einem sehr klugen Psychologen und Kenner sichere Hinweise auf eine große Zukunft geben konnten, aber da sie gar kein ansprechendes Motiv enthielten und natürlich nicht die Spuren der inneren Unsicherheit des Künstlers verschwiegen, von Schack nicht verstanden wurden. Übrigens teilte Marées in seiner Ehrlichkeit dem Baron noch ausdrücklich mit, daß er mit dem Resultat ganz unzufrieden sei und bäte, die Bilder nicht aufzuhängen. Das geschah denn auch. Erst nach dem Tode ist eins der Bilder, unter dem Titel „Römische Landschaft", in die Schleißheimer Galerie gelangt. Die Bilder entschieden den Bruch. Man kann Schack daraus keinen Vorwurf machen. Er war schon infolge seiner sehr schlechten Augen, die ihn nötigten, ein Bild hart vor das Gesicht zu halten, um es überhaupt zu sehen, zu keiner ernsten Kritik imstande und immer von Beratern abhängig. Mit größerem Recht könnte der Vorwurf die Berater treffen, die damals Einfluß auf Schack besaßen. Doch auch ihnen mag die Einsicht gefehlt haben.

Der Bruch drohte die Existenz des Künstlers zu vernichten. Er war auf einmal schlimmer daran als je in München, und die schweren moralischen Depressionen, die ihn schon während der ganzen äußerlich unfruchtbaren Jahre geplagt hatten, machten die Situation noch bedenklicher. In diesem Moment erwies sich Konrad Fiedler als Helfer. Fiedler war wesentlich jünger, ein philosophischer, fein gebildeter Kopf, der in dem Verhältnis zur Kunst nicht wie Schack die Befriedigung einer Liebhaberei oder der Eitelkeit, sondern den geistigen Daseinszweck sah. Er war schon als Student in den Besitz eines großen Vermögens gelangt, hatte eben sein Studium als Jurist beendet und war nach Italien gekommen, um eine zusagende Sphäre zu finden. Die wurde ihm in der Nähe von Marées. Sie wurden Freunde. So wenig sich Marées über seine Pläne aussprach, Fiedler ahnte, welche künstlerischen Fähigkeiten in diesem Menschen ohne Bilder steckten, und der Jüngste des Kreises, der Bildhauer Adolf Hildebrand, ein schwärmerischer Verehrer von Marées, von unerschütterlichem

Vertrauen auf die große Zukunft, trug wohl das seine zum Verständnis bei. Ungebeten kam Fiedler dem Freunde zu Hilfe. Nächst Marées schulden wir dem hochherzigen Manne das meiste an der Realisierung der Maréesschen Pläne. Ihrer Art nach konnten sie dem Künstler keinen Pfifferling einbringen und mußten scheitern, sobald er darauf angewiesen war. Fiedler hat von 1868 an das Leben des Freundes gesichert und stellte sich so zu Marées, daß diesen nie die Last einer Verpflichtung drückte. Er hat die geistige Anregung, die er Marées schuldete, so hoch angeschlagen, daß er sich in Wirklichkeit noch als der Verpflichtete fühlte. Und er hatte recht. Wie Marées seine Pflicht so, wie er sie getan hat, mit Verzicht auf allen äußeren Ehrgeiz tun mußte, weil er sie sah, so mußte Fiedler handeln, weil er die Notwendigkeit seiner Handlung erkannt hatte. Er zahlte mit seiner Großmut nur einen Bruchteil der Schuld ab, zu der Marées' heldenmütige Hingabe die Welt verpflichtete.

Die erste Folge war eine 1869 von Fiedler und Marées gemeinsam unternommene Reise nach Spanien und Frankreich, die die stark erschütterte Gesundheit Marées' wieder herstellte und seiner Kunst von größtem Vorteil wurde. Die Entfernung von Rom entrückte ihn für kurze Zeit aus dem Bereich seiner allzu schwer genommenen Probleme und gab ihm mit dem Lebensmut die Harmlosigkeit der Äußerung wieder. Er sah in Madrid Velasquez, Greco, Goya; in Paris die Schätze des Louvre. Das typisch Malerische der Meister, die ihm zu Gesicht kamen, lockte seine fast vergessenen Farbenträume wieder, und so entstand eine Reihe von Bildern, die wie die Fortsetzung der Münchener Periode erscheinen. In ihnen überließ sich Marées ganz ungezwungen seinem einzigartigen Improvisationstalent. Der Pinsel folgte ihm wie einem hastigen Schreiber, der viel mehr zu sagen hat, als ihm Zeit bleibt, die Feder. Das Bild mit dem orangepflückenden Reiter zeigt eine Geschmeidigkeit des Malerischen wie keins der früheren Werke. Das Mädchen im Vordergrund ist in einem ganz reinen im Moment hingestrichenen Rosa. Man spürt hier und noch mehr in dem folgenden Bilde, eine abendliche Waldszene, was Marées von den Franzosen und von Velasquez gelernt hatte. Und doch werden Sie nicht die geringste Abhängigkeit von Velasquez bemerken. In dieser ganz einfachen, fast primitiven Darstellung steckt eine legendenhafte Einfalt, die der Virtuosität des Spaniers fern lag. Dabei merkt man in diesen und den andern Bildern schon, daß Marées langsam seinem großen Ziel

näher kommt. Es steckt etwas Uritalienisches, Venezianisches, ja etwas Antikes in dieser weichen Maler-Idylle. Man ahnt den Weg, wenn auch das entscheidende Resultat viel später erst gelingen sollte.

Dies Bild und manche andere entstanden in Rom, wohin Marées im Herbst 69 zurückgekehrt war. 1870 wurde er einberufen, kam aber nicht, wie er wünschte, vor den Feind, sondern mußte Garnisondienst tun. Von 70—73 blieb er in Deutschland, zuerst mit Hildebrand in Berlin, dann in Dresden, wo ihm Fiedler im Garten seines Freundes Koppel, des noch heute dort lebenden Lustspieldichters, ein Atelier baute. Dort malte Marées mehrere glänzende Bildnisse, und zwar streng nach der Natur, während seine Kompositionen immer aus dem Kopf entstanden. Er hatte in Dresden einen angenehmen Kreis, war auch oft in Crostewitz, dem Gut Fiedlers bei Leipzig. Alle, die ihm nahe standen, waren von der geradezu zauberischen Macht seiner Persönlichkeit so hingerissen, daß man ihm alles zuliebe tat. Aber die Sehnsucht nach Italien überwand die Freude an dem Behagen. Eine günstige Veranlassung kam dazu. Er hatte in Jena, der Vaterstadt Hildebrands, den jungen Zoologen Dohrn kennen gelernt. Dohrn warb in Deutschland um Geld und um wissenschaftliche Helfer, um in Neapel eine Station für das Studium der Seetiere zu errichten. Er sprach Marées von seinem Unternehmen. Das hart am Meere zu erbauende Haus sollte auch einen großen Erholungsraum mit einer Loggia nach dem Meere zu erhalten, wo man abends nach der Arbeit zusammen käme, um zu plaudern oder zu musizieren, damit der Wissenschaft nicht der Segen der Kunst entginge. Gleich kam Marées die Idee, auch den bildenden Künsten ihren Platz in diesem Heim der Arbeit zu verschaffen. „Ich male den Raum mit Fresken aus", schlug er vor. „Und Hildebrand macht die Skulpturen dazu." Dohrn ging mit Freuden darauf ein. Das schnell Beschlossene wurde eben so schnell ausgeführt. Das Haus war noch nicht fertig, als Marées im Sommer 73 mit Hildebrand in Neapel erschien. Im Juni begann er, im November war er fertig. Um einen Begriff von dem Umfang der Arbeit zu erhalten, müssen Sie sich einen Saal von fast 14 Meter Länge und 5 Meter Breite vorstellen, dessen sämtliche Wände in einer Höhe von 3,50 vom Plafond aus, in der Fensterwand sogar von fast 5 Meter mit Fresken bedeckt sind. Der langgestreckte Raum war so ungünstig wie möglich. Dazu kam, daß Marées sich nie mit der Freskentechnik beschäftigt hatte. Die Art dieser Technik einer vergangenen Zeit widersetzt sich allen Ge-

wohnheiten moderner Künstler. Für den Maler unserer Tage ist das Bild, die von dem Rahmen begrenzte Fläche, deren Größe er beliebig wählen kann, die Welt. Er malt seine Bilder wie Gelegenheitsgedichte, den Moment der Inspiration benutzend, und ist daher unverhältnismäßig weniger abhängig als die alten Meister, die für einen bestimmten Platz und einen bestimmten Zweck zu schaffen hatten. Die Freskentechnik verlangt, wie Sie wissen, eine augenblickliche Realisierung. Da die Malerei al fresco, d. h. auf den frischen Kalkbewurf der Mauer aufgetragen werden muß, damit sich die Wasserfarben mit dem Kalk verbinden und dadurch dauerhaft werden, ist der Maler genötigt, stets das Stück zu malen, dessen Kalkunterlage für ihn bereitet wird, und sich so zu beeilen, daß der Kalk bis zur Beendigung des Stücks nicht trocknet. Dazu kommt, daß die Farben auf der nassen Fläche ganz anders aussehen als im trocknen Zustand, und daß nur ganz bestimmte Farben benutzt werden können. Alle diese Eigentümlichkeiten der Technik machen die Improvisation, die Hingabe an den momentanen Eindruck, auf die sich der Staffelei-Maler unserer Zeit stützt, fast unmöglich. Der Künstler muß sein Bild sozusagen vollständig fertig im Kopf haben, um mit keiner Unterbrechung rechnen zu müssen. Die Malerei kommt daher leicht in Gefahr, mehr die Reproduktion eines vorher in Form von Kartons entworfenen Bildes, mehr eine Dekoration der Fläche, als selbständige Schöpfung zu werden, und droht, wenn ihr auch die Dekoration gelingt, all der Reize verlustig zu gehen, an die uns die großen Staffelei-Maler Venedigs und vor allem Hollands gewöhnt haben. Das ist der Mangel aller modernen Fresken, daß sie sich lediglich auf das Dekorative beschränken und darin natürlich von den alten Freskenmalern übertroffen werden, die durch den Zusammenhang ihrer Kunst mit der Architektur viel besser auf das Dekorative gezüchtet waren und daher von den Neueren unwillkürlich oder bewußt nachgeahmt werden. Es trifft sowohl auf die Freskenversuche der deutschen Nazarener und des Cornelius zu als auch auf die der Franzosen, von den Schülern Ingres' bis Puvis de Chavannes, wenn auch auf diese in etwas geringerem Maße, weil sie mit mehr Kultur vorgingen. Weder sie, noch die Deutschen noch die Engländer haben die Abhängigkeit von den Alten abschütteln können. Und ob die Vorgänger wie bei den Deutschen Raffael, oder bei den Engländern Botticelli, bei Puvis de Chavannes Giotto heißen, immer stehen die Alten in den modernen Dekorationen im Vordergrunde, und was die Nachahmer dazu getan

Israels: Armes Leben.
Text von Herman Bang.

[illegible] einer Kunst [illegible]. Für den Maler unserer Tage ist das [illegible] die von dem Rahmen begrenzte Fläche, deren Größe er beliebig [illegible] kann, die Welt. Er malt seine Bilder wie Gelegenheitsgedichte, den Moment der Inspiration benutzend und ist daher unverhältnismäßig weniger abhängig als die alten Meister, die für einen bestimmten Platz und einen bestimmten Zweck zu schaffen hatten. Die [illegible] verlangt, wie Sie wissen, eine augenblickliche Realisierung. Da die Malerei al fresco, d. h. auf den frischen Kalkbewurf [illegible] werden muß, damit sich die Wasserfarben mit dem Kalk verbinden und dadurch dauerhaft werden, ist der Maler gezwungen, [illegible] zu malen, dessen Kalkunterlage für ihn bereitet [illegible], daß der Kalk bis zur Beendigung des Stücks [illegible], daß die Farben auf der nassen Fläche ganz [illegible] als [illegible] trockenen Zustand, und daß nur ganz bestimmte [illegible] werden können. Alle diese Eigentümlichkeiten der Technik machen [illegible] die Hingabe an den momentanen Eindruck, auf der [illegible] unserer Zeit stützt, fast unmöglich. Der Künstler muß sein [illegible] vollständig fertig im Kopf haben, um mit seiner Unterlage [illegible] zu müssen. Die Malerei kommt daher leicht in [illegible] Reproduktion eines vorher in Form von Kartons [illegible] Bildes, mehr eine Dekoration der Fläche, als [illegible] Schöpfung zu werden, und droht, wenn [illegible] gelangt, all der Reize verlustig [illegible] Staffelei-Maler Venedigs und vor allem [illegible] der Mangel aller modernen Fresken, [illegible] Dekorative beschränken und darin natürlich [illegible] übertreffen werden, die durch den Zu[illegible] der Architektur viel besser auf das Dekorative [illegible] der Neueren unwillkürlich oder [illegible] auf die Freskenversuche der [illegible] auch auf die der Französischen Schülern [illegible] de Chavannes, wenn auch auf [illegible] geringerem [illegible] mehr Kultur vorgingen.

[illegible] noch die [illegible] haben die Abhängigkeit von den Alten [illegible] und ob die Vorgänger wie bei [illegible] Deutschen Raffael, [illegible] Engländern Botticelli, bei Puvis de Chavannes [illegible] stehen die Alten in den modernen [illegible] [illegible], und was die Nachahmer dazu getan

Israels: Armes Leben.
Text von Herman Bang.

haben, dient nicht zur Verbesserung der unerreichbaren Vorbilder. Marées ist der einzige, der einen anderen Weg gewählt hat. In den Neapler Fresken findet auch der vorsichtigste Spürsinn keinen alten Meister, sondern immer nur Marées. Weder im Motiv, noch in der Ausführung hat er sich an andere angelehnt, sondern hat selbständig geschaffen, und wenn etwas an die Alten erinnert, so ist es die Vollkommenheit des Resultats, die Ruhe dieser stillen Bilder, ihre Machtfülle, ihre Schönheit, d. h. Eigenschaften, die weder an das Alte noch an das Neue gebunden sind, sondern überall da zutage treten, wo ein gottbegnadeter Künstler seine Aufgabe löst. Er entnahm die Motive der meisten Fresken dem Kreise von Interessen, dem die zoologische Station dient: Es sind Fischer, die zur Arbeit ziehen, mit dem Netze beschwert, Ruderer, die den Kahn heimwärts geleiten. An einer andern Wand hat er Dohrn mit seinen Genossen und Freunden verewigt im Gespräch beim Weine am Strande des Meeres, wo sie abends nach dem Bade zusammenzukommen pflegten. Die vierte Wand endlich zieren zwei schöne Idyllen, die ohne den anderen Bildern zu widersprechen den Sinn in weitere Empfindungswelten leiten. Die Fischer und die anderen Menschen sind nicht nach irgend einem alten Schema stilisiert, sondern tragen die typischen Züge der famosen gebräunten Kerle, die am Strande Neapels und Sorrents herumlungern, die jeder von Ihnen, der mal im Süden Italiens war, kennt. Nackt sind sie nicht weniger echt getroffen. Und doch stört uns kein Realismus, keine enge Detaillierung des Zufälligen, und doch wirken sie in ihrer Größe wie vereinfachte Gestalten Michelangelos.

Und dieses Meisterwerk, das alle Wanddekorationen, die seit den großen Zeiten der Freskomalerei entstanden sind, übertrifft, ist noch heute so gut wie unbekannt, und in den wissenschaftlichen Werken über Malerei werden alle möglichen Stümpereien oder manierierten Freskopinseleien erwähnt, nur nicht die Dekoration der Bibliothek in Neapel. Noch merkwürdiger aber ist, daß Marées selbst, kaum daß die Arbeit vollendet war, darüber wie über einen überwundenen Standpunkt sprach. Er sträubte sich geradezu, Bekannte hinzuführen, und erwähnte im Gespräch diese Arbeit ebenso wenig wie irgend eine der früheren. So war er. Ein Ziel galt ihm genau so lange, als es nicht erreicht war. Besaß er es, so sah er ein weiteres, und das erreichte erwies ihm nur die Mängel, die in Zukunft überwunden werden mußten. So hatte er es in München gemacht, als ihm die „Schwemme" und Bilder ähnlicher Art, Landschaften von einer in Deutschland ungesehenen Stärke, gelungen waren. So hatte

er es wieder gemacht, als ihm die Erfahrungen auf der Reise nach Spanien und Frankreich eine glänzende Bildnismalerei und eine Legendenkunst voll neuer Reize erschlossen hatten. So tat er jetzt wieder. Ein anderer, und es brauchte weiß Gott kein Mensch ohne Ehrgeiz zu sein, hätte sich festgesetzt auf dem Niveau der Fresken, froh, endlich den sicheren Port gefunden zu haben, und hätte alle kommenden Aufgaben auf ähnlichem Wege gelöst. So macht man sich einen Namen. Denn der Welt, die immer stumpf und blind ist, muß dasselbe so oft wie möglich vorgekaut werden, bis sie die Wahrheit glaubt, und sie nennt Leute eigenartig, die eine Art ad infinitum ausschlachten. Dadurch aber unterscheidet sich der Künstler vom Handwerker und das Genie von der Masse der Menschheit, daß es keusch ist und reich. Es gibt dasselbe nur einmal, so wie die Sonne in ihrem Tagelauf nur einmal mit ihren Strahlen dieselbe Stelle befruchtet.

Deshalb sehen wir Marées an dieser bedeutsamen Station seines Lebens nicht Halt machen, sondern den Anlauf zu einem neuen Wurfe nehmen. Ein paar Jahre blieb er mit Hildebrand in Florenz. Es ist wieder eine Periode der Sammlung wie die ersten Jahre in Italien, nur daß sie nicht so lange ohne äußere Merkmale bleibt. Schon 1874 mehren sich die Anzeichen der Entwicklung. Die zahlreichen kleinen Bilder mit nackten Figuren erweitern den noch verhältnismäßig armen Rhythmus der Neapler Fresken. Er kommt in manchen den pompejanischen Bildern der Antike nahe, wenigstens in der Art des Motivs. Aber die Anordnung der Körper folgt nicht dem Schema der antiken Dekorationen, und die Körper selbst erscheinen uns fleischiger, beweglicher, menschlicher. Ihre Zierlichkeit stellt nicht das Räumliche in Frage, sondern hebt gerade den Raum, die weite Tiefenwirkung, hervor.

Und nun kann man beobachten, wie sprungweise die Macht der Gestalten zunimmt. Im Januar 1880 entstand aus einem spontanen Anlaß der erste der drei heiligen George. Es ist das kleine Bild, das heute in der Nationalgalerie hängt. Die Haltung des Ritters ist typisch für die neuen Absichten. Sie läßt das dramatische Moment des uralten Motivs ganz unberücksichtigt. Der Unterschied zwischen den vielen verfehlten Georgs der neueren Kunst und diesem Bilde besteht darin, daß die Maler der anderen Georgsbilder an den Vorgang glauben oder sich so stellen, als ob sie daran glaubten, während das Maréessche Bild auf ganz anderen Voraussetzungen als Glauben oder Urglauben beruht. Marées glaubte nicht an die Drachengeschichte, glaubte um so weniger daran, als

er sich selbst in der ersten Fassung des Drachentöters dargestellt hat und genau von sich wußte, daß er zwar allerlei in seinem Innern hausende Ungetüme getötet, aber nie den sagenhaften Widersacher des Heiligen. Für ihn wurde die ganze Episode zu einer Form, zu einem Zeremoniell, das ihm die Gelegenheit zu einer dekorativen Bewegung gab. Das heißt, er machte das daraus, was der Betrachter vernünftigerweise von einer modernen Darstellung dieser Geschichte erwarten kann. Und nicht nur das: er bestärkt diese Erwartung und befriedigt sie vollkommen, indem er das zum Monumentalen erhebt, was immer nur für uns der wirkliche Inhalt solcher Bilder sein kann: die Würde. Indem er so das Motiv ins Allgemeine steigert, gibt er ihm die Wahrheit. Dieser kleine Georg ist der unmittelbare Vorgänger der drei großen Reiterbilder, Georg, Martin und Hubertus. Das etwas gewaltsam Stilisierte des kleinen Bildes, das freilich ganz von fleckiger Farbe umhüllt wird, verschwindet in der neuen Fassung unter der breiten malerischen Behandlung. Das frühere Bild wirkt wie glänzender Zierat. Die späteren sind nicht nur mächtiger an Farbe, sondern gewinnen noch neuen Reichtum aus der gewaltigen Bewegung der Gestalten. Die erhaltene vollständige Fassung dieser Bilder fällt in die letzten Jahre. Man kann als Zwischenstufe dahin etwa den Rosseführer betrachten, sozusagen der Pol des Maréesschen Genius nach der Antike hin. Den Rosseführer halte ich für die vollkommenste Auslösung antiken Geistes durch die Hand eines Malers, und zwar denkt man hier nicht an die pompejanische Handwerkskunst, sondern an die edelsten Erscheinungen der Antike, wie wir sie in der Plastik eines Phidias besitzen. Man glaubt wirklich jene erhabenen Gestalten wiederkehren zu sehen, denen gegeben war, die gewaltige Wucht von Lebensfülle mit vollkommenem Ebenmaß zu vereinen.

In den Hesperiden geht Marées einen Schritt weiter. Er verzichtet auf die unmittelbare Mithilfe der Antike. Die Form ist noch einfacher, der Zusammenhang der Gestalten durch die Kombination der Stellungen noch entschiedener betont. Sie stehen wie Wesen einer anderen Welt vor uns. Nichts von den Nervenstrapazen der unseren. Nichts von der fieberhaften Erregung unserer materiellen Gelüste. Und auch nichts von jener uns heute allzu passiv erscheinenden Schönheit, die vielen Werken der Antike allein den Reiz gibt. Der Typus der Gestalten verewigt in einem uns längst entrückten Eden den Ernst und die Würde unserer geistigen Aspirationen.

Schluß in der Mai-Nummer.

Hugo Salus:
Eichauer Tanznovelle.

I.

In der Langengasse von Eichau steht seit etwa zwei Jahren das neue zweistöckige Haus des Leinwandgeschäftes Neudorf und Sohn, das nach der etwas großsprecherischen Sitte der Kleinstadt „Haus Neudorf" genannt wurde und das mit seinen Stuckverzierungen und Spiegelscheiben — den ersten dieses nordböhmischen Städtchens — den Eichauern als der Gipfel moderner und fast verschwenderischer Baukunst erscheint. Der alte Neudorf hatte es gebaut, als sein Sohn Heinrich in die Firma aufgenommen wurde, und dabei sehr gut gerechnet. Denn die Bäuerinnen der wohlhabenden Umgebung trugen ihre Kattunleibchen viel stolzer, wenn sie aus dem Haus Neudorf gekauft waren, und die „echt englischen" Leinwandhemden der Eichauer konnten auch nicht blauer leuchten, wenn sie etwa in Prag gekauft worden wären. So war den ganzen Tag über ein beträchtlicher Kundenverkehr in dem langen Neudorfischen Laden — diese schlichte Bezeichnung hatten sie auch auf das neue Lager herübergenommen —, aber in der Dämmerung kamen nach ihrer alten Gewohnheit die Freunde von Heinrich Neudorf rückwärts im Magazin zusammen, saßen auf der „Pudel", wie der Ladenpult in Eichau genannt wird, oder auf den Kisten, die hier herum lagen, und sprachen über die Ereignisse des Tages. Neudorf Vater und Mutter, die trotz ihres Vermögens und Alters das Handeln nicht aufgeben konnten, überwachten vorn die Abwickelung der Geschäfte oder kamen wohl auch ab und zu ins Magazin, um mit den jungen Leuten zu sprechen. Aus dem schmalen Hofe, den sie wohlwollend um seiner drei, vier Bäume willen Garten nannten, kam frische Luft in das Magazin, und so saßen die jungen Leute anspruchslos beieinander und unterhielten sich. Heinrich Neudorf, der Bastler, hatte das Messer oder die Feile in Händen und schnitzelte an einer Holzleiste herum, denn er war ein großer Laubsäger vor dem Herrn, der nach braun bedruckten Vorlagen stets von neuem Kasten, Zigarrenständer oder Vogelbauer verfertigte, und der in seinen Taschen

immer irgend ein Stückchen Zigarrenkistenholz herumtrug, daran er in freien Augenblicken schnitzte oder feilte.

Adolf Stein schaute ihm träumend zu, er kam aus dem Tuchgeschäft seiner Eltern in der Kirchengasse her, die Kinder waren ihm wie immer nachgelaufen und hatten sich an dem seltsamen Hin- und Herpendeln seines Kopfes erfreut, denn er begleitete seine Schritte mit ganz gleichmäßigen schwingenden Bewegungen seines Hauptes, als ob er sich sehr verwundere, und die Kinder redeten sich, wer weiß wieso, ein, daß er in einem Ohre eine Fliege habe, die ihn zu diesen Schwingungen zwinge.

Julius Dur, aus einem Galanteriewarengeschäft, war der Witzemacher des Kreises. In seinem dunklen Gesicht irrlichtelierte es immerfort, er war in der Leihbibliothek abonniert, schon wegen seiner Schwester Julie, die als Schöngeist galt, er deklamierte gern den Monolog aus der „Jungfrau von Orleans", oder mit einem großen Aufwand von Stimme die Verse des Zriny:

„Ich soll mich schonen? Soll den Funken Kraft . . ."

Natürlich las er in den Zeitungen immer zuerst die Theater- und Kunstnachrichten, und sie hatten ihn im Verdacht, daß er dichte. Aber man konnte ihm nichts Bestimmtes beweisen.

Der Lehrer Bernhard Taschner war früher Mediziner gewesen, aber er konnte die Krankheiten nicht vertragen, wie er behauptete. Und als er etwa 6 Jahre seines Lebens daran gesetzt hatte, sich daran zu gewöhnen, da gelang es seinen Verwandten, ihn an der heimatlichen Volksschule als Lehrer unterzubringen, trotz seines Durchziehers auf der linken Wange, der als aufrührerisch fast ein Hindernis für seine Anstellung geworden wäre. Aber die Kinder hatten ihn sehr lieb und er schien ihnen ein Held und Vorbild.

Bald nach ihm kam heute sein Kollege, der junge Doktor Max Wohl, in das Magazin. Bernhard Taschner nannte ihn mit nie versagendem Lacherfolg bei den Freunden „Herr Kollega", und Doktor Max benützte ihn, um mit ihm über seine Fälle zu sprechen, was ihm ein Lebensbedürfnis war. Ganz armer Häusler Kind aus Langental, einem Dorf in der Umgebung, hatte er das freie Burschenleben ganz im Stile der vielen armen Studenten genossen, die spärliche Kosttage bekommen, faule Mittelschüler unterrichten und allerhand Schreibarbeit verrichten müssen, um ihr Leben zu fristen. Und dann war er bald nach seinen Prüfungen nach Eichau gezogen, wo er besonders bei den Bauern der Umgebung sehr beliebt

war, da er ihre Sprache redete und ihre Art genau kannte. Denn er war selbst ein Bauer, brav, ordentlich und streng gegen sich und seine Pflichten. Im Verkehr mit den Bürgersleuten zurückhaltend, war er Frauen gegenüber, wie alle jungen Aerzte, fast ängstlich, förmlich und würdevoll, weil er eine große Achtung vor dem Doktortitel, den er erworben, besaß und sich nichts vergeben wollte.

„Du kommst gerade zur rechten Zeit," rief ihm Julius Dur zu, „leg deinen Doktorhut auf den Pudel, — womit ich nicht sagen will, daß er damit auf den Hund gekommen ist — denn ich habe gerade anfangen wollen, euch eine sehr wichtige Mitteilung zu machen."

„Was denn?" riefen die Freunde ungläubig, „was wird da wieder für ein schlechter Witz herauskommen?"

„Nein, etwas Ernstes und Erfreuliches," sagte Julius. „Ich habe im Hergehen Leopold Hammer getroffen, und der hat mir verraten, daß nächster Tage seine Schwägerin Therese aus Prag wieder auf die Ferien herkommt!"

Er blickte triumphierend einen nach dem andern an und genoß die Freuden eines gern gehörten Boten, indem er von jedem Gesichte das Vergnügen über seine Nachricht ablas.

„Das ist fein," sagte Adolf Stein und schüttelte den Kopf dazu, als hörte er etwas sehr Besorgniserregendes.

„Prost Blume," sagte Bernhard Taschner, „das ist wirklich eine angenehme Nachricht; die wird wieder etwas Leben in dieses Nest bringen. Freut's dich etwa nicht, Herr Kollega?"

„Warum denn nicht," sagte Doktor Max Wohl und stellte sich sehr gleichgültig, „wenn es euch allen gefällt, ist mir's schon auch recht."

Aber seine Worte klangen etwas unsicher und er schaute auf den Boden.

„Warum sollte es mich denn nicht freuen? Es wäre sehr günstig für Eichau, wenn recht viele Prager herauskämen, denn die Luft hier ist ausgezeichnet, und Eichau könnte ganz gut eine vorzügliche Sommerfrische werden." Und er sprach in diesem Sinne weiter.

Die anderen nickten nur, wie aus einem Traume, zu seinen Worten, obgleich sie nicht so hygienisch dachten, aber es war ihnen lieb, daß er sprach und daß sie träumen konnten. Im Mittelpunkte dieser sonnigen Gedanken stand ein gar nicht großes, aber sehr anmutiges Mädchen, das sie immer lachend vor ihren Augen sahen, heiter, wohlwollend und wie die Erfüllung alles dessen, was junge, bescheidene Männer sich für ihr

Herz erhoffen. Sie hatten sie wirklich alle lieb gewonnen, als sie im Vorjahre zum ersten Male bei ihrer Schwester Hammer zu Besuch war, und dabei hatte sie etwas Großstädtisches in ihrem Wesen, etwas Freies und Schwebendes, wonach sich Kleinstädter eigentlich am meisten sehnen, kurzum, sie schien ihnen die verkörperte Grazie. Doktor Max Wohl hatte sich damals gegen den tiefen Eindruck, den Therese auf alle Freunde machte, mit ganzer Kraft gesperrt, er hatte, wie das so seine Bauernart war, sich nicht gefangen geben wollen, schon weil die anderen so entzückt waren, und war eigentlich recht unfreundlich gegen die Pragerin gewesen. Sofort hatte er jenes Abwehrgefühl in sich wachsen gefühlt, daß er als Mann um die Gunst eines Mädchens buhlen solle, und er hatte sich, da er das Mädchen gegen alle gleichmäßig freundlich befand, verletzt zurückgezogen. Einmal aber war die Pragerin, der er in der Kastanienallee gegen den Steilberg begegnet war, mit ihm gegangen, da er seiner Bauernpraxis nachging, und da hatte er ihr einfaches und gutes Wesen kennen gelernt und war selbst wärmer geworden. Er hatte ihr von seiner Jugend erzählt und von seinen Erinnerungen an die Prager Hochschuljahre, und sie hatte ihm sehr freundlich zugehört. Da war ihm sehr wohlig ums Herz geworden. Er erzählte ihr von den Leiden der kleinen Bauern, die seine Patienten waren, und sie hatte ihm verständnisvoll zugenickt, kurz, er fühlte sich so frei dieser Großstädterin gegenüber, daß er im Herzen bedauerte, sich früher von ihr so zurückgezogen zu haben; denn sie fuhr am nächsten Tage wieder heim.

„Ich komme im Winter nach Prag," sagte er ihr beim Abschied.

„Da besuchen Sie uns doch, Herr Doktor," sagte sie freundlich und reichte ihm die Hand.

Da war er ganz überzeugt, daß er sie in Prag aufsuchen werde, ja er hatte seltsamerweise in der nächsten Zeit immer auf einen Brief von ihr gewartet, so innig beschäftigten sich seine Gedanken mit ihr; denn ich kann ihr doch nicht schreiben, sagte er ganz ernst zu sich, wie würde das aussehen!

Er hatte mit keinem seiner Freunde über sie gesprochen, so gern sie im Herbste ihrer in ihren Gesprächen gedachte, aber er hatte auch nicht verraten, daß er vor Weihnachten, da er bei der Ärzteversammlung in Prag war, öfter durch die Zeltnergasse, wo sie wohnte, und über den „Graben" gegangen war, und daß er ihr endlich auch begegnet war. Da hatte er sie mit zwei jungen Leuten getroffen und sie hatte ihn fast freundlich gegrüßt und schien zu erwarten, daß er sie anspreche. Aber so war

er eben: da hatte er nur sehr förmlich den Hut gezogen und war rasch im Gedränge verschwunden und trug seither einen Groll gegen das Mädchen und doch auch gegen sich im Herzen, und, wenn er ihrer gedachte, wogegen er sich vergeblich stemmte, so sah er immer erst die beiden jungen Leute, die mit ihr gegangen waren, und verbiß sich förmlich in den Gedanken, daß sie solche hauptstädtische Nichtstuer begünstige, und mit denen wollte er nicht „in den Wettbewerb treten". Das habe ich nicht notwendig!, schlossen seine Selbstgespräche, als ob sie ihn beleidigt hätte.

Als Frau Hammer ihn kurz nachher fragte, warum er denn nicht in Prag mit ihrer Schwester gesprochen habe, sie habe von der Begegnung geschrieben, da stellte er sich verwundert und fragte glutübergossen:

„Also war es wirklich das Fräulein Schwester, das ich in Prag sah? Sie ging mit jungen Herren und ich habe sie nicht sicher erkannt. Ich war sehr in Gedanken damals."

Er verabschiedete sich rasch von Frau Hammer, von der er doch fürs Leben gern mehr erfahren hätte, und da ihm in den nächsten Tagen das liebe Gesicht Theresens im Traume zulächelte, da ärgerte er sich beinahe über seinen Traum und sagte sich am Morgen: „Angelacht? Ja freilich, ausgelacht hat sie mich! Ich bin ihr wahrscheinlich zu kleinstädtisch!"

Nun aber, da er die Freunde mit glückseligen Augen um sich herum sitzen sah, nun hörte er sich plötzlich reden, von der guten Luft Eichaus, von den Wäldern in der Nähe, vom gesunden Trinkwasser, und er wunderte sich auf einmal über seine Stimme und brach seine Worte ab. Sie hatten ihm scheinbar gar nicht mehr zugehört. Da saß Heinrich Neudorf, er hielt sein Holzleistchen abwesend in Händen, und ein liebes dummes Lächeln lag um seine Lippen. Adolf Stein hatte den Kopf auf die Seite gelegt und lauschte wohl der Fliege in seinem Ohr, die das Wort Theres, Theres summte. Julius Dux aber hatte ein ungemein verbindliches Lächeln im Gesichte, er sah ganz deutlich Therese in seinem Galanteriewarenladen die Kunden bedienen; sie lächelte die Käufer nur so in das Geschäft herein, wie eine Soubrette etwa, und diesen Traum wollte er heuer womöglich zur Wirklichkeit machen. Und wie sie in seinem Galanteriewarengeschäfte stand, so stand sie jetzt gleichzeitig lächelnd in dem Tuchlager Steins und im Haus Neudorf, lächelnd, die Kundschaft bedienend und sehr, sehr tüchtig.

Bernhard Taschner war aufgestanden, er führte mit seiner leeren

Faust kräftige Hiebe durch die Luft und sagte, wer weiß warum: „Dummes Zeug! Ist alles blöde und lächerlich!"

Aber er verscheuchte damit wohl nur ein Bild, das ihm allzu lockend erschienen sein mochte; denn er wollte Junggeselle bleiben. Bedingungslos Junggeselle.

„Ihr macht übrigens furchtbar blödsinnige Gesichter," sagte er dann lachend zu seinen Freunden, „ungewöhnlich blödsinnige Gesichter, wie ihr jetzt dreinschaut!"

„Du brauchst es nicht erst zu machen," wehrte sich Dux, „du hast es ohnehin. Aber ich habe euch noch etwas zu sagen, was merkwürdigerweise zu meiner ersten Mitteilung paßt. Wir müssen doch etwas veranstalten, wenn jetzt die Theres Elster herkommt, sie soll doch sehen, daß wir nicht ganz verbauert sind. Und da trifft es sich gut, daß vorhin ein Herr bei mir im Geschäft war, ein Tanzkünstler, der uns seine Dienste anbietet. Ihr wißt, wie jetzt in der Hauptstadt der Sechsschrittwalzer gefällt, und wir können ihn noch nicht. Ich wenigstens kann ihn nicht tanzen," sagte er, da Doktor Max gleich abwehrende Armbewegungen machte, und die andern riefen: „Wir können ihn auch nicht," und waren gleich Feuer und Flamme für die Idee.

„Ich habe den Tanzlehrer herbestellt, er ist ein Fremdländer, fast ein Franzos," fügte Julius Dux hinzu, „wir müssen ihn mieten, bevor ihn vielleicht die andern jungen Leute wegschnappen!"

„Freilich," sagte Adolf Stein, „die Beamten vom Bezirksgericht oder von der Post; das wäre so etwas für die Herrschaften!" Denn es bestand natürlich, wie in allen Kleinstädten, eine eifersüchtige Spannung zwischen den verschiedenen Berufsklassen. „Das möchte ihnen so passen."

„Ich werde ihretwegen nicht tanzen lernen," sagte Max Wohl bissig und gekränkt, „wenn wir ihr ohne Sechsschritt nicht recht sind, dann soll sie bei ihren Prager Schöntuern bleiben, ich tanze überhaupt nicht! Ihr könnt ja übrigens tun, was ihr wollt!"

„Werden wir auch," sagte Bernhard, „gewiß, Herr Kollega, ganz Ihrer Ansicht; aber ich bin kein Spielverderber und schließe mich der Mehrheit an."

Indem kam der alte Neudorf mit seinem ständig besorgten Gesicht aus dem Laden ins Magazin und meldete einen Herrn Lopassa, der sich auf Julius Dux berufe. „Macht nur keine Dummheiten!" setzte er mit einem verwarnenden Blick auf seinen Sohn Heinrich hinzu, denn er hatte

ewig ein Mißtrauen gegen fremde Menschen und fürchtete immerfort für seinen allzu vertrauensseligen Erben. „Er schaut sehr verdächtig aus."

Und dann kam Herr Lopassa in das Magazin, er machte eine Verbeugung vor den Herren, die ein Kunstwerk von gezierter Eleganz und vornehmer Körperzucht sein sollte, als ob er vor einem Kreise von Königinnen und Edelfrauen seine Aufwartung machen wollte, er wehrte Julius Dur mit einer runden Handbewegung ab, dessen Begrüßung ihm seine Verbeugung störte, und dann sagte er: „Lopassa, Korograf."

Er war ein kleiner, sehr würdevoller Herr, mit grauen, lockigen Haaren, mit einem Zwicker auf der schmalen Nase, einem armseligen, aber sehr kühn gebundenen Halstuch, einem dunkelblauen, etwas abgenützten Bratenrock und grauen engen Hosen, und hatte sehr hohe Stöckel an den Halbschuhen, die mit breiten Maschen geschmückt waren, und nun zog er eine Photographie aus der Rocktasche, die er mit einer neuerlichen Verbeugung — „Komplimank" hauchte er dabei zwischen den lächelnden Lippen hervor — Bernhard Taschner, der ihm wohl als Würdigster erscheinen mochte, überreichte. „Zum Weitergeben," erklärte er.

Es war seltsamerweise sein eigenes Bild, aber in einem Pelz mit breitem Kragen, aus dem sein kleiner Kopf wie der eines Kapuzineraffen herausragte. Er mochte diese Erinnerung an einen wohlhabenden Winter für besonders wirkungsvoll halten und setzte erklärend das Wort „Selbstporträt" hinzu.

„Sehr schön," erklärte Taschner, und die Freunde, die über seine Schultern sahen, sagten: „Wirklich, sehr schön!" wobei sie weiter nichts dachten.

Und dann machte Herr Lopassa einige „Pas", wie er sagte, zwischen den Kisten und dem Pulte, um den Herren zu zeigen, was für ein Künstler er sei. Und als Dur ihn fragte, ob er den Sechsschrittwalzer unterrichten könne, da fing er mit seinem armseligen Stimmchen den Donauwalzer zu singen an, sehr schnell, und hoppste 1, 2, 3, 4, 5, 6 hin und her, daß seine Rockschößel nur so wirbelten.

„Das ist serr ellegant!" sagte er keuchend „serr ellegant!"

Die jungen Männer sahen ihm mit bewundernden Blicken zu, der Herr Lopassa schien ihnen wirklich ein Vorbild aller Noblesse, und Dur konnte es kaum erwarten, ihm seine Pas nachzutanzen.

Sie wurden bald handelseinig, der Herr Choreograph verpflichtete sich, keine anderen Stunden zu erteilen, und schon heute abend sollte im

„Himmel", dem Wirtshaus, wo er abgestiegen war, die erste Tanzstunde beginnen.

„Und die Damen?" fragte der Tanzmeister.

„Das ist ein Geheimnis," erwiderte Adolf Stein. „Das soll eine Überraschung bleiben."

„Auch recht," sagte Lopassa etwas enttäuscht. „Ich bin serr für Damen. Aber bitte!"

Und an diesem Abend fingen die jungen Leute ihre Tanzstunden an. Nur Doktor Wohl kam nicht in den „Himmel". Er saß zu Hause und ärgerte sich.

II.

Wenn in den nächsten Tagen eine von den Töchtern Eichaus zufällig erst im Haus Neudorf, dann im Tuchgeschäft Stein und zum Schluß im Durischen Galanteriegeschäft Einkäufe zu besorgen hatte, da mußte es ihr wohl auffallen, wie ausnehmend höflich sie von den jungen Kaufleuten begrüßt wurde. Es konnte vorkommen, daß der junge Dur tänzelnd aus dem Dunkel des Ladens auftauchte und eine ungemein eindrucksvolle, hofmännische Verbeugung machte, wobei er leicht die drei Phasen der Verbeugung mit dem Kommando Kom-pli-mang begleitete, oder daß Adolf Stein wie ein Rokokohöfling ihr den Stoffrest darreichte. Denn er wußte erst jetzt, was richtige Eleganz bedeutete, und die Fliege in seinem Ohr summte jetzt eine gar vornehme Melodie. Und wenn sie dann aus der Kirchengasse durch die Kreuzgasse in die Langegasse ging, da konnte sie das Glück haben, Bernhard Taschner zu begegnen, der seinen Ziegenhainer wie das Galanteriestöckchen eines Zeremonienmeisters mit graziösen Fingerspitzen balancierte und er einen Schlips trug, einen Schlips, von dem man träumen konnte. Und wenn die lange Kranz Anna oder Leckner Rosl ihren Spielgenossen aus den Kindertagen verwundert anglotzte und lachend fragte: „Was habt denn Ihr? Ihr habt wohl verrückte Schwämme gegessen, daß Ihr gar so nobel tut?", da konnte es der Verwunderten geschehen, daß der Angeredete sehr ärgerlich wurde: „Wieso denn, mein Fräulein?", denn es verdroß ihn, daß „die Dame" so zutraulich zu ihm sprach und ihm seine vornehmen Träume störte. Und Heinrich Neudorf vergaß ganze Tage lang, an seinen Leistchen herumzufeilen, weil er halt gar so schwer lernte und Meister Lopassa mit ihm die größte Arbeit hatte; während

er von Herrn Dur ganz begeistert war und einmal über das anderemal ausrief: „Serr talentiert; werden Furore machen! Wenn nur schon Damen kämen!"

Auf die Damen schien Meister Lopassa sehr schwer zu verzichten; aber er durfte das Geheimnis nicht verraten, und so schien er sich in seiner Verbannung an der Kellnerin im „Himmel" schadlos zu halten, oder er stand beim Gassenschank des Gasthauses, wenn die Dienstboten in ihren Zinnkrügen oder Glasflaschen Bier holten. Und dann gab es ein Kreischen und Quietschen unter den Mägden, wenn der Herr Hopsassa — so sprachen sie das Wort Lopassa aus — plötzlich unter ihnen auftauchte und seine Gunstbezeugungen unter ihnen austeilte.

„Schöne Frailein!" sagte er mit begehrlichem Augenblinzeln, oder er pürschte sich an ein strammes Küchenmensch heran und machte einen spitzigen Mund, wie ein Thunfisch, der freilich auffällig rasch zusammenklappte, wenn die handfeste Dame ihm auf die Finger klopfte und ihn gar nicht melodisch: „Hand von der Butten, alter Sauigel!" andonnerte.

„Aber, aber!" sagte dann sehr beleidigt Herr Lopassa.

„Ich werd' Ihnen was abern," grollte es zurück, und wie die Schlußfolgerung aus vielen Erfahrungen: „Je älter die Mannsbilder werden, je schlimmer werden sie!"

Indessen war Fräulein Therese Elster aus Prag angekommen. Die Freunde hatten durch ihren Schwager Hammer die Stunde der Ankunft erfahren und hatten am Vorabend beschlossen, daß zwei von ihnen, Bernhard Taschner, der ohnehin jetzt Ferien hatte, und Heinrich Neudorf, auf den Bahnhof hinausgehen und sie begrüßen sollten. „Eine Deputation, das macht sich ausgezeichnet!" Doktor Wohl konnte nicht in Frage kommen, er war von seiner Praxis abhängig und benahm sich in den letzten Tagen überhaupt sehr merkwürdig. Aber als der Prager Zug eben die große Kurve um Alt-Eichau machte, ehe er in die Station einfuhr, erschienen keuchend noch Adolf Stein und Julius Dur mit je einem großen Blumenstrauße in Papiermanschetten, obgleich das gegen die Vereinbarung war; Dur behauptete, daß seine Schwester Julie diese Blumen schicke. Da winkte schon ein Tuch aus einem Fenster, das Ehepaar Hammer trat auch eben auf den Perron, und lachend sprang Therese aus ihrem Wagen. Sie lachte den Herren freundlich zu, dann lag sie an der Brust ihrer Schwester und bemerkte gar nicht die herrlichen, abteiligen Komplimente, die von den vier Schülern Lopassas vor-

geführt wurden. Und dann ging die ganze Gesellschaft durch die Felder nach Eichau.

„Sie sind gar nicht älter geworden," sagte Adolf Stein aus der Tuchbranche.

„Aber noch schöner!" sagte Dux aus der Galanteriebranche.

„Wenn dies möglich war," sagte Bernhard Taschner mit Innigkeit und machte eine Armbewegung wie im Turnsaal.

Heinrich Neudorf hätte furchtbar gern auch was gesagt, was in diese Melodie gepaßt hätte, aber es fiel ihm leider beim stärksten Drücken nichts ein, und so sagte er, was ganz richtig war: „Fräulein müssen eine sehr heiße Fahrt gehabt haben!"

„Es war zu ertragen," lachte ihn Fräulein Elster an. „Es ist sehr lieb von Ihnen allen, daß Sie sich bei der Hitze herausbemühten!"

Als sie aus der Vorstadt über die Brücke kamen, stand unter dem Schilde des „Peter Seliger Schuster Meister", das aber so künstlich gemalt war, daß alle Welt „Peter Schuster, Seliger Meister" las, Doktor Wohl. Und eben hatte Dux dem Gaste das Schild, das eine der beiden Sehenswürdigkeiten des Städtchens bildete, gezeigt und sie lachten alle herzlich in den Sonnenschein. Doktor Wohl hatte den Hut gezogen und schien Fräulein Elster begrüßen zu wollen. Da er sie aber so lachen sah, da stieg eine dunkle Grollwelle in sein Gesicht, und er war plötzlich in dem Hause des Seligen Meisters verschwunden.

„War das nicht der Doktor Wohl?" fragte Therese. „Es schien mir so!"

„Es ist doch merkwürdig, daß er dich nicht begrüßen kam," sagte Frau Hammer.

„Ach, er wird wohl Eile haben," meinten die Freunde. „Wer weiß denn, wer im Hause krank ist!"

In dem Hause befand sich aber alles wohl, nur der Doktor nicht. Der stand hinter der Haustür und ärgerte sich über sich, über seine Freunde und über das Mädchen, auf dessen lachendes Gesicht er sich so innig gefreut hatte, auf diese Augen, die damals in der Kastanienallee unter dem Steilberg so vertrauensvoll zu ihm emporgeschaut hatten, auf dieses liebe, einfache Gesicht, das er sich aber im Augenblicke ihrer Begegnung ernst und errötend vorgestellt hatte. Er stampfte mit dem Fuße und schaute, wie ein Bub, der Räuber und Gendarm spielt, hinter dem Haustor hervor, ob die Gesellschaft schon verschwunden sei. Und dann schlich er begossen und sehr ärgerlich nach Hause.

III.

Am nächsten Tage lag Eichau unter einem Himmel, der wie aus alter blaßblauer Bannerseide gesponnen war, in blendendem Sommerglanze da; es war ein rechtes Jubelwetter, und Julie Dux ging in einem weitläufigen Sommerkleidchen — sie sagte Kleidchen, obgleich sie eine sehr wohlgenährte und umfängliche Jungfrau war — zu den Freundinnen, vor allem zu Hammers, um für Nachmittag einen Ausflug nach Lichtenau zu besprechen.

Julie Dux war durchaus die Schwester ihres Bruders Julius. Es war gewiß schon ein Wunder, daß ihren Eltern der Name Julius in ihrer Familie nicht genügt hatte, daß sie dann noch eine Julie haben mußten; einen solchen Einfall der Eltern können Kinder nie mehr los werden. Sie war aber auch in ihren Neigungen und Wünschen die Schwester von Julius, sie las mit ihm die Romane aus der Leihbibliothek und war nicht bloß auf die Gartenlaube, sondern auch auf die Modenwelt abonniert, so daß sie in Eichau als das Orakel in Modeangelegenheiten galt. Sie war leider sehr dick geraten, und das kränkte sie sehr, da sie für ihr Leben gern recht schlank und zierlich gewesen wäre. Zierlichkeit strebte sie nun trotz ihres Umfanges in ihren Bewegungen an, die nicht zu ihrem Vorteil ausfielen; aber sie hatte nicht das Gefühl für das Gezwungene ihrer gewollten Zierlichkeit, die in das Gegenteil umschlug.

Eben war sie bei Therese gewesen und war ganz entzückt von der angeborenen Lieblichkeit der Pragerin; ihr Vorschlag für Nachmittag war mit Freuden angenommen worden, und nun ging sie zu den andern Freundinnen, um sie zu einem Stelldichein auf dem Marktplatz einzuladen. An der Ecke der Herrngasse traf sie Doktor Wohl, dem sie von dem Ausflug erzählte; die jungen Männer wollten nach Geschäftsschluß nach Lichtenau kommen. Doktor Wohl sagte zu, wenn seine Praxis es erlaubte, auch zu erscheinen.

Für die Schüler Lopassas war die Frage zu entscheiden, was sie Abends mit ihrem Meister anfangen sollten, da die Tanzstunde heute ausfallen mußte.

„Ich gehe mit nach Lichtenau,“ sagte Lopassa, „damit ich die Damen kennen lerne. Ich bleibe nicht länger allein im Himmel.“

Der Himmelwirt trat zu den Herren hinzu und bat heimlich Neudorf mit dringenden Worten, nur ja Lopassa nicht allein zu lassen,

Hans von Marées: Die Ruderer (Freskenstudie).
(Mit Erlaubnis des Marées-Re-
produktionen-Verlags in Halle)
Zum Artikel von Julius Meier-Graefe.

Jahrgang
1909

sonst gebe es gewiß beim Ausschank gefährliche Szenen. So gaben sie sich darein und beschlossen, Meister Lopassa mitzunehmen.

„Jetzt wissen es die Leute ja ohnehin schon, daß er Tanzlehrer ist, in Eichau bleibt so kein Geheimnis verborgen," meinte Bernhard Taschner bitter. „Ich habe gewiß nichts verraten."

„Wir auch nicht," sagten die andern.

„Also hat es der Himmelvater verraten," meinte Dur.

Sie verblieben dabei, daß Bernhard Taschner ihn abholen und sie dann gemeinsam mit den Damen nach Lichtenau gehen sollten, indessen die andern Freunde nachkämen.

Es machte kein geringes Aufsehen auf dem unregelmäßigen Marktplatz von Eichau, als zur bestimmten Stunde die hellgekleideten Mädchen mit ihren Müttern sich an der besprochenen schattigen Ecke versammelten. Man trug damals jene aufgebauschten und mit künstlichen Rundungen versehenen, wie aufgeblasenen Kleider, die wie vom Tapezierer gepolstert schienen, und vom Rathausturme auf dem Platze mußte die Gesellschaft etwa wie eine Ausstellung von Kanapees und Fauteuils aussehen, die langsam durcheinander geschoben wurden, und dies um so mehr, als einige der Mütter seltsame Kleider aus Rips, Damast oder großblumigen Möbelstoffen anhatten. Man wollte der Großstädterin doch zeigen, daß man auch Geschmack hatte. So sah die liebliche Therese eigentlich fast ärmlich unter den Damen aus, als sie in ihrem hübschen, hellen Kleide und dem breiten Strohhut mit ihrer Schwester erschien.

„Na," zischelte die lange Kranz-Anna zwischen ihren dünnen Lippen hervor, „die hätte sich auch was Feineres anziehen können! So geht man nicht, wenn man was auf die Gesellschaft gibt! Ich bitte dich, Resel, schau dir nur den Taschner Bernhard an, was der gleich für Stielaugen kriegt! Übrigens, so schlank wie die bin ich schon lange! Nein, Fräulein Elster," sagte sie dann mit einem süßlichen Lächeln, „wie wir uns auf Sie gefreut haben! Wie nett, daß Sie wieder nach Eichau gekommen sind."

Und wie Fräulein Kranz so freuten sich, fast mit den gleichen Worten, die andern jungen und alten Damen über das Wiedersehen.

Nun kam noch Julie Dur angesegelt, ein Staatsschiff mit geblähten Segeln, und knirte hier und knirte dort. An ihrem Vorderarme hing eine Pompadour aus Perlenstickerei, Modenwelt Seite 364, und sie duftete nach einer Seife, die seltsam an Mäusegegenwart gemahnte. Aber sie war in dem Auslagefenster ihres Geschäftes als das Neueste

bezeichnet, „Chik Paris" stand auf dem Zettel. Und in vierzehn Tagen wird ganz Eichau so riechen. Chik Paris!

Bernhard Taschner war indessen Herrn Lopassa abholen gegangen, jetzt brachte er ihn und stellte ihn der erstaunten Gesellschaft als den großen Choreographen, Monsieur Lopassa, vor. Himmel, Himmel, was machte der kleine Tanzlehrer für Verbeugungen! Er balancierte nur so auf seinen hohen Stöckelschuhen zwischen den Sofas hin und her, drückte sein zierliches Hinterteil graziös durch seinen dunkelblauen Bratenrock, machte hier ein Komplimang und dort ein Komplimang und schon hatte er Julie Dur mit ihren schönen Rundungen entdeckt. „Ei, ei, ei!" sagte er und schnupperte an ihrem Mäuseparfüm herum, und nicht lange danach hatte er seine Pelzphotographie aus der Tasche gezogen, und sie waren auch schon in ein sehr angeregtes Gespräch vertieft, indessen die ganze Schuljugend von Eichau um die Gesellschaft herumstand, Buben und Mädel; und die Buben sagten ganz glückselig: „Der Herr Lehrer Taschner!" und die Mädel hatten begehrliche Augen, da sie die herrlichen Kanapees betrachteten, aus allen Läden waren die Verkäuferinnen und Kommis herausgetreten, der Polizeimann schleppte seinen gebogenen Säbel über das Pflaster, und dann setzte sich langsam, langsam die Gesellschaft in Bewegung. Über den Häuptern der Damen schwankten jetzt Sonnenschirme, die wie Baldachine über dem Bette einer Königin aussahen, und die Kinder liefen hinter dem Zuge einher bis zum Wächterhause auf der Lichtenauerstraße, wo der Bahnübergang ist. Dann blieben sie stehen und schauten mit sehnsüchtigen Augen dem prächtigen Bilde nach, lange, lange. Und als sie langsam nach Hause gingen, da rafften sich die Mädel ihre dünnen Röckchen mit gespreizten Fingern bis über die braunen Knie, und die Buben ließen ihre Weidengerten durch die Luft pfeifen und schauten verwegen drein, wie der Herr Lehrer Taschner.

Lichtenau ist etwa eine halbe Stunde von Eichau entfernt. Aber die Eichauer Damen gehen langsam und die Sonne schien heiß vom blauen Himmel. So gab es ein allgemeines freudiges Aufatmen, als der schattige Wirtshausgarten erreicht war, und man setzte sich. Die Wirtin und ihre Töchter taten sehr erschrocken über den massenhaften Besuch, der Wirt mit den Söhnen war auf dem Felde, und sie gingen von einer zur andern und fragten nach ihren Wünschen. Es gab Buttermilch und Bier, und nur Lopassa hatte auf die Frage, was der Herr wünsche, großartig: „Lachs mit Maschonäs" verlangt, als ob er das immer bestellte.

„Maschonäs?" fragte die Wirtin. „Maschonäs haben wir heute nicht, aber Schmierkäs ist da."

„Unerhört," sagte Lopassa. Dann aber bestellte er Blutwurst, denn er hatte scheinbar einen gesegneten Hunger, und dazu vertilgte er ungeheure Mengen Senf, den er auf dem breiten Messer lebensgefährlich in den Mund schob. Alle andern aber bekamen Buttermilch und Hausbrot, welches Fräulein Therese gar nicht genug loben konnte. Es war wirklich ein Leckerbissen.

„Je, unser Herr Doktor kommt!" Über die niedrige Gartenmauer sah man Doktor Wohl daher kommen, er hatte, wie zu seiner Entschuldigung, sein Instrumentenbesteck in der Hand, als hätte er eben eine Operation erledigt, und die Frau Wirtin brachte ihn in nicht geringe Verlegenheit, als sie den Eingetretenen fragte: „Wo sind Sie denn gewesen, Herr Doktor, wer ist denn krank im Dorfe?"

Da war Doktor Wohl sehr rot geworden, er antwortete der neugierigen Wirtin nicht, lüftete vor den Damen den Hut und schien wirklich einen Augenblick zu schwanken, ob er sich nicht an einen Nebentisch setzen solle. Aber Fräulein Therese war auf ihn zu gegangen und fragte ihn:

„Kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr, Herr Doktor?"

„Aber gewiß, Fräulein Elster," sagte er unsicher. „Wie können Sie nur fragen! Darf ich mich zu Ihnen setzen? Wenn Sie erlauben," sagte er dann zu Frau Hammer, die neben ihrer Schwester gesessen war.

Und mit jener Umständlichkeit, mit der in der heimatlichen Bauernstube ein Besuch endlich Platz genommen hätte, mit kurzen Verbeugungen und Räuspern setzte er sich neben Fräulein Elster an den Tisch.

Es gehört mit zu den großen Ungerechtigkeiten des Lebens, daß die Welt von den sogenannten Gebildeten und Angehörigen der gelehrten Stände auch fordert, daß sie sich nach den Gesetzen der Wohlhabenden zu benehmen verstehen; aber so ein armer Bauernjunge oder Kleinstädter kommt in irgend ein Landgymnasium, wohnt dort ärmlich bei armen Leuten, bekommt vielleicht bei der und jener Kleinbürgerfamilie einen Mittagstisch und bezieht dann die Hochschule der Hauptstadt, in der er doch immer wieder der arme Bauernjunge bleibt, da sein Verkehr ebenso arme Burschen vom Lande sind und er durch die Straßen der Hauptstadt all die Jahre als ein Fremdling und ängstlich hindurch geht, ohne je auch nur Gelegenheit zu haben, die reichen Leute kennen zu lernen. So kommt er dann als Arzt oder Mittelschullehrer wieder aufs Land

zurück und ist doch der unbeholfene Bauernjunge geblieben, der er war. Wenn er durch Begabung oder seinen Bauernfleiß aber einmal zu Wohlhabenheit oder Ansehen kommt, dann sitzt er vielleicht an der hauptstädtischen Tafel oder auf Reisen in den vornehmen Badeorten bei Tische, und doch sieht das Auge des Menschenkenners an dem Herrn mit der feinen Goldbrille und dem charakteristischen Holzschnittgesicht, an einer Bewegung beim Herausnehmen des Bratens aus der Schüssel des servierenden Kellners genau den Bauernjungen, der mit seinem breiten Löffel in den Mustopf langt oder der mit zurückgelegtem Kopfe den Champagnerkelch ausschlürft, als wäre es ein Milcheimer; und seine Tischnachbarin mit dem wundervollen, blendenden Nacken freut sich über den originellen Gelehrten oder Künstler an ihrer Seite, der sich so selbstverständlich über alle die Lächerlichkeiten der Sitte hinwegsetzt; deren Beherrschung doch zeitlebens seine Qual und seine stille Sehnsucht bedeuten . . .

Nun aber saß Doktor Wohl glücklich und geborgen neben Fräulein Elster aus Prag und wollte es sich gar nicht eingestehen, wie glückselig er war.

„Ich habe wirklich geglaubt, Sie kennen mich nicht mehr," sagte Therese, „schon in Prag, als ich Sie im vorigen Winter traf, wußte ich nicht sicher, ob Sie mich mit Ihrem Gruße meinten, so rasch sind Sie vor mir entflohen."

„Ach Gott," antwortete er, „Sie haben ja in Prag ganz andere und bessere Menschen, als ich es bin." Da schaute sie ihn mit ihren sanften Augen an und schüttelte ihren lieben, lieben Kopf und sagte:

„Merkwürdig, Herr Doktor, das Sie anders scheinen wollen, als Sie sind! Eigentlich ist das die allgemeine Eigenschaft der Leute hier," fügte sie hinzu, „aber ich glaube doch, daß ich Sie besser kenne!"

„Sie?" fragte er; und da überkam es ihn wieder, daß er etwas sagen mußte, das er eigentlich beim Aussprechen selbst nicht recht verstand, und er sagte unsicher:

„Und Sie, Fräulein, wollen sein, was Sie scheinen."

„Das verstehe ich nicht," antwortete die Pragerin in ihrer schlichten Weise.

Da schämte er sich sehr, er fühlte, daß er sich dumm benehme und daß es dieses Mädchen doch so gut mit ihm meine; daß ihre scheinbare Überlegenheit nur ihre Einfachheit war, während er diesen unausstehlichen Zwang in sich fühlte, anders, vornehmer oder gebildeter zu sprechen, als

ihm ums Herz war. In diesem Augenblicke aber kamen glücklicherweise Töne eines heitern Liedes von der Straße her, und die drei Freunde Julius Dux, Heinrich Neudorf und Adolf Stein kamen Arm in Arm und singend des Weges gezogen, in einer aufgetragenen Lustigkeit, so wie sie sich etwa Handwerksburschen vorstellten oder Studenten auf einer Bierreise, und so kamen sie, wie ein Bild aus der Gartenlaube, als wäre es ihnen gar nicht um die Wirkung zu tun, unbekümmert und fröhlich in den Garten gezogen. Sie warfen ihre blumengeschmückten Hüte auf den Tisch neben der allgemeinen Tafel und riefen dann laut: „Wirtschaft, Wirtschaft! Etwas zu trinken! Wir verdursten!"

Und dann erst schienen sie die Gesellschaft zu merken und kamen lachend zu den übrigen; und sie unterhielten sich prächtig über ihren gelungenen Scherz.

Doktor Wohl war erleichtert aufgestanden, da er die drei hatte kommen sehen, er war sehr froh, daß er das unerquickliche Gespräch nicht fortsetzen mußte, darum ging er den Freunden entgegen und beteiligte sich an ihrer Begrüßung. Auch die andern hatten sich von ihren Sitzen erhoben und Lopassa, der Julien schon sehr nahe gerückt war, hopste wie ein trunkenes Böcklein zwischen den Bäumen des Gartens. Er warf die Füße in die Höhe, wie ein russischer Dorftänzer, und klatschte dabei in die Hände, es war ihm sehr wohl ums Herz. Und nun bekam er Julie Dux, die ihm breit im Wege stand, zu fassen, er wollte sie wie am Schlusse eines Balletts auf seinem linken Vorderarm nach rückwärts gebeugt halten, aber das mißlang und Julie stolperte wie ein dicker Mehlsack hin und her, so daß er sie fassen mußte; und da kam der Lehrer der Grazie auch auf seine Kosten.

„Kleine Fräulein!" keuchte er, „aber, kleine Fräulein!"

Julius Dux hatte die Gelegenheit wahrgenommen und setzte sich auf den freigewordenen Platz Wohls, natürlich nicht ohne mit überlegenem Humor auszurufen: „Doktor, du erlaubst doch!", worüber er sehr lachte.

Dann sprach er sehr gebildete Sachen über das Prager Theater und unterhielt sich ausgezeichnet. Bernhard Taschner aber hatte das Instrumentenbesteck des Herrn Kollegen erwischt und hielt einen Vortrag über die Pinzetten und Messer, deren glänzende Schneide Heinrich Neudorf sehr lockte. Denn er hatte ein reizendes Leistchen zu einem Photographierahmen in der Arbeit, das sehr scharfe Messer gebraucht hätte. Doktor Wohl hatte sich unter eine der dunklen Kastanien gesetzt, er schaute

sinnend zu Theresen hinüber und fühlte sich ertappt, da ihre Blicke sich trafen.

Warum spielt sie mit mir? dachte er beleidigt. Als aber dann Herr Wechsler Hammer in der Gartentür erschien und von allen begrüßt wurde, da stand er plötzlich, er wußte selbst nicht wieso, neben Theresen, die ihn erstaunt anblickte. Er faßte ihre Hand und sagte zwischen den Zähnen hervor:

„Sie haben vorhin gesagt, daß Sie mich besser kennen, als ich glaube. Also wofür halten Sie mich, Fräulein?"

„Für einen sehr guten Menschen," sagte sie und schlug ihre Augen voll zu ihm empor, „für einen sehr braven Menschen, der sich nur nicht traut es zu zeigen! Da haben Sie meine Hand, ich schwöre es Ihnen."

Er hielt ihre Hand in der seinen. „Wirklich?" fragte er und biß sich auf die Lippen, als überlege er etwas Bedeutungsvolles. Aber er war ganz rot geworden, seine Lippen zuckten.

„Wirklich, für einen guten?"

„Und für einen lieben Menschen," setzte Therese hinzu.

„Trotzdem ich mich zu Ihnen so dumm benehme?" sagte Wohl. „Glauben Sie denn, ich fühle das nicht? Aber Sie sind lieb; o, Sie machen mich sehr glücklich, ich werde Ihnen das nie vergessen!" Er machte große Bewegungen mit den Armen, die fühlte er plötzlich selbst, er wußte nicht mehr, was er sagen wollte. „Jetzt muß ich aber fort!" stammelte er, „aber ich gehe gern."

Dann riß er Bernhard Taschner seine Instrumente aus der Hand, er schaute auf die Uhr, als ob er es sehr eilig hätte, und fort war er.

Die Felder um Lichtenau lagen in schönem, sattgelbem Dämmerschein da, die fernen Berge hoben sich in scharfen Umrissen vom flimmernden Himmel, und Doktor Wohl lief zwischen den Feldern hin und schüttelte immerzu den Kopf: „Es ist nicht zu glauben," sagte er vor sich hin in die zitternde Luft, „nicht zu glauben! Sie hält mich für einen lieben Menschen! Und wie sie das gesagt hat! Die lieben, lieben Augen! Und die Stimme! Da müßte man wirklich gut werden, wenn man diese Stimme immer hören könnte!"

Er lief eine Stunde lang zwischen den Feldern, er hob seine Hand, darin ihre Finger gelegen waren, zu den Lippen und küßte sie, dann faßte er sein dummes Instrumentenbesteck, das gar nichts dafür konnte, und küßte es auch und lief durch die Felder und grüßte sie und nickte ihnen zu. Dann blieb er wieder stehen, es schien ihm eine Erinnerung

an den Tanzmeister durch den Kopf zu gehen, denn er machte ein paar ungelenke Tanzschritte und legte den rechten Arm im Bogen in die Luft, aber dann zog er ihn näher an seine Brust heran, als ob er etwas sehr Holdes im Tanze an sich zöge, besann sich aber und sagte laut in den stillen Frieden hinein: „Mir kommt vor, ich bin verrückt!"

Dann bückte er sich im Schreiten und riß ein paar Mohnblumen aus und blaue Kornblumen, er hielt sie zwischen den Fingern und blieb stehen, als die Sonne ganz verschwunden war. „Ich sollte eigentlich zurückkehren," aber er wußte sicher nicht, was er sagte, und plötzlich stand er vor einer Hütte und wunderte sich sehr, denn es war die Hütte, darin seine Eltern gewohnt hatten, er war ganz unbewußt bis Langental gelaufen, da trat er ans Fenster, an dem er seine Mutter das letztemal gesehen hatte, ehe sie gestorben war, er legte sein Blumensträußlein daran nieder, und dann lief er den gleichen Weg zurück; nur um Lichtenau machte er einen großen Bogen, als fürchte er seinen Freunden zu begegnen. Er kam todmüde nach Eichau in seine Wohnung, es war spät abends, dort setzte er sich ans Fenster, er hatte einen Laib Brot vor sich und schnitt mit dem Taschenmesser große Bissen von dem Brote herunter, und zwischen jedem Bissen sagte er sehr, sehr zärtlich in den Abend hinein:

„Resel, mein Resel, ich bin dir gut!"

Aber er sagte „gutt", wie es die Burschen in Langental sagen . . .

Fortsetzung in der Mai-Nummer.

Leutnant Rottmann:
Hinter den Kulissen der Diplomatie.

Es ist eine Eigenheit der Weltpolitik, daß ihre Erfolge oder Mißerfolge meist als vollendete Tatsachen zur Kenntnis der Öffentlichkeit kommen, während die unmittelbaren Ursachen derselben in tiefes Dunkel gehüllt bleiben. Selbst bei weniger wichtigen Angelegenheiten pflegt der Diplomat die größte Zurückhaltung und Verschwiegenheit zu beobachten. Um so größer ist natürlich von jeher das Interesse gewesen, das den Erinnerungen und Denkwürdigkeiten von Staatsmännern und sonstigen bedeutenden politischen Persönlichkeiten entgegengebracht wird. Sind diese doch in der Regel zunächst die einzigen zuverlässigeren Quellen, aus denen der Laie ebensowohl wie der Geschichtsforscher den inneren Zusammenhang der einzelnen Begebenheiten ersehen und so zu einer richtigen Beurteilung derselben kommen kann. Und wie häufig sind schon gerade die an sich kleinsten und unbedeutendsten Dinge, ein unvorsichtig hingeworfenes Wort oder dergleichen, der Anlaß zu Ereignissen von größter, ja welterschütternder Bedeutung gewesen! Haben doch gar oft schon kleine menschliche Schwächen, wie Egoismus, Ehrgeiz oder Mißgunst blutige Kriege heraufbeschworen! Und gerade das ist das besonders Interessante an solchen Aufzeichnungen der leitenden Staatsmänner, ebenso wie überhaupt aller mit der großen politischen Welt in nähere Berührung gekommener Männer, mögen sie immerhin auch von mehr oder weniger persönlichem Standpunkt aus verfaßt sein, daß sie uns nicht nur mit den einzelnen Momenten bekannt machen, die schließlich zu dem der Mitwelt als fertige Tatsache bekannt gewordenen Ereignis geführt haben, sondern daß sie uns vor allem auch einen tieferen Einblick in die persönlichen Motive, die allerhand kleinen Rücksichten und Erwägungen der leitenden Persönlichkeiten gewähren.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch das jüngst in Petersburg erschienene Werk von Kartzow „Hinter den Kulissen der Diplomatie" unserer Beachtung wert. Es behandelt die Vor-

geschichte des russisch-türkischen Krieges 1877/78 und dürfte gerade augenblicklich von besonderem Interesse sein, da die jetzige Krisis auf der Balkanhalbinsel einen Rückblick auf die damaligen Ereignisse und vor allem auf die damalige Politik Österreichs und Rußlands besonders nahelegt. Den Gang der Hauptereignisse als bekannt voraussetzend, entwirft uns Kartzow in seiner Abhandlung nicht nur ein interessantes Bild von den leitenden Staatsmännern Rußlands in dieser Zeitperiode, sondern führt uns vor allem die mancherlei Gründe, die diese Persönlichkeiten bei ihren Entschließungen geleitet haben, auf Grund bisher größtenteils noch unbekannter Quellen vor Augen und trägt so zur Vervollständigung des Bildes der bereits damals überaus verwickelten Zustände auf dem Balkan bei.

Der Aufsatz ist auf Grund eigener Erinnerungen und Aufzeichnungen des Verfassers, der sich 1876/77 selbst bei seinem Onkel, dem damaligen diplomatischen Vertreter Rußlands in Belgrad, in Serbien aufgehalten hat und so unmittelbarer Zeuge der Ereignisse gewesen ist, geschrieben und obendrein von diesem Onkel, A. N. Kartzow, durchgesehen und durch Überlassung von eigenen Aufzeichnungen und Privatbriefen wesentlich vervollständigt worden, so daß er als ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der damaligen Zeit bezeichnet werden kann.

Der Verfasser beginnt seinen Aufsatz mit einer Charakteristik der für die damaligen Ereignisse auf dem Balkan in Frage kommenden leitenden Persönlichkeiten Rußlands, und zwar zunächst mit der seines eben erwähnten Onkels A. N. Kartzow. Andreas Nikolajewitsch Kartzow war, nachdem er schon früher einige Zeit als Sekretär in Belgrad, danach als Konsul in Jerusalem und Korfu tätig gewesen war, im Frühjahr 1875, also unmittelbar vor dem Ausbruch der Krise, als Gesandter nach Belgrad versetzt worden.

Er hatte zweifellos hervorragendes diplomatisches Geschick. Er war nie Anhänger einer Partei oder auch nur einer bestimmten Richtung. Sein Ehrgeiz bestand einzig und allein darin, Rußlands Ehrenschild hoch zu halten und die empfangenen Instruktionen möglichst gut und genau auszuführen. Jeder sogenannten Politique personelle hielt er sich unbedingt fern. Hierin unterschied er sich wesentlich von seinen Kollegen, wie Ignatiew, u. a., die den jeweiligen Strömungen folgten und sich in der Öffentlichkeit wie in den Hofkreisen

einen Rückhalt zu schaffen suchten. Sein lebhaftes und offenes Wesen, seine witzige und scharfsinnige Unterhaltungsgabe verschafften ihm viele Sympathien und sicherten ihm gleichzeitig einen großen Einfluß auf seine Umgebung.

An der Spitze des Ministeriums des Auswärtigen stand damals der Reichskanzler Fürst A. M. Gortschakow. Unzweifelhaft ein hochbegabter Staatsmann mit umfassender politischer Erfahrung, war er indessen damals schon zu alt, um die Schwächen des Alters bezwingen zu können. Waren Egoismus, Großmanns- und Reklamesucht, Knauserigkeit und Lüsternheit schon immer hervorstechende Eigenschaften seines Charakters gewesen, so traten sie jetzt um so mehr hervor und trübten ihm die ihm früher eigene Klarheit des Blickes. Seine den Untergebenen gegenüber stets zur Schau getragene Nichtachtung verwandelte sich mehr und mehr in Zynismus und Unanständigkeit. Auch erzählte man sich von den Liaisons des alternden Kanzlers in der Residenz die heikelsten Geschichten. Dabei war er aber, schon von Jugend auf bei Hofe verkehrend, ein überaus gewandter Hofmann. Dank seiner Klugheit und seinem Witz war er Meister im Erzählen von Anekdoten und Bonmots, die sogar in dem affektierten Kreise der Kaiserin Maria Alexandrowna ein geneigtes Ohr fanden.

Konnte indessen eine derartige Persönlichkeit den Ereignissen, die wie eine finstere Gewitterwolke Rußland bedrohten, gewachsen sein? Nur mit sich selbst beschäftigt, sah er in den Fragen der äußeren Politik bloß den Rahmen, aus dem seine eigene Persönlichkeit sich möglichst herausheben sollte. Deshalb verzieh er es auch dem Fürsten Bismarck, den er als seinen Schüler betrachtete, nicht, daß er von ihm überflügelt worden war.

Von seinen Untergebenen andrerseits war ihm vor allem Ignatiew ein Dorn im Auge, da er glaubte, in ihm seinen Nebenbuhler sehen zu müssen.

Der General Ignatiew war 12 Jahre lang, von 1864—1876, Gesandter in Konstantinopel. Da sich Gortschakow für die Türkei nur wenig interessierte, so erfreute Ignatiew sich fast völliger Selbständigkeit. Alle Schritte Rußlands der Türkei gegenüber während dieses Zeitraumes tragen auch deutlich den Stempel seiner Persönlichkeit. Seiner politischen Tätigkeit widmete er sich mit Begeisterung und ungezügeltem Ehrgeiz. Wäre er schon an jedem

anderen Platz eine hervorragende Persönlichkeit gewesen, so erlangte er in Konstantinopel sehr bald die führende Stellung. Man nannte ihn deshalb le vice-Sultan; und er war es in der Tat auch: die türkischen Minister fürchteten ihn und waren in seiner Hand.

Das Hauptziel der Ignatiewschen Politik war die Vernichtung der Türkei und die Gründung eines christlichen, vorzugsweise slawischen Reiches an ihrer Stelle. Eine solche Politik entsprach den Ansichten der liberal gesinnten Kreise Rußlands und gleichzeitig der politique des nationalités des Napoleonischen Frankreich.

Ignatiew war ausgesprochener Praktiker, politische Prinzipien waren ihm gleichgültig. Auch fehlte seiner Anschauungsweise die Tiefe, die historische Grundlage.

Seine Erfolge während seiner Amtszeit in Konstantinopel umgaben ihn mit einem solchen Glorienschein, daß er von vielen gleichsam als der Führer des gesamten Slawentums angesehen wurde. Vom Jahre 1875 ab jedoch, besonders nach der Ermordung des Sultans Abdul Aziz, begann sein Einfluß in Konstantinopel zu schwinden. Nur die äußeren Mißerfolge vermochten die Türkei zu zwingen, ihm wieder zu gehorchen und ihm so eine Revanche für die Niederlage zu geben, die er auf demselben Konstantinopeler Boden erlitten hatte, auf dem er einst unbeschränkt geherrscht hatte.

In Petersburg arbeitete gegen ihn eine ganze Clique. Ihr Oberhaupt war der Gortschakow unter seinen Gehilfen am nächsten stehende, der Direktor des asiatischen Departements Stremouchow.

Man möchte fast sagen, den entgegengesetzten Typus eines Diplomaten verkörperte der damalige russische Gesandte in Wien, Nowikow, in sich.

Er war starrer Theoretiker und betrachtete alles vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Jede Frage wurde genau erwogen und prinzipiell und historisch bis zu den kleinsten Einzelheiten analysiert. Genau war er bis zur Pedanterie. Bezeichnend dafür ist eine kleine Episode, die sich 1870 während der Anwesenheit Thiers' in Wien ereignete. Nowikow hatte diesem eine Mitteilung seiner Regierung übermittelt, dabei aber eine ganz nebensächliche Einzelheit vergessen. Da nun Thiers am nächsten Morgen schon sehr zeitig von Wien wieder abreiste, so

erschien Nowikow bereits früh um 6 Uhr bei ihm im Hotel, um die vergessene Mitteilung noch nachzuholen. Diese Gewissenhaftigkeit frappierte Thiers so, daß er sich zu seinen Sekretären mit folgenden Worten wandte: „Jeunes gens, pour préciser un point l'ambassadeur de Russie s'est levé de grand matin. Si tous nous avions été aussi scrupuleux dans le travail, peut-être les malheurs de notre patrie ne seraient pas arrivés."

In seinen diplomatischen Fähigkeiten war Nowikow natürlich keineswegs mit Ignatiew zu vergleichen. Er besaß weder Selbstbeherrschung noch das Verständnis, richtig mit den Leuten umzugehen. Vor einem Tadel von oben fürchtete er sich bis zur Lächerlichkeit: so hatte er ein für allemal angeordnet, daß ihm sämtliche Telegramme bereits entchiffriert vorgelegt werden sollten, weil er während des Entchiffrierens vor Aufregung fast krank wurde. Ferner vermochte er oft das Wesentliche nicht vom Unwesentlichen zu unterscheiden; wegen der geringsten Kleinigkeit konnte er in Verzweiflung geraten. Stark fühlte er sich nur in seinem Arbeitszimmer, am Schreibtisch, weil er hier für jede Frage ein ganzes Heer von Argumenten beibringen konnte.

Am Anfang seiner Karriere zahlte auch er als echter Schüler der Moskauer Alma mater den panslawistischen Ideen seinen Tribut. Als er jedoch mit den slawischen Völkern, besonders mit den Bulgaren, durch seine dienstliche Stellung näher bekannt geworden war, vollzog sich in seinen Anschauungen ein entschiedener Umschwung, und er verhielt sich von da ab der slawischen Frage gegenüber sehr ablehnend und betrachtete vielmehr eine Annäherung zwischen Rußland und Österreich-Ungarn als das wichtigste politische Ziel. Sie schien ihm nicht nur als Gegengewicht gegen die militärische Machtstellung Deutschlands, sondern auch als Unterpfand für eine freundschaftliche Lösung der Krisis auf der Balkanhalbinsel, deren Ausbruch jeden Tag zu erwarten war, unbedingt notwendig. Und in der Tat gelang es ihm durch seine offene und korrekte Handlungsweise sehr bald, das Vertrauen und die Gunst der österreichischen regierenden Kreise zu gewinnen.

Neben diesen Diplomaten kommt für die damaligen Ereignisse auf dem Balkan auch noch die Kaiserin Maria Alexandrowna in Betracht, die, wenn auch etwas maskiert, einen großen

Einfluß auf die Politik ihrer Zeit besaß. Sie ergab sich in hohem Grade den panslawistischen Ideen, in denen sie auch ihren Sohn Alexander erziehen ließ, dem sie obendrein in Pobjedonoszew einen Erzieher der reinsten Moskauer Schule gab. Nach der Ansicht dieser panslawistischen Schule ist die Befreiung der übrigen Slawenvölker der historische Beruf Rußlands. Die Zarin Maria Alexandrowna war zweifellos eine Frau von hervorragendem Geist, aber sie hatte doch ihre besonderen Ideen auf politischem Gebiete, im Gegensatz zu Katharina II., diesem Urbild des Realismus auf dem Throne. Diese hätte niemals eingewilligt, die Interessen Rußlands irgendwelchen legitimistischen Forderungen der Zeit unterzuordnen. Die Zarin Maria Alexandrowna dagegen nahm die allslawische Lehre für bare Münze, glaubte blind an sie und bemühte sich, sie den Tagesfragen der Politik anzupassen.

II.

Am 10./4. (n. St.) 1875 benachrichtigte Gortschakow von Berlin aus telegraphisch die russischen diplomatischen Vertreter im Auslande, daß durch die zwischen der russischen und der deutschen Regierung gepflogenen Unterhandlungen „nunmehr der Friede in Europa gesichert sei."

Seitdem waren kaum 3 Monate vergangen, da brach in Bosnien und der Herzegowina der Aufstand aus. Rußlands Politik, die sich in der letzten Zeit fast nur mit den Verhältnissen an der Rheingrenze beschäftigt hatte, mußte sich jetzt nach den Ufern der Donau wenden. Für Bismarck, der eine Koalition zwischen Frankreich, Rußland und Österreich gefürchtet hatte, konnten die Ereignisse im Osten kaum gelegener als gerade jetzt kommen. Daher auch der Verdacht, daß der Aufstand überhaupt ein Werk Bismarcks war. Hatte es doch, wenn der Boden auch durch die Tätigkeit der revolutionären Omladina schon vorbereitet war, bisher an Geld gefehlt. Dieses erhielten die Insurgenten jetzt nach Mitteilungen des Wiener Gesandten Nowikow aus einer unbekannten Quelle über Prag.

Schischkin, der Vorgänger Kartzows in Belgrad, hatte in der Omladina eine rein revolutionäre Vereinigung gesehen. Bei der Gesandtschaft in Konstantinopel war man jedoch der Ansicht, daß die Omladina durchaus keine revolutionären, sondern vielmehr nationale und patrio-

tische Ziele verfolge. Im Übrigen äußerte sich der Gesandte, General Ignatiew, über die Auffassung, die er von der durch den Aufstand auf dem Balkan geschaffenen Lage hatte, in einem Telegramm nach St. Petersburg, dessen Inhalt er dem Verfasser der Abhandlung persönlich mitgeteilt hat, etwa folgendermaßen: Da die Tatsachen der Geschichte bewiesen, daß Rußland jedesmal, wenn es im Osten gemeinsam mit Österreich-Ungarn und Deutschland gehandelt habe, betrogen worden sei und seine Kräfte umsonst vergeudet habe, so dürfe es sich diesmal nicht wieder mit diesen Staaten verbünden, sondern müsse sich vollkommene Freiheit des Handelns wahren. Überdies sei sich der Sultan Abdul Aziz der Bedeutung der augenblicklichen Lage völlig bewußt und, um den Feuerbrand zu löschen und den Aufstand zu unterdrücken, zu den notwendigen Opfern bereit.

Vom Standpunkt der unmittelbaren Interessen Rußlands aus, insbesondere für die von ihm gewünschte Erhaltung des Friedens, hatte dieses politische Programm Ignatiews sehr wichtige Vorzüge. Es brachte Rußland weder in Konflikt mit England, noch legte es ihm irgend welche Verpflichtungen gegenüber Deutschland oder Österreich-Ungarn auf, und zwischen der Türkei und ihren aufständischen Untertanen übernahm es lediglich die Rolle des wohlwollenden Vermittlers, nicht mehr. Fraglich wäre es allerdings gewesen, ob der Vorschlag des Sultans, ein Stück Land an Montenegro abzutreten, die Beendigung der Krisis und die Wiederherstellung der Ruhe herbeigeführt hätte. Allein Ignatiew hatte ja auch durchaus nicht die Erhaltung des Besitzstandes der Türkei im Auge, nur mußte er wünschen, daß der Zusammenbruch der ottomanischen Herrschaft nicht auf einmal erfolge, sondern allmählich, damit Rußland nicht zur Einmischung und zu Blutvergießen gezwungen würde.

Leider war man jedoch in St. Petersburg schon anderweitig gebunden. Prinz Alexander von Hessen, der Bruder der Kaiserin Maria Alexandrowna, war nämlich in einer vertraulichen Mission vom Kaiser von Österreich zum Zaren gesandt worden; und ihm gegenüber hatte sich der Zar durch die Erklärung gebunden, daß er ohne Wissen des Kaisers von Österreich auf der Balkanhalbinsel keinerlei Schritte panslawistischen Charakters unternehmen werde.

Zudem glaubte Gortschakow in dem Programm Ignatiews Absichten

auf den Posten des Ministers des Auswärtigen sehen zu müssen und bemühte sich deshalb, das Gefühl der Abneigung, das er seit 1855 gegen Österreich hegte, unter dem Einfluß des Neides auf den Fürsten Bismarck auf der einen und der Rivalität Ignatiews auf der andern Seite bezwingend, die Wagschale zu Österreichs Gunsten zu beeinflussen und die politischen Anschauungen Ignatiews zu diskreditieren.

In der Tat versah der Zar die Depesche Ignatiews, anstatt mit den gewohnten anerkennenden und billigenden Worten, mit Randbemerkungen, aus denen Mißbilligung und Gereiztheit unschwer zu ersehen waren. Neben die Stelle, wo Ignatiew von der Ergebenheit des Sultans Abdul Aziz sprach, schrieb er sogar: „Je n'ai que faire de son amitié".

Nach Ansicht des Fürsten Gortschakow kam es darauf an, mit Österreich unmittelbar zu verhandeln und vor allem Deutschland nicht in das Geheimnis einzuweihen. Rußland kehrte also wieder zu den politischen Traditionen Maria Theresias und ihres Sohnes Josef II. zurück. Während aber das frühere Preußen nur ein kleines Königreich war, stellte das damalige Deutschland eine erstklassige Militärmacht dar. Zudem lag seine äußere Politik in der Hand eines Staatsmannes, der seine Genialität durch eine ganze Reihe großer Erfolge bewiesen hatte. Die russische Diplomatie hätte vielmehr die Gefühle persönlicher Gegnerschaft überwinden und mit der dominierenden Stellung Deutschlands rechnen müssen. Wollte Gortschakow wirklich eine Politik im großen Stile beginnen, so mußte er Ignatiew von Konstantinopel nach Berlin versetzen, um sich, gestützt auf dessen diplomatisches Geschick, mit dem Fürsten Bismarck auf die eine oder andere Weise auseinanderzusetzen. Der alte Kanzler tröstete sich jedoch mit der Hoffnung, es werde ihm gelingen, den Fürsten Bismarck zu umgehen und hinter seinem Rücken die Balkanfrage nach seinem Wunsche zu lösen. Das Mittel hierzu war nach seiner Ansicht die entente à deux mit Österreich. An Stelle des Ignatiewschen abwartenden Programms, das in seinen Hauptzügen auch der Politik der übrigen europäischen Mächte entsprach, isolierte sich Rußland also von jetzt an mit Österreich, rückte von den Seemächten England, Frankreich und Italien ab und sicherte sich in keiner Weise gegenüber Deutschland. Es brauchte sich in seinem Übereinkommen mit Öster-

reich nur der kleinste [illegible], und Rußland stand in völliger Einsamkeit dem [illegible] der übrigen Mächte gegenüber.

Was war nun daher überhaupt von Österreich-Ungarn zu erwarten? Erklärte es vielleicht, nachdem der Kaiser Franz Josef feierlich dem Zaren seine Ergebenheit hatte versichern lassen, seine Bereitwilligkeit, Rußland zu helfen und in Glück und Unglück sein Schicksal zu teilen? Keineswegs! Es gab der russischen Armee nur seine Erlaubnis, in die strategische Sackgasse, genannt Balkanhalbinsel, einzurücken, und versprach ihm seine diplomatische Hilfe. Mit England und Deutschland entzweite es sich nicht, sondern unterhielt zugleich mit beiden Mächten bis zuletzt die denkbar besten Beziehungen. Über alles, was zwischen Wien und Petersburg verhandelt wurde, war Bismarck zudem eingehend unterrichtet. Auch behielt sich Österreich, ohne Rußland direkte Hilfe zu leisten, obendrein das Recht vor, selbständig vorzugehen, sobald es dies für notwendig halten werde. So nahm Rußland also das Risiko und die Lasten eines etwaigen Krieges nur auf sich, während Österreich-Ungarn, in freundschaftlichen Beziehungen mit den Feinden Rußlands lebend und im Rücken der russischen Armee seine Streitkräfte unversehrt erhaltend, alle Trümpfe in seine Hand bekam. Die ganze Abmachung zwischen den beiden Mächten bildet somit ein in der Geschichte beinahe unerhörtes Beispiel eines marché de dupes.

Außerdem aber dient das Übereinkommen noch als ein Beweis für den alten Erfahrungssatz, daß das schlechteste System, wenn es nur folgerichtig durchgeführt wird, immer noch besser ist, als daß zwei oder drei Systeme gleichzeitig nebeneinander bestehen und eines immer wieder das zerstört, was das andere zuvor geschaffen hat. Mögen die Vorschläge des Generals Ignatiew richtig oder falsch gewesen sein, sie wurden in Petersburg nicht gebilligt: die vom Sultan angebotene Freundschaft wurde vom Zaren abgelehnt. Damit aber war der Moment gekommen, wo es besser gewesen wäre, wenn Ignatiew den Posten verlassen hätte, auf dem er ein Jahrzehnt mit solchem Erfolge tätig gewesen war. Sein weiteres Verbleiben in Konstantinopel brachte nur Schaden, ebenso ihm selbst wie der russischen Sache. Denn naturgemäß fuhr er, die Unklarheit und die Schwankungen der offiziellen Instruktionen ausnutzend, fort, nach seiner eigenen Auffassung und Überzeugung zu wirken, und während Nowikow und Andrassy an dem öster-

Jahrgang 1909

Hans von Marées: Bildnis des Oberstleutnants Georg von Marées. (Mit Erlaubnis des Marées-Reproduktionen-Verlags in Halle)
Zum Artikel von Julius Meier-Graefe.

reichisch-russischen Sonderübereinkommen arbeiteten, verhandelte er mit dem Marquis Salisbury auf völlig entgegengesetzter Grundlage. Nicht genug damit, kam es sogar soweit, daß Andrassy, um den Einfluß Ignatiews unter allen Umständen zu beseitigen, forderte, daß dieser in die zwischen Österreich und Rußland geführten Unterhandlungen überhaupt nicht eingeweiht würde. So geschah das Unglaubliche, daß der russische Gesandte in Wien, Nowikow, mit Erlaubnis des Fürsten Gortschakow dem österreichischen Minister sein Ehrenwort gab, daß der General Ignatiew nichts von der Konvention erfahren werde.

Schluß in der Mai-Nummer.

Arthur Seidl:
Das Ereignis der Dresdner „Richard-Strauß-Woche".

Fortsetzung.

II.

An den Vormittagen der „Strauß-Woche" war ich fleißiger Gast in meiner lieben, von früher her so wohlvertrauten Dresdner Gemäldegalerie. Welches Glück stets wieder, durch diese Säle alle zu schreiten und am Schlusse die „Madonna Sistina" zu erleben! Aber „Sixtinische Madonna" und „Elektra" oder gar „Salome" — wie reimt sich das wohl zusammen? Oder besser: wie kannst du es an einem Tage in einem und demselben Busen und Gemüte bei dir selber vereinigen? Gemach nur, gemach! Es geht schließlich doch zusammen, ebenso wie sich schon in den Sälen dieser Sammlung die „Madonna" mit den „Salome's" der alten Meister und wiederum die Gestalten oder Vorgänge der Christenlegende mit denen der Antike für das Schauen auch ganz zwanglos zusammenfinden! Erstaunt frägt man sich da, gerechter Weise: Warum denn finden wir an solchem Orte die antiken Erotismen, die blutigen großen Schlächtereien, die perversen Herodiastöchter mit ihrem Johanneshaupte in der Schüssel, gemalt auf der Leinwand, nicht ebenso anstößig oder abstoßend, wie dargestellt auf der Bühne? Und warum erregt es denn nicht unser kirchlich-religiöses Ärgernis, auf Paolo Veronese's stolz venezianischer „Hochzeit zu Kanaan" den Herrn Jesum, der sich doch ausdrücklich als „nicht von dieser Welt" bei Lebzeiten bekannt hat, inmitten solch' reichen Prunkes und Gepränges, in einem weltlich-glanzvollen Rahmen vorzufinden, mit dem er und seine Lehre nun einmal nichts zu schaffen hatte? Gar bald merkt man aber, daß es sich hier nicht mehr nur um rein technische Kunstfragen, sondern vielmehr um tiefere Kulturprobleme notwendig handelt, daß wir über die Einzelpsyche des Schaffenden hinaus, der hier nur ein geniales, doch bescheidenes Werkzeug ernster Weltideen bleibt, zur großen Kulturpsyche der Menschheit übergehen müssen— fortzuschreiten haben. Und der also erwei-

terte bezw. geklärte Blick erkennt alsbald deutlich, daß sich jene große Menschheitkultur, in Höhenzug wie Dekadence, von jeher vornehmlich nach drei wesentlichen Hauptrichtungen bewegt hat, als da sind: Vergöttlichung des Menschlichen, in der Erhebung zum Übermenschen; das Menschlich-Allzumenschliche des Rein- und Nurmenschen als solchen; endlich die Vertierung des Menschlichen zum Untermenschen. Beispiele für die erstgenannte Richtung wären u. A. Dante, Zauberflöte, Faust, Parsifal und auch eben jene „Sixtinische Madonna": eine Barfußtänzerin der Renaissance aus der „Harmonie der Sphären", bei deren lichtem Herabschweben im rhythmischen Schwunge edelster Linien kein Beschauer frevelnd mehr an das moderne Schlagwort einer „Nacktkultur" denken wird; eine strahlende Mutter von aristokratischer Unnahbarkeit, durch deren jungfräuliche Unberührtheit der Mensch zur Erlösung überwunden ist und das Göttliche, gleichsam wie ein Allerheiligstes, als Mysterium hinter dem weggezogenen Vorhange hervor-, unter vollendetem Gleichgewichte reinster Farbenwerte wahrhaft anbetungswürdig in die irdische Erscheinung tritt. Symptome und Dokumente wiederum für die letztere Kulturströmung wären etwa alle die Leda's, Jo's, Europa's, trunkenen Satyrn oder gar Salome's u. a., die ins Untermenschliche hinüberklingen oder hinabführen. Ausflüsse und Vertreter aber jener oben aufgezeigten mittleren Tendenz und Mittellinie sind neben einem Prometheus, Philoktet auch wieder die germanische Kriemhild, der nordische Hamlet und die antike Elektra.

* * *

„Wir müssen über die Antike umlernen", so sagte ich schon anläßlich meines ersten Artikels zur Sache im vorigen Hefte, wenn anders wir nämlich der Hofmannsthal-Strauß'schen „Elektra" wirklich gerecht werden wollen! Gewiß ist diese neuzeitliche „Elektra"-Dichtung nicht ohne weiteres als „Antike" anzusprechen; natürlich ist Hugo von Hofmannsthal, der Dichter ihrer modernen Fassung, trotz aller schuldigen Berufung auf sein hellenisch Vorbild, noch lange nicht Sophokles. Allein es ist eitel Bildungsheuchelei, das klassische Drama der Antike mit Chören — Äschylos, Sophokles, Euripides, etwa gegen Hofmannsthal-Strauß und ihr Mägdeensemble ohne allen Chor ästhetisch ausspielen zu wollen. In der Äschyleischen „Orestie" erleben wir die bluträunstig-meuchlerische Abschlachtung des edlen Agamemnon unter atemlos lauschender Spannung der Umstehenden ebenso hinter der Szene; und bei Sophokles lautet der Elektra aufmunternder Ruf an Orest ins Haus hinein eher noch grausamer: „Kannst du, so triff

sie stärker noch!“ — ganz abgesehen auch davon, daß Chrysothemis dort durch ihre mehr praktische Klugheit und ein realpolitisches Verhalten weit weniger sympathisch erscheint. Richard Strauß selber kennt seinen Sophokles so gut und genau wie nur irgend einer, hat er doch schon am humanistischen Gymnasium zur Schüleraufführung „Elektra“-Chöre ehedem komponiert! Vollends mit christlichen Einwänden darf man ihm und seinem Textautor nicht etwa kommen wollen; daß ein derartiges Argument schon bei christlichen Malern gelegentlich nicht mehr verfängt, wie viel mehr nicht einem antiken Drama gegenüber erst recht deplaciert erscheint, das haben wir uns bereits oben bei einem Paolo Veronese recht klar machen können. Wohl aber gibt es noch immer zweierlei, ganz verschiedene und höchst gegensätzliche Arten von „Antike“; und vor allem müssen wir uns erst stark und befähigt dazu machen, auch jenes starke Griechentum elementar ausbrechender Leidenschaften und rauh-primitiver Urempfindung eines Rein-menschlichen ohne alle christliche Zähmung — kurz: die pessimistische Antike erhabener Resignation, die trotz allem Furchtbaren dennoch „Ja!“ sagt zum Leben — beherzt auszuhalten und kraftvoll zu ertragen: „So sterben — siegend, vernichtend!“ wie es am Schlusse von Friedrich Nietzsches Dionysos-Dithyrambus „Letzter Wille“ heißt — das ist's, was wir (ungeachtet all unserer humanistisch-hellenischen Bildung) von den Griechen erst noch lernen müssen!

Schon einmal (in meinen Vorträgen vom „Modernen Geist in der Tonkunst“; Berlin 1900, „Harmonie“) hatte ich darauf hinzuweisen, wie ein Nietzsche für die Ausgrabung und Erweckung griechischer Antike im 19. Jahrhundert etwas ganz Ähnliches wie weiland Winckelmann im 18. Jahrhundert geworden sei; wie er uns in Verbindung mit Jakob Burckhardts „Kulturgeschichte der Griechen“ erst die so notwendige, lebendige Ergänzung zu jenem einseitigen Winckelmann'schen Ideale noch gebracht und heraufgeführt habe, so daß wir die beiden Gegenpole der hellenischen Welt und griechischen Geistes nunmehr scharf zu erkennen vermögen. Dieses Erbe aber ist von uns tatsächlich so recht erst anzutreten; und es lebt zweifellos in dieser, und zwar noch mehr der Strauß- als der Hofmannsthal'schen „Elektra“, die ihm beredsame Worte gegeben und zeitgemäßen Ausdruck nunmehr verliehen hat. Diese beiden Gegenpole sind nun einmal: Ethos und Pathos; das „Apollinische“ eines mehr ruhenden Traum-Bildes in edler Einfalt, plastischer Würde und schönem Ebenmaß der Linien, — und das „Dionysische“ eines überschäumenden, ekstatischen Rausches in bewegten Rhythmen und einem erhabenen Übermaße der Formen.

Dort: Symmetrie und übersichtliche „Melodie“; hier: freies Metron, wo nicht Ametrie und „unendliches Melos“. Dort: der geruhige „Apoll von Belvedere“ oder die „Venus von Milo“ das Ideal der Zeit mit ihren Ausgrabungen; hier: die „tanzenden Mänaden“ vom Pergamon-Fries oder von der Via Prenestina als kostbare, hochbedeutsame Funde unserer Tage. So verhält sich denn Winckelmann — Lessing-Goethe zu Burckhardt-Nietzsche ungefähr wie Gluck'scher Stil zu R. Straußens Weise, demgegenüber eines Mendelssohn antikisierende Chöre so etwa flache Literatur- oder impotente Philologie-Antike nur bedeuten würden. Man könnte (entsprechend oder analog) zuletzt auch von einem mehr männlichen und einem weiblichen Griechentume sprechen, zwischen denen der Zwitter einer Art von Hermaphrodit-Antike (eben Mendelssohns archäologisches Musizieren) just mitten inne läge. Wie dem nun auch sein mag, so viel ist sicher: mit dem Winckelmann-Ideale unserer Klassiker und den archäologischen oder philologischen Experimenten unserer Schulmeister ist Geist und Wesen der Antike jedenfalls noch lange nicht erschöpft; und mit Fug und Recht hat schon einer der vorbereitenden Essays zur Dresdner Tagung im Feuilleton eines vielgelesenen Blattes (der feinempfindende Felix Zimmermann in den „Münchner N. Nachrichten“) den ganzen, entscheidenden Nachdruck darauf verlegt, daß Hofmannsthal-Strauß nicht ohne guten Grund die vorgeschichtlich-rauhe mykenische Urzeit mit Cyklopenmauern in noch rohen Quadern als Lokale und Milieu besonders betonen. Hier ist der Mensch noch „Mensch“, hier darf er's sein! Allerdings herrscht und züchtet hier auch noch keine Spur irgend einer christlichen Anwandlung; aber trotzdem waltet ein starkes Ethos schon in dem hochflutenden Pathos, besteht als sittliches Ziel und soziale Aufgabe elementarer Rechts- wie göttlicher Weltordnung eine äußerst strenge Moral der vernichtenden Blutrache. Und, wie selbst schon der führende Chor in der Sophokleischen „Elektra“ unbedenklich anerkennt: es kann Unerhörtes, Entsetzliches, ganz Außerordentliches im Menschenleben geben, dem gegenüber sein Wort versagen muß, seine Lehren, Betrachtungen, Ermahnungen nichts besagen und nicht mehr gelten, weil es sich seiner Beurteilung zuletzt doch entzieht als ganz exorbitantes, aus dem gewohnten Kreise herausschreitendes, Erlebnis. (Ähnlich sagt der alte Republikaner Verrina im Schiller'schen „Fiesko“, seine abnorme Mördermission rechtfertigend: „Es gibt Taten, die sich keinem Menschenurteil mehr unterwerfen — nur den Himmel zum Schiedsmann erkennen — das ist eine davon. Geh! Ich will weder deinen Tadel noch deinen Beifall.“) Wer zumal in eine solch' grauen-

hafte Ausnahmekonstellation und tragische Verstrickung mit seinem Lebensschicksale hineingestellt erscheint, also daß alle moralischen Halte und gesellschaftlichen Bande, selbst der nächsten Familie (bis auf den einzigen Halt und festen Pol: „Bruder“), wanken gleichwie der eigene Daseinsboden unter den Füßen, für den hat ja auch das Leben aufgehört, von Wert zu sein, — für ihn wird das Dasein zum düster-tragischen Geschicke ohne jedes Glücksanrecht, zur schweren, dem Wahnsinn in die Arme treibenden Last oder zu einer einzigen, aufopfernden Pflichterfüllung von eiserner Notwendigkeit: Lebensgenuß und Daseinsfreude sind unter sotanen, tiefschmerzlichen Umständen ohnedies schon dahin, für immer verscherzt und verloren. Gewiß nicht eben „versöhnend“ oder besonders „erquicklich“ mutet das uns an, vielmehr ist es voller Schrecken und atemversetzendem Erschauern ob der grausigen Abgründe und gräßlichen Schlünde, die sich da vor unseren entsetzten Blicken auftun, in markerschütterndem Wehe tobender Seelenausbrüche und schriller Mißklänge an unser Ohr schlagend — nicht „Harmonie“ also, sondern „Dissonanz“; aber doch beileibe nicht „Kakophonie“! Denn wer, der die Psychologie dieses gewaltig waltenden, zermalmend erhebenden Menschendramas bis hierher aufmerksam verfolgt hat, der Modernes mit Antikem vorurteilslos zu vergleichen und den Seelenton wie Geistesuntergrund in diesen hart einherschreitenden Vorgängen ernstlich mit zu würdigen weiß: wer wollte nicht — nach des alten Aristoteles unvergänglich guter Lehre — gewaltige „Furcht“ vor den dunklen, jähen Tiefen des Lebens und machtvolles „Mitleid“ mit dem also verhärmten Menschengeschöpf anläßlich dieser ergreifenden „Elektra“-Handlung empfinden, wo er bei „Salome“ im Grunde doch nur Ekel und Haß empfunden?! Salome: ein Tier — nicht mehr Mensch; Elektra hingegen: ganz Mensch — nicht Tier (als welches sie den niederen Mägden nur erscheint)! „Ist sie nicht ein Königskind, und duldet solche Schmach? — Es gibt nichts auf der Welt, das königlicher ist als sie!“.... „Gepreßter Atem, pfui! und Röcheln von Erwürgten, nichts Andres gibt's in diesen Mauern!“.... „Sie haben etwas Fürchterliches vor!“.... „Was haben sie gemacht mit deinen Nächten!“.... „Ein Bett von Balsam, darauf die Seele ruhen kann, die eine Wunde ist, ein Brand, ein Eiter, eine Flamme!“ „Wir sind bei den Göttern, wir Vollbringenden!“.... „Tanz' und schweige!“ — das sind die bedeutsamen Angelpunkte unserer so großartig wilden Handlung: **incipit tragoedia Oresteia.** Und man muß da noch näher im Einzelnen nachgehen, wie selbständig der Musikdramatiker Strauß mit dramaturgisch wirksamen, beträchtlichen Kürzungen an der

Originalvorlage verfahren ist, wie feinfühlig er sich bei seinen, vom „Elektra"-Dichter besonders gewünschten Hinzufügungen oder Umstellungen im Texte erwiesen hat, um es vollends zu begreifen, daß es i h m glücken konnte, den Autor-Poeten noch wesentlich zu verbessern, in seinen Intentionen erheblich zu vergrößern und zu vertiefen, ja stellenweise sogar schon ganz vergessen zu machen; während doch Oskar W i l d e ' s Drama seinerzeit durch den Hinzutrit seiner Musik nur noch dekadenter herauskommen wollte, eher noch vergröbert und unangenehm versinnlicht erschien.

Gerade die umgekehrte Wirkung von damals ist also diesmal, erfreulicher und packend-hinreißender Weise, eingetreten: alles Sinnliche ist enorm durchgeistigt, das Pathologische zum hohen Pathos erhoben, und — wo dort allenfalls noch die Hysterie d'une nevrose anklingt — dieses Kleinliche zur Gesundheit des tragischen Kothurns und zur Wucht wahrhaft antiken Ernstes hier erlöst bezw. hinübergerettet. „Auch ich wurde anfangs durch die geniale Auffassung der Eysoldt (als „Elektra") beeinflußt; aber allmählich drang in mir die Erkenntnis durch, daß die Elektra den g r o ß e n dramatischen Zug haben muß. Ich denke sie mir als die Personifikation der Rache, und als Rachegöttin habe ich sie denn auch musikalisch charakterisiert." Diese Worte aus des Komponisten eigenem Munde gegenüber einem Interviewer, lange noch v o r den Dresdner Aufführungen, sie bilden so den Schlüssel nun zum Ganzen. Und darum ist auch nichts widersinniger und ungerechter, als oberflach nur wieder beim Äußerlichen zu verweilen und, in wohlfeilen Vergleichen schon stecken bleibend, etwa zu sagen: daß hier die Perversität nur eben von der Hysterie abgelöst worden, an die Stelle des Judengemauschels das Mägdegekreisch im Quintettsatze nun getreten sei, daß die „blutrünstige Phantasie" und „ruchlose Handlungsweise" in beiden Werken so ziemlich dieselbe bleibe, auch in der Diktion, d. h. in so manchen typischen Redewendungen oder ähnlichen Motiven und Personen, aber selbst in der Ouvertürenlosigkeit und dem Einakter einer nächtlichen Handlung auf unveränderter Szene mit Fackeln und spielenden Rotlichtern, in der Tanzraserei etc. etwas wie Rezeptwiederholung doch deutlich hervorgucke — ganz abgesehen noch davon, daß schließlich b e i d e n Werken der Charakter der „Katastrophe" (letzter Akt einer ausgefallenen Reihe vorausgegangener Vorbereitungen darauf hin) nach Art des italienischen „Verismo" gemeinsam wäre. Wer hier über den zufälligen „Analogien" noch immer nicht die tief greifenden Unterschiede sehen will oder erkennen kann, der ist für K u n st betrachtung wohl überhaupt rettungslos verloren.

* * *

So will ich denn hier zugleich auch ganz offen sagen, worin mir eine „Salome“ — wie ich mich eben jetzt wieder, anläßlich ihrer solennen Wiederholung zu Dresden, leider überzeugen mußte — trotz all meiner persönlichen Freundschaft und Verehrung für Strauß noch immer ungoutabel bleibt, warum ich sie meinem Geschmacke nun einmal nicht „assimilieren“ kann. Daß sich in diesem abweisenden Urteile moralische, der Kunst fremde, Argumente und Hintergründe, kirchlich-religiöse Unterströmungen bei mir geltend machten, erscheint von vorneherein ganz ausgeschlossen. Hatte ich doch von der Uraufführung des Wilde'schen Dramas im „Akademisch-dramatischen Vereine“ zu München seinerzeit den entschiedensten, so zu sagen zwingenden Eindruck davongetragen, daß diese glänzende, intensiv-anschauliche Entrollung des Kulturbildes der judaischen Dekadence, solch einprägsam-überzeugende Schilderung von der Fäulnis der Sitten und eines Verfallmilieus, in das der religiöse Held, Prophet, Erlöser und Weltheiland hinein geboren ward, weit eindringlicher und über seine Erden-Mission ungleich belehrender auf Anschauung wie Gemüt wirken müsse, als manche noch so gut und ernst gemeinte Bibelpredigt unserer Herren Pastoren. Allein, was ich künstlerisch vermisse, ist der dramatisch-notwendige Gegensatz, der lebendige Kontrast hierzu; des „Jochanaan“ Geisteswesen und Weltanschauung ist weder voll und tief ausgeschöpft, noch auch entsprechend charakteristisch, auf dem Grund etwa synagogaler Psalmodien und altjüdischer Musiküberlieferung im archäischen Ton aufgebaut (wie etwa ein Wagner das Kunst- und Zunftmilieu seiner „Meistersinger“ künstlerisch so wirksam und ungemein plastisch aus Bach-Händel'scher Formengebung gleichsam herausdestilliert — „stilisiert“ hat; Wilde hat als Dichter diese orientalische Phantasie in üppigen Juwelengleichnissen und Blumen- oder Fruchtbildern wenigstens getroffen). Auch des Jochanaan Religions-Lehre oder Buß-Predigt müßte als eindrucksvoll mindestens gleichberechtigt, wo nicht bereits überragend in wahrhaft leuchtenden Farben, wie die orientalische Sinnenverderbnis, hell erglänzen, statt dessen er mehr vom Standpunkte des skeptischen Autors (Komponisten) oder aus dem Gesichtswinkel der Prinzessin: als „wunderlicher Heiliger“, eine „verbotene Frucht“ gleichsam, die nur um so mehr reizt, und als „Curiosité“ nur eben, hier aufgenommen erscheint. Zwar hat dieser „Johannes“ in seinem großen Hauptthema unter Straußens eigener Stabführung diesmal etwas breitere Züge angenommen und auch entschieden imposantere Physiognomie gewonnen als vordem unter Schuchs Direktion; im Übrigen aber lehrt und ist er trivial wie nochmals irgend ein Naturapostel oder Laien-

prediger. Daß wir in jener „Salome" ferner formell weit mehr noch eine „symphonische Dichtung mit lebenden Bildern", hingegen in der „Elektra" ein wahrhaftiges Drama von machtvoll ausschreitender Handlung, vorwärts drängender Kraft und atemversetzender Spannung wie innerlichen Wirkungen vor uns haben; sowie, daß Wilde's Prosa auch zu einer mehr zerhackten, aphoristisch-abrupten musikalischen Diktion in buntschillernder Detailmalerei wie bizarrer Pointierung den Komponisten verleitet hat, wohingegen Hofmannsthals Versdichtung ganz unwillkürlich zu mehr geschlossenen metrischen Gebilden und in größeren Linien wieder zusammenfassenden musikalischen Formen rein stilistisch führen mußte, — das sei hier nur gestreift und ganz nebenbei als sachlich mit erwähnt. Kommt man mir aber mit der großen, schlechterdings geschmacklosen (Berliner) „Erlösungstheorie" bezüglich des Salomekusses und Opernschlusses — je nun, so meine ich erstens: „Sättigung ihrer perversen Lüste und sadistischen Launen", jawohl — aber beileibe nicht „Erlösung von einem mißleiteten, zum Bösen erzogenen und ungezogen-verzerrten Willen" Und dann empfinde ich überdies noch: ein gewisser Goethe hat dieses Problem einer Erlösung der Dirne, wenn es denn schon ein solches sein soll, in seiner Ballade vom „Gott und der Bajadere" längst weit plausibler doch gelöst. Immerhin zugegeben einmal, daß Richard Wagner gar nicht so unrecht gehabt haben könnte, als er in seinem „offenen Briefe über Frz. Liszts sinfonische Dichtungen" (Bd. V. seiner „Ges. Schriften") den denkwürdigen Satz niederschrieb: „Die Musik kann in keiner Verbindung, die sie mit anderen Künsten eingeht, aufhören, die erlösende Kunst zu sein" — was folgt nun gerade für unseren Fall daraus? Ich denke: daß solche unvermeidliche Wirkung sich doch auch bei einer musikalischen „Salome" im idealisierenden Sinne ästhetisch in der Tat mit geltend machen muß und dann erst recht der fatalste, psychologische Nonsens bezw. dramaturgische Defekt für den Ausklang hierbei entsteht. Denn ich vertrage dieses Drama als gesunder Mensch „ästhetisch" doch überhaupt nur, wenn sich mein physiologischer Ekel vor diesem Scheusal in Menschengestalt zum Schlusse in den, selbst bei dem Wüstling Herodes noch moralisch mit anklingenden, Entrüstungsausruf radikal auslösen kann: „Man töte dieses Weib!" Ist sie jedoch inzwischen weihevoll „erlöst", — was soll dann noch dieses „erlösende" Wort? Das ganze Drama steht dann einfach in der Luft und — ich kann mir da nun einmal nicht helfen: der angesammelte Ekel schlägt sich mir vernichtend alsbald auf die leidigen Magennerven. Daher denn auch diesmal, wie stets vorher, eine förmlich physische Zer-

schlagenheit bei mir in allen Gliedern, als Resultat solch' verwegenen „Spieles“ mit dem Blute. Nein, nein — und abermals nein! Dem Ganzen vermögen wir höchstens noch angemessen beizukommen, wenn auch kaum vollauf gerecht zu werden, wenn wir es rein „artistisch“ nehmen und als „Variété“ in jenem weitesten Sinne zu fassen suchen, in welchem der geistreiche Kopf Oskar Panizza schon anfangs der neunziger Jahre mit einer besonderen Studie in der Conrad'schen „Gesellschaft“ das Überhandnehmen des Variétés und sein überwucherndes Eindringen mehr und mehr selbst in die ernste Kunstsphäre herein haarscharf prophezeit hatte. (Auch etwas Anderes übrigens hat er, unheimlich-visionär gleichsam, seinerseits vorausgesehen; als er nämlich, die Allüren unserer symbolistischen Dichterlinge wie gleicherweise Hartlebens Art und Weise persiflierend, im „Kunstwart“ ehedem folgende Spott-„Phantasie“ etwa veröffentlichte: „Ein Engel trat herzu; der hielt in seinen Händen ein abgeschlagenes, blutendes Haupt. Und ich frug den Engel, ob es das Haupt Otto Erich Hartlebens wäre. Der Engel verneinte es. Ich ä r g e r t e mich aber, daß es n i c h t das Haupt Otto Erich Hartlebens war.“ Jedermann erinnert sich noch der grausigen Vorgänge mit dem abgetrennten Haupte des Dichters beim Tode Hartlebens vor einigen Jahren. Das abgeschlagene Haupt Otto Erich Hartlebens und Jochanaans, die „Salome“ von Wilde, Klinger und Strauß und die Literatur-Salome's, Lou's, Lolo's, etc. bei Wedekind und Nietzsche — dazu Panizza selber heute im Irrenhaus: eine wahre Gänsehaut kann einen schon überlaufen bei der nachdenksamen Überschau über unsere korrumpierte Zeit und einer stillaufmerksamen Kulturbetrachtung unserer Tage!) Doch, um wieder auf besagtes „Variété“ zurückzukommen: Mimt, tanzt, räckelt, schleift und schnalzt, lockt, girrt und zerrt gar noch, wie in Dresden, eine Aino A c k t é „höchst naturwahr“ dieses entmenschte Frauenzimmer auf der Bühne herum — nun, so wird das „Variété“ zwar noch vollends echt und der Darstellungsstil à la femme fatale ganz „ideal“, aber auch das „Tier“ einer depravierten geilen Rasse dann vollständig und die Sache nur um so unausstehlicher für mein persönliches Empfinden. So steh' ich hier und k a n n nicht anders: „Ich w i l l dich nicht ansehn. Du bist verflucht, Salome, du bist v e r f l u c h t!“ (Text, S. 22.) „Der Kopf eines Mannes, der vom Rumpfe getrennt ist, ist ein ü b l e r Anblick!“ (S. 40.) „Sie ist ein U n g e h e u e r, ich sage dir, sie ist ein Ungeheuer!“ (S. 46.) „Man t ö t e dieses Weib!“ (S. 47.) W i r dagegen wollen „Sodoms Ende“ — „das Ende!“ d. h. keine n i e d e r g e h e n d e Rasse, sondern a u f s t e i g e n d e Kultur....

S c h l u ß i n d e r M a i - N u m m e r.

Max Meyer (Bernstadt):
Polarwind und Erdbeben.

Zeitungsberichte:

Die Katastrophe hat sich in unseren Gegenden, ähnlich wie bei dem Erdbeben in San Franzisko, durch einen ungewöhnlich hohen Barometerstand bemerklich gemacht.

Berlin. Wie verlautet, werden in nächster Zeit einige namhafte deutsche Geologen den Schauplatz der Erdbebenkatastrophe in Süditalien zwecks wissenschaftlicher Forschung besuchen. Es soll der Versuch gemacht werden, die Reichsregierung für die Expedition zu interessieren.

Wenn man sich davon emanzipiert, die irdischen Geschehnisse nur nach ihren letzten, uns sichtbaren Phasen zu bewerten, und wenn man statt dessen versucht, von einem erhöhten Standpunkt aus die Entwickelung zu verfolgen, so wird man in vielen Fällen durchschnittlich befriedigende Resultate erlangen und oftmals förmlich in einer Partitur lesen können. Dies gilt nicht nur für das ganze Gebiet der Geschichtsforschung, der Naturwissenschaften, der Medizin rc., sondern, wie erwähnt, für alle Geschehnisse, die sich auf Erden und im Weltenraum unseren Sinnen zugänglich abspielen und deren jeweilige Phasen wir Menschen miterleben. Eine Epidemie z. B. ist das Ergebnis einer Menge von Faktoren und vor langer Hand vorbereiteten Umständen und Geschehnissen; nichts wäre verkehrter, als beim Ausbruche einer solchen die symptomatischen Begleiter, die bakteriellen Kleinlebewesen, zum Ausgangspunkt der Untersuchungen zu machen, und große Gesichtspunkte dafür außer acht zu lassen.

Im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen in jüngster Zeit die als Erdbeben bezeichneten Bewegungen der festen Erdrinde. Die Wissenschaft unterscheidet zwei Formen der Erdbeben: einmal die vulkanischen, d. i. beim Durchbruch feurigflüssiger Lava und gasiger (Wasser-) Dämpfe entstehenden Lockerungen und Erschütterungen, und zum anderen die durch Schrumpfungen der festen Erdrinde an gewissen Stellen bedingten Verschiebungen, Berstungen rc., welche als tektonische Erdbeben bezeichnet werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die vulkanischen Erdbeben (Ausbruch des Vesuvs, Ätna, des Krakataua rc.) sich auf kleine Gebiete beschränken, während die tektonischen Erdbeben,

die Schrumpfungen der Erdrinde, die ausgedehntesten und verheerendsten Erderschütterungen darstellen. Man hat feststellen können, daß z. B. das (tektonische) Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 sich von Grönland bis Afrika und Amerika ausdehnte, und daß das Erdbeben vom 6.—7. Januar 1874 einen Erschütterungskreis von Darmstadt bis Neapel, Sizilien, Algier und weiterhin bis nach Ungarn darstellte. Auch zeitlich haben derartige Erdbeben oft einen großen Umfang angenommen, so das Erdbeben vom Jahre 1855 in Wallis, das noch im Jahre 1857 fortdauerte, und die dreijährige Erdbebenperiode in der griechischen Provinz Phokis vom Jahre 1870—1873 mit 35 sehr schweren und zirka 300 mittelschweren Erdstößen.

Das jüngste Erdbeben von Messina, das eine Reihe blühender Ortschaften in Trümmer legte und Tausende von Menschenleben vernichtete, wird von den Geologen nicht als ein vulkanisches bezeichnet — denn die hauptsächlich in Frage kommenden Vulkane Ätna und Stromboli waren gar nicht in Tätigkeit, — sondern als ein tektonisches. Man nimmt an, daß Sizilien von drei sogenannten „Schüttergebieten" (d. i. weniger festes und abgeschlossenes, sondern verschiedenartig zusammengesetztes, im gewissen Sinne verschiebliches Erdreich) umgeben ist, und daß dieses besonders gefährdete Gebiet seit dem großen kalabrischen Erdbeben im Jahre 1783 eigentlich nie recht zur Ruhe gekommen ist. Nach übereinstimmenden Beobachtungen kamen die Erderschütterungen Messinas im Jahre 1846 weder vom Ätna noch von den äolischen Inseln, sondern von der kalabrischen Küste her, und die verheerenden Beben von 1905 und 1908 in Kalabrien boten die gleiche, nicht vulkanische, sondern tektonische Erscheinung dar. —

Wodurch entstehen nun die vulkanischen und insbesondere die verheerenden tektonischen Erdbeben? Bei Beantwortung dieser Frage müssen wir auf die Uranfänge der Entstehung irdischer bezw. kosmischer Materie zurückgekommen:

Ein absolutes Nichts oder einen leeren Raum gibt es nicht im Weltall. Es ist überall ein Stoff, eine Materie vorhanden. Dieser Stoff ist ständig in Bewegung, indem er sich ausdehnt oder zusammenzieht. Die hierbei wirkende Kraft[1]) erscheint uns als eine zweifache, als Ausdehnungs- und Zusammenziehungs-

[1]) Vergl. Dr. Koenig: Das Leben, sein Ursprung auf der Erde. Berlin 1905.

kraft. Die Zusammenziehung nehmen wir auch wahr als Kälte, chemische Neigung und negative Elektrizität, die Ausdehnung als Wärme, Licht, chemische Trennung und positive Elektrizität. Bei diesem Zusammenziehen und Auseinanderstreben bilden sich sowohl Verdichtungen und Anhäufungen, als auch dünne Stellen von Materie. Wir kennen die ersteren in den Weltkörpern, die letzteren in der feinsten Verdünnung der Materie, dem Äther.

Jede Materie kann sich nun in drei verschiedenen Zuständen darstellen: gasförmig, flüssig und fest. Aggregatzustände sind von der Ausdehnung und Zusammenziehung abhängig. Ist eine große Ausdehnungskraft vorhanden, wie z. B. bei der Sonne, so äußert sich diese in Wärme (die Sonne hat zur Zeit zirka 7000° R) und in gasförmigem Zustand der Materie. Bei geringerer Ausdehnung und dadurch ermöglichter größerer Zusammenziehung vermindert sich die Wärme, und die Materie tritt in den flüssigen Zustand, bis sie schließlich bei Überwiegen der Zusammenziehung unter weiterem Temperaturrückgang in den festen Zustand übergeht. Das Erdinnere befindet sich zur Zeit noch im Zustande großer Ausdehnung, demzufolge in einer Art gasförmigem Zustande unter sehr hoher Temperatur, und wird durch die im Zustande der Zusammenziehung d. i. Erkaltung festgewordene Erdrinde von allen Seiten stramm umspannt. Ursprünglich war nun die gesamte Materie der Erde in allen vom Mittelpunkt der Erde gleich weit entfernten Teilen gleichmäßig gespannt, d. h. jeder derartige Teil hatte das gleiche Ausdehnungs- bezw. Zusammenziehungsvermögen. Dieses Verhältnis wurde aber unterbrochen, einmal dadurch, daß das Erdinnere an gewissen Stellen die feste Rinde durchbrach (vulkanische Eruptionen), und zum anderen durch die spätere Erwärmung der Erdoberfläche durch die Sonne. Hierdurch entstanden verschiedenartige Spannungsverhältnisse auf der Oberfläche der Erde, der Erdrinde, die wir als die Elemente kennen. Die Masse des Erdinnern entweicht durch Öffnungen der Erdrinde kontinuierlich, und zwar sowohl durch das Bestreben des Erdinnern, sich auszudehnen, als auch durch den Druck der immer fester werdenden und dadurch schrumpfenden Erdrinde. Wir kennen diese Austrittsöffnungen des Erdinnern in den früher und jetzt noch tätigen Vulkanen. Unter dem Einfluß der eruptiven Vorgänge haben sich nun in der Umgebung der Krater Veränderungen der Erdrinde herausgebildet, die in Zermürbung, Verschiebung und Durchhöhlung bestehen. Ein jeder neue Ausbruch zieht nun diese — gegenüber der solider beschaffenen Erd-

rinde — minderwertigen Gegenden mitsamt ihren oberirdischen Besiedelungen in Mitleidenschaft. Dies sind die vulkanischen Erschütterungen der Erdrinde, die zumeist nur die nähere Umgebung der Vulkane betreffen. Aber auch die sonstige feste Erdrinde ist Veränderungen unterworfen, die ihrem Charakter nach als Zusammenziehung und Erkaltung auftreten. Man kann sich dieses Verhalten beiläufig vorstellen unter dem Bilde eines Apfels, dessen Schale allmählich schrumpft und dadurch gewisse Verschiebungen erleidet, wie wir sie als Falten (auf der Erde Gebirge) und Vertiefungen (Einsenken der Erde) kennen. Wie alles irdische Geschehen, vollzieht sich nun der Vorgang der Ausdehnung des Erdinnern und der Zusammenziehung der Erdrinde rhythmisch oder periodisch, in gleicher Weise, wie auch unser Zentralkörper, die Sonne, ein gewisses rhythmisches Verhalten der Ausdehnung und Zusammenziehung zeigt. Wie wir oben gesehen haben, nehmen wir die Ausdehnung als Wärme und die Zusammenziehung als Kälte wahr. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß in den Jahrmillionen die zeitlich jedenfalls verschiedenen Phasen der Ausdehnung und Zusammenziehung der Erde und der Sonne sich zeitweise unterstützen konnten, so daß z. B. ein zeitliches Zusammentreffen der Zusammenziehung der Sonne gleichzeitig mit der Zusammenziehung der Erde die Eiszeiten brachte. Gegenwärtig liegen Anzeichen vor, daß sich die Sonne in einer Phase gesteigerter Ausdehnung befindet. Wie sind aber die dermaligen Verhältnisse auf der Erde? Wenn wir Zusammenziehung als Abkühlung gewahren, so sprechen mancherlei Umstände für eine zunehmende Zusammenziehung der Erde, die sich besonders in dem Gebiet der Erdrinde uns bemerkbar machen muß. Diese Zusammenziehung kann nun unmöglich ohne Veränderung der oberflächlichen und tiefen Schichten der Erdrinde vor sich gehen. Sie kann eine ganz allmähliche und unmerkbare sein, wie wir sie u. a. in dem Verschwinden oder Sichtbarwerden von Kirchtürmen, Bergkuppen ꝛc. von einem gewissen Standpunkt des Beobachters aus kennen, oder eine plötzliche, stoßweise, wie sie uns die tektonischen Erdbeben mit ihren Umwälzungen, Terrainverschiebungen, Erdspalten ꝛc. zeigen. Zwischen beiden Arten sind zahlreiche Übergänge möglich, die sich als leichte Vibrationen des Bodens, unterirdische Getöse, Bodenschwankungen und leichte Erdstöße zeigen. Überall da, wo festes Urgestein die Erdrinde bildet, sind in historischer Zeit gröbere Veränderungen der Erdoberfläche durch Schrumpfungsvorgänge nicht mehr zu beobachten gewesen, die eigentlichen schweren Erdsenkungen, Seebeben, Einstürze

unterirdischer Gebilde, Bodenerhöhungen ꝛc. sind zumeist oder wohl ausschließlich in der Umgebung von früher oder noch jetzt tätigen Eruptionsstellen (Vulkanen) zur Beobachtung gekommen, wobei wahrzunehmen ist, daß die minder solide Beschaffenheit der Erdrinde in der Umgebung dieser Vulkane einer Pressung durch die Zusammenziehung der übrigen festen Erdrinde nicht standhalten konnte. Es ist hierbei ohne großen Belang, ob gleichzeitig mit den indirekten Verschiebungen durch Pressung von den Seiten auch direkte Einwirkungen infolge mehr oder weniger (Seebeben) sichtbarer eruptiver Vorgänge und Eindringen von Wasser (Küstengelände) im Spiele waren. Für uns bleibt die Hauptsache die Kenntnis des Vorhandenseins einer Reihe von Stellen der Erdoberfläche, deren Gefüge uns an der Hand der geschichtlichen Erfahrung den Beweis erbrachte, daß hier eine Minderwertigkeit der Erdrinde gegenüber Gewalten aus dem Erdinnern und gegenüber der zusammenpressenden Einwirkung der übrigen, solideren Gesteinsrinde der Erde vorliegt. Die geschichtliche und geologische Erfahrung hat uns derartige Orte bekannt gegeben. Wenn nun die Zusammenziehung uns als Abkühlung, Kälte erscheint, so muß sie uns unter diesen Erscheinungen auch bei der zur Zeit vorherrschenden Zusammenziehung, auf welche wir aus der Häufigkeit der vulkanischen und tektonischen Erdbeben schließen können, entgegentreten. Das sinnfällige Merkmal einer Abkühlung kann nun nach irdischen Begriffen nur eine Abkühlung der Luft sein, die entweder ihre Ursache haben würde in einer Abkühlung der Erdrinde oder in einem stärkeren Überfließen kalter, trockener, die Ausstrahlung der Erdwärme nach dem Weltenraume gestattender Polarluft. Welche von beiden Ursachen der Kälte die Oberhand hat, oder ob beide gleichzeitig einwirken und sich ergänzen, kann hier nicht Gegenstand der Erörterung werden. Tatsache ist nur, daß Vieles dafür spricht, daß ein länger dauernder, kalter Polarstrom sowohl dem Erdbeben von San Franzisko, als auch dem letzten Erdbeben von Messina vorausgegangen war. Wie Zeitungsberichte melden, hat sich in Sizilien und Kalabrien die Katastrophe ähnlich wie bei dem Erdbeben von San Franzisko

durch einen ungewöhnlich hohen Barometerstand bemerkbar gemacht. Ein hoher Barometerstand ist die Folge des Eindringens der eisigen, schweren Polarluft. Aber nicht nur in der Gegend des Erdbebengebietes, sondern im Bereiche fast der ganzen nördlichen Halbkugel zeigte sich die auffällige Wirkung des eisigen, zusammenziehenden Polarstromes. Die Wetterkarte vom 28. Dezember 1908 verzeichnet morgens 8 Uhr: Wilna —31°, Bromberg —23°, Petersburg —20°, Hoyerswerda —14°, Riga —19°, Memel —16°. Wärmegrade findet man — jedenfalls als Wirkung des Golfstromes — nur auf den Faröer 0°, Island +1°, Biarritz +9° C. Betrachten wir die Wetterkarte des ganzen vorigen Jahres, so finden wir ein stetes Überwiegen des kalten, trockenen, einschrumpfenden Polarstromes mit kalten, hellen, sternenklaren Nächten, seltenen Niederschlägen, zeitig eintretende strenge Fröste schon im Oktober, und Versiegen zahlreicher Quellen im Erdreich. Eine solche monatelange Trockenheit der Luft, die zu vermehrter Wärmeausstrahlung nach dem Weltenraum führen mußte, konnte unmöglich ohne Einfluß auf die Gesamtoberfläche der Erdrinde bleiben, um so mehr, als auch die vorhergegangenen Jahre in ihrer vorwiegenden Trockenheit und Luftkälte das Charakteristikum des vorherrschenden Polarstromes in sich trugen. Waren schon die letzten Jahre erdbebenreich, so machte sich der zusammenziehende, auskühlende, austrocknende Einfluß des vorherrschenden Polarstromes im vergangenen Jahre so stark geltend, daß er sogar ältere vulkanische Gebiete (des sächsischen Vogtlandes) in Mitleidenschaft zog. Der neuerlich langdauernde, von allen Seiten wirkende Frost mußte nun den Gipfelpunkt der Erscheinungen bringen, nachdem die vorherigen Jahre schon vorgearbeitet hatten, und löste die vorhandene Spannung und Pressung an verschiedenen von früher her als gefährdet bekannten Stellen explosionsartig aus, denn nicht nur von Sizilien und Kalabrien, sondern auch von den äolischen Inseln, der Insel Stromboli, Montenegro, Ungarn ꝛc. werden Erdbeben und Erdstöße gemeldet.

Wenn somit ein Fingerzeig gegeben ist, welcher Hauptfaktor bei Entstehung der verheerenden tektonischen — und vielleicht auch vulkanischen — Erdbeben im Spiele ist, so kann es nicht Hauptaufgabe der Forschung sein, an Ort und Stelle der Erscheinungen Ursachen nachzugehen, wie nach Zeitungsberichten einige namhafte deutsche Geologen planen, sondern es muß darauf ankommen, die entfernteren Ursachen zu

Hans von Marées: Die Reitschule.
(Mit Erlaubnis des Marées-Reproduktionen-Verlags in Halle)
Zum Artikel von Julius Meier-Graefe.

Jahrgang
1909

erforschen, als deren eine hauptsächliche die Einwirkung des Polarwindes mit zwingender Notwendigkeit erscheint. Diese Forschungen hätten sich dann in der Hauptsache auf meteorologischem Gebiet zu bewegen, während die geologischen Untersuchungen nur Bekanntes erweisen würden, nämlich, daß gewisse Gebiete der Erdrinde ihrer Struktur nach eine geringere Widerstandskraft gegenüber Pressungen aufweisen. Der Natur der Sache nach können diese letzteren Forschungen nur ein sekundäres Interesse gegenüber den Forschungen nach der Grundursache bieten. Sie können die ganze Konfiguration der Gegend, die Formation der Gesteinsarten ꝛc. zum Gegenstand der Untersuchungen machen, gewisse gefährdete Bezirke näher beschreiben und an der Hand vergleichender Analogien diese oder jene Erdformation als gegen Pressungen wenig widerstandsfähig bezeichnen. Da aber seit historischen Zeiten die verschiedenen Erdbewegungen sich nur an gewissen bekannten, bevorzugten Stellen in verheerender Weise einzustellen pflegen, so ist das Einzige und Richtige, was die Menschheit bei solcher Sachlage tun kann, diese Gebiete nicht mehr zu besiedeln. Messina soll nun in der Tat nicht wieder aufgebaut werden. Es wäre aber geboten, die bereits wiederholt betroffenen Gebiete Kalabriens, Siziliens, der Umgebung des Vesuvs, Ätna, San Franzisko ꝛc. als „tabu“ zu betrachten, mögen immer auch gewisse neue Eisen- und Holzkonstruktionen der Häuser gegen Schwankungen eine größere Sicherheit darbieten. Die Erde ist nicht so übermäßig bevölkert, daß für Neubesiedelungen nicht doch Platz wäre. Ebenso wie auf behördliche Anordnung gewisse Senkungsgebiete in den Kohlenrevieren von den Bewohnern dauernd geräumt werden müssen, so würde die Landesregierung der Erdbebengebiete wohl daran tun, ihre Untertanen von dem Wiederaufbau zerstörter Ortschaften und der Wiederbesiedelung zerstörter und ständig gefährdeter Landesgebiete abzuhalten. Wer im Wald gewandelt ist, wird die Beobachtung gemacht haben, daß Ameisen oft gerade auf begangenen Pfaden oder auf bebauten Äckern ihren kleinen Bau etablieren und unverzagt immer wieder aufbauen, wenn auch der Fuß des Wanderers und die Pflugschar das ganze kleine Reich des öfteren zerstört hat. Genau so handelt der Mensch, wenn er die Stätte verheerender Naturgewalten allzu vertrauensselig immer wieder zu ständigen Wohnplätzen wählt.

Marcel Herwegh und Victor Fleury: Briefwechsel Georg und Emma Herweghs mit Ludwig Feuerbach.

Schluß.

Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.

Rechenberg, 31. Juli 1865.

Liebe Emma!

Ich will Dir nur sagen, daß mir Deine unerwartete briefliche Erscheinung an meinem Geburtstag große Freude gemacht hat, so große, daß ich, ob ich gleich mir jede Auszeichnung dieses Tages vor einem andren gewöhnlichen verbeten hatte, doch unmittelbar nachdem ich Deinen Brief empfangen und gelesen hatte, zu den Meinigen sagte: Jetzt willige ich ein, daß wir diesen Abend mit den Schwestern und ein paar Freunden bei Schultheiß verleben, was denn auch ausgeführt wurde, und zwar in einer sehr schlichten und geräuschlosen, aber eben deswegen mir zusagenden Weise. Sagen aber, Du hast mir eine Freude gemacht, heißt bei Leuten, denen Freude Andern machen selbst Freude macht, Dank sagen. Könnte ich nur auch meinen Dank durch eine That ausdrücken, und Dir Deine Sorgenlast erleichtern! Aber wie kann ich, um den Gegenstand Deiner Sorgen zu berühren, den Du in Deinem Briefe erwähnt hast, Deinen Mann an einen Ort einladen, der mir selbst nicht gefällt, der abgesehen von seinen alterthümlichen Sehenswürdigkeiten, Nichts dem Leibe, Nichts dem Geiste bietet?

Empfange Dank auch für die übrigen Mittheilungen Deines Briefes. Deinen Dank an meine und Eure hiesigen Bekannten, wie auch an meinen Bruder habe ich bereits pünktlich ausgerichtet. Verzeihe die Kürze mit dem unüberwindlichen Trieb, endlich mir selbst wieder anzugehören. Erst gestern hatte ich wieder einen, obwohl mir und den Meinigen höchst lieben und angenehmen Fremdenbesuch, nämlich von einem Tyroler Frei-

geist[1]), der schon vor zwei Jahren meinetwegen hier war, aber mich damals verfehlt hatte. Das Beste wünschen Dir und den Deinigen die Meinigen und ich, Dein treuer alter Freund

L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 22. Oktober 1865.

Lieber Ludwig!

Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß Dich mein Brief zu einem Schreiben an O. Wigand antreiben würde, indem Du zu Gunsten von Georg auf eine Gabe verzichten willst, die Dir vor Allen gebührt, keinen Federzug hätte ich gethan. Wohl ist es eine Schande, und wir haben ja dies Capitel bei unserm letzten Wiedersehn besprochen und waren darüber einig, daß eine Schillerstiftung in Deutschland existiren kann, die nicht nur einen Dichter wie Herwegh ignorirt, sondern bei Gelegenheit, wo man ihr ihn in Erinnerung brachte (eine Sache, die Georg nicht weiß), ihr Veto decretirt, während Männer wie Gutzkow, Auerbach, Bodenstedt, Seeger, Alle selbstverständlich ihr Honorar bezogen; — aber glaubst Du wirklich, daß Georg ein Anerbieten annehmen würde, das man ihm auf Kosten seines liebsten Freundes bewilligt, ohne jede Spontaneität, gleichsam wie ein Almosen, statt eines Zeichens freiwilliger, wohlverdienter Anerkennung? Nun und nimmermehr! Das ist ja das Gräßliche, daß Diejenigen, welche mit Leichtigkeit dienen könnten, und in einer Weise, die den Empfangenden keineswegs unfrei machen oder im Mindesten demütigen würde, jeder Einsicht, jeder Bescheidenheit, jedes Anstandes bar sind, und nur die den nöthigen Herztakt besitzen, deren Mittel kaum zur eignen kleinen Existenz ausreichen. Ich gestehe, daß ein regelmäßiger Beitrag der Schillerstiftung vor allem mir ein Trost wäre, weil es mir die Möglichkeit gäbe, in Ruhe zu sterben, da mir das unselige Testament meiner Eltern so die Hände bindet, daß ich nicht einmal die Macht habe, im Fall ich vor Georg sterbe, ihm auch nur das Kleinste zu hinterlassen. — Aber ich wiederhole Dir, daß ich im Moment, wo ich erführe, daß man Dir diesen dürftigen, diesen magern Beweis von Anerkennung gegeben hätte, augenblicklich die Erste wäre, die auf eine Zurücksendung des Geldes dringen würde.

[1]) Es war Konrad Deubler, aber nicht aus Tyrol, sondern aus dem Salzkammergut.

Was nun das Einweihen Dritter in dieser delikaten Sache betrifft, so kann ich Dir nicht genug anempfehlen, und nicht ein falscher Stolz, nicht Eitelkeit lassen mich dies wiederholen, sondern das Gefühl der Menschenwürde, damit äußerst vorsichtig zu sein. Ein Wort in die Öffentlichkeit, und Alles wäre umsonst, und Georg würde, das weiß ich, Nichts annehmen, und wenn ihm viele Tausende angeboten würden. Die Person, an die Du schreibst, zu errathen, ist mir unmöglich. Sollte es Lüning sein? Diese Leute. Alle berechnen die Lebensfähigkeit eines Mannes wie Georg nach dem, was er drucken läßt, und da seit Jahren nur hie und da eine Perle erschienen ist, die von der Mittelmäßigkeit und dem Neide totgeschwiegen wurde, heißt es: Herwegh war. Dann sind wieder Andere, die sich einbilden, der Dichter müßte im tiefsten Elend sein, um produciren zu können, und führen zum Beleg in ihrer Dummheit Schiller an, der die Not in der letzten Bedeutung nie gekannt, und wahrlich nicht deshalb war, was er gewesen, sondern trotzdem!

Was aber ein Geist wie Schiller gewesen wäre in einer freieren Atmosphäre? Das fällt diesen Leuten nicht im Schlaf ein, geschweige im Wachen. Dann ist wieder eine Sorte, und das ist die Schlimmste, das sind die feierlich Niederträchtigen, die Sorte, denen der Genius als eine Gabe der Götter, die sich nicht erobern läßt, verhaßt ist, und die sich freuen würden, uns, ich meine Georg, völlig am Boden zu sehen. Es ist die Sorte, die das berühmte „Spritzleder" erfand und allem guten Wissen zum Trotz ausbeutete. Bei diesem Anlaß fällt mir ein, daß ich mir ein Exemplar meiner damaligen Brochure[1] hab' kommen lassen und Dir als mein einziges Opus mit diesem Briefe unter Kreuzband schicken werde. Daß ich Dich, den ich so wahrhaft, so tief verehre, für den ich selbst Wunder thun möchte, nun so betrüben muß! Im Augenblick quält mich zu Allem noch Georg's Gesundheitszustand. — Die letzten Nächte waren wieder entsetzlich; die Stöße vom Herzen nach dem Kopf heftig, kurz, die ganze Wirkung der kurzen Badekur wieder vernichtet. Nur ich stehe in all dem Kampfe mit meiner derberen Natur ungebeugt, und wehre mich wie eine Verzweifelte gegen die immer wachsende Flut, aus der ich meine Kleinodien retten möchte mit dem Preis meines armen Lebens.

Könnte ich den Glauben, den ich in der Brust trage an der ganzen Bedeutung Georg's, könnte ich den übertragen, dann wäre die Hülfe da.

[1] Nämlich: Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris, in der Emma Herwegh die Lüge vom „Spritzleder" widerlegt.

Denn so gewiß ich weiß, daß dieser Kampf, wenn er nicht bald endet, ihn vernichtet, so sicher weiß ich, daß Georg, frei von den vernichtenden Fesseln, wie ein Adler seine Schwingen erheben und Größeres schaffen würde, denn je!

Wie selten kommt Hülfe aber im richtigen Moment!

Hätte ich heute so viel, um reinen Tisch zu machen und fort zu gehen — dann gebe ich Dir mein Wort, sollten die, welche mir dazu geholfen, noch Dinge sehen, die unbezahlbar sind.

Und nun leb' wohl! Gräme Dich nicht zu sehr und habe Dank für jeden liebevollen Gedanken, den die Freundschaft für Georg und der Glaube an ihn Dir eingiebt.

Leb' wohl!

In unwandelbarer Zuneigung und Freundschaft

Eure

Emma Herwegh.

Grüße Deine Schwestern, Deinen Bruder und wer sich sonst unserer erinnert. Georg's Grüße füge ich nicht hinzu, da er keine Ahnung von dieser Correspondenz haben darf.

Wenn Du die kleine Brochure gelesen, deren Lekture Varnhagen zu dem Ausspruche veranlaßte, dem einzigen, an dem mir liegt: „Aus dieser Brochure spricht aus jeder Zeile die Wahrheit, diesen Menschen gehört doch die Zukunft", so sage mir offen, wie sie Dir geschienen?

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 2. November 1865.

Lieber Ludwig!

Daß Du, inmitten eigener Dir wichtigen Ereignisse und ernsten Arbeiten, Zeit gefunden, mir so erfreulich zu schreiben und so lebhafte Theilnahme für das Schicksal des Freundes zu zeigen, würde meine Anerkennung, Verehrung und Zuneigung zu Dir nur steigern, wenn ich dies alles nicht in Dir vermutet, ja ich kann sagen, gewußt. Es ist dies aber der Grund, weshalb auch ich, der das Schreiben jetzt eine Folter ist, den Ausdruck innigster Theilnahme an dem frohen Ereigniß, das Euch betroffen, nicht länger zurückhalten will. . . . Was Lüning betrifft, so theile ich Deine Ansicht über ihn, so weit sie sich auf die Anständigkeit des Charakters bezieht, unbedingt — aber keineswegs Deine Hoffnungen.

Lüning ist Fortschrittler, Nationalvereinler, und in jenen Kreisen, glaube mir, ist keine Sympathie für den Dichter der Freiheit, für den Antinationalvereinler, für den Gegner der Fortschrittspartei zu suchen. Es ist aber sehr, sehr traurig und der Rest ist Schweigen.

. . . Wohl hast Du recht, daß man den Leuten oft in die Ohren schreien muß, wenn man nicht vergessen werden will, aber Diejenigen, auf die das Quantitative wirkt, sind es doch nicht, für die Ihr gewirkt habt, und wem der Geist etwas gilt, wem sich der Genius auch in einer Zeile schon offenbart, dem hätte der erste Band der Gedichte eines Lebendigen schon genügen müssen, wenn ihm kein zweiter, Nichts mehr gefolgt wäre, um diesen Eindruck, dieses Geschenk nie zu vergessen. — Ich habe mein eigenes Leben immer wie eine Mission aufgefaßt, ein schöneres, reicheres, das sich mir zugesellt, zur vollsten Erscheinung, ich kann nicht sagen bringen zu helfen, denn das wäre dumm, aber nie darin zu stören, und nun komm' ich mir so namenlos ohnmächtig vor — und hatte doch bestes Wollen, ein ganzes Leben wahrster Liebe daran gesetzt. Ich sage Dir, Ludwig, ich bin namenlos traurig und ende, um Dich nicht tiefer zu verstimmen.

„Entbehren sollst Du, sollst entsagen, dies ist der ewige Gesang, der Jedem in die Ohren klingt."

Grüße Bertha, der meine Wünsche nicht minder gelten als Dir und Lorchen, und behalte uns lieb. Also Schlechtes haben sie Dir von Georg gesagt? wenn er tot ist, werden sie ihn leben lassen. O, die Gemeinheit, der Neid mittelmäßiger Naturen, denen die Schönheit allein schon Grund ist, um sie in den Koth zu ziehen.[1]) Leb' wohl! Ich fürchte Nichts so sehr, als die eitlen und dummen Menschen — denn denen ist, wenn Du sie in ihrer Eitelkeit verletzest — und wie leicht ist das geschehen — Nichts heilig. Bis auf einen gewissen Punkt, glaub' mir, gehört auch der sonst sehr ehrenhafte Lüning dazu. Er ist eine beschränkte Lokalgröße, und hat sich dadurch auf Gebiete verirrt, von denen er wenig verstand und auf denen er im besten Fall keine eclatante Dummheit machen, aber auch keine hindern wird. Die Großmanns- und Staatsmannssucht steckt diesen Herren allen in größerer oder kleinerer Dosis im Leib, und wo die beginnt — ade, wirkliches Verständniß, ade Selbstverleugnung, ade freu-

[1]) Vergl. mit Emma Herweghs Ausspruch: „Freilich hat das deutsche Vaterland für seine besten Söhne selten bei Lebzeiten mehr zu bieten, als Elend, Verfolgung oder freie Wohnung im Kerker."

diges Anerkennen der hohen edlen Befähigung anderer und feiner begabten Naturen.

Tausend Dinge fallen mir im Schreiben an Dich noch ein — aber theils habe ich kein Recht, Dich zu ermüden, dann glaube ich, daß Deine Güte mich Dein und mein Format vergessen läßt, ich meine, mich vergessen läßt, was, wer Du bist — theils sage ich mir, wozu Dir sagen, was Du unendlich besser weißt als Viele, als ich? Nur im Herzen unterordne ich mich dem Besten nicht, und das macht mich auch Deines Gleichen, edler, guter Freund. Leb' wohl!

Deine

Emma Herwegh.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 21. November 1865.

Lieber Ludwig!

Du bist wirklich ein Abgrund von Güte, aber trotz Alledem und Alledem fürcht' ich, Georgs Worte: „Was hilft dem Fink die Sonnennähe, Den tot ein Adler trägt hinan,"[1]) werden auf ihn, auf uns passen.

Ich habe keine Ahnung, an wen sich Otto Wigand hier gewandt haben kann, und zu welchem Zweck? Ich weiß nur, daß wir hier außer Rüstow Niemanden haben, mit dem wir verkehren, und ein großer Theil der hiesigen Deutschen uns nichts weniger als freundschaftlich gesinnt sind. Der Deutsche war und ist ein Barbar, und was Hölderlin in seinem Hyperion über diesen Punkt schreibt, gilt noch heute. — Es genügt ihnen, daß Jemand unter dem Schutz der Musen und Grazien geboren ist, daß er den Stempel des Genius trägt, um ihn zu verketzern und zu verfolgen. Nur wer den Blick duck nach unten gewandt, entgeht ihrem Haß. Die Besten sagen offen, daß sie sich nicht interessieren, die andern würden, wenn man sie fragte, Bedingungen stellen um zu helfen, die der wahre Poet nie eingeht und nur erfüllen kann und von selbst erfüllt, wenn er in freier Luft athmet, folglich nachdem ihm geholfen, aber nicht vorher. —

Daß ich meinen Glauben, mein Verständnis auf Andere übertragen könnte! auf Solche nämlich, denen es ein Leichtes wäre zu dienen, und

[1]) Aus Herweghs Gedicht: Schlechter Trost.

die, wenn sie meine Überzeugung hätten, mit wahrer Herzensfreude sich dazu anbieten würden. — Für die große Menge der Begüterten ist der arme Dichter tot, sobald er nicht mehr drucken läßt. — Sie, die der Welt Nichts geben und Nichts hinterlassen, was ihren eigenen Staub überlebt, sie sind die Ersteren, die, wenn man sich an sie wenden würde, in Erinnerung der guten Stunde, die der Dichter ihnen nicht ungebeten und unbezahlt gegeben hat, antworten würden: „Er thut ja Nichts mehr, wozu sollen wir beisteuern? Wenn er sich wieder einmal zeigt, dann ist's etwas Anderes!" Wie gesagt, unter dem Druck, dem, für eine Natur wie die Herwegh's, vernichtenden Druck täglicher Sorge, verlangen diese Philisterseelen Zeichen und Wunder, die nur der freie Geist geben und schaffen kann, und machen ihre Wohltaten von diesen Zeichen abhängig. Du verstehst mich ja, sonst würde ich nicht so reden, wie ich's thue. Bis jetzt, wie gesagt, ist uns Nichts angetragen worden, wohl aber wächst der Strom der Sorge täglich, und wäre ich nicht von solchem Stoff, der sich so lange als möglich gegen den Untergang der Seinen wehrt, wir wären schon längst überflutet. Und doch untergräbt dies ewige unausgesetzte Lawiren, denn weiter ist es nichts, auch meine physische Kraft und es kommt oft eine Schwermuth über mich, eine Verzweiflung über die eigne Ohnmacht, die schrecklich ist. Dein letzter Brief wirkte aber elektrisch, weil mehr als Alles, ja eigentlich allein die wahre Güte mir noch imponirte und die sprach aus jeder Zeile Deines lieben Schreibens.

. . . Von Georg schreibe ich nichts. Du kannst Dir denken, wie gedrückt er ist. — Auch habe ich ihm Deinen so guten Rat bis jetzt noch nicht mitgetheilt, da mir's leider noch gar nicht sicher scheint, daß in den Fall kommen werden, ihn befolgen zu können. Kommt die Gelegenheit, dann soll er befolgt werden.

Hat sich Otto Wigand an Jemanden in Zürich gewandt, und ist dessen Stimme bestimmend, so wüßte ich, die Hand auf's Herz gelegt, Niemanden der hiesigen Deutschen, bei dem ich ein wahres Interesse für Georg voraussetzen dürfte. Im besten Fall sind sie indifferent, und ich versichere Dir, ich habe Georg's Feinde und Freunde stets mit wahrer Virtuosität erraten, selbst à distance.

Daß Dir meine kleine Schrift behagt hat, daß Du ihr die Wahrheit angefühlt hast, ist mir der größte Triumph, den ich haben konnte, der Einzige, an dem mir Etwas liegt, und doch, wenn Etwas gerade ein schlagender Beweis dafür ist, daß ich nicht zum Schriftstellern

geboren bin, wie so Manche mich glauben machen wollten, so ist es dieses unlitterarische, naturwüchsige Produkt, zu dem Nichts erforderlich war, als ein gerader, offener Sinn und das Herz auf dem rechten Fleck. Leb' wohl! und habe Dank für so viel Güte.

Deine Freundin

Emma Herwegh.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich, den 26. August 66.

Lieber Ludwig!

Um Dir handgreiflich zu beweisen, daß eine Freundschaft, die ein halbes Menschenalter gewährt hat und auf wahrhafter Uebereinstimmung der Denk- und Gefühls-Weise beruht, sich nicht durch eine kurze Dissonanz irreleiten oder gar schwächen läßt, komme ich Dir, meinen Gruß zu Deinen Geburtstag zu bringen und Dir zu sagen, daß ich, vor Vielen, mich Deines Daseins freue. Möchte es mir vergönnt sein, einmal in guten Tagen einige Zeit mit Euch zu verleben. Bis jetzt hatte ich zwar nicht die Rolle der weißen Dame, die sich stets vor dem Unglück zeigt, aber ich kam stets kurz nachdem der Blitz eingetroffen, und so muß ich fast aus Liebe zu Euch wünschen, Ihr sähet mich niemals wieder. — Kannst Du oder Bertha, oder Lorchen einen Moment finden um mir zu sagen, wie es Euch geht, so werdet Ihr mir einen Herzensdienst erweisen. Von mir kann ich sagen: lest, wo ich bin, daß ich noch immer hier in Zürich als verlorener Posten sitze, weil noch kein Mittel vorhanden mich zu befreien und unsere Sache noch nicht entschieden ist, während Georg und Ada in Lichtenthal sind — und Ihr wißt mehr als Euch lieb sein wird zu hören, fast mehr als ich wirklich und länger zu tragen mich gewachsen fühle. Alles „Sinnlose" greift den anständigen Menschen namenlos an und so geht es mir, die vor der Hand durch materiellen Zwang hierher gebannt ist ohne Nutzen für mich und die Meinen, nur ein armselig Werkzeug eines harten Geschicks. Sag' Lorchen und Elisen mit meinen besten Grüßen, daß ich wiederholt Briefe vom jungen Imbriani erhalten habe, der nach dem unglücklichen italienischen Feldzug unverwundet mit 999 seiner Landsleute in österreichische Gefangenschaft geraten ist, von der er bald erlöst sein wird, und sich sofort an mich gewandt hat, um sich durch mich in direkte Beziehung zu seinen Eltern

zu setzen. Natürlich wurde ihm sofort der verlangte Beistand geleistet und so erwarte ich nächstens einen Brief aus Italien von ihm. — Für jeden guten Italiener muß der Ausgang dieses Krieges, trotz dem Wiederbesitz Venetiens, furchtbar beschämend sein. Welcher rechte Mann läßt sich ohne Erröthen sein gutes Recht schenken? Aber ich will mich nicht auf dieses Gebiet verirren, sondern Dir nur sagen, daß ich Dich aufrichtig und unwandelbar lieb habe und verehre und daß ich nicht nur für die Deinen, nicht nur für Deine Freunde, an deren Spitze ich mich ohne jede falsche Bescheidenheit mit stelle, sondern zum Besten aller gut und hoch gesinnten Menschen wünsche, daß Du wenn möglich ewig lebst.

Leb' wohl!

Deine Freundin

Emma Herwegh.

Nach Feuerbachs Tod schrieb Emma Herwegh folgenden Brief an eine Freundin[1]):

den 15. September 1872.

Liebe Freundin! Es ist wieder eine kleine Ewigkeit verflossen, seit ich Ihnen das Letztemal schrieb, aber ich weiß, Sie sind nachsichtig in der festen Ueberzeugung, daß das Band, welches zwischen uns besteht, unauflösbar bleibt, ob ich rede oder schweige, und daß ich doch bei jedem für mich wichtigen Ereigniß zuerst an Sie denke.

Kein Wunder darum, wenn sich meine Feder heute plötzlich in Bewegung setzt, erhalte ich doch so eben die Nachricht vom Tode unseres Freundes Ludwig Feuerbach.

Sie können mir darauf antworten, daß ich längst darauf hätte gefaßt sein können, da er schon so lange krank, ja gewissermaßen schon seit mehr als einem Jahr halb tot gewesen. Liebe Freundin, wer das könnte! Ich habe so viel und weise von dem sich auf den Tod geliebter Menschen Vorbereiten reden hören, ich habe Bekannte monatelang am Krankenlager ihrer Kinder und Freunde sitzen sehen, der Arzt hatte ihnen alle Hoffnung genommen und beim wirklichen Erlöschen saßen sie wie zerschmettert da.

[1]) Frau Carl Mayer in Stuttgart.

Briefwechsel G. u. E. Herweghs mit L. Feuerbach

Welch inniges Freundschaftsverhältnis zwischen unsern beiden Familien seit mehr als 25 Jahren bestand, davon hatte ich Ihnen oft erzählt, aber was jeder Einzelne von uns an ihm verloren, das wissen weder Sie, noch Jene unserer Landsleute, die bei aller Verehrung für den Unsterblichen sich des bedürftigen Sterblichen erst erinnerten, als die helle Sonne dieses Geistes schon zum schwachen Fünkchen abgebrannt war. Es ist so unendlich traurig, daß das Richtige so selten rechtzeitig geschieht.

Acht und sechzig Jahre sind freilich ein hohes Alter, besonders für einen Mann mit dieser angespannten Gehirnthätigkeit, dennoch hatte er, wenn ihm die quälenden Sorgen des täglichen Lebens früher abgenommen worden wären, uns noch etliche Jahre länger und in voller Kraft erhalten werden können; er hätte vielleicht noch etwas Freude erlebt für das viele Gute, das er uns Allen gegeben.

Daß die Regierungen nicht darauf bedacht gewesen sind, diesen Mann, der aller Knechtschaft an die Wurzel ging und sie bis in ihre letzten Schlupfwinkel aufgesucht, das Leben zu erleichtern, darüber kann sich Niemand wundern, der Feuerbach's Schriften gelesen. Sie konnten doch den Feind alles Dessen, was sie verehren oder wenigstens verehrt haben wollen, nicht unterstützen. Das wußten sie, und so blieb sein Leben auch rein von all den lächerlichen Auszeichnungen, die von dem freien Mann ja nur als Demüthigung angesehen werden können. Oder war's Ihnen vielleicht möglich, sich einen Mann wie Ludwig Feuerbach mit einem jener Anerkennungszeichen auf der Brust, als Ritter oder Komthur u. s. w. vorzustellen? Der bloße Gedanke daran macht mich trotz aller tiefer Traurigkeit lachen. So unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht rufe ich mir unwillkürlich das ganze lebensvolle Bild des lieben Menschen vor der Seele zurück, wie mir's einst vor fast 26 Jahren zum Erstenmal entgegentrat. Es war in Heidelberg im Jahre 1846. Wir waren Alle jung und verfolgten gleiche Ziele, Jeder in seiner Weise.

Bei der ersten Begegnung fiel mir die unendliche, ich möchte sagen rührende Bescheidenheit, die fast an Schüchternheit grenzte, auf, während sein gedrucktes Wort die Geister schon so mächtig ergriffen hatte, und diese Schüchternheit verlor sich erst nach und nach bei näherer Bekanntschaft. Dann, das eigenthümliche schwere Sprechen.

Mir machte es den Eindruck, als koste ihn jedes Wort Geburtswehen, als müsse er's erst erfinden und wolle für die Wiedergabe seiner eigensten Gedanken nicht in den vorhandenen Sprach- und Phrasenschatz greifen.

Wenn das Wort „keusch" im Denken wie im Handeln auf einen Menschen unserer Zeit noch paßt, so war's auf Feuerbach, dessen ganzes Wesen, Streben und Wirken lauter war und wahrhaft bis in's Innerste hinein. Seine ganze Erscheinung hatte, trotzdem er klein war, Etwas durch und durch Vornehmes, trug das Gepräge wirklichen Adels, und wenn er im vertrauten Gespräch, wie dies ja mit uns oft geschah, nach mühevollem Ringen seinen intimen Gedanken freien Lauf ließ, dann kam's Einem vor, als würde er plötzlich groß, und man begriff wie wenig den „Allerhöchsten" Fürsten an der Erhaltung eines solchen Geistesfürsten gelegen sein konnte, vor dessen Macht ihnen die ihrige als eine sehr ephemäre erscheinen mußte, wenn ihnen auch im Grunde das, was er lehrte, so ziemlich ein böhmisches Dorf geblieben sein mag.

Und dabei war dieser „Materialist", wie er sich selbst im vollen Bewußtsein seiner einheitlichen Weltanschauung nannte, und wie ihn seine Feinde, um ihm in den Augen des geistigen Pöbels Etwas anzuhängen, zu nennen pflegten, so einfach, so anspruchslos, wie ich überhaupt wenig Menschen kennen gelernt, seinen jungen, ihn überlebenden Bruder Fritz[1]) ausgenommen, der ihm an Schlichtheit, Uneigennützigkeit und Güte gleichkommt. „Schein ist das Wesen unsrer Zeit," so rief er einst aus. Nun, er durfte es sagen, denn das seine war's nicht. Er führte das Leben eines Weisen, ohne sich deshalb für besser zu halten als Andre.

Und während ich dies schreibe, wird dieses edle, große, warmfühlende Herz zur Ruhe getragen, die ihm im Leben so selten vergönnt war. All das Licht, was von ihm ausstrahlte, hat eigentlich seinem eigenen Leben gefehlt. Die Worte von Leibnitz, welche er einst seinem Bruder auf den Grabstein schrieb: „Es ist nicht nöthig zu leben, aber nöthig zu denken," drückten so recht seine tiefste Anschauung aus, und was er an Sonnenblicken gehabt haben mag, sie konnten ihm gewiß nur auf diesem Wege kommen.

Nun, die größten Gewaltsmenschen werden trotz aller bezahlten und unbezahlten Propaganda längst in ihr Nichts zerfallen sein, wenn von dem kleinen Grabhügel auf dem Johanniskirchhof, der jetzt die Hülle unseres lieben Toten umschließt, noch ein helles Licht ausgehen wird und leuchten von Geschlecht zu Geschlecht.

---

[1]) Verfasser von „Die Kirche der Zukunft" und „Gedanken und Thatsachen".

„Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."

Leben Sie wohl, liebe Freundin, und verzeihen Sie mir. Ich glaubte Ihnen, die Feuerbach nie mit Augen gesehen hat, ein recht faßliches Bild von ihm geben zu können, ich fühle, es ist mir nicht gelungen; vielleicht war ich zu ergriffen. Ich will's später versuchen.

Ihre

Emma Herwegh.

Rundschau.

Im letzten Hefte der „Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft" (herausgegeben von M. Dessoir) untersucht Ernst Bacmeister das Wesen der Tragödie im Sinne der Anthropogenie. Die moralische Weltanschauung, auf der sich die Tragödie von den Griechen an bis zu Hebbel aufbaute, ist nicht mehr die des modernen Menschen; es entsteht die Frage, ob wir überhaupt noch eine eigentlich tragische Dichtung produzieren und die ältere Tragödie rein genießen können. „Wir sollen die Tragödie sowohl dem ästhetischen Metaphysiker wie dem moralischen Metaphysiker aus den Händen ziehen und sie dabei nicht dem psychologischen Hygieniker oder dem moralischen Pathetiker anheimfallen lassen. Wir sollen sie ohne Metaphysik erklären und wollen doch von ihrem tiefsten Gehalt nichts wegleugnen oder verschweigen, noch auch ihn theologisch fälschen." Die Erkenntnis, welche den alten, starren Gegensatz zwischen Gott und der Welt löst, die natürliche Entwicklungslehre, muß auch den alten Begriff der Tragik stürzen, ändern, und vielleicht einen neuen begründen. Heut erscheint uns die Welt nicht mehr wie das apollinische Traumbild eines dionysisch leidenden Gottes (im Sinne von Fr. Nietzsche) und in der Individuation kann keine metaphysische Schuld gesehen werden, wie bei Hebbel, denn die Geburt ist ein Heraufgehobenwerden aus der Tiefe und dient mit zur Entwicklung der Welt überhaupt. Den Untergang des Individuums verschuldet nur sein Mangel an biogenetischer Tüchtigkeit.

Man könnte nun sagen: Hervorragend unfähig, unter den Lebensbedingungen der Zeit sich zu behaupten, ist vor allem das große, seiner Zeit vorauseilende Individuum, das dann mit seiner Ungeduld das Allgemeine in Verwirrung setzt, von dem aber doch der Zuschauer eine versöhnende Ahnung seiner eigenen Zukunft mit fortnimmt. Aber diese Konstatierung über das Leben könnte zum Lebensimpuls, wie ihn die griechische Tragödie vermittelte, nur bei einem Parterre von Genies, Staatsmännern und Pädagogen werden, nicht bei dem Zuschauer schlechtweg. Wir möchten aber gerade daran festhalten, daß die Tragödie der Zukunft innerhalb des literarischen Entwicklungsganges verbleiben und daher mit dem Griechen so gut wie mit Shakespeare etwas Gemeinsames haben muß.

Nun verläuft die Entwicklung ja auf die Weise, daß die Gattung als solche zwar einer jeweils höheren Stufe zustrebt, aber immer nur einzelne Individuen dieses Streben verwirklichen und ihre biogenetische Vorzüglichkeit zeugend weitergeben. Diese Vordringenden schädigen natürlich die Gattung in einzelnen An-

gehörigen, und es erfolgt eine Gegenwirkung, womit die Gattung sich selbst gegen ihre Weiterentwicklung sträubt. „Hier liegt ein Problem, das Kampf, Sieg und Vernichtung, metaphysisches Recht und reales Unrecht in sich schließt. Sollte es nicht das tragische Problem sein?" Diesen Kampf zwischen dem entwicklungssüchtigen Individuum und der konservativen Gattung können wir im Pflanzen- und noch mehr im Tierleben beobachten und die Tiermutter, die sich für ihre Brut dem Feinde opfert, die den individuellen Lebenswillen zugunsten der sozialen Instinkte unterdrückt, kann uns einen tragischen Schauer erwecken. Aber die eigentliche Tragik beginnt erst da, wo das Individuum sich b e w u ß t um der Gattung willen aufgibt, wo dem objektiven ein subjektives Leiden entspricht. Bei den Menschen offenbart sich der Gattungswille objektiv am stärksten als das Gesetz, das jedem Angehörigen der Gattung die gleichen Vorteile sichert; subjektiv als Mitleid oder als Sittlichkeit, der zuliebe der Wille zur Macht gebrochen, der Anspruch auf höhere Entwicklung aufgegeben werden kann. Das tragische Problem des Menschen ist also „die subjektive Hemmung des im Sinne der Entwicklung bevorzugten Individuums durch den in ihm selbst entstehenden Gattungswiderspruch, d. h. d e r T r i u m p h d e r S i t t l i c h k e i t ü b e r d i e L e i d e n s c h a f t, mag sich nun dieser Triumph als bloßer Verzicht oder im Untergange des wollenden Menschen offenbaren. Das Versöhnende fehlt aber dieser Tragik nicht. Die Überwindung der Leidenschaft bedeutet zugleich einen sittlichen Machtzuwachs und damit einen subjektiven Gewinn, falls wir nicht an der visionären Zukunftsperspektive des animalischen Übermenschen festhalten wollen. Zum eigentlichen Grundproblem der Tragik wird somit das der Entwicklung überhaupt; mit der Anthropogenese ist ein für alle Mal menschliches Leid verbunden. Tragisch aber ist nach unsern Voraussetzungen „d i e U m w a n d l u n g e i n e s l e i d e n s c h a f t l i c h e n M e n s c h e n d u r c h L e i d e n, d i e s e i n e r L e i d e n s c h a f t e n t s p r a n g e n, i n e i n e n s i t t l i c h e n M e n s c h e n, w o d u r c h e r s i c h i m S i n n e d e r E n t w i c k l u n g e r h ö h t".

Der tragische Dichter trägt, potentiell, alle egoistisch-sinnlichen Begehrungen mit vorzüglicher Kraft in sich. An seine Bilder gebannt, feiert das egoistische Individuum in uns eine große Stunde. Daher das animalische Wohlgefühl angesichts eines Richard oder Macbeth. Wenn aber derselbe Dichter unter seiner dramatischen Phantasie die Sittlichkeitserfahrung des Lebens in sich trägt, daß der Leidenschaft immer Leiden entspringe, so nimmt seine Phantasie eben die tragische Richtung an. Und wir selbst werden in diese Richtung gezwungen, wenn wir einen großen, leidenschaftlichen, animalisch starken Menschen seinen Willen der Sittlichkeit aufopfern sehen, die gerade auf Grund dieses schweren Kampfes um so strahlender hervortritt. Je größer das Leid, um so tiefer die tragische Wirkung. Sehen wir nun einen wirklich großen Dichter wie Shakespeare auf solchen Pfaden wandeln, so hat er sich instinktiv im Sinne der Entwicklung des Lebens nach moderner Auffassung entschieden. Und ohne es zu wollen, greift er damit

in diese Entwicklung selbst mit ein. Nur Durchgangszeiten vorwiegend animalischen Empfindens, möchten wir zu Bacmeisters Ausführungen hinzufügen, werden anders urteilen; die Sturm- und Drangperiode hörte aus Shakespeares Macbeth nicht das innere Widerstreben der „humanen" Natur gegen den leidenschaftlichen Willen heraus: sie schilderte den „großen Kerl", den starken, genußfreudigen, liebenswürdigen Menschen, der schlechtweg „unter dem Übergewicht der Nichtswürdigkeit" zugrunde geht. Aber gleich in seiner ersten Tragödie, im „Götz von Berlichingen" entwickelt ein Goethe den inneren Widerspruch in dieser Vorstellung des „großen Kerls", und die Umarbeitung des Jugenddramas betont den seelischen Konflikt des Helden, der den Verfall des Rechts und der Sitte aufhalten will und dabei selber Recht und Gesetz verletzt. Gleich Goethe ist nachher Schiller über die leidenschaftlichen Tiraden der Stürmer und Dränger zur wirklichen Tragödie vorgedrungen, indem er in der Seele Karl Moors den Widerspruch zwischen leidenschaftlichem und sittlichem Streben zum tragischen Konflikte sich verschärfen ließ. P.

Buddhistische Malereien.

Die letzten Wochen haben Berlin, soweit es wollte, mit der Kunst der gelben Rassen Asiens ziemlich vertraut gemacht. Auf die berühmte chinesische Ausstellung, deren künstlerischer Wert später angezweifelt wurde, deren bildender Wert aber außer aller Frage steht, kam die Ausstellung der Sammlung Moslé im Kunstgewerbemuseum, die einen wirklichen Schatz an kleinen Metallarbeiten Japans zeigte und die neben Brinckmanns Hamburger Japan-Sammlung ihresgleichen in Deutschland kaum mehr hat.

Und nun weiter zurückgehend am Entwickelungsweg dieser fernen Kunst hinab werden buddhistische Wandmalereien aus Mittelasien im Völkerkunde-Museum ausgestellt. Beamte dieses Museums, das allmählich so vollgestopft wurde, daß man Einzelheiten kaum mehr heraussieht, unternahmen wiederholt Forschungsreisen, von denen sie stets gut beladen zurückkamen. Es sind die Ergebnisse einer dieser Reisen, einer Expedition, die am Rande der Wüste Gobi endigte und deren Leiter die Professoren von Lecoq und Grünwedel waren, die nun wenigstens zum Teil bekannt gemacht werden. Mögen auch vielleicht die manichäischen Miniaturenfragmente, Stoffetzen und Schriftproben, die gleichzeitig zu sehn sind, für den Sammler und Kenner mehr Wert haben, weil sie, wie es heißt, in Europa einzig sind, so geht das große und reine Interesse, das Interesse an sich selbst doch zu den Wandgemälden, die die Reisenden in den Ruinen des Klosters Bäzäklik in der Oase Turfan in einem viereckigen Tempelbau gefunden haben und die mit großem Geschick von den Wänden gesägt und auf dem Landwege nach Berlin gebracht worden sind.

Die größern dieser Bilder stellen eine riesenhafte schwere Buddhafigur dar, in einen Mantel mit griechischem Faltenfall gehüllt, und umgeben von einem Kranze anderer Menschendarstellungen, die alle dasselbe konventionelle Gesicht haben. Nur manchmal ist ein Porträtkopf unter

Leo Putz:
Vignette.

ihnen, wohl das Bildnis irgend eines Mönchs oder eines berühmten Gelehrten der Zeit, während in der Ecke ganz en miniature die Stifter gezeigt werden. Andere sind reicher im Inhalt, und die kleinern der Wandgemälde steigern sich bis zu leidenschaftlichen Erzählungen von Abenteuern, die Menschen unheimlich mit bösen Geistern haben.

Der Ort der Ausstellung deutet an, daß die Finder die Sache vor allem wissenschaftlich genommen wissen wollen, und was die Gemälde aufdecken, ist freilich allen Interesses wert. Sie stammen von einem Punkte, wo sich wiederholt verschiedene Völker schnitten, und wo China in Indien hereinzuwogen beginnt. Aber das Seltsamste ist, daß auf einem der Gemälde, inmitten indischer Mönche und religiöser Darstellung, im Schatten des Buddhakolosses, ein durchaus germanischer Kopf steht mit dichtem dunkelrotem Bart, breitem Schädel, hellen, grünblauen Augen und dem kraftvoll schwerfälligen Gestus des Germanen. Die Gemälde stammen aus dem 6. bis 9. Jahrhundert n. Chr. Dem Kunsthistoriker geben sie gleichstarke Werte als wie dem Ethnographen, und sie stehen an der Scheidegrenze zwischen dem alten Europa und Asien. Sie tragen das Erbe des klassischen Griechenlandes in sich und sind bereit, an China abzugeben, das selber hinwiederum sich für Japan zur Verfügung hält. So bilden sie das kostbare Bindeglied zwischen den künstlerischen Kulturen zweier Erdteile, eine Brücke im Werden des künstlerischen Ausdrucks von Zeit zu Zeit und von Volk zu Volk.

Alle diese Bilder, die kleinern wie die großen, geben Darstellungen des religiösen Lebens oder der Mythologie des Buddhismus. Die erstern haben im Verhältnis zu ihrem Inhalt eine feierliche Pracht der Starrheit. Sie sind ohne Perspektive gemalt: der übergroße Buddha isoliert in der Mitte, der Kranz der Menschen rundum neben und übereinander; ihre Gewänder fließen wie farbige Ornamente ineinander. Die Gesichter haben das entfernte Unbewußte im Ausdruck, das schematisch Typisierende des Menschenkopfes und gleichen Blumen. Der ganze Bau eines solchen Bildes ist auch etwas Blumenhaftes.

Diese feierliche und erhabene Komposition findet für unser ungewohntes Auge fast einen Gegensatz in dem grellen Lichtklang der Farben, die sie bedecken. In den Tiefen ruht das braune warme Ziegelrot, auf das sich hellere rote Klänge in sachten Übergängen aufsetzen, bis auf einmal, fast streiterisch, ein grünspangrüner Ton aufleuchtet, einen metallisch schimmernden Kreis schlägt und wie ein Sonnenfunkeln auf einem dunkeln ruhigen Teich blüht.

Es ist möglich, daß diese Wandbilder in den dunkeln Cellas von Höhentempeln gedacht sind, daß das Tageslicht dann nur gedämpft drüber strich oder daß sie nur im Lichte von Lampen und Kerzen, vielleicht in vielfarbigem Licht standen, so daß im Prinzip diese Farbenplötzlichkeiten von Rot zu Grün nur neutraler Natur waren und bloß als Kontraste zu funktionieren hatten.

Aber auch wie die Bilder nun im Lichte des Berliner Saales stehn, bauen sie die Größe ihrer Konzeption und die Monumentalität ihres Stils unwiderstehlich auf, reißen die Seele mit in die Vorstellungsformen,

in die entlegene pflanzenhafte Phantasie dieser fernen Rassen hinein, aus denen sie entstanden sind. Innerlich tragen sie Verwandtschaft zu der ruhigen Reife und dem festlichen Ernst der ägyptischen Kunst. Sie sind ja auch aus demselben Boden erwachsen, aus dem Gefühl einer Religion, die nicht nur im Augenblick innerlicher Festlichkeit agiert, sondern wie eine Sonne den Schatten, so alle Verrichtungen des Lebens durch den Alltag begleitet.

Während dieser Art die großen blumigen Ornamente der Buddhabilder in phantastischem Stil, in bunter Monumentalität und feierlicher Starrheit an den Wänden stehn, dem Auge gleich ein großes bezwingendes Bild, versenken wir uns gepackt und forschend in die Fülle der Darstellungen der kleinern Bilder erzählenden Inhalts. Auch sie sind natürlich religiös, und das bedeutendste stellt den Raub eines Kindes durch einen bösen Geist und die Verfolgung dieses bösen Geistes dar. Es ist wunderbar, wie hier die Angst und die Wut in der Darstellung Stil gewonnen haben. Es schreit alles vor Grimm, die Menschen und die Geister; es ist ein Kampf gegen Gut und Schlecht, die zu etwas Neutralem geworden sind. Brutalität des Geschickes und das verzweifelte Sich-wehren. Die Bewegung stürzt und rast. Kampf und Wehr wirbeln durcheinander, alle Muskeln zerren sich, alle Instinkte fließen wie Quellen, die aus der Erde brechen. Es ist der arme nackte Alltag, der kärgliche geliebte Besitz des Menschen krampfhaft verteidigt gegen die Gewalt des finstern Geschickes — ein Rhythmus von Wut, künstlerisch bewältigt in der ornamentischen Stilkraft der Darstellungsweise. Auch hier ohne Perspektive. Auch hier — noch in gesteigertem Maße — ein fast raffiniertes Abwägen und Ineinanderverschatten von roten Farbenwerten, auf denen — ein von der Sonne getroffenes niederblitzendes Schwert im Getümmel schwarzer Eisenrüstungen — das metallische Grünspangrün grell sitzt.

Man sieht nebenan die seelisch nüancierten Impressionen alter chinesischer Kakemonos und auch ein wenig japanischen Plauderton, und man erblickt erstaunt die steile Kraft dieser buddhistischen Wandgemälde durch China und durch einige Jahrhunderte hindurch degenerieren, bis sie zu den köstlichen Pikanterien, zu den spielerischen Raffinements der Inselkultur Japans wurden, die heute uns Europäer so sehr erfrischt.

Norbert Jacques.

Bilderbuch.

Der Maler.

Es stand ein schüchterner Knabe mit verwunderten, hungrigen Augen in dieser Welt. Träumte und schaute die Leute auf eigne Art an, wenn sie etwas mit ihm vorhatten. Schließlich hatte sich die Sippe ein Rechtes vorgenommen, das der Knabe werden sollte. Er aber ging aus dem Hause der Brüder und setzte bunte Farben auf Pappe und Leinwandstücke. Und stand abseits.

Ein Mädchen ging auf den Straßen derselben Stadt. Sie war stolz und sanft. Und ein holdes Schweigen war im Wiegen ihrer Glieder, wenn sie zur Seite der Schwester schritt.

Da lag nächtens der Knabe mit weiter Seele in der tönenden Finster-

nis und fieberte nach dem Tage. Und wenn die Sonne brannte, malte er seine Sehnsucht. Und malte nichts, das nicht seine jugendliche Liebe war.

Ihre Brüste waren wie weiße Margueriten unter dämmrigen Erlenbüschen und um die Schlankheit ihrer Hüfte lag die Trunkenheit seiner schwermütigen Jahre.

Und Bild an Bild stand in dem winkligen Dachstübchen. Und Niemand wußte um ihre Schönheit.

Da tat ein Tag jäh alles kund: Um ein unsauberes Papiergeld hatte der Knabe die stummen Zeugen seiner zerwühlten Einsamkeiten drangegeben. Drangegeben und angstvoll verschleudert:

Weil ihn die Geliebte wissend gemacht mit einem ihrer Blicke.

Weil ihn der Spiegel wissend gemacht.

Weil er nicht mehr an seine Liebe glaubte und ärmliche Kleider trug.

Die Erschaffung.

Und es kämpften um die Welt der gute Gott mit dem bösen.

Und es siegte am Ende der gute über den bösen Gott.

Doch weil der gute Gott dem bösen verzieh, reichten sich Beide die Hand und erkannten sich als Brüder. Keiner wußte um sein Woher.

Da sprach Einer zum Andern: weil wir Brüder sind, wollen wir ganz Eins werden!

Sie kamen überein, daß aus dem stärksten Teufel und dem reinsten Engel ein neues Geschlecht erstehen solle. Die Andern sollten im Lichte zerflirren und im Dunkel verwesen.

Übers Jahr gebar der reinste Engel dem stärksten Teufel ein Zwillingspaar: Adam und Eva.

Die beiden Götter aber wandelten sich in steinerne Säulen, als sie erkannten, was geschehen.

Und sind nicht mehr: der gute Gott und der böse Gott.

Die Menschen aber wüten gegen sich und untereinander, weil sie nicht wissen um des Woher der beiden alten Götter: des guten und bösen Gottes.

Die Alte und das Mädchen.

Großmutter wohnte mit ihrem Enkelkind allein im tiefen, grünen Wald. Wo die Schwertlilien am springenden Bachwasser und die Laubbäume wie rauschende Inseln im sonnenbeglänzten Frieden der Matten standen.

Das Enkelkind hatte eine stille Art, zwei große, liebe Augen in seinem zarten Gesichtchen. Und da der Sommer leuchtete, legte es seinen Leib nackt und frisch auf ein rotes Tuch in den grünen Wald. Träumte und lehnte den Blondkopf in den gebogenen Arm. In der Sonne schwirrten die Mücklein. In den Bäumen die Singvögel, die sprangen und öffneten weit die kleinen, gefiederten Kehlen.

Am Waldrande aber kniete und schlurfte die Alte, tat wundertätige Kräuter in ein kariertes Leinensäckchen, und das Hündchen schnappte mit der fleckigen Schnauze hinter taumelnden Weißlingen her.

„Soll ich dir heute Abend den Tee sieden, Kind? Daß du wieder froher werdest und ganz gesund!“

Es war die alte Frage...

Es lag die Kleine in ihrem flachen Atem auf der blumigen Wiese und schüttelte leise nur das Köpfchen. Sagte auch wohl einmal:

„Laß gehn, Großmutter, bis der Winter kommt."

Die Alte ging weiter abseits dann nach den Kräutern suchen.

Doch als der Herbst aufsprangte, da sprang dem Mädchen das Herz in der Brust.

Drei Tage drauf lasen die frommen Brüder die alte Frau in ihrer Hütte auf, nahmen sie zu sich ins Kloster und pflegten sie.

Doch die Großmutter starb. Mußte sterben, weil sie keine Arzeneien trank.

Die Heckenrosen.

Im Torgange zur Seite der niedern Ladentür standen Rosen zum Verkauf. Gelbe und rote und weiße. Dunkelsamten erschlossene Schoße, flattrige duftbetäubte Marquisen. Und ein Standglas voll zarter, knospenhafter Heckenrosen.

Von großen Herren und schimmernden Sälen tuschelten die üppigen Schwestern untereinander, von knisternder Seide und Frauenhaar. Die armen Heckenröslein aber wagten kaum aufzuschauen und waren wohl ein wenig traurig. Denn sie wußten es nicht, warum man sie aus dem Hag geschnitten.

Da kam ein Herr gegangen. Der hatte alte, gute Augen und nahm die schüchternen Heckenrosen in seine Hände. Und trug sie davon.

Durch breite Straßen gerieten sie in ein stilleres Viertel der Stadt, wo enger die Häuser standen und in holprige Gassen lehnten. In einem muffigen Flure schlurfte ein Weib in braunem Plunder vorbei und maulte mit liebloser Stimme, daß sich die Heckenröslein ängstigten.

Als sie aber allein in einer verhangenen dumpfen Kammer waren, drin der Widerschein zweier Talgkerzen glänzte, löste der schweigsame Herr sie aus aller Fessel und streute sie hin über ein grobleinen Leichentuch. Draus schaute vor ein schmales, liebes, wächsernes Gesicht, und gekreuzigt lag der Gott in einem Paar gefalteter Mädchenhände.

Da blühten die Rosen.

Der Riesenstarke.

Es kam aber eines Jahres ein Riesenstarker aus dem Lande der aufgehenden Sonne, trug ein Fell um die geschwungene Lende und eine Keule in den breiten Händen.

Und sprach, wie er alles sah:

„Was lebt ihr schmerzhaft dahin, ihr Menschen, und zerquält und wißt nicht, welche Quellen aus euren Pulsen springen und welche Götter geknebelt verderben in eurer Brust."

Und es nahm seine Keule der Riesenstarke und schrotete alle Schwachen und Siechen nieder, alle Klebrigen und Verkalkten, alle, die vor bröckelnden Götzen opferten, und alle Marktschreier einer neuen Morgenröte.

Die alle traf die Keule auf den letzten Schnaufer.

Da ließ der Kaiser seine Arkeley auffahren, ein blankes Gestück auf den stolzesten aller Berge im Reiche stellen und traf so gut den Riesenstarken, daß dessen Herz vom grünen Plan aufrauchte.

Johannes Leonardus.

Dialog auf der Reichstagstribüne.

...„So, dies ist die Präsidialloge. Seien Sie, bitte, vorsichtig beim Hinabsteigen der Stufen, Madame! Sie sind wirklich ein bißchen erregt..

Hier, bitte: wir müssen uns mit der zweiten Reihe begnügen. Immerhin hat man von dieser Tribüne aus einen guten Überblick. Erinnern Sie sich noch, wie wir gemeinsam eine Sitzung im Palais Bourbon besuchten? Es war ein allerzärtlichster Oktobertag, Paris flimmerte in lächelndem Duft, die Deputiertenkammer war soeben wieder eröffnet, und Monsieur Pierre, ihr Direktor, bewies eine bewundernswerte Liebenswürdigkeit, als wir uns in letzter Minute bei ihm melden ließen. Einer schönen Frau hätte er nichts verweigert: kaum sein Herz, ja: nicht einmal eine Eintrittskarte zur Tribüne. Die war schon überfüllt und doch ihre erste Sitzreihe noch beinahe ganz frei. Der Logenschließer, pathetisch und unanfechtbar, gab die Erklärung: „Le premier rang est reservé aux dames!" Und so durften wir, die zuletzt Gekommenen, in guter Ruh' die ersten Plätze einnehmen: ich, als Ihr Begleiter, neben Ihnen! Ja, in Frankreich braucht man nicht einmal selbst eine Dame zu sein: auch der, der neben ihr hergeht, genießt in diesem Lande alle Privilegien der Galanterie... Sie haben dann später, aus vergittertem Verlies heraus, eine Sitzung des Londoner Parlaments angestaunt (Gott sei Dank: ohne die Sehnsucht der „suffragette", aus dem Käfig in die untere Arena selbst hüpfen zu dürfen). Und nun sind Sie, liebe und immer noch sehr ungeduldige Romantikerin, in einer Loge des deutschen Reichstags gelandet, mit dem heimlichen Wunsche — Sie lächeln, Madame? —, schöne interessante Männer sehen, große Gesten bewundern und auch ein bißchen Abenteuerlichkeit vermuten zu dürfen... Ach, ich fürchte: Sie werden nicht auf Ihre Rechnung kommen, Madame!...

Wie gefällt Ihnen der Sitzungssaal? Etwas bürgerlich-braun und überladen mit Emblemen, nicht wahr? Sehen Sie: da gegenüber haben ein paar Wochen lang die Gemälde des Herrn Angelo Jank gehangen. Jetzt sind's wieder leere, schmutzige Flächen. Könnte man es übrigens nicht „symbolisch" finden, daß dieser große Saal gar keine F e n s t e r hat, von der Straße her gar kein Licht empfängt? (Und doch werden hier, merkwürdiger Weise, soviel Reden „zum Fenster hinaus" gehalten!) Zwar der Plafond ist aus Glas; aber selbst von dort, von oben her — mit Faust zu sprechen —:

> das liebe Himmelslicht
> trüb durch gemalte Scheiben
> bricht!

Deswegen müssen schon mittags hier die Bogenlampen brennen: die Gesetze des deutschen Volkes werden bei künstlicher Beleuchtung geboren. Vor reichlich sechs Jahren, in den Dezembertagen des Jahres 1902, als die Obstruktion gegen das Zustandekommen des Zolltarifs ihren Höhepunkt erreicht hatte, dauerte einmal die Sitzung so lange, daß die weißen Bogenlampen streikten. Sie begannen unruhig zu zucken, dann glommen sie gelb wie ein Nebeltag, und schließlich wurden die dicken Kugeln ganz lichtlos. Sie erloschen. Da mußten sie an ihren Drähten in die Tiefe des Saales herabgelassen werden, und dann setzten Mechaniker ihnen neue Kohlenstifte ein. Die Abgeordneten aber standen neugierig darum herum... Ja, damals gab es, vorübergehend, so etwas wie

Heroismus in den deutschen Reichstagsverhandlungen!...

Long long ago. Der alte Kardorff, der unbedenklichste Rufer im Zollstreite, der „Staatsstreichler" vom Napoleonstage, dem 2. Dezember 1902 — er ist dahin: dahin mit seinem ägyptisch geschnittenen Graukopf und seiner silbernen Nase (die echte war ihm auf irgend einem Paukboden abgehackt worden). Jetzt sind unheldische Zeiten im deutschen Reichstag. Das ist heute so eine rechte Normalsitzung. Sie haben recht, Madame, nicht auf den Redner zu hören; es hört ja niemand auf ihn. Er scheint es auch gar nicht zu erwarten. Er sagt, in ungepflegtem Deutsch, Dinge, die jeder längst weiß. Dinge, die er selbst im vorigen Jahre, zum selben Etatsteil, mit denselben Worten gesagt hat. Und die er, falls er das nächste Frühjahr erlebt, pflichteifrig zum dritten Male, zum tausendsten Male, abhaspeln wird. Mit denselben Worten, o! Das scheint die deutsche Parteipolitik so zu verlangen. Diese Redner müssen überzeugungstreue Abhandlungen herbeten, mit möglichst viel Statistik und anderem ungenießbaren Material. Die Abhandlungen werden übermorgen im heimatlichen Gesinnungsblättchen des Redners gedruckt stehen... Und schon fängt der nächste, ebenso graue Herr seine Litanei an, eine Kapuzinade mit endloser Statistik... Ach, das ist die übliche Art, hier zu debattieren. Alles Persönliche, alles Dramatische wird mit einer Ängstlichkeit, die schon fast raffiniert geworden ist, ferngehalten. Und Sie, Madame, — Sie lieben doch gerade alles Persönliche so abgöttisch! Sie hassen das entsetzliche Wort: „Sachlichkeit", und Sie sind verliebt in alles, was hier verfemt ist: in Médisance, Bosheit, Florettstiche und Romantik! Im Palais Bourbon haben Sie bemerkt, wie die Abgeordneten sich ins Wort fielen, Zwischenrufe machten, wie der Redner schlagfertig reagierte, höflich die Antwort des Gegners abwartete, sie elegant parierte und dann blitzschnell zum Ausfall überging... Das war wie ein erregender Dialog; war Dramatik, war Theater! Hélas: bei uns sind alle diese hübschen Dinge verboten. Wir sind sachlich, das heißt: langweilig aus Prinzip. Wir spielen der Nation kein repräsentatives Theater vor, wie die Franzosen; sondern wir lesen aus Denkschriften Statistik ab! Wir bieten keine Gesten. Und gar das Wort „Pose" — das sinnliche Nationen, wie die romanischen, immer begeistern wird; denn bedeutet es nicht: Konzentrierung der Persönlichkeit zu einem gewollten, durch Selbstzucht erwachsenen Stil!? — dieses Wort, dieser Begriff findet hier keine Statt. Ich kenne nichts Entzückenderes als „Posen" (Sie stimmen mir darin bei), und ich begrüße selbst die schwachen Ansätze dazu, die sich im deutschen Reichstage vielleicht schüchtern einmal hervorwagen...

Da gab es einen agrarischen Abgeordneten, den Grafen Reventlow (einen Bruder der begabten Münchner Schriftstellerin), d e r hatte so etwas wie einen eigenwilligen, nicht approbierten Stil. Mit einer kalten, sehr höflichen Devotion, die wundervoll war, brachte er seine gut präparierten Angriffe gegen die Regierung vor, als wenn sie kleine gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten wären. Das war die blague froide, die Sie

an Stendhal lieben, Madame; das war etwas, wie die fröhliche Bosheit, die Nietzsches geistiges Element war, in scharfer, reiner Luft... Graf Reventlow ist jung gestorben. Und Herr Dr Diederich Hahn ist zwar auch ein forscher, frischer Wortführer agrarischer Interessen, aber keineswegs eine problematische Natur, wie es Reventlow war...

Sehen Sie (Sie bestehen, wie Nora, auf dem Wunderbaren, Madame!): der Abgeordnete da auf der Linken hat einmal einer vielfach bedrängten Prinzessin zur Flucht verholfen! Also doch ein bißchen Romantik. Er ist gut gekleidet und Sozialist. Wegen aller dieser Dinge verspottet man ihn — unbegreiflicher Weise... Und nun wollen Sie „literarische" Abgeordnete sehen? Ich glaube: es gibt keine. Dies Parlament ist sehr unliterarisch gestimmt. Es hat seine konzessionierte Aktensprache („regierungsseitig hat ins Auge gefaßt werden müssen"; und so), und wer hier in literarisch wertvoller Form sprechen wollte, würde belächelt werden. Vor Jahren war der Münchner M. G. Conrad Mitglied des hohen Hauses; und man zuckte über ihn die Achseln, als er eine „literarische" Rede hielt. Sie wissen, daß auch Maximilian Harden einmal daran gedacht hat, sich in den Wallotbau abordnen zu lassen —: seine blendende Redekunst hätte hier sehr wenig Würdigung genossen...

Und nun sind Sie schon ganz melancholisch geworden, Madame.... Ja, sehr verführerisch geht es in diesen Hallen nicht zu. Ich glaube, alles liegt daran, daß in Deutschland der Parlamentarismus noch keine Carriere ist, wie in wirklich konstitutionellen Ländern. Die Aussicht, Minister werden zu können, oder auch nur die Möglichkeit, Minister stürzen zu können, würde auch unsern Parlamentariern mehr Temperament, Ehrgeiz, Verve und Stil geben. „Ziele!" Jetzt ist das höchste die Erhaltung des Mandats. Wieder etwas sehr Undramatisches. Darüber hinaus geht der „Wille zur Macht" nicht. Ja: große Parteien des Parlaments wehren sich gerade jetzt (in Geschäftsordnungsfragen) gegen jede Erweiterung der eigenen parlamentarischen Rechte... Das ist wohl etwas sehr Deutsches: die Macht und das Glück zu fürchten. Und hierin wenigstens wäre diese Versammlung von Männern der gemäßigten Zone repräsentativ..."

...M a d a m e: „Und diese Herren duellieren sich wirklich nie?! O!... kommen Sie, mein Freund: Sie dinieren mit mir im Bristol; und dann wollen wir untersuchen, ob Liane de Vriès noch so schön ist, wie vor fünf Jahren in den Folies Bergère. Sie kaufen Ariston-Zigaretten, Muratti; und der Whisky auf der Terrasse im Wintergarten ist immer sehr erträglich gewesen!"

Stefan Wronski.

Bildende Kunst.

Botticelli.

Von Henry Bryan Binns.
Übersetzt von Alice Fliegel.

Fortsetzung.

Wir kommen nun zu den späteren und bewegteren Jahren von Botticellis Leben und Wirken — zu jenen Jahren, in denen der Dominikaner-Prior von St. Marco dem Künstler und Menschen Botticelli, wie auch der Stadt Florenz, sein Siegel aufdrückte. Savonarola lebte schon einige Zeit in Florenz, ehe er die Stadt 1490 zu seiner Heimat machte; sein Geist, der bald die ganze Welt rebellisch machte, beherrschte die Stadt und ihre Menschen, in deren Herzen die düsteren, feurigen Prophetenworte von der Korruption der Kirche und der Republik einen Widerhall fanden. Das Jahr 1492 brachte nicht nur den Tod Lorenzos und damit den Untergang des goldenen Zeitalters für Florenz, sondern auch die Entthronung eines Kirchenvaters aus dem Hause Borgia. Dieses Jahr war das Ende einer Epoche. Durch die Macht und das Faszinierende seiner geistvollen, außergewöhnlichen Persönlichkeit brachte es der seltene Mönch noch fertig, die Stadt eine Zeitlang zu halten. Er begrüßte Karl VIII. von Frankreich als einen neuen Cyrus, als einen von Gott Gesandten, der gekommen war, um die zertretenen, geheiligten Freiheiten der geschändeten Republik wieder aufzurichten und zu schützen, und als der König und seine Armee öffentliche Angriffe und Bedrohungen zu fürchten hatten, war es Savonarola, der ihnen ihren Weg zeigte. 1496 rang und kämpfte er um sein Heiligstes und Größtes mit dem Papste, doch schon zwei Jahre später brach seine Gewalt über Florenz in Stücke. Unter dem Wutgeschrei des höhnischen, aufgereizten Pöbels starb er am Galgen.

Sandro, der Dichter-Maler, war weniger glücklich, als Pico della Mirandola; der schöne, bewunderte Jüngling und getreue Anhänger des todesmutigen Predigers und Propheten starb, in das Gewand eines Mönches gekleidet, in den Anfangszeiten dieser Unruhen. Sandros Bruder Simone gehörte auch zu Savonarolas Getreuen und mußte deshalb die Verbannung erleiden, und zweifellos war auch Botticelli selbst von Savonarola stark beeinflußt. Nach dem Drama vom 23. Mai 1498 wurde Botticellis Werkstatt ein Treffpunkt für die vielen unbeschäftigten Künstler, die der verlorenen Sache treugeblieben waren, und während der langen Abende sprachen diese Menschen von den erstorbenen Tagen, in denen „Christus der König von Florenz war". Länger als ein Jahrzehnt durchlebte Sandro einsame, böse Tage. Ghirlandajo starb im gleichen Jahre, wie Pico, und Botticellis geliebter Schüler Filippino

ging 1504 vor ihm in das Grab. Die Pollajuoli weilten auch nicht mehr unter den Lebenden, Leonardo war nur ein seltener, flüchtiger Besucher seiner Werkstatt, und Michel Angelo teilte seine Zeit zwischen Florenz und Rom. 1503 gehörte Botticelli mit zu den Künstlern, deren Rat man wegen der Stellung des „David" einholte.

Mit seinem Bruder zusammen hatte Botticelli noch ein kleines Vermögen. Aber die Menschen, die seine Kunst protegiert hatten, waren gestorben, es waren Zeiten der Unordnung und Unruhe — die ganze Welt schien aus den Fugen gegangen zu sein, und Botticelli suchte Trost in dem Studium von Dantes Werken. Ein dicker Band Zeichnungen von Botticellis Hand, die die Göttliche Komödie illustrieren, blieben uns unvollendet erhalten. Ob wir sie dem Tode desjenigen danken, für den sie bestimmt gewesen waren, oder dem Künstler selbst, läßt sich nicht nachweisen. Sandro starb am 17. Mai 1510 und wurde auf dem Allerheiligen-Friedhof begraben.

II.

Botticelli war ein Florentiner in demselben intimen Sinne, wie Dante einer war, und nur in seiner Vaterstadt können seine Werke die volle Bewertung und richtige Beurteilung erfahren; trotzdem aber haben bemerkenswerte Proben seiner Kunst von Zeit zu Zeit ihren Weg auch nach anderen Plätzen genommen, und die ihm zugeschriebenen Gemälde sind weit verstreut. New York besitzt eines von Botticellis schönsten und frühesten Werken, die Madonna, die ehemals dem Prinzen Chigi gehörte, und deren Verkauf nach Amerika sich an dem unpatriotischen Prinzen schwer rächte. St. Petersburg hat eine „Anbetung der Könige", die der Zeit angehört, die Sandro in Rom verlebte. Der „St. Sebastian", der für Lorenzo gemalt wurde, hat seinen Weg nach Berlin gefunden, außer ihm besitzt Berlin noch die Bardi-Madonna. Die stark beschädigten Fresken, welche die Heirat des Lorenzo Tornabuoni verherrlichen, befinden sich oberhalb eines Treppenhauses im Louvre; Rom hat die Sixtinischen Fresken, Mailand besitzt zwei Madonnenbilder, und Bergamo hat ein Paneel, während die Londoner National-Galerie fünf Werke des Meisters aufzuweisen hat, die den verschiedensten Perioden seines Schaffens angehören.

Doch in Florenz sind die meisten von Botticellis Werken, und nirgends gelangt man so in den Bannkreis dieses Zauberes, wie in Florenz. In den Uffizien von Florenz, in dem Saale des Lorenzo Monaco, befindet sich, umgeben von Fra Angelicos Heiligen und Engeln, Botticellis Meisterwerk „Die Geburt der Venus". Eine umfangreiche Leinwand mit Wasserfarben gemalt[1]), hat es

[1]) Obgleich Botticellis Zeitgenossen schon anfingen, das Öl für ihre Staffeleigemälde zu verwerten, blieb er selbst bei den Wasserfarben, unter denen das Eidottergelb am meisten verwendet wurde. Fast alle Gemälde Botticellis, seine Fresken ausgenommen, sind auf Holz gemalt. Nur „Pallas und der Centaur", „Venus" und die „Geburt Christi" (1500) wurden auf Leinwand ausgeführt.

doch für den ersten Augenblick den Anschein, als sei dieses Bild auf Holz ausgeführt worden, da eine Faltung, beinahe ein Riß, gerade sichtbar, quer über das ganze Bild geht. Es ist in den blassen, kühlen Farben des frühen Morgens gehalten, nur das schwere, rote Gewand, das die liebliche Gestalt der Wanderin schmeichelnd umhüllt, bringt einen satten Ton in die mattfarbige Schönheit. Über das graue Meer hinweg blickt man in weites Land. Die Morgenwinde wehen und schaffen ein klares, reines Licht. Die Göttin steht auf dem Rande einer großen, schimmernden Muschel, die sie getragen hat, und durch die Schwere ihrer wundersamen Gestalt neigt sich die Muschel etwas nieder, als sich die holdselige Frau nach vorn beugt, um an das Ufer zu schreiten. Die Gestalt der Venus, groß, schlank und fast im Mittelpunkte des Gemäldes stehend, wird von den Winden umweht, ihre Belichtung ist diesem Wehen und Fluten angepaßt — aber die Göttin bebt vor dem Frühlingswinde nicht zurück. Ein reizvolles Bewegen, Schweben und Schreiten geht von ihr aus, doch ihr Antlitz trägt nicht den Ausdruck des Bewußtseins dieses frühlingsfrühen Wanderns — gleich einer Nachtwandlerin schwebt Venus wie verzaubert über das weite Meer. Das reine Leuchten ihres lebensvollen, ätherischen Leibes, das Fluten des reichen, sonnengoldenen, lockigen Haares, das der Wind hebt, und das die Göttin mit der einen Hand hält, während die andere auf ihrer Brust ruht, geht in vollendeter Harmonie mit dem süßen, gedankenschweren, verträumten Ausdruck ihres blumengleichen Antlitzes zusammen. In strengem Gegensatze zu dieser meergeborenen Verkörperung der Liebe, dieser Wanderin aus einer unbekannten Sehnsuchtswelt, steht das schlichte, sehr irdisch aussehende Mädchen, das die Göttin begrüßt und sie in den reichen Mantel hüllen will. Diese Mädchengestalt, die den Frühling darstellt, trägt ein mattfarbiges Gewand, in das Kornblumen eingewebt sind. Ihre schweren, dunklen Haarflechten hat sie mit Olivenzweigen bekränzt, gleich der Göttin in „Pallas und der Centaur". Die Falten und Bewegungen des Mantels, den das Mädchen dem wehenden Winde entgegenhält, bilden eine köstliche Linie mit den Bewegungsformen der schwebenden Venus. Außer der Gestalt der Göttin, die eigentlich gar nicht die Venus, sondern viel eher die Muse von Sandros Kunst, das Ideal seiner Sehnsucht, darstellt — liegt die Eigenart des Gemäldes in dem verworrenen und doch harmonischen Zusammengehen bewegter Linien, in dem Schimmern der bleichen Glieder und in der wunderbaren Tönung der Schleier, mit denen Botticelli die Frühlingswinde symbolisiert — jene Winde, die das Wasser zu ihren Füßen beunruhigen und den Wanderer auf seinem Wege grüßend entgegenfliegen.

Es würde sehr töricht und zwecklos sein, wenn man durch eine Beschreibung versuchen wollte, die mystische Bedeutung dieses äußerst dekorativen Werkes zu geben. Doch diese Bedeutung nicht zu erkennen, hieße: dem ganzen Botticelli verständnislos gegenüberstehen. Wenn man das Bild als eine reine Illustration einiger Verse Politians oder

einer Hymne Homers ansieht, so würde diese Anschauung ein endloses Kritisieren nach sich ziehen.

Die Gestalt der Venus ist wunderbar gezeichnet und meisterhaft ausgeführt — die Klippen, die Wellen und Lorbeerbäume sind skizzenhaft hingeworfen. Nur dem Beschauer, dessen Geist mit jenem Geiste zusammengeht, der in diesen zauberschönen Linien, Tönen und Farben gebunden ist, kann sich die Schönheit dieser Meisterschöpfung erschließen. Um Botticelli zu verstehen, muß man ihn lieben.

In demselben Raume hängt ein weniger umfangreiches Bild des Künstlers, die „Anbetung der Könige". Es ist auch ein Meisterwerk und eines eingehenden Studiums wohl würdig, aber Welten trennen es von der „Venus". Es ist mit reiflich durchdachter und hoher Kunst ausgeführt, und im Gegensatz zur „Venus" entstand es in den Jahren, die dem Aufenthalt in Rom vorangingen. Es enthält Porträts der Medici und, was für uns noch wichtiger ist, ein Porträt des Malers selbst [1]).

In der „Anbetung der Könige" steht Botticelli abseits von den anderen, in der rechten Ecke unter dem Pfauhahn. Er ist in einen orangefarbenen Mantel gekleidet, über seine Schulter hinweg blickt ein schlanker, hochgewachsener Mann, mit einem machtvollen, rätselhaften Antlitz. Die Komposition dieses Bildes mit den dreißig Gestalten und den reichen verschiedenen Farben wurde oft, und mit Recht, sehr anerkannt. Trotz der klaren Individualisation der verschiedenen Persönlichkeiten und der musterhaften Ausarbeitung alle des prächtigen Beiwerks, haben doch die Einheit der Zeichnung, mit der originellen Gruppierung im Halbkreis, und die Vornehmheit und Sicherheit in der Führung der Linien nicht gelitten. Dieses Bild malte Botticelli als Rivale von Ghirlandajo, für dessen Werk es längere Zeit irrtümlicherweise gehalten wurde, doch die große Intensität der Realisation, durch die es sich auszeichnet, war dem in seiner Art gewiß sehr wertvollen Künstler Ghirlandajo nicht eigen.

Diese beiden Gemälde aus dem Saale des Lorenzo von Monaco sind zwei Repräsentanten der beiden Reiche, zu deren Diener sich Sandro machte. In der „Venus" vermählt sich die reine Einbildung und die Phantasie mit platonischen Ideen und einer neuen Auffassung von den Möglichkeiten dekorativer Kunst, die „Anbetung" verrät die Atmosphäre, in der allein die Herren im 15. Jahrhundert in Florenz zu leben vermochten. Nur wenige Bilder Botticellis gehören ausschließlich dem einen oder dem anderen

[1]) Es gibt zwei Einzelporträts von Sandro, die charaktervoll und hochinteressant sind: in der Londoner Nationalgalerie befindet sich das Bildnis eines Jünglings und in der Florenzer Akademie das Porträt eines Mannes, der eine Medaille hält. Andere Porträts, wie diejenigen des Giuliano dei Medici in Berlin und Bergamo, ferner ein Bildnis der Simonetta, mögen wohl in Botticellis Werkstatt entstanden sein, zählen aber nicht zu seinen eigenen Werken.

Reiche an, man fühlt nur heraus, welcher Einfluß bei dem einen oder dem anderen Gemälde der vorherrschende gewesen ist. Zu der ersten Kategorie gehören in erster Linie die Bilder, die klassische Motive behandeln, der „Frühling", in der Akademie von Florenz, zählt vor allen Dingen zu ihnen. Unnachahmbar und unübertroffen ist hier die berühmte Gruppe der Grazien, die wunderbar rhythmische Bewegung ihres Tanzes, die Fülle der einander fliehenden und sich wieder eng verschlingenden Linien. Vielleicht ist hier sogar Botticellis Kunst von einer gewissen Manieriertheit und Forciertheit des Gefühles nicht ganz frei, aber er arbeitete trotzdem mit einer beinahe vollkommenen Einheit der Grazie und Konzeption und mit einer starken Gefühlsintensität. Über die literarische Bedeutung und Beziehung dieses Werkes ist viel gestritten worden. Doch es ist eigentlich nebensächlich, ob Botticelli durch Lucian oder Alberti, durch Verse von Politian oder Lorenzo dazu angeregt wurde, vom Standpunkte des Kunstwerkes aus kommt das erst in zweiter Linie in Betracht, sowohl für Botticellis schöpferisches Arbeiten, als auch für die Bewertung des Bildes. Der „Frühling" stellt in erster Linie eine Verkörperung der Schönheit dar, und zwar in einer launisch-wunderlichen, beinahe bizarren Gruppe von Gestalten, die zwischen dunklen Bäumen in schimmernder Weiße leuchten. Durch die Stämme strahlt der farblose, klare Himmel, während das Gras, das die köstlich geformten Füße streifen, reich und bunt an Blumen ist.

Dieses Bild, auf dem die Gestalten beinahe Lebensgröße erreichen, hat viel Gemeinsames mit der „Venus". Es gehört aber trotzdem einer früheren Periode an und entstand eher um dieselbe Zeit, wie die „Anbetung", als der Künstler ungefähr 34 Jahre alt war.

Einige Jahre später entstand „Pallas und der Centaur". Der Gestalt der Göttin, so schön wie sie ist, fehlt doch die Lebensfülle und der Bewegungsreichtum, wie er uns im „Frühling" und in der „Venus" erfreut; vielleicht verschwendete der Künstler zu viel von seiner Sorge und seinem Denken an die Bekränzung mit den symbolischen Olivenzweigen, die sich um Brust, Arme und Haupt der Göttin schlingen. Andererseits aber ist der melancholische Centaur, den die Göttin an der starren, schweren Stirnlocke führt, einer der vollkommensten Beweise Botticellischer Kunst. Es gehört mit zu den charakteristischsten Eigenschaften Botticellis, daß in uns beim Betrachten dieses Bildes das Gefühl aufsteigt, als sei es unsere eigene Hand, die mit festem Griff diese tiefdunklen Locken packt, genau so, wie wir beim Anblick der „Venus" davon träumen, daß es u n s e r Leib ist, den die Frühlichter in zitterndes Schimmern tauchen, und den die Morgenwinde kühl umwehen.

Hinter der Gestalt des Centaur erhebt sich eine Masse überhängendes Felsgestein; unten in der Bucht liegt ein Boot. Fast immer ist auf Botticellis Gemälden irgend ein landschaftlicher Ausblick. Die Farbenstimmung dieser großen Leinwand ist sehr reizvoll. Pallas Athene ist in einen weiten grünen Mantel gekleidet, unter dem ein weißes Unterkleid hervorschimmert, das mit den dreifachen Ringen der Medici ge-

schmückt ist. Die Göttin ist mit Olivenzweigen bekränzt, ihr rostbraunes Haar weht hinter ihr, und ihre Füße sind mit einer Art orangefarbener Sandalen bekleidet. Es gibt so leicht nichts Wirkungsvolleres und feiner Durchdachtes, als den Kontrast, den ihre lichte Schönheit zu der finsteren, wilden, pathetischen Gestalt des Centaur bildet, den sie als einen Gefangenen mit sich führt.

III.

Nun müssen wir zu den berühmtesten jener Bilder übergehen, die Botticellis andere und, meiner Ansicht nach, weniger künstlerische Art charakterisieren. Zunächst aber will ich die Bindeglieder, die zwischen den beiden Gruppen existieren, kurz erörtern.

Da ist zunächst die „Verleumdung", ein Bild, das zu einer Beschreibung gemalt wurde, die Alberti in seiner „Abhandlung über die Malerei" von einem Gemälde Apelles' gibt. Es ist ein verhältnismäßig kleines Paneel (2 zu 3 Fuß lang), das zehn Figuren und einen sorgfältig ausgearbeiteten Hintergrund des skulpturell ausgeführten marmornen Gerichtshofes aufweist. Dieser Hintergrund ist mit Arabesken und Bas-Reliefs tatsächlich überhäuft. Diese Schöpfung gehört Sandros reiferen Jahren an; eine Leidenschaft, die oft theatralisch wirkt, verdirbt den Eindruck des Bildes. Die hilflose, knabenhafte Figur der Unschuld, die sich mit gefalteten Händen von der damenhaften Verleumdung vorwärtszerren läßt, zwingt uns beinahe ein Lächeln ab; und unglücklicherweise verkörpern diese beiden Gestalten die Grundidee des Bildes. Ihre unglückseligen Posen verderben die Wirkung der edlen Gestalt der Treue, die am äußersten linken Ende des Bildes mit erhobenen Armen steht, das vornehme Gesicht dem Himmel zugewandt. Diese Gestalt gleicht in der ganzen Auffassung der Venus Anadyomene — nur daß sie auf diesem Bilde leider gar nicht angebracht ist. Die bunte Phantasie, die so verschwenderisch bei der Erschaffung der Bas-Reliefs tätig war, zeugt von dem Ideenreichtum, den Sandro selbst in den doch wahrscheinlich auch sehr trüben Zeiten seines Florenzer Aufenthaltes sein eigen nannte.

Zugleich mit der „Verleumdung" will ich — wenn auch nur flüchtig — die verschiedenen Paneele über das Leben des heiligen Zenobius erwähnen, von denen sich zwei in der Sammlung von Mrs. Ludwig Mond befinden. Sie wirken weniger theatralisch, aber beinahe noch erzwungener und gesuchter als die „Verleumdung", doch ebenso wie sie beweisen sie Botticellis illustrative Begabung und sind reich an schönen Farben. Wir finden da eigenartig rote, gedämpfte graue, lila, blaue und sehr viel weiße Töne. Diese Bilder, ebenso wie die Paneele, die die Geschichte der Virginia und Lucretia illustrieren, wurden höchstwahrscheinlich 1490 gemalt und waren für Hochzeitstruhen bestimmt.

Eine wichtigere Gruppe Botticellischer Bilder stellen die sechs Gemälde dar — einschließlich der schon beschriebenen „Anbetung" —, die ihren einheitlichen Mittelpunkt in den drei Gestalten der heiligen Familie finden, ganz gleich, ob sie nun „Anbetung der Könige" oder „Geburt Christi" benannt werden. Be-

sonderer Erwähnung bedürfen auch die Sixtinischen Fresken. Alle diese Bilder sind reich an Figuren, die nicht selten in weite, sorgfältig studierte und ausgeführte Landschaften hineinkomponiert wurden, so daß es doch den Anschein hat, als hätte Leonardo, der Botticelli das Interesse für Landschaftsbilder abspricht, mit seiner Behauptung unrecht. Abgesehen von der schon erwähnten „Anbetung" gehören eine „Anbetung", die sich jetzt in der Petersburger Kathedrale befindet, und die Szenen aus dem Leben Moses' in der Sixtinischen Kapelle zu den am reizvollsten und lieblichsten komponierten Bildern dieser Gruppe. Sie entstanden zu gleicher Zeit in Rom. Auf dem erstgenannten Gemälde ist die heilige Familie — ähnlich wie auf dem Rundbild in der National-Galerie — in einem hölzernen Schuppen versammelt, der zwischen den Ruinen und Säulen eines alten Ordens, eines Tempels oder vielleicht auch eines Königspalastes errichtet wurde. Es weist ungefähr vierzig Figuren auf, abgesehen von den Pferden, die Sandro gern seinen Bildern einfügte, obgleich dies durchaus nicht immer ein glücklicher Einfall war. Sehr oft, wie das z. B. auch mit dem Schlachtroß des Holofernes der Fall ist, sind diese Pferde nicht einmal naturgetreu dem Leben nachgezeichnet, sondern irgend einem toten Modell. Nur selten, so in der Mediceanischen „Anbetung", fühlen wir das Nachschaffen des lebendigen Tieres. Diese St. Petersburger „Anbetung" ist breit und detailliert in der Erfindung und gibt viel Interessantes, aber sie leidet an diesen aufdringlichen und ausgeklügelten Gefühlen, die den weniger guten Schöpfungen Sandros anhaften. In seinen besten Werken wirken seine Gestalten als herrliche Phantasiegebilde und geben uns eine so reiche Offenbarung der Schönheit, daß sie mehr in uns erwecken als das reine Interesse am künstlerischen Vorwurf. Im Grunde genommen sind sie nicht lebenswahr, aber sie verkörpern Symbole und Ideen des menschlichen Lebens, und deshalb sind sie fähig, den Kontakt zwischen vergeistigter Auffassung und Lebenswahrheit zu verschaffen. Dies ist aber nicht der Fall in einer der „Anbetungen", die ich beschrieben habe, noch in irgend einer der Sixtinischen Fresken, ausgenommen Moses an der Quelle.

In dieser wunderbaren Hauptszene eines umfangreichen Freskogemäldes sind z. B. die Schafe dem Leben so naturgetreu nachgeschaffen, daß sie das Recht einer Individualität beanspruchen können.

Schluß in der Mai-Nummer.

Psyche.

Zarte junge Mädchenblume... Holdeste! In der schlanken Kraft, der herben Anmut der hingestreckten Glieder eine Wonne den Augen. Die Phantasie schaut die behende Nymphe über die Gräser der Wiese flüchtig eilen zu munterem Spiel, hört das helle Lachen von den geöffneten Lippen klingen... Nie wieder wird sie lachen, wie sie noch eben lachte, die Süße, Schöne... Nie wieder mit jener kindhaften, frohen unschuldigen Heiterkeit, mit der sie über das Grün der Fluren tanzte, während ihre kleinen Flügel im Sonnenglanze schillerten.

— Der Pfeil hat sie ins Herz getroffen — ihr Geschick ist besiegelt, wenn auch noch nicht vollendet —

sie gehört dem Gotte zu süßem Schauder und seliger Not... Von neuen, unbekannten Schmerzen überwältigt, preßt die Jungfrau die Hand auf das zuckende Herz, und in ihren Zügen malt sich das Leid der Sehnsucht. Ruhelos wird es sie durch die Länder treiben, den Götterjüngling Eros zu suchen, der nach kurzer berauschender Lust durch dunklen Beschluß der himmlischen Mächte ihr entrafft wurde. Aber auf den Wegen der Qual und des Kummers, in unendlicher Treue und mutvollem Beharren wird sie aus einer irdischen Nymphe Psyche die Göttliche, welche Zeus unter den Himmlischen eine Stätte gewähren darf zur Seite der ewigen Liebe — wird sie das Sinnbild der unsterblichen Seele des Menschen, die durch Genuß zum Leiden, durch Leiden zur göttlichen Erkenntnis geführt wird.

Eine alte rührende Mythe... Mehr als Mythe — täglich wiederkehrende Wahrheit, unendliche Wirklichkeit. Wer sah nicht schon, im Innersten ergriffen, auf dem Antlitz eines blühenden Mädchens plötzlich jenen Ausdruck süßen Schmerzes sich bilden, jenen leidvollen Blick der Augen in die Ferne, jene Lässigkeit der jungen beweglichen Glieder — alle jene Zeichen, welche ihm sagten, daß Gott Amor das Herz getroffen habe? Und daß jetzt das Geschick beginnen will durch Begehren und Sehnen, durch Freude und Entsagungen in dem mädchenhaften Körper die fühlende Seele des Weibes zu bilden?

Das unsterbliche Gesetz des Werdens, das in einem jeden von uns mit geheimen Kräften und Schmerzen der Sehnsucht wirkt und schafft, es offenbart sich hier in dem holden Mädchenkörper und wird zu einem Symbol endlos sich wiederholenden Menschenschicksals.

Denn wer von allen, die da leben, trüge nicht des Eros ewigen Pfeil im Herzen?

Gabriele Reuter.

Ich sah euch einmal —

(Zu Israels: „Armes Leben".)

Ich habe sie gesehen, die zwei.

Ich sah sie in Dänemark, meiner Heimat.

Vom Fenster meines Coupés, wo ich, in eine Decke gehüllt, auf einem roten Polster saß, sah ich sie — eine Mutter und das Kind.

Es war gegen Sonnenuntergang. Braun und arm und endlos lag die Heide da, im Dämmerlicht — die nahe Nacht erwartend. Kein Haus. Kein Laut. Kein Leben. Kein Weg.

Nur die braune Heide, still, schweigsam und gestorben.

Aber im Westen die rote Sonne.

Dort sah ich sie, dort kam sie mit ihrem Kind gewandert.

Der Rücken war gekrümmt, seine Last war schwer, die Füße schleppten müde über die Erde hin, stumpf wie bei dem, der lange gegangen ist und weiter gehen muß. Der Kopf war gebeugt. Doch sah ich ihr Gesicht. Oder war das ein Gesicht? Es war verwittert, verwittert von Wetter und Mühe und Wind und Streit und Regen, verwittert, während es so starr wurde, daß es einem verwitterten und grauen Stein glich. Hier lebten wohl nur die Augen, wenn sie lebten. Aber sie sah ich nicht. Sie ruhten auf der Erde, mit der die schweren Füße kämpften. So

wanderte sie dahin, während ich auf meinem Polster vorbeijagte.

Neben ihr trippelte ihr Kind. In Lumpen gehüllt, mit Fetzen umwickelt — wie ein kleines Bündel, das Beine hat.

Geweint hatte das Kleine. Ich sah es jetzt, ich sah es jetzt, wo ich sein Antlitz zu sehen bekam. Sie hatte geweint, so daß die hellen Tränen noch über die kleinen und hohlen Wangen rannen. Ihre Füße taten ihr wohl weh. Sie schmerzten sie wohl von dem Trippeln im Heidekraut und dem Stoßen an den Steinen und dem Stechen im Sande und von dem Weitermüssen — immer weiter, die armen, kleinen Füße.

Die Kleine hatte geweint.

Aber jetzt blieb sie mit den Fingern im Munde stehen, mit großen Augen, mit dem Kopf vorgestreckt, blieb sie stehen und starrte dem Zuge nach — ein Wunder, ein Staunen, eine große Schlange, die zischte und aus einem gewaltigen Horn schwarzen Rauch schnaufte und wie der Wind durch die Heide lief.

Aber die Mutter rief. Sie erhob nicht den Kopf, wandte ihn nicht. Erhob nicht den Blick, veränderte ihn nicht. Sie sah nur die Erde und kannte nur den Weg, mit dem sie noch zu kämpfen hatte.

Das Kind hatte noch Augen und *sah* und konnte sich wundern. Die Mutter schleppte sich nur weiter unter *ihrer* Bürde, unter der Tageslast auf ihrem Rücken.

Ah, der Tag wird kommen, wo auch du nicht, du Kleine, den Kopf mehr wenden wirst. Und das Leben hat keine Wunder mehr für deine matten Augen. Aber nur die Erde siehst du und mißt die Last des Tages, während du dich weiter plagst, wie sie sich jetzt plagt, die dich gebar.

„Mißt die Last des Tages", sage ich.

Ach nein.

Du mißt nichts mehr. Auch die Fähigkeit des Messens wirst du verlieren und nicht mehr denken, auch nicht über die Last des Lebens. Da wird ein Tag kommen, wo auch die Gedanken tot sind. Und auch du gehst nur weiter, durch das Land, über die Steine, durch das struppige Heidekraut, weiter, immer weiter, mit der Tageslast auf deinem Rücken.

Habt ihr denn gar keine Gedanken, ihr Ärmsten, die ihr strebt und wandert?

Hm, wer weiß es?

Wenn ihr, an den Sonnabendabenden, die Tür der Hütte, das Haus erreicht, dessen Dach über der Füllung zusammenfällt — dann können, wenn der Wind günstig ist, einige Töne von Glocken über die Heide schallen — aus der Ferne, aus weiter Ferne.

Lauscht ihr dann und lächelt?

Wer weiß es?

Auch die Glocken des Himmels haben so weit zu gehen, um euch zu erreichen und — selbst Gott, er ist so weit, so weit fort...

...Ich sah euch einmal, euch zwei, die ihr durch die dürre Heide wandert.

Herman Bang.

Dramatische Berichte.

Gerhart Hauptmann:

„Griselda."*)

(Erstaufführung am Lessingtheater.)

Wer nicht „Crucifigite!" schreit, ist verdächtig, ein Glied der „Gemeinde", ein Hauptmannomane zu sein. Das ist das Mittel, die starke Mehrheit vom Premierenabend nachträglich um ihr Gewicht zu bringen. Der großen Menge beigezählt zu werden, schmeichelt schon ohnedies dem Einzelnen nicht. Was kann ich für meine Person dagegen tun?

„Griselda" ist ein neues lyrisches Bekenntnis Hauptmanns. Die quälerische Selbstanklage eines Mannes. Nebenbei — und zum Schutz vor profaner Neugierde bemerkt: Eine Gestalter-Phantasie kann auch das, was nicht erlebt war, so lyrisch ausfühlen, wie die Natur dieses Gestalters es erleben **würde**..... Was bei anderen Reue ist, ist bei dem Dichter Gedicht.

In die Reue mittelwüchsiger Naturen ließe sich gerade „Griselda" nicht übersetzen. Die Mittelwüchsigen sind davor geschützt, den geliebtesten Menschen mit übermäßiger Leidenschaft martern zu müssen. Hauptmanns Markgraf Ulrich von Saluzza liebt Griselden mit so furchtbarer Leidenschaft, daß er all das, was um seine und ihre Zwei-Einsamkeit gebreitet liegt, verabscheut und haßt. Es jammert ihn jedes Atemzuges der Geliebten, der an die Welt da draußen verloren geht. Es graut ihm davor, daß ein Kind die Kraft ihres Leibes saugen soll. Ja, wahnwitzige Pein bereitet dem Manne der Erbe, der im Schoß Griseldas reift. Um des Weibes Alleinbesitz wütet er gegen Griseldas Muttertum, gegen sein eigenes Vatertum.

Zweifellos ist solche Leidenschaft dem Irrsinn verwandt. Aber ziehe mir erst einer fein säuberlich die Grenze zwischen den großen Leidenschaften und dem Wahnsinn! Daß höchste Leidenschaft nicht lange daure, das unterscheide sie, sagt man.... Ja, wenn ein Typhus glücklich überstanden ist, hat es der Arzt zu erkennen bequem: er war nicht tödlich. Und sie, die nichts von dem furchtbaren und herrlichen dionysischen Feuer ahnen, die sich mit ihrem Mangel an Brennstoff, an Wahnsinnsfähigkeiten des Genies, dem Typus des Normalmenschen (für den es bis heute nur eine negative Definition gibt) nähern, sie mögen mit sittlicher Genugtuung sagen: eine Liebesleidenschaft, die gegen die Nachkommenschaft eifert, sei wider die Natur.

Aber was ist denn alle Tragik überhaupt? Immer ein Konflikt der Natur mit der Kultur. Zumeist liegt der tragische Fall so, daß die Natur eines Einzelnen einer Gesamt-Kul-

*) Das Buch ist in S. Fischers Verlag, Berlin erschienen.

tur, den Konventionen der Gesellschaft, den Gesetzen des Staates, leidend und kämpfend entgegensteht. Der Liebende in „Griselda" jedoch hat die allgemeinen Gesetze der Natur gegen sich. (Sie wird verkörpert von Griselda mit ihrem echtweiblichen Ausgleich bräutlicher und mütterlicher Gefühle.) Ulrichs Zügellosigkeit, so kulturlos sie sich gebärdet, ist Liebeskultur.... Denn aus dem Erdreich der Liebe gewachsen, verleugnet diese Leidenschaft die ursprüngliche funktionelle Bestimmung der Geschlechtsliebe. Sie ist, wie alle psychischen Verfeinerungen der Liebe bis zum sogenannten Platonismus, eine Entartung des reinanimalischen Zeugungstriebes, dem hier die seelische Eifersucht den Lohn des Schaffens wehren will. Schopenhauer, im Garten der Venus ein blinder Barbar, verhöhnt unsere gesamte Liebeslyrik und anerkennt an der Liebe nichts weiter als die Propagation des Menschengeschlechtes. Wenn wir das als Blasphemie, als begrenzte Kulturlosigkeit des Wegbahners der geistigen Kultur empfinden, so bekennen wir uns unwillkürlich zu jener Liebe um ihrer selbst willen, die in extremer Ausschließlichkeit nur das Weib will und nicht an das Kind denkt.

Daß jedes Dritte, und wäre es das Kind der Liebenden, die weltvergessene Liebe zweier Menschen verbittern und verwirren mag, liegt im Möglichkeitsbereiche seltener großer Leidenschaft. Doch nicht verdient etwa nur die Leidenschaft den Titel der Größe, die sich am Ende gegen die Natur kehrt, aus der sie stammt. Wir wissen, daß auch Heißliebende im Kinde die Wiedergeburt des Geliebten lieben. (Chamisso: „... und daraus dein Bildnis mir entgegenlacht.") Das sind die instinktiven Tröstungen, die sich die Liebe gibt, wenn sie sich teilt. Und die Liebe des Weibes, das geboren hat, teilt sich fast immer. Wo es beim Weibe nicht geschieht (Rita Allmers in „Klein Eyolf"), dünkt uns das unweiblich. Wir glauben dann an ein Zuwenig, nicht an ein Zuviel seelischer Fähigkeiten, ob nun banale Genußsucht, Hysterie oder sexuelle Überreiztheit das unsichtbare Mutterband zerriß.... Anders beim Manne. Des Mannes starke Liebesleidenschaft ist unbedingter und egoistischer. Auch weil Vaterliebe weniger körperlich ist als Mutterliebe, empfängt sie erst von dem wachsenden Kinde gewisse intellektuelle Stützen, deren die Mutterliebe, die wie die Weibnatur überhaupt primitiver ist, gar nicht bedarf. So wenigstens kann es sein. Ist es so, dann mag in einem Manne von gewaltiger Liebesleidenschaft jener Widerstreit gegen die zeugende Natur entstehen, den Hauptmann in der „Griselda" schonungslos hervorgezogen hat, — dessen scheu unterdrückte Stimme aber schon viele liebende Männer in ihrem aufrichtig belauschten Herzen vernommen haben mögen.

Man darf von Hauptmanns Märchenstück „Griselda" mit nicht geringer Berechtigung sagen: es sei Naturalismus im Mantel der Romantik. Denn die psychologische Unerbittlichkeit, die mir der eigentliche Kern der Dichtung scheint, ist tendenzlose Naturalistik. Da sei nun mit Verwunderung festgestellt, wie wenig eigentlich die ästhetischen Gemüter unserer Zeitgenossen in der

sogenannten naturalistischen Schule gelernt haben. Am ehesten lassen sie noch heute jenen äußerlichen Naturalismus gelten, der in der Tat nur eine Übergangserscheinung war: die Photographie eines Milieus, eines sozialen Zustands. Aber vor der psychologischen Vertiefung der naturalistischen Treue flüchtet sich der ästhetische Wunsch der meisten, ohne daß sie es wahr wissen wollen, zum Schillerschen Tendenz-Drama, wo die Szene zum Tribunal wird und der Dichter über Gut und Böse richtet. Es wurden gegen Hauptmanns naturalistische Seelenspiegelung, deren Lyrik kühn und wahrhaft ist, Plaidoyers für das Kindbett geschleudert, als habe der Dichter ein soziologisches Prinzipienwerk gegen Zolas „Fecondité" aufgerichtet. Julius Hart, ein so verehrenswerter Kunstkenner, ruft entrüstet nach dem Zweck der Kunst, den er zutreffend „Fruchtbarkeit" nennt, aber minder zutreffend mit der Leibesfruchtbarkeit identifiziert. Hauptmanns Held, so sagt er, wolle „das" sterile Weib, er predige (?) Unfruchtbarkeit. Also sei Unfruchtbarkeit das Symbol dieser Hauptmannschen Kunst. Und dann sogar mit naivem Pathos: „Soll denn das Schöpfen, Zeugen, Kinderkriegen aufhören?" — Das ist gesprochen wie ein patriotischer Franzose. Und warum denn nur? Weil der Dichter auf sicherer psychologischer Fährte den erotischen Eigennutz eines leidenschaftlichen Mannes schilderte... Die Theorie vom obersten dramatischen Fortpflanzungsgesetz scheint mir übrigens gewisse Vorwürfe gegen Shakespeares Julia und Goethes Clärchen zu involvieren. Beide Mädchen tragen vielleicht die Frucht ihrer Liebe unterm Herzen und denken nicht daran, als sie des Geliebten wegen sterben gehen...

Hauptmanns „Griselda" ist das reine Drama eines Gefühls, also, so bunt auch die Begebenheiten den Schauplatz beleben, ein lyrisches Drama. Eine Frucht des Subjektivismus und im Wesen von der Sage | unabhängig, deren Überlieferungen den Dichter nur reizten, sie durchaus zu verkehren. Die zuerst von Boccaccio erzählte Geschichte von der vieldulbenden Griseldis war ein erstes Lanzenbrechen für das Weib im Kampf der Geschlechter. Jener Markgraf von Saluzzo, der aus Prahlsucht seiner Liebsten die unmenschlichsten Schmerzen und Demütigungen zufügte, war ein gemeiner Kerl, und von seinem Schwarz stach doppelt hell das geprüfte Weiß der Frau ab. Friedrich Halm mischte eine leise Nora-Ahnung in die Schlußwendung seines Dramas. Griseldis erkennt das nichtswürdige Spiel und verläßt endgiltig den Gatten. Auch Hauptmanns Ulrich quält Griselden, entzieht ihr das Kind; aber er selbst ist von Liebe so gefoltert, daß er nur sich zu wehren, nicht die Geliebte zu foltern glaubt. Eine charakteristische Einseitigkeit des Bewußtseins im Liebeswahn... Er tötet das Tier, das die Geliebte streichelt; er verjagt den Vater aus ihrer Nähe; er bäumt sich, soll der Arzt den heiligen Leib der Wöchnerin betasten; er stöhnt in Griseldas schwerer Stunde dreifache Qual des Mitgefühls; er gibt den neugebornen Nebenbuhler in fremde Pflege; und zitternd wartet er des ersten Liebeswortes der Genesenen beim Wiedersehen. Aber dieses erste Wort ruft nach dem

Kinde. . . .! Da glaubt sich der Eifersüchtige entthront und flieht in die Wildnis.

Auch Griselda wird von inneren Bewegungen, nicht — wie in der Sage — von tyrannischer Gewalt aus dem Hause des Gatten getrieben. In der Harmonie ihrer zweigeteilten Gefühle ahnt sie nicht den Grund von Ulrichs wilder Erregtheit und findet keine andere Erklärung, als daß der Markgraf, der sie, die Bauerstochter, zum Weib genommen, das Kind um seiner Herkunft willen verschmäht. Ihr ältester Adel, Bauernblut, empört sich gegen die Niedrigkeit junkerlicher Überhebung. So irren die Herzen an einander vorbei. Aber in sich verkettet, wie Urmann und Urmännin, reißt sie innere Schickung wieder einander zu. Hauptmann hat es unterlassen, vor dem letzten der neun szenischen Bilder die Umkehr des Markgrafen zu erläutern. Mir fehlt die Erklärung dafür, daß Ulrich, der noch daran glaubt, in seiner Liebe enttäuscht zu sein, das Kind sich holen läßt. Aber für die letzte Lösung brauche ich nicht und gibt es wohl auch nicht eine „Erklärung". Sie hatten sich getrennt; sie glaubten sich verloren; sie sind voll Groll und Irrtum; aber jetzt — jetzt sehen sie sich wieder. Bloß sehen: und alles vergessen! vergessen! Nur es nicht verloren haben, das Liebste! Nur nicht verloren haben! Blick in Blick getaucht —: „Warum hab' ich dir dies angetan? Ich fasse es nicht!"... Und: „Küsse mich!"... Und: „Du mußt mich weniger lieb haben, Geliebter!"

Ja, wenn ihr's nicht fühlt...! Erklärung? Vielleicht: Wer die Pranke im Fleische fühlte, wer das Leben für verloren hielt, bescheidet sich. Oder: Zwietracht ist Spuk der Einsamkeit. Ihn verscheucht, als wär' er nie gewesen, ein Wiedersehen.

Diese tief-lyrische Dichtung .... Und so toll-voll von Begebenheiten ist sie, daß es die fünf Akte sprengte und sich das Stück mit losen Szenenbildern helfen mußte. Aber alles Drum und Dran hängt nur wie Kleider an des Stückes Leib. (Die Nebenfiguren sind Marionetten, sie verleugnen jede bildnerische Liebe des Dichters.) Und das Drama der beiden Herzensgestalten beginnt auch erst mit dem zweiten Teile des Stücks. Was voraus geht, ist eine Komödie für sich („Der Widerspenstigen Zähmung" in neuer Gestalt) und hat einen gesonderten Inhalt: einen sozialen nämlich und nicht den lyrischen. Da freit der andere Petrucchio, der Markgraf Ulrich, auf seine wüste Weise um die stämmige Bauerndirn, deren Kraft des Herzens und der Lenden ihm (noch ist er kein Kindverächter!) den Adel der Gesundheit kommender Geschlechter und Zeiten verspricht. Dieser neue Petrucchio, der die höfischen Zierbengel verachtet, die gnädigen Damen meidet, den heiligen Ruch und Hauch hinter der gepflügten Scholle sehnend einsaugt, ist freilich mehr als der schenkelkräftige Zureiter in Shakespeares Komödie. In Kommentaren, die ich lieber mißte, wird uns seine und seines Bundes Bedeutung überdies mehrfach eingeprägt. Trotzdem besteht zwischen den Absichten der Komödie und dem absichtslosen Drama einer maßlosen Liebe keine naturnotwendige Einigkeit. Schlimmer — und der unverkennbare Kunstfehler des Stückes ist es, daß zwischen den beiden Teilen sogar der

dramatische Übergang fehlt. Schon im vierten Bilde (Hochzeit) sehen wir den Grafen gehäutet. Er, früher eine Art Landsknecht oder göttlicher Sauhirt, trägt das Gewand der Renaissance, von deren Weisheit nun seine Worte triefen. Und wieder liegt nur ein Vorhang zwischen diesem klug bezähmten und dem problematischen empfindsamen Manne des eigentlichen Dramas, das mit dem fünften Bilde beginnt. Nicht Widersprüche sind's; aber Entwicklungsphasen, die durch Brücken nicht verbunden wurden. So entsteht, von dem gesammelten Gefühl des Liebesdramas ablenkend, ein Eindruck des Fahrigen, Impressionistischen.

Zarte und wilde Schönheiten wuchern überall. Sie sind wie blühende Farben über den Holzschnitt gegossen, dessen alte Stillinien eine, Simplizität nachahmende Diktion zu ziehen gewillt war. Alle künstliche Ferne trennt uns nicht von dem nahen Gefühl der Dichtung. Was Else Lehmann und Albert Bassermann schufen, war auch nicht „Stil". War innerstes Menschentum.

Hermann Kienzl.

Frank Wedekind.

„Die junge Welt."

Komödie in drei Akten und einem Vorspiel. Erstaufführung am Hebbeltheater. (Verein Akademische Bühne.)

In München hat man's ausgepfiffen. Ein gewisses Ergötzen mag Wedekind, dem idealistischen Zyniker, jede aufwirbelnde Wirkung seiner ernsthaften Blaguen bereiten. Freilich, ganz schmerzlos ist das Ergötzen nicht, wie wir von seiner empfindsamen Verteidigung der sozialen Gretchentragödie „Musik" wissen, die von den Zeitgenossen so bitter mißverstanden wurde. Daß sich jetzt in Berlin einige Literaturbeflissene bemüßigt fühlten, gegen die „Junge Welt" unter heftigen Geräuschen Fechterposen zu posieren, kann den Dichter weder freuen noch ärgern. Es war blinder Nachahmungstrieb. Die Leutchen wußten offenbar nicht, daß das Stück umgearbeitet worden war, wobei man ihm die eigentlichen Giftzähne ausgebrochen hat. Überdies ist es durch bloßes Älterwerden ziemlich harmlos geworden. „Frühlings Erwachen", „Erdgeist", „Musik" werden so lange vor dem ledernen kulturhistorischen Respekt bewahrt bleiben, als der Kampf der Männer und Weiber nicht ausgerungen, König Sexus nicht entthront ist... Das Lustspiel „Die junge Welt" dagegen beschäftigt sich mit einem kurzfristigen Gegenstand. Mit der Modernität. Nein, mit einer Mode. Denn wär's der Modernismus, dem ließen sich gar wohl dauernde Züge abgewinnen, wie rasch er auch die Kleider wechselt.

Wir haben es da mit einer Literaturkomödie aus der Familie von Platens „Verhängnisvoller Gabel" zu tun, also mit literarischer Tagespolitik. Ohne die mütterliche Mode ist die Hauptfigur des Stückes: der naturalistische Dichterepigone der späteren Neunziger Jahre, gar nicht denkbar. Ihn hat Wedekind, seine tragikomische Spezialbegabung nicht verleugnend, zu einer fast ergreifenden Possenfigur gemacht. Aber die Figur hat während des jüngsten Dezenniums ihren Schatten ver-

loren — wie Peter Schlemihl. Ich will nicht sagen, daß nichts von ihr übrig geblieben sei. Der blinde Egoismus des verkannten Talents, der Hochmut eines Zeitchenzinnen-besteigers, der glaubt, er stünde auf ewiger Gipfelhöhe — das sind typische Merkmale. Außerdem wird man immer, auch ohne literarhistorischen Kommentar, mit Bedeutung lachen über diesen Fanatiker seiner selbst, der das Liebchen beschimpft, weil es sein Gedicht ungenau vorträgt, und der seine Frau zur Verzweiflung und Ehescheidung treibt, weil er jede Schlafzimmer-Zärtlichkeit mit dem Bleistift in der Hand beobachtet und im Notizbuch fixiert. Doch das sind nur einzelne saftig gebliebene Zibeben im Gugelhupf einer Mode-Satire; Zeit und Kuchen sind altbacken worden. Als das Stück geschrieben wurde, war man noch nicht so weit, seine Humore unbefangen aufzunehmen; heute ist man darüber hinaus. Zwischen Zis und Trans gab es vielleicht irgendeinmal den richtigen Zeitpunkt. Habent sua fata....

Ein gutes Theaterstück war „Die junge Welt" übrigens nie und nimmer. Das bißchen Handlung stammt direkt von Kotzebue. Dort findet man die ersten Pasquille über die Erziehung der höheren Tochter; dort (im Schwank „Mädchenfreundschaft oder der türkische Gesandte") den Rütlischwur gegen die Ehe, den die Pensionatskolleginnen leisten und brechen; dort am Ende auch (im Lustspiel „Der Vielwisser") das Urbild von Wedekinds naturalistischem Dichter Franz Ludwig Meier. Das ist nicht übermäßig erhebenswert. Auch Shaw liebt es, seinen Sprit in alte Schläuche zu gießen. In keinem anderen Stück steht Wedekind dem Iren so nahe. Im Geist des Details und in der Technik der kleinen Verblüffungen: Immer kommt es anders. Küssen sich zwei, so sehen wir alsbald, daß sie einen Dritten und eine Vierte lieben und heiraten! Aber alles ist kleine Münze: kleine Münze aus Shawschem Geist, kleine Münze der seelischen und sozialen Begebenheiten. Einige glänzende Wendungen täuschen darüber nicht: es fehlt dem Ding arg an Bedeutung.

Hermann Kienzl.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein.

Der letzte Vortragsabend der Lessing-Gesellschaft im Februar stand im Zeichen des Heimatschutzes.

Professor Schultze-Naumburg, der diese Interessen mit Nachdruck vertritt, hat auf einen großen Kreis wissenschaftlich gebildeter und künstlerisch empfindender Männer eingewirkt, die in seinem Sinne warnende Stimmen erheben, um unsere Landschaften vor dem Überwuchern verunstaltender, geschäftlicher Maßnahmen zu schützen. Zu diesen Männern gehört auch Bildhauer Siegfried Schellbach, dem von Professor Schultze-Naumburg ein reiches Lichtbilder-Material zur Unterstützung seiner Ausführungen überlassen war. An Beispiel und Gegenbeispiel zeigte der Vortragende die Veränderungen, die zugunsten des Fremdenverkehrs oder durch Ausnutzung als Fabrikanlage mit der friedlichen Schönheit von Wäldern und Bergen, Städten, Dörfern und Flußufern vorgegangen sind. Es soll nicht der Ausdehnung von Handel und Wandel, nicht dem Verkehr und der Industrie aus ihrer Existenz ein Vorwurf gemacht werden, sondern nur daraus, daß sie rücksichtslos nur den materiellen Vorteil in Betracht ziehen und den ästhetischen, mit denselben Mitteln gleichzeitig zu erreichenden als unwesentlich beiseite schieben. Es ist nicht nötig, daß Fabriken oder Bahnanlagen das Landschaftsbild zerstören müssen, sofern der Bauherr weiß und fühlt, daß auch eine Verpflichtung gegen die Mit- und Umwelt für ihn besteht. Die Reklameschilder an den Schweizer Bergriesen sind genugsam der Lächerlichkeit preisgegeben worden; nicht minder unschön ist es, wenn Ruinen zu altdeutschen Trinkstuben ausgebaut werden, auf einsamem Waldweg ein grelles Schild komfortables Fremdenlogis und preiswerten Mittagstisch verheißt, oder Fahrräder, Stiefelwichse und Gesichtscreme am versteckten Bergsee ihre Dienste anbieten. Unsere Zeit, die erst langsam zu dem Bewußtsein erwacht, daß zweckentsprechende Einfachheit und Natürlichkeit schon ein gut Teil Schönheit in sich trägt, leidet noch unter den Nachwirkungen der letzten Jahrzehnte, die an Stelle des teuren Echten billige Nachahmungen setzten und durch Überladung und Dimension das verwendete minderwertige Material verdecken wollten. Überall drängt sich das Surrogat hervor! Man denke an den Amselfall in der Sächsischen Schweiz: Wirtshausschild und Speisekarte tragen das Bild einer Amsel und bei Einwurf eines Nickels läßt ein Phonograph künstliches Amselgezwitscher hören — der liebenswürdige Vogel selbst aber bleibt fern. Zu berech-

tigten Klagen geben auch meistens die Aussichtstürme Veranlassung. Es ist ja im Grunde gleichgültig, ob man die Umgebung ein paar Meter weiter im Umkreis beherrscht oder nicht; sie gewinnt dadurch nicht an Schönheit, während der Turm selbst in seiner verfehlten Anlage, weil er das vernünftige Maß übersteigt, die natürlichen Linien zerstört und so durch groteske Häßlichkeit den eigenen Umkreis verschandelt. Die Landschaft als Bild und Form ist allgemeines Volkseigentum, und unübersehbar sind ihre Einwirkungen auf die Volkserziehung und das Volksgefühl. Unbewußt und unkontrollierbar gleiten tausend feine Schwingungen durch das Auge in die Seele und setzen sich dort zu Lebensregungen um, die als schaffende Kraft wieder zutage treten, um so leichter und reicher, je freier und unmittelbarer Schönheit und Anmut der Natur zu wirken vermögen. Schützen wir also unsere Heimat vor weiterer Trivialisierung, um in der Harmonie der Außenwelt die Harmonie der Innenwelt zu gewinnen und zu kräftigen und „im Großen, Guten, Schönen resolut zu leben."

Die Lessing-Hochschule läßt ihrem erfolgreichen Wintersemester auf vielfachen Wunsch aus Hörerkreisen ein kürzeres Frühjahrsquartal folgen, in dem Professor D. Dr. Runze, Fritz Stahl, Dr Max Burkhardt, Oberstabsarzt Dr E. Barth, Dr P. H. Merbach ihre verschiedenen Fächer in einem 5 Stunden-Zyklus vertreten. Als neue Dozenten sind eingetreten: Dr Robert Schmidt und Dr Rudolf Bernoulli vom Kunstgewerbe-Museum, Dr Fritz Wolff vom Märkischen Museum und Dr Martin Hans Weyl, sowie Dr Wilhelm Böhm. Die Kurse beginnen Mitte April und enden Ende Mai. Das Vortragsprogramm erscheint am 1. April und wird vom Bureau: Berliner Westbuchhandlung, Potsdamerstraße 135, auf Wunsch kostenlos zugesandt.

Der Vorstand.

Illustrierte Bibliographie

Lebensbilder aus der Tierwelt.

Unsere Enkelkinder werden es gut haben! So manches, was uns in der Schule langweilig und unbehaglich war, wird ihnen ein fröhlicher Genuß sein, sie werden spielend mit dem Auge lernen, was wir aus Büchern mühsam in uns aufnahmen — — um es möglichst schnell wieder zu vergessen. Wie jämmerlich langweilig war so eine Geographiestunde, wenn wir leere

Aus: „H. Meerwarth, Lebensbilder aus der Tierwelt." Verlag R. Voigtländer, Leipzig.

Zahlen und Namen aus Daniels Leitfaden auswendig lernen mußten! Unsere Enkel aber werden mit dem Kinematographen durch Indien und China reisen, werden da Grönland und Zentralafrika erforschen. Wir sahen in Schillings Naturgeschichte so schlechte Zeichnungen, daß wir die lebenden Tiere im Zoologischen Garten kaum wieder zu erkennen vermochten, unsere Enkel werden lebensgroße Naturaufnahmen sehen, mit dem Skioptikon an die Wand geworfen. Ach, es muß ein Vergnügen sein, dann in die Schule zu gehen, und es ist ein Jammer, daß wir nicht noch einmal jung sein können — — in jener Zeit.

Immerhin dürfen wir nicht so ganz unzufrieden sein. Freilich müssen wir im „Kintopp" manch albernen witzlosen Schwank und manch langweilige Zaubereichsgeschichte mit in den Kauf nehmen, aber wir sehen doch auch herrliche Naturaufnahmen, reisen für wenige Groschen in aller Herren Ländern herum. Und es schenken uns unsere Tage Bücher, die uns die Natur näher bringen, als sie je einem früheren Geschlecht war. Nachdem C. G. Schillings in seinem prachtvollen Werke „Mit Blitzlicht und Büchse" zum ersten Male eine Fülle unretuschierter Aufnahmen freilebender Tiere gebracht hatte, ergriff der Gedanke, das, was er aus Innerafrika geholt, auch aus allen andern Ländern zu geben, immer weitere Kreise. Eine ganze Reihe kleinerer Werke erschien, die diesen oder jenen Teil der Fauna dem Verständnisse näher brachten, aber alle diese treten weit zurück hinter dem ganz großzügig angelegten Werke H. Meerwarths, „Lebensbilder aus der Tierwelt". Der Verlag R. Voigtländer in Leipzig, der auch Schillings epochemachendes Werk herausgegeben hatte, ermöglichte es dem Herausgeber ein Material zusammenzubringen, wie es reichlicher kaum gedacht werden kann. Er erließ fortdauernde Preisausschreiben für die besten Bilder frei in der Natur photographierter Tiere und sorgte für die weitgehendste Verbreitung seiner Aufrufe. So erhielt er denn aus allen Ländern eine Überfülle von Naturaufnahmen zugesandt und konnte aus dem vielen Guten das Allerbeste auswählen. Zum ersten Male sind in diesem Werke die Tiere, so wie sie wirklich sind, mit unerbittlicher Wahrheit und Naturtreue wiedergegeben. Jedes Bild ist also ein Wirklichkeitsbild, frei von jeder Zutat; die allerintimsten, oft ganz unbekannte Vorgänge des Tierlebens treten uns hier vor Augen.

Das ganze Werk ist in vier Gruppen gegliedert: 1. Säugetiere; 2. Vögel; 3. Amphibien, Reptilien, Fische; 4. Wirbellose Tiere. Bisher liegen nun zwei in sich abgeschlossene Bände vor, ein erster Band der Gruppe „Säugetiere" und ein erster Band der Gruppe „Vögel"; jedes neue Jahr wird ein paar neue Bände des Werkes bringen, das berufen scheint, den großen Namen „Brehm" durch den Namen „Meerwarth" abzulösen. Ist doch nicht nur der bildliche, sondern auch der textliche Teil des Werkes auf durchaus neuen Grundlagen aufgebaut und zwar auf rein biologischen. Der Text verzichtet also bewußt auf alles Trockene und Lehrhafte, auf die Beschreibung des Körperbaues — — besser wie die Bilder kann ja kein

…lehrter die Tiere unserem Verständnis näher bringen — und auf alle …ordnung in die Systematik der Zoologie. Auch hier hat der Verlag neue … gefunden, er versucht die Mitarbeit aller Naturfreunde in allen

Aus: „H. Meerwarth, Lebensbilder aus der Tierwelt.“ Verlag R. Voigtländer, Leipzig.

…en zu gewinnen. Er hat in vielen Tausenden von Exemplaren Auf… verbreitet und stellt jedem, der sich dafür interessiert, sogenannte …achtungskarten zur Verfügung, auf denen jeder irgendwelche Phä…mene verzeichnen und dem Verlag zusenden mag. So sind — und werden

Aus: „H. Meerwarth, Lebensbilder aus der Tierwelt“. Verlag R. Vogtländer, Leipzig.

— eine Fülle von Einzelbeobachtungen gewonnen, die dem je-
[illegible] naturwissenschaftlichen Bearbeiter des betreffenden Kapitels
[illegible]entlich zustatten kommen. Denn der Herausgeber des Werkes,

[illegible] H. Meerwarth, Lebensbilder aus der Tierwelt." Verlag R. Voigtländer, Leipzig.

[illegible]warth, der bekannte Professor des Naturhistorischen Museums
[illegible]schweig, ist klug genug, nicht daran zu denken, das gesamte Mate-
[illegible] zu bearbeiten. Er weiß sehr gut, daß jemand der allerbeste Kenner
[illegible] oder von Bienen sein kann, ohne deshalb von Nilpferden auch

nur das allergeringste zu verstehen. So hat er denn die einzelnen Abteilungen des Werkes immer solchen Leuten übertragen, die in ihrem kleinen Gebiete die vollendetsten Kenner sind. In den beiden bisher vorliegenden Werken erscheinen neben dem Herausgeber selbst als Mitarbeiter: Hermann Löns, Hermann Friedrich, Martin Braeß, Hugo Otto, Karl Soffel, Else Soffel, A. Bütow, Fritz Bley, Otto Leege, Ernst Schaeff und andere. Natürlich sind nicht alle Texte gleichwertig, aber sie stehen alle auf einer Höhe, die über das Niveau, das wir bisher in naturwissenschaftlichen Büchern gewohnt waren, weit hinausgehen: man sieht, das Auftreten Wilhelm Bölsches hat auch in literarisch-künstlerischer Beziehung seinen guten Einfluß ausgeübt. So lesen sich manche der Texte, obschon auf strengstem wissenschaftlichen Studium beruhend, doch wie kleine Novellen über die einzelnen Tiere in gemeinverständlicher Form; ein Hauptgewicht ist stets auf das Verhältnis des betreffenden Tieres zum Menschen und zu anderen Tieren gelegt. Ein solches Werk mußte kommen: wir Deutsche können stolz darauf sein, daß es aus unserer Mitte hervorging.

Dr. Hanns Heinz Ewers

Konzentrische Kritik

Unter „konzentrischer Kritik" verstehen wir eine Art der Beurteilung, die nicht von einem Rezensenten allein, sondern von einer größeren oder kleineren Anzahl berufener Kritiker so gegeben wird, daß die Urteile von ihren verschiedenen Ausgangspunkten aus sich gewissermaßen konzentrisch auf ein Kunstwerk, das Objekt dieser Kritik, hinbewegen. — Auch der objektivste Kritiker ist immer noch subjektiv; denn was ist seine Kritik anders als das Spiegelbild eines „Objekts" auf dem Grunde seines eigenen Ich? — So gibt er mit seinem Urteil immer etwas Persönliches: das Verhältnis seiner ureigenen Person zu jenem Gegenstande, und das ist auch das an sich Wertvolle, was eine jede gute Kritik enthält —

Urteile sind oft im Resultat oder in der Begründung oder in beiden unendlich verschieden. Ich erinnere an die Aufnahme von Frenssens „Jörn Uhl" —: vielfach begeisterte Bewunderung und andererseits wieder kühle Ablehnung, die nur gewisse Einzelschönheiten anerkannte. — Sicherlich sind beide Urteile vermeintlich ganz objektiv gegeben, — und doch sind sie subjektiv beeinflußt. —

Aus diesen Erwägungen heraus hielten wir es nicht für unangebracht, einmal eine solche „konzentrische Kritik" anzuregen, d. h. Urteile verschiedener Autoritäten über irgendein Literaturwerk zu erbitten. —

Es handelte sich nun zunächst um die Auswahl eines zu solcher Besprechung geeigneten Werkes. Auf bereits in den weitesten Kreisen bekannte Autoren durfte nicht zurückgegriffen werden, da die Kritik zu Werken solcher Art schon feste Stellung genommen hat und es uns nicht darauf ankam, literarische Parteikämpfe neu anzufachen oder schon früher geäußerte Meinungen zu wiederholen. Wir brauchten vielmehr einen noch weniger bekannten Autor, der allem literarischen Parteigetriebe fern stehend, von der Tageskritik noch nicht abgestempelt und rubriziert, sondern noch ganz marke- und nummerlos seinen Dichterpfad wandelnd ein Werk geschaffen hätte voll recht außergewöhnlicher, kühner Probleme, ein Werk, das entschieden über dem Mittelmaß literarischer Erzeugnisse stehend, doch Angriffsflächen genug bieten würde, um der „konzentrischen Kritik" ein interessantes Ergebnis zu sichern. Ein solches Werk glaubten wir in A. Fliegels Totenwache gefunden zu haben, ein Werk, das von mehreren Lektoren warm empfohlen, in unserem Zweigverlage Aufnahme gefunden hat.

Für eine weitere Umfrage wurde das im Verlag Georg Westermann erscheinende Werk „Die Bücher der Bibel", herausgegeben von F. Rahlwes, Zeichnungen von E. M. Lilien in Aussicht genommen. — Inzwischen haben sich über A. Fliegels Roman die Träger nachstehender

Namen geäußert: Herr Professor Dr. Karl Voßler, Heidelberg, Professor Dr. Alfred Götze, Freiburg i. B., Professor Dr. Robert Petsch, Heidelberg, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Ludwig Geiger, Berlin, und Professor Dr. Rudolf Helm, Berlin, deren Urteile wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Dr. Wilhelm Hüttemann.

Totenwache. Von Alice Fliegel. Berlin, 1908, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

I.

Populär wird diese Dichtung so leicht nicht werden. Dazu ist ihr Kunstideal zu hoch, zu klassisch. Aber ein aristokratisches Kunstideal im schlechten Sinne des Wortes darf man es gewiß nicht nennen. Weil das Problem aus dem bittersten Ernste des Lebens geschöpft wurde, so bleibt für ästhetenhaftes Spielen mit der Wirklichkeit auch nicht das kleinste Plätzchen in diesem Roman. Ein einfaches, fast alltägliches, von der gemeinen Natürlichkeit des Daseins geborenes Problem.

Der Pfarrer Birkner, ein wirkungsvoller, gewaltiger Prediger, verfällt der Trunksucht und geht allmählich einer völligen Vertierung entgegen. Ein liebendes Weib ist ihm zur Seite; vergeblich ringt sie mit dem Laster des Mannes. Was sie nicht zu hindern vermag, das sucht sie mit dem Opfer ihrer Ruhe, ihrer Gesundheit, ihres Stolzes vor der Welt und vor ihren eigenen Kindern zu verbergen. Aber in gleichem Schritt mit dem Laster und der Niederträchtigkeit Birkners wächst des Pfarrers Töchterlein, Maria, wie die Verkörperung seines Gewissens heran. Mit klugem Sinn und mit einem feinen, bebenden Herzen schaut sie in das fürchterliche Geheimnis ihres Elternhauses immer tiefer hinein. — Wie nun die innige, spontane Kindesliebe des rechtschaffenen Mädchens in der Angst, in der Furcht, im Mitleid mit den Qualen der Mutter und den Leiden der jüngeren Geschwister, im Abscheu, im Ekel und in der Empörung gegen die Bestialität des Vaters, langsam, unter Zuckungen und Krämpfen erstickt; wie sie sich in Haß verkehrt, so daß die eigene Tochter dem sterbenden Trunkenbold nicht mehr zu helfen vermag: — diese Wandlung des Gefühlslebens bei einem heranreifenden Mädchen in ihrem natürlichen Verlaufe und mit zwingender Notwendigkeit zu entwickeln und evident zu machen, das ist das Problem des Romanes.

Höchst bedeutend die Art, wie es gelöst wird. Das Hauptinteresse liegt auf den Variationen und auf dem Umschwung des Gefühles, nicht auf Marias Eigenart. Die Heldin bleibt sozusagen eine Abstraktion, eine exemplarische Figur, ein typisches X, das nicht in dem, was es ist, sondern in dem, was mit ihm wird, nicht in dem, was es tut, sondern in dem, was es durchmacht, nicht im Wesen, sondern in den Zuständen seinen Wert findet. Maria ist nicht die dramatische Triebfeder der Handlung, sie ist ein lyrisches Milieu, ein

zitternder Spiegel, in dessen Tiefe die Ereignisse ihre besondere Farbe bekommen. Darum war es ein glücklicher Griff, das Ganze aus Marias Sinn heraus und an Marias Sinn vorbei als Erinnerung überstandener Leiden in der Nacht, da die Tochter am Sarge des Vaters Totenwache hält, dahinziehen zu lassen. Die an und für sich veraltete Technik der umgekehrten Perspektive oder analytischen Erzählung wirkt frisch und originell in einem neuen Zusammenhang.

Aber wir haben nicht etwa eine Ich-Erzählung der Heldin. Die Ereignisse objektivieren sich keineswegs restlos in Marias Subjektivität. Über ihr sowohl, wie über den anderen Gestalten schwebt die philosophische Reflexion der Verfasserin, so daß sich überhalb des lyrischen Milieu ein lehrhaftes Milieu, eine L e b e n s a n s c h a u u n g erhebt. Diese Lebensanschauung könnte man als einen religiös vertieften und erwärmten Fatalismus bezeichnen. — „Gott hat es gut mit uns und mit ihm gemeint, als er ihn gestern sterben ließ." Dies das erlösende Wort, worin die hingebende Liebe der Gattin mit dem Richteramt der Tochter sich versöhnt.

Eine analytische, abstrakte, verstandesscharfe männliche Kritik und Durchdringung des Lebens auf der einen Seite, eine weiche, subjektive, gefühlvolle und zarte Stimmungslyrik auf der anderen: das sind, wenn ich nicht irre, die Pole dieser Dichtung.

In der Hauptsache haben diese feindlichen Kräfte sich innig durchdrungen und haben einen bald knappen, lapidaren, sentenziösen und epigrammatischen, bald musikalisch getönten, wohllautreichen, bewegten Stil erzeugt. Die wenigen Stellen, wo sie nicht verschmolzen sind, wo der Gedanke nicht zu warmer Stimmung, die Tatsache nicht zu Empfindung geworden, und die noch wenigeren, wo die Musikalität zwecklos in sich selbst schwelgt, sind leicht zu erkennen.

Freilich, für geschlossene, autonome Gestalten, für Persönlichkeiten, die auch außerhalb ihres Milieu noch weiterleben könnten, ist in einer derartigen Kunst kein Raum. Es hieße nach Äpfeln auf einem Nußbaum suchen, wenn man in dieser Sachlage einen Mangel sehen wollte. So wenig wie Maria sind die anderen Figuren zu ganzen Individualitäten gediehen. Aber sie alle stellen sich uns als höchst evidente und natürliche Typen dar. Typisch ist die unberechenbare Willkür des Säufers, typisch die opferfreudige, widerstandslose Gattenliebe und typisch die verschüchterte, nervöse Seele des kleinen Hans, typisch und von naturgesetzlicher Wahrheit endlich das Publikum, das die tragische Pfarrersfamilie umgibt. Ein Glanz von Klassizität liegt über dem Ganzen. Wir hätten sogar gewünscht, daß man die symmetrische Gliederung, die beinahe strophischen Abteilungen, die Unterdrückung des zufälligen Details — alles Dinge, die durch den Charakter dieser Kunst gefordert sind — noch unbedenklicher zur Geltung gebracht hätte.

So wenig uns dieser Roman von Rom oder Frankreich beeinflußt zu sein scheint, so ist er doch bei aller zeitlichen und kulturellen

Entfernung dem Kunstideal eines Corneille, Racine und ähnlicher Klassiker, ja sogar dem des Virgilius innerlich verwandt. Eben darum sollte es uns wundern, wenn er, trotz seines außergewöhnlichen Kunstwertes, jemals bei uns populär würde.

Heidelberg. Prof. Dr. Karl Voßler.

II.

Ein Pfarrer, der mit seiner jungen, hochstehenden Frau in glücklicher Ehe lebt, ergibt sich dem Trunke und sinkt in Laster und Leidenschaft tief und tiefer. Lange müht sich die Frau, den Kindern die Schande des Vaters zu verbergen, dann, als das unmöglich geworden ist, sieht sie in dem Gesunkenen noch immer den Geliebten ihrer Jugend und findet den Entschluß nicht, den Schnitt zwischen ihrer Reinheit und seiner Verworfenheit zu führen. Lieber duldet sie Schmach und Mißhandlung in entsetzlichen Nächten, in Jahren der Erniedrigung, die sie dem seelischen Zusammenbruch nahe bringen. In der hellsehenden Tochter erwächst dagegen dem Vater die Feindin, die klar erkennt, daß nur im Tode des Säufers das Heil ihres Hauses zu hoffen ist. Einst bei der Heimkehr stürzt der Vater schwer zu Boden, die Tochter könnte ihn retten, aber reglos läßt sie ihn sterben. Und nun hält sie ihm die Totenwache, deren Stimmung über dem ganzen Buche waltet, in der aus Schuld und Schwere, die ihre Jugend niederzudrücken droht, aus der Schmach des Vaters und dem Leide der Mutter ihr hoffnungsbang, überwindend ein neues Leben zu sprossen beginnt. Alles Licht ist um die Gestalt der leidenden Mutter und der beherzten Tochter versammelt, keine Motivierung kommt dem sinkenden Vater zu Hilfe. Mit einfachen Mitteln, geschmackvoll und glaubhaft wenigstens in allem Innerlichen, ist der Roman sehr wohl imstande, stark und klar im Sinne seiner Tendenz zu wirken.

Freiburg i. Br. Alfred Götze.

III.

In der Verfasserin begrüßen wir ein unzweifelhaftes Talent, das noch mitten in seiner Entwicklung steht, eine solche aber deutlich zeigt. Vor ein paar Jahren eine Sammlung ganz harmloser Schulmädelgeschichten „Klasse Ib," ohne die tolle Ausgelassenheit, aber auch ohne die Berechnung der „Berliner Range", im ganzen mehr Eckstein als Thoma. Dann ein Fortschritt in den „Neuen Schulgeschichten" (aus der höheren Töchterschule); die Verfasserin verläßt den Pfad der bloßen Spaßmacherei und wendet sich einer vertieften Auffassung jener Konflikte zu, die in der Kinderseele in ähnlicher Ursprünglichkeit beobachtet werden können, wie sie Anzengruber bei den Bauern seiner österreichischen Heimat studiert hat. Auf diesem Gebiete der Kindertragik haben Sarah Hutzler, auch wohl Ernst von Wildenbruch („Das edle Blut"), Paul Victor u. a. Triumphe gefeiert. Alice Fliegel bleibt häufig noch in der Skizze stecken; sie deutet Konflikte an, aber sie führt sie nicht aus; sie gibt Momentbilder von starkem Stimmungsgehalt: die kleine Zerstreute, die für ihre rührende Hingabe an die schöne Gotteswelt leiden muß, die Hinkende, die sich vor Gram verzehrt, weil sie an

dem Spiel der gesunden Genossinnen nicht teilnehmen kann. Dazwischen auch wohl ein scharf satirisches Bild: der verbummelte Religionslehrer, der nach durchsumpfter Nacht die angelernten Phrasen so überzeugend anzubringen weiß, daß in den Reihen der Selecta kein Auge trocken bleibt, der Schulrat in gerührten Worten dankt und dem heuchelnden Säufer die erhoffte Anstellung sicher ist.

Diese letztere Figur, in der älteren Erzählung noch mit starker Verzerrung entworfen, scheint sich der Phantasie A. Fliegels scharf eingeprägt zu haben: sie steht, schärfer und kräftiger, wenn auch noch nicht mit unbedingter Lebenswahrheit herausgearbeitet, im Mittelpunkt ihrer neuen, größeren, ihrer ersten eigentlich epischen Arbeit; und sie wirkt nicht anekdotisch, von einem marionettenhaften Schulrat und einer vielköpfigen Klasse sekundiert; dem scheinheiligen, innerlich verkommenen Pfarrer, der die mißhandelte Frau für sich arbeiten läßt, um das Haus vor dem Untergange zu bewahren und das Geld für seine Nachtfahrten zu erpressen, steht als tragische Gegenspielerin seine Tochter Maria gegenüber, deren Jugend durch die Angst vor dem Trunkenbold verbittert, deren Liebe allmählich in blutigen Haß verkehrt wird. Und die innere Entwicklung dieser Kindergestalt gibt der „Totenwache" ihren eigentlichen Wert; für den Wechsel der Stimmungen in dieser näher verwandten Seele reicht die geschmeidige Sprache der Dichterin besser aus, als für die rohen Erzesse des Eheherrn, die Klagen der Mutter oder das Plappern des kleinen Bruders, das oft genug ins Altkluge verfällt. Alle andern Figuren sind durch die Seele Marias hindurchgesehen, mit der sich die Verfasserin innerlich völlig verschmelzt; so wäre es vielleicht besser gewesen, das Ganze als „Icherzählung" zu halten. Immerhin ist der Stoff mit geschicktem Griffe konzentriert: an der Bahre ihres Vaters sitzt Maria und hält Totenwacht: wie ein wilder, böser Traum huscht ihr ganzes früheres Leben an ihr vorüber von einem Sommertagsausflug an, wo sie zum ersten Male bange Sorge in den Blicken der Mutter las; da sah Maria im Antlitz des Vaters etwas Grauenhaftes aufflackern und wurde zum erstenmal Zeuge einer rohen Gewalttat gegen die Mutter; wie dann das Kind den Vater auf dem Sündenwege verfolgt, wie es die Familie schützt, als der Trunkenbold das Haus in Brand steckt, wie es die Mutter vor dem Selbstmord bewahrt; wie es schließlich den gefallenen Wüterich in seinem Blute liegen läßt, ohne ihm zu helfen, und wie es unter dieser Mitschuld an seinem Tode fast zusammenbrechen will, das alles ist mit zwingender, innerer Folgerichtigkeit entwickelt und ergreifend ausgearbeitet. Nur die äußere Handlung kann noch nicht voll befriedigen. Vater und Tochter gehen zu scheu aneinander vorüber, der Kampf beider Naturen, der bis zum letzten Sterbeblick fortdauert, mußte schärfer herausgearbeitet werden. Und die ganze rohe Wirklichkeit, einschließlich der Hartherzigkeit und Verständnislosigkeit der Verwandten, ist vielfach zu schematisch und zu düster gehalten, um künstlerisch zu wirken; leichter ertragen wir die gebrochenen Farben des Lebens; hier wäre ein kräftiger

Realismus in der Art Heinrichs von Kleist am Platze gewesen, eine anschauliche Schilderung, die mit Gefühlsprädikaten und moralischen Urteilen zurückhält. Und dieser Realismus sollte sich bis auf den Vortrag erstrecken: in einer Erzählung, die so tief an das Elementare im Menschen greift, frommt die wohlstilisierte Sprache nicht, in der die Mutter etwa ihren Gram und ihre Liebe ausdrückt. Man mag sich zum Naturalismus stellen, wie man will: man soll als deutscher Dichter nie vergessen, daß die deutsche Poesie durch die strenge und heilsame Schule der psychologischen Treue und des „gemäßen" Ausdrucks hindurchgegangen ist.

Heidelberg. Robert Petsch.

IV.

Ich fühle mich nicht zum Verteidiger protestantischer Pfarrer berufen. Aber es ist sehr merkwürdig, daß während sich früher die Dichtungen häufig mit dem seelischen Empfinden der katholischen Geistlichen beschäftigten, wenn sie nicht etwa wie seit den Tagen Boccaccios die Verfehlungen der Mönche und Welt-Geistlichen gegen das Keuschheitsgebot satirisch beleuchteten, sie nun mit Entschiedenheit und Schärfe gegen die sittlichen Gebrechen der protestantischen Geistlichen losziehen. Einen solchen Angriff versucht das vorliegende Buch. Es ist eine ganz kurze Geschichte, denn die 150 Seiten sind so weitläufig gedruckt, daß sie bequem auf die Hälfte hätten zusammengedrängt werden können. Der Vorgang selbst kann mit wenigen Worten erzählt werden: der Pfarrer Birkner, ein ausgezeichneter Prediger, der den Pfarrkindern seines Dorfes als Tugendspiegel erscheint, in Wirklichkeit ein gemeiner Gewohnheitssäufer, ein vollkommener Liederian, der seine Frau und drei Kinder verkümmern läßt, sie in rohester Weise behandelt, das jüngste Kind zu töten versucht, die ganze Familie in seinem viehischen Rausch zu verbrennen unternimmt, stirbt in schwerer Betrunkenheit bei einem unglücklichen Falle. Seine Tochter Maria, die ihre frühere Liebe in grimmigen Haß verwandelt hat und aus schwärmerischer Neigung zu ihrer furchtbar gequälten Mutter den Tod des Vaters herbeisehnt, läßt diesen lieblos sterben. Nicht der eigentliche Vorgang ist die Hauptsache, sondern die Charakteristik der Tochter und die Darstellung der unvergänglichen Liebe der Frau und Mutter zu ihrem Gatten trotz aller Schmach und Kränkung, die er ihr fortgesetzt bereitet hat. An dieser riesenstarken Liebe rankt sich die Tochter empor zur Vergebung und zu neuem Leben. Das ist poetisch, ein bischen wortreich, im ganzen aber psychologisch richtig dargestellt, nur muß man fragen, ist derartiges, wie es uns hier vorgeführt, also doch schließlich glaubhaft erscheinen soll, möglich? Kann ein solcher Säufer wirklich nach so langer Zeit eines gemeinen Kneipen- und Bordelllebens die geistige Kraft behalten, als Prediger, Lehrer und Seelsorger zu wirken? Kann ein solches Treiben, wenn es auch nicht im Dorf, sondern in der nahen Stadt vor sich geht, kann die stete Rückkehr eines völlig Betrunkenen in der Morgenstunde wirklich den Bewohnern eines Dorfes verborgen bleiben? Muß es nicht vielmehr entdeckt werden und die Gemeindemitglieder zu den schwersten Maßregeln zwin-

gen? Und endlich, ist es wirklich glaublich, daß derartiges in einem evangelischen Pfarrhause geschieht? Ich will mich, wie oben bemerkt, keineswegs zum Sachwalter der Mitglieder dieses Standes machen, aber Sache der Verfasserin wäre es gewesen, derartig Unglaubliches glaubhaft zu machen. Das ist ihr in keiner Weise gelungen, aber in der Charakteristik der Tochter und ihres Seelenzustandes, in der Vorführung der Frau hat die Dichterin Erschütterndes geleistet.

Berlin. Ludwig Geiger.

V.

Es ist ein tief ergreifendes Thema, das die Verfasserin mit großem Geschick behandelt hat, das Martyrium einer Frau, die an einen Trunkenbold für ihr Leben gefesselt ist, die in aufopfernder, unsagbar duldender Liebe Leid über Leid willig erträgt, die sich müht, die schwere Schuld ihres Mannes nach außen hin zu verbergen, um ihm Ehre und Amt zu retten, die bei allen Kränkungen und Demütigungen doch noch an die reine Liebe denkt, mit der sie ihm einst zum Altare folgte, und in der Stunde seines Todes sich anklagt, daß ihre Kraft nicht größer war. Und es ist das Martyrium von Kindern, die mit dem hehren Glauben der kindlichen Seele sich bei dem Vater geborgen wähnten, die sich voll Vertrauen an ihn schmiegten, wie ein Kind in seinem Vater ein höheres, stärkeres Wesen erblickt, die stolz auf ihn waren, und denen dann Stück für Stück ihr Glaube, ihr Vertrauen, ihr Stolz genommen wird, bis sie des Vaters ganze, gemeine Niedrigkeit erkennen und nun in dem jugendlichen Gemüt Ehrfurcht und Bewunderung in Haß und Verachtung umschlägt. Ein kleiner, eng begrenzter Abschnitt aus dem Leben wird uns vorgeführt; nur wenige Personen treten uns entgegen, die eine kleine Familie, aber vortrefflich gezeichnet, der Vater, der mehr und mehr im tiefsten Schlamme des Lebens versinkt, nachdem es nach der Geburt des letzten Kindes noch einmal schien, als ob das Bewußtsein der neuen Pflicht, für ein Menschenkindlein sorgen zu müssen, ihn wieder erheben und retten könnte, die still leidende Mutter, die alles erträgt in dem Bewußtsein: Es ist doch mein Mann!, die Tochter, in der die Empfindung für das große Leiden der Mutter durch einen Zufall erwacht, und die nun glaubt, für die Geliebte sorgen und wachen zu müssen, um sie zu schützen, ja, um sie von ihrem Elend zu befreien, und der kleine Hans, in dem ein so tüchtiger Kern steckt, der entschlossen das kleine Schwesterchen dem Vater entreißt, als dieser in seiner Trunkenheit selbst mit dem Leben der Kleinen spielt. Und äußerst geschickt ist der Rahmen, in den die ganze Erzählung gespannt ist; als der Vater gestorben ist, hält Maria auf Wunsch ihrer Mutter an seinem Sarge Totenwache, und was sie erlebt hat, zieht in der Nacht an ihrer Seele vorbei, von dem ersten Augenblicke, da sie verwundert die Roheit des Trunkenen gegen die Mutter beobachtete, bis zu jenem Tage, an dem sie ihn zufällig in einem entlegenen Teile der Stadt in einer gemeinen Kneipe verschwinden sah und, als sie ihm mit dem Mute der Unschuld folgte,

ihn mit eignen Augen erblickte, wie er ein feiles Weib auf seinen Knien hielt und ihm das Geld ohne Zaudern preisgab, das daheim mangelte, — und weiter bis zu dem letzten Morgen, als der Trunkene auf offener Landstraße starb und sie dabei stand und sich doch nicht entschließen konnte, ihm zu helfen und ihn aufzurichten, weil sie der Gedanke beherrschte: Möchte er sterben, dann ist die Mutter erlöst. Wir werden dabei in die tiefsten Tiefen des Menschenlebens geführt, und doch ist eine hohe Poesie über dem Ganzen ausgebreitet, und das Häßliche der Sünde und Schuld ist nur so weit angedeutet, daß es nirgends verletzt, dagegen erhaben und groß steht das heilige Duldertum vor unseren Augen.

Die Erzählung enthält keine lebhafte äußere Handlung; die psychologischen Vorgänge im Herzen der Frau und der Kinder bilden den eigentlichen Inhalt, in der Entwicklung ihrer Gefühle dem Vater gegenüber liegt der Fortschritt der Handlung. Dadurch, daß die Gedanken der Tochter bei der Totenwache die Ereignisse wie in einer Vision an uns vorübergleiten lassen, hat die Verfasserin selbst eine bestimmte Perspektive für das Ganze gewonnen, und wenn man sich diese vergegenwärtigt, wird man es auch leichter nehmen, daß die psychologische Zeichnung des Vaters Lücken aufweist; er erscheint uns zu sehr als Bösewicht, und wenn sich auch Andeutungen finden, daß hin und wieder die besseren Regungen bei ihm noch nicht völlig erstorben sind, für die Darstellung seiner inneren Entwicklung treten sie doch zu sehr zurück. „Mit jedem Tage", heißt es, „sahen es Marias erschrockene Augen klarer, daß ihr Vater nicht nur ein armer Trinker war, dessen Moral stückweise an seinem Laster zugrunde ging, sondern daß seine Seele von Grund aus viel Niedrigkeit hatte, der er beherrschungslos, mit hämischer Freude nachgab." Diese einseitige Zeichnung wirkt noch viel greller bei dem Beruf, der dem Vater zuerteilt ist. Mußte es wirklich ein Pfarrer sein, der so in trauriger Schwäche der inneren Verrohung anheimfiel? Gewiß ist der Kontrast um so schärfer, und Heuchler gibt es in jedem Berufe. Aber wer stets an der moralischen Besserung seiner Mitmenschen arbeitet, sollte dem nicht auch selber das Gewissen einmal schlagen? Wenn der Pfarrer, nachdem er in der Woche der Sünde seinen Tribut gezahlt hat, am nächsten Sonntag eine seiner schönsten Predigten hält, um hinterher gleich wieder ins Wirtshaus zu gehen, wenn er gerade gegen die Trinker unerbittlich ist, so fürchte ich, daß hier einseitig dunkel gemalt ist. Und ist es auch nur äußerlich wahrscheinlich, daß ein Pfarrer, der so auf die Achtung seiner Mitmenschen angewiesen ist wie keiner, Jahre lang als ehrbarer Mensch gelten kann, wenn er die Nächte hindurch in den elendesten Kneipen liegt, und daß er die Würde seines Berufes seinen Pfarrkindern gegenüber dauernd wahren kann, wenn ihn der Teufel Alkohol so wie diesen gepackt hat? „Sein Gesicht mit den blöden, hervorquellenden Augen, die den typischen Trinkerblick hatten, mit dem grausamen, höhnischen Mund, war kein Menschenantlitz

mehr." Und seine Gemeinde merkte nichts davon. Bei jedem anderen Berufe wäre die Schilderung natürlicher gewesen.

Das ist aber auch der einzige Vorwurf, der dem Buche zu machen ist. Vielleicht hat der Verfasserin hier noch die Fähigkeit gemangelt, einen männlichen Charakter, zumal in der Entwicklung zum Schlechten, wahrheitsgetreu zu zeichnen. Dagegen in der Frauenseele weiß sie zu lesen, und hier hat sie die feinsten Beobachtungen gemacht. Wie die Mutter versucht, den Kindern des Vaters Schuld zu verbergen, wie sie den Kleinen gegenüber heiter erscheint und ihnen den Sonnenschein der Kindheit erhält, wie sie noch, als sie das Schlimmste erfahren, sich doch weigert, von dem Manne fortzugehen: „Die Leute würden nach dem Grunde forschen, wenn wir ihn verließen, und seine Sünde ans Licht zerren", das ist alles so wundervoll empfunden und der Natur des Frauenherzens abgelauscht; wieviel Frauen, und nicht nur in den gebildeten Kreisen, gibt es, die so denken! Und wenn dann endlich das Leid zu groß wird und unter den ewigen psychischen Schmerzen ihre Kraft aufgezehrt ist, so daß sie sterben möchte, so ist auch das durchaus verständlich. Rührend ist es, wie die Mutter ihr müdes Haupt im Schoß der erwachsenen Tochter bettet, als sie im Walde spazieren gehen, und der beruhigende Schlaf sie überkommt. Es ist, als ob von der Reinheit der Mädchenseele Friede und Erlösung ausgeht. So klammert sich die Müde, Abgehetzte an sie an. Aber wenn das Ende des Leides nicht bald kommt, dann muß sie doch unter der Last zusammenbrechen, die sie viele Jahre getragen hat. „Es gibt Frauen, die haben immer einen Kinderblick und einen Kinderausdruck im Antlitz, selbst wenn ihre Haare weiß und die Wangen faltig werden. Das sind die mutigen, edlen Frauen, die tragen so viel willensstarke, kämpfende Kraft und siegende Keuschheit in sich, daß sie uns, selbst wenn sie durch Schmutz und Schlamm schreiten mußten, mit einem reinen Kinderlächeln entgegenkommen," und weiter: „Es war ein Heiligsein in ihrem Muttertum, eine Kraft in ihrem Glück und eine Schönheit in ihrem Leid. So stand ein Segen über ihrer Kinder Jugend." Das ist die alte germanische Auffassung der Frau, die uns immer davor bewahren möge, in niedrigen Materialismus zu versinken; inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, sagt Tacitus von den alten Germaninnen, „sie glauben, daß etwas Heiliges in ihnen wohnt und sie die Gabe besitzen vorauszusehen;" nur der Deutsche kann so den hehren Idealismus empfinden, der in der Frau und Mutter verkörpert ist.

Endlich die Tochter, die ihr Los von ihrer Kindheit an noch einmal durchlebt! Sie ähnelt der Mutter an Reinheit, aber ihr fehlt das beständige milde Verzeihen dem Vater gegenüber, das die Frau dem Manne gegenüber niemals verleugnet. „Sie sind nicht wie die Mutter," sagt der Pfarrer von seinen Kindern; und wir sehen es, wie die Liebe in ihnen erstirbt, weil sie nichts findet, woran sie sich halten könnte, so sehr sie auch sucht, wie das Martyrium der Mutter

sie zu strengen Richtern dem Vater gegenüber macht und Ekel, Abscheu und Haß stärker und stärker werden. Die innere Qual der Mädchenseele ist vorzüglich geschildert, der Widerstreit, der in ihr vorgeht, wenn sie ihre reinen Ideale und Träume mit der rauhen Wirklichkeit vergleicht. „Da erwachte eine große Sehnsucht nach Reinheit in ihr, und ihre Seele suchte nach etwas Schönem." Aber sie empfindet, daß in ihrer Lage und bei der Umgebung, in der sie lebt, ihr keine glückliche Liebe beschieden sein kann, so entsagt sie, ehe das Glück zu ihr kommt, und das nährt ihren Haß gegen den, der an ihrer aller Leid Schuld ist. Und wieder bröckelt ein Stück ihres kindlichen Vertrauens ab, als sie schließlich bei anderen Menschen Hilfe sucht: „Töricht ist, wer sein Leid zu den Menschen trägt!" Sie nehmen sich des Sünders an, und für die Unschuldigen haben sie nur Worte des Vorwurfs. Aber eine Pflicht hält sie aufrecht, die Liebe zur Mutter, zu deren Schutz und Rettung sie sich berufen fühlt; und als diese im Wahne der Verzweiflung zum äußersten entschlossen ist, da tönt es in ihr: Einer von uns beiden muß stark sein. Und als sie zuletzt den trunkenen Mann auf der Landstraße zusammengebrochen findet, wie trefflich ist da der innere Kampf zum Ausdruck gebracht. Das Mitleid treibt sie, ihm beizustehen, und sie betet: „Gib mir die Kraft, daß ich ihm helfen kann"; aber dann kommt das Bewußtsein, was sein Tod für sie alle bedeutet, und die andere Stimme läßt sich in scharfem Gegensatz zu dem Gebet vernehmen: „Dann wird deine Mutter sterben, dann werdet ihr alle elend sein." Und so schwankt sie, bis die Menschenliebe und das Mitleid in ihr siegt und sie sich zu dem Gefallenen bückt, als es zu spät ist.

Ein besonderer Schmuck des Büchleins ist die Sprache, und wenn, wie ich zu empfinden glaube, Frenssen bei ihr Pate gestanden hat, so darf er sich dessen nicht schämen. Es sind kurze Sätze mit schlichtem, doch nicht unpoetischem Ausdruck; und die prägnante Form der Gedanken, gut angebrachte Bilder in wenigen Worten geben ihr einen eigenen Reiz. „Sie fühlte nur, wie in ihrem Herzen eine große, böse Angst erwachte, die legte sich wie schwebende Nebel um ihren Blick." Der Satz ist bezeichnend für den Stil, auch wegen der Vermeidung der Relativsätze. „In der Stille der Nacht schickte sie ihre suchende Seele aus, auf daß sie den Weg zur Erlösung fände;" das ist stimmungsvoll; so etwa könnte es von Maria Landt auch heißen. Tiefe Innigkeit, gepaart mit wunderbarer Kraft, ist das Merkmal dieser Sprache, die wohl auf keinen ihren Eindruck verfehlen wird. Ich kann mir wohl denken, daß ein Mann sich nicht gerade sehr durch die Schilderung des Vertreters seines Geschlechtes angezogen fühlt, aber selbst dann wird er sich dem Banne der poetischen Darstellung kaum entziehen können.

Steglitz bei Berlin. R. Helm.

Szenenbild zu Strindbergs „Mittsommer".
3. Bild. Laubmarkt.
Skizze von Karl Grabow.

Jahrgang 1909

Szenenbild zu Strindbergs „Mittsommer“.
4. Bild. Klara-Kirchhof.
Skizze von Karl Grabow.

Szenenbild zu Strindbergs „Mittsommer".
5. Bild Tiergarten.
Skizze von Karl Grabow.

Szenenbild zu Strindbergs „Mittsommer".
6. Bild. Die Schanze.
Skizze von Karl Grabow.

Herbstgefühl.

(Martin Greif.)

Wilhelm Berger, Op. 73 Nº 1.

Langsam.

Gesang.

Klavier.

Wie fer - ne Trit te hörst du's schal - len, doch weit um-her ist nichts zu sehn, als wie die Blät - ter träu-mend fal - len und rau-schend mit dem Wind ver -

wehn.

pp Verschiebg.

p

Es dringt her - vor wie lei - - se Kla - gen,

p ohne Verschiebg.

allmählich lebhafter - f -

die im - - mer neu - - - - em Schmerz ent - stehn, wie

f

Weh - - - ruf aus ent - schwund - - nen Ta - gen, wie

11759

ste - tes Kom - men und Ver - - gehn.

ff *sfz* *zurück.*

Du

mf *haltend* *sfz*

hörst, wie durch der Bäu - - - me Gip - fel die

p

Stun - - den un - - - - auf - - halt - - sam gehn, der

crescendo *f*

stark beschleunigend *ff*

Ne - bel reg - net in die Wip - fel,

f *stringendo*

ff Lebhaft

zurückhaltend

Tempo I.

f du *sf* weinst und kannst es nicht ver - stehn.

m.s

p

rit.

pp

14759

Stich und Druck von C. G. Röder, Leipzig

Zu der Musikbeigabe.

Niemand hat wohl eine der Novellen Wilhelm Bergers gelesen, ohne sich an der in bezug auf Inhalt und äußere Form gleich feinsinnigen Dichtung zu erfreuen. Diese Vorzüge in der schriftstellerischen Tätigkeit seines Vaters sind unstreitig auf seinen gleichnamigen Sohn, den Komponisten Wilhelm Berger, übergegangen: schon in seinen Jugendwerken waren sie wahrzunehmen; je reifer er in seiner Kunst geworden, um so mehr hat er auf Formvollendung und erlesenen geistigen Inhalt seiner Tonschöpfungen hingearbeitet. In letzter Zeit sucht er offenbar mit vollem Bewußtsein neue Ausdrucksmittel für seine musikalischen Gedanken zu gewinnen: Plastik der Themen und Monumentalität des architektonischen Aufbaus sichert besonders seinen neuesten Tonschöpfungen größte Beachtung. Für den jungen Komponisten hat sich, als er noch in Berlin hauptsächlich als Klavierlehrer wirkte, Hans von Bülow interessiert, seine übrigens ungedruckt gebliebene „dramatische Ouvertüre" mehrfach zur Aufführung empfohlen. Ein merkwürdiger Zufall hat es dann gefügt, daß Berger, den Bülow auch später keineswegs den von ihm so gefürchteten „Größen der Spreemediokrität" beigezählt haben würde, den von ihm zu besonderer Bedeutung erhobenen Posten des Leiters der Meininger Hofkapelle übernehmen sollte.

Wilhelm Berger ist am 9. August 1861 in Boston geboren, aber in Bremen groß geworden, wohin seine aus Deutschland stammenden Eltern bereits 1862 übergesiedelt waren. Schon als Kind fielen ihm Melodien ein, die sein Vater für wert hielt zu Papier zu bringen. Regelmäßigen Unterricht auf dem Klavier und in der Theorie erhielt er vom achten Lebensjahre ab bei dem tüchtigen Musiker Kallmeyer, aber erst im Jahre 1875 (freilich noch immer recht früh) erschienen seine ersten Kompositionen, die Lieder Op. 1 und die recht ansprechenden Klavierstücke Op. 2. Die Bremer Verlagsfirma Praeger und Meier wandte dem jungen Komponisten ihr regstes Interesse zu; sie verlegte auch die erste Sonate für Klavier und Violine Op. 7 (für die zweite Op. 29 trat dann der große Leipziger Verlag C. F. Peters ein) und das melodienreiche, jugendlich-frische Klavierquartett Op. 21.

Bereits 28 Werke und zwar vorwiegend Lieder hatte Berger während seiner Gymnasialzeit veröffentlicht, als er im Jahre 1878 die Königliche Hochschule für Musik in Berlin bezog, um hier

höheres Klavierspiel bei Ernst Rudorff und die Finessen des Kontrapunkts bei Friedrich Kiel, dem unvergleichlichen Theorielehrer und hochbedeutenden, jetzt leider viel zu wenig beachteten, Komponisten zu studieren. Die Ableistung seines Militärjahrs unterbrach im Herbst 1884 diesen höchst fruchtbaren Unterricht. Da Kiel 1885 starb, kehrte Berger, dessen Studien so wie so vollendet waren, nicht mehr an die Hochschule zurück, sondern lebte nur seinem eigenen Schaffen, bis er 1888 eine Lehrerstelle an dem berühmten Klindworth-Scharwenka-Konservatorium annahm, die er bis 1893 bekleidete. Hand in Hand damit ging eine ziemlich ausgedehnte Konzerttätigkeit, die er auch heute noch, freilich nur im beschränkten Maße ausübt: sein technisch vollendetes Klavierspiel ist in hohem Grade ausdrucksvoll. Sehr lehrreich und für sein Schaffen befruchtend war es, daß er 1899 nach Heinrich von Herzogenbergs Tode die Leitung der „Musikalischen Gesellschaft", eines aus den besten Gesellschaftsklassen sich rekrutierenden gemischten Chors, übernahm. Welch Ansehen er in Berlin sich dann weiter errungen hat, kann man daraus schließen, daß er im Januar 1903 mit dem Titel Professor, Mitglied der Königlichen Akademie der Künste wurde. Eine gewisse Überraschung rief seine bald darauf erfolgte Ernennung zum Hofkapellmeister in Meiningen (an Stelle Fritz Steinbachs) hervor, da er bisher dem Orchester ziemlich fremd gegenübergestanden hatte, allein er wußte sich auch als Orchesterdirigent mit Ehren zu behaupten, als die Reisetätigkeit der an Zahl etwas verminderten Herzoglichen Kapelle wieder, wenn auch in beschränktem Maße, aufgenommen wurde.

Mit Ausnahme der Oper hat er sich auf allen Gebieten der musikalischen Komposition betätigt. Ohne ein sklavischer Nachahmer von Brahms zu sein, hat ihm dessen und auch Kiels Schaffen gewissermaßen als Ideal vorgeschwebt, doch sucht er seine Harmonik moderner zu gestalten. Unter seinen rund 100 gedruckten Kompositionen überwiegen die Gesangswerke. Von diesen nehmen wieder die „Lieder für eine Singstimme mit Klavier" die Mehrzahl ein. Ich empfehle der Beachtung besonders aus Op. 11 Nr. 1, aus Op. 24 Nr. 2 und 4, die zwei geistlichen Lieder Op. 49, aus Op. 57 Nr. 2, 4 und 5, die Werke 81, 88 und 90, auch den Zyklus „Eiland" Op. 35. Unsere Musikbeigabe ist ein treffliches Beispiel dafür, wie sehr sich Berger auf Tonmalerei verstand und den Dichter musikalisch zu ergänzen sucht; die wenigen Takte des Vorspiels geben von dem Textanfang („Wie ferne Tritte") eine recht deutliche Vorstellung. Eine ganz besonders köstliche Gabe für das musikalische Haus sind die 24 Volkslieder, die Berger für Mezzosopran und Bariton (oder Tenor) mit Klavier bearbeitet und in ganz eigenartiger Weise dem heutigen Empfinden angepaßt hat. Nicht unerwähnt seien hier auch seine Duette Op. 38. Seine Männerchöre scheinen mir weit weniger beachtenswert als die fast ausschließlich Perlen enthaltenden Frauenchöre Op. 84, 92 und 98, sowie die sehr wertvollen a capella-

Chorgesänge Op. 54 und 67, von denen das „Totenlied" besonders oft in Kirchenkonzerten gesungen wird. Am höchsten sind wohl die großen Chorwerke Bergers zu bewerten, in denen er auch das Orchester vortrefflich verwertet hat, um jede Situation und Stimmung der Dichterworte ansprechend und klar zum Ausdruck zu bringen. Es gilt dies schon von dem „Gesang der Geister über den Wassern" (Op. 55), „Euphorion" (Op. 74), in dem Preis-Männerchor „Meine Göttin", vor allem aber von den farbenprächtigen „Tauben" (Op. 83), dem erschütternden „An die großen Toten" (Op. 85) und dem „Totentanz" (Op. 86), der sich von berühmten Mustern frei hält und oft geradezu überraschende Einfälle bringt. Durch die drei letztgenannten Werke geht unleugbar ein großer Zug, der nur einem aus dem Vollen schaffenden, phantasiereichen Tondichter gelingen kann.

Von Orchesterwerken hat Berger bisher nur die Symphonie in B-dur Op. 71 veröffentlicht, die 1898 auf der Deutschen Tonkünstlerversammlung (in Mainz) als preisgekrönt aufgeführt wurde. Eine zweite Symphonie, für die u. a. Felix Weingartner im Berliner Opernhause eingetreten ist, ist bisher unveröffentlicht geblieben. Sehr gespannt darf man auf die Orchestervariationen mit Fuge Op. 97 sein, bei denen Bergers praktische Orchestertätigkeit jedenfalls Pate gestanden hat.

Von den Kammermusikwerken habe ich bereits seine beiden ersten Violinsonaten und das Klavierquartett erwähnt. Jede seiner weiteren Kompositionen dieser Gattung zeigt uns eine immer reifere Entwicklung. Ein frisch empfundenes, höchst liebenswürdiges und famos klingendes Werk ist das Trio Op. 69 für Violine, Bratsche und Violoncell. Großzügiger ist die Violinsonate Op. 70, in deren Scherzo origineller Humor steckt. Wie das Trio Op. 69 verrät auch das vom Verein „Beethovenhaus" in Bonn preisgekrönte Quintett für zwei Violinen, Bratsche und zwei Violoncelle Op. 75 ein bei einem Klavierspieler gar nicht zu erwartendes ausgezeichnetes Verständnis für das Wesen der Streichinstrumente. Es ist hochbedeutend, der erste Satz ein Muster feinsinniger Inspiration und Arbeit, das Adagio ist von warmer, blühender Empfindung durchdrungen. Ganz besonders reizvolle Klangkombinationen und vornehme interessante Gedanken enthält das Trio für Klavier, Klarinette und Violoncell, Op. 94, das Berger für seine Meininger Triogenossen, den leider vorzeitig gestorbenen, durch Brahms berühmt gewordenen Klarinettisten Mühlfeld und den Cellisten Piening, geschrieben hat. Machtvoller und breiter angelegt ist das als Huldigung für das Böhmische Streichquartett erschienene Klavierquintett Op. 95, dessen letzter Satz, eine Art Passacaglia (freilich im Viervierteltakt, Variationen über einen basso ostinato) einen imponierenden Abschluß bildet. Das neueste, noch ungedruckte Kammermusikwerk Bergers, sein Klavierquartett Op. 100 wird demnächst unter der Ägide Marteaus in Berlin aufgeführt werden.

Harmoniumfreunde wird es interessieren, daß Berger für dieses

Zu der Musikbeigabe

Instrument eine Suite (Op. 56) komponiert hat. Von seinen Klavierwerken möchte ich nur die von Edouard Risler öfters in seinen Konzerten gespielte Sonate Op. 76, die vier Fugen Op. 89 und die ein Seitenstück zu Brahms' sog. Händel-Variationen bildenden Variationen mit Fuge Op. 91 erwähnen. Höchst beachtenswert sind auch die, Bergers besondere Befähigung für diese noch immer unerschöpfliche musikalische Form beweisenden Variationen für zwei Klaviere Op. 61.

Unter den lebenden Tonkünstlern ist er jedenfalls eine sehr sympathische Erscheinung, sicherlich wert, daß sein Schaffen Beachtung in immer reicherem Maße findet. Da er in der Vollkraft des Mannesalters steht und an Selbstkritik es nicht fehlen läßt, dürfte er uns noch manche wertvolle Werke schenken.

Prof. Dr. Wilhelm Altmann.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, René Schickele, Dr. Curt Radlauer, Dr. Wilh. Hüttemann, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. C. Radlauer, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag Nord und Süd G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang Band 129 Mai 1909 Heft 386

Zu der Musikbeigabe

[illegible] eine [illegible] Suite (Op. 56) [illegible] hat. Von seinen Klavierwerken möchte ich nur die von Leonard Ricler [illegible] in [illegible] Konzerten gespielte Sonate Op. [illegible], die vier Fugen Op. 59 und die ein [illegible] zu Brahms' sog. Händel-[illegible] bildenden Variationen [illegible] Op. 81 erwähnen. Höchst beachtens[illegible] die Berge[illegible] [illegible]er [illegible] für diese noch [illegible] musikalische [illegible] bewiesenen [illegible] für [illegible] Klavier Op. 61.

Unter den lebenden Tonkünstlern ist er jedenfalls eine sehr sympathische Erscheinung, sicherlich wert, daß sein Schaffen Beachtung in immer weiterem Maße findet. Da er in der Vollkraft des Mannesalters steht und an Selbstkritik es nicht fehlen läßt, dürfte er uns noch manche wertvolle Werke schenken.

Prof. Dr. Wilhelm Altmann.

[illegible] Dr. Curt [illegible]lauer, [illegible] Jadessohn.
[illegible]lauer, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
[illegible] Fliegel Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
[illegible] Personennamens, zu adressieren an die Redaktion [illegible] Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32." oder "Breslau [illegible]hufenerstraße [illegible]".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W., Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin, Breslau, Leipzig).
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender A.-G., Breslau III.

Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang Band 129 Mai 1909 Heft 386

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Georg Simmel:
Die Kunst Rodins und das Bewegungsmotiv in der Plastik.

Rodin hat öfters betont, daß seine Kunst nur den großen Prinzipien der Antike und der Renaissance nachleben wolle. Angesichts der weltweiten Unterschiedenheit zwischen diesen Stilen und gerade den bedeutendsten Werken Rodins kann diese Äußerung ein Doppeltes bedeuten. Einmal, daß er den seelischen Rhythmus und das Lebensgefühl der Gegenwart ebenso treu und ebenso vernehmlich ausdrückt, wie jene großen Epochen der Plastik es für ihre Zeit taten, mit demselben unmittelbaren Herauswachsen aus den Wurzeln, aus denen die Zeit als ganze ihre Früchte treibt. Und dann dieses: daß seine Kunst die Linie fortsetzt, deren Richtung von jenen Erscheinungen festgelegt ist, daß diese die Stationen einer Entwicklung sind, in der seine eigne eine spätere markiert — so daß sie ihnen angegliedert ist, gerade weil sie in einer dadurch bestimmten Art eine andre ist. Um beider Gesichtspunkte willen wird es der Konfrontierung Rodins mit den großen Leistungen der früheren Plastik bedürfen, um ihre seelischen Fundamente und die Absicht ihres Stiles darzulegen und die Stelle zu bestimmen, die Rodin in der Geschichte der Kunst deshalb zukommt, weil er sie in der Geschichte des Geistes einnimmt.

Die griechische Plastik, in ihren echten und klassischen Gestaltungen, ist dadurch bestimmt, daß die ganze Idealbildung des griechischen Geistes auf ein festes, geschlossenes, substantielles Sein ging. Die Unruhe des Werdens, die Unbestimmtheit des Gleitens von Form zu Form, die Bewegung als das fortwährende Zerbrechen der festgefügten, in sich befriedigten Gestaltung — das war dem Griechen das Böse und Häßliche, vielleicht gerade, weil die Wirklichkeit des griechischen Lebens unruhig, zerrissen, unsicher genug war. So suchte denn die griechische Plastik, in ihrer besten Zeit, das Beharrende, die substantielle Form des Körpers, jenseits aller Sonderattitüden, die ihm durch die Bewegung des Körpers kommen, und seine anatomisch-physikalische Gestaltung, die eigentlich eine Abstraktion ist, weil in Wirklichkeit der Körper immer in irgend einer einzelnen, individuellen Bewegung ist. Nur ein Minimum von Bewegung hatte in

diesem Ideal der Antike Platz, weil jede Bewegung den Leib in der Ruhe seiner Festgeformtheit zu entstellen, ihn zu etwas Zufälligem und Vereinzeltem zu machen schien. Anderthalb Jahrtausende später hat dann die plastische Kunst der Gotik zum erstenmal den Körper zum bloßen Träger der Bewegtheit gemacht, hat die substantielle Sicherheit seiner Form aufgelöst. Sie entsprach damit der Leidenschaftlichkeit der religiösen Seele, die sich ihm, und zwar gerade seiner festen Materialität und selbstgenügsamen Geformtheit, eigentlich nicht zugehörig fühlte. Durch oft unnatürliches Strecken, Beugen, Dehnen drückte die Seele die Tatsache aus, daß sie sich eben nicht ausdrücken konnte und wollte, daß der Körper nur da war, damit die Seele sich von ihm entferne — und so entfernte er sich gleichsam von sich selbst. Ghiberti erst und vor allem Donatello bringen beides zusammen. Die Bewegung ist jetzt ihrem Sinne und ihrer Tendenz nach in den Körper übergegangen, sie ist nicht mehr das Symbol einer Verneinung des Körpers, sondern die Seele, die sich in ihr ausdrückt, ist durchaus die Seele des Körpers, der diese Bewegung trägt. Allein auch bei Donatello kommt die Zweiheit und Einheit der beiden Momente: der substantiell-plastischen Körperform und der passionellen Bewegtheit — noch nicht in der freistehenden Figur zum entschiedenen, starken Ausdruck, sondern nur im Relief, wo die Bewegung sich nach außen, in die Umgebung des Körpers hin, ausleben kann. Der Körper, als die dauernde Materialität in drei Dimensionen, ist noch nicht individuell und nicht gehalten genug, um die Bewegtheit — die Bewegtheit des Seelischen — in sich allein ausschwingen, in sich zurücklaufen zu lassen. Die Seele greift freilich nicht mehr, gleichsam an der Bewegung entlang, über den Körper hinaus ins Transzendente, aber sie ist noch nicht mit dem individuellen Sein gerade dieses Körpers ausschließlich und unverkennlich verbunden, man fühlt noch nicht die einheitliche Wurzel, die gerade diese organisch-plastische Gestaltung der Körpersubstanz und die momentane Bewegung als die Ausdrücke eines und desselben Seins aus sich hervorgehn läßt. Wenn man — mit allen Vorbehalten solcher allgemeinen Schlagworte — als den Sinn der Renaissance bezeichnen kann, daß sie Natur und Geist, die das Christentum auseinandergerissen hatte, wieder als Einheit zu empfinden und zu leben suchte, so ist nun die besondere Ausgestaltung dieses Problems, die in dem Verhältnis der plastischen Körperform zur Bewegung liegt — denn jene ist mehr naturhaft, diese mehr geistig —, erst durch Michelangelo endgültig gelöst worden. Die Bewegtheit des Körpers, die Unendlichkeit eines ruhelosen Werdens, das seine Gestalten ver-

künden, ist hier zum Mittel geworden, die substantielle, plastische Form des Körpers zum vollkommensten Ausdruck zu bringen: und diese Form erscheint von sich aus in jedem Falle als der einzig angemessene Träger eben dieser Bewegung, dieses unvollendbaren Werdens. Dies ist die Tragik der Figuren Michelangelos: daß das Sein in das Werden hineingerissen ist, die Form in die unendliche Auflösung der Form. Aber auf dieser Höhe der Künstlerschaft ist der Kampf zum Stehen gekommen, das antike Ideal und das der Bewegtheit haben ihr Gleichgewicht gefunden. Gegenüber den Körpern Michelangelos kommt einem garnicht der Gedanke, daß sie sich auch anders bewegen könnten; und umgekehrt: der seelische Vorgang, sozusagen der Satz, den die Bewegung aussagt, kann kein andres Subjekt haben als eben diesen Körper. Trotz aller Gewalt, ja Gewalttätigkeit der Bewegung weist sie doch nirgends über die geschlossene Umrißlinie des Körpers hinaus. Er hat eben das, was dieser Körper seiner materialen Struktur nach, seiner Formung als ruhende Substanz nach ist, zugleich in der Sprache der Bewegung ausgedrückt.

Von hier aus gesehn, rückt nun bei Rodin der Akzent durchaus auf die Bewegtheit des Körpers: das Gleichgewicht zwischen dieser und der Körpersubstanz, das er gewinnt, ist auf einer andern Wage gemessen, auf einer, die erst bei einem viel größeren Maß von Bewegtheit einsteht. Die Voraussetzung oder der Grundton der erreichten Harmonie, der doch noch bei Michelangelo der „reine Körper", die abstrakt-plastische Struktur war, ist bei Rodin die Bewegung. Sie ergreift bei ihm ganz neue Herrschaftsgebiete und Ausdrucksmittel. Er hat durch eine neue Biegsamkeit der Gelenke, ein neues Eigenleben und Vibrieren der Oberfläche, durch ein neues Fühlbarmachen der Berührungsstellen zweier Körper oder eines Körpers in sich, durch eine neue Ausnutzung des Lichts, durch eine neue Art, wie die Flächen aneinanderstoßen, sich bekämpfen oder zusammenfließen — dadurch hat er ein neues Maß von Bewegung in die Figur gebracht, das vollständiger, als es bisher möglich war, die innere Lebendigkeit des ganzen Menschen, mit allem Fühlen, Denken, Erleben anschaulich macht. Ebenso ist das Sichherausheben der Figur aus dem Stein, den Rodin oft noch Teile von ihr umfangen läßt, die unmittelbare Versinnlichung des Werdens, in dem jetzt der Sinn ihrer Darstellung liegt. Jede Figur ist auf einer Station eines unendlichen Weges erfaßt, durch die er ohne Aufenthalt hindurchgeht — oft auf einer so frühen, daß sie nur in schwer erkennbaren Umrissen aus dem Block herausragt. Und hiermit besonders greift das Bewegungsprinzip aus dem Werk auf den Beschauer über. Es wird ein

Äußerstes an „Anregung“ gegeben, indem die Versagtheit der vollen Form die Eigentätigkeit des Betrachtenden aufs stärkste herausfordert. Wenn die Kunsttheorie: daß der Genießende den Schaffensprozeß in sich wiederholt — irgend eine Wahrheit hat, so kann dieses nicht energischer geschehen, als indem die Phantasie das Unvollständige selbst zu vollenden hat und ihre produktive Bewegtheit zwischen das Werk und seinen Endeffekt in uns schiebt. Zweifellos ist die Bewegung dasjenige an uns, was dem *Ausdruck* am vollkommensten dient; denn keine andre Bestimmung unsres Seins ist dem Körper und der Seele gemeinsam, die Beweglichkeit ist gleichsam der Generalnenner für diese beiden, sonst einander unberührbaren Welten, die gleiche Form für das unvergleichbare Leben ihrer Inhalte. Und ebenso innerhalb der Seele selbst: gerade weil das Fühlen und das Vorstellen, das Wollen und die Phantasie *Bewegungen* der Seele sind, ist die *Bewegung* des Körpers geeignet, den Ausdruck abzugeben, der sie alle in sich sammelt.

Man kann die Bewegtheit der plastischen Figur, in ihrem Verhältnis zu deren beharrender Form, mit dem musikalischen Faktor der Lyrik und ihrem Verhältnis zu dem Gedankengehalte des Gedichtes vergleichen. Hier mag Goethes Lyrik jenes Gleichgewicht der Elemente zeigen, das der Plastik Michelangelos entspricht. Man möchte sagen, daß in seinen vollkommensten Gedichten oder in der Lyrik von Fausts Verklärung der Gedanke und der Klang deshalb eine so absolute Einheit bilden, weil jedes von beiden für sich auf seiner letzterreichbaren Höhe steht; der zeitlose Inhalt und die Bewegung, in der er sich sinnlich gibt, sind hier aus einer so harmonischen Vollendung des Schöpfers herausgewachsen, daß auch im Geschaffenen ein Jedes das Andre bis zu seiner Grenze durchdringt, nichts leerlassend und nicht darüber hinausragend, keines das Erste und keines das Letzte. Dieselbe Entwicklung aber des modernen Geistes wie bei Rodin verratend, wird in der Lyrik Stefan Georges die Musik des Gedichts — nicht nur die äußerlich-sinnliche, sondern auch die innere — zum beherrschenden Ausgangspunkt. Nicht als ob der Inhalt darüber zu kurz kommen müßte; aber das Gedicht wirkt, als ob ihn die Musik, die rhythmisch-melodische Bewegtheit, von sich aus erwachsen ließe. So also scheint bei Rodin das Bewegungsmotiv das erste zu sein und die plastische Struktur ihres materialen Trägers gewissermaßen zu kooptieren. Rodin erzählte, daß er oft ein Modell aufforderе, vielfache, willkürlich wechselnde Stellungen einzunehmen; dann interessiere ihn plötzlich die Wendung oder Biegung irgend eines einzelnen Gliedes: eine bestimmte Drehung der Hüfte, ein

gehobener Arm, der Winkel eines Gelenkes — und diesen Teil allein in seiner Bewegung halte er im Ton fest, ohne den übrigen Körper. Dann, oft nach langer Zeit, stehe die innere Anschauung eines ganzen Körpers in charakteristischer Pose vor ihm, und er wisse dann sogleich mit Sicherheit, welche von den auf jene Weise entstandenen Studien in diesen gehöre. Es hat also unzweifelhaft diese einzelne Gebärde, im Unbewußten weiterwachsend, sich den zu ihr gehörigen Körper sozusagen erzeugt, die Bewegung hat sich ihren Leib gebaut. Deutlicher kann der Unterschied gegen die Antike nicht bezeichnet werden, aber auch nicht gegen Michelangelo. Denn eine so vollkommene Einheit und Gleichgewicht der Elemente er erreicht — so ist sein Ausgangspunkt doch das klassische Ideal, die Substantialität und Geschlossenheit der anatomischen Form, die er nun erst mit der Glut und Impulsivität seines Fühlens in Fluß bringt, mit Bewegung durchdringt, bis beides sich ineinander restlos aufgenommen hat. Auch nähert Michelangelo, indem er der Bewegung den Dauerwert, das zeitlos Bedeutsame zu geben sucht, sie wieder dem Stabilen. Bei aller verzehrenden Leidenschaft in seinen Bewegungen sind sie doch immer in einem relativen Ruhepunkt erfaßt, in einer Ausbalanziertheit, in der die Figur eine Weile verbleiben kann. Darauf aber verzichten gerade die bedeutsamsten Gestalten Rodins, ihre Bewegungen sind wirklich die eines vorüberfliegenden Momentes. Aber in diesen ist der ganze Lebenssinn der Wesen so gesammelt, sie sind ihrem übermomentanen Sein so völlig verbunden, wie es sonst nur die substantielle, sich nicht ändernde Form der Körpererscheinung ist. Wie nun bei Michelangelo die Koinzidenz der beiden Arten, auf die wir uns körperlich darstellen: des Seins und des Bewegens — auf ihren letzten Wurzelpunkt, auf die Seele hinweist, auf die Renaissanceseele, mit ihrem Ideal harmonischer Ausgeglichenheit aller Wesenselemente — gleichviel, in wie weitem Abstand von diesem Ideal die Sehnsucht seiner Gestalten sich fühlt — so ist die Seele, die bei Rodin den Brennpunkt des Körperlich-Sichtbaren bildet, eben die moderne Seele, die so viel labiler, in ihren Stimmungen und selbsterzeugten Schicksalen wechselnder und deshalb dem Bewegungselement verwandter ist als die Seele des Renaissancemenschen. Das trasmutabile per tutte guise, das Dante von sich aussagt, und das gewiß für die ganze italienische Renaissance gilt, ist mehr ein Hin- und Herpendeln zwischen verschieden gefärbten Seinszuständen, von denen aber jeder in sich substantiell und eindeutig ist: zwischen Melancholie und Rausch, Verzagtheit und Mut, Glaube und Unglaube — während die moderne trasmutabilità ein kontinuierliches Gleiten ohne feste Ausschlags-

pole und Haltpunkte ist, weniger ein Wechseln zwischen dem Ja und dem Nein, als eine Gleichzeitigkeit von Ja und Nein.

Die hier fragliche Bewegtheit ist eine völlig andre als die im Barock oder in der japanischen Kunst. Im Barock ist die Bewegung nur dem äußerlichsten Anschein nach eine größere. Denn die Erscheinung hat den festen Punkt in sich — kantisch zu reden: das Ich der Apperzeption — verloren, das auch der leidenschaftlichsten Bewegung erst den Gegenwurf gibt, an dem sie ermessen werden kann, und das an der räumlichen Geschlossenheit des Umrisses anschaulich wird. Dieses Entgleiten des Ichpunktes ist für eine Zeit begreiflich, die den Persönlichkeitsbegriff der Renaissance verloren und den modernen, durch Kant und Goethe ausgebildeten, noch nicht gewonnen hatte; die entsprechend auch in dem theoretischen Weltbild den Mechanismus, das bloß kausale Fließen, das substanzlose und impersonalgesetzliche Spiel der Naturkräfte zu ihrem Schiboleth machte. So sind die Barockfiguren Konglomerate von Bewegungen, aber sozusagen nicht Bewegungen dieser *einen* bestimmten Person. In der japanischen Kunst — von der freilich hier die *Malerei* als Analogie heranzuziehen ist — bewegt sich überhaupt nicht der Körper, sondern nur die Linie des Körpers, der Zweck und Inhalt der Darstellung ist nicht der bewegte Körper um seiner selbst willen und aus sich heraus, sondern eine von dekorativen Gesichtspunkten aus bewegte Umrißlinie des Körpers. Erst wenn die Seele sich der Schwere des Körpers entgegensetzt, ihr Impuls seine Materialität nach aufwärts zieht, das bloß Naturhafte seines Bewegtwerdens ablenkt — kann sie in die Erscheinung treten; indem die japanische Kunst auf die Stoffsubstanz des Körpers verzichtet, findet die Seele nichts zum Beherrschen und Bewegen, was *ihre* Bewegtheit offenbarte.

Das Maß der inneren Bewegtheit ist bei Michelangelo gewiß kein kleineres als bei Rodin, aber sie ist eindeutiger, weniger problematisch, in *einer* Richtung höchster Intensität konzentriert; und diese Form verlangt zu ihrem Ausdruck kein so großes Maß äußerer Bewegung wie die vielspältige, vibrierende der modernen Seele, für die das einzelne Schicksal, das für Michelangelo ein definitives ist, vielmehr ein Durchgangspunkt einer aus dem Unbestimmten kommenden und ins Unbestimmte gehenden Wanderung ist, die die Wege ohne Ziele liebt und die Ziele ohne Wege. Die antike Plastik suchte sozusagen die Logik des Körpers, Rodin sucht seine Psychologie. Denn das Wesen der Moderne überhaupt ist Psychologismus, das Erleben und Deuten der Welt gemäß den Reaktionen unsres Inneren und eigentlich als einer Innenwelt, die Auflösung der

festen Inhalte in das flüssige Element der Seele, aus der alle Substanz herausgeläutert ist, und deren Formen nur Formen von Bewegungen sind. Darum ist Musik, die bewegteste aller Künste, die eigentlich moderne Kunst. Darum ist die spezifisch moderne Errungenschaft der Malerei die Landschaft, die ein état d'âme ist, und deren Farbigkeits- und Ausschnittscharakter der festen logischen Struktur mehr entbehrt als der Körper und die figurale Komposition. Und innerhalb des Körpers bevorzugt die Moderne das Gesicht, die Antike den Leib, weil jenes den Menschen in dem Fluß seines inneren Lebens, dieser ihn mehr in seiner beharrenden Substanz zeigt. Aber diesen Charakter des Gesichts hat Rodin dem ganzen Leib verliehen, die Gesichter seiner Figuren sind oft wenig ausgeprägt und individuell, und alle seelische Bewegtheit, alle Kraftstrahlen der Seele und ihrer Leidenschaft, die sonst am Gesicht den Ort ihrer Äußerung fanden, werden in dem Sichbiegen und Sichstrecken des Leibes offenbar, in dem Zittern und Erschauern, das über seine Oberfläche rinnt, in den Erschütterungen, die sich von dem seelischen Zentrum aus in all das Krümmen oder Aufschnellen, in das Erdrücktwerden oder Fliegenwollen dieser Leiber umsetzen.

Diese Bewegtheitstendenz ist die tiefgründigste Beziehung der modernen Kunst überhaupt zum Realismus: die gestiegene Bewegtheit des wirklichen Lebens offenbart sich nicht nur in der gleichen der Kunst, sondern beides: der Stil des Lebens und der seiner Kunst, quellen aus der gleichen tiefen Wurzel, deren Wachstumsformel freilich das unergründliche Geheimnis der Geschichte ist. Die Kunst spiegelt nicht nur eine bewegtere Welt, sondern ihr Spiegel selbst ist beweglicher geworden. Vielleicht ist dieses Gefühl, daß seine Kunst unmittelbar ihrem Stile nach und nicht nur wegen der Objekte, an die sie gewiesen ist, den Sinn des gegenwärtigen wirklichen Lebens lebt — vielleicht ist dies der Grund, weshalb Rodin selbst sich als „naturaliste" bezeichnet.

Empfindet man aber als das durchgehende Ziel der Kunst die Erlösung von den Trubeln und Wirbeln des Lebens, die Ruhe und Versöhntheit jenseits seiner Bewegungen und Widersprüche, so mag man bedenken, daß die künstlerische Befreiung von einer Beunruhigung oder Unerträglichkeit des Lebens nicht nur durch die Flucht in ihr Gegenteil, sondern auch gerade durch die vollkommenste Stilisierung und gesteigertste Reinheit ihres eignen Inhaltes gelingt. So ist es doch auch gegenüber der Natur: von der inneren und äußeren Unruhe und Gejagtheit des Lebens erlöst uns nicht nur die Starrheit der Alpen, sondern auch das unaufhörliche Wogen und Branden des Meeres. Die Antike hebt uns über die Fieber

und die problematischen Schwingungen unsrer Existenz, weil sie deren absolute Verneinung, die absolute Unberührtheit durch sie ist. Rodin erlöst uns, weil er gerade das vollkommenste Bild dieses in der Leidenschaft der Bewegtheit aufgehenden Lebens zeichnet; wie ein Franzose von ihm sagt: c'est Michelange avec trois siècles de misère de plus. Indem er uns unser tiefstes Leben noch einmal in der Sphäre der Kunst erleben läßt, erlöst er uns von eben dem, was wir in der Sphäre der Wirklichkeit erleben.

Kurt Aram:
Die Hagestolze. Roman.

F o r t s e t z u n g.

V.

Mabel zählt nun auch einen leibhaftigen Prinzen zu ihren Verehrern, einen, zu dem man Hoheit sagt. Da er nicht aus dem Norden stammt, ist es ein sehr jovialer, lustiger dicker Herr in den besten Jahren, und bei Prinzen dauern sie viel länger als bei andern Leuten. Aber er ist nicht nur Prinz, sondern auch Arzt, wie das jetzt bei Hoheiten immer mehr Mode wird, und er läßt sich lieber Herr Doktor als Hoheit nennen. Namentlich von Damen. Als Spezialität hat ihm der Hof die Erforschung der Lepra aufgezwungen, denn das ist eine ziemlich harmlose und ungefährliche Spezialität, weil es hierzulande keine Aussätzigen gibt. Aus eigener Vollmacht gibt er sich daneben noch als Spezialist für Frauenkrankheiten aus, denn er besitzt eine große Schwäche für Frauen. Die Untersuchungen besorgt er, die Operationen sein Assistent, ein ausgesucht tüchtiger Frauenarzt. Infolgedessen gelingen die Operationen meist und tragen dem Prinzen den Ruf eines ersten Frauenarztes ein. Unter den Damen der Aristokratie und daher auch unter den Damen aller Kreise, die gerne Aristokraten sein möchten, gehört es zum guten Ton, die prinzliche Sprechstunde aufzusuchen. Trotzdem der Prinz also eine große und unbequeme Klientel hat, ist er immer guter Dinge und munter.

Für gewöhnliche Sterbliche ist gar nichts Ungewöhnliches an dem Mann, der einen etwas schäbigen blauen Gehrock, einen ziemlich herabgekommenen Zylinder und graue Hosen trägt, die in den Knieen weite Ausbuchtungen haben. Er lacht und schwatzt und winkt und nickt und nimmt den Hut ab und setzt ihn wieder auf und schießt dann plötzlich mit großer Wichtigkeit von dannen, weil die Pflicht des Arztes ihn ruft. Dabei schaut er verschmitzt durch die Brillengläser, daß man denkt, auch wenn es zu einer

Operation geht, es handle sich höchstens um eine Untersuchung. Außerdem spielt er noch mit wahrer Leidenschaft Harmonium. Das ist alles. Aber die Damen sind wie verrückt auf dieses Wesen, weil es als Prinz in die Welt kam.

Ist es ein Wunder, daß Mabel, die Amerikanerin, auf diese Bekanntschaft stolz ist?

Sie hat mir selbst erzählt, wie es dazu kam. Sie litt an Migräne. Ihr Hausarzt war zufällig identisch mit jenem Assistenzarzt des Prinzen. Der brachte ihn zufällig mit.

Um sich, wie es scheint, einen Kuppelpelz zu verdienen, dachte ich voller Ingrimm, sagte aber nichts, denn Mabel hat mich gut gezogen, seitdem wir uns näher kennen.

Aber ich sammelte Nachrichten über diese Hoheit, die sich bei Mabel jedesmal vorher anmelden ließ, wenn es sie gelüstete, ein Stündchen mit der Amerikanerin zu plaudern. Diese Anmeldung bedeutete, daß so lange niemand anders bei Mabel vorgelassen werden durfte. Bei anderen Männern hätte sie das nie zugelassen, dieser aber war ja ein Prinz.

Er fährt immer im Auto vor und läßt es vor dem Hause warten. Seit einigen Tagen aber läßt er es etwas abseits halten.

„So mag Egmont zu Klärchen geschlichen sein", sagte ich zu Mabel.

Sie sah mich kühl an und erwiderte: „Er läßt das Auto nicht mehr vor meinem Hause halten, weil es dann sämtliche Kinder der Nachbarschaft unausgesetzt umlagern."

Ich verließ diesen Gegenstand und erzählte wie er sich eines Abends spät im Auto zu einem Theaterdämchen fahren ließ, aber dem Chauffeur nicht sagte, daß er wieder fortfahren solle. So wartete das prinzliche Auto denn die ganze Nacht vor dem Hause des Dämchens. Erst am hellen Tag kam der Prinz wieder herunter. Sein Auto wartete immer noch zum Gaudium der ganzen Stadt, die das Auto natürlich kannte. Mabel entrüstete sich nicht einen Augenblick, sie amüsierte sich köstlich.

Ich äußerte meinen Ärger darüber. Sie aber ließ sich nicht stören und behauptete, ich täte ja nur deshalb ärgerlich, weil ich eifersüchtig sei.

Alles Nachteilige, was ich nur in Erfahrung bringen konnte, tischte ich auf und tat aus Eigenem noch kräftig hinzu, aber Mabel ließ nicht von diesem Prinzen.

Was waren neben ihm all die jungen Kaufleute, Offiziere und Ärzte, die bei ihr verkehren? Jetzt lernte ich erst so recht kennen, was Eifersucht ist. Das wildeste, ungebärdigste Ungeheuer, das einen Menschen anfallen kann. Es hockt hinter deinen Augen und läßt sie nur noch Gift sehen. Jede harmlose Bewegung des geliebten Wesens ist nun in deinen Augen eine Koketterie, die Männer fangen will. Fremde natürlich. Es zieht hämische Linien um deinen Mund, daß er häßlich und gemein wird. Es frißt an deinem Herzen, daß es ganz armselig und kleinlich wird. Es macht sich breit auf all deinen Gedanken und läßt keinen bis zum Munde, bevor er häßlich und bösartig geworden ist. Du weißt das ganz genau und kannst es doch nicht ändern. Du weißt ganz genau, daß es dir bei dem geliebten Wesen nur schaden kann, aber das Ungeheuer ist stärker als all dein Wissen und Erkennen. Es macht dich hinterlistig und falsch und nimmt dir und dem geliebten Wesen jede Freude.

„Der Prinz bringt dich in der Leute Mäuler", sage ich zu Mabel.

„Die Leute sind mir gleichgültig", erwidert sie.

„Das darf es dir aber nicht sein!"

„Warum denn auf einmal nicht? Als ob die Leute nicht auch über mich redeten, weil ich fast jeden Tag eine Stunde bei dir verbringe."

„Das ist etwas anderes."

„Wieso?"

„Ich liebe dich."

„Das tut der Prinz vielleicht auch?"

„Er begehrt dich wie alle Weiber!"

„Jedenfalls benimmt er sich viel manierlicher als du."

„So nimm doch Vernunft an!"

„Das hast du nötiger als ich."

„Wenn wir mit einander verkehren, so können die Leute immer noch sagen, daß wir uns heiraten werden."

„Das will ich aber gar nicht. Wie oft soll ich das sagen!"

„Ich rede ja auch nur von den Leuten! Bei deinem Umgang mit dem Prinzen können sie sich nur etwas Schlechtes denken."

„Das tun sie bei allen Dingen. Wenn ich darauf hören wollte! Im übrigen ist das meine Sache, nicht deine."

Ich weiß ganz genau, jetzt werde ich etwas ganz Schlimmes sagen, das mir selbst gleich am meisten leid tun wird, ich würge daran herum, aber ich kann es nicht unterdrücken, es muß heraus, wenn ich ihm auch schnell noch eine möglichst höfliche Form gebe.

Ich sage: „Du machst mir also einen Vorwurf daraus, daß ich dich ins Gerede bringe?"

„Das ist mir gar nicht eingefallen."

Ich überhöre das geflissentlich und fahre fort: „Es wird dann wohl das beste sein, wenn du nicht mehr zu mir kommst. Dann bin ich wenigstens nicht mitschuldig!"

Wie dumm, wie ungezogen ich bin! Ich weiß es ganz genau, ich zittere davor, was sie nun antworten und tun wird. Am Ende sagt sie mir jetzt, daß sie mich liebt, fährt es mir durch den Kopf, und daß sie sich deshalb nichts aus dem Gerede der Leute macht.

Aber sie sagt überhaupt nichts, sondern steht einfach auf. Was soll sie auch anders tun? Aber ich bin außer mir darüber, wenn ich es mir auch nicht merken lasse. Kein Atom liebt sie dich! höhnt es in mir. Wenn sie dich nur ein ganz klein wenig liebte, müßte sie sehen, wie du leidest, und Mitleid haben. Statt dessen steht sie einfach auf, zieht sich die Handschuhe an, setzt den Hut auf und wendet sich zur Tür.

„Gestatte wenigstens, daß ich dich bis zum Tor begleite. Sonst fällt es den Leuten am Ende auf, wenn ich das heute nicht tue."

„Bitte", sagt sie, sonst nichts.

Ich gehe sehr langsam neben ihr her und zerbreche mir den Kopf, wie ich den Schaden wieder gut machen kann. Aber in mir höhnt es: da siehst du, wie gleichgültig du ihr bist. Am Ende ist sie sogar ganz froh, dich auf solche Weise los zu werden. Die Kehle ist mir wie zugeschnürt.

Wir stehen am Tor, wo wir uns gewöhnlich adieu sagen.

Sie macht einen Augenblick halt, sieht mir ins Gesicht und sagt: „Eben siehst du wirklich häßlich aus."

„Ich weiß, daß ich kein Prinz bin!" fauche ich.

Da lächelt sie ein klein wenig und hält mir die Hand hin: „Auf Wiedersehn."

Ich übersehe die Hand und sage mit einer lächerlich tragischen Miene und einer dumpfen Stimme: „Leb wohl!"

Sie wird rot vor Ärger und geht, ohne mich noch einmal anzusehn. Nicht einmal das bin ich ihr wert.

„So", sage ich, „aus ist's!" Ich recke mich, aber die Brust wird mir nicht weiter davon.

„Schafskopf!" knirsche ich mir zu. Aber nicht weil ich mich dumm und ungezogen benommen habe, sondern weil ich doch immer noch glaubte, sie liebe mich.

Im Gang steht Frau Bleiders, hat einen Lappen in der Hand und tut so, als reinige sie das Treppengeländer.

„Ich bin für niemanden mehr zu sprechen, hören Sie!"

Frau Bleiders nickt.

„Auch morgen nicht! Überhaupt nicht mehr!"

Frau Bleiders nickt wieder.

„So antworten Sie doch! Bin ich der Herr hier oder Sie?"

„Ich werde niemand mehr vorlassen, Herr Doktor."

Ich stürme in mein Arbeitszimmer, wo wir auch heute den Kaffee nahmen. Man spürt noch den Hauch ihrer Zigarette, den Duft ihres Parfums.

Es klopft zaghaft.

„Herein!"

Frau Bleiders fragt, ob sich mein Verbot auch auf die amerikanische Dame beziehe?

„Sie sind wirklich unsagbar dumm!" schreie ich. „Auf diese Dame bezieht es sich selbstverständlich nicht!"

Nun wird mir etwas leichter. Ich habe mich selbst überwunden, sie wird sich bis morgen auch überwinden, sie wird einsehn, welch einen guten Freund sie an mir hat, und doch wieder zum Kaffee kommen.

Fortan drehen sich all meine Gedanken um dies eine. Dreiundzwanzig endlose Stunden habe ich noch vor mir bis zu der Gewißheit, ob sie kommt oder nicht. Aber ich schwöre mir, in keiner Weise den ersten Schritt zu tun. So kann das nicht weitergehn.

Da ich mich vor mir selber fürchte, gehe ich aus. Wir haben einen schönen großen Park in der Nähe, da werde ich frische Luft schöpfen und mich erholen. Ich hatte nicht an all die Menschen gedacht, die dasselbe tun wollten und den Park mit eifrigem Geschwätz, Gelächter und fröhlichen Gesichtern füllten. Es ist schrecklich, unter ihnen wie eine Leiche herumgehn zu müssen. Man belauert jedes Lachen, jedes fröhliche Gesicht, als sei es persönlich gegen einen selbst gerichtet. Immer kommt man sich als Mittelpunkt und wichtig vor und weiß zugleich doch, wie töricht das ist.

Ist es wirklich möglich, daß es in einer Stadt so viel heitere Menschen gibt, Leute, die keine Sorgen haben, oder wenigstens nur solche, die sich, wenn man in den Park geht, vergessen lassen? Beruht das auf Leichtsinn oder auf kräftigem Lebensgefühl, das mir immer mehr verloren geht? Oder sind all diese lustigen Gespräche nur Maske, nur Schein, nur Lüge? Damit die andern nicht sehn, wie es einem in Wahrheit ums Herz ist? Damit die andern neidisch werden? Aus derlei Gründen macht ja jeder

ein heiteres Gesicht, wenn er auf einen Ball kommt oder zu einer größeren Gesellschaft geladen ist. Mabel würde natürlich sagen, das beruhe auf Selbstbeherrschung, daran erkenne man eben die gute Erziehung... Oder ist den meisten Menschen wirklich leichter, sowie sie sich in Massen beisammen wissen? Ein ganz normaler Herdeninstinkt? Hier würde Mabel wieder eine ärgerliche Bemerkung über meinen Künstlerhochmut machen!

In Wahrheit bilde ich mir durchaus nicht ein, mehr zu sein als die andern. In Wahrheit beneide ich sie nur. Nur der Neid gibt mir so großartige Worte und Gebärden!

Ich suche einsamere Wege auf. Aber alle Liebespaare tun das natürlich auch. Sie sind mir heute besonders unangenehm. Jede zärtliche Bewegung, jeder heiße Blick, jeder verstohlene Druck der Hand ist ein Hohn auf meinen Zustand.

Ich wende mich wieder zu den Hauptwegen, auf denen die Menschen einherziehen wie Raupenzüge auf der Wanderschaft. Ich treffe nicht ein Gesicht, auf dem deutlich und klar ein großes Unglück geschrieben steht.

Da kommt mir ein Einfall, ich mache kehrt und eile dem nächsten Friedhof zu. Es ist die beste Zeit, die Hauptbeerdigungszeit. In allen Nischen der großen Halle stehen Särge, warten geduldig und lassen alles über sich ergehen: Gebete, Predigten, Weihwasser, Kränze. Von alledem werden sie immer schwerer und müder. Und dann lassen sie sich mit unsicheren, unbeholfenen Bewegungen, wie man sie bei allem beobachtet, was einschlafen will, von vier Leuten zu ihrer Grube führen. Noch einmal ein Aufenthalt. Gebet, Segen, Weihrauchduft. Dann torkeln sie endlich schlaftrunken an zwei Seilen hinein in die „ewige Ruhe". Warum die zunächst Stehenden nur gerade jetzt diese Ruhe durch Weinen und Schneuzen stören? Seht ihr denn nicht, wie froh der Sarg ist, daß er nun endlich, endlich seine Ruhe hat?

Dieser Sarg enthält einen jungen Ehemann, denn seine Ruhe stört am meisten eine junge Frau. Dort wird ein erwachsenes Kind zur Ruhe gebracht, denn am lautesten weint eine Mutter, die schon graue Haare hat. Dabei ist das Ganze so monoton und einschläfernd. Auch die Lebendigen werden müde, und alle die Blumen duften so weich und matt und sehnsüchtig, wie sie es sonst nur spät am Abend in einem warmen Zimmer tun. Wie ruhig man auf so einem Kirchhof wird! Das ist das Ziel? Wozu sich plagen, wenn es doch bei allen, ob sie nun in ihrem Leben mehr gelacht oder geweint haben, das gleiche ist?

Da begegnet mir ein Kindersarg. Da packt mich das Grauen. Ein

Kindersarg ist etwas Entsetzliches. Er ist noch viel zu klein für die Erde, sein Inhalt noch viel zu leicht für den Tod.

Ich eile mit zitternden Knieen fort. Ein Kindersarg, das ist alle Ungerechtigkeit und Grausamkeit dieser Welt auf den kleinsten Raum zusammengetragen. Da weinen nicht nur Vater und Mutter und alle Umstehenden. Wie so ein Särglein dasteht, so rührend und hilflos und unfertig! Das legt sich nicht müde und schlaftrunken in sein Grab, das springt hinein, wie ein Verzweifelter von einer Brücke springt. Man hört, wie die Natur selbst aufschreit vor Schreck.

Es gab eine böse Nacht für mich. Kinderweinen folgte mir in meine Träume, und Kindersärge wehrten sich verzweifelt gegen das Grab. Was kann einem Menschen nach solcher Nacht noch geschehen?

Als es drei Uhr schlug am Nachmittag, kam Mabel, als wenn gar nichts geschehen wäre. Einen Augenblick wunderte ich mich. Aber hatte sie nicht ganz recht? Was war denn Großes geschehen? Ach, wie kleinlich kam ich mir vor.

Wir hatten eine sehr schöne Stunde mit einander, und von dem Prinzen sprachen wir kein Wort. Sie lag auf meiner Chaiselongue, trank Kaffee und rauchte Zigaretten. Wir plauderten wie alte gute Freunde. Ich merkte sehr bald, wie wohl ihr das tat, freute mich darüber und nahm mich auch weiterhin hübsch zusammen.

Sie blieb sogar eine halbe Stunde länger, was sie sehr selten tut.

„Heute ist es wirklich einmal behaglich bei dir", meinte sie und reckte sich. „Wenn du doch immer so wärst. Was für ein angenehmer Mensch könntest du sein, wenn du nur wolltest!"

„Ich möchte schon, aber es geht leider nicht immer."

„Immer?" Sie lächelte. „So gut will ich es gar nicht haben. Aber ab und zu sollte es so sein wie heute."

„Ich hoffe, das wird sich machen lassen."

Als sie dann wirklich ging, gab sie mir sogar aus freien Stücken einen kameradschaftlichen Kuß.

Ich hob den Finger wie ein Schulknabe.

„O je, jetzt wirst du gewiß wieder ungezogen!" meinte sie.

„Gewiß nicht."

„Also, dann sag's."

„Wollen wir nicht morgen einen Autoausflug machen?"

„Wenn du artig bist?"

Ich versprach es.

„Du, es geht so langsam!" sagt Mabel, als wir eine halbe Stunde gefahren sind. Sie sieht mich dabei ordentlich hilfesuchend an, was sie sonst nie tut. Das gehört zu ihren wenigen „weiblichen" Momenten, und schon deshalb fahre ich so gerne Automobil mit ihr. Bei solchen Fahrten hat sie doch zuweilen das Gefühl, daß ich, weil ich ein Mann bin, mehr vermag als sie.

Ich wende mich also zu unsern beiden Chauffeuren (wir nennen sie Max und Moriz, weil sie jung sind und wie rechte Lausbuben aussehn) und verlange, sie sollen schneller fahren. Das tun sie gerne.

Der Wind saust kräftiger um unsere Ohren, die Telegraphenstangen und Bäume laufen wie besessen am Weg vorbei, das Auto hört sich an wie eine Mähmaschine, die durch ein endloses Getreidefeld rast. Es läuft die Hügel hinauf wie ein Hase und springt die Hügel hinunter wie ein Schwimmer vom Sprungbrett. Und dann mäht es wieder dahin über die Landstraßen!

Mabel zeigt einen ganz weichen, hingebenden Gesichtsausdruck wie bei keiner anderen Gelegenheit im Leben. Und auch deshalb liebe ich es so sehr, mit ihr Auto zu fahren. Nur in solchen Augenblicken habe ich das Gefühl, daß wirklich eine Frau neben mir sitzt. Früher nutzte ich sie, um ihr verstohlen die Hand zu drücken, ihr Knie zu streicheln, und was dergleichen Verliebtheiten mehr sind. Das brachte sie aber sofort wieder zu sich, sie saß dann gleich wieder bolzengerade und steif und setzte ihr ablehnendes Gesicht auf. Seitdem begnüge ich mich damit, sie anzusehn und davon zu träumen, wie herrlich es sein muß, wenn sie liebt und dann auch außerhalb des Automobils ein solch hingebendes Gesicht macht.

Bei einer Waldwiese halten wir zum ersten Mal an. Wir pflücken uns einen großen Strauß Blumen. Jede kennt sie bei Namen, von jeder weiß sie etwas Besonderes zu erzählen, bei jeder entdeckt sie eine neue Schönheit. Wie ein eifriges Kind ist sie auf dieser Waldwiese. Sie hat nur Sinn für die Blumen. Ich trotte hinter ihr drein und komme mir zuweilen vor wie ein alter Bauer, der sein Füllen auf die Weide läßt. Unglaublich jung, geschmeidig und elastisch ist sie. Jede Bewegung trinke ich in mich hinein. Der alte Bauer hat eine große Freude an dem jungen Füllen und all den schönen Bewegungen seiner kräftigen Jugend.

Plötzlich wendet sie sich mir zu und sagt leise: „Schmachtlappen!"

Ich springe vor, aber sie ist schneller, so jagen wir uns über die Wiese. Max und Moriz schauen zu und schmunzeln. Sie sind viel, viel jünger als wir beide, aber viel gesetzter und verständiger.

Die Fahrt geht weiter.

An Seen vorbei, durch große Wälder, und am Horizont immer die hohen Berge mit ihren kleinen Wassern, die sich aus der Ferne wie Gletscherspalten ausnehmen. Wir sprechen kein Wort bei dieser rasenden Fahrt. Sie gibt sich dem angenehmen Gefühl des Fahrens hin, ich mich dem angenehmen Gefühl ihrer Nähe. Nur zuweilen, bei einem besonders schönen landschaftlichen Bild, werfen wir uns einen verstehenden Blick zu.

Zu Mittag rasten wir schon in einem kleinen österreichischen Bad, wo es Kellner im Frack, Table d'hote und unzählige Menschen gibt, die aus reiner Langeweile irgendeine Kur gebrauchen, die ihren Tag ausfüllt.

Wir machen, daß wir weiter kommen. Es geht immer tiefer ins Gebirge hinein. Nun stehen sie dicht um uns her, die hohen Berge. Auf ihrem kahlen Scheitel brennt die Sonne wie Feuer. Ganz still ist es ringsum, und auch wir fahren langsamer, fast geräuschlos. Mabel duldet, daß ich ihre linke Hand zwischen meine Hände nehme. So gleiten wir durch die schöne, wunschlose Welt. Einen Specht hört man klopfen, ein Falke schreit, ein Reh steht auf der Wiese und äugt, und aus dem Walde tönt zuweilen die Glocke einer Leitkuh. Mabel duldet, daß ich ihre Hand leise drücke, sie gibt den Druck sogar zurück.

Stunden vergehen so, wunschlos, gedankenlos, Berg und Wald und alles Getier, Max und Moriz und wir zwei beide, alles nur der Sonne und ihren Strahlen mit Andacht hingegeben.

Plötzlich ein aufgeregtes Schnauben zu unserer Linken. Über eine Waldwiese stürmen fünf Pferde auf uns zu. Der Sonnentraum ist vorbei. Vier Pferde von den fünfen kommen vor unseren Wagen, eines bleibt hinter ihm. Wir fahren schneller. Die vier Pferde vor uns setzen sich in kurzen Galopp, das Pferd hinter uns ebenfalls.

„Wie die Fürsten werden wir eskortiert!" rufen Max und Moriz und lassen die Huppe schreien. Die Pferde greifen toller aus. Wir auch. Eine wilde Jagd, der es auch nicht an Komik fehlt, denn es sieht außerordentlich komisch aus, wie die galoppierenden Pferde vor uns die Köpfe immer halb unserem Wagen zugekehrt halten, halb neugierig, halb ängstlich.

„Jetzt braucht uns nur ein anderes Auto entgegenzukommen, dann haben wir die Bescherung", sage ich.

Aber es kommt keins, und plötzlich stoppen Max und Moriz und lassen zugleich die Sirene wild aufheulen. Ganz entsetzt springen die Pferde vom Weg ab in die Wiese. Der Gaul in unserm Rücken folgt sofort dem

Beispiel seiner Kameraden. Max und Moriz lachen laut, denn das haben sie gewollt. Nun sind wir die Pferde wieder los.

Die Sonne wandelt langsam dem Horizont zu. Dann schenkt sie ihren Bergen und uns einen Untergang von unerhörter Schönheit. Mabel und ich werden ganz blaß über so viel Schönheit. Dies getragene Spiel all der Farben um uns her, heroisch, urweltlich ist es, daß einem der Atem vergeht. Und dunkler, tiefer werden die Farben, langsam, langsam löschen sie aus. Es ist Abend geworden.

Niemand hat mehr auf den Weg geachtet. Wir haben uns gründlich verfahren und werden wohl die halbe Nacht brauchen, um wieder nach Hause zu kommen. Max und Moriz lassen die Köpfe hängen, denn sie fürchten, gescholten zu werden. Ich warte auf Mabels Wink. Aber sie ärgert sich durchaus nicht. Ich ärgere mich erst recht nicht. Mir kann es nur angenehm sein, sie noch lange in meiner Nähe zu haben. Max und Moriz werden wieder guter Dinge, und wir rasten zunächst einmal bei einem guten Wirtshaus, um uns zu stärken. Wir haben ja noch eine lange Fahrt vor uns.

Der Mond geht heute erst spät auf. Wir haben eine dunkle Fahrt auf sehr schmalem Weg, der sich wie eine blasse Schlange hin und her windet. Rechts und links wird er von hohen Latten eingezäunt, so daß man ihn immer nur wenige Schritte weit übersehen kann. Dabei fahren Max und Moriz, so schnell sie nur können. Kommt uns ein Fuhrwerk entgegen, muß es eine Katastrophe geben. Nicht gerade ein angenehmes Gefühl. Wir beide starren immer nur auf den Weg vor uns und lauern auf jede neue Wegbiegung, ob nicht plötzlich das Unglück in Gestalt eines Bauernwagens vor uns steht. Plötzlich fahren wir beide in die Höhe. Eine kleine Brücke über einen kleinen Bach. Um's Haar hätten wir sie verfehlt. Dann war es aus. Aber während uns noch der Schreck darüber schüttelt, sind wir schon wieder meterweit von ihr entfernt.

Wir setzen uns wieder und bohren die Augen aufs neue in jede Wegbiegung. Es gehören gute Nerven dazu, das mehrere Stunden auszuhalten.

Um Mitternacht gelangen wir endlich auf einen besseren Weg, an dem ein einsames Wirtshaus liegt. Der Wagen muß neu mit Benzin gefüttert werden. Wir steigen aus und wollen ein Butterbrot essen, aber wir haben beide keinen Appetit, sowie es vor uns steht.

Moriz tritt zu uns und fragt, ob wir nicht lieber über Nacht hier bleiben wollen?

Mabel lehnt heftig ab.

„Warum so heftig?"

„Ich kann doch nicht mit dir zusammen in diesem Wirtshaus übernachten."

„Warum nicht?"

„Das weißt du sowieso."

„Ich vergesse immer wieder, wie prüde du bist."

Mabel zeigt ein hochmütiges Gesicht und schweigt.

„Aber ich könnte ja allein weiterfahren", meine ich.

„Danke, mir gefällt es ganz gut so."

„Die Nerven?"

„Ich bin nicht ängstlich."

„Das weiß ich, aber ein paar Stunden Schlaf wären trotzdem so übel nicht."

„Dann fahre ich allein", sagt Mabel.

Ich gebe Max und Moriz Bescheid. Man sieht es ihnen an, daß sie lieber geblieben wären. Aber mein Gott, sie müssen gehorchen, denn dafür werden sie ja bezahlt.

Glücklicherweise kommt der Mond für einige Stunden. Auch sind jetzt die Wege ja besser. Wir fliegen nur so dahin durch das matte Mondlicht. Eine romantische Fahrt. Ob Eichendorff sie geliebt hätte?

Der Mond verschwindet wieder. Die Nacht ist schwarz, und wir rasen dahin, als wolle sie uns verschlucken. Aber wir entfliehen der Finsternis nicht. Wenn nur endlich ein Baumstamm käme oder sonst ein Hindernis. Ein Krach, kopfüber flögen wir in die Luft, und alles wäre vorbei. Am Ende die einzig mögliche Lösung dieser Liebesgeschichte, geht es mir durch den Kopf. Aber es kommt kein Hindernis. Wir sausen weiter, immer weiter. Man verliert allmählich alle Zeitvorstellungen. Sind Stunden vergangen in dieser Finsternis oder nur Minuten? Mabel sagt kein Wort. Ich auch nicht. Eigentlich verdanke ich diese alberne Nachtfahrt nur ihrem Eigensinn.. Überhaupt, wenn ich es mir recht überlege, hat mir je ein Mensch schon so viel schwere Stunden bereitet wie dieser, den ich doch liebe?... Immer bitterer werden meine Gedanken, meine Gefühle... Bei Mabel wird es nicht anders sein, denn sonst spräche sie ein Wort... Aber was kann sie mir ernstlich für Vorwürfe machen, tue ich nicht alles, was sie will?

„Du scheinst sehr nervös zu sein", sagt sie plötzlich gereizt.

„Das kommt dir nur so vor.

„Wieso?"

„Weil du selbst nervös bist!"

Gott sei Dank, sie ärgert sich!

Nun kommen wir ins Zanken. Da fällt mir ein, wie dumm, daß du die schöne Dunkelheit nicht zu einem Kuß, einer Umarmung genutzt hast. Ich möchte das nachholen, aber es ist zu spät. Wir haben uns schon ordentlich festgebissen in unseren Zank. Worum er eigentlich ging, weiß ich nicht. Bei ihr entsprang er wohl dem Ärger darüber, daß ich mich ärgerte, weil sie nicht mit mir über Nacht in einem Dorfwirtshaus bleiben wollte.

Eigentlich war es recht komisch, daß wir in diesem rasenden Automobil mitten in der schwärzesten Nacht nichts anderes zu tun wußten, als böse mit einander zu sein.

Oder wollte sie dadurch das Aufkommen anderer Gefühle verhindern?

Im Osten kam eine leichte Dämmerung herauf und floß langsam auf uns zu. Ein kühler leichter Wind schien sie anzutreiben. Ich sah auf die Uhr, es war drei. Bald zeigte sich ein blaßroter Streif im Osten. Der Wind wurde immer kälter. Ich wickelte Mabel fester in eine schwere Decke. Jetzt zankt sie nicht mehr. Sie fühlt sich wieder sicher, nun es Morgen wird. O Weib, Weib! Ich glaube, du hast mich mit diesem Zank wieder einmal überlistet. Sie schaut vor sich hin und lächelt verstohlen. Ob sie meine Gedanken erraten hat? Wahrscheinlich. Ich bin und bleibe ein Dummkopf! Ein anderer hätte diese nächtlichen Stunden anders genutzt!

Mabel lehnt den Kopf weit zurück und schließt die Augen. Ihre Schönheit ist wirklich unbesiegbar! Wie eine andere Frau nach solcher Fahrt wohl aussehn würde?

Ich werde ganz heiter und ausgelassen und halte mich nur mit Mühe ruhig, damit Mabel nicht gestört wird. Lauter lustige Melodieen summen mir durch den Kopf. Ich muß die Lippen fest zusammenbeißen, daß ich nicht laut zu pfeifen anfange.

Es gibt doch nichts Herrlicheres auf der Welt als eine schöne Frau! Ich habe ja Zeit und Muße, sie zu betrachten. Es ist fast wie damals, als ich sie kennen lernte und an ihrem Bette saß.

Kurios, daß ich mich immer so wohl und ihrer sicher fühle, wenn sie die Augen geschlossen hat und schläft.

Erst als wir plötzlich langsam fahren, weil wir uns der Stadt nähern, wird sie wieder wach. Sie reibt sich die Augen wie ein kleines Kind, und dann gähnt sie herzhaft, und dann reckt sie sich. Geschmeidig und voller Kraft wie ein gesundes Tier. Ich erwische ihre Hand und küsse sie. Es ging beim besten Willen nicht mehr anders.

Wir halten vor ihrem Haus und steigen aus.

„Gute Nacht, Mädele, schönes!"

„Gute Nacht", sagt sie leise, müde, schlaftrunken.

Ich öffne ihr Haustor und warte unten, bis sie oben ist.

Plötzlich ruft sie mit heller Stimme: „So sollst du mich immer nennen!"

„Wie?"

„Mädele!" ruft sie und verschwindet.

VI.

Es wird jetzt wirklich höchste Zeit, daß ich mich rangiere. Gearbeitet habe ich in all den Wochen nur das Allernotwendigste, und das war wenig. Meine Einnahmen dementsprechend. Scheußlich ist es damit bestellt. Und es wird immer schwieriger, das vor Mabel zu verbergen. Mein Gott, wenn sie wüßte, was für ein armer Schlucker ich bin! Dann wäre alles aus. Und das gerade jetzt, wo sie gesagt hat, ich solle sie immer „Mädele" nennen. Gewiß ein gutes und sicheres Zeichen ihrer Neigung für mich.

Aber wie soll ich mich rangieren, wenn ich nicht arbeiten kann.

Ich überlege mir unausgesetzt die Sache mit dem System, nach dem ich in Monaco gewinnen will. Das wäre entschieden die einfachste Art, sich zu rangieren. Aber das Zero, das verdammte Zero, wogegen kein Kraut gewachsen zu sein scheint, das der Bank dem Spieler gegenüber immer einen außerordentlichen Vorteil gewährt. Wie umgehe ich bei meinem System die Gefahren des Zero?

Darüber habe ich viel nachgedacht, und plötzlich ist mir die Lösung gekommen. Das Ei des Kolumbus! Ganz einfach ist es. Kommt Zero heraus, so gebe ich meinen Satz nicht **en prison**, sondern buche ihn einfach als Verlust und spiele weiter, ohne mich irgendwie um das Zero zu kümmern.

Die Sache gestaltet sich also folgendermaßen: Ich will bei jeder meiner Serien dreißig Franken gewinnen und zerlege sie so:

5
10
15

Ich setze fünf Franken auf Rot. Rot verliert. Meine Reihe lautet:

5
10
15
5

Nun setze ich zehn auf Rot. Rot gewinnt diesmal. Also habe ich jetzt zu setzen 25 Franken. Diesmal kommt Zero heraus, das ich einfach als Verlust betrachte. Demnach lautet meine Reihe jetzt:

10
15
25

Nun setze ich 35 Franken auf Rot. Rot verliert wieder. Meine Reihe lautet:

10
15
25
35

Ich setze jetzt 45 Franken auf Rot. Diesmal soll Rot gewinnen. Bleibt als Reihe:

15
25

Ich setze jetzt 40 Franken auf Rot. Nehmen wir an, es kommt wieder Zero, so lautet meine Reihe:

15
25
40

Nun setze ich also 55 Franken auf Rot. Es kommt Schwarz. Die Reihe heißt:

15
25
40
55

Ich setze 70 Franken auf Rot, und da Rot ja auch einmal wieder gewinnen muß, bleibt für meine Reihe:

25
40

Ich setze nun 65 Franken auf Rot. Gewinnt Rot, so habe ich die bewußten 30 Franken gewonnen. Verliert Rot, so muß ich jetzt 90 Franken setzen. Und so weiter.

Uff, das ist doch eine einfache und klare Weise, sich zu rangieren. Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Die Sache muß gehn, wenn man sich von dem System nicht abbringen läßt, mit dem man zwar sicher, aber nicht gerade große Summen pro Tag gewinnen kann; und wenn man ein kleines Kapital

zur Verfügung hat, das auch eine ungünstige Chance, nämlich eine längere Serie der feindlichen, der Gegenfarbe, aushält. Einige tausend Mark dürften zu dem Zweck genügen.

Ich gehe in die Stadt und kaufe mir ein Kinderroulette, denn nun muß die Praxis zeigen, ob die Theorie meines Systems richtig ist. Ich zweifle zwar nicht daran, aber sicher ist sicher. Es heißt zwar immer, es gibt kein System, das in der Praxis etwas taugt, aber alle Systeme, die ich kenne, leiden daran, daß man mit ihrer Hilfe zu viel, zu große Summen auf einmal gewinnen will. Mein System tritt bescheidener auf. Wenn ich vier, fünf Stunden täglich im Casino „arbeite", so verdiene ich an schlechten Tagen vielleicht nur drei-vierhundert Mark, an guten höchstens sieben-achthundert. Nehmen wir eine Durchschnittseinnahme von fünfhundert Franken pro Tag. Bleibe ich vier Wochen dort, so habe ich fünfzehntausend Franken gewonnen. Das ist nicht gerade viel, aber immerhin ein ganz hübscher Anfang. Spielt man zwei bis drei Monate im Jahr, so kann man sich leicht fünfzigtausend Franken verdienen. Das sind vierzigtausend Mark, das genügt für den Anfang. Legt man jedes Jahr die Hälfte der Summe mit einigem Geschick in guten Industriepapieren an, so sammelt man mit der Zeit ein recht hübsches Kapital. Donnerwetter, was wird Mabel sagen? Ob sie dann auch einen Heiratsantrag von mir ablehnen wird?

Ich bringe mein Kinderroulette sorgsam nach Hause und schließe es sorgfältig ein, denn Frau Bleibers braucht nicht zu merken, was ich treibe.

Woher aber das Betriebskapital nehmen? Soll ich diesen oder jenen wohlhabenden Bekannten einweihen? Das wäre dumm. Es ist doch m e i n System, weshalb soll ich andere an seinen Vorteilen so ohne weiteres teilnehmen lassen? Später vielleicht einmal, wenn ich erst genug habe, aber jetzt noch nicht. So etwas spricht sich herum, schließlich kommt mir ein anderer zuvor, die Bank wird aufmerksam, ersinnt eine besondere Rankune gegen mein System, und dann kann ich wieder von vorne anfangen. Nein, auf diese Weise geht es nicht!

An irgendeinen Geldverleiher muß ich mich wenden. So viel Kredit werde ich doch noch haben, und auf Wucherzinsen kommt es mir nicht an. In Monaco bringe ich sie leicht wieder herein.

So, das wäre abgemacht, morgen suche ich mir einen Wucherer. So sind die Leute doch einmal zu etwas gut.

Ich telephoniere Mabel an und frage, ob das Mädele heute abend Zeit für mich hat? Aber natürlich ist sie versagt. Ärgerlich läute ich ab. Wie gerne hätte ich ihr von meinen Plänen erzählt, wie gerne hätte ich

heute eine besonders gute Flasche auf die helle und reiche Zukunft mit Mabel getrunken. Nun kann ich wieder alleine herumhocken.

In der Stadt fällt mir ein: da sitzen doch immer in dem Wirtshaus, wo ich früher verkehrte, einige Leute, die mit Wucherern zu tun haben. Vielleicht geben sie mir einen guten Rat? Je schneller ich mich rangiere, um so besser ist es.

Ich habe Glück, ich stoße gleich auf einen, der Geldgeschäfte vermittelt. Ich weiß das von früher her, als ein Bekannter ihn wiederholt in Anspruch nahm. Es ist ein grobschlächtiger, dicker Kerl, früher einmal soll er Matrose gewesen sein.

Ich setze mich zu ihm an den Tisch, an dem sich noch einige mir wohl bekannte Individuen zusammenfinden, die recht zweifelhafte Physiognomieen ihr eigen nennen, alle einen etwas wüsten Eindruck machen, sich aber durch dicke Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit Fremden gegenüber auszeichnen.

Da sitzt ein langer, dürrer, blasser Mensch, mit einem Ziegenbart. Er gleicht einem verhungerten Lehrer, nennt sich aber Agent. Ein Cyniker, der über alles schlechte Witze macht und nur vor einem ehrlichen Respekt besitzt, vor dem Gesetz. Im Strafgesetzbuch kennt er sich aus wie der Fuchs in seinem Bau; und es gibt keinen Paragraphen, der ihm nicht in all seinen verhängnisvollen Konsequenzen klar wäre, und dem er nicht durch irgendeinen Seitensprung — Hakenschlagen nennen es die Jäger — ein Schnippchen zu schlagen verstände. Den Offenbarungseid hat er längst geleistet.

Neben ihm sitzt ein blonder rosiger Jüngling, der immer lächelt und immer ein gutmütiges, dummes Gesicht macht. Er treibt einen Handel mit Ölbildern aller Art und jeden Geschmacks. Den Offenbarungseid hat er ebenfalls geleistet.

Der dritte im Bunde ist ein finster blickender, jähzorniger, galliger Kaufmann, dem der schwarze, wilde Vollbart etwas Dämonisches gibt. Er lebt vom Bankrottmachen. Er lebt ganz gut davon, befindet sich aber unausgesetzt in einem zähen Grimm darüber, daß er nicht von etwas anderem noch besser leben kann.

Wie lange war ich nicht mehr an diesem Tisch! Ich merke es sofort daran, daß ich kein Wort von der Unterhaltung verstehe, die mir vor Zeiten doch ganz vertraut war. Eine kuriose Unterhaltung. Es fliegt immer nur ein einzelnes Stichwort über den Tisch. Der eine greift es auf und wirft ein anderes Stichwort zurück. Flugs fliegt ein neues über den Tisch. Es ist wie beim Ballspiel. Nur daß der Uneingeweihte die Spielregeln nicht

kennt. Wenn dann für einen Augenblick Schweigen eintritt und der Lange, Blasse eine besonders cynische Bemerkung von sich gibt, kann man sicher sein, daß ein kleines Geschäftchen zu stande gekommen ist, ein Geschäftchen, welches das Gericht als unsauber bezeichnet und zu bestrafen pflegt. Es handelt sich in der Regel um „Schiebungen" aller Art, wie sie sich mit Wechseln, Häusern, Automobilen, Fahrrädern und ähnlichen Gegenständen vornehmen lassen.

Eine Weile lausche ich dieser Unterhaltung. Dann gebe ich dem früheren Matrosen einen kleinen, zärtlichen Stoß: „Sie, Sauermann!"

„Jawohl, Herr Doktor?"

Ich seufze leise, aber eindringlich.

Welch Zartgefühl diesen Leuten eigen ist. Zuerst empfiehlt sich der rosige Jüngling, dann geht der schwarzbärtige Kaufmann. Auch der Lange, Blasse will sich unter einem durchsichtigen Vorwand empfehlen, aber ich halte ihn unter einem ebenso durchsichtigen Vorwand zurück, denn ich kann den Fuchs vielleicht gebrauchen. Er rückt auch sofort näher zu mir hin.

„Womit kann ich dienen, Herr Doktor?" fragt Sauermann besorgt und zärtlich.

„Ich brauche Geld, Sauermann!"

„Sofort, Herr Doktor!"

„Aber nicht hundert Mark oder so, sondern viel Geld, gleich ein paar tausend Mark!"

„Wird gemacht, Herr Doktor, sofort!" sagt Sauermann mit großer Selbstverständlichkeit.

Mir wird ganz leicht ums Herz. Etwas schwieriger hatte ich mir die Sache doch vorgestellt.

Der Blonde, Blasse tut, als sei er taub. Aber seine kleinen Augen, die ins Grünliche spielen, schauen mit einer zähen ruhigen Aufmerksamkeit auf mich, wie ich es sonst nur bei Anglern kenne.

„Also, Herr Doktor!" sagt Sauermann aufmunternd.

„Fünftausend!" sage ich, doch ein klein wenig beklommen.

Sauermann lächelt leicht. Wie wenn man einem kleinen Kind, das Gehen lernt, Mut zulächelt.

„Aber es muß bald sein, Herr Sauermann!"

„Sofort, Herr Doktor."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Sofort, in wenigen Tagen, Herr Doktor!"

Herr Sauermann gibt seinem schweren Körper eine kleine Wendung

nach rechts, dem langen, blassen Herrn Weitisch zu. Dann beginnt zwischen den beiden die schon bekannte Art der Unterhaltung, nur daß sie mich jetzt noch mehr interessiert, denn diesmal geht sie mich ja wohl persönlich an. Sauermann wirft Weitisch einen Namen zu. Müller heißt er. Weitisch gibt einen Namen zurück. Schmidt heißt er. Es folgen noch eine lange Reihe von Namen, die das gemeinsam haben, daß sie alle ganz gewöhnlicher Natur sind wie die schon genannten. Endlich einigen sich die beiden über einen Namen, was ich daran erkenne, daß er zwei, dreimal hin und her fliegt. Maier heißt dieser Name.

Sauermann gibt seinem schweren Körper wieder eine Wendung nach mir zu, Weitisch stellt sich wieder taub.

„Auf wie lange, Herr Doktor?" fragt Sauermann mit großer Freundlichkeit.

„Auf ein halbes Jahr."

Sauermann läßt ein scheues, leises Hm vernehmen.

„Ist das zu lange?" frage ich erschrocken.

„Aber, Herr Doktor!" Sauermann lächelt wieder aufmunternd.

„Wissen Sie, das wäre mir einfach scheußlich gewesen!" sage ich etwas erregt.

Die grünlichen Augen des Herrn Weitisch angeln mit ihrer ruhigen Aufmerksamkeit nach mir.

Wieder gibt es eine kleine Unterhaltung zwischen den beiden. Diesmal sind mir nur zwei Worte verständlich: per anno und prima.

Es handelt sich offenbar um Wechsel, deshalb sage ich: „Auf die Zinsen soll es mir nicht ankommen."

Sauermann lächelt väterlich. Weitisch macht ein cynisches Gesicht, wendet sich zum ersten Mal direkt an mich und meint: „Das sagt man vorher immer!"

Ich setze Herrn Weitisch sehr eindringlich auseinander, daß ich auch in diesem Punkt anders bin als andere Leute. Er macht ein Gesicht dazu, aus dem ich nicht klug werde.

„Sagen wir also fünfzehn Prozent", meint Sauermann vorsichtig.

„Mir soll's recht sein", erwidere ich, „fünfzehn Prozent per anno." Ich bin stolz darauf, diesen Terminus technicus erwischt zu haben. Kaum aber habe ich das gesagt, bricht Weitisch in ein schallendes Gelächter aus. Immer lauter und schriller lacht dieser wenig angenehme Mensch.

„Sind Sie verrückt geworden?" rufe ich ärgerlich, denn alle Leute im Lokal werden aufmerksam. Das fehlte mir gerade.

Das Gelächter verstummt sofort. Weitisch entschuldigt sich.

„Na also weiter!" sage ich energisch.

„Per anno!" brüllt Weitisch, und diesmal lacht auch Sauermann.

„Zum Donnerwetter, was soll das, ich verstehe nicht, was es dabei zu lachen gibt?"

Es fällt den beiden offenbar nicht leicht, sich zu fassen, aber nach einiger Zeit gelingt es doch.

Nun rückt mir Sauermann ganz nah auf den Leib. So mit einer schonenden Besorgtheit, die alle Menschen annehmen, wenn sie einen Trauerfall mitzuteilen haben. Die fünfzehn Prozent beziehen sich nicht aufs Jahr, sondern aufs Quartal. Eine nette Bescherung, das muß ich sagen. Allen Respekt vor den Herren Wucherern. Ich schimpfe nicht wenig, aber es macht auf die beiden nicht den geringsten Eindruck, denn Herr Weitisch meint ganz kalt, billiger bekäme ich überhaupt kein Geld, darauf könne ich mich verlassen. Noch dazu auf ein halbes Jahr!

„Ist denn das so lang?"

Man klärt mich darüber auf, daß solche Geschäfte normaliter überhaupt nur auf ein Quartal gemacht werden.

„Also gut, auch mit einem Vierteljahr bin ich zufrieden."

„Nach einem Vierteljahr wollen Sie die fünftausend Mark schon wieder zurückzahlen?" fragt Sauermann im Flüsterton wie an einem Krankenbett.

„Das will ich allerdings."

„Man kann die Wechsel ja auch prolongieren", wirft Weitisch leise ein.

„Ist nicht nötig", erkläre ich bestimmt.

„Das weiß man nie so genau im voraus", meint Weitisch mit unbeweglichem Gesicht.

„Ich weiß es", erkläre ich. Dies Gerede des Herrn Weitisch finde ich einfach unangenehm. Wenn ich in einem Vierteljahr mit fünfzehntausend Mark plus den fünftausend Mark zurückkomme, werde ich doch noch fünftausend Mark zurückzahlen können? Was versteht Herr Weitisch davon? Er kennt ja nicht einmal mein System.

Sauermann behauptet, ihm knurre der Magen. Ich verstehe den Wink und lasse die Speisekarte kommen. Sauermann dankt und bestellt sich einen Braten. Weitisch bittet sich ebenfalls die Karte aus und nimmt ein Gulasch. Auch neues Bier bestelle ich. Es geht in einem hin. Bezahlen muß ich das Ganze ja doch.

Während des Essens erzählen die beiden unanständige Geschichten. Die des früheren Matrosen sind wüst und eindeutig, die des Herrn Weitisch

schlüpfrig und eleganter in der Form. Ich mag beides nicht, ich habe derlei nie gemocht, jetzt, wo ich Mabel liebe, erst recht nicht. Aber ich lasse die beiden gewähren, ich muß sie ja bei guter Laune erhalten.

Nachdem sie gegessen haben, sagt Sauermann: „Also fünftausend Mark?"

Ich nicke.

Sauermann trinkt bedächtig und umständlich einen großen Schluck, dann hustet er und wird unruhig.

„Fehlt Ihnen etwas, Sauermann?"

Sauermann versichert hoch und heilig, daß ihm nichts fehlt, nicht das geringste. Dann fragt er: „Müssen Sie die ganze Summe in bar haben?"

„Ja, wie denn sonst?"

Nun mischt sich wieder Weitisch ins Gespräch und macht mir klar, daß es leichter ginge, wenn ich wenigstens einen kleinen Teil der Summe nicht in bar nehmen wollte.

„Wie denn sonst?"

„Ein paar Bilder, eine Schlafzimmereinrichtung und vielleicht dreitausend in bar", wirft Sauermann hin.

„Was soll ich denn mit einer Zimmereinrichtung?"

Weitisch erklärt mir, daß ich sie ja verkaufen könne. Der Herr Maier habe ein Möbelgeschäft, und auf Geldgeschäfte lasse er sich nur ein, wenn man ihm zugleich Möbel abnähme.

„Ich finde, die Sache kompliziert sich", sage ich übel gelaunt.

Aber man redet so lange auf mich ein, bis ich sie wieder selbstverständlich und natürlich finde. Weshalb soll ich auch keine Schlafzimmereinrichtung kaufen, wenn ich sie gleich wieder verkaufen kann? Jeder Mensch hat seine Marotte, warum sollte Herr Maier nicht die seine haben?

„Also, dann fahr' ich morgen hinaus zum Maier", sagt Sauermann zu Weitisch, als ginge mich das gar nichts an.

„Wohnt der denn nicht hier?" frage ich neugierig.

„Nein, dieser Maier wohnt nicht hier, sondern in München", sagt Weitisch.

„Wenn ich morgen in aller Frühe losfahre, kann ich schon am Abend wieder hier sein", meint Sauermann zu Weitisch.

„Wie viel macht das? Das trage ich natürlich."

Aber Sauermann will lange nichts davon wissen, er will seine Unkosten erst ersetzt haben, wenn das Geschäft perfekt ist. Ich muß ihm das Geld direkt aufzwingen.

„Wenn Sie gar nicht anders wollen, Herr Doktor." Sauermann schiebt die vierzig Mark nachlässig in die Hosentasche.

Eine Weile sitzen wir noch stumm beisammen, wenn uns auch nichts mehr an einander bindet. Aber es sähe doch zu brutal aus, wenn ich gleich fortliefe. Die beiden andern scheinen für ihre Person dasselbe zu empfinden.

Endlich verabschiede ich mich. Morgen abend treffen wir uns wieder.

„Werden Sie das Geld gleich mitbringen?"

„Aber sofort, Herr Doktor", sagt Sauermann.

Auf der Straße begegne ich Lossow. Er stürzt auf mich zu.

„Ich weiß schon", sage ich, „hier hast du deine zehn Mark."

Zuerst ist er sprachlos, dann versichert er, daß er gar nicht daran gedacht habe, mich zu mahnen, dann steckt er das Zehnmarkstück zu sich; und nun will er einen Schoppen Wein mit mir trinken. Ich habe nichts dagegen.

Kaum sitzen wir, zieht Lossow sein Notizbuch, blättert herum, leckt am Bleistift und macht einen dicken Strich durch einen Eintrag. Er bezieht sich auf die zehn Mark, die er mir vor langer Zeit geliehen hatte.

„So, damit du siehst, daß alles in Ordnung ist." Er hält mir das Notizbuch hin, obgleich es mich gar nicht interessiert, da ich nun schon einmal die zehn Mark los bin. Aber er verlangt, daß ich mich davon überzeuge, daß er die zehn Mark gestrichen und jetzt keine Forderung mehr an mich hat. Er ist ein gräßlicher Pedant.

Dann muß ich den ganzen Literaturklatsch des letzten halben Jahres über mich ergehen lassen, über den er ebenfalls sozusagen Buch führt. Und für solche Dinge habe ich mich auch einmal interessiert? Heute kommt es mir ganz unglaublich vor. Herrgott, ein solches Idiotenzeug! Ich nicke nur ab und zu einmal, damit er sich wenigstens einbilden kann, ich höre zu. Aber mit der Zeit wird er doch mißtrauisch gegen mein Schweigen.

„Ach nein, wirklich?" werfe ich ein.

Nun ist er wieder für einige Zeit beruhigt. Leider dauert es nicht sehr lange. Ich nehme alle Kraft zusammen und sage: „Ja, die Bergdorf war immer ein Luder." Es ist eine Schauspielerin, von der er gerade spricht. Ich kenne sie gar nicht; aber so ein kräftiges Wort macht immer seinen Eindruck. Und warum soll gerade sie zufällig kein Luder sein? Es gibt ihrer ja so viele. Jedenfalls beweist mir Lossow jetzt, wie recht ich habe, und ich brauche infolgedessen nicht zuzuhören, was mir wieder die Hauptsache ist.

Wie konnte ich mich auch verführen lassen, mit Lossow hierher zu gehen. Ich hatte wahrhaftig ganz und gar vergessen, was er für ein Esel ist. Das heißt von meinem jetzigen Standpunkt aus.

„Mädele, Mädele", sage ich vor mich hin, aber ganz leise, damit Lossow es nicht hört.

„Was meinst du?" fragt er.

Ich antworte sehr laut: „Ich habe es doch immer gesagt, daß der Bergdorf, ihr Mann, ein Idiot ist!"

Lossow stimmt bei und begründet die Idiotie jenes Mannes, von dem ich nur weiß, daß er Theaterdirektor ist. Warum soll er also kein Idiot sein?

Wie dankbar Lossow für meine gute Unterhaltung ist. „Mädele, Mädele, Mädele!" murmele ich mir zum Trost.

Lossows Aufmerksamkeit brauche ich nicht zu fürchten. Ich habe ihm ein „Luder" und einen „Idioten" hingeworfen, das beschäftigt ihn gut und gern eine Stunde, derweil ich von Mabel träumen kann, nach der mich ganz plötzlich eine heillose, wilde Sehnsucht befällt.

Jetzt unterhalte auch ich mich einigermaßen.

So ist uns beiden geholfen.

Um eins bestellt Lossow eine Flasche Sekt, das sicherste Zeichen, daß er sich sehr gut unterhält.

Er hebt sein Glas, ich denke an gar nichts Böses, und schreit: „Was wir lieben!"

„Was?" entfährt es mir. Aber gleich habe ich mich wieder gefaßt und sage: „Prosit!"

Wie neugierig er dreinblickt.

„Sag mal, ist dir das nicht auch schon aufgefallen, der Sayler ist doch wirklich ein enormer Schafskopf!"

Aber diesmal antwortet Lossow nur ganz kurz mit: „Ja."

„Also prosit, auf das Wohl deiner Frau!" rufe ich.

Sein vertrauliches Grinsen muß nun wohl oder übel für einen Augenblick verschwinden. Auf das Wohl seiner Frau trinkt man mit einem ernsten und tugendhaften Gesichtsausdruck. Wenn ich ihn nur länger dabei erhalten könnte. Ich frage flugs, wie es denn eigentlich mit seinem neuen Werk stehe. „Ich habe schon so viel davon gehört, kann mir aber absolut kein Bild von den Vorgängen und Charakteren machen", lüge ich.

Er meint, es handle sich allerdings um eine etwas komplizierte Arbeit, über die er sich aus diesem Grund nicht noch zu so später Nachtstunde auslassen könne.

Uns beiden ist alle gute Laune vergangen. Ihm, weil ich ihn an der Frage zu verhindern suche, die ihm auf der Zunge brennt. Mir, weil ich ganz genau weiß, was er fragen will.

Aber Lossow kann brutal sein, wenn es darauf ankommt. Er faßt sich bald, grinst, zwinkert mit den Augen und sagt: „Na prost, du bist ja fein heraus zur Zeit!"

„Davon weiß ich selbst garnichts", meine ich mit großer Unschuld.

Lossow wird sentimental. Wir seien doch immer gute Freunde gewesen. Ich wisse doch, wie hoch er mich schätze. Er habe mir doch auch stets Vertrauen gezeigt. Was denn eigentlich zwischen uns vorgefallen sei, daß ich jetzt so zurückhalte? Und so weiter.

Ich lasse ihn gewähren, bleibe ungerührt wie ein Bleistift und stumm. Gleich wird er zu weinen anfangen.

Ich raffe mich auf und sage: „Du hast da offenbar eine Anspielung machen wollen auf eine Dame, mit der ich in letzter Zeit häufiger gesehen wurde. Ich erkläre dir in aller Freundschaft, daß ich nicht das geringste mit jener Dame habe, und daß ich jedem über den Kopf komme, der irgendeine anzügliche Bemerkung darüber macht."

Er versichert, daß ihm nichts ferner liege, daß er sich nur aus ehrlicher Freundschaft daran gefreut habe, weil die Dame sehr schön sei.

„Du hast dir die Sache also doch als ein Verhältnis vorgestellt?"

Er windet sich hin und her. Dabei sei doch nichts Schlimmes. Er sei doch gewiß nicht so. Man nehme eben mit, was man kriegen könne.

„Das verbitte ich mir!"

Lossow lächelt. Er scheint immer noch nicht an den Ernst meiner Auffassung zu glauben, der Narr.

„Du bist aber sehr verschossen!" meint er vertraulich.

„Nimm dich in acht!"

Jetzt wird er ärgerlich und macht mir Vorwürfe. Er mir!

„Echauffiere dich doch nicht so! Du bist sehr vollblütig, mein Lieber, und hast einen kurzen Hals."

Er wird immer zorniger, denn eine Anspielung der Art verträgt er nicht. Ich werde immer ruhiger und objektiver. Der Mann ist so komisch in seiner verärgerten Aufgeregtheit. Die Backen glühen und wackeln, die Adern schwellen, die Beinchen trampeln, und der Bauch bläht sich wie ein Segel vor dem Winde.

„Gib nur acht, gleich segelst du in eine große Unannehmlichkeit hinein", spreche ich laut zu seinem Bauch. Lossow versteht meinen Gedankengang nicht, stutzt und verbittet ihn sich dann, was verärgerte Leute in solchen Fällen, wo sie nichts Besseres wissen, immer tun.

Jetzt macht mir die Sache Spaß, ich reize ihn immer mehr. Er wird

rot wie ein Krebs. Ich komme ihm zuvor, erhebe mich und sage: „Morgen schicke ich dir meine Sekundanten. Es soll mir ein Vergnügen sein, dir ein Loch in den Bauch zu schießen. Es kann ihm nichts schaden."

Während er noch an diesem Ausspruch würgt, zahle ich und gehe.

So, das tat wohl. Es soll nur einer versuchen, das Mädele schief anzusehn. Dem werde ich heimleuchten! So eine schmutzige Gesellschaft!

Ich suche nach einem Auto, um heimzufahren. Ich finde keins. Also werde ich noch einen Schoppen trinken. Ich untersuche meinen Geldbeutel. Donnerwetter, das hätte ich nicht gedacht. Weit über sechzig Mark hat mich der heutige Abend gekostet. Daß man auch so viel Geld ausgeben muß, wenn man zu Geld kommen will! Ich bin total abgebrannt und muß zu Fuß nach Hause gehn.

Fortsetzung in der Juni-Nummer

Johannes Schlaf: Das Idol Hebbel.

Friedrich Hebbel ist nicht nur hofbühnenfähig, er ist sogar das Idol des neusten dramatischen „Aufschwungs“ geworden, der inzwischen freilich recht bedenklicher Weise bei der Reinhardtschen Kulisse angelangt ist.

Aber wäre das Idol Hebbel vielleicht nichtsdestoweniger etwas, das wir uns nachgerade nun auch schon wieder abgewöhnen könnten? Das ist wenigstens meine, und zwar, wie man sehen wird, sicher nichts weniger als unbegründete Ansicht. — Denn Hebbel ist weder der Psycholog, noch ganz und gar der große und geniale Dramatiker, zu dem er augenblicklich aufgebauscht wird, und im günstigsten Falle zwar ein nicht unwichtiger Problem s t e l l e r, nichts weniger aber als derjenige, der ein neues und sicherlich sehr bedeutsames Problem auch organisch folgerichtig und dramatisch durchzuführen verstanden hat. Hebbel ist überhaupt kein Dramatiker. Hebbel ist Lyriker, er ist einer unserer größten Balladendichter, und er ist der Verfasser der als modern menschliches Dokument wichtigen Tagebücher; aber er begann sich von dem Augenblick an zu überheben und in die Irre zu gehen, wo er sich zum dramatischen Tragiker berufen glaubte.

Das werde ich im folgenden an der Hand der kritischen Durchmusterung einer seiner höchstgeschätzten Tragödien, und zwar von „Herodes und Mariamne“ dartun.

*　　　*　　　*

Sehen wir zu, wie Hebbel das Problem von „Herodes und Mariamne“ stellt und wie er es durchführt.

Man wird den dramatischen Problemsteller Hebbel auf folgende Formel bringen müssen: Es interessiert ihn der Konflikt einer verfeinerten Weiblichkeit mit einer brutalen, starr gewordenen, rückständig gebliebenen Mannheit; oder noch kürzer ausgedrückt: Es interessiert ihn der Konflikt eines neuen Weibes mit dem bisherigen Manne. Das ist der Konflikt von „Gyges und sein Ring“, und es ist vor allem der Konflikt von „Herodes und Mariamne“. Es spielt ferner in „Maria Magdalena“ hinein, denn die unglückliche Klara ist eine Suchende; und es bringt sich

in den „Nibelungen“ in der so wichtigen Konstellation Gunther-Brunhild-Siegfried zum Austrag.

Mit dieser sicherlich also sehr wichtigen Problemstellung besagt Hebbel allerdings einen recht bedeutsamen Vorschritt des deutschen Dramas gegen unsere Moderne her; und das mag denn auch bis zu einem gewissen Grade das Interesse rechtfertigen, das er heute bei uns findet. Wie bedenklich Hebbel aber in der psychologischen und dramatischen Durchführung dieses hochwichtigen Problems versagt, das wird uns gerade „Herodes und Mariamne“ nur zu drastisch vor Augen rücken. —

Sehen wir zu.

Gleich von vornherein stoßen wir auf einen sehr bedenklichen Fehler; einen Fehler, der uns bereits zu verraten scheint, wie wenig konzentrisch Hebbels Konzeption und seine seelische Durchdringung des Stoffes gewesen ist und wie flüchtig er zudem seine Vorstudien betrieben haben muß.

Nämlich: es fehlt dem Stücke das, was die frühere Theorie des Dramas die Vorfabel nannte.

Es sind ja nun gewiß wohl Fälle denkbar, wo sie fehlen darf; obgleich das sehr eingeschränkte Fälle sind, und solche, wo der Dichter sich uns weder über das Milieu seines Stoffes, noch über seine Personen, noch über die Wurzeln seines Problems näher zu erklären braucht, weil uns das alles von vornherein bekannt, vertraut, geläufig ist; oder auch weil es geradezu die Pointe des Dichters sein will, und der Reiz, den er auf uns zu üben beabsichtigt, daß die Vorfabel fehlt. Das ist denkbar. Und ferner wissen wir, daß die Vorfabel ja nicht streng schematisch, wie früher, im Stück lokalisiert zu sein braucht; mit freier Beweglichkeit kann und darf der Dichter sie, wo er will und wie es sich mit seinen Zwecken vereinbart, zutage treten lassen. In einem gewissen Sinne vorhanden sein muß sie übrigens natürlich immer und in jedem Falle; d. h. man wird die Möglichkeit haben müssen, sie sich wenigstens selber genau konstruieren zu können, oder sie allerdeutlichst herauszufühlen.

Ich kann mir nun zwar vorstellen, daß dieser und jener gewisse Bestandteile einer Vorfabel aus „Herodes und Mariamne“ zusammenbringen könnte: aber es käme doch wohl vor allem zunächst darauf an, was gerade in diesem Drama Vorfabel zu sein hat!

Da Hebbel sein Drama gänzlich auf den persönlich gattlichen Konflikt zwischen Mariamne und Herodes gestellt und konzentriert hat, so wird alles darauf ankommen, daß wir über das, was die im Stücke vor sich gehende Austragung dieses Konfliktes vordem und bisher allmählich bedingt und gezeitigt hat, genau und sorgfältig unterrichtet werden, mit welcher technischen Methode auch immer; selbst die streng und starr schematisch an den Anfang lokalisierte Vorfabel von ehedem würden wir Hebbel gelten lassen, wenn sie nur sonst leistete, was vonnöten ist.

Nun, der, nochmals, sehr bedenkliche Fehler von „Herodes und Mariamne" ist aber, daß dem Stücke die Vorfabel in diesem Sinne, also so recht eigentlich *seine* Vorfabel, durchaus fehlt! *Wir nehmen nicht das Mindeste davon wahr, wie das, was sich zwischen Herodes und Mariamne vollzieht, vorbereitet hat!*

Zwar erfahren wir gleich im Anfang, daß Herodes den Bruder der Mariamne, Aristobulos, im Bad hat erdrosseln lassen, und daß Mariamne sich aus diesem Anlaß für einige Tage in ihre Gemächer zurückgezogen hat; aber ganz abgesehen davon, daß das immer nur erst der *äußerliche* Anlaß des Konflikts sein würde, erfahren wir ja zugleich auf das unmißverständlich bestimmteste, daß dieser Tod des Aristobulos weder für Mariamne in Betracht kommt, noch auch dem Herodes eine besondere Veranlassung gibt, Mariamnes Liebe zu mißtrauen. Also kann der Tod des Aristobulos als Vorfabel nicht in Betracht kommen; oder allerhöchstens insofern, daß er motiviert, weshalb Mariamne sich für einige Tage in ihre Gemächer zurückgezogen hat; nämlich deswegen, weil sie ja doch schließlich wohl wenigstens offiziell erstlich eine Trauer bezeugen und andererseits dem Herodes zu verstehen geben muß, sie, die Schwester, müßte ihm eigentlich und von Rechts wegen wegen der Ermordung des Bruders zürnen.

Nein, die Sache steht ganz anders, und zwar so, daß Herodes' Verhalten gegen Mariamne sich aus einem *allgemeinen* Mißtrauen gegen das Weib, und selbst gegen *das* Weib herleitet, in das er bis zur Unsinnigkeit vernarrt ist. Und das wäre ja auch erst so recht die Pointe des Hebbelschen Problems, das wäre ja erst das Wertvolle und Interessante des Konfliktes; nämlich des Konfliktes zwischen dem verfeinerten Weibe und einem rückständig gebliebenen Mannestyp, der es versklavt! Herodes ist genötigt, nach Alexandrien zu Antonius zu gehen, er muß befürchten, daß er dort von Antonius, wenn er sich wegen der

Ermordung des Aristobulos nicht hinreichend verantworten kann, eingekerkert oder gar getötet wird, und daß Antonius, der, wie Herodes glaubt, ein Auge auf die schöne Schwester des Aristobulos geworfen hat, alsdann sich Mariamnes bemächtigt. Zu gewahren, daß Mariamne sich nie und nimmermehr Antonius preisgeben würde, und daß ihre Liebe zum Gatten so stark und aufrichtig ist, daß sie freiwillig seinen Tod nicht würde überleben können, ist Herodes gänzlich außerstande. Und, nochmals, gerade d a r i n liegt ja die Pointe des Stückes und seines so sehr wichtigen Konfliktes und Problems.

Das wäre ja nun wohl gut. Wenn uns nur sonst auch das Verhalten des Herodes verständlich wäre. Aber, wie Hebbel die Sache gemacht und zugleich in höchst bedenklicher Weise von vornherein verkehrt gemacht hat, bleibt uns dieses Verhalten aus dem Grunde durchaus unverständlich, weil Mariamnes Wesen und ihre ganze Art, auf Herodes' Art und Weise zu reagieren, uns alles eher vermuten läßt, als daß Mariamne in ihrem ganzen bisherigen Zusammenleben jemals die mindeste Ursache gehabt hätte, sich von ihm eines solchen furchtbaren Zweifels an ihrer Liebe zu versehen!

Herodes ist also ganz urplötzlich und aus heiler Haut so, wie er sich gegen Mariamne zeigt. Und doch auch wieder nicht, denn sonst müßte gerade das d i e s e Mariamne auf das allertiefste und nachhaltigste erschüttern und vor allen Dingen überraschen. Das aber ist nicht der Fall, wir merken Mariamne nicht das mindeste von einer solchen Erschütterung und Überraschung an, denn sie bleibt ja selbst in voller Liebe und ohne jedes Mißtrauen zurück, als Herodes sich sogar mit einem, und zwar erwiederten, Kuß schließlich von ihr verabschiedet hat und gegangen ist. (Was schon wieder ein sehr, sehr bedenklicher Fehler ist, denn damit ist ja der Konflikt, der eben alle Ursache hatte sich anzuspinnen, vorläufig ganz und gar noch nicht zustande gekommen! Es ist aber unbedingte Notwendigkeit in einem guten Drama, daß der Konflikt sich im ersten Akt mit aller Deutlichkeit anspinnt und von diesem Augenblick an ununterbrochen vorwärtsentwickelt!) Wir dürfen aber trotzdem und obgleich Mariamne sich nicht überrascht und erschüttert zeigt, auch wieder nicht annehmen, daß ihr diese Eigenschaft des Mißtrauens aus ihrem bisherigen Verkehr vertraut wäre, und daß sie sie schon als etwas Unvermeidliches hinzunehmen sich gewöhnt hätte. Denn auch davon merken wir ihr bei Hebbel nichts an. Sondern Mariamne weist dieses Mißtrauen des Herodes vielmehr einfach zurück, als ob es mit ihm weiter

gar nichts auf sich hätte, als ob es geradezu eine Bagatelle wäre. Sie ist unbestimmt wie eine Marionette.

So wenig mißt sie bei Hebbel dieser Mißtrauensäußerung des Herodes eine Bedeutung bei, daß sie in der 3. Szene des 2. Aktes, wo sie nach dieser Unterredung mit Herodes überhaupt erst wieder auftritt, zu ihrer Mutter Alexandra sagen kann:

„— — — — — — — — In Jericho
Verwirrte mich das gräßliche Ereignis,
Es kam zu schnell, vom Tisch ins Bad, vom Bad
Ins Grab, ein Bruder, ja, mir schwindelte!
Doch, wenn ich meinem König und Gemahl
Argwöhnisch und verstockt die Tür verschloß,
Bereu' ich jetzt, und kann's mir nur verzeihn,
Weil es geschehen ist, wie in Fiebers Glut!"

Sie setzt nachher, und sogar noch „halb für sich", hinzu:

„ — — — — — — — — Auch hätt' ich's nicht getan,
Wär' er in Trauerkleidern nicht gekommen!
Rot, dunkelrot hätt' ich ihn sehen können."

Aber was sagt das mehr, als daß der Schatten des Aristobulos nicht im allermindesten zwischen ihr und Herodes steht?

Also, um zu resümieren: wir verstehen die ganze Unterredung zwischen Herodes und Mariamne nicht; sie ist völlig unbestimmt und ihrem Zwecke nach verschwommen geblieben. Es fehlt die Vorfabel. Alles, was der Handlung des Dramas vorausgegangen ist, bleibt im Dunklen. Und ferner, das allerunerläßlichste wird verabsäumt: der Konflikt wird nicht geknüpft! Herodes gibt zwar, gleich nach dem Gespräch mit Mariamne, Joseph, seinem Schwager, den Auftrag, sie zu töten, falls er nicht von Alexandrien wieder zurückkehren sollte; aber das ist doch unwesentlich dem gegenüber, was von Rechts wegen, bei einem derartigen Verhalten des Herodes, im Gespräch selbst sich zwischen ihm und Mariamne sofort und auf der Stelle anspinnen müßte! Nämlich, Mariamne müßte sofort auf das tödlichste überrascht bleiben und mit einem lebhaften Mißtrauen und einer schweren Verstimmung gegen Herodes zurückbleiben.

* * *

Wir haben also bereits Fehler festgestellt, so gar schwerwiegender Natur, daß sie schon jetzt und von vornherein dem Stück verhängnisvoll werden müssen!

Sehen wir uns nun aber die Sache selbst und genauer an.

Der Vorgang ist also folgender. Herodes ist im 1. Akt im Begriff, sich nach Alexandrien und zu Antonius zu begeben, um diesen, der ihm wegen der Ermordung des Aristobulos ungnädig gesinnt ist, umzustimmen. Da Herodes befürchten muß, nicht wieder zurückzukehren, will er für diesen Fall, besonders auch, da er die Nachstellungen des Antonius befürchtet, Mariamne töten lassen.

Der Mannestyp, auf den es Hebbel ankommt, ist, wie man sieht, immerhin bis zum Krassen schroff und drastisch, wenigstens in seiner Anlage, hingestellt; und sicher, angesichts des Milieus dieses Dramas, dennoch durchaus nicht zu kraß, denn Herodes ist der altorientalische Despot.

Aber Judäa ist nicht mehr antik. Es ist der Zeitpunkt, wo Christus geboren wird. Und der Weibtyp, der sich ja bereits seit der Antigone des Sophokles aus der bisherigen Antike inzwischen hervorentwickelt hat, steht Herodes und soll ihm in Gestalt der Mariamne gegenüberstehen.

Wie nun aber steht es bei Hebbel um das Verhältnis dieses Weibes zu diesem Manne?

Nun, Herodes ist immerhin ein Herrscher, dem weder die Mannestugenden der Klugheit und Tapferkeit fehlen, noch auch ein entschiedener Zug von Größe. Er ist ein Mann und ein ungewöhnlicher Mann. Und er liebt Mariamne wirklich. Freilich auf seine Art, die selbst, was sein allerbedenklichster Irrtum ist, in dem geliebten Weibe noch seine Sklavin sieht, über die er bei Tod und Leben verfügen kann wie über den erbärmlichsten seiner Sklaven. Das letztere weiß ja Mariamne am Eingang des Stückes noch nicht. So ganz und gar unglaublich das ist: genug Hebbel will eben, daß sie das noch nicht weiß und auch noch nicht einmal argwöhnt. Und da sie es noch nicht weiß, hat sie im übrigen für diesen Mann und diesen großen und ungewöhnlichen Mann, sie, die Makkabäerin, die selbst einem Heldenstamme entsprossen ist, die stärkste Neigung. Er übt seinen Bann auf sie. Sie bewundert ihn und ist ihm zugleich auch im rein weiblichen Sinne zugetan. Er ist ihr ganz offenbar ein angenehmer Mann. Ja, sie liebt ihn bis zu einem Grade, daß sie, nach ihrem ausdrücklichen Wort, seinen Tod nicht würde überleben können. Und der Tod des Bruders steht also keineswegs zwischen ihr und dem Gatten.

Wir müssen sogar annehmen, daß sie selbst der Schwäche nachgeben könnte, ihm selbst auf eine so beleidigende, immerhin ja aber leidenschaftliche Forderung hin, die Versicherung ihrer Liebe mit auf den

Weg nach Alexandrien zu geben, wenn sich das schickte, in dem Augenblicke, wo ja denn immerhin doch seine Hände noch von dem frischvergossenen Blut des Bruders rauchen. Sie sagt ausdrücklich „für sich“:

„O, daß er nicht die blut'gen Hände hätte!
Ich sag' ihm nichts! Denn, was er auch getan,
Spricht er davon, so scheint es wohlgetan.
Und schrecklich wär' es doch, wenn er mich zwänge,
Den Brudermord zu finden, wie das andre,
Notwendig, unvermeidlich, wohlgetan.“

Ja, vielleicht gibt sie ihm sogar dennoch, wennschon natürlich indirekt, die gewünschte Versicherung ihrer Liebe; sogar das tut sie. Denn sie sagt etwas später zu ihm:

„Weil du durch einen Fluß verleumdet wirst,
Der seine eigene, grausam-tück'sche Tat
Dir aufzubürden wagt! Doch fürcht' ihn nicht,
Ich widerspreche ihm!“

Was kann Herodes in diesem Augenblick und unter solchen Umständen billigerweise mehr verlangen?

So also steht Mariamne Herodes gegenüber: zwar mit gebotener würdig edler, leiser Zurückhaltung, aber doch als liebendes Weib, liebend sogar, wie uns das letzte Zitat beweist, bis zu jener gewissen weiblichen Schwäche, die das Vollweib für den Mann, der ihr imponiert, zu empfinden vermag.

Und wie nun verhält sich demgegenüber Herodes?

Sagen wir's gleich: in einer solch unmöglichen Weise, daß uns leider gerade dadurch diese so prächtig richtig gedachte Mariamne, angesichts ihres Verhaltens gegen Herodes, nicht nur unwahrscheinlich, sondern, ich darf das harte Wort nicht scheuen, sofort auch gleich wieder verstümpert erscheinen muß, und daß sie in demselben Augenblick, wo Hebbel sie so prächtig in ihrer für den Konflikt wesentlichsten Eigenschaft hingestellt hat, zugleich auch ein für allemal und für das ganze Drama verdorben erscheint!

Leider ist dabei zugleich auch Herodes selbst, so richtig er an und für sich von Hebbel gedacht ist, verdorben. Und zwar durch die Art, wie er Mariamne die Beteuerung und den Schwur ihrer Liebe abverlangt. Da ist zu sagen, daß es Hebbel nicht im bescheidensten Maße gelungen ist, die doch so prägnant gegebene Physiognomie des historischen Herodes zu benutzen und auf die Beine zu stellen! Welch' eine geniale Perzeption würde wohl Shakespeare auf der Stelle für den historischen

Herodes gehabt und wie sinnfällig und überzeugend würde er ihn vor uns hingestellt haben! (Ich mache mir nicht so besonders viel aus Wildes „Salome"; aber immerhin, wie vortrefflich hat Wilde es verstanden, uns den Herodes Antipas nach seinem historischen Urbild auf die Beine zu stellen! Man vergegenwärtige sich das, und man vergleiche, was für ein verschwommenes Schemen der Hebbelsche Herodes der Große gegen sein historisches Urbild ist! Kaum kann Hebbel sich auch nur mit einigem Interesse und einiger Sorgfalt um dasselbe bekümmert haben!)

Hören wir den Hebbelschen Herodes nur einmal reden! 1. Akt, 3. Szene, Seite 190[1]):

„ — — — — — — O, Mariamne, frage nicht!
Du kennst den Zauber, der mich an dich knüpft,
Du weißt, daß jeder Tag ihn noch verstärkte,
Du mußt es ja empfinden, daß ich jetzt
Nicht für mich kämpfen kann (bei Antonius), wenn du mir nicht
Versicherst, daß dein Herz noch für mich schlägt!
O, sag' mir, wie, ob feurig oder kalt,
Dann werde ich dir sagen, ob Antonius
Mich Bruder nennen, oder ob er mich
Zum Hungertod im unterird'schen Kerker,
In dem Jugurtha starb, verdammen wird!
Du schweigst? O, schweige nicht! Ich fühl' es wohl,
Daß dies Bekenntnis keinem König ziemt;
Er sollte nicht dem allgemeinen Los
Der Menschheit unterworfen, sollte nicht
Im Innern an ein Wesen außer sich,
Er sollte nur an Gott gebunden sein!
Ich bin es nicht! Als du vor einem Jahr
Im Sterben lagst, da ging ich damit um,
Mich selbst zu töten, daß ich deinen Tod
Nur nicht erlebte . . ."

Wer spricht das eigentlich? Wen vernimmt unser intimstes Ohr? Wirklich Herodes den Großen und Grausamen, den mannharten Dämon Herodes, oder Max Piccolomini oder sonst einen verliebten jungen Mann? Das der historische Herodes, der zugleich einer der größten Schlauköpfe und schlitzöhrigsten Diplomaten seiner Zeit war? Nein, einem solchen Herodes würde eine Mariamne sofort den Rücken kehren und ihn von

[1]) Ich zitiere nach Theodor Poppes, im Deutschen Verlagshaus erschienener Ausgabe von Hebbels Werken.

ganzer Seele verachten müssen; ein minder edles Weib aber würde ihn von demselben Augenblick an zu ihrem Dummkopf machen!

Ist der Hebbelsche Herodes nicht von diesem Augenblick an schon verpfuscht?

Da es ja das Hebbelsche Schema mit einer gewissen Naturnotwendigkeit immerhin aber denn doch so erheischt, läßt Hebbel den Herodes ja nun freilich folgendes hinzusetzen:

„— — — — Dies weißt du nun,
Ein andres wisse auch! Wenn ich einmal,
Ich selbst, im Sterben läge, könnt' ich tun,
Was du von Salome erwartest, könnte
Ein Gift dir mischen und im Wein dir reichen,
Damit ich dein im Tod noch sicher sei."

Aber ist mit dieser Hinzufügung etwas gerettet? Sie ist zwar nach dem Hebbelschen Schema richtig, ja unentbehrlich und selbstverständlich; im übrigen aber wirkt sie der voraufgehenden, für einen Herodes geradezu jämmerlichen Rede gegenüber direkt unwahrscheinlich. Ganz abgesehen davon, daß der historische Herodes viel zu schlau gewesen wäre, so etwas Mariamne direkt zu sagen, wenn er in sie vernarrt ist. Denn er hätte sich sagen müssen, daß dergleichen die „Favoritin" unter allen Umständen erschrecken muß, und daß er von diesem Augenblick an nicht mehr die Hingebung von ihr haben würde, die sie ihm bisher geschenkt. Nein, er würde ihr gar nichts gesagt haben. Vielmehr, wenn er sich überzeugt hätte, daß ihr die Ermordung des Aristobulos weiter nichts mache, würde er sich ganz einfach mit Kuß und letzter Umarmung von ihr verabschiedet und ganz hinter ihrem Rücken die Anordnung getroffen haben, daß sie, falls er nicht zurückkehren sollte, getötet würde, damit sie kein anderer nach ihm genießt. Und ferner: der historische Herodes wäre imstande gewesen, auszusprechen, daß, wenn Mariamne ihm nicht zuschwöre, daß sie ihn liebe, er bei Antonius nichts mehr für sich tun könnte?! Unmöglich! Gerade der historische Herodes aber, der das nicht getan haben würde, würde dem Konflikt dieses Dramas erst seine ganze Schärfe und Prägnanz gegeben haben! Der Hebbelsche Herodes ist nichts als ein erbärmlich marionettenhaftes, blutleeres, dialektisches Schemen! Immerhin könnte selbst ein solches dialektisches Schemen die Logik und wennschon kalte Rasse einer wirklich gut und sicher gefaßten, abstrakten Dialektik dieses Konfliktes haben; aber selbst die hat der Hebbelsche Herodes nicht. Noch nicht einmal die!

* * *

Von alledem nun aber abgesehen, steht so viel wenigstens fest, daß mit den letzten Worten des Herodes das Drama einen überaus wichtigen, kritischen und motorischen Punkt und Augenblick erreicht hat; einen Punkt und Augenblick, der geradezu Achse und Angel des ganzen weiteren Dramas sein muß.

Ist Hebbel sich dessen nun aber auch bewußt? Man sollte meinen, wenn er der große, geniale Dramatiker und Tragiker ist, den man aus ihm machen will: selbstverständlich.

Aber leider nein! Hebbel ist sich der überaus großen Wichtigkeit dieser Stelle nicht bewußt!

Ein Shakespeare würde mit diesen Worten Mariamne, dem ganzen Drama und zugleich uns den mächtigsten und furchtbarsten Eindruck mitteilen, er würde uns in eine Spannung versetzt haben, aus der wir von jetzt ab nicht für eine Minute mehr herauskommen würden, und Schritt für Schritt, Schlag für Schlag würde er von hier ab die Handlung weiter- und bis zu ihrem Abschluß geführt haben. Und so wäre es dramatisch und psychologisch und in jedem andern Betracht richtig gewesen.

Wie aber markiert Hebbel einen so überaus wichtigen und folgenschweren Punkt und Abschnitt?

Nun, er markiert ihn, sagen wir's nur, ganz und gar nicht! — Mariamne entgegnet dem Herodes wörtlich und mit der unverständlichsten „dialektischen" Gelassenheit von der Welt:

„Wenn du das tätest, würdest du genesen!"

Und darauf antwortet Herodes, als ob sie miteinander über irgend einen aufgestellten psychologischen Fall ganz theoretisch miteinander diskutierten:

„O nein! o nein! Ich teilte ja mit dir!
Du aber sprich: ein Übermaß von Liebe,
Wie dieses wäre, könntest du's verzeihen?"

Darauf setzt Mariamne die Diskussion fort:

„Wenn ich nach einem solchen Trunk auch nur
Zu einem letzten Wort noch Odem hätte,
So flucht' ich dir mit diesem letzten Wort!
(Für sich) Ja, um so eher tät' ich das, je sichrer
Ich selbst, wenn dich der Tod von hinnen riefe,
In meinem Schmerz zum Dolche greifen könnte:
Das kann man tun, erleiden kann man's nicht!"

Hans von Marées:
Drei Männer unter Orangenbäumen.
(Mit Genehmigung des Herrn G. v. Marées, Halle a.S.)
Zum Aufsatz von Julius Meier-Graefe.

Und die Diskussion nimmt ganz getrost und kaltblütig ihren Fortgang:

Herodes: Im Feuer dieser Nacht hat sich ein Weib
Mit ihrem toten Mann verbrannt; man wollte
Sie retten, doch sie sträubte sich. Dies Weib
Verachtest du, nicht wahr?
Mariamne: Wer sagt dir das?
Sie ließ ja nicht zum Opfertier sich machen,
Sie hat sich selbst geopfert, das beweist,
Daß ihr der Tote mehr war, als die Welt!
Herodes: Und du? Und ich?
Mariamne: Wenn du dir sagen darfst,
Daß du die Welt mir aufgewogen hast,
Was sollte mich wohl in der Welt noch halten?

Vergegenwärtigen wir uns nur, wie völlig unmöglich dieses Gespräch da ist!

Herodes sagt Mariamne und versichert ihr mit einem ausdrücklichen „Ein andres wisse auch" direkt: Wenn ich im Sterben läge, könnte ich dir den Giftbecher reichen, damit ich dein noch im Tode sicher bin. Merken wir wohl! er sagt „sicher bin", und äußert damit allerunmißverständlichst das unedelste, das allerjämmerlichste Mißtrauen. Und Mariamne, diese Mariamne müßte nicht sofort — noch dazu, da wir von keinerlei Vorfabel darüber aufgeklärt, annehmen müssen, daß Mariamne in allem bisherigen Verlauf keinerlei Ursache gehabt hat, mit Herodes irgendwie unzufrieden zu sein! — vor allem darüber, und alsdann, daß er sie abschlachten lassen würde, wie die erste beste Sklavin, auf das tödlichste erschrecken?!

Ganz unbedingt: sie müßte es. Könnte sie dann aber und würde sie so gelassen sagen: „Wenn du das tätest, würdest du genesen?" Im Notfall gewiß, warum nicht. Denn sie meint ja damit: das würde so ungeheuerlich sein, daß du auf der Stelle gesund werden und damit den bitteren Lohn für deine Untat davontragen würdest.

Sie könnte diese Worte aber nur dann sprechen, wenn sie zuvor ihrem tödlichsten Befremden Ausdruck gegeben haben würde. Indessen das läßt Hebbel sie nicht tun.

Nun könnte man zwar einwenden, es steht ja nichts im Wege, daß die Schauspielerin, die die Rolle der Mariamne trägt, das auf der Bühne durch ein entsprechendes Gebärdenspiel, vielleicht auch durch einen unartikulierten Laut zum Ausdruck bringt; und daß sie dann, nach einer

solchen, stark markierten und ausgefüllten Pause, erbleichend und mit allem Nachhall solchen Entsetzens diese Worte da spräche.

Doch wie sollte das alles gemacht werden können, da es Herodes mit der offenbar ganz kalt theoretisch dialektischen Nuance seiner Replik unmöglich macht? Und wenn das noch nicht recht der Fall sein sollte: da Mariamne es selbst durch ihre weitere Rede sicher unmöglich macht?

Zwar noch nicht so ganz mit den Worten, die sie laut an Herodes richtet, ganz sicher und gewiß aber mit den nächsten, die sie vor sich hin spricht. Denn die Nuance dieser Worte schließt es absolut aus, daß Hebbel will, daß Mariamne ein tödliches Befremden von dem fürchterlichen Wort des Herodes empfangen habe. Und ferner schließt es der dialektisierende Rest des oben zitierten Gespräches absolut und völlig aus.

Ein solches tödliches Befremden müßte nun aber Mariamne unter allen Umständen, aus allerzwingendsten psychologischen Gründen und ferner im Interesse der Entfaltung und Austragung eines Konfliktes zeigen. Sie zeigt es nicht, und also hat Hebbel nicht das leiseste Gefühl für die außerordentliche Wichtigkeit dieser ganzen Stelle gehabt, und also ist das alles völlig unmöglich, und Hebbel in diesem Augenblick ein stümperhafter Dramatiker!

* * *

Aber damit nicht genug: die ganze, so gar sehr wichtige Szene geht in dieser verschwommenen Weise bis zum Ende weiter.

Dieser Hebbelsche Herodes wird immer erbärmlicher, und man fühlt sich direkt versucht zu sagen: er wird immer dümmer.

Er kommt Mariamne zunächst, immer im Stil des Max Piccolomini oder sonst eines verliebten jungen Mannes, mit seiner Eifersucht auf Antonius.

Und Mariamne? Nicht die mindeste, für die Anspinnung eines Konfliktes doch so unerläßliche, befremdende Wirkung auf sie! Nicht die allermindeste! Herodes sagt ihr Lebewohl, und sie:

„Leb wohl! Ich weiß, du kehrst zurück!"

Also so viel: Ach, das ist ja alles dummes Zeug; du wirst schon wieder zurückkehren. Aber, selbst wenn sie diese allergrößte Wahrscheinlichkeit auch annehmen muß: sollte nicht das Wichtigste der Unterredung, dieses so brutale wie klägliche Mißtrauen des Herodes, und sollten nicht

jene seine furchtbaren Worte eine Wirkung auf sie üben und von da ab nicht wieder in ihr entschlummern lassen?

„Dich tötet (sie zeigt gen Himmel) der allein."

Und sonst nichts, nichts; gar nichts als diese hier, wie bis zum Unmöglichen! — farb- und belanglosen Worte!

Herodes: — — — So klein die Angst?
Mariamne: So groß die Zuversicht.
Herodes: — — — Die Liebe zittert.
Mariamne: Die meine zittert nicht.
Herodes: — — — Du zitterst nicht!"

Worte, Worte, Worte! Und sogar also noch Gelegenheit für Hebbel, eine kleine Stichomatie anzubringen!

Endlich aber doch noch! Nach den letzten Worten des Herodes sagt Mariamne:

Mariamne: Nun fang ich an! Kannst du nicht mehr vertrauen,
Seit du den Bruder mir — dann wehe mir,
Und wehe dir!
Herodes: — — — Du hältst das Wort zurück,
Das schlichte Wort, wo ich auf einen Schwur
Von dir gehofft; worauf noch soll ich bauen?
Mariamne: Und leistete ich den, was bürgte dir,
Daß ich ihn hielte? Immer nur ich selbst,
Mein Wesen, wie du's kennst. Drum denke ich,
Du fängst, da du mit Hoffnung und Vertrauen
Doch enden mußt, sogleich mit beiden an!
Geh! Geh! Ich kann nicht anders! Heut noch nicht! (Ab.)

Also zuguterletzt wird sie doch noch mißtrauisch? Ach nein! Ihre diesbezüglichen Worte wollen leider nicht mehr besagen, als daß sie nachgerade fast mißtrauisch werden könnte. Würde sie es aber wirklich werden oder in diesem Augenblick geworden sein, wie dann wären ihre folgenden, letzten Worte möglich? Denn gibt sie ihm nicht trotz allem noch wenigstens indirekt das, was er verlangt? Sagt sie nicht, er solle doch nur gleich mit Hoffnung und Vertrauen anfangen, da er ja doch schließlich genötigt sein würde, mit ihnen zu enden?

Wie völlig ohne Mißtrauen und unberührt von dieser doch so furchtbaren Unterredung wir sie aber alsdann im 2. Akt wieder antreffen werden, das haben wir schon mit einem Zitat angedeutet, und wir werden es seinerzeit noch des weiteren sehen.

„Heut noch nicht!" ist ihr letztes Wort an Herodes.

Aber kann Mariamne, wie wir sie doch der Problemstellung Hebbels nach auffassen müssen, wirklich Herodes in solcher Weise vertrösten? Nein, sie ist viel zu edel, als daß sie, nach einer derartigen Unterredung, die ihr eine bisher so ganz ungewohnte Seite des Gatten zeigt und eine so geradezu allerjämmerlichste, wieder mit ihm in Übereinstimmung kommen könnte, oder doch nur dann, wenn er sich völlig änderte.

Also steht die Sache jetzt bereits so, daß Herodes, wenn er sich auch als nichts weniger denn den hier einzig möglichen historischen Herodes darbietet, sich, rein abstrakt und schematisch genommen, zwar als der Manntyp zeigt, welchen Hebbel, seiner Problemstellung nach, einem Weibe wie Mariamne gegenüberstellen will, im übrigen aber doch hier auch wieder unverständlich ist, weil er sich als solcher Mariamnen gegenüber ganz aus heiler Haut entpuppt. So bleiben denn also die beiden Charaktere und der Konflikt nicht bloß verschwommen, sondern der Konflikt hat sich bis jetzt noch nicht mal angesponnen. Und wir haben gar keine Ahnung, was nun eigentlich aus der Sache werden soll.

* * *

Vielleicht aber dennoch? Denn jetzt gibt Herodes ja doch dem Joseph jenen fürchterlichen Auftrag.

Dieser Auftrag wäre sicherlich ganz im Sinne des historischen Herodes, und würde unter Umständen ja natürlich auch nur zu sehr geeignet sein, den Konflikt in Gang zu bringen.

Aber sehen wir zu, wie Herodes diesen Auftrag erteilt.

Wie Hebbel das einleitet, ist schon wieder so ungeschickt und zudem unglaubwürdig wie möglich.

So recht wie im Marionettentheater ist nach einem längeren, und wie gesprächigen! Monolog des Herodes auch sofort Joseph zur Stelle. Just kommt ein Diener und meldet Josephs Nahen, der also geradezu „wie gerufen" kommt. Käme er doch wirklich einfach von Herodes herbeibefohlen! Das hätte doch als das einzig Richtige so durchaus nahe gelegen!

Die sich nun zwischen Herodes und Joseph entspinnende Szene ist viel, viel zu breit, und leider bis zum Geschwätzigen wortreich. Überall vermissen wir wieder auf das schmerzlichste das bei solcher Gelegenheit

denn doch wohl sicherlich sehr knappe und kurzangebundene Urbild, den historischen Herodes, den finsteren Lakonismus des Despoten!

Na, aber die Handlung geht, wie undramatisch auch immer, wenigstens weiter, Joseph wird für die Abwesenheit des Herodes zum Vizekönig ernannt und bekommt seinen verhängnisvollen Auftrag. Damit schließt der erste Akt, und wir gelangen zum zweiten.

Mit welchen Hoffnungen für die Entwicklung eines Konflikts, der doch jetzt überhaupt erst zustande kommen soll? Mit so gut wie ganz und gar keinen.

Denn offenbar kann ein solcher Konflikt doch nur dann zustande kommen, wenn Mariamne jetzt etwas von dem Auftrag erfährt, den Herodes dem Joseph erteilt hat. Dafür hätte Hebbel denn doch wenigstens Sorge tragen und es vorbereiten müssen. Hätte er es getan, so hätte er uns wenigstens jetzt in die Spannung gebracht, in die er uns von Rechts wegen schon längst versetzt haben müßte. Aber also er hat es nicht getan.

Wie nämlich wäre es denn nur irgend möglich und denkbar, daß Mariamne auch nur das Leiseste von der Sache erfährt? Wie im Augenblick alles bei Hebbel steht, wird Herodes sicherlich zurückkommen, und dann wird alles wie nicht geschehen sein.

Denn die Sache steht folgendermaßen. Offenbar ist dieser Joseph nicht derjenige, der sich gerade so besonders gern den Kopf abschlagen läßt. Herodes wird wissen, warum er gerade ihn gewählt hat. Er hat ihm aber zugedroht, ihn enthaupten zu lassen, falls er sich auch nur irgendwie verplappere; und er hat ihm sogar sein eigenes Todesurteil verbrieft und versiegelt in die Hand gegeben. Dieser Joseph also wird sich, sollten wir meinen, sehr hüten, sich zu verplappern und seinen Kopf zu verwirken. Nun aber steht das Geheimnis ganz auf seinem Mund, wie also soll Mariamne jemals auch nur das Leiseste erfahren? Wir sehen nicht die allermindeste Möglichkeit dazu, und sind überaus enttäuscht, denn wir wissen nun jetzt nicht, was das alles soll, und was werden soll. Wir wissen bloß so viel, was wir ohnehin schon längst wußten, daß Herodes wirklich ein grundschlechter Kerl ist.

Na, wir ahnen ja aber freilich, daß im zweiten Akt das Geheimnis trotzdem seinen Weg zu Mariamne finden wird; freilich einzig auf dem Wege eines sehr bedenklichen, wenn nicht gar von vornherein höchst unwahrscheinlichen coûte que coûte!

* * *

Aber schon wieder stoßen wir gleich am Anfang des zweiten Aktes auf einen der allerschlimmsten Fehler, die sich ein Dramatiker zuschulden kommen lassen kann. Nämlich der Konflikt, der doch nun nachgerade endlich einsetzen sollte, wird nicht nur in ganz unerträglicher Weise abermals verschleppt, sondern, was noch viel böser ist, er wird außerdem auch überhaupt noch verwischt und durch ganz urplötzlich einsetzende, ganz andere Angelegenheiten verdeckt!

Es wäre nun zwar ganz gut und sogar vonnöten, daß wir etwas von dem Milieu erführen, in dem sich der Konflikt zwischen Mariamne und Herodes abspielt, und daß wir mit dem Gegenspiel des Herodes, mit Alexandra, der Mutter des gemordeten Aristobulos, und dem erbittertsten Herodesfeind, dem Pharisäer Sameas, und ihren Intrigen gegen Herodes vertraut gemacht werden. Es ist ferner auch nur zu selbstverständlich, daß diese Intrigen, sobald Herodes den Rücken gekehrt hat, jetzt einsetzen, und daß dieser Umstand im Drama von wenigstens einiger Wichtigkeit sein muß.

Aber erstens ist zu sagen, daß dies alles verspätet einsetzt, und daß es bereits im ersten Akt zu einer besonders betonten Geltung hätte gelangen müssen; zweitens aber ist zu sagen, daß bei der ganzen Anlage des Stückes, die den Konflikt doch haarscharf auf Herodes und Mariamne konzentriert und nach Gestaltung und Charakter des einschlägigen Problems konzentrieren muß, gerade diesen Dingen kein zu großer und selbständiger Spielraum gegeben werden darf. Sie haben vielmehr hier von Rechts wegen nicht mehr und keinen weiteren Zweck, als daß ein Zustand von Unruhe und Verwirrung vorhanden ist, in dem vielleicht dennoch sich nachgerade, trotz aller Unwahrscheinlichkeit dessen, eine Gelegenheit bietet, daß Mariamne hinter das Geheimnis des Joseph kommt. Mit anderen Worten: gerade diese Angelegenheit hätte von Hebbel so knapp und mit so strenger Zweckverbindung zu dem Hauptvorgang des Dramas behandelt werden müssen wie möglich.

Stattdessen nun aber wird dieser Zweck von Hebbel ganz aus den Augen verloren und eröffnet sich der Akt mit einer Szene zwischen Alexandra und Sameas, die, wenn wir noch einen sich ihr anschließenden Monolog der Alexandra mit hinzunehmen, allein über sieben große Seiten ganz für sich in Anspruch nimmt.

Werfen wir überhaupt hier mal einen Blick auf die Ökonomie dieses Aktes. Er ist sehr lehrreich und rückt uns Hebbels völliges drama-

tisches Unvermögen so drastisch und überzeugend wie nur möglich vor die Augen!

Also: die Szene zwischen Alexandra und Sameas nimmt ganze sieben und eine achtel Seite in Anspruch, den Monolog der Alexandra einmal noch mit hinzugenommen. Alsdann tritt allerdings Mariamne auf, nachdem Sameas sich entfernt hat, und die Szene zwischen ihr und Alexandra nimmt weitere fünf große Seiten in Anspruch. Das sind zusammen schon über zwölf große Seiten! Was nun aber geschieht in der ganzen langen Szene für die eigentliche Handlung und für den Konflikt, der bis dahin immer noch nicht eingesetzt hat? Nichts weiter, als daß Alexandra Mariamne für die Intrigen zu gewinnen sucht, die sie und Sameas inzwischen gegen Herodes spinnen, und zwar deshalb, weil sie meint, Mariamne stehe wegen der Ermordung des Aristobulos mit Herodes auf gespanntem Fuße. Nun, aber Mariamne? O, sie tut nichts, als daß sie so treu und rückhaltslos wie möglich zu Herodes hält und daß sie Alexandras Werbungen auf das entschiedenste und standhafteste zurückweist! Und das ist das allerverkehrteste, was Hebbel Mariamne tun lassen kann!

Das heißt, Mariamne könnte ja zwar Alexandra mit ihrem Anliegen zurückweisen — Mariamne muß das sogar unter allen Umständen; selbstverständlich —, aber Hebbel hätte Mariamne, wenn er auch nur einen Augenblick an die dringliche Notwendigkeit gedacht hätte, daß nun endlich der Konflikt einsetzt, wenigstens in dieser Szene unruhig werden lassen müssen und geneigt, gegen Herodes endlich ein Mißtrauen zu fassen. Würde sie es nämlich jetzt fassen, so würde sie vielleicht anfangen, die etwas aufdringliche Rolle, die Joseph, seit Herodes fort ist, ihr gegenüber gespielt hat, zu beargwöhnen und Joseph auf irgend eine Weise auszuholen. Kurz, die Sache könnte dann doch irgendwie in Gang gebracht werden. Statt dessen aber zeigt uns diese Szene und läßt sie Mariamne in völliger Unbefangenheit Herodes gegenüber, und somit hat sie nicht den mindesten Wert und ist sie ein schwerer Fehler!

Wir können also sagen, daß bis jetzt ganze zwölf Seiten so gut wie für nichts und wieder nichts aufgebraucht sind!

Jetzt aber tritt endlich Joseph auf. (Über die Art und Weise dieses Auftretens gleich nachher weiteres.) Wieder gehen fünf weitere große Seiten für das drauf, was Joseph, wennschon in Anwesenheit Mariamnes, mit Alexandra zu tun hat.

Was aber hat er mit ihr zu tun? Nichts als seitenlange Vorwürfe

von ihr anzuhören und gegen dieselben Herodes so viel wie möglich herauszustreichen. Was aber wäre überflüssiger und zeitvergeudender als das? Es muß erst der Hauptmann Titus hinzukommen und Joseph melden, daß der von Sameas angezettelte Volksaufstand ausgebrochen ist, damit wir wissen, es handelt sich darum, daß Joseph Alexandra überwacht. Nun hat sein Kommen damit zwar endlich einen vernünftigen Sinn; ist aber der Umstand, daß Alexandra überwacht werden muß, von so großer Wichtigkeit für das Eigentliche, daß so viel Zeit und Raum darauf verschwendet werden darf? Ach, böser Weise steht ja aber die Sache ganz und gar so, daß Joseph im Grunde nur auf die Bühne gebracht wird, daß seine wichtige Szene mit Mariamne zustande kommt! Gut, hätte dann aber, da sie so überaus wichtig ist, nicht alles von Anfang des Aktes so schnell wie möglich und mit dem konzentriertesten Bezug auf sie hindrängen müssen, und hätte nicht gerade ihr der größte und wichtigste Spielraum des Aktes gehören müssen? Nichts, ganz und gar nichts hat aber bis jetzt auf sie hingezielt und zu ihr in direktem oder auch nur indirektem Bezug gestanden, und abermals sind ganze Seiten um nichts und wieder nichts vergeudet!

Endlich ist Alexandra fort, und endlich, endlich sind Joseph und Mariamne allein! Aber auch ganze siebzehn große Seiten des Aktes sind unwiederbringlich verloren und vergeudet! Und ihrer wie viel sind nun für das Allerwichtigste noch übrig? Sage und schreibe: ihrer vier! — — Noch dazu aber von diesen vier Seiten für das eigentliche Gespräch zwischen Joseph und Mariamne nur zwei, zwei armselige dürftige Seiten! Und auf was kommt es doch an? Auf etwas, das, wie die Dinge bis jetzt ja liegen, von vornherein so gut wie völlig unmöglich erscheinen muß: nämlich darauf, daß Joseph der Mariamne seinen Auftrag ausplaudert! Aber Hebbel ist imstande, das Unmögliche fertig zu bringen. Dieser Joseph verplappert sich wirklich. Verplappert sich, obgleich Mariamne ja nicht den geringsten Argwohn gegen Herodes hegt und also doch wohl auch noch nicht mal Veranlassung findet, gegen Joseph einen plötzlichen Verdacht zu fassen und ihn auszuholen; die einzige Möglichkeit, daß sie etwas erfährt!

Wie aber bringt Hebbel dies Unmögliche zustande?

Joseph hat eben in Gegenwart Mariamnes den Auftrag gegeben, daß Alexandra bewacht wird. Wohlzumerken: Mariamne weiß, daß Alexandra gegen Herodes Intrigen spinnt und daß sie den eben ausgebrochenen Aufstand angezettelt hat und begünstigt! Da nun Mariamne

das mißbilligt und treu zu Herodes steht, sollte man meinen, daß sie die Maßnahme Josephs, der zu derselben übrigens als eingesetzter Vizekönig geradezu bei seinem Kopf verpflichtet ist, billigt und ganz selbstverständlich findet. Aber nein: dann würde Hebbel ja keine Gelegenheit bekommen, Joseph sich verplappern zu lassen! Also muß zunächst um jeden Preis das Allerunwahrscheinlichste, ja Allerunglaublichste geschehen und muß Mariamne die Maßnahme Josephs mißbilligen! Und natürlich muß sie sie ferner in einer ganz besonderen und wieder allerunglaublichsten Weise mißbilligen! Nämlich, sie muß tun, als ob es auf sie abgesehen wäre. Was aber berechtigt sie dazu? Nichts, nichts und nochmals nichts; denn was sie anbetrifft, so ist Joseph ja lediglich zu ihrem Schutze vorhanden. Sie sagt Joseph, er wage viel! Aber nichts kann törichter und von Hebbel an den Haaren herbeigezogener sein, als dieser Vorwurf! Denn was hat Joseph denn „gewagt"? Er hat jemand damit betraut, Alexandra zu überwachen. Etwas, womit Mariamne verständigerweise im Interesse des Herodes lediglich einverstanden sein kann. Um sie selbst aber handelt es sich ganz und gar nicht. Joseph hat daher nur recht, wenn er ganz erstaunt fragt: „Was wag' ich denn? Du gibst mir Rätsel auf!" Und

Mariamne: „Nichts, wenn du glaubst, ich finde keinen Schutz,
Sobald die Römer hören, daß mein Leben
Bedroht ist; alles, wenn du darin irrst."

Also Mariamne bekommt — so hilft sich Hebbel; allerunglücklichst schon rein in Anbetracht von Mariamnes doch wohl edlem und furchtlosem Charakter — Angst vor Joseph!

Joseph frägt mit Recht des ferneren höchst erstaunt: „Und wer bedroht dein Leben?"

Mariamne: Kannst du das Gegenteil mir schwören?
Kannst du's bei deines Kindes Haupt? Du schweigst!
Joseph: Du hast mir keine Schwüre abzufordern.
Mariamne: Wer so verklagt wird, leistet sie von selbst.
Doch weh dir, wenn Herodes wiederkehrt!
Ich sag' ihm zweierlei vorm ersten Kuß.

Auch höchst seltsam von der doch gewiß höchst keusch zu denkenden Mariamne, daß sie diesem Joseph da gegenüber auf die Küsse zu sprechen kommt, die sie mit ihrem Mann zu wechseln gedenkt!

Ich sag ihm, daß du sannst auf meinen Mord,
Ich sag' ihm, was ich schwur: ermiß nun selbst,
Welch' Schicksal dich erwartet, wenn er kommt!

Wie durchaus unsinnig ist das alles, und wie ganz und gar an den Haaren herbeigezogen!

Wie ganz anders aber und wie richtig würde alles sein, wenn Mariamne seit jenem ihrem Gespräch mit Herodes in einem Mißtrauen gegen denselben gewesen wäre! Alsdann würde sie es auffallend gefunden haben, daß Joseph in letzter Zeit so viel in ihrer Nähe gewesen ist, und alsdann hätte sich ihr Mißtrauen während der letzten Szene zwischen ihr, Joseph und Alexandra bis zum bestimmtesten Verdacht steigern und sie hätte Joseph vielleicht auch durch Kreuz- und Querfragen in eine Verlegenheit bringen können, mit der er sich ihr verraten hätte.

So aber hat sie nicht den leisesten Verdacht auf Herodes. Sie spricht ja ausdrücklich aus, daß sie der Ansicht ist, Joseph wolle sie töten, weil er glaube, Herodes kehre nicht wieder, und weil sein Weib Salome, von der Mariamne sich auf das tödlichste gehaßt weiß, Joseph zum Mord an Mariamne angestiftet hätte. Was für unmögliche Einbildungen und Nervositäten das alles an einer Mariamne!

Aber wirklich: Joseph läßt sich auch richtig irritieren. Seine Haltung wird Mariamne gegenüber ungewiß und verlegen. Gleichfalls etwas durchaus Unglaubliches, da Joseph ja direkt von ihr erfährt, daß sie von dem Auftrag des Herodes nicht die leiseste Ahnung hat!

Aber nun kommt das Allerunglaublichste! Nämlich, Joseph verrät sich selbst! Und zwar auf die allerdümmste und plumpste Weise von der Welt!

Mariamne hat gegen ihn den Schwur erwähnt, den sie sich nach der Abreise des Herodes getan, nämlich, sich, wenn er nicht zurückkehren sollte, selbst zu töten. Wie eine Mariamne sich und ihrer Würde es antun kann, solch eine Intimität, die nur sie und Herodes etwas angeht, diesem Joseph da mitzuteilen, die Frage bleibt ein für allemal offen. Freilich, sie hat ihm gegenüber ja sogar etwas von den Küssen verlauten lassen, die sie mit Herodes nach dessen Ankunft tauschen wird!

Also: bereits dies ist völlig unglaublich und unmöglich, und ein geradezu kläglich mißratener Griff von Hebbel, der es aber freilich auf jede Weise fertig bringen muß, daß Mariamne das Geheimnis des Joseph erfährt!

Was nun aber tut dieser Joseph? Nun, prompt und pflichtschuldigst verrät er sich sofort, indem er

Mariamne, zupackend, auf die gewiß denkbar ingeniöseste Weise von der Welt beim Wort hält!

> „— — — — — Ich halte dich beim Wort! Du rächst
> Dich so, ganz so, wie er dich rächen würde!
> Das hast du mir gelobt! Vergiß es nicht!"

Also, wenn Herodes nicht zurückkehrt, so wird sie sich selbst töten, aber nicht eher, als bis sie Joseph hat töten lassen; und genug, sie wird sich töten! Gleichviel: ob auf Kosten seines Lebens, sie wird sich töten, und das, worauf der Auftrag des Herodes zielt, wird geschehen sein, Mariamne wird nach dem Tod des Herodes nicht mehr am Leben sein.

Natürlich, meint Hebbel, wenn Mariamne nun noch nicht begriffen, daß Herodes den Auftrag gegeben hat, sie im Falle seines Todes umzubringen, dann müßte sie ja dümmer wie die dümmste Kuhmagd sein; zumal Joseph sie ganz und gar zweimal beim Wort nimmt. Nun, das ist freilich wahr. Denn wenn Joseph sie bei diesem Wort hält, kann es sich ja nicht mehr darum handeln, daß Joseph sie aus eignem Antrieb und zu eignem Zweck zu töten beabsichtigt, — wie kann er sie noch töten, wenn sie ihn hat enthaupten lassen — sondern die Sache muß eine besondere Bewandtnis haben.

Freilich, wenn nur Hebbel oder sonst etwas imstande wäre, uns diese horrende Unmöglichkeit plausibel zu machen, daß Joseph sich in einer solchen Weise verplappern könnte!

Na, aber genug; die Sache ist heraus. Endlich hat Hebbel es glücklich so weit, daß Mariamne hinter das Geheimnis des Joseph gekommen ist.

> „Du wiederholst es noch einmal? Verruchter,
> Welch einen Aufruhr nächtlicher Gedanken
> Weckst du mir in der Brust und welchen Argwohn!
> Du sprichst, als ob Herodes selber mich
> Zum Opfertier und dich zum Opferpriester
> Erkoren hätte! Ist es so? Beim Abschied
> Entfiel ihm, mit Entsetzen denk' ich dran,
> Ein dunkles Wort. Gib Antwort!"

Also endlich, endlich doch und dennoch entsinnt sie sich dessen. Leider, leider viel zu spät!

Im übrigen: man sollte meinen, daß Joseph bei nur einiger Geistesgegenwart die Sache noch wieder gut machen und ihren Verdacht ablenken könnte. Aber wie wird und darf er denn! Nein, er macht sie vielmehr noch sicherer und gibt ihr die letzte Gewißheit!

Joseph: „— — — Diese geb' ich dir (die Antwort),
Sobald es nötig ist, sobald ich weiß,
Daß er —"

Mehr kann Mariamne wahrlich nicht verlangen!

„Dich nicht mehr Lügen strafen kann,"

ergänzt sie ihm nur zu richtig.

Aber noch deutlicher gibt ihr Joseph, — wenn irgendwer je begreifen könnte, warum? — das letzte zu verstehen.

Joseph: Und wenn es wär? Ich sag' nicht, daß es ist!
Doch wenn es wär'? Was würd' es anders sein,
Als die Bestätigung dessen, was du fühlst,
Als ein Beweis, daß er dich liebt, wie nie
Ein Mann sein Weib noch liebte?

Aber natürlich, das hat ja bloß noch gefehlt! Denn in diesem Augenblicke hört ja Mariamne Herodes leibhaft selbst sprechen, und hört das, was er ihr gelegentlich seines Abschiedes selbst gesagt!

Nun, es ist also so weit! Mariamne weiß, und endlich, endlich steht Mariamne mitten im Konflikt. Freilich vermöge eines dramatischen und psychologischen Meisterstückes, das selbst ein noch ungleich minderwertigerer Epigone, als der Dramatiker Hebbel, diesem denn doch kaum stümperhafter nachstümpern könnte! Ein „Meisterstück", das, denk' ich, dieses Drama bereits jetzt für uns gründlich und ein für allemal erledigt hat!

* * *

Leider aber haben wir noch ganze drei Akte vor uns, und zwar wird die Sache immer schlechter und verfahrener!

Der Konflikt zwar ist ja nun endlich im Gange. Vielleicht wäre das Drama bereits jetzt zu Ende und könnte Mariamne sich schon jetzt den Dolch ins Herz stechen, wenn nicht noch das eine vonnöten wäre, daß sie sich die letzte Gewißheit von Herodes selbst erfragte.

Nun, der ist denn auch am Schluß des Aktes bereits vorhanden. Alexandra stürzt herein und meldet, daß er sogar schon in der Burg ist. Er ist da, hat auch schon mit Hilfe seines Freundes und alten Waffenbruders Soemus, des Statthalters von Galiläa, der gerade in derselben Zeit von Galiläa in Jerusalem eingetroffen ist, den Aufstand gedämpft und den Sameas in den Kerker werfen lassen und kann jetzt von Mariamne zur Rede gestellt werden. Wir treten in den dritten Akt ein

und sind mit einem Schlage und so unversehens wie möglich auf dem Höhepunkte des Dramas.

Sehen wir zu, wie Hebbel seine Sache weiter macht.

Zunächst läßt Hebbel Salome in ihrer rasenden Eifersucht Mariamne vor Herodes eines Verhältnisses mit Joseph bezichtigen. Daraufhin begeht Herodes leider eine kleine, aber recht bedenkliche Ungeschicklichkeit, die man einem Herodes kaum zutrauen sollte, nämlich er läßt Joseph durch Soemus köpfen; und zwar, worin die Ungeschicklichkeit besteht, auf der Stelle und blindlings, und noch dazu gibt er den Auftrag in Gegenwart Mariamnes, die er auf Salomes Anklagen hin hat herbeirufen lassen und mit der er sich inzwischen bereits auszusprechen begonnen hat!

Die letzte leise Spur eines Zweifels muß damit natürlich für Mariamne schwinden!

Mariamne hat inzwischen Herodes zur Rede gestellt und er hat, sich völlig verratend — natürlich läßt Hebbel einen Herodes den Großen sich auf der Stelle verraten wie den dümmsten Schulbuben! — gerufen:

„Um welchen Preis erfuhrst
Du dies Geheimnis? Wohlfeil war es nicht!
Mir stand sein Kopf zum Pfand!"

Ist so etwas zu glauben?! Und das ist Hebbel, der große, berühmte Psycholog und so geniale Dramatiker?! — — —

Nun, und wie verhält sich Mariamne? Erbleicht sie wenigstens, nun sie die letzte Gewißheit hat, taumelt sie zu Tode getroffen zurück? Man sollte das wahrhaftig glauben! Aber nein, sie hat noch Worte; und sogar wohlgesetzte und sehr wohltemperierte sogar! Sie spricht:

„— — — — — — O Salome,
Du kanntest deinen Bruder! — Frage den,
Der mir's verriet, was er empfangen hat,
Von mir erwarte keine Antwort mehr."

Daraufhin „wendet" sie „sich". Man fühlt sich versucht zu ergänzen: schmollend. Oder meinetwegen „mit edler Würde".

Darauf macht Herodes Anstrengung, Mariamne umzustimmen und ihr begreiflich werden zu lassen, daß sie ihn dennoch „mißkannt". Und wie? Wieder auf die allerunglaubwürdigste und unglaublichste Weise von der Welt.

Ermessen wir nur mal den ganzen Umfang des Unsinns, den er da zutage bringt!

Er sagt ausdrücklich: er habe den Auftrag an Joseph ja nur gewagt,

weil er von vornherein des Ausgangs sicher gewesen sei. Erstens mal: war er denn das wirklich? Wir dürfen uns freilich erinnern, daß er im ersten Akt gesagt hat, nur dann würde ihm etwas daran liegen, wieder lebendig von Alexandrien zurückzukommen, und nur dann würde er bei Antonius für sich überhaupt „kämpfen können“, dies war sein wörtlicher Ausdruck, wenn Mariamne ihm den Liebesschwur leiste, sonst sei ihm sein Leben nichts wert. Nun aber hatte Mariamne ihm diesen Schwur denn doch nicht geleistet. Dennoch aber hat er seine Sache vor Antonius auf das schlaueste und erfolgreichste, auch ohne den Schwur geleistet und ist wieder da. Also hat Hebbel Herodes den Großen und Grausamen damals schwätzen lassen, wie einen läppischen Knaben!

Zweitens aber läßt er ihn jetzt noch läppischer schwätzen als damals. Denn mit dieser Entschuldigung will er sich weißbrennen und will er die doch wohl tödlich getroffene Mariamne umstimmen?! Wir meinen, wenn ihn Mariamne noch nicht völlig und ganz und gar verachten gelernt hat, in diesem Augenblick müßte er ihr der erbärmlichste und verächtlichste Jämmerling von der Welt sein! Wahrhaftig, oder wir wissen überhaupt nicht mehr, was noch erbärmlich und jämmerlich heißen soll!

Also, die Sache in ein triviales und drastisches Deutsch übertragen: er sagt zu Mariamne: Herrgott, was machst du denn für ein Aufhebens! Ich wußte ja doch von vornherein, daß aus der Sache nichts werden würde; denn ich habe es mir ja gar nicht so zu Herzen genommen, daß du mir den Schwur damals nicht geleistet hast, und habe in Gottes Namen meine Sache vor Antonius ganz famos geführt und bin, wie du siehst, wieder zur Stelle!

Freilich, Worte weiß er ja zu machen! Sogar einen höchst wirkungsvollen poetischen Vergleich findet er, ganz unverlegen!

„Ich tat, was auf dem Schlachtfeld der Soldat
Wohl tut, wenn es sein Allerletztes gilt.
Er schleudert die Standarte, die ihn führt,
An der sein Glück und seine Ehre hängt,
Entschlossen von sich ins Gewühl der Feinde,
Doch nicht, weil er sie preiszugeben denkt:
Er stürzt sich nach, er holt sie sich zurück“ etc. etc.

Es geht noch unheimlich lange und länglich in der Tonart weiter. Standarte Mariamne! Wenn sie nun nicht überzeugt ist!

Und Mariamne? Man sollte meinen, nach dieser schon gar nicht mehr zu bezeichnenden Erbärmlichkeit müßte sie ihn erst recht keines

Wortes mehr würdigen. Und man meint, daß das die einzig denkbare psychologische, dramatische und sonstige Möglichkeit in diesem Falle wäre. Aber weit gefehlt! Sie läßt sich doch noch mit ihm ein, und noch dazu in sehr, sehr, ach allzu sehr ausführlicher, wohlgesetzter und wohltemperierter Rede! Wenn sie ihm freilich auch mitteilt, daß er mit seiner Handlungsweise die Menschheit ein für allemal in ihr geschändet hat. Ob er es hat! Und ob er etwa nicht, mit seiner allerletzten Kläglichkeit da, dem Faß noch ganz und gar den Boden ausgeschlagen hat.

*   *   *

Was nun wäre, wie die Dinge jetzt stehen, vernünftigerweise einzig und allein noch denkbar? Man sollte meinen, daß Mariamne sich auf der Stelle erdolchte und das Drama sein Ende hätte. In der Tat: nur dies kann ihr noch übrig bleiben.

Aber nein, es kommt immer schlimmer! Daß erst Salome noch auftreten muß und mit ihren Lamentos um Joseph, ihren Gatten, die kostbare Zeit noch mehr als über zwei lange Seiten hin ganz überflüssig in Anspruch nehmen muß, darüber wollen wir uns weiter nicht aufhalten. Aber es kommt etwas viel, viel Böseres!

Nämlich, während Herodes noch mit Mariamne zusammen ist, erscheint ein Bote von Antonius mit der Nachricht, daß die Schlacht von Actium bevorsteht, und daß Herodes unverzüglich wieder aufzubrechen hat, um für diesmal die Araber in Schach zu halten.

Und nun kommt es! Das tödlich Unmöglichste, was hier nur auszuhecken war! Etwas, das unfreiwillig die tödlichste und blutigste Ironie und Farce ist, die man sich vorstellen kann! Nämlich, Mariamne hört diese Botschaft, horcht auf und beschließt sofort, Herodes noch einmal auf die Probe zu stellen; ob er's doch noch mal tun wird? Wenn aber diesmal nicht, nun, dann soll alles gut und vergessen sein!

Man sollte meinen, besonders dieser Hebbelsche Herodes, wennschon sicherlich der historische, würde es nach allem bisherigen nicht noch einmal darauf ankommen lassen. Aber nein, sofort hat er's mit seinem eifersüchtigen Argwohn. Was er da noch einmal, wie lang, ach, wie gar, gar lang und länglich! — mit Mariamne über drei Seiten hin hin und her redet: es ist nachgerade so unmöglich, für beide Teile — am allerunmöglichsten freilich für Mariamne — daß wir es uns wirklich schenken dürfen.

Im übrigen also bekommt, sobald Mariamne den Rücken gewandt

... Und damit schließt der 3. Akt. Auf ... noch zwei ganze Akte weiterschleppen!

*   *

... verhält sich denn aber doch etwas anders ab. ... Befürchtung — sage und schreibe, in Befürchtung, ... solch ein Geheimnis erfahren konnte, ... aber nicht vor ihrem Angesicht erscheinen. ... vernünftigerweise fragen: was in aller Welt ... Probe bedeuten, auf die sie Herodes stellt? Man ..., weil sie ihn auf die Probe gestellt hat, muß sie ... rekonstruieren, wie die Sache steht. Denn wie andere ..., daß Herodes die Probe bestanden hat?

... nein, sie läßt Soemus nicht vor sich erscheinen; trotz aller ...gung, welche dieser dazu macht. Denn Soemus ist ein Biedermann. Der Auftrag des Herodes hat ihn auf das tiefinnerste empört. Er hat ihn zwar angenommen, doch nur, um damit zu verhindern, daß Herodes einen anderen damit betraute, und damit er Mariamne schützen kann. Er ist übrigens der Ansicht, daß Herodes diesmal nicht zurückkommen werde, denn es steht ihm außer Zweifel, daß Antonius dem Oktavian unterliegen, und daß Oktavian alsdann den Herodes als den bisherigen Parteigänger des Antonius, töten lassen werde. Sicher ist der gute Soemus darin etwas allzu zuversichtlich und zeigt sich als ein schlechter Kenner der diplomatischen Fähigkeiten seines Freundes und Waffenbruders. Jedenfalls sucht er auf alle mögliche Weise an Mariamne heranzukommen und ihr reinen Wein einzuschenken und einfach alles mitzuteilen. Mariamne aber läßt ihn beharrlich nicht vor. Das Schlichteste und Unwahrscheinlichste, was sie also tun kann.

Freilich wäre ja das Drama alsdann wieder mal kurzerhand zu Ende, und es muß ja doch nun einmal seine wohl- und vollgezählten fünf üblichen Akte messen!

Was nun aber tut Soemus, um trotzdem zum Ziele zu gelangen? O, man muß ihm sagen: er übertrifft auch den Joseph noch an Schlauheit! Hören wir nur!

Es ist natürlich inzwischen wieder unruhig in Jerusalem. Die Partei Alexandras ist wieder am Werke. Freilich geht es diesmal nicht so besonders gut von statten, denn Sameas sitzt noch immer vom ersten Male im Kerker. Aber es wird Rat! Denn was tut Soemus? Er

Auguste Rodin:
Danaide.
(Zum Aufsatz von Georg Simmel.)

hat, diesmal Soemus den Auftrag. Und damit schließt der 3. Akt. Auf daß die unglückselige Sache sich noch zwei ganze Akte weiterschleppe!

*   *   *

Diesmal spielt die Geschichte sich denn aber doch etwas anders ab. Nämlich Mariamne, in Befürchtung — sage und schreibe, in Befürchtung, daß sie von Soemus auch wieder solch ein Geheimnis erfahren könnte, läßt Soemus die ganze Zeit über nicht vor ihrem Angesicht erscheinen.

Ja, werden wir uns vernünftigerweise fragen: was in aller Welt soll denn dann aber die Probe bedeuten, auf die sie Herodes stellt? Man sollte meinen, gerade, weil sie ihn auf die Probe gestellt hat, muß sie auf der Stelle recherchieren, wie die Sache steht. Denn wie anders will sie erfahren, daß Herodes die P r o b e bestanden hat?

Aber also nein, sie läßt Soemus nicht vor sich erscheinen; trotz aller Anstrengung, welche dieser dazu macht. Denn Soemus ist ein Biedermann. Der Auftrag des Herodes hat ihn auf das tiefinnerste empört. Er hat ihn zwar angenommen, doch nur, um damit zu verhindern, daß Herodes einen anderen damit betraute, und damit er Mariamne schützen kann. Er ist übrigens der Ansicht, daß Herodes diesmal nicht zurückkommen werde; denn es steht ihm außer Zweifel, daß Antonius dem Oktavian unterliegen, und daß Oktavian alsdann den Herodes, als den bisherigen Parteigänger des Antonius, töten lassen werde. Sicher ist der gute Soemus darin etwas allzu zuversichtlich und zeigt sich als ein schlechter Kenner der diplomatischen Fähigkeiten seines Freundes und Waffenbruders. Jedenfalls sucht er auf alle mögliche Weise an Mariamne heranzukommen und ihr reinen Wein einzuschenken und einfach alles mitzuteilen. Mariamne aber läßt ihn beharrlich nicht vor. Das Törichtste und Unwahrscheinlichste, was sie also tun kann.

Freilich wäre ja das Drama alsdann wieder mal kurzerhand zu Ende, und es muß ja doch nun schon mal seine wohl- und vollgezählten fünf üblichen Akte messen!

Was nun aber tut Soemus, um trotzdem zum Ziele zu gelangen? O, man muß schon sagen: er übertrifft auch den Joseph noch an Schlauheit! Hören wir nur!

Es ist natürlich inzwischen wieder unruhig in Jerusalem. Die Partei Alexandras ist wieder am Werke. Freilich geht es diesmal nicht so besonders gut von statten, denn Sameas sitzt noch immer vom ersten Male im Kerker. Aber es wird Rat! Denn was tut Soemus? Er

läßt ihn frei, läßt ihn einfach frei! Und warum? Nun, damit Mariamne darüber ungehalten wird, daß er in diesem Augenblick den gefährlichsten Feind des Herodes freigelassen hat und ihn sofort vor sich bescheidet.

Hier werden wir uns, denk' ich, verwundern, nicht bloß darüber, daß Soemus gleich einen so gar gefährlichen Apparat in Szene setzt, seinen Zweck zu erreichen, sondern vor allem, wie er der Ansicht sein kann, daß Mariamne ihn deswegen gerade vor sich bescheiden lassen wird. Denn muß er sich nicht sogleich sagen, daß Mariamne höchstwahrscheinlich die Sache brieflich oder per Boten abmachen und ihm befehlen wird, seine Dummheit auf der Stelle wieder zu reparieren und den Sameas wieder in seinen Kerker zu stecken? — Soemus darf das aber nicht, denn Hebbel will, daß er just auf diese Weise mit Mariamne zusammen kommt!

Sehen wir aber nur zu, wie bodenlos unsinnig, um nicht gleich zu sagen geradezu krankhaft Hebbel dieses Motiv ausgetüftelt hat! Denn, was das allertollste ist: er nutzt es noch nicht einmal aus, sondern macht die Sache schließlich doch noch anders, nachdem Sameas bereits ganz getrost und sehr zufrieden auf freiem Fuße einhergeht und natürlich inzwischen das seinige tut!

Nämlich, beachten wir: Anfang des 4. Aktes befindet sich Mariamne wieder mal bei Alexandra. Man weiß nicht weshalb, aber sobald Herodes den Rücken gekehrt hat, scheint sie eine wahre Manie zu haben, Alexandra Besuche zu machen. Nun, Mariamne befindet sich bei Alexandra. Soemus geht aber selbstverständlich und doch wohl aus dem gleichen Grunde, wie vordem Joseph, bei dieser ein und aus, weil er sie zu überwachen hat. Was für eine grenzenlose Unvorsichtigkeit also von Mariamne, die absolut nicht mit Soemus zusammenkommen will, bei Alexandra zu sein! Und richtig denn: Soemus kommt wieder mal zu Alexandra und — überrascht, Anfang des 4. Aktes, Mariamne bei dieser! Wir fragen: wozu also in aller Welt der kreuzgefährliche Apparat mit Sameas da?! Hätte es Soemus nicht von vornherein so bequem haben können?! — Gewiß und sicher; es gibt für Hebbel nicht die mindeste Entschuldigung. Denn es hätten sogar noch andere Auswege freigestanden. Soemus hätte Mariamne z. B. einen so überreichten Brief zugehen lassen können, daß Mariamne ihn hätte öffnen und die Mitteilung des Soemus erfahren müssen, oder was sonst noch alles dergleichen denkbar, möglich und zu machen gewesen wäre.

Also, in der 3. Szene tritt Soemus einfach, ohne vorher eine Ahnung zu haben, daß er auch gleich Mariamne antreffen wird, bei Alexandra ein. Er kommt wie gerufen, denn natürlich hat ihn — freilich gegen jede Wahrscheinlichkeit! — Mariamne soeben rufen lassen wollen.

Nun, sei's wie's sei: endlich hat Soemus sie, und sofort teilt er ihr den Auftrag des Herodes mit.

Und was tut Mariamne? Sie wird doch wohl jetzt den Dolch gegen sich zücken? Denn was bliebe ihr wohl jetzt noch übrig, mit Herodes zu sprechen? Nun, sie zückt auch wirklich den Dolch gegen ihre Brust. Aber sie vergißt, daß der vierte Akt bis jetzt ja erst fünf und eine halbe Seite zählt, daß er aber noch dreizehn und eine halbe Seite bekommen soll, und daß ihm alsdann auch erst noch ein 21 Seiten langer fünfter Akt folgen soll.

Also? Nun also erdolcht sie sich trotz allem und allem nicht, sondern muß sich von Alexandra daran verhindern lassen. Etwa weil diese, als Mutter, ihr das Leben retten will? Bewahre! Alexandra will ihr durchaus nicht das Leben retten! Sondern sie ruft ihr zu:

„Wahnsinnige, verdient er das? Verdient er's,
Daß du den Henker an dir selber machst?"

Man soll doch wohl ergänzen: du mußt ihm erst das noch antun, daß er dein Henker wird, und daß er dich hinrichtet!

So liebevoll, wie, leider, auch — verzwickt von Alexandra, respektive von Hebbel!

Mariamne aber? Wirklich, sie ruft:

„Das war verkehrt! Ich danke dir! Dies Amt
Ersah er für sich selbst!
(Sie schleudert den Dolch weg.)
Versucher, fort!"

Höchst edel von Mariamne! Man muß schon sagen! Im übrigen aber, nach allem schließlich doch wohl das Unmöglichste! Denn in welchem Zustande muß sie denn eigentlich bis zu der doch so unberechenbaren Rückkunft des Herodes wohl noch hinvegetieren? Und würde Herodes nicht auf alle Fälle durch ihren Tod bestraft sein? Nein, sie muß erst noch sozusagen boshaft gegen Herodes handeln! Hebbel will uns weismachen, daß ein solches edle Weib, wie Mariamne es sein soll, ihm erst noch aus kleinlicher Rache einen ganz besonderen „Tort" antut! Mit ihrem tödlichst beleidigten und unheilbar besudelten heiligsten Empfinden soll diese Mariamne sich erst noch wer weiß wie lange hin-

schleppen, um Herodes zuguterletzt noch eins auswischen zu können! — Das Psychologie, das Tragik, und das der große, geniale Dramatiker Hebbel?! — — —

Da Mariamne nun aber doch schon mal den Dolch weggeworfen hat, fällt sie dann freilich auch weiter nicht mehr aus der Rolle, wenn sie noch diesen Hokuspokus von Fest losläßt, der zudem noch den ganzen übrigen, sehr beträchtlichen Rest des Aktes bis zur Rückkunft des Herodes ausfüllen kann. Dieses Fest, bei dem sie von Soemus, recht modern wie zur Polonaise, zum Tanz geführt wird!

Denn, was das anbetrifft, so steht, IV. 6, wörtlich zu lesen:

Mariamne: — — — — — Schlecht genug,
Dich (Salome) stehn zu lassen und mich in die Schar
Zu mischen, welche dort den Tanz beginnt!
Soemus!

Soemus (reicht ihr den Arm (!)): Königin!

Ach so! So tanzte man ja wohl damals in Judäa und am Hof des Herodes! Das ist hier nicht etwa naiver Anachronismus, nein, das ist einfach eine unverzeihliche Nachlässigkeit des Modernen Hebbel, der auch, ohne gerade diesbezügliche Spezialgelehrsamkeit zu besitzen, unbedingt wissen und fühlen mußte, daß das hier eine wirklich höchst gefährliche unfreiwillige Komik macht! Eine Komik in solch' einem Augenblicke! Aber freilich, was wäre nach allem Bisherigen wohl noch so besonders zu verderben! — —

Nun, aber man tanzt dann also inzwischen noch so lange; höchstvermutlich in der Ahnung, daß Herodes sogleich zur Stelle sein werde. Das ist er denn auch wirklich! Alles, was recht ist, er ist in dieser kurzen Zeit nicht etwa bloß mit den Arabern, sondern sogar auch noch mit Aktium und ganz und gar mit Oktavian fertig geworden!

Man hofft nun, daß Mariamne sich wenigstens jetzt noch entschließt, sich vor seinem Angesicht zu erdolchen. Damit würde sie ja ihren Zweck, ihn zu bestrafen, völlig erreichen und vielleicht dann doch auch noch mit einiger Würde. Aber nein, es setzt erst noch eine zwei und eine halbe Seiten lange, hier doppelt und dreifach redselige Szene.

Der vierte Akt ist zu Ende, und nun kommt wirklich, wirklich noch die mehr als peinliche, peinliche und dreimal peinliche und komplette Unmöglichkeit und Überflüssigkeit dieses endlos gezerrten und hin und her wabbelnden fünften Aktes! Ohne Gnade und Barmherzigkeit müssen wir sie noch erdulden! Es ergeht noch diese entsetzliche, kaum zu ertra-

gende, diese ganz undenkbare Gerichtsszene über uns; und als Mariamne bereits zum Tode abgeführt ist, müssen erst noch Titus und Alexandra auftreten und Herodes mitteilen, daß Mariamne unschuldig gestorben ist, und wir müssen sogar noch, ganz aus heiler Haut, diese wie gar schnurrig wirkenden heiligen drei Könige mit anhören, die die an und für sich recht wichtige, augenblicklich aber ganz nebensächliche Botschaft von der Geburt Christi bringen. Und wie viel Raum das noch in Anspruch nimmt! Doppelt und dreifach unnötigerweise, da ja Sameas bereits lange zuvor die Geburt des Messias im Kerker geweissagt hat und damit das Christusmotiv angemessen kurz und wirksam bereits erledigt war!

* * *

Das also ist der große, so herb titanisch, männlich dramatische Dithmarsche und geniale Tragiker Hebbel! Das ist sein berühmtes michelangelesk herbes und knappes, so sehr psychologisches Alfresko, und das seine berühmte machtvolle Problemdurchführung! — — —

Ich frage: müssen wir uns das Idol Hebbel nicht so schnell und gründlich wie möglich abgewöhnen, daß unser, freilich augenblicklich sehr verfahrenes, Theater endlich mal wieder vorwärts kommt? — — —

August Strindberg: Mittsommer.

Ein ernsthaftes Lustspiel.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Emil Schering.

Fortsetzung.

Zweites Bild:

Im Salon des Dampfers.

(Der Vordersalon des Dampfers im Durchschnitt; rechts im Vordergrunde die Treppe zum Deck; am weitesten im Hintergrunde, wo die Bühne sich zu einem Keil verengt, ist die Kajüte der Restauratrize und die Küche; zwischen beiden ein niedriger Schrank mit Wasserkaraffe, Zeitungen und Blumen, und darüber ein Spiegel. Auf den beiden Seiten rote Sammetsofas mit langen Eßtischen davor. Durch die Ventile mit ihren roten Gardinen an Messingstangen sieht man die Mälarufer vorüber ziehen. Die Wände sind in Gold und weiß. Messinglampen hängen von der Decke herunter. Tischaufsätze und Blumen (Pfingstrosen, Flieder usw.) auf den Tischen.

Der Steuermann und der Maschinist essen Frühstück an dem Tisch neben der Kajüte der Restauratrize; die Restauratrize steht in der Tür mit einer Zeitung in der Hand. Lina steht in der Küchentür. Langbucht (der Fischer) sitzt auf einem rechten Sofa und liest die Zeitung.)

Die Restauratrize:
Nun, Steuermann, das neue Boot ist ja jetzt fertig, und wir wissen nichts davon.

Der Steuermann:
Steht das im Blatt?

Der Maschinist
(neigt sich über den Teller, um sein Mienenspiel zu verbergen).

Die Restauratrize:
Ja, gewiß steht das hier! und die Probefahrt ist gemacht; aber man erfährt den Namen des Kapitäns nicht!

Der Steuermann:
Das ist ja sonderbar!
Die Restauratrize
(zum Maschinisten): Hat Er auch nichts gehört, Meister?
Der Maschinist
(mit einer piependen, schleppenden Stimme): Ich? Nein, ich habe gar nichts gehört! Wie sollte ich etwas gehört haben, wo ich meine ganze Zeit unten im Maschinenraum stehe!
Die Restauratrize:
Oh, Er hört ganz gut, Meister, wenn Er nur hören will! —
Der Maschinist:
Linchen! Kann ich ein Dünnbier bekommen ...
Lina
(tritt an den Fischer heran): Bitte, stehen Sie ein wenig auf, ich habe das Bier hier in der Bank!
Der Fischer
(steht auf und setzt sich nachher wieder):
Die Restauratrize:
Ja, es ist ja kein Geheimnis, daß man sagt, der Steuermann soll das neue Boot haben!
Der Steuermann:
Ich? Wie sollte das geschehen können, wo ich ein Fahrzeug ruiniert habe? Das heißt, das tat ich nicht, sondern ein andrer Dampfer fuhr auf den meinen auf! Damals war der Kapitän oben (Gebärde mit dem Daumen nach oben) mein Steuermann, und jetzt ist er mein Kapitän.
Die Restauratrize:
Oh, das ist so lange her; und übrigens, wenn man so beliebt ist wie der Steuermann ...
Der Steuermann:
Pst, pst, pst!
Die Restauratrize:
Ja, vom Kapitän kann man ja nichts Böses sagen, aber er ist nicht nett gegen die Passagiere, sondern ist kleinlich und kitzlig.....
Der Maschinist:
So muß man nicht sprechen!
Die Restauratrize:
Ich sage, wie es ist, und ich höre die Leute klagen... aber erfreut bin ich nicht über den Konkurrenten...

Der Steuermann:
Das klärt sich schon, Frau Rundqvist, seien Sie nur nicht bange! — Still! Da kommt der Kandidat an die Treppe! — Lina, nimm den Branntwein hier fort!

Lina
(nimmt die Branntweinkaraffe und die Gläser fort und stellt sie in den Schrank unter dem Spiegel).

Die Restauratrize:
Direktor Lundberg hat uns den jungen Herrn empfohlen, auf eine Art und Weise, die gerade keine Empfehlung ist...

Der Steuermann:
Es ist ein unleidlicher Junge, anspruchsvoll, hochmütig, rücksichtslos...

Der Maschinist:
So muß man nicht sprechen!

Der Steuermann:
Hör Er mal, Meister, es ist sehr hübsch, gut von Leuten zu sprechen, die es verdienen, aber Taugenichtse und Lümmel hätscheln, das ist zu viel!

Der Maschinist:
Man muß Geduld haben, man muß Geduld haben...

Der Steuermann:
Ja, das muß man gewiß, und nicht am wenigsten mit sich selbst!

Der Maschinist:
Sieh, das war hübsch gesprochen! Das war hübsch!

Die Restauratrize:
Still!... Seine Hoheit kommt!

Ivar
(kommt, die weiße Mütze auf dem Kopf, sieht sich trotzig um).

Lina
(tritt auf Ivar zu, überreicht die Speisekarte).

Ivar
(liest).

Die anderen
(machen Mienen).

Ivar:
Kann ich einen Chateaubriand bekommen? Aber er muß gut gebraten sein! — Und dann möchte ich — Branntwein haben!

Lina:
Hier wird kein Branntwein serviert!

Ivar:
Was heißt das? Ist es ein Temperenzlerboot?
Lina:
Ja, es geht mit barem Wasser; nicht wahr, Herr Maschinist?
Der Steuermann:
Wir haben keinen Branntweinkessel in der Maschine, nur Wasser.
Ivar:
Das ist ein schlechtes Boot...
Der Steuermann:
Darum sollen wir auch ein neues haben!
Ivar
(setzt sich): Kann ich denn einen Kaffee bekommen?
Lina:
Was soll es für eine Sorte sein? Extra Mokka vielleicht?
Ivar:
(klärt sich auf): Haben Sie den?
Lina:
Ja, gewiß haben wir! (Geht und bestellt.)
Langbucht:
Hat der Steuermann im Blatt gelesen, daß die Studenten keine weißen Mützen mehr tragen sollen?
Der Steuermann:
Nein, Langbucht, Er hat sicher rückwärts gelesen... es steht im Gegenteil darin, daß die Studenten andere ihre weißen Mützen nicht tragen lassen wollen...
Langbucht:
O Kreuz, steht das da; etwas in der Richtung war es jedenfalls...
Ivar:
Ja, und das ist recht; denn die Bildung ist ein Eigentum, das niemand einem nehmen kann... Achtung vor der weißen Mütze! sage ich!
Der Steuermann
(nimmt seine weiße Uniformsmütze hervor und setzt sie sich auf den Kopf). Meinen der Herr die hier! Hoho!
Lina
(faßt an ihr weißes Küchenbarett): Oder die hier!
Ivar:
Schwatzen Sie nicht! Ich möchte so weit gehen; wer nicht Latein gelernt hat, dürfte nicht die weiße Studentenmütze tragen!

Der Steuermann:
Ich möchte noch weiter gehen und jedem Passagier verbieten die Mütze — in den Salons zu tragen!
(Gelächter.)

Ivar:
Wißt Ihr nicht, daß es höchster Mut ist, bedeckt zu sein ...

Der Steuermann:
Nein, das wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß es den größten Mut erfordert, sich gedeckt zu machen — für kleine Forderungen, die man an die Herren Studenten hat!

Ivar:
Ich finde es indiskret, an eine Forderung zu erinnern, wenn man bei Tisch sitzt!

Der Steuermann:
Indiskret? Das ist Latein für uns!

Ivar:
Ja, das ist Latein für Sie!

Der Steuermann:
Das kommt gewiß von diakrino?

Ivar:
Was ist das für eine Sprache; ist das Mesopotamisch?

Der Steuermann:
Nein, das ist Griechisch!

Ivar:
Ich habe kein Griechisch gelernt!

Der Steuermann:
Aber das habe ich! Phemi, ero, eireka, eipon! Was bedeutet das?

Ivar
(schweigt).

Der Steuermann:
Sie müssen nicht verdrießlich werden, Herr Kandidat, denn ich bin nicht viel weiter im Gymnasium gekommen, als bis zum Ablativus; aber bereits damals schlugen wir vor, niemand dürfe für ein liber studiosus angesehen werden, der nicht Griechisch wie Latein gelernt habe.

Ivar
(ohnmächtig): Das sind veraltete Ideen.

Der Steuermann:
Das sind sie freilich! (Erhebt sich.) Und wir haben viele solche; aber der

Herr, der jung ist, sollte die neuen Ideen ausfindig machen... (Faltet ganz kurz die Hände zusammen wie zu einem Tischgebet.)

Ivar:

Das da ist wohl eine alte Idee, wenn überhaupt eine!

Der Steuermann:

Und bleibt doch immer neu!

Ivar:

Sind Sie Pietist, Steuermann?

Der Steuermann

(einfach, ohne Bosheit): Nein, nicht, wie Sie meinen! Aber ich war einen ganzen Winter in den Docks von London ohne Arbeit und ohne Essen herumgelaufen, als der Frühling kam und ich mich wieder sattessen konnte: da wurde ich so froh, daß ich ganz einfach dazu kam, fürs Essen zu danken! (Zur Restauratrize): Danke fürs Essen, Frau Rundqvist!

Die Restauratrize:

Wohl bekomm's, Steuermann! — Wo sind wir jetzt?

Der Steuermann:

Wir sind bei Königshut!

Der Maschinist

(erhebt sich, spricht leise ein Tischgebet und geht).

Die Restauratrize

(zum Maschinisten): Nun, Meister, schenkt uns noch eine Tonne Kohlen zum Mittsommerabend, daß wir zeitig hinkommen!

Der Maschinist:

Nein, das darf ich nicht, denn es ist nicht recht; es ist nicht recht, wenn die Gesellschaft gesagt hat, es soll so und so sein; es ist nicht recht!

Ivar:

Die Gesellschaft? Das sind unsichtbare Schwindler, die nur Geld aus den Leuten herauspressen wollen!

Der Maschinist

(mit einem Blick auf die Restauratrize): Unsichtbar sind sie nicht, die... oh... ich möchte ein so hartes Wort nicht gebrauchen — es sind sehr artige Menschen, besonders Frau Rundqvist, die einige Aktien am Boot besitzt. (Geht.)

Ivar

(verdutzt).

Lina

(setzt Ivar Essen und Kaffee vor; Ivar versucht vergebens das Fleisch zu schneiden; hält seinen Grimm zurück; schmeckt den Kaffee, spuckt und faucht, aber wagt es nicht, etwas zu sagen).

Der Fischer
(zu Ivar): Das ist ein tüchtiger Kerl, unser Steuermann!
Ivar:
Und so gelehrt!
Der Fischer:
Ja, er hat vom Leben gelernt ...
Ivar:
Was hat er gelernt?
Der Fischer:
Was sich schickt!
Ivar:
Aber das hast du nicht!
Der Fischer:
Doch! Das geht der Reihe nach durchs ganze Glied und niemand entkommt wie bei der Landwehr!
Ivar
(fixiert den Fischer bestürzt).

Hagberg
(kommt schüchtern herein, setzt sich).
Ivar
(springt um): Und der Maschinist! Der sieht aus wie ein Pfandleiher.
Der Fischer
(mit einer Miene nach Hagberg, der gequält aussieht): Wie sieht so einer aus?
Ivar:
Genau wie der Maschinist!
Der Fischer:
Sind die denn alle gleich?
Ivar:
Alle!
Der Fischer
(zu Hagberg): Haben Sie im Blatt gelesen, daß die Regierung die Mo-bi-li-sierung eingestellt hat!
Hagberg:
Nein, mein guter Langbucht, Er muß wohl falsch gelesen haben, denn die Regierung hat eine Mobilisierung angestellt!
Der Fischer:
Soso, soso, ja... es wird also zur Mobilisierung kommen!

Ivar:
Wird es zur Mobilisierung kommen?

Hagberg
(höflich): Ja, es ist Generalordre ausgefertigt, und der Kriegsminister hat sich bereits ins Manöverterrain begeben...

Ivar:
So! — Vielleicht wissen Sie, mein Herr, ob man sich persönlich stellen muß, oder ob...

Hagberg
(höflich): Man hat mir gesagt, man müsse sich persönlich stellen...

Ivar:
Danke sehr für die Auskunft! Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Mein Name ist Kandidat Lundberg.

Hagberg:
Mein Name ist Hagberg.

Ivar:
Der Großhändler vielleicht?

Hagberg:
Nein, ich bin nicht Großhändler... (Zur Restauratrize): Ist der Graf an Bord?

Die Restauratrize:
Das ist er nicht, soviel ich weiß! — Aber wir haben jetzt die Brücke!

Julius und Luise
(kommen).

Luise
(tritt an Ivar heran und plappert): Nun, hat Er guten Kaffee bekommen?

Ivar:
Ich habe heute keinen Kaffee gesehen!

Luise:
Was hat Er denn da in der Tasse?

Ivar:
Das ist Schuhwichse!

Luise:
Du bist schrecklich! — Aber willst du Julius nicht dafür danken, daß er deine Reisetasche getragen hat?

Ivar:
Danken? Nein, aber will er's bezahlt haben, soll er's bekommen!

Luise:
Bezahle ihn mit einem freundlichen Wort; sag etwas zu ihm!

Ivar:
Ich kann nicht von Karotten und Pastinaken sprechen.

Luise:
Julius interessiert sich auch für etwas anderes...

Ivar:
Mit dir, ja. Aber du hast auch Geschmack in der Wahl deiner Freunde! Jene Amalie zum Beispiel...

Luise:
Was ist mit ihr?

Ivar:
Ihr Vater ist ja Pfandleiher!

Luise:
Still!

Ivar:
Und er wird der Brandstifter genannt...

Luise:
Ivar, Ivar! Du machst dich unglücklich!... Höre mich, hör mich an, ehe du alles für dich verdorben hast! Nimm einen Rat an, der vielleicht deine Zukunft retten kann: willst du?

Ivar:
Los damit!

Luise:
Ja, diesen: Verachte niemand, denn du weißt nie, mit wem du sprichst!

Ivar:
Ist das ein Orakel oder Glückspruch?

Luise:
Wäre es nur von Glück für dich, armer Ivar!

Der Graf
(kommt).

Ivar:
Was ist das für eine Figur? Der sieht ja wie ein Seminarist aus!

Luise
(legt Ivar einen Finger auf die Lippen): Still!

Ivar
(beißt Luise in den Finger).

Luise:

Ivar! Wie kannst du, der du gebildet sein willst, dich so aufführen? Du beträgst dich ja wie ein Straßenjunge. Dir fehlen ja die einfachsten Begriffe von Erziehung.

Ivar:

Geh heim und leg dich!

Luise:

Gehen werde ich, damit ich mich um dich nicht zu schämen brauche! Aber wenn du mich einmal verstehen wirst, wirst du mich zurück wünschen! (Geht hinaus).

Ivar

(zu Julius): Hör' Er, der Herr ist in den Karotten zuhause, sag' Er mir, kann der Garten die Pacht bezahlen?

Julius

(die ganze Zeit freundlich, ohne Ärger): Ja, das kann er, und es bleibt noch etwas übrig...

Ivar:

Übrig? Und da spart und geizt der Alte mit den Hellern...

Julius:

Daß der Direktor das tut, habe ich nicht bemerkt. Im Gegenteil.

Ivar:

Aber ich habe es bemerkt! — Kennt der Herr den sogenannten Grafen auf dem Herrenhof?

Julius

(der den Grafen nicht sehen kann): Jawohl, ich sehe ihn sehr oft...

Ivar:

Ist er Pietist, oder was macht er?

Der Graf

(nimmt eine Zeitung und verbirgt sich hinter ihr).

Julius:

Ich weiß so wenig von den Herrschaften auf dem Hofe.

Ivar:

Sie sollen häßliche Geschichten da oben gemacht haben... Was war das?

Julius:

Wirklich, ich habe etwas dergleichen gehört...

Ivar:

War es nicht ein Mord oder so etwas?

Hans von Mar[illegible]
Der Sieger. ([illegible])
(Mit Genehmigung [illegible])
Zum Aufsatz von [illegible] Meier-Graefe.

Luise:

Ivar! Wie kannst du, der du gebildet sein willst, dich so aufführen! Du beträgst dich ja wie ein Straßenjunge. Dir fehlen ja die einfachsten Begriffe von Erziehung.

Ivar:

Geh heim und leg dich!

Luise:

Gern gehe ich, damit ich mich um dich nicht zu schämen brauche! Aber wenn du mich einmal verstehen wirst, wirst du mich zurück wünschen!
[illegible]

[illegible]

[illegible] Er, der Herr ist in den Karotten zuhause, sag' Er mir, kann der Garten die Pacht bezahlen?

Julius:

(die ganze Zeit freundlich, ohne Ärger): Ja, das kann er, und es bleibt noch etwas übrig...

Ivar:

Übrig? Und da spart und geizt der Alte mit den Hellern...

Julius:

Daß der Gärtner das tut, habe ich nicht bemerkt. Im Gegenteil.

Ivar:

Aber ich habe es bemerkt! — Kennt der Herr den sogenannten Grafen auf dem Herrenhof?

Julius:

(der den Grafen nicht sehen kann): Jawohl, ich sehe ihn sehr oft...

Ivar:

Ist er tüchtig, oder was macht er?

Der Graf:

(nimmt eine [illegible] und verbirgt sich hinter ihr).

Julius:

Ich weiß so wenig von den Herrschaften auf dem Hofe.

Ivar:

Sie sollen häßliche Geschichten da oben gemacht haben... Was war das?

Julius:

Wirklich, ich habe etwas dergleichen gehört...

Ivar:

War es nicht ein Mord oder so etwas?

Hans von Marées:
Der Sieger. (Studie.)
(Mit Genehmigung des Herrn G. v. Marées, Halle a. S.)
Zum Aufsatz von Julius Meier-Graefe.

Julius:
Ich weiß durchaus nicht, und wenn ich auch was wüßte, würde ich nicht davon sprechen.

Ivar:
Weil er Graf ist?

Julius
(wie vorher): Nicht darum, sondern weil er ein Mensch ist und ein guter!

Ivar:
Ist er gut? Was ist das?

Der Fischer:
Das ist der gerade Gegensatz von böse!

Ivar
(zu Julius): Dürfen solche Vorderdeckpassagiere im Salon sitzen?

Der Fischer:
Wenn solche hier sitzen dürfen!

Ivar
(erhebt sich): Ich appelliere an alle Passagiere, ob das Betragen dieses Individuums es berechtigen kann, mit besseren Leuten zusammen zu sitzen! — Ich appelliere!

Alle
(schweigen).

Ivar:
Dieses Schweigen, soll ich es als Billigung oder Mißbilligung auslegen?

Alle
(schweigen).

Ivar:
Keins von beiden, denn es ist Feigheit! Feigheit! sage ich... (Schweigt verzagt, wie der Korporal eintritt).

Der Korporal
(in der Uniform der Garde und mit einem unerhörten Schnurrbart).

Julius
(steht auf und macht Honneur).

Der Korporal
(zu Lina): Kann ich ein Gläschen bekommen?

Lina:
Sofort!

Der Korporal
(zu Julius): Guten Tag, Kamerad. Wie ist die Nummer?

Julius:

Zweihundertsieben! Korporal!

Der Korporal:

Zweihundertsieben hat Urlaub, nicht wahr? Oder ist es Bauernurlaub?

Julius:

Nein, es ist richtiger!

Der Korporal:

Darf ich den Schein angucken, Zweihundertsieben!

Julius

(zeigt ein Papier).

Der Korporal:

Klar!

Lina

(bietet dem Korporal ein großes Weinglas mit Cognac und Zuckerstücken an).

Der Korporal

(trinkt): Heh! (Knabbert an einem Stück Zucker): Ich bin draußen und fahnde auf Ausreißer — Heh! — von dieser Mobilisierung, heh!

Ivar

(hat sich wieder gesetzt, ist zusammengesunken und hat sich hinter einer Zeitung verborgen).

Der Korporal

(mit Grimasse): Das war ein sehr guter Cognac! Trinkt Zweihundertsieben nicht einen Guten mit seinem Korporal?

Julius:

Nein, danke, nicht so früh am Tag!

Ivar

(zu Lina): Wird hier auf dem Boot was Starkes serviert?

Lina:

Ja, für Korporale, aber nicht für gemeine — Menschen!

Ivar:

Kann Fräulein Mama sagen?

Lina

(erregt): Was meint Er?

Die Restauratrice

(die zugehört hat, zeigt lebhafte Unruhe).

Ivar:
Was ich meine? Rechnet es selbst aus und bittet Tante bei der Multiplikation zu helfen.

Der Korporal
(öffnet ganz fürchterlich den Mund, steckt ein Stück Zucker weit hinein und fixiert Ivar, der wieder zusammengesunken ist): Ich glaube, ich möchte eine Flasche Sodawasser haben.

Lina
(tritt an Ivar heran): Sofort! (Zu Ivar): Bitte, stehen Sie einen Augenblick auf! — Stehen Sie doch auf, ich habe das Wasser in der Bank da!

Ivar
(erhebt sich widerwillig und steht jetzt vor dem Korporal, aber weicht hastig aus und tut so, als sehe er zu einem Ventil hinaus): Ich glaube, wir haben angehalten?

Julius:
Ja, wir sind bei Essingen!

Ivar
(schlüpft hinaus).

Lina
(traurig, serviert dem Korporal): Bitte!

Der Korporal:
O Jugend, wie anmutig du bist! — Ich glaube, sie weint!

Lina.
(trocknet die Tränen und stürzt zur Restauratrice hinaus): Ich? Nein!

Der Korporal:
Es wird getanzt werden heute abend! Will nicht... (Erinnert sich an etwas): Hör Er, Zweihundertsieben! Kennt Er den Herrn da, der... Ist er gegangen?

Julius:
Ja, ich kenne ihn!

Der Korporal
(nimmt ein Notizbuch hervor und liest): Wie hieß er?

Julius:
Er hieß Lundberg!

Der Korporal:
Sieh da! (Liest): Und der Vorname!

Julius:
Ivar!

Der Korporal:
Sieh da! ... Ivar Lundberg! Das ist er! (Geht hinaus): Nimm ihn fest!

Der Fischer:
Es ist zu spät! Er ist an Land, und das Boot hat abgestoßen!

Der Korporal
(an einem Ventil, steckt den Kopf hinaus): Ist das Groß-Essingen! Stopp, Herr Kapitän, Steuermann; stopp und zurück! — Telephon! — Das waren zehn Kronen, die mir entgingen! Aber warte nur, ich komme zur Stadt!

(Allgemeine Bewegung; die Passagiere blicken zu den Ventilen hinaus.)

Fortsetzung in der Juni-Nummer

Gustav Falke:
Claus von der Wisch.

„Claus von der Wisch,
Warst lange nicht an des Herrn Tisch!"
So mahnt allsonntag mit strengem Wort
Der Herr Pastor vom Kanzelbort.
Claus lacht.

Claus von der Wisch geht auf die Pirsch,
Jagt nicht nach dem Heil, jagt lieber den Hirsch.
Claus von der Wisch liebt Becherklang,
Nicht Predigtgeplärr und Gemeindegesang.
Claus lacht.

„Claus von der Wisch,
Wann kommst du an des Herrn Tisch?
Wann kommst du beichten?" Der Pfaff läßt nicht nach
Und steigt dem Junker allsonntag aufs Dach.
Claus flucht.

Um Mitternacht holt er den Gaul heraus
Und rattert dem Priester vors schlafende Haus.
Mit der Reitgerte schlägt er an Fenster und Tor:
„He, Herr Pastor! He, Herr Pastor!"
Claus flucht.

Da kommt oll Kathrin:
„Wat wull du? Lat doch din Grölen sin!"
„Ik bün't. Segge em — verdammte Voß, stah! —
Claus wull beichten. Claus weer nu da."
Claus lacht.

Kathrin kommt zurück: „Der Herr let segg'n,
He schall man up sin Ohr sik legg'n,
Un morrn fröh man werrer kam',
Uppstunns wörd hier keen Beicht afnahm'."
Claus flucht.

„Segge em, Deern,
Allstunns hör Gott den Sünner geern.
Ik köm nu nich werrer, he künn sik wat mal'n,
Un he schull nu sine grote Flappe man hal'n."
Claus lacht.

• • •

Julius Meier-Graefe: Hans von Marées.

S c h l u ß.

In den vier großen Dreiflügelbildern erreichte Marées die Höhe. Es ist über diese Hauptwerke schwer zu reden, wie über alle letzten Resultate großer Menschen. Ihren Anforderungen an den Betrachter können nur sehr wenige Menschen genügen. Selbst unter den aufrichtigen Verehrern von Marées bleiben manche bei den Fresken von Neapel stehen, die ihnen als seine Glanzleistung erscheinen, und betrachten den Rest als Verirrung, allenfalls als die Andeutung nicht erreichter Absichten. Es ist dieselbe Kritik, die Rembrandts erste Anatomie oder die Nachtwache für die bedeutendsten Lösungen des Holländers erklärt, weil sie die konventionellste, sozusagen leserlichste und bequemste Form Rembrandts darstellen. Dieselbe Kritik erhebt die berühmte liegende Venus Tizians der Uffizien über die späte „Dornenkrönung" und zieht Michelangelos verhältnismäßig frühes Werk, die Decke der Sixtina, dem „Jüngsten Gericht" vor. Nur Menschen, die ganz in Rembrandt, Tizian und Michelangelo eingedrungen sind, folgen ihnen bis an die äußersten Pfähle ihres Daseins. Und denen ist gerade das letzte Stück unentbehrlich. Sie würden zu dem ganzen Menschen anders stehen, wenn sie es entbehren müßten. Wie Felsen stehen die Selbstbildnisse des alten Rembrandt vor uns. Sie bedeuten das Jenseits von der Welt, die dem Ehrwürdigen das Dasein schmälerte und der er selbst einst angehört hatte. Finster und furchtbar ragt Tizians Dornenkrönung empor, desselben Tizian, der seine Frauen und Früchte, der alles Sinnliche so sinnenbetörend zu malen wußte. Und vor Michelangelos jüngstem Gericht fühlen wir uns im ersten Augenblick versucht, die Hände vor die Augen zu halten, damit uns der Anprall dieser ungeheuren Massen nicht zerschmettere. Wie dem Kinde sorgende Eltern nur des Lebens leichteste Seiten zukehren, so daß es ihm Spiel scheint, wie man diese frohe Kindheit braucht, um später aus dem Ernst des Daseins wiederum Würze zu ziehen, so gewöhnt uns die Kunst langsam an immer stärkere,

immer tiefer dringende Impulse. Nur wer das Leben zu leben weiß, kann die Kunst erleben.

In den „Hesperiden" sammelte Marées alles, was er bis dahin erfahren hatte, und brachte es zur einfachsten Form. In den Bildern geschieht noch weniger als in den früheren. Die nach Episoden lüsterne Neugier geht mit leeren Händen von ihnen. Die Träger der Erscheinung sind auf das äußerste reduziert. Diese Menschen sind fast nur noch Abstraktionen menschlicher Formen, nicht schön, nicht häßlich, seltsam in ihrem Mangel an aller Seltsamkeit. Das Dasein an sich, die einfachsten Lebensformen, Betätigung der primitivsten Art genügen ihren Zwecken. Und doch mutet uns dieses Nichts von verstandesmäßigen Tatsachen die größte Anspannung zu, wenn ein ungelehriger Instinkt nicht überhaupt von vornherein jede Empfängnis ablehnt. Weil es uns nötigt, die Reinheit einer Kunst zu fassen, die anscheinend nur abstrakte Zeichen gibt und in diese Zeichen Symbole des Lebens von unbegrenzter Deutbarkeit gießt. Es kann nicht ausbleiben, daß man diese Bilder dekorativ nennt, weil wir nun mal zu wenig kurze Worte für unsere Begriffe haben und weil für manchen unserer der Dekoration zueilenden Künstler ein Begriff die Geste der Ägineten und die Arabeske einer modernen Tapete umschließt. Vielleicht erhält Marées dadurch einen aktuellen Wert. Zu wünschen wäre, daß sein Wert im Gegenteil darin erkannt werde, daß niemand so stolz wie er auf die Kluft zwischen der Kunst und dem Dekorationsschwindel unserer Zeit gewiesen hat.

In den Reiterbildern, in dem Paris-Urteil und in der Werbung löst sich die Abstraktion um ein Geringes. Wir atmen erleichtert, weil wir ein Atom von Gegenständlichem zum Vorwand einer Deutung finden. Die Werbung ist sogar eine Liebesgeschichte. Zur Rechten der Narziß, der zweifelnde Träumer, links das kosende Brautpaar, und die festliche Hochzeit in der Mitte. Aber es ist doch noch mehr. Die Steilheit der Linien, die von glutenden Farben begränzt wird wie die Säulen des Hintergrundes, die die Gespielen mit Blumen umwinden, erzeugt eine noch tiefere Mystik, als die Wirklichkeit solcher feierlichen Akte vermöchte, deren Zuschauer oder gar Beteiligte wir sind. Das ist vielleicht das Geheimnis dieser Kunst, daß ihr gelingt, uns gleichzeitig zu Zuschauern und Beteiligten zu machen. Die Ehrfurcht, mit der wir von weitem stehen, entzieht uns nicht die unendliche Süße des Gefühls, daß wir einmal alle solche Feier zu erleben glauben.

Viele Menschen, die nicht an die Sprache der Formen gewöhnt

Jahrgang
1 9 0 9

Hans von Marées:
Ganymed.
(Mit Genehmigung des Herrn G. v. Marées, Halle a. S.)
Zum Aufsatz von Julius Meier-Graefe.

sind, werden die Präzision dieser Bilder entbehren und Mühe haben, die Schönheit der Farben von der übertriebenen übermalten Materie zu sondern, zu der sich Marées in den letzten Jahen aus zwingenden Gründen genötigt sah. Ich kann zur Überwindung dieser Widerstände des Genusses immer nur wieder den Rat geben, abzuwarten, bevor man ein vorschnelles Urteil fällt, das ja nur den Betrachter, nicht den Künstler richtet, der seinem Urteil längst entrückt ist. Man hat ihm schlechte Zeichnung vorgeworfen, weil seine Zeichnung nicht diesem oder jenem gleicht, ohne sich klar zu machen, daß seine Zeichnungen vollkommen ihre künstlerischen Zwecke erfüllen und daher vollkommen genannt zu werden verdienen. Man kann den Vorwurf umdrehen und behaupten, daß in unserer Zeit wenig Maler den Stift mit gleicher Meisterschaft geführt haben. Mit demselben Recht, mit dem ich vorhin auf die Notwendigkeit wies, die Schätzung eines Künstlers nicht von dem Einzelwerk, sondern von der Totalität seines Daseins abhängig zu machen, muß man verlangen, daß sich der Betrachter vor dem einzelnen Werk nicht an Details, sondern an das Ganze halte. Auf die Vorwürfe beschränkter Gegner, daß die Bilder nicht vollendet seien — Vorwürfe hinter seinem Rücken, denn ins Gesicht hätte es niemand aus Furcht vor seiner scharfen Zunge so leicht gewagt — antwortete Marées stolz, die Bilder der andern seien überhaupt nicht angefangen, und hatte recht damit, denn ich wüßte keinen der Kollegen, der auf der Maréesschen Bahn auch nur den ersten Schritt gewagt hat.

Es handelt sich für jeden, der Marées kennen lernen will, darum, die Voraussetzungen zu schaffen oder zu ergänzen, auf die der Künstler rechnet. Diese liegen in den Beschauern, in ihrem Empfindungsvermögen, und sie liegen in der Kunst, in all den Meisterwerken, die der Schöpfung von Marées vorangingen. Ich halte es nicht für möglich, daß jemand Marées zu erschöpfen vermag, ohne die Werke der Antike, der Venezianer und der Holländer, vor allem Rembrandts zu kennen. Und zwar nicht so, wie man heute alles kennt, sondern wie man Menschen zu kennen trachtet, die man liebt. Denn von allen diesen Meistern stecken Teile in Marées. Natürlich nicht immer so merkbar wie in seinen ersten Werken. Marées hat mit den Jahren ebenso sehr seine Begeisterung an der Kunst geläutert, wie er seine Liebe zur Natur von allem Zufälligen und Äußerlichen gereinigt hat. Sicher dachte Marées nicht an Rembrandt, als er seinen Ganymed malte. Er dachte damals an keinen anderen Künstler mehr, wenn er sich überhaupt je der Beziehungen zu andern Künstlern

vollkommen bewußt gewesen ist. Aber des großen Holländers Geist war unverlierbar mit seinem höheren Triebleben verbunden, ganz wie der Geist der Antike, der in dem Ganymed aus dem Äußeren verschwindet und trotzdem wirksam bleibt. Marées entrückte den Vorgang der Antike. Man denkt kaum noch an den schönen Knaben, den Zeus durch seinen Adler dem Olymp zuführen ließ, weil er ihn zu schade für die Erde fand. Es ist etwas unbegreiflich Natürliches und daher Überzeugendes in der Bewegung des Adlers, in der Haltung des seitlich aufstrebenden Kopfes, in den Riesenschwingen, in der schwebenden Bewegung des Knaben. Aber Marées entrückt den Vorgang ebenso sehr der Natur. Er zeigt nur das Notwendigste. Alle Darsteller des oft gemalten Vorganges haben ihn dadurch unglaubhaft gemacht, daß sie ihn zu realistisch schilderten, selbst Rembrandt in seinem berühmten Bilde der Dresdener Galerie, das freilich aus einer Zeit stammt, als Rembrandt noch nicht im Besitz aller seiner Mittel war. Da wird bei der Naivität der Erfindung der Adler fast vollständig detailliert und ebenso der weinende Junge, und trotz der objektiven Richtigkeit des einzelnen wird die Wirkung des Ganzen in Frage gestellt, schon das Verhältnis des menschlichen Körpers zu dem des Tieres wirkt unwahrscheilich.

Marées macht das Verhältnis dadurch möglich, daß er das Ganze so in den Rahmen komponiert, daß Tier und Mensch zusammengehören und zwar trotzdem der Mensch hier nicht wie bei Rembrandt ein Kind, sondern, der Antike entsprechend, ein Knabe ist. Der Adler wird nicht gerade über die Natur hinaus vergrößert, sondern wirkt namentlich deshalb so groß, weil die Schwingen nicht in ihrem ganzen Umfang sichtbar bleiben, sondern vom Oval des Rahmens verdeckt werden. Es ist eine Wirkung mit farbigen Massen. Erst allmählich wird aus der riesigen schwarzen Masse der Adler und aus dem leuchtenden Blond der Knabe. Dieses Schwarz und dieses lichte Braun bewegen sich vor der flutenden Masse von Blau und Grün der Landschaft. Der Rhythmus der Farben trifft den Betrachter, bevor er das Motiv erkennt, und hält ihn auch dann noch im Bann und leitet ihn von dem Motiv zu ungebundenen Vorstellungen weiter.

Dieser „Ganymed" entstand wenige Wochen vor Marées' Tode und war sein bestes Bild. Marées starb 1887, noch nicht fünfzig Jahre alt, in Rom an den Folgen eines Karbunkels und an miserablen Ärzten. Es fehlt nicht an Leuten, die meinen, er sei zur rechten Zeit gestorben, und

man hat sogar von Selbstmord gefaselt. Weil er nicht fertig wurde, weil er auch zuletzt noch unzufrieden mit sich war. Ich sehe gerade darin einen Beweis für seine Lebenstüchtigkeit. Der „Ganymed" zeigt, daß Marées bis zum letzten Augenblick im Steigen war. Er hätte es noch besser machen wollen, er hat alle Bilder, die vollendet waren und im Atelier blieben, immer wieder vorgenommen und verbessert, und zuweilen hat er die Verbesserung so lose angedeutet, daß dem Laien das Bild entstellt erscheint, wie eine schon geschriebene Seite durch die schnelle Korrektur des Autors entstellt wird. Sie war vorher nicht besser, sie war sogar weniger richtig, aber sah sauberer aus. Man hat ihm seine Größe vorgeworfen, daß er in seine Bilder nicht verliebt war, daß er nicht für den Liebhaber seiner Bilder schuf, sondern für die eigene Vollkommenheit, daß er sich treu war.

Ex fide vivo! ist der Wappenspruch seines alten Geschlechtes. Aus Treue lebe ich. Keiner der Ritter von Maretz, die sich als Vasallen großer Fürsten schlugen, keiner der Kaufherren de Marées, die in Amsterdam in hohem Ansehen standen, keiner der frommen Marées, die im achtzehnten Jahrhundert den Rock des Herrn trugen, hat den Wahlspruch besser gehalten als dieser Nachkomme. Die anderen waren ihrem Fürsten, ihrem Worte, ihrem Gotte treu. Hans von Marées war es sich selber. Unerbittlich, grausam gegen sich und andere ging er seinen Weg. Es hat Zeiten gegeben, wo ihn niemand verstand, auch Fiedler nicht. Er war kein bequemer Geselle. Die Not des Gebärens brachte Stimmungen hervor, die ihm die Gegenwart der treuesten Anhänger unerträglich machten. Und auch dann, wenn er sich den Kreis der Schüler, die mit einer weit über das Grab hinaus reichenden Verehrung an ihm hingen, gefallen ließ, ist er allein gewesen.

Die Einsamkeit ist nichts Neues in unserer Kunst. Wir begegnen ihr so oft in deutschen Biographien, daß sich schon ein fataler Beigeschmack mit der Anspielung auf sie verbindet. Die Isoliertheit vieler unserer Landsleute rührt unsere Sentimentalität, nichts weiter. Mancher, der sich lebend allen Zeitgenossen entrückt glaubte, ist nachher nur zu sehr mit allen gemein. Neu an Marées ist die Frucht, die er der Einsamkeit abgewann. Sie hebt sein Los auf ein vor aller Sentimentalität gefeites Niveau. Wir beklagen an anderen, daß sie allein waren, wir begreifen, daß er es sein mußte. Tausenden wird die Armut der Rasse an generösen Instinkten, um nicht zu sagen, an lebendigem Formgefühl, was dasselbe ist, zum Hemmschuh. Jedem unserer Alten haftet der Mangel an, selbst

einem Dürer. Bei den Deutschen des 19. Jahrhunderts führt er oft zur Tragik. Denken Sie an Menzel, Feuerbach, Leibl, Böcklin. Daher die Sehnsucht nach Frankreich, daher der Massenzug unserer Künstler nach Paris. Sie suchen dort das Heimatsgefühl für ihre Muse. Sie erleben dort den mächtigen Appell der Tradition an eine schöpferische Seele, bringen, getrieben von tiefem Impuls, schöne Werke hervor und erfahren, zurückgekehrt, daß der Impuls an der Dürre des heimatlichen Bodens langsam versagt. Wo sind die deutschen Maler, deren Weg mit dem Alter nicht hinab, sondern hinaufführt, bei denen der Vergleich mit der Herkunft ihrer Anregungen nicht schließlich die Persönlichkeit richtet?

Marées ist eine leuchtende Ausnahme. Was man von seinem tragischen Schicksal gesagt hat, ist eitel Phrase. Wo ist in dem Ausbau dieser männlichen Kraft die Tragik! Er besaß die Heimat in der Macht des eigenen Gefühls, gründete sich da, wo er war, sein Deutschland. Er ist weder Französling noch Römling geworden, sondern blieb über den Geistern seiner Umgebung, ruhte nicht, bis er durch die Flut mächtigster Erregungen, von anderer Art, als sie je ein deutscher Maler in der Fremde erlebte, hindurchgedrungen war zum festen Land, das ihm, nur ihm gehörte. Man sehe, wie er mit Frankreich fertig wurde. Der Anfang seines Verhältnisses zur französischen Kunst ist seine Lehre bei Steffek, in der Nähe Krügers. Der Weg von den Pferdestudien im Geiste Krügers zu dem Bad der Diana umfaßt schon eine gewaltige Spanne. Die scharfe Objektivität der Franzosen, denen Krüger und Steffek nahestanden, wird durch die Legendenwelt des Dianabildes, in der das lieblichste des französischen Genius wie ein verhaltenes Echo erklingt, bereichert. Aber schon in diesem Moment träfe man den jungen Marées schlecht, wenn man ihn lediglich nach dieser Seite hin betrachtete. Schon hat er Rembrandt erfaßt. Erst steht er ihm anbetend, allzunahe gegenüber. Noch in München, binnen wenigen Jahren veredelt sich das Verhältnis. Es wächst bis in die reifste Zeit, bis zu den Hesperiden, deren große Formen in rembrandthafter Atmospäre leben, ja bis zum letzten Bild, dem Ganymed, der kühnsten Fortsetzung, die Rembrandt je gefunden hat.

In der Jugend vertiefte Rembrandts Einfluß das Improvisationstalent des an französischer Kunst Erzogenen. Später, in Italien, schützte ihn derselbe Rembrandt vor der Erstarrung. Als er mit Fiedler von Spanien kam, sah er wieder die

Franzosen. Diesmal Delacroix. Dafür ist das farbenreiche Bild Philippus mit dem Kämmerer ein untrügliches Zeichen. Und nach dem Bildnis Marbachs und Fiedlers könnte man annehmen, daß er damals auch jüngere Franzosen gesehen hatte. Wieder vertieft Rembrandt die Absichten des Bildnismalers. Er überwindet die Farbe in dem Doppelbildnis Grant-Hildebrand, in den Porträts des Bruders, der Frau Schäuffelen u. s. w., überwindet sie mit einem unerhörten Gefühl für das Räumliche, das den nur auf die Fläche gerichteten Franzosen verloren geht. Zum zweiten Mal kommt er nach Italien. Diesmal als Mann. Aus dem Münchener Maler, der vor Begeisterung taumelte, als er zum ersten Male Michelangelo und die anderen erblickte, ist ein Meister geworden, der mit allem, was der Norden geschaffen hat, bewehrt, vor die Heroen der andern Welt tritt. Nun strömt die Arbeit. Im Handumdrehen werden die Neapler Fresken geschaffen. Selbst innerhalb dieser Arbeit, von der man glauben sollte, daß die physische Anstrengung den Künstler zur Aufbietung aller ihm bereits geläufigen Kräfte nötigen mußte, geht die Entwicklung weiter. Sie ist nicht nur als Ganzes betrachtet ein immenser Fortschritt, sondern zeigt den Fortschritt von Bild zu Bild. In den letzten Werken, die in Rom entstanden, verschwindet immer mehr die unmittelbare Beziehung zu den früheren Vorbildern, am meisten die zu der französischen Malerei.

Wohl, man kann sagen, hier hat einer vor uns die Franzosen überwunden, weil er die von den Franzosen auf Grund ihrer logischen Entwicklung durchgeführte Beschränkung des Programms aufhob und, ohne sich zu ihren Resultaten in Gegensatz zu stellen, das zur Vollendung brachte, was sie beiseiteließen, beiseitelassen durften und mußten, das Monumentale. Freuen wir uns dessen, aber hüten wir uns vor voreiligen Schlüssen. Für den Künstler, der an Marées lernen will, ist die Frage, wie es ihm gelang, wichtiger als die Tatsache, daß es ihm gelungen ist. Hüten wir uns vor vorschnellem Generalisieren eines Einzelfalles, der in der Kunst so selten ist wie in der Literatur die Existenz eines Goethe. Man könnte von Marées aus zu einer Unterschätzung der französischen Kunst gelangen, der einzigen gesunden Malerschule der Gegenwart. Und damit würde manche kostbare Errungenschaft moderner Anschauung in Frage gestellt. Das wäre schlechter Dank an das Geschick, das uns diesen großen Künstler schenkte. Nützen kann er uns nur, wenn wir ihn ganz begreifen. Nicht aus der Inzucht des Subjektiven, die so vielen Deutschen in gewollter Einsamkeit zum Verhängnis

wird, erlangte Marées die Frucht. Er, der im Leben allein war, blieb immer mit allen Taten des Geistes verbunden und überwand die Franzosen erst, nachdem er ihre Wege selbst mit Erfolg gegangen war.

Aber seien wir stolz auf solchen Landsmann. So selten seine Art bei uns sein mag, sie ist da, ihr Geist umspielt uns. Frankreich hat die Ständigkeit seiner Entwicklung für sich. Aber das enge Netz seines künstlerischen Wirkens, der unschätzbare Vorteil einer Kultur, die Nietzsche mit Recht für die einzige erklärte, läßt dem einzelnen nicht genug Raum zur weitsichtbaren heroischen Tat. Auch der größte findet in dem Organismus den Weg gleichsam vorgezeichnet. Er trägt die Masse weiter, aber wird auch gleichzeitig von ihr getragen. Wo sich dort die Kultur in blühenden Gefilden ausdehnt, den wohlgepflegten Feldern verschiedener Grüns vergleichbar, die den sanft ansteigenden Hügel bedecken, gähnt bei uns schlecht versteckte Leere. Dem Talent fehlt bei uns der Nährboden. Das Genie aber gewinnt gerade aus dieser Konstellation den kernigen Widerstand, der es zu größten Taten spornt. Den Helden lockt es, als einziger, in eines einzigen Lebens Fülle nachzuholen, was dort ein ganzes Volk vollbringt. Das gibt eine steil aufsteigende Linie von nie gesehener Schönheit. Das Frohlocken darüber teilt sich dem Volk und den Völkern mit, und es verschlingt alle Bedenken über die Unfruchtbarkeit des Bodens. So ein Held erreicht nicht dasselbe, was die Kultur einen Sohn des glücklichen Frankreichs vollbringen läßt, sondern mehr, nicht nur relativ, sondern absolut mehr, unendlich mehr. So hatte Frankreich nicht die Möglichkeit, einen Faust zu schaffen. Diese ungeheure Abstraktion konnte nur einem Goethe gelingen, einem Menschen, für den sich auf einmal das Dunkel der Rasse lichtete und der aus dem Selbstbewußtsein des Einsamen, aus der Hingabe des einen für alle ungeahnte Kräfte gewann. So hat Frankreich nie einen Marées geschaffen. Es bedarf solcher Heroen des Geistes so wenig, als es sie zu erzeugen vermag.

Der Anblick dieses Menschen stählt das Vertrauen auf unsere Rasse, die manchmal lange zum Schweigen verdammt ist, um dann plötzlich durch den Mund eines Auserwählten, den sie steinigt, ein Pathos ohnegleichen zu äußern. Hören wir es mit Ehrfurcht! Geben wir uns ihm hin. Wer dem Steigen dieses Menschen zu folgen vermag, der wird sich selbst zur Höhe gehoben fühlen, wie jener Ganymed, den Marées sterbend malte, der von dem Adler in die Lüfte getragen wird.

Karl Larsen:
Der Mensch und der Krieg.

Ein Vortrag, gehalten in Berlin und Wien.

Ein Haufen alter dänischer Briefe und Tagebücher aus dem Kriegsjahre 1864!

Das ist, was ich deutschen Zuhörern vorzulegen habe.

Was ist uns 64? werden Sie sagen. Viel war das Jahr uns nie; gar nichts ist es uns jetzt. Wir, Preußen und Österreicher, haben damals ein paar Armeekorps gegen Dänemark geschickt; der Krieg wurde beendigt, wie er beendigt werden mußte — und darauf folgten 1866, 1870—71 und so viele andere große Begebenheiten, die diesen kleinen Feldzug in vollkommene Vergessenheit geraten ließen. Höchstens könnte man, wie der Militärschriftsteller Major von Scheibert, den Krieg 1864 mit einem „kostbaren Miniaturgemälde" vergleichen, auf welchem die politische Kunst Bismarcks und das militärische Genie Moltkes sich zum ersten Male hervortaten; in dem großen Bildersaal der Geschichte wären diesem kleinen Kabinettstück einige Augenblicke zu widmen.

Und doch — wenn Sie mir gestatten werden, Sie an der Hand zu nehmen und auf die andere Seite von diesem Stück militärischer und politischer Kleinkunst zu führen, auf unsere Seite, werden Sie zu Ihrer Verwunderung sehen, daß das Bildchen sich in ein großes Gemälde aus dem Leben verwandelt. Sie werden einem ganzen Volke gegenüberstehen, das einen nationalen Krieg mit dem Einsatz von nahezu seiner letzten Kraft durchkämpft. Und die alten Papiere aus der damaligen Zeit, die ich in meinem Vaterlande aus dem Schrank des Bauern, dem Schreibtisch des Bourgeois, der Schatulle der alten Dame hervorgesucht habe, werden sich vor Ihren Augen als lebende menschliche Urkunden entpuppen, die das Problem des modernen Krieges auf eine neue Weise beleuchten.

Denn über Kriege und Krieg im allgemeinen ist viel ans Licht gefördert; über die M e n s c h e n, die die Schlachten schlugen, oder die

zu Hause bleiben mußten, während ihre Lieben im Felde standen, bis jetzt herzlich wenig.

Gewiß gibt es Kriegserinnerungen in Hülle und Fülle. Wenn wir aber den wirklichen Stimmungen, Gefühlen, Vorstellungen eines Volkes während eines Krieges auf die Spur kommen wollen, hilft uns ein Vertiefen in solche Arbeiten nichts. Oft eine ansehnliche Zeit nach den betreffenden Begebenheiten niedergeschrieben, häufig von einer äußeren Gelegenheit hervorgerufen, leiden sie jedenfalls immer an störenden Gedächtnisverschiebungen.

Intelligente Autoren solcher Werke haben dies sehr wohl eingesehen. Um nur ein einzelnes diesbezügliches Beispiel aus der neuesten Zeit hervorzuheben, verweise ich auf den russischen Kapitän Wladimir Ssemonow, dem wir die ausführliche Schilderung aus dem Seekrieg zwischen Russen und Japanern „Rasplata" (deutsch von Gercke, Berlin 1908) verdanken. Mehrfach hebt er hervor, wie es ihm bei der Ausarbeitung seines Werkes passiert, daß er sich „ganz genaue Vorstellungen von diesem oder jenem Moment gemacht, die sicher unter dem Einflusse von Erzählungen anderer standen. Wenn ich nämlich dann mein Tagebuch durchlas, fand ich, daß meine Vorstellungen den en flagrant délit gemachten Notizen nicht entsprachen". Und hier handelt es sich um einen nur die Wahrheit suchenden, psychologisch geschulten Beobachter und um den verhältnismäßig kurzen Zeitabstand von nur einem Jahr. Wie würde wohl ein objektives Urteil über unsere Unmenge von Kriegserinnerungen ausfallen?

In Romanen und Erzählungen aus Kriegen finden sich gewiß, neben einer ungeheuerlichen Menge von Schund, in moderner Zeit psychologisch wertvolle Züge; es läßt sich aber, infolge der Natur der Sache, die Wahrheit dieser Züge wohl erraten, nicht eigentlich prüfen.

Das einzig greifbare, wirkliche Material zur Schilderung des intimen Menschen während eines Krieges bieten gleichzeitig mit den Begebenheiten verfaßte Briefe und Tagebücher, die nie für die Öffentlichkeit bestimmt waren.

In allen Literaturen sind solche authentische Briefe und Tagebücher aus Kriegszeiten veröffentlicht worden. Leider entstammen sie fast ausschließlich nur eigentlichen Kriegsteilnehmern, und zwar aus den höheren Ständen, sehr oft wurden sie bei der Herausgabe aus allerlei Rücksichten

in usum delphini verstümmelt; immer kamen sie nur als vereinzelte Phänomene vor, nicht von einem sammelnden Gedanken durchleuchtet.

Eine Ausnahme in mehreren Beziehungen bildete doch eine außerhalb des kleinen Bereiches der dänischen Sprache vollkommen unbekannte Sammlung von dänischen Soldatenbriefen aus den Jahren 1848—50.

Gleich im Anfange der Fünfziger sammelte der Historiker C. F. Allen von dänischen Soldaten aus dem Bauernstande mehrere tausend Briefe, die nach seinem Tode, in einer von ihm selbst hergestellten Auswahl im Jahre 1873 herausgegeben wurden unter dem Titel: „Briefe von dänischen Kriegern, nach Hause geschrieben während der Feldzüge 1848—1850." Allen wollte, wie er in seiner Vorrede sagt, durch diese Briefe, „die zu verschiedenen Zeiten im Heere herrschenden Stimmungen und Gefühle treu schildern, wie sie durch den Gang des Krieges und durch die allgemeine Situation des Vaterlandes in jenen merkwürdigen Zeiten hervorgerufen und beeinflußt wurden".

Allens Werk zerfällt in zwei Abteilungen. Die erste bringt 113 Briefe von 81 Kriegsteilnehmern, nach den historischen Begebenheiten geordnet, die zweite zusammenhängende Reihen von Briefen dreier Soldaten aus dem Volke.

Es ist das große Verdienst Allens, sein Material unter den Gesichtspunkt einer umfassenden und psychologisch gefärbten Idee gestellt zu haben. Der Historiker hat aber nicht vermocht, den großen Sprung von der Geschichte in die Psychologie zu machen, und bleibt deshalb in Unklarheit stecken. Er spricht immer noch von seinen Dokumenten als einer „historischen Quelle", wenn er auch betont, daß „die sich von den gewöhnlichen sehr unterscheidet"; zwar will er in seiner zweiten Abteilung drei Soldatengestalten aus dem Volke durch abgeschlossene Reihen von Briefen zeichnen; in seiner — größeren — historisch geordneten, ersten Abteilung vermischt er aber die ganz überwiegenden Bauernbriefe planlos mit etlichen Briefen von Kriegern aus anderen Ständen und einigen wenigen Frauenbriefen, die mitgelaufen sind. Wenn Allen es daher als seine Meinung ausspricht, daß „das dänische Volk" in seiner Sammlung „in aller Unbefangenheit seine eigenen Memoiren geschrieben hat", sagt der psychologisch fühlende Historiker entschieden zu viel.

Denn um die Stimmungen, Gefühle, Vorstellungen eines ganzen Volkes während eines Krieges kennen zu lernen, ist ein viel ausgedehn-

teres Material als das Allensche notwendig, das planmäßiger und durchgeführt psychologisch behandelt werden muß.

Es sind nicht nur die Briefe — und Tagebücher — der Bauernsoldaten erforderlich, es müssen auch die Krieger aus anderen Gesellschaftsklassen und aus höheren Chargen herangezogen werden, wie die ganze zivile Bevölkerung, Männer und Frauen, Gebildete und weniger Gebildete, Reiche und Arme, Erwachsene und Kinder. Erst durch die möglichst objektive, rein psychologische Behandlung eines solchen Stoffes wird man das Ziel erreichen können.

Es war dies, wenn ich so sagen darf, meine Entdeckung.

Auf eine methodische Weise, deren detaillierte Darstellung für eine andere Gelegenheit aufgespart werden muß, ist es mir dann gelungen, aus dem Kriege 1864 von 292 Männern und Frauen aus allen Ständen und Altersstufen 1958 Briefe und Tagebücher zu sammeln. Es haben in diesen Schriftstücken der Mann an seine Frau, die Mutter an ihren Sohn, der Freund an seinen Freund und der ganz Einsame für sich allein in seinem Tagebuch geschrieben, alle unter dem vollen Eindruck des Krieges, keiner mit dem geringsten Gedanken an ein Publikum.

Diese M e n s c h e n habe ich in ihrem psychologischen Kämmerlein aufgesucht, um sie, jeden mit seiner eigenen Zunge, über den Krieg reden zu hören.

Von dem, was mir auf diese Weise das dänische Volk anvertraut, werde ich mir nun erlauben etwas weiter zu erzählen.

*　　*　　*

Das dänische Volk ist noch heutigen Tages ein Volk von Ackerbauern, war es 1864 in noch höherem Grade. Nach der Volkszählung im Jahre 1860 lebten nur 22,4 Prozent der Bevölkerung in Städten, und Land- und Waldwirtschaft allein beschäftigten 45,4 Prozent des Volkes. Die Hauptmasse der gemeinen Soldaten mußte also aus Landbewohnern mit Elementarschulbildung bestehen, und unter diesen habe ich Briefe und Tagebücher von im ganzen 111 Personen herrührend.

Der dänische Soldat in 1864 war seinen Gegnern in militärischer Ausbildung unterlegen und stand dem preußischen Zündnadelgewehr mit seinem minderwertigen Vorderlader gegenüber, er zeigte sich in den Gefechten oft als recht schwerfällig, was übrigens mit dem außerordentlichen Mangel an berufsmäßigen Offizieren und Unteroffizieren im dänischen Heere zusammenhing; trotz alledem mußte man sagen, daß er sich brav geschlagen hat.

Ich lasse seinen Gegner reden.

Seite an Seite mit dem Kopenhagener kämpfte der dänische Bauer bei Deversee gegen die Österreicher. Der lakonische preußische Generalstab sagt in seinem Werke über den Krieg: „Der dänischen Infanterie darf das Zeugnis nicht versagt werden, daß sie, trotz des Mangels an Artillerie und der dem Gefechte vorangegangenen Anstrengungen, sich mit Tapferkeit und Ausdauer geschlagen hat."

Dänische Bauern haben die Düppelerschanzen verteidigt und einem andauernden, energischen Bombardement standgehalten, das zuletzt — um mit v. Scheibert zu reden — die Verteidiger in eine „ziemlich trostlose" Lage versetzt hatte: „die Werke waren arg mitgenommen, die Brustwehren abgekämmt, die Scharben entstellt, das Innere der Schanzen glich wüsten Erdhaufen, die Palisaden waren zum Teil eingeschossen und die Gräben durch Erdrutsche gefüllt. Die Kehltore und Kehlbrücken waren vielfach zerstört und die Blockhäuser unbenutzbar."

Gegen den Schlüssel zu dieser fast zerschossenen Stellung, die Schanzen I—IV, gingen nun den 18. April um 10 Uhr nach einer sechsstündigen Beschießung der Stellung mit 7900 Granaten zirka 9200 Mann ausgeruhte, frische preußische Truppen. Sie stießen auf den Widerstand von zirka 2200 dänischen Bauernsoldaten.

Es war — nach dem preußischen Generalstab — „ein tapferer Widerstand" mit „heftigem Handgemenge", „kurzem, aber erbittertem Kampf", „die Besatzung setzte ihren Widerstand im Innern der Schanze, sogar noch in den Munitionsräumen und dem angefangenen Minengange fort . ."

Und nachdem diese Schanzen bereits genommen waren, ließ der dänische Bauer sich noch in der achten Brigade gegen den siegreichen Feind führen, in einem Vorstoß, von welchem der spätere Generalfeldmarschall von Walderfee in seinem Buch über den Krieg sagt, daß er „mit vieler Energie eingeleitet und von den Truppen mit großer Bravour durchgeführt wurde".

Wie zeigt sich nun dieser zähe, ausdauernde und kräftige Soldat in seinen vertraulichen Briefen und Aufzeichnungen?

In erster und letzter Linie als der friedliebendste Mensch der Welt, der den Krieg haßt und verabscheut und nur baldmöglichst wieder nach Hause zu kommen wünscht.

Als Landmann weiß er ja, daß man sich hier in der Welt schinden und plagen und sich so ziemlich mit allem befassen muß, auch mit dem,

was nicht immer reinlich ist, gut riecht, oder womit man sich gern abgibt. Der Krieg ist ihm aber doch die schmutzigste und unangenehmste Arbeit, die er kennt, und noch dazu lebensgefährlich!

Aber gerade im Sinne und Geiste eines Bauern nimmt er diese Arbeit auf sich, es ist ja nun einmal so: Der Mensch denkt, und Gott lenkt, er gibt uns Sonnenschein und milden Regen, aber er sendet auch Hagel und Frostnächte. Daran läßt sich nichts ändern, geduldig muß man seine Zeit ausharren und das Arbeiten nicht vergessen, ohne Murren sein Tagewerk vernichtet sehen und es wieder und wieder von neuem beginnen, bis ja alles zuletzt einmal ein Ende nimmt. Gott kann Seuche und Mißwachs trotz aller menschlichen Anstrengungen senden; er hat auch den Krieg geschickt, und in seiner Hand steht der Soldat.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß sich in den Briefen eines jeden dieser Bauernsoldaten der beständig wiederkehrende Satz vorfindet:

„Wen Gott will bewahren,
Ist außer Gefahren."

Und zwischen den Zeilen liest man das — ein klein wenig pfiffige — Bewußtsein, daß Gott den am ehesten bewahrt, der seine Schuldigkeit tut, Gott hilft einem auch dazu, seine Pflicht tun zu können.

„Und ich hoffe auch, daß Gott mir Stärke und Mut in meiner Pflicht und meinem Berufe geben wird, daß ich mit Ehren durchmachen kann, was die Vorsehung mir gebietet," so schreibt ein Bauer. Diese Worte könnten als Motto über alle Briefe jener Leute gesetzt werden. Der Krieg ist ein „Verhängnis", eine schwere Prüfung, die durchgemacht werden muß; aber wenn Gott helfen will, kann es wohl in Ehren geschehen.

Ein Bauer, der den Krieg mitgemacht hatte, sandte mir seine Briefe und fügte in dem Begleitschreiben hinzu, sein Vater, der an dem ersten schleswigschen Kriege teilgenommen, habe ihm, als er abkommandiert wurde, gesagt: „Ja, ich habe dir eigentlich nur e i n Wort mit auf den Weg zu geben, und das ist: wohin man dich setzt, da bleibe stehen!" Ich glaube an die Richtigkeit dieser Angabe. Sie stimmt so vortrefflich überein mit der passiven Pflichttreue, die durch alle Briefe dieser Bauernsoldaten geht, und hängt wohl auch zusammen mit einem gewissen ererbten Gefühl der Anhänglichkeit an die Gutsherrschaft, wovon sich Spuren im Verhalten der Gemeinen zu den Offizieren finden.

Untertäniges Pflichtgefühl und fatalistische Gottesfurcht lassen den Bauernsoldaten „da stehen, wohin man ihn gesetzt", und, wenn es sein

muß, darauf losschlagen mit dem „Mark in den Knochen", das er in sich fühlt — um mit einem der Tagebuchverfasser zu reden.

Doch wenn er mit Ehre außer Schußweite sein kann, so müßte er sich völlig verrückt vorkommen, wenn er nicht glücklich darüber wäre. Nicht einmal, nein, viele Male trifft man in den Briefen der Bauern auf Äußerungen der Freude darüber, daß der Zufall, die Vorsehung, Gott sie davor bewahrt, bei dieser oder jener Gelegenheit, wo es besonders heiß herging, ins Treffen zu kommen. Und es ist nur die Äußerung eines einzigen unter vielen, wenn ein einunddreißigjähriger kleiner Hofbesitzer aus Nordschleswig an seine Frau schreibt: „Liebe Frau! Es traf sich doch sehr glücklich, daß ich damals ins Lazarett kam, da es am 18. d. so hart bei Düppel herging ... Ja, ich danke Gott viele Male, daß ich damals nicht dabei war, und Du darfst auch das Beten nicht versäumen, weil Dein Mann diesmal aus dem Feuer geblieben."

Dieser Gedankengang ist ja nicht heroisch; ein moderner Japaner würde sich darüber schämen; ich glaube doch, daß selbst er die Offenheit und Aufrichtigkeit schätzen würde, mit welcher der dänische Bauer seine Herzensmeinung ausspricht. Ich finde sie jedenfalls gesund und hübsch; denn wenn man das Glück gehabt hat, nicht mit ins Feuer zu müssen, gehört nicht viel Tinte dazu, um zu versichern, wie riesig gern man dabei gewesen wäre.

Der dänische Bauernsoldat kommt überhaupt aus dem Bauern keinen Augenblick heraus. Mit dem Blick und der Teilnahme eines Fachmannes sieht er auf die Felder, die er vernichten, und auf die „schönen Backsteinhäuser", die er niederbrennen muß, auf das große und kleine Vieh, das der zwingenden Fouragierung zum Opfer fällt; auch für die armen Bewohner in der Nähe des Kriegsschauplatzes mit ihrer „armseligen Habe" und den „unschuldigen Kindern an der Hand" fühlt er inniges Mitleiden.

Nie und bei keiner Gelegenheit läßt er sein Geld außer Augen. Viele Tagebücher enthalten höchst detaillierte Abrechnungen, und es gehört mit zu dem Ärger des Bauern über den Krieg, daß dieser ihm auch ganz direkt Geld kostet, und daß die zu Hause das Geld herbeischaffen müssen.

Auch das Essen nimmt den dänischen Bauernsoldaten außerordentlich in Anspruch. Namentlich während der Zeit der Kriegsgefangenschaft im fremden Lande treten die Gedanken daran durchaus in den Vordergrund.

Der eben erwähnte junge Soldat aus Falster, der bei einem der größeren Rekognoszierungsgefechte vor Düppel gefangen wurde, erzählt: „In der Festung Küstrin sagte man uns gleich, wir müßten uns in Geduld fassen und in unser Schicksal finden, denn wir würden als tapfere Krieger behandelt werden, weil das dänische Volk sich stets so tapfer gezeigt. Doch," fügt er hinzu, ganz unberührt von dieser poetischen Kriegerglorie, die sein Haupt umgibt, „da war manches zu wünschen übrig." Und weiter als etwas ganz Selbstverständliches: „Als das Wichtigste muß doch die Kost betrachtet werden." Und diese erscheint ihm recht einfach: Mehlsuppe und „Kartoffeln, in Wasser zerquetscht, Pferdebohnen und Runkelrüben und Reis" mit einem Viertel Brot und zwei Lot Butter pro Tag. „Bei uns in Dänemark," sagt er ganz ernsthaft, „würden viele Schweine sich schämen, dieses zum Mästen zu fressen."

Äußerst selten kommt es vor, daß ein Bauer die schlechte Kost, die der Krieg mit sich bringt, etwas humoristisch nimmt; in der Regel tragen seine Klagen das Gepräge wirklichen Kummers.

Nebenbei bemerkt besteht da ein ausgesprochener Unterschied zwischen dem Bauern und dem Arbeiter aus der Stadt. So schreibt ein 23 jähriger Kopenhagener Schmiedegeselle, der — übrigens im offiziellen Rapport mit Auszeichnung genannt — bei Deversee gefangen worden ist, aus der preußischen Festung Wittenberg: „Unsere Löhnung ist täglich ein Silbergroschen, oder soviel wie vier dänische Schilling, jeden vierten Tag ein Brot von sechs Pfund, und morgens bekommen wir Kleister statt Kaffee. Dieser Kleister ist aus Weizenmehl und Wasser gekocht, und so ausgezeichnet, daß wir daran gedacht haben, ihn aufzuheben, bis wir nach Hause kommen, um ihn an einen Tapezier zu verkaufen; doch meinen einige von uns, daß es wohl nicht ein Tapezier sein wird, sondern ein Schweinehändler, der ihn kauft. Zu Mittag erhalten wir die beste Rummelsuppe (Kopenhagener Verdrehung für „Rumfordsuppe", eine Art Suppe, die in den Kopenhagener Armen- und Zwangsanstalten vorgeschrieben ist), die man sich denken kann. Zu dieser Suppe bekommen wir (das heißt, sollen wir haben) 3 Lot — schreibe drei Lot — Fleisch — kräftige Sehnen; jeden vierten Tag kriegen wir Erbsen, die gegen alle menschlichen Regeln ohne allen Speck oder Fleisch gekocht werden. Das ist unsere ganze Kost. Wenn wir für die vier Schilling Butter kaufen, so bekommen wir so viel, daß ein Stück Brot eben angefettet wird; im übrigen essen wir trockenes Brot zu trockenem Brot

und ein kleines Stück Schwarzbrot hinterher. Wenn wir nun einen Schnaps haben wollen, so nehmen wir unsere alte Branntweinflasche und legen sie neben uns, um im Gedanken daran, daß sie einst etwas in ihrem alten Leibe hatte, und daß sie selbst nun arm ist, es zu versuchen, die Schwarzbrotknacken herunterzuwürgen ...."

Man sieht hier einen ganz wohltuenden Gegensatz zu dem gottergebenen Trübsinn der Bauern mit Bezug auf die preußische Festungsküche. In Österreich scheint der Bauer nicht so viel gegen die Speisekarte einzuwenden gehabt zu haben; es schreibt sogar aus Theresienstadt in Böhmen einer, der von Schweidnitz dahin gebracht ist: „unsere Verpflegung ist auch eine sehr gute, wenn man die mit Preußen vergleicht."

Das eigentlich Militärische im Feldleben, die Märsche, der Sicherheitsdienst und die Gefechte nehmen keinen übertriebenen Platz in den Briefen der Bauernsoldaten in die Heimat und in ihren Tagebüchern ein. In vielen Tagebüchern wird jeder „Dienst" mit der gleichen wortkargen Genauigkeit angeführt, gleichgültig, ob es nun heißt „wir traten an zum Appell in Waffenrock und Säbel", „wir traten an um 8 Uhr mit Gewehr und Schloß auf dem Ladestock", oder ob es sich um ein ernsthaftes Gefecht handelt, wenn z. B. einer von seiner Teilnahme am Kampf bei Deversee nur schreibt: „Um 12 Uhr kamen wir ins Gefecht für 4 Stunden, eine Meile von Flensburg." Andere enthalten doch ausführlichere, oft sehr anschauliche Schilderungen nicht nur von den verschiedenen Quartieren und Ereignissen des Soldaten, sondern auch von den Momenten in seinem kriegerischen Dasein.

Was aber zuerst und zuletzt in allen Bauernsoldatenbriefen zu Wort kommt, das ist die Sehnsucht nach der Heimat und denen, die zu Hause sitzen, Frau und Kindern, Eltern und Geschwistern, Verwandten und Freunden.

„Gott gebe, daß wir bald wieder Frieden bekommen, damit", — wie einer sehr hübsch hinzufügt — „die kleinen Sprossen auf dem Felde wieder wachsen und die kleinen Kinder dreist aus der Tür gucken dürfen — und der Bauer selbst wieder heimkehren kann!" Das ist der beständig wiederkehrende Herzenswunsch.

Und mit nicht geringerer, fast mit noch größerer Hingabe hängen die daheim wiederum an ihm.

* * *

Aus dem charakteristischen Briefwechsel zwischen Mann und Frau aus der dänischen Landbevölkerung habe ich eine Reihe von Auszügen gemacht.

Zärtlich und fein fühlen diese Frauen aus dem Volke. So schreibt zum Beispiel die in den Dreißigern stehende Frau eines Arbeitsmannes aus Fünen: „Ja, Du mein liebster Freund hier auf Erden, ich kann Dir nicht meine Gebete und Wünsche über Dich beschreiben, aber Gott gebe, daß sie erhört werden mögen, und daß Du ebenso gesund wieder zu mir heimkehrst, wie Du von mir abreistest, und dann gibt es doch keine größere Freude für uns, als wenn wir wieder beisammen sind, und Gott gebe, daß dies bald geschehe! Aber ich will den guten Gott bitten, uns auf beiden Seiten Geduld zu geben, um alles das zu ertragen, was uns auferlegt ward, und Dir Kraft und Stärke zu geben, um das auszuführen, was für Dich bestimmt ist."

Man wird hierin den früher erwähnten Gedankengang vom Kriege wiederfinden, als dem schweren Übel, das ertragen werden muß, und zwar ertragen mit Kraft und Stärke, weil es nun einmal so „bestimmt" ist.

Und mit dem ehrlichsten und rührendsten Übergang fährt sie fort: „Gott gebe, ich hätte Geld, daß ich Dich loskaufen könnte, da wäre mir der letzte Schilling nicht zu gut, und ich habe im Traume mehrere Male gesehen, daß Du nach Hause kamst."

Der Mann ist beständig in ihren Gedanken: „Mein liebster Freund, brauchst Du nicht Geld? Schreib' mir doch, ja, dann schick' ich Dir was, und zwei Pfund Butter hab' ich gekauft, wenn ich Dir die schicken darf, und etwas Fleisch oder Käse sollst Du auch haben, wenn es sich tun läßt, Dir es zu schicken . . . Du hörst es nicht, mein lieber Freund, wie oft wir sagen: „Wenn doch Vater zu Hause wäre!" Augusta sagt so oft zu mir: „Weinst Du nun wieder, Mutter? Du brauchst doch nicht zu weinen, wir haben ja noch zu essen, und ich habe dir doch all mein Geld für Brot und Butter gegeben." Aber jedesmal bekommt sie die Antwort: „Ich weine nicht ums Geld, sondern um Vater" . . . Gott halte seine beschirmende Hand über Dir und gebe, daß alle meine Briefe Dich bei guter Gesundheit und bei geduldigem Gemüte antreffen!"

Und mitten in einem Briefe kommt plötzlich unwiderstehlich der echt weibliche Ausbruch: „Komm nach Hause und feiere Deinen Geburtstag bei mir! Wenn ich wüßte, daß Du bald kämest, dann würde ich einen Gänsebraten kaufen."

Nachts träumt sie viel, mehrfach von hohen Zahlen, von denen sie annimmt, man könnte vielleicht darauf setzen, um Geld zu gewinnen, den Mann frei zu kaufen, und während er in dem vom Feinde umzingelten Fridericia liegt, schreibt sie: „Ich bin nun in zwei Nächten im Traume in Fridericia gewesen, und habe nach Dir gesucht und fand Dich auch und sprach mit Dir und sah, daß Du gesund warst. Es scheint mir doch, daß es mich etwas getröstet hat, denn der liebe Gott hat mich mehrere Male nachts im Traum in meinem großen Kummer getröstet, und es ist richtig gewesen, wie ich geträumt habe."

Briefe von einem ebenso zarten und feinen Inhalt verdanken wir der Frau des kleinen Hofbesitzers aus Nordschleswig, der so treuherzig seine Freude darüber aussprach, daß er den 18. April im Lazarett war. In einem Brief spielt sie zum erstenmal darauf an, daß sie ihm ein Kind gebären soll. „Ich kann Dir melden, daß ich und unsere kleinen Kinder noch so ziemlich gesund sind, aber die Zeit wird ja sicher bald kommen, wo ich Deinen Trost brauchen könnte, lieber Vater! Aber ich glaube, daß es einen anderen Vater gibt, der mich erhören wird in dieser Stunde. Ich kann nicht mehr darüber schreiben, denn meine Tränen fließen so stark. — Ich habe so viele fleißige Grüße für Dich von so vielen Freunden; die kommen und trösten mich. Der Schullehrer kam eines Abends und bat mich darum, Dein Bild und einen Brief von Dir zu sehen, und darüber wurde ich ja sehr froh. Aber als er Dein Bild sah, sagte er: „Er steht da wirklich nett." Aber als er Deinen Brief las, da klagte er. Aber er tröstete mich . . . Einen fleißigen Gruß für Dich, lieber Mann, von Deiner wahren Frau."

Ebenso naiv, wie diese Unterschrift lautet, ebenso echt ist sie, denn es ist ja wirklich eine „wahre" Frau, die solche Briefe schreibt.

* * *

Die Bauernsoldaten und ihre Frauen waren alle einfache Leute, nur mit der Bildung der Dorfschule.

Die Briefe und Tagebücher aus den Volksschichten, die einen erweiterten Unterricht genossen haben, und denen das Leben zu einem höheren Kulturgrad verholfen hat, machen auf den ersten Blick einen etwas anderen Eindruck. Namentlich zeugen sie von einem entwickelteren politischen Interesse und tieferen militärischen Sinn.

Äußerst selten kommen bei den Bauern politische Betrachtungen vor, und zwar ganz nebensächlich und rein naiver Art: „die Großmächte haben uns befohlen, das Dannewerk zu verlassen" . . . „was wird wohl

daraus werden; wollen die Großmächte uns nicht helfen, dann wird das Ganze ruiniert, denn wir können nicht gegen unsere Feinde ankommen, denn sie sind allzuviele, es ist unmöglich . . ." und ähnliches.

Die Bevölkerung aus den höheren Klassen räsonniert politisch oft fast ebenso naiv, aber kraft einer lebhaften Empfindung der Bedeutung der politischen Faktoren, die bei ihnen ausführlich berücksichtigt werden. Nicht ganz wenige sind fast bis zum Ende des Krieges unheilbar chauvinistisch; andere — namentlich von der älteren Generation — zeichnen sich durch nüchternen Blick und ein großes Mißtrauen an die leitenden Politiker aus.

Eigentlich militärisches Interesse kommt natürlich in erster Reihe bei den Offizieren vor.

Die dänischen Offiziere von 64 hatten einen harten Stand. Das Werkzeug in ihrer Hand war schwach und dem des Gegners technisch unterlegen. Nie haben sie ihr Leben auf den Sieg, immer nur auf die Niederlage einsetzen können. Sie haben es aber wie Männer getan. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Anzahl der Treffer sich auf Offiziere und Mannschaften wie 2,79 und 1,23 verteilt (in den Kriegen 1866 und 1870—71 auf deutscher Seite respektive 2,61 und 1,15; 2,75 und 1,21).

In ihren intimen Aufzeichnungen sind die dänischen Offiziere recht scharfe — mitunter etwas ungerechte — Kritiker, die namentlich dem Oberkommando übel mitspielen. Das Vertrauen auf das Recht ihres Vaterlandes, der Sinn für die Ehre ihrer Abteilungen sind hervortretend; für die Mannschaften haben sie oft eine schlichte, menschliche Sympathie und einen wohlwollenden Respekt. Ihre Schuldigkeit als Offiziere fassen sie ernst auf und mit kleidsamer Bescheidenheit.

Ein beim Düppelsturm schwer verwundeter und gefangener Kompagniechef, der sich bei dem Vorstoß der Reserven besonders hervorgetan hatte, schreibt an den Adjutanten seines Regiments: „Ich tat meine Schuldigkeit, mein lieber B., an dem unglücklichen 18. April, so gut ich vermochte, aber auch nicht mehr, und ich muß nur beklagen, daß ich nicht die Gelegenheit erhielt, den mir vom Obersten gegebenen Befehl so vollständig auszuführen, wie ich es gewünscht hatte. Was meine Kompagnie betrifft, B., so waren sowohl Unteroffiziere wie Gemeine so brav, wie man nur denken kann; jeder tat im vollsten Maße seine Pflicht; kein Schwanken oder Unruhe, getreulich folgten sie ihren Führern, und

es tut mir leid daran zu denken, wie mancher brave Soldat seine Augen schließen mußte . . ." Und er endigt seinen langen Brief vom Gefechte, von seinen Wunden, von seiner Sehnsucht nach den Kameraden mit den soldatischen Worten: „Gott sei gelobt, das Regiment hat nicht sonderlich viele Gefangene." — Einem ähnlichen Gedanken folgend, schreibt ein ebenfalls hart verwundeter und gefangener Regimentschef: „Soviel ich von hier aus habe in Erfahrung bringen können, ist kein unverwundeter Offizier des Regiments in Gefangenschaft gefallen." Männlich, würdig und soldatisch ist der Gedankengang selbst eines ganz jungen zwanzigjährigen Reserveoffiziers: „Daß man nicht angst und bange ist, sondern nach besten Kräften sucht, die Leute aufzumuntern, das verdient wahrhaftig kein Lob, das ist nicht mehr als verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, wenn man Offizier ist" . . . „Ihr (d. h. die Damen in seiner Familie) heult ja zu Hause darüber, daß ich im Rapport von Missunde gar nicht erwähnt werde, weshalb wollt Ihr Euch nur die Mühe geben? Ich finde das vollständig in der Ordnung, denn ich habe es ja nicht bewirkt, daß die Schanzen nicht genommen wurden; ich habe ja nur getan, was jeder Soldat zu tun hat: Ordre pariert . . . Die Hauptsache ist, daß meine Leute mit mir zufrieden waren, da sie doch am meisten Gelegenheit haben, es zu beurteilen, weil wir ja immer zusammen sind. Nun! Die Affäre ist ja längst vorbei, und das Wichtigste ist ja, daß ich gesund und stark genug bin, um einen noch schlimmeren Stoß bei Düppel aushalten zu können." — Der junge Mann ist ein würdiger Sohn seines Vaters, eines pensionierten Stabsoffiziers, der an den Jungen nach seinem ersten Gefechte schreibt: „Nun hast Du also einen Kampf erprobt, und ich kann der Vorsehung nicht genug danken, die nicht nur ihre schützende Hand über Dich hielt, sondern auch Deinen Mut aufrecht hielt in der Stunde der Gefahr. Ja, mein lieber Erik, ich leugne nicht, daß ich stolz auf Dich bin und zuversichtlich glaube, daß Du Dich, an welchem Kampf Du auch ferner teilnehmen wirst, auch wie bisher als braven und ehrenhaften Soldaten zeigen wirst." — Ein achtundzwanzigjähriger Leutnant aus der Linie notiert in seinem Tagebuch: . . . „allen Anzeichen nach zu urteilen, wird es nicht mehr viele Tage dauern, bis man seine „Feuertaufe" empfangen hat — mit Gottes Hilfe macht man sie wohl gut durch . . . ."

Die Worte der Offiziere erinnern häufig an den Gedankengang des Bauern: „Gott gebe mir Stärke und Mut in der Stunde der Gefahr."

Überhaupt — je länger man liest, je tiefer man hineindringt in

die menschlichen Dokumente aus den gebildeteren Klassen, je geringer werden die Verschiedenheiten, je entschiedener die Ähnlichkeiten zwischen den sogenannten niederen und höheren Schichten der Gesellschaft.

Ein 38jähriger verheirateter Kompagniechef in der Infanterie, dekoriert im vorigen Kriege und als einer der tüchtigsten jüngeren Offiziere der Armee bekannt, hat während der Vorbereitungen zum Kriege und des Krieges 131 Briefe an seine Frau geschrieben. Es ist der zärtlichste Ehemann und der sorgsamste Vater, der im Herbst und zu Anfang des Winters 1863 erzählt, wieviel besser er doch gestellt sei, als seine unverheirateten Kameraden, da er stets „eine Ruhestätte des Gedankens" bei Frau und Kindern habe. Und er schreibt Dinge wie „Fragt mein Sohn oft nach seinem Vater? ... Wenn zu Hause etwas verkehrt geht, bin ich meiner selbst nicht mehr mächtig ... Dank für das Bild von Dir und den Kindern, ich betrachte es viele Male am Tage ..." „Manchmal", heißt es in einem Brief von Mitte Dezember, „sehne ich mich so ungeheuer nach Dir und den Kindern, trotz aller Mühe, die ich mir gebe, es nicht zu tun. So auch gestern abend, als ich Deinen Brief bekam und Du von den Kindern erzähltest. Ich ging deshalb zu T.'s hinauf (sein Einquartierungswirt und dessen Frau) und es war mir eine Erleichterung, als ich von Euch erzählen konnte." Sehr anziehend ist die Nachschrift eines Briefes vom 22. Dezember: „Die vortreffliche Mutter schrieb, Du seist lieblich. Ist es nicht merkwürdig, daß ich, obgleich niemand das besser weiß, als ich, es doch so gern von andern höre? Du liest ihr ja alle meine Briefe vor. — Ehemals und besonders im vorigen Kriege glaubte ich immer, daß es Glück brächte, Kleidungsstücke aus der Mutter Hand zu tragen. Das tue ich auch heute noch, aber nun ist mir doch besonders alles, was Du gemacht hast, so innig lieb. Glaube nur, daß ich an unsere freundlichen Abende denke — Du an meinen wollenen Jacken strickend und ich mit einem Buch in der Hand, das ich hundertmal zur Seite legte, um Dich anzusehen oder Dich zu küssen. — Doch — es ist wohl am besten, daß ich aufhöre, sonst wird mir gar zu weich ums Herz —; ich muß ja nun an Verschanzungen und an die Deutschen denken."

Die Tatsachen bewiesen, daß der Briefschreiber stets derselbe unerschrockene Soldat wie in jungen Jahren und im ersten Kriege blieb, aber doch treibt es ihn am 22. April zu der Betrachtung: „Als Soldat sollte man niemals verheiratet sein! Wenn man Frau und Kinder liebt, wie man es tun soll, so wird man mit so starken Banden an das Leben

gefesselt, daß die wenigsten als solche dem Tode mit der unverzagten Lust ins Auge sehen, wie sie es sonst tun würden, da das Ganze doch nur eine Frage der Zeit ist, und nichts zufällig geschieht." —

Während seine Kritik der obersten Leitung nicht gerade milde ist, spricht der Kompagniechef mit Wärme, ja fast Schwärmerei von seinen „braven und lieben Soldaten mit den offenen, treuen Gesichtern. Meine Liebe zu ihnen ist alten Datums, und die ist, Gott sei Dank, gegenseitig."

Innerhalb einer Kopenhagener Familie ist es mir gelungen, 196 Briefe zu sammeln, gewechselt zwischen deren zahlreichen Mitgliedern und einem der Söhne, dem jungen zwanzigjährigen Reserveleutnant (und Studenten), von dem vorher die Rede war. Durch diese Sammlung wird es möglich, wie in einem Querschnitt, den vollen Eindruck der Stimmungen und Vorstellungen innerhalb einer großen Familie aus dem gebildeten Bürgerstande zu gewinnen.

Das Haupt der Familie ist der ebenfalls oben erwähnte pensionierte Stabsoffizier, ein Mann in der zweiten Hälfte der Fünfziger. Seine Gattin ist 6 Jahre jünger, als er, und in ihrem Hause lebt die 23 jährige unverheiratete Tochter Luise. Von den Söhnen ist Otto 27 Jahre alt, Kandidat der Theologie, ein sehr in Anspruch genommener Lehrer an den höheren Schulen Kopenhagens und mit der 23 jährigen Mathilde verlobt. Friedrich ist 25 Jahre und Verwalter auf einem Gute in Jütland. Um diese Familie im engeren Sinne gruppieren sich eine Großmutter, zwei unverheiratete Tanten, sowie der gleichalterige Freund des jungen Sohnes, ein Studiosus juris, der eng mit dem Hause seines Kameraden verknüpft ist.

Unter den männlichen Gliedern der Familie ist der 27 jährige theologische Kandidat ein prächtiges Exemplar des stark chauvinistischen Typus, der vor dem Kriege den Feind auf das tiefste verachtet, und der selbst noch nach dem Falle von Alsen die ausgeprägtesten Hoffnungen auf Hilfe von England, Frankreich, Italien aufrecht erhält.

Die Briefe des Kandidaten zeigen gleichfalls in amüsanter Weise, welches Gefallen selbst gebildete und sonst gescheite Leute unter Kriegsverhältnissen daran finden können, an kindisch übertriebene Dinge zu glauben. Nach dem schönen Kampf der dänischen Arrieregarde gegen die Österreicher bei Deversee schreibt der Kandidat an seinen Bruder „ein paar Episoden aus der Schlacht", „Kleinigkeiten, die ich gehört habe von Verwundeten, die hierher gekommen sind. Das elfte Bataillon schloß nämlich Karree gegen 800 österreichische Husaren und drängte

diese durch eine Salve in einen Wald hinein, hier aber lag das erste Regiment im Hinterhalt und schoß jeden nieder; diese baten flehentlich um Pardon, der aber nicht gegeben werden konnte, weil dieser Kampf nur darauf berechnet war, den Rückzug zu decken ... Da sie später auf die Infanterie losgingen, schossen sie erst auf fünf Schritt Entfernung alle Kugeln den Österreichern gerade durch die Köpfe, und von einem Regiment Jäger kamen nur 26 Mann zurück (dies Letzte nach den eigenen Berichten der Österreicher) ... Die Österreicher hatten 3000 Verwundete und Gefallene; zwei Tage nach dem Kampf begruben sie ungefähr 1200 Mann." (Der wirkliche Verlust der Österreicher an Verwundeten und Toten betrug bei Deversee 30 Offiziere und 376 Unteroffiziere und Gemeine, ihre Reiterei verlor 1 Offizier und 19 Mann).

Im Gegensatz zu diesem phantastischen Theologen und dem jungen, völlig haltungslosen Kopenhagener Studenten steht der schon früher erwähnte Vater, der verabschiedete Major, ein durch das Leben geprüfter und ruhiger Mann.

Alle Damen der Familie, von der Großmutter, der Mutter, den älteren Tanten an bis auf die 23 jährige Schwester und die 22 jährige Braut, schreiben eifrig an den Stolz ihrer Familie, den jungen Reserveleutnant im Heer. Im Verein mit anderen Damen, deren Verwandte im Kriege sind, haben sie sich verpflichtet, sich untereinander mit allen Nachrichten über ihre Lieben da drüben auf dem Laufenden zu erhalten.

Auch an den wohlgemeintesten Ratschlägen fehlt es nicht. Die Mutter schreibt mit Anspielung auf die Schilderung des Sohnes vom Rückzuge während des Schneesturmes: „Sorge um Gotteswillen, soweit es bei Dir steht, für trockene Füße!" Aber sie wird noch übertrumpft von der Großmutter, die einen Brief etwas neueren Datums schließt mit dem herzlich wohlgemeinten: „Leb' nun wohl, Du Lieber, und hüte Dich vor den Kugeln!" — Dieser Satz war der einzige, den ich bei der letzten Durchsicht von der Großmutter stehen ließ; alles, was sie sonst geschrieben, erwies sich nur als Wiederholung der Ausdrücke für Gefühle und Stimmungen, die auch andere weibliche Mitglieder der Familie an den Tag legten, hierin aber hatte sie doch — um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen — einen Rekord geschlagen.

Außerordentlich bezeichnend für die Fähigkeit der Frau mit ihren primitiven Gefühlen eine selbst dicke Kulturschicht durchdringen zu können, ist der Brief der Mutter, als der Sohn nach dem Sturm auf

Düppel möglichst schnell telegraphiert, daß er unverletzt ist. Er verdient es, unverkürzt mitgeteilt zu werden:

„Gott segne Dich, mein teurer, geliebter Erich, daß Du so schnell die grausame Unruhe und Angst verkürztest, in der wir alle waren! Das ist ein Gefühl, welches niemand versteht, der es nicht empfunden; aber leider, es gibt nicht viel im ganzen Reich, die nicht in diesen Tagen die Angst und das Elend gefühlt und gekannt haben. Es ging augenblicklich Botschaft herum, das heißt, ich ging selbst, und Mathilde, die hier war, schrieb an Friedrich. Dank, tausend Dank für die Depesche, und Dank dir, allmächtiger Schöpfer, für das Leben meines Kindes! Hier wimmelt es von guten, teilnehmenden Menschen, die nach Dir fragen. Ich kann nicht mehr schreiben. Gott behüte Dich!

Deine glückliche Mutter."

Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß diese gebildete Dame, obendrein verheiratet mit einem Offizier von ausgeprägt nationaler Haltung, es sowohl gewußt wie empfunden hat, was der Kampf an diesem Tage für ihr Land und ihr Volk bedeutete; aber so stark ist ihr Muttergefühl, daß alles andere daneben verschwindet und sie sich an einem der größten Trauertage ihrer Nation unterschreiben muß: „Deine glückliche Mutter", weil der Sohn gerettet wurde.

Als Hauptergebnis der Bearbeitung des mir zu Gebote stehenden Stoffes darf ich den Eindruck der alles durchdringenden Bedeutung des Familienlebens sowohl für die höheren, wie für die niederen Stände festlegen.

Daheim verliert kein Mitglied der Familie das wache Bewußtsein von dem leeren Platze im Hause. Alle versuchen sie unermüdlich dem Abstande und den Verhältnissen Trotz zu bieten, und ungeachtet aller Schwierigkeiten den Abwesenden, so gut es eben angeht, zu erfreuen, zu ermuntern und zu pflegen.

Ein so festes Gefüge ist das nordische Heim, daß der Krieg ihm nichts antun kann.

Der Gott des Krieges muß den Hausgöttern unterliegen.

* * *

Das Verhalten des Menschen während eines Kampfes wird in den Aufzeichnungen der Kriegsteilnehmer vielfach beleuchtet. Ein recht interessantes Beispiel ist schon oben behandelt worden.

Es zeigt sich, daß der Krieger während eines Kampfes einen sehr

feinen Sinn für genrehafte Einzelzüge entwickelt, seltener einen etwas größeren Überblick gewinnt oder die allgemeine Lage der Dinge klar beurteilt.

Merkwürdig ist nicht nur die überraschende Beobachtungsgabe, sondern namentlich eine außerordentliche Darstellungsfähigkeit. Man muß unwillkürlich an das klassische indignatio facit versus denken, wenn man sieht, welche verblüffend naturtreue Schilderungen die Spannung des Kampfes den Federn einfacher Bauern oder Bürgersöhne entlockt hat.

Zu der alten und ewig neuen Frage von dem Mut und der Furcht enthalten die Tagebücher und Briefe interessante Beiträge.

Nur ein einziger, ein sehr nüchtern und besonnen schreibender, akademisch gebildeter Gefreiter behauptet, ersichtlich recht erstaunt, daß er zum erstenmal im Feuer „so gleichgültig und ruhig war, als spazierte ich auf der Östergade (Hauptstraße in Kopenhagen)"; die allermeisten sagen mit einem 26 jährigen Offizier, daß sie anfangs „gespannt und unruhig" waren, und daß die „völlige Ruhe", von der er schreibt, erst eintrat, als „ich etwas im Feuer gewesen war"; fast allen war die Wirksamkeit, die dienstliche Arbeit, die Verantwortung, eine Rettung vor der Furcht. Ein schönes Beispiel für alle gibt der Brief eines 21 jährigen Studenten und Reserveleutnants, der die wechselnden Stimmungen während des ersten Treffens schildert. Es sind Schüsse gefallen, und die Meldung kommt, daß „der Feind sich aus Leibeskräften mit unseren Feldwachen schlüge. Wir rückten vorwärts zum Entsatz, hielten uns aber vorläufig in einer geschlossenen Kolonne mitten auf dem Wege und warteten nähere Ordre ab. Inzwischen pfiffen die Kugeln der Preußen um uns, und mancher brave Soldat mußte hier verbluten, ehe er noch dazu hatte kommen können, einen Schuß gegen die Feinde Dänemarks zu lösen. Es ist nicht angenehm, so mit den Händen im Schoß zu stehen und sich erschießen zu lassen. „Mutig oder feige?" Diese Frage drängte sich mir wohl hundertmal in diesen zehn Minuten auf, und die Antwort lautete: „Feige!" Ja, ich bekenne es; wie ich dort stand, da war ich ein Feigling, ein elender Kujon — aber ich bitte alle, die zu Hause auf ihrer Stube sitzen und über mich richten, ein so mörderisches Feuer auszuhalten, und zwar, ohne selbst eine Hand erheben zu dürfen, ein Wort zu sagen oder einen Schuß zu lösen."

Die Mannschaften der Feldwachen, von den Preußen zurückgedrängt, kommen jetzt in voller Unordnung, vom Feinde verfolgt, zu-

rückgelaufen. Die Verwirrung ist im Begriff, auch die Leute des Leutnants zu ergreifen, sie geraten zwischen die wild Fliehenden, „— da wachte ich auf". Man sieht nun, wie energisch die Nerven des jungen Mannes reagieren: „Mit einem Stock, den ich in der Hand hatte, schlug ich einen meiner Leute zur Erde. Darauf zog ich meinen Säbel und schrie: „Der Erste von der zweiten Kompagnie, der ohne Ordre retiriert, wird niedergehauen!" Die Wirkung war verblüffend. Die Zurückgebliebenen schielten nach mir hin, um zu sehen, ob es wirklich mein Ernst sei; aber es muß wohl etwas Imponierendes an mir gewesen sein, denn sie blieben. Gleichzeitig erhielt ich die Ordre, mit meinem Zug einen Knick zu besetzen. Ich besetzte diesen, und eine halbe Stunde lang hielt ich ein wahrhaft mörderisches Feuer aus. Die Preußen benutzten die im Terrain sich bietenden Niederungen vortrefflich, so daß man sie in der Regel nicht sieht, bis sie einem gerade auf dem Leibe sind. Und plötzlich sprang kaum zehn Schritte von mir ein preußischer Offizier heraus, sowie eine Menge Soldaten. „Mutig oder feige?" fragte ich mich selbst; aber nun lautete die Antwort: „Mutig!" Der Gedanke an die Heimat schwebte mir dunkel vorbei, der Gedanke an alles, was ich aufgeben mußte; aber es war nur ein Augenblick, tausendmal kürzer, als ich dazu brauche, es zu erzählen. Mein Regenmantel machte mich kenntlich. „Feuer, Feuer!" rief der tapfere Preuße, indem er auf mich deutete; aber eine Sekunde früher hatte ich bereits auf ihn gezeigt und gerufen: „Legt an, Feuer!" Der Offizier fiel, und unsere kräftige Salve hatte überhaupt eine starke Wirkung auf unsere Feinde. Unsere Gewehre waren indessen fast alle abgeschossen, und deshalb: „Zurück, lauft!" kommandierte ich, und nun liefen alle, was das Zeug halten wollte, über das Feld bis zum nächsten Knick. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß wir auf diesem Wege eine Salve erhielten, die 15 von meinen 45 Mann tötete oder verwundete, und daß die Kugeln besonders mir um die Ohren pfiffen, aber den einzigen Schaden litt mein Regenmantel, in dessen untersten Saum ein Riß geschossen wurde, und dann meine Hände, die ich mir arg blutig riß an der Dornenhecke, die am Knick stand, über welchen wir hinwegvoltigierten. „Mutig, mutig!" so jubelte es in mir, und von diesem Augenblick fiel es mir gar nicht mehr ein, daß mein Leben in Gefahr sei . . . Wir zogen uns gegen die Schanzen zurück, und der Kampf blieb hier eine Zeitlang stehen, bis das 6. Regiment zu unserem Entsatz anrückte. Dann ging es vorwärts, wie es zuvor rückwärts ging, der Feind retirierte schleu-

nigst ... Der Kampf war beendet, der Bataillonskommandeur kam, der Regimentskommandeur kam, alles war wie in einem Traum, alles war mir, als hätte ich nichts davon erlebt; aber die Wagen, die langsam mit den Verwundeten und Toten nach Sonderburg rollten, die ernsten Ambulanzen, die feierlich auf den schneebedeckten Feldern vorwärts schritten, um die Gefallenen aufzulesen, waren lebende Zeugen, daß hier ein Gefecht gestanden. Mein Hauptmann stand und sprach mit dem Regimentskommandeur, es war von mir die Rede, es war mein Mut, den er beschrieb, meine Tapferkeit, die er lobte, und nun kam er auf mich zu, drückte meine Hand und sagte: „Viel Glück zu Ihrer Feuertaufe! Sie haben wie ein tapferer Soldat Ihre harte Probe bestanden." Ein tapferer Soldat! Ja, ich fühle es, von dem Augenblick an, wie es zur Tat kam, von dem Augenblick an habe ich nicht an die Möglichkeit gedacht, daß ich getroffen werden könnte."

Noch verweilt der junge Leutnant glückselig bei dem offiziellen Rapport und einer ehrenvollen Erwähnung darin, und mit überströmender Freude schließt er: „Meine geliebte Mutter, meine lieben Geschwister, mein braver Christian, ehrlicher Niels, meine liebenswürdige Familie, empfangt den herzlichen Gruß eines Soldaten!"

Am Düppeltage, dem 18. April, stand er im Laufgraben zwischen den Schanzen 2 und 3, und dort blieb er auch — als „tapferer Soldat". —

* * *

Man hat von dem Haß gegen den Feind oft und viel gelesen. Bei den dänischen Soldaten — im weitesten Sinne des Wortes — kommt er weder häufig noch stark zum Vorschein. Mitunter kann der Soldat wohl auf den Feind schimpfen und ihn prahlerisch und feige schelten; durchgehends hegt er vor seinem Gegner Achtung und fühlt, daß auch er seinem Vaterlande gegenüber seine Pflicht tut und tun muß.

Wenn jemand haßt, sind es eher die Daheimgebliebenen, und unter denen wieder die Frauen, und namentlich die Kinder mehr als die Männer. Doch von den Frauen, die einen Gatten oder einen Sohn mit im Kriege haben, hört man kein Wort des Hasses; sie können nicht Haß denken, nur Liebe und Sorge.

In den vom Feinde okkupierten Gegenden, wo er Requirierungen von Waren und Pferden machen muß, sieht es allerdings anders aus; da stößt man in den Briefen selbst älterer und ruhiger Männer auf die

stärksten Ausdrücke wie „niederträchtiges und räubermäßiges Betragen", „Die Preußen stehlen wie die Elstern", „daß der liebe Gott uns bald von den Schurken befreien wolle!" Die Leute klagen über eingeschlagene Fenster, ramponierte Möbel, umgehauene Bäume usw. Doch scheinen die Mißlichkeiten zuweilen auch herzurühren von mangelnder Gabe, den Feind auf die rechte Weise zu nehmen, und man trifft auf Anerkennung des strengen Auftretens seitens der feindlichen Kommandierenden gegenüber den schlechteren Elementen unter ihrer Mannschaft und des „höflichen und gebildeten" Auftretens der Offiziere.

Nirgends jedoch tritt das Verhältnis zum Feinde so seelisch interessant zutage, so voll feiner Übergänge und stimmungsvoller Kämpfe, wie in dem Tagebuch einer Lehrerin aus einem Landpastorat dicht bei der schleswigschen Grenze.

Sie ist die Tochter einer Beamtenfamilie auf Seeland, führt ein tief bewegtes Gefühlsleben, ist im höchsten Grade patriotisch, dem Feinde gegenüber fanatisch und schreibt einen Stil, der ziemlich literarisch beeinflußt ist.

In ihren allerersten Tagebuchsaufzeichnungen schildert die junge Dame, wie um das Pfarrhaus ein wilder Schneesturm rast, und „wäre ich nicht eine so mutige Frau, wozu die Natur mich nun einmal gebildet hat, so könnte ich mich leicht einschüchtern lassen und dies für Massen von Deutschen halten, die gegen die Scheiben stürmten; das klingt abscheulich, und der Sturm heult wie das Gebrüll wilder Horden."

Der Feind — das ist das schreckenerregende Unbekannte, das kommen wird, zu vernichten, auf alttestamentarische Weise, wie die Plagen, die Gott über Ägypten schickte. Und es ist auch der Gott des alten Bundes, der gegen ihn angerufen wird. Eins der Kinder im Pastorat sieht nachts im Traum eine große Schlacht, wo der liebe Gott im weißen Gewande den Dänen zum Untergang des Feindes verhilft, und in einem der traurigsten Augenblicke während des Krieges, wo Mutlosigkeit alle Erwachsenen ergriffen hat, droht der kleine Hans „in die Luft hinauf" und ruft: „Eischer Gott! Glaube nur nicht, daß ich mein Abendgebet für dich sprechen werde!"

Als die Preußen unter heftigem Kampfe am 22. März vor Düppel versucht haben, ihre Vorposten weiter gegen die Schanzen vorzuschieben, ohne daß ihr Vorhaben glückte, erzählt das Tagebuch begeistert und mit starker Übertreibung von „den Haufen von Deutschen, sowohl Verwun-

deten, wie Toten", die der Feind auf dem Walplatz hat lassen müssen. Und in einer anderen Aufzeichnung, wo die Rede von einigen Gefangenen ist, die gemacht worden sind, heißt es: „Hurra, Hurra! Das ist herrlich!" Mit einem etwas beklommenen Seufzer wird aber doch hinzugefügt: „Man wird recht grausam im Kriege!"

Am Tage vor Pfingsten soll der Knecht aus dem Pastorat mit dem Wagen in die Stadt Ribe, und die Lehrerin und ihre Schwester, die auf Besuch gekommen, fahren mit dorthin.

Hier in einer kleinen Anlage eben außerhalb der Stadt trifft die Lehrerin „den ersten Deutschen. — Es macht einen eigentümlichen Eindruck, den ersten Feind von Angesicht zu Angesicht zu sehen; etwas bisher Unbekanntes rührte sich in meiner Seele."

Etwas neugieriges Interesse ist doch auch bei der Lehrerin mit im Spiel. „Es ist recht interessant, die verschiedenen Volksstämme zu sehen", muß sie einräumen. Und eigentümliche, ganz rührende Geschichten erzählt man auch in der Stadt von diesen Österreichern, die als Südländer und Katholiken Gegenstand des Staunens und der Verwunderung seitens der protestantischen Nordländer sind.

Die junge Dame schreibt schon ganz nachdenklich: „Mir wird etwas weich ums Herz, wenn man von menschlichen Gefühlen bei diesen Bestien hört." Eine Dame in Ribe erzählt, wie sie eines Tages „einen deutschen Soldaten außerhalb der Kirche hat liegen gesehen mit gefalteten Händen, im Gebet versunken, und ein anderer Soldat ging und weinte auf dem Kirchhof. „Arme Teufel!" kann die Lehrerin nicht unterlassen hinzuzufügen. „Sie werden wie Hunde von Ort zu Ort gejagt und leiden vielleicht an Heimweh." Und es folgt entschuldigend darauf: „Die Gemeinen haben ja nur zu gehorchen." „Aber", rafft sie sich auf zur Höhe ihres früheren Pathos dem Feinde gegenüber, „diejenigen, welche den Raubzug leiten, über sie komme die Strafe, die des Herrn ist!"

Der „harte Feind", der doch zu demselben Gott wie die Dänen betet, kommt nun, wenige Tage nach dem Pfingstfest, innerhalb der Türen ihres eigenen Heims in Gestalt eines österreichischen Offiziers, der Quartier für einen Hauptmann mit Burschen und vierzehn Mann bestellt.

„Das war ein Donnerschlag für uns alle; aber dabei ist nichts zu machen."

Aber zur eigenen stillen Verwunderung muß die junge Dame nur

vier Tage später in ihr Tagebuch schreiben: „Nun ist das Haus also mit Deutschen gefüllt; was wir lange als etwas Furchtbares erwartet haben, ist geschehen, und wie es so oft geht im Leben, jetzt, da wir mitten drin sind, ist es nicht so schlimm."

Das Alttestamentarische beim „Feinde" ist ganz verschwunden, und man kann nunmehr in den Aufzeichnungen der Lehrerin den ganzen Kampf verfolgen, der in dieser liebevollen, patriotischen, gutherzigen Frauenseele vorgeht zwischen der Vaterlandsliebe und ihrem rein menschlichen Gefühl für den Feind.

„Hier ist Leben in das sonst so stille Pastorat gekommen," bricht es einmal aus ihr hervor; „und unser Hauptmann ist ein hübscher und edler, hoher junger Offizier mit einem angenehmen, ernsthaften Gesicht. Sein Bursche ist auch nett; er heißt Gallus .... Der Hauptmann war neulich in Ribe und kam heim mit den Taschen voll Kuchen für die Kinder und Zuckersachen, was ihm tags darauf einen Besuch von ihnen verschaffte; er küßte den kleinen Hans dreimal. Er hat ein Gut in Steiermark, ist verheiratet und hat einen kleinen Sohn wie Hans, deshalb hält er so viel von ihm."

Und fein und hübsch schließt sie die Betrachtung über ihren Feind mit dem herzlichen Wunsch: „Möchte er doch lebend heimkehren zu seiner jungen Frau und seinem kleinen Knaben!"

* * *

So bunt und mannigfaltig, so seelisch tiefgehend sind die Bilder aus dem Leben eines Volkes während eines modernen Krieges. Ich habe sie darstellen wollen, nicht nur, weil es sich um mein eigenes Volk handelt, sondern auch im allgemeineren Interesse des Studiums der Kriegs- und Völkerpsychologie. Und hiermit bin ich am eigentlichen Ziele meines Vortrages in deutscher Sprache und für deutsche Zuhörer, an dem Ziel, das mir schon vor bald vielen Jahren vorschwebte, als ich mein Sammeln in Dänemark angefangen habe.

Man versteht in Deutschland Briefe zu schreiben und Briefe aufzuheben. Ich habe persönlich glänzende Beispiele gesehen von der Pietät, mit welcher in deutschen Familien schriftliche Zeugnisse aus bewegter Zeit in Ehren gehalten werden. Es liegt in deutschen Landen aus Ihren Kriegen in Briefen und Tagebüchern ein Schatz, der noch nicht gehoben worden ist.

Es muß dies geschehen.

Ich stehe für diese große Aufgabe mit meinen Erfahrungen und meiner persönlichen Beteiligung zu Diensten; es ist mir außer allem Zweifel, daß sich meinen geringen Kräften andere und größere anschließen werden.

* * *

Nach der Abhaltung seines Vortrages ist Professor Karl Larsen mit dem Vorstand des Verbandes der Vereine für deutsche Volkskunde Professor Dr. E. Mogk in Verbindung getreten. Es liegt jetzt der Plan vor, die von Professor Larsen angeregte Frage auf dem Tag der deutschen Vereine für Volkskunde im September dieses Jahres in Graz vorzulegen. Das Sammeln von Briefen und Tagebüchern aus Kriegszeiten innerhalb aller deutschen Länder könnte dann eventuell im Herbst 1909 seinen Anfang nehmen.

Die Redaktion.

Religiöse Grundgedanken und moderne Wissenschaft. Eine Umfrage.

XVII.

Dr. Andreas Heusler, Professor an der Universität Berlin:

An den Namen Atheismus und Religionslosigkeit hängt immer noch ein Odium. Die Folge ist, daß man das Wort Religion in verwaschenem Sinne gebraucht: man setzt Religion gleich Moral; oder man nennt religiös den Glauben an den „Fortschritt" oder den Glauben an eine naturwissenschaftliche Hypothese. Die Religionshistoriker sollten dieser Entleerung des Begriffs keinen Vorschub leisten. Religion ist der Glaube an außermenschliche Wesen mit menschenähnlichem Willen, die auf unser Leben einwirken. Daher ist Religion in ihrem Kerne supranaturalistisch. Mag das Christentum von jeher, wie auch die andern höhern Religionen, das Ethische stark, ja bis zur Einseitigkeit betont haben; mag es in seinen besten Zeiten eine nicht allzu mystische und magische, eine mythenarme Lehre gewesen sein: welch' urkräftiger Kern von Übernatürlichem, Jenseitigem steckt doch in der Predigt Jesu und in der Gläubigkeit aller Christen bis zur Aufklärungszeit!

Soll ich nach langjähriger Beobachtung an Christen aller Lager meine Meinung von den „religiösen Grundgedanken" im Christentum formulieren, so würde ich drei Stufen unterscheiden. Die stärkste Religiosität bekennt sich zu dem persönlichen Gott als allgegenwärtigem Helfer und Strafer und betet zu ihm, in Not und Gefahr Leibes und der Seele, um Eingriffe in den Gang der Natur; es ist der Gott der Wunder, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Eine behutsamere, geistigere Gläubigkeit wagt die Gottheit nicht mehr für das Wohl und Wehe des einzelnen zu bemühen: sie beschränkt sich auf eine göttliche Weltordnung im großen, deren Spuren in Natur- und Weltgeschichte zu erkennen seien; das Gebet wird zur huldigenden Ansprache und zum beschaulichen Monolog. Noch vergeistigter und dünner (denn Vergeistigung wird Verflüchtigung) ist eine dritte Art der Religion: der Machtbereich der Gottheit ist nur noch die Sittlichkeit, mit Sternenlauf,

Erdbeben und Tuberkulose befaßt sich Gott nicht; man hält „das Gute" und „das Böse" für feststehende Werte; Gott bejaht „das Gute" und wird dereinst irgendwie einen Ausgleich zugunsten „des Guten" herbeiführen; vom Gebet ist übrig geblieben die Selbstermahnung, der Blick auf Gott als das sittliche Ideal. Der Unsterblichkeitsglaube, auf der ersten Stufe ein weltüberwindender Glaube an die Auferstehung des Einzelnen, wird weiter oben unbestimmter, unpersönlicher und hört auf, als suggestive Macht in das Leben des Religiösen einzugreifen. Wo das Bild von Gott als dem Wesen mit menschenähnlichem Willen hinschwindet, geht die Religion über in Philosophie oder in allgemeinen Idealismus. Wie ein unbekannter Weiser sagte: Als der Herrgott altersschwach wurde, da war er nur noch Moral; als er aber auf dem Sterbebett lag, wurde er ein Naturgesetz.

Meine persönliche Erfahrung ist, daß religionsgeschichtliches Nachdenken, wirksamer als Darwinismus und anderes, den religiösen Glauben auflöst. Man sieht, daß die religiösen Vorstellungen zurückgehn auf Vermutungen, auf Deutungsversuche des unentwickelten Menschen und durch alle Vergeistigung nicht hinauswachsen über die unwahrscheinliche mythologische Hypothese; man sieht, daß die unleugbaren, höchst realen Kräfte der Religion rein seelisch-leibliche, diesseitige Tatsachen sind, daß auch ein wunderwirkender Fakirglaube nichts für die Wahrheit des Geglaubten beweist. Wer mit diesem Blick auf das Leben Ernst macht, der ist religionslos und Atheist. Die Lücken der Erkenntnis vermag er nicht mehr mit anthropoiden Hilfskonstruktionen zu füllen; er hat das unerbittliche Mißtrauen gegen diese mythologischen Größen, auch gegen die feinen: der „Zweck" ist ihm der letzte Fetisch. Mag sein, daß religiöse Stimmungen ihm verbleiben: der Drang, zu verehren, zu danken oder anzuklagen, zu zürnen — über die Menschengesellschaft hinaus. Aber zu Religion reicht dies nicht hin. Religion braucht neben den Gemütsstimmungen das Fürwahrhalten.

Es geht der Religion wie der Kunst: beide setzen ein gewisses Maß von Kindlichkeit voraus, und der Stand der Unschuld, einmal verlassen, ist auch hier nie wiederzugewinnen. Religion und Kunst sind der bunte Nebel, den der Phantasiemensch auf dem Wege zum Verstandesmenschen zu durchwandern hat.

Prof. A Heusler

XVIII.

Dr. Alfred Hillebrandt, Professor an der Universität Breslau:

Es ist kein Zufall, daß von einem Erforscher der indischen Kultur, von Max Müller der Gedanke ausgegangen ist, unter dem Titel Sacred books of the East eine Sammlung der wichtigsten Religionsurkunden des Ostens zu veranstalten und in guten Übersetzungen dem Religionshistoriker vorzulegen; denn niemandem wird das Problem der Religion und religiösen Denkens näher gelegt, als dem Sanskritisten, dem Alt- und Neuindien mit der Fülle seiner Religionen und Glaubensspaltungen eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung bietet. In zahllose Sekten spaltet sich der Vischnu- und der Sivakult; von der Tiefe des Animismus bis zu dem spirituellen System des Vedanta zeigt das Leben Indiens alle Möglichkeiten in sonst unerreichbarer Fülle; neben Materialisten und Freidenkern die großen Reformer von Buddha und Jina an bis zu Schankara, Ramanudscha, Ramananda, Kabir und Dadu des Mittelalters, bis zu Ramohun Roy, Keschub Chander Sen der neuen Zeit. Sensualismus und erhebende Läuterung des Herzens, Polytheismus und Monotheismus haben ihre Wurzeln getrieben und Indien zu einem Spiegelbild religiösen Lebens und Denkens gemacht; dorthin wird in Zukunft der Religionsforscher seine Blicke mehr wenden müssen, um das Wesen und Wachstum des Glaubens zu verstehen.

Religion und Wissenschaft sind zwei dem menschlichen Geiste eingepflanzte Triebe, die auf Verwirklichung ihrer Wünsche drängen und die menschliche Kultur erzeugen; beide in sich verschieden und doch nach der Höhe strebend, die eine innerhalb, die andere außerhalb der Welt, beide einander ergänzend und doch einander entgegengesetzt. Die eine verharrt kritisch und beobachtend innerhalb der uns umgebenden und in uns enthaltenen Welt, forscht dem Gesetzmäßigen in Natur und Geist nach, erweitert unsere Erkenntnis und prüft die Mittel der Erkenntnis. Unserm Geist und unserm Erkennen sind aber enge Grenzen gezogen, innerhalb deren das Ahnen und Verlangen des menschlichen Herzens sich nicht befriedigt fühlt. Ein Gott, den wir zu erfassen und analytisch unserm Denken zu unterwerfen vermöchten, wäre kein Gott, sondern

ein Übermensch. Darum strebt das religiöse Verlangen über die Welt hinaus nach etwas, das es wohl ahnen, vielleicht auch fühlen, aber nie erreichen oder begreifen kann. Es hat instinktiv jenseits des Erkennbaren und Erreichbaren seine Heimat und schwingt, von dem Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit und Abhängigkeit getragen, sich über die uns gezogene Grenze der Erkenntnis hinaus unbekannten Mächten entgegen.

Der Wunsch, das Ewige zu erfassen, läßt sich dank menschlicher Unvollkommenheit nur in menschlicher Weise ausführen; es ist nur in den unzulänglichen Formen menschlicher Auffassung denk- und darstellbar, und darum gerät die Religion so oft in den Kampf mit der Wissenschaft und ihrer, wie sie oft glaubt, erodierenden Tätigkeit. Die Religion bedarf des Fortschritts wissenschaftlicher Erkenntnis, der sie läutert, in ihren Lebensäußerungen berichtigt und in ihrem Denken verfeinert. Ihrer Natur nach dem Transzendenten fremd, legt diese Erkenntnis die Sonde an die unvollkommenen und zerbrechlichen Formen, in die menschliche Unvollkommenheit das Ewige und Unfaßbare zu kleiden strebt, aber Ersatz für sie zu bieten, oder an ihre Stelle zu treten, ist sie niemals imstande.

Der immer wieder erklingende Ruf nach einer „zeitgemäßen", einer „modernen" Religion ist begreiflich, aber er bleibt unerfüllbar, weil die Gabe der klaren und kalten Wissenschaft sich nicht an das Herz wendet, sondern an den Verstand, weil das, was die menschliche Erkenntnis befriedigt und im Laboratorium experimental darstellbar ist, aufhört, dem transzendenten Zuge des Herzens Genüge zu tun. Die Wissenschaft kann und mag die stets wechselnden und immer neuerbauten Außenforts der Religion und ihrer Töchter, der einzelnen Glaubenssysteme, sprengen oder abtragen; gelangt aber nie zu der im Herzen errichteten Zitadelle. Es ist eines der wesentlichsten Ergebnisse der vergleichenden Religionswissenschaft, festgestellt zu haben, daß der religiöse Trieb im menschlichen Geiste ebenso tief wurzelt und ebenso weite Verbreitung hat, wie der Drang zur Erkenntnis und zur Kunst. Die religiöse Veranlagung des Menschen führt, nicht ohne Mitwirkung von Klima und Rasseneigenschaften, zu besonderen Glaubenssystemen, und es verschlägt hierbei im Prinzip nichts, ob diese besonderen Systeme Millionen von Anhängern finden oder nur das Geheimnis eines einzelnen Innern sind.

So wenig ein Staat ohne Gesetz und Verfassung sein kann, kann eine religiöse, eine Glaubensgemeinschaft — was immer auch der Inhalt ihres Glaubens sei — ohne gewisse Maximen und äußere Formen be-

stehen. Der Einzelne mag ohne Grundsätze, ohne Dogmen leben, obwohl auch er in gewissen Sätzen seine Ansicht zu formulieren geneigt sein wird, sei es für sich selbst, sei es für seine Freunde und Anhänger, für die dann diese Sätze zu Grundsätzen werden und, je nach dem Einfluß des Urhebers, zu dogmatischer Festigkeit sich entwickeln; eine Gemeinschaft bedarf aber des einigenden Bandes. Der Kampf gegen das Dogma mag noch so populär sein, er richtet sich gegen die natürliche Grundlage einer religiösen Gemeinschaft, die ohne einen solchen Mittelpunkt, gleichsam ohne die Bekenntnisfahne, sich auflöst und verflüchtigt. Wenn alte Dogmen fallen, stehen neue auf. Zu dem Dogma, das die religiösen Grundlagen der Gemeinschaft präzisiert, gesellt sich als Richtschnur für das Verhalten ihrer Anhänger zu Gott und Welt oder zur Welt die Morallehre. Die Notwendigkeit einer solchen hat der Buddhismus nicht weniger als das Christentum empfunden. Ethik ist nicht das Ergebnis der wissenschaftlichen Erkenntnis oder des modernen Lebens; — wenigstens haben alle Versuche, sie darauf zu basieren, keine Wurzel gefaßt, — sondern der Religion; sie ist der Baum, die Ethik ist die Frucht, und alle Unterweisung in der Ethik ohne religiösen Hintergrund entbehrt der inneren Lebenskraft. Wollten wir den Versuch machen, die moderne Ethik in feste Sätze zu kleiden, so würde — wenn eine Einigung überhaupt zustande käme — sich alsbald ergeben, daß wir über die zehn Gebote und ihre christliche Erweiterung — vielleicht mit einem Plus oder Minus nach der einen oder anderen Seite hin — im wesentlichen nicht hinausgekommen sind und an Stelle ihrer ehernen Worte nichts Anderes oder Besseres zu setzen wissen. Sie haben Jahrtausende überdauert. Der Staat, von Parteiungen beeinflußt und getragen, ist weder geeignet noch berufen, Ethik zu finden oder Ethik zu l e h r e n. Im ganzen und großen eine Interessengemeinschaft, die durch nationale und historische Bande zusammengehalten wird, hat er zwar nicht ausschließlich, aber doch in erster Linie die materielle Wohlfahrt seiner Angehörigen im Auge. Eine von ihm gelehrte Ethik besäße in vielen Augen keinen höheren Wert, als die Paragraphen irgendeines von heut auf morgen der Veränderung unterworfenen Gesetzes, dessen Übertretung der Strafrichter ahndet. Allerdings unterliegt ja die Gesetzgebung dem Willen der Einwohner, ihre sittlichen Anschauungen prägen sich in der Gesetzgebung aus, und diese Anschauungen sind im wesentlichen von den Religionsgemeinschaften gezeugt, denen die Einwohner angehören. Ein mohammedanischer Staat muß ein wesentlich anderes Gesicht zeigen, als der christliche (d. h. der, dessen Bewohner sich in ihrer großen Mehrheit zu einem christlichen Be-

kenntnis halten), der katholische ein anderes, als der evangelische; selbst Luthertum und Calvinismus werden nicht ohne spezielle Einwirkung sein. Auch der moderne Staat zeigt einen tieferen Einfluß religiöser Gedanken, als viele seiner Bewohner zugeben wollen. Der „Schutz der Schwachen" ist kein moderner, kein wissenschaftlicher, sondern ein christlicher Gedanke, den deutsche Staatsmänner in die Gesetzgebung eingeführt haben.

Der Einzelne mag und kann seine eigenen Wege gehen, wenn er dazu den inneren Drang fühlt. Es muß ihm gestattet sein, sein Glaubensbekenntnis für sich zu bilden, d. h. den religiösen Trieb in die Form zu kleiden, die ihm seine Erfahrung und Weltanschauung, die ihm sein Bedürfnis darreicht. Seine Ethik wird sich nicht wesentlich von der seiner Zeitgenossen unterscheiden, mit denen er in derselben sozialen Gemeinschaft lebt. Sein System mag ihn speziell befriedigen; schwerlich aber wird es in seinem Kern ohne ein gewisses, für ihn gültiges Dogma sein, ohne einen Widerspruch sein zu der wissenschaftlichen Erkenntnis seiner Zeit. Glaube und Wissen sind niemals kongruent und werden es niemals sein; die Kämpfe, die in der Gegenwart mit so großer Leidenschaft aufflammen, die Rufe nach einer neuen, dogmenfreien Religion haben die Vergangenheit durchhallt und werden die Zukunft durchzittern. Der Strenggläubige wird sein Glaubensbekenntnis mit transzendentem Inhalt zu erfüllen suchen, er wird dem Inhalt bestimmte äußere Formen geben; sein Gegner wird an ihm den Mangel an Freiheit schelten, an das System den Maßstab seiner modernen Wissenschaft legen und finden, daß es ihr widerspricht. Er mag alle Wunder leugnen, aber er wird vor dem größten aller Wunder, der Unsterblichkeit der menschlichen Seele und dem Gottesdasein in den meisten Fällen Halt machen und somit in der Mitte seines Weges stehen bleiben. Der Materialismus, der Monismus mag einzelne Köpfe beherrschen, er mag auch zeitweilig weitere Kreise ziehen, aber er wird die Gemüter der Völker nicht besiegen und erfüllen. In Indien hat der Vedanta alle Lokayikas und Nastikas überwunden und siegreich den Plan behauptet. Die Orthodoxie führt zu Tatkraft und Festigkeit, aber auch leicht zur Erstarrung, der Zweifel zu weltlicher Erkenntnis und leicht zur Auflösung. Der Kampf zwischen beiden Prinzipien kommt nicht zur Ruhe, solange das letzte Menschenpaar auf dieser Erde weilt; es ist müßig, von einer Versöhnung und einem ewigen Frieden zu reden. Und wer stolz dahinfährt, die Segel schimmernd im Glanze der Wissenschaft, bleibt dem letzten und größten Rätsel gegenüber so arm, wie der unwissendste Fetischanbeter; und wenn er auch auf Unsterblichkeits- und

Gottesglaube verzichten wollte, so bliebe er doch, mehr als alle, ohne Antwort gegenüber dem Warum des Seins.

Dr. Hillebrandt

XIX.

Geh. Oberpostrat Dr. Strecker, Professor an der Technischen Hochschule Charlottenburg:

Über Ihre Frage habe ich viel nachgedacht. Aber da das Gebiet meiner Tätigkeit die Technik, insbesondere die Telegraphie ist, so habe ich ausschließlich mit praktischen Angelegenheiten zu tun, die von jener Frage weitab liegen.

Die Technik macht fast den Eindruck des Religionsfeindlichen, mindestens scheint sie der Religion gleichgültig gegenüberzustehen, anders als die Kunst, die der Religion dient und sie verherrlicht. Aus der Geschichte können wir sehen, daß die Menschheit viele Jahrhunderte hindurch ihr Heil ausschließlich auf geistigem Gebiete gesucht hat, oft bis zur Vernachlässigung des leiblichen Wohls. Erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, etwa seit 100 bis 150 Jahren beginnt eine andere Ära; die Menschheit sucht es sich auf der Erde gut und bequem zu machen und denkt nicht mehr in so hervorstechendem Maße allein an das bessere Jenseits. Dazu hat der Aufschwung der Naturwissenschaften, insbesondere die neuere Technik geführt. Das Ziel der Technik ist aber nicht nur Erhöhung der Bequemlichkeit und des Wohllebens. Sie hat auch die Aufgabe, die Menschheit von schwerer körperlicher Arbeit zu erlösen. Wie dies geschieht, sieht man in allen neueren Fabriken, auf allen gut eingerichteten Werkplätzen. Wenn auf diesem Wege die Menschheit wieder Zeit und Kräfte gewinnt, wird sie sich mit erneutem Verlangen der Fortbildung ihrer religiösen Anschauungen widmen.

Dr. Strecker
Geh. Ober-Postrat u. Professor.

XX.

Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, Professor an der Universität Breslau:

Von der Redaktion der Zeitschrift wurde ich ersucht, meine „persönliche Stellungnahme zu den religiösen Grundgedanken von der Warte meiner speziellen Wissenschaft aus zu präzisieren", wobei auf meine „einschlägigen Schriften" hingewiesen wurde. Den letzteren Hinweis beziehe ich auf meine Festschrift: „Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht", Leipzig, Veit & Co. 1889, und auf meinen Wiener Vortrag: „Die Lebensbedingungen der Rechtspflege", Marburg, Elwert 1891.

Durch bekannte Forschungen auf dem Gebiete der Religionsgeschichte sind die Ausführungen der Festschrift freilich sehr ergänzungsbedürftig geworden. Ihren Anschauungen bin ich jedoch in allen meinen Vorlesungen treu geblieben, insoweit sie die Beziehungen von Religion und Recht berührten.

Unter „religiösen Grundgedanken" verstehe ich sowohl die allgemeinen Lehren über das Wesen der Religionen, als auch die Sätze, die innerhalb einer bestimmten Religion als maßgebend gelehrt werden. Beiden gegenüber läßt sich bezweifeln, inwieweit eine „persönliche Stellungnahme von der Warte der Wissenschaft" möglich ist. Persönlichkeit und Wissenschaftlichkeit sind auch hier schwer vereinbar. Die Forschung strebt dahin, persönliche Meinungen gegen allgemeingültige Lehren einzutauschen. Ihre vielbesprochene „Voraussetzungslosigkeit" ist wohl nur eine Selbstbefreiung von unhaltbaren Voraussetzungen, und darum nicht der Ausgangspunkt, sondern das erstrebte Endziel der wissenschaftlichen Arbeit.

Als ein solches Endergebnis bezeichne ich die Erfahrung, daß es nicht möglich ist, das Recht irgendeiner Zeit aus bloßen politischen und wirtschaftlichen Triebfedern zu erklären. Dem Rechte wohnt überall ein ethisches Element inne, das es notwendigerweise mit den Gedanken in Zusammenhang bringt, die zu seiner Zeit als Leitsterne der sittlichen Anschauungen gelten. Verwandeln sich diese Anschauungen, so zeigt sich dies auch auf dem Rechtsgebiete. Sucht man dies ethische Element, zu dem die religiösen Anschauungen sicherlich gehören, aus dem Entwicklungsprozesse wegzustreichen, so wird man ihn mißdeuten. Sucht man

es aber aus der Handhabung des geltenden Rechts zu verbannen, indem man sie auf bloß praktisch-politische Gesichtspunkte stützen will, so raubt man dem Rechte die Zuverlässigkeit und die Möglichkeit seiner richtigen, von seinen Schöpfern erstrebten Deutung. Deswegen behaupte ich nach wie vor einen Parallelismus zwischen der höheren Ethik, die dem entwickelten römischen Rechte seinen universalen Wert aufprägte und es zum Weltrechte stempelte, mit gleichartigen idealen Kräften, von denen zu derselben Zeit die christliche Weltreligion emporgehoben wurde, wenn auch die Vertreter dieser Bewegungen sich vielfach gegenseitig nicht würdigten. Außer den bekannten biblischen und den durch neuere ruhmvolle Forschungen klargestellten hellenischen Einflüssen auf das Christentum hat auch die römische Eigenart neben manchem Beklagenswerten viel Wertvolles zu der Herstellung der Kirche und der vollentwickelten christlichen Weltanschauung beigetragen.

Ich finde überdies sehr beachtenswerte Zusammenhänge aller auf geschichtlicher Grundlage ruhenden Wissenschaften, namentlich der Sprach- und der Rechtslehre, aber auch der Theologie und der Jurisprudenz, wenn auch beide sehr weit von einander zu liegen scheinen. Ich würde es für ein Glück betrachten, wenn diese Wissenschaften im gegenseitigen Verständnisse fortschritten, sowie auch in dem Bestreben, sich untereinander das zuzugestehen, was jeder von beiden zukommt. Die Gegenstände ihrer Forschungen greifen vielfach in ähnlicher Weise ineinander über, wie etwa Hygiene und Pathologie. Die eine schildert, was ethischen Mängeln vorbeugt, die andere behandelt die Unterdrückung solcher Mängel. Darin ergänzen sie sich in ihrem Einflusse auf die Gesittung des Volkes.

Den Sinn für diesen tiefen Zusammenhang konnte ich namentlich in meiner amerikanischen Tätigkeit vielfach beobachten, ungeachtet der drüben bestehenden scharfen Trennung von Kirche und Staat. Es schien mir dies einer der vielen Beweise für den in Deutschland oftmals unterschätzten Idealismus, der die besten Geister der neuen Welt zweifellos beseelt.

Dr. Leonhard.

S c h l u ß   i n   d e r   J u n i - N u m m e r.

Hugo Salus:
Eichauer Tanznovelle.

S c h l u ß.

IV.

Als die Freunde am nächsten Tage im Hause Neudorf ihren Dämmerungsplausch hielten, erschien auch Doktor Wohl im Magazin und wurde mit Vorwürfen empfangen, weil er gestern so plötzlich aus Lichtenau verschwunden war.

„Warum?" fragte er unschuldig. „Hat jemand etwas darüber gesagt? Ich bin noch nach Langental gegangen und erst spät abends nach Hause gekommen."

Aber die Freunde waren verschlossen, als hätten sie sich gegen ihn verschworen, und er hörte nur, wie schön der Heimweg durch den blauen Abend gewesen sei.

„Ja, es war ein schöner Abend," meinte Wohl; aber er erfuhr nicht, mit wem Therese nach Hause gegangen war, und ob sie vielleicht etwas über ihn gesagt hatte.

Seltsamerweise kam dann Julie Dur in den Laden, sie hatten sie herbestellt, um eine Komiteesitzung abzuhalten; sie war ins Vertrauen gezogen worden, denn man hatte beschlossen, einen Maskenabend zu veranstalten, auf dem die jungen Leute zum ersten Male ihre Tanzkünste zeigen wollten.

Da hörte Doktor Wohl noch eine Weile zu, aber er sprach kein Wort mit.

„Also es bleibt dabei, daß wir ein Masken- oder eigentlich ein Kostümkränzchen machen wollen," sagte Dur. „Es handelt sich darum, ob wir schon jetzt unseren Damen mitteilen sollen, daß sie sich kostümieren müssen, oder ob wir das erst zwei oder drei Tage vor dem Kränzchen tun."

„Natürlich," sagte Julie, „wir wären dumm, wenn wir es jetzt schon verraten würden. Indessen haben wir Zeit, uns alles zu überlegen und

gut vorzubereiten. Ihr könnt euch schon heute darüber einigen, als was ihr kommen wollt."

Dabei wurde eigentlich allen etwas unbehaglich. Sie wollten alle als etwas sehr Schönes und Bedeutendes kommen, aber es wollte ihnen nichts einfallen; nur Julie wußte, daß sie als „Terpsichorie" kommen werde. „Ich habe ein grünes Tüllkleidchen," sagte sie träumerisch, „darauf nähe ich Noten, ein paar Takte aus dem Donauwalzer," sie triumphierte über ihren Einfall, „und ich nehme eine Leier in die Hand. Das läßt sich aus Pappendeckel ganz hübsch machen und mit Goldpapier bekleben. Der Maestro muß mich führen. Und wenn wir dann einen Walzer getanzt haben, bekränze ich ihn mit einem Lorbeerkranze. Ich lasse mir Lorbeer aus grünem Papier machen."

„Ich gehe als Dichter," sagte Heinrich Neudorf ängstlich. „Ich nehme eine blonde Perücke und ein Notizbuch mit einem sehr langen Bleistift in die Hand."

„Und ich gehe als Maler," sagte Julius Dur. „Das wird sehr schön werden. Ich ziehe einen Samtrock an und nehme einen Pinsel in die Hand." Er brüllte vor Lachen. „Ich werde euch etwas malen," sagte er. „Ich werde allen etwas malen."

Die andern lachten mit, und da fing auch Adolf Steins Phantasie zu blühen an. „Ich weiß auch schon, wie ich komme. Das wird riesig komisch wirken!" Er war ganz begeistert von seiner Idee, am liebsten hätte er es gar nicht verraten, so glücklich war er über seinen Einfall, dann aber konnte er in der Freude seine Lippen doch nicht bemeistern, und so verriet er seine Idee.

„Ich gehe," lachte er aus vollem Halse, „ich gehe als Würstel-junge! Das ist riesig komisch!" Er ging kopfwiegend neben dem Pult hin und wider, rief: „Würstel, brennheiße Würstel!" und machte vor Julie Dur eine tiefe Verbeugung: „Fräulein Elster," sagte er dann im Eifer, „kann ich Ihnen mit Würsteln dienen?"

„Ja, ja," verriet sich nun auch Heinrich Neudorf, „ich schreibe aus dem Deklamatorium ein Gedicht ab und lege es in den neuen Rahmen, den ich jetzt fertig mache, den reiche ich ihr: eben gedichtet!"

„Und ich gehe als Doktor," meinte endlich Bernhard Taschner. „du mußt mir deine Geburtszange borgen, Max, das wird ein Haupt-spaß! Entschuldige, Julie, aber dabei ist nichts Schlimmes! Als was willst du kommen, Herr Kollega?"

Doktor Wohl machte ein gar ernstes Gesicht; „ich tanze nicht,"

sagte er. „Ihr könnt doch nicht verlangen, daß ich mich verkleiden soll. Das müßt ihr doch einsehen! Wie möchte das denn vor meinen Patienten aussehen!"

„Geh doch als Brummbär!" höhnte Dur, „dann brauchst du dich nicht zu verstellen!"

„Oder als fideler Kerl!" wagte sich Stein hervor. „Dann wird dich niemand erkennen!"

„Na," sagte Max Wohl, und eine ungemeine Heiterkeit füllte ihm die Brust, „vielleicht bin ich manchem gerade so recht, wie ich bin!"

Er mußte das sagen, dann nahm er Hut und Stock und ging von dannen. Sie hatte ihm ja gestern abend gesagt, daß er ein lieber Mensch sei, was konnte ihm da noch geschehen! Und wie sie ihn dabei angesehen hatte! Wie der Schutzengel so lieb! Er trat aus dem Hause Neudorf und ging langsam über den Marktplatz hinauf in die Herrengasse, wo Hammers wohnten.

V.

Therese Elster war es seit gestern abend sehr seltsam ergangen. Sie hatte doch gewiß nichts Großes, sicher aber nichts Arges gemeint, als sie Doktor Wohl einen lieben Menschen genannt hatte; sie wollte ihn nur etwas zutraulicher machen, den sonderbaren Menschen, mit dem sie im Vorjahre in der Allee so anheimelnd gesprochen hatte. Wie hatte es sie erschreckt, als er gestern ihre unschuldigen Worte gar so feierlich genommen hatte, sie hätte am liebsten weinen mögen, als er ihre Hand nicht los ließ und sagte: „Das werde ich Ihnen nie vergessen!" Wie der große, ernste Mensch gezittert hatte, wie seine Augen sie angeschaut hatten! Sie konnte den Blick nicht los werden, aber sie hätte ihm gewiß das richtige Wort gesagt, wenn er nur nicht so plötzlich weggegangen wäre.

„Ich habe doch nichts Unrechtes gemeint," sagte sie zu sich und, während Heinrich Neudorf dann im Garten in Lichtenau neben ihr gesessen war, da war sie ganz einsilbig gewesen und hatte dem Braven die Unterhaltung ganz überlassen, was dem Armen sehr schwer geworden war. Dann war sie auf dem Heimwege mit Dur und Taschner fast übermütig lustig gewesen, hatte gelacht und viel gesprochen, nur um den Gedanken an diesen Doktor Wohl zu übertäuben. Die beiden waren ganz begeistert gewesen von ihrer Laune und hatten die lächerlichsten Gewöhnlichkeiten geredet. Merkwürdige Menschen, diese Eichauer!

Als sie dann mit ihrer Schwester schlafen ging, da hatte sie mit sich gekämpft, ob sie die fragen solle, denn sie war sich keiner Schuld bewußt und hätte doch so gern gehört, ob sie mit dem Worte: „Sie sind ein lieber Mensch!" etwas Unrechtes gesagt habe. Eine unerklärliche Scheu hielt sie ab zu fragen, und so sprach sie lächelnd über die jungen Leute, auch über Doktor Wohl.

„Der scheint ein ganz lieber Mensch zu sein!" sagte sie und erschrak dabei, weil sie wieder dieses dumme „lieber Mensch" gesagt hatte. „Aber ich habe ja kaum zwanzig Worte mit ihm gesprochen," setzte sie hinzu, „er hat es ja sehr eilig gehabt, von mir fortzukommen!"

„Und ich habe mir eingebildet," sagte Frau Hammer, „daß du dich für ihn interessierst, weil du in deinen Briefen im Winter dich immer nach ihm erkundigt hast."

„Habe ich das wirklich getan?" sagte Therese. Sie freute sich eigentlich darüber und wurde rot dabei. „Verdient hat er's gewiß nicht, du weißt ja, daß ich ihn im Winter in Prag gesehen habe und daß er mich nicht einmal angesprochen hat!"

„Er ist ein Bauer!" sagte Frau Hammer. „Die Menschen hier sind nun einmal nicht anders. Also schlaf wohl!"

„Gute Nacht!" sagte Therese und schloß die Lider.

„Laß dir was Schönes träumen!" meinte ihre Schwester noch, dann schlief sie ein.

Geträumt hat Theres Elster in dieser Nacht wohl nicht, denn sie schlief schlecht und, je mehr sie sich dagegen wehrte, um so mehr mußte sie an Doktor Wohl denken, und ihr kurzes Gespräch in dem Wirtshausgarten stellte sich in ihrem Herzen immer breiter auf einen Sockel, indes all die andern braven Menschen wie nebensächliche Festteilnehmer bei seiner Enthüllung in den Hintergrund traten. Und als der Morgen zu grauen begann, da wurde es ihr immer klarer, daß sie den ganzen Herbst und Winter immer an diesen Doktor Wohl gedacht hatte, bei allen möglichen Gelegenheiten, auf Bällen und im Theater, daß sie sich darüber aber nie Gedanken gemacht hatte. Und sie wußte gegen Morgen ganz genau, daß sie immer, wenn sie sich seiner erinnert hatte, von ihm als einem lieben Menschen geträumt hatte, was sie ihm freilich nicht gleich bei der ersten Begegnung hätte sagen müssen.

„Aber dabei ist doch weiter wirklich nichts Schlimmes!" beruhigte sie sich, sie zog sehr zufrieden die Decke über das Gesicht und verfiel dann in einen ruhigen Morgenschlummer, darin sie ihre Schwester mit glück-

lichem Kopfnicken noch liegen sah, als sie sich behutsam aus dem Schlafzimmer fortstahl.

Welch ein süßer Schreck überfiel die Langschläferin, als sie erwachte und an ihre nächtlichen Gedanken sich erinnerte. „Das ist ein merkwürdiger Mensch, dieser Doktor Wohl!" sagte sie laut vor sich hin, denn sie war ja allein im Schlafzimmer, und sie lachte vergnügt, als ob sie damit diese Angelegenheit erledigt hätte. „Ich muß wirklich dann mit Elisen über mein gestriges Gespräch mit ihm sprechen, die wird was lachen! Jetzt hätte ich mir fast eingeredet, daß ich in ihn verliebt sei! So eine dumme Nacht!"

Aber im Laufe des Vormittags ergab sich keine rechte Gelegenheit zu dieser Aussprache, und als Frau Hammer vor dem Essen fragte, ob sie nicht noch ein wenig ausgehen wolle, da schlug Therese vor, die schöne Kastanienallee gegen den Steilberg zu wählen, an deren Schatten sie sich so genau erinnere. Aber dort unter den Bäumen ward ihr fast feierlich zumute und sie sagte nur immer wieder: „Ihr habt es wirklich wunderschön hier in Eichau, diese Luft hier und diese Ruhe!" Sie dachte ganz hygienisch.

In der Dämmerung nahmen die beiden Schwestern ganz kleinstädtisch ihre Handarbeiten zum Fenster und taten so, als wollten sie arbeiten. Aber sie schauten nur auf die Gasse hinunter, in der sich freilich sehr wenig ereignete: hie und da blieb jemand beim Hammerischen Schaufenster stehen und schaute die alten Banknoten und fremden Münzen an, oder Herr Hammer trat vor die Tür und sprach mit einem Bekannten. Da faßte sich Therese ein Herz und erzählte ihrer Schwester von dem seltsamen Gebaren des Doktor Wohl und erkundigte sich sehr eingehend nach ihrer Meinung darüber; Frau Hammer schwieg etwas länger, als Theresen lieb war, schaute sie mit hochgezogenen Brauen dann lächelnd an und sagte: „So, so! Also doch!"

„Was du wieder denken magst!" fuhr Therese auf.

„Gott, mir wäre es ja sehr lieb," sagte Frau Hammer und ließ sich in ihren Plänen nicht stören.

„Das ist doch keine Antwort auf meine Frage," meinte Therese.

„O, die will ich dir gern geben," sagte Frau Hammer. „Ich denke mir, daß die paar Worte, die du ihm gesagt hast, gewiß nichts Unebenes oder Unrechtes enthalten haben. Aber du weißt, der Ton macht die Musik und dem Doktor Wohl scheint der Ton deiner Stimme wie eine schöne Musik geklungen zu haben. Aber ich kenne dich, liebe

Therese," sagte die Schwester und hauchte einen Kuß auf die Stirn der Errötenden: „du singst nicht, wenn es dich nicht zum Singen drängt."

„Meinst du?" fragte Therese versonnen. Und dann ergriff sie plötzlich die Hand ihrer Schwester und zeigte ihr Doktor Wohl, der eben von seinen Freunden weg in die Herrengasse gegangen war, und der nun unten geschäftig vorbeiging, als ob er Theresen nicht längst da oben erspäht hätte.

„Das wird ein Stück Arbeit kosten!" lachte Frau Hammer, und dann, wie zwei Frauen aus einem Shakespearischen Lustspiel, entwarfen sie einen sehr durchsichtigen und gar nicht ungewöhnlichen Plan, wie sie den Widerspenstigen zähmen wollten.

„Denn von selbst kommt der sein Lebtag nicht!" schloß Frau Hammer, „den muß man zum Guten zwingen."

— — — — — — — — — —

Die Szene, auf welcher am nächsten Vormittag die beiden lustigen Frauen ihr Spiel begannen, war freilich durchaus nicht shakespearemäßig. Hammer war von seiner Frau ins Vertrauen gezogen worden und hatte Doktor Wohl gebeten, sie zu besuchen; die arme Märtyrerin lag auf dem Sofa und hatte eine kalte Kompresse auf der Stirn, denn sie hatte schreckliche Kopfschmerzen. Und Doktor Wohl war sehr eifrig bei der Sache und fragte die Kranke nach Dingen, deren Beantwortung ihr sehr unangenehm war, aber der junge Arzt ließ in solchen Dingen nicht mit sich spaßen und perkutierte und auskultierte drauf los, daß es eine Art hatte, und war sehr tüchtig. Dann rief Frau Hammer ihre Schwester, damit sie Papier und Schreibzeug bringe, Doktor Wohl schrieb ein Rezept und gab die Versicherung, daß es bald gut sein werde.

„Was Sie für eine hübsche Schrift haben, gar nicht ärztlich!" sagte Therese und schaute das Rezept an. „Wie gestochen! Schau, Elise!"

Frau Elise betrachtete die Schrift und sagte seufzend: „Der Doktor Wohl müßte dich schreiben lehren, das wäre eine Überraschung für unsere Eltern, wenn du endlich einmal deine schreckliche Schrift los würdest und ihnen aus Eichau einen ordentlich geschriebenen Brief schicken würdest; denn Sie müssen wissen, daß Therese vielleicht einige Tugenden haben mag, aber über ihre Schrift kränkt sich unser lieber Vater seit jeher. Schauen Sie nur," und sie wies dem Arzte einen Brief Theresens, „diese Schrift ist doch gewiß geradezu ein Unglück."

Therese wollte ihrer Schwester den Brief wegnehmen; aber Frau Hammer hörte die Widerrede ihrer Schwester nicht, sie hatte dem Doktor den Brief hingereicht und hielt, die Kupplerin, den Finger sehr geschickt auf einer Zeile, darin der Name Doktor Wohl sehr deutlich zu lesen stand. Therese schaute flüchtig und lachend in den Brief, da bemerkte sie den Namen Wohl, sie rief, diesmal aufrichtig erschrocken: „Das überschreitet die Grenzen, Elise!"

„Steht denn was vom Doktor in dem Briefe?" fragte Elise ganz unschuldig. „Es wird nichts Schlimmes sein! Nun, Herr Doktor, glauben Sie, daß Sie Theresens Schrift verbessern könnten?"

„Mir scheint die Schrift des Fräuleins wunderschön!", und ein stilles, glückseliges Lächeln lag um seine Lippen. Dann aber langsam, ganz langsam schien ihm die Aussicht, Theresen unterrichten zu dürfen, doch zu verlockend, und er sagte treuherzig: „Wenn das Fräulein mag, will ich es gern versuchen. Wollen Sie, Fräulein?" Er hielt ihr seine Hand hin, damit sie einschlage.

Da schämte sich Therese wirklich über das Spiel, sie legte aber doch ihre Hand in die des Doktors und sagte: „Wenn ich Ihnen dafür nur auch etwas bieten könnte!"

Und da blitzten die Augen des Bauernjungen aus Langental plötzlich sehr durchtrieben auf, da war er auf einmal ganz schlau geworden, weil wohl das Herz in seiner Brust eine gar zu laute Musik schlug, und er sagte lächelnd:

„Gut, ich will auch von Ihnen etwas lernen, Sie müssen mich im Tanzen unterrichten!"

Er dachte vielleicht in diesem Augenblicke an seine Freunde und ihren Lehrer im „Himmel", oder dachte wahrscheinlich an gar nichts, weil er sich so frei und überlegen fühlte, und Therese sagte lachend zu, und sie besprachen noch für diesen Nachmittag die erste Stunde. Er ging mit erhobenem Haupte fort: „Ich habe doch ein unglaubliches Glück!" murmelte er vor sich hin, und dann ging er über die Gasse leicht und tänzelnd; die beiden lustigen Frauen schauten einander verwundert an und dann umschlang Therese ihre kranke, kranke Schwester, und sie freuten sich wie kleine Kinder.

VI.

Während Doktor Wohl dann durch die Felder ging, um in den umliegenden Dörfern seine Kranken zu besuchen, da beschäftigte er sich sehr

mit dem Unterrichtsplane für seine Schülerin. Er dachte erst daran, sich in der Buchhandlung ein Lehrbuch der Schönschreibekunst zu kaufen, einen Augenblick dachte er sogar daran, Freund Taschner zu besuchen und ihm die Anfangsgründe der Kalligraphie abzulocken, aber er verwarf schließlich diese Pläne und mußte nur immer die Augen schließen, um sich das Köpfchen seiner Schülerin vorzustellen, die über ihre Schreibarbeit gebückt sitzen und ihn dann und wann freundlich anschauen würde. Die Methode wird sich dann schon von selbst einstellen, dachte er und wunderte sich über die Leichtigkeit seiner Schritte im Wandern, die fast wie Tanzschritte waren, und über die glückselige Melodie, die ihm die Brust mit Jubel füllte. Wie wohl tat er an diesem Tage seinen Kranken, besonders aber den Weibern. Er war zart und rücksichtsvoll, und als ein altes Mütterlein seine „goldenen Hände" streichelte, da dachte er, daß diese goldenen Hände nachmittag die Finger einer sehr liebenswürdigen Dame führen sollten und ob die seine Bauernhand nicht am Ende zu schwer finden würden. Er schaute im Schreiten seine Hand an und erinnerte sich daran, daß seine Mutter auffällig kleine Hände und Füße gehabt und daß der Vater oft — im Guten, wie im Bösen — gesagt habe: „Du hast halt Prinzessinnenhände!" Dann ertappte er sich auf diesen eitlen Gedanken, schämte sich ein wenig und wurde gleich wieder trotzig und stolz. „Ach wie ich bin, so bin ich, und so muß ich ihr eben recht sein! Solche Frauenzimmer könnten einen noch ganz kindisch machen!"

Als er aber nachmittags zur bestimmten Stunde zu Hammer ging, hatte er doch seinen besseren Rock angezogen, und seine Halsbinde war festlich ausgewählt. Frau Hammer empfing ihn überraschend gutgelaunt für eine Kranke, sie konnte Doktor Wohl gar nicht genug für seine ausgezeichnete Hilfeleistung danken, sie fühle sich vollständig wieder hergestellt; und Therese erwarte den Herrn Lehrer in der Laube unten im Garten.

Das war nun freilich die entzückendste Schulstube, die man sich hätte aussuchen können. Hinter dem Hammerischen Hause dehnte sich ein Hof, darin der Eichauer Frächter seine großen Möbelwagen stehen hatte, und hinter dem Hofe, eine Bastion der früheren Stadtmauern lieblich ersetzend, war ein kleines Gärtchen angelegt, darin ganz an der steilabfallenden Mauer ein Gartenhäuschen in das Land schaute; es war kein leichtsinniges Holzhäuschen, sondern ein rechtes, ehrenwertes Steintempelchen mit einem breiten Fenster gegen den Wall, welches gegen die Neugierde der Nachbarn in den Häusern und Gärten

der Umgebung mit Holzläden zu schließen war. Jetzt aber stand es weit offen und schaute fröhlich in den Sommer. An der Wand unter dem Fenster stand eine Bank und davor ein schmaler Tisch mit Tintenzeug und einer Schreibmappe, der übrige Raum des hellen Zimmers gegen das Gärtchen zu war ganz leer; denn hier wollte Therese ihre Künste lehren.

„Sind Sie zufrieden mit unserem Studierzimmer?" lachte ihm Therese entgegen, und er dachte gar nicht daran, ob sie ihn an- oder auslache, er hing seinen Hut an die Wand und sagte: „Es ist wunderschön hier über dem Stadtgraben, sehn Sie, Fräulein, dort liegt Lichtenau unter den Bäumen, dort, wo Sie an den Weiden die Krümmungen unseres Flusses erkennen, liegt Langental, dort bin ich her, und hier rechts unter dem Steilberg ist die Kastanienallee, wo ich im vorigen Jahre mit Ihnen gesprochen habe."

„Erinnern Sie sich auch noch daran?" fragte Therese und wurde sehr rot dabei.

„Freilich denke ich daran", sagte Doktor Wohl sehr eifrig, „wie Sie nur so fragen können!"

„Ja, sehen Sie, Herr Doktor", lächelte Therese verloren vor sich hin, „als Sie in Prag im Winter vor mir wegliefen, da dachte ich mir, ich hätte Sie vielleicht in der Kastanienallee beleidigt, und darum habe ich an die Allee gar nicht mehr denken mögen!"

„Aber Fräulein Therese", entgegnete Max, „sehen Sie denn nicht, daß ich nur deshalb nicht mit Ihnen gesprochen habe, weil ich mir viel zu gewöhnlich, zu unbedeutend vorgekommen bin und weil ich Sie mit den großstädtischen Begleitern traf. Aus Bescheidenheit, wenn Sie wollen."

„Oder aus Unbescheidenheit! Sehen Sie, Herr Doktor, das ist das Merkwürdige an allen Eichauern, daß sie den ganzen Tag an ihr Kleinstädtertum denken und immerfort großstädtisch sein möchten, viel großstädtischer, als die Leute in der Hauptstadt! Und darum übertreiben sie und werden so leicht — seltsam. Vielleicht heißt großstädtisch sein nichts anderes, als ohne Eifersucht auf den Nachbar nach eigenem Gutdünken selig werden wollen, indessen hier jede Handlung nur darnach beurteilt wird, was die Andern dazu sagen werden. Und so gibt es gewiß in der Hauptstadt eine große Menge von Kleinstädtern und vielleicht in der kleinen Stadt hie und da einen Großstädter, der unbeirrt seines Weges geht. Man muß nicht mehr, aber auch nicht weniger scheinen wollen, als man ist. Die Kritiker dürfen nicht nur in den

Nachbarhäusern sitzen, sondern hier drinnen." Sie hatte sich in den Eifer gesprochen, und nun zeigte sie auf ihr Herz. Da aber Doktor Wohl ganz beflissen ihren Finger anschaute, der an ihr Mieder klopfte, da brach sie rasch ihre Belehrung ab und sagte ohne Übergang: „Aber wir wollten doch mit dem Unterricht beginnen. Wollen wir erst schreiben oder erst tanzen? Was meinen Sie?"

„Fangen wir mit Schreiben an", sagte Max ein wenig kleinlaut; denn er hatte diesem klugen Mädchen gegenüber jetzt sehr wenig Zutrauen zu seiner Erziehungskunst und war doch so erfüllt von dem Glücke des Alleinseins mit seiner Schülerin, daß er gleich eifrig das Papier zur Hand nahm und ihren Namen schrieb:

„Nun schreiben Sie Ihren Namen nach. Aber Sie müssen vor Allem die Feder anders halten! Sie dürfen Ihren Zeigefinger nicht gar so stark eindrücken, nicht so fest, Fräulein!"

Er nahm ihre Hand in seine Rechte, streckte ihren Zeigefinger an den Federhalter und nun führte er ihre Hand sorgsam über das Papier; er saß ganz nahe neben ihr auf der Bank, sie schrieben erst ihren Namen und dann noch viele gleichgültige Worte und waren wirklich jetzt ganz Schülerin und Lehrer; denn sie gab sich Mühe, seine Anordnungen zu befolgen, und er war der Sohn des alten Wohl aus Langental, der ein braver und sehr ordentlicher Bauer gewesen war.

„Was Sie für ein ausgezeichneter Lehrer sind!" sagte Therese bewundernd, als sie die Feder aus der Hand legte. Die Sonne war drüben hinter dem Steilberg untergegangen und ein frischer Hauch wehte durch das offene Fenster.

„Ob ich nur auch ein guter Schüler sein werde?" lächelte Wohl. „Ich glaube, tanzen werde ich all mein Lebtag nicht erlernen."

„Sind Sie schon wieder bescheiden unbescheiden?" sagte Therese. „Versuchen Sie es doch erst! Womit sollen wir aber anfangen?"

Da überkam Doktor Wohl wieder die jubelnde Freude, er mußte an seine Freunde denken, die vielleicht eben jetzt im „Himmel" mit dem seltsamen Tanzlehrer üben mußten, indes er die reizendste, graziöseste Lehrerin erworben hatte, die es auf der Welt gab, und darum sagte er keck und um seine Freude zu erhöhen:

„Den Sechsschrittwalzer müssen Sie mir vor allem zeigen, Fräulein;" er dachte gar nicht daran, daß er ein Geheimnis verriet, und fuhr fort: „Meine Freunde werden staunen, wenn ich plötzlich den

Sechsschrittwalzer werde tanzen können, denn ich weiß bestimmt, ihr Lehrer Lopassa kann unmöglich so hübsch tanzen, wie Sie, Fräulein."

„Lernen die Braven also wirklich bei dem komischen Menschen tanzen? Ob sie es nur erlernen werden! Was müßte das für ein überlegener Meister, ein Meister der Freude sein, der erwachsene Menschen tanzen lehren könnte! Denn ich glaube, tanzen lernen kann man nur als kleines Kind oder, wenn man, älter geworden, eine so große innere Freude empfindet, daß die Füße fast von selbst in den richtigen Rhythmus fallen. Wer die Freude nicht hat, lügt eigentlich beim Tanzen mit den Füßen und kann vielleicht ein erträglicher Automat sein, aber das richtige freudige Tanzen wird er nicht zustande bringen!"

Da machte Doktor Wohl aber ein sehr trauriges Gesicht und sagte beklommen: „Und Sie glauben doch, daß ich noch tanzen lernen kann? In der Jugend habe ich es nicht gelernt und . . . "

„Und die innere Freude fürchten Sie nicht mehr aufbringen zu können?" fragte Therese; sie schaute ihn mit einem Vorwurf in den Blicken an, er aber schwieg. Da stand sie schon bei der Tür des Gartenhäuschens ihm zugewendet, sie hob mit zierlichen Fingern ihr Kleid ein wenig in die Höhe, daß ihre Füße in den Tanzpantoffelchen sichtbar wurden, wie eine Reifrockdame stand sie da, und nun kam sie leise vor sich hinträllernd gegen ihn hergeschwebt. Der weißblaue Himmel hatte noch von der untergehenden Sonne seinen goldenen Schimmer, und der schien nun bis in das Tanztempelchen herein zu reichen und die rhythmisch Schreitende zu umhüllen, und Max Wohl saß da in all dem Glanze und schaute mit trunkenen Augen das reizende Wunder an, das auf ihn zugeschwebt kam.

„Ach, Fräulein Therese, lassen Sie mich nur ruhig so dasitzen," sagte er mit leisen Worten, als wäre er wirklich in einem Tempel, „lassen Sie mich nur so sitzen und Sie anschauen. Ich tanze ja im Herzen mit Ihnen", aber er strafte seine Worte selbst Lügen, denn es litt ihn nicht auf der Bank, er war aufgestanden und legte seinen Arm um die neben ihm stehende Tänzerin.

Da schaute sie durch das Fenster hinaus, und plötzlich entwand sie sich seinem Arme: „Schließen Sie den Laden, Herr Doktor," sagte sie, „schauen Sie nur hinaus, an allen Fenstern in den Nachbarhäusern sind Gesichter und mir scheint, sie haben uns hier im Gartenhause erspäht und schauen zu."

„Kleinstädterin!" jubelte Max Wohl, „sehen Sie, wie kleinstädtisch

Sie selbst sind! Was gehen uns denn die Leute in den Nachbarhäusern an, Sie Großstädterin Sie, die Sie sich doch so erhaben fühlen über die Kritik der Nebenmenschen!" Er lachte, aber er schloß das Fenster des Tempelchens und hörte mit wachsendem Jubel Therese die Worte sagen: „Vielleicht gibt es Gefühle, die bei allen Menschen gleich kleinstädtisch sind! Fast kommt es mir so vor, Herr Doktor. Aber nun müssen Sie wirklich die Schritte nachmachen lernen. Es ist Licht genug hier, trotz der geschlossenen Läden, reichen Sie mir Ihre Linke und nun setzen Sie Ihre Füße genau so, wie ich die meinen setze."

Er stand neben ihr, die Blicke auf die Pantoffelchen geheftet, die auf dem Steinboden ihr zauberisches Wesen trieben, und sie ruhte nicht eher, als bis der schwergelehrige Schüler im gleichen Schritt und Tritt einherstapfte. Darüber war es Abend geworden.

— — — — — — — — — —

Wessen Kunst in den nächsten Tagen rascher an Umfang zunahm, wußten die beiden, Lehrer und Schülerin, selbst nicht. Denn es war ihnen jetzt seltsamerweise gar nicht mehr darum zu tun, zu lernen oder zu lehren, die Stunden selbst mit ihrem schönen Beisammenseindürfen war ihnen die Hauptsache geworden, und sie waren beide sehr unglücklich, wenn irgend eine Veranstaltung, ein Ausflug oder ein Kaffee bei einer der Familien sie um die liebgewordene Dämmerung im Gartenhäuschen brachte. Um so ernster widmeten sie sich dann am nächsten Tage ihren Studien.

Wenn ich nur den Mut hätte, ihr zu sagen . . . . , ja was denn? sagte Wohl oft zu sich. Was will ich ihr denn sagen! Ich wüßte es schon, aber das kann ich ihr doch nicht sagen! Wenn sie am Ende doch nur mit mir gespielt hätte? Oder wenn sie mich dann erschrocken anschaun und die Stunden nicht mehr fortsetzen wollte! Um alles in der Welt will ich mich um dieses Glück nicht bringen, ich werde mich hüten, etwas zu sagen!

Als sie am nächsten Tage wieder nebeneinander standen und er den Arm um Theresen gelegt hatte, den Arm, der nur ein ganz klein wenig sich stärker beugen mußte, um die Lehrerin an seine Brust zu ziehen und nicht mehr loszulassen, als er wieder Schritt vor Schritt setzte, schwer und wie gehemmt, da ließ er plötzlich seine Arme sinken und sagte fast traurig: „Ich erlerne es ja doch nicht. Geben Sie mich auf, Fräulein, ich bin ja doch ganz unbegabt." Da schaute sie den ehrlich Betrübten an und sagte die merkwürdigen Worte:

„Viel Begabung zum Tanzen haben Sie wirklich nicht, Herr Doktor. Aber eigentlich ist der Tanz doch nicht die Hauptsache im Leben. Und daß ich es Ihnen nur sage: wenn ich so an Sie denke in meinen einsamen Stunden, dann kann ich mir Sie gar nicht tanzend vorstellen, ich sehe Sie immer mit tüchtigen Schritten durch die Felder gehen und freue mich vielleicht darüber."

„Und ich sehe Sie immer tanzend; ich sehe Sie zierlich Ihre Füßchen setzen, nicht in einem Rundtanz, sondern so, wie Sie hier mir die Schritte beibringen wollen, und ich gehe neben Ihnen her, mit meinen großen Schritten, und bin nicht imstande, meine unbeholfenen Füße mit Ihren Pantoffelchen in gleichen Schritt und Tritt zu bekommen."

Da legte sie das Haupt zur Seite — ach wie gern sah er sie mit dem geneigten Köpfchen zu sich emporschauen — und sagte: „Da könnten wir also im Leben gar nicht in den richtigen Schritt miteinander kommen?" Nun faßte er sich aber ein Herz und sagte: „O doch, wir müßten nur beide recht von Herzen wollen." Aber mehr brachte er nicht über die Lippen und sie, sie schwieg und tanzte trällernd durch das Tempelchen. Dann blieb sie stehen:

„Sie tanzen ja gar nicht, Herr Doktor!"

„Ach was!" sagte er, „lassen Sie mich Ihnen nur immer zuschauen. Dabei lerne ich gewiß auch sehr viel. Und bald, bald," seine Stimme zitterte, „müssen Sie dann auch anfangen bei mir zu lernen . . . "

„Schreiben?" fragte sie rasch.

„Nein, schreiten," sagte er. Dann aber stieß er einen Laden von dem Fenster auf und sie schauten wortlos in den goldenen Himmel.

VII.

Trotzdem durch das Fenster des Neudorfischen Magazins der reinste Sommernachmittag hereinblickte, schien über der Versammlung der Freunde doch ein grauer Nebel zu hängen; sie waren bedrückt und trauten sich kaum einander anzusehen. Vormittag waren Stern und Taschner bei Hammer gewesen, um die Damen zur kostümierten Tanzunterhaltung einzuladen. O, Therese war überaus freundlich zu den beiden Herren gewesen und sie waren verliebter als je.

„Nun, kommen die Damen oder nicht?" fragte Dux. „So redet doch ein Wort, ihr sitzt da und spannt uns auf die Folter! Was ist denn los?"

Da kroch es langsam aus den beiden heraus, daß die Damen na-

türlich mit Freuden angenommen hätten, aber Herr Hammer hatte die beiden Freunde zu sich bitten lassen und habe ihnen in seinem Kontor eine sehr unangenehme Mitteilung gemacht. Heute vormittag war Herr Lopassa in der Wechselstube erschienen und wollte bei Hammer eine große Summe Geldes aufnehmen; er sei ein polnischer Edelmann, habe er erklärt, und besitze große Güter in Polen, es werde sich bald zeigen, wer er eigentlich sei.

Hammer habe ihm natürlich das Geld nicht geborgt, aber er halte es für angezeigt, den Herren davon Mitteilung zu machen.

„So, so, so, so," rief da Dur in den Nebel, „das stimmt zu dem, was meine Schwester Julie mir verraten hat, ich sollte nichts davon erzählen, aber jetzt muß ich es wohl tun. Denkt euch, Lopassa war heute auch bei meiner Schwester, er hat ihr einen Antrag gemacht, er sei ein polnischer Graf und habe große Schlösser und Ländereien, sie müsse mit ihm, am liebsten noch heute. Er sei sehr erregt gewesen, aber meine Schwester hat mich beruhigt und gesagt, entweder sei das so Künstlerart, oder er sei am Ende wirklich ein polnischer Edelmann und vielleicht ein ausgewiesener Revolutionär, das könne man bei einem Polen nie wissen, und ich solle nichts davon sagen. Künstler seien eben anders als wir, und gar die polnischen!"

„Ja," sagte Taschner nachdenklich, „das mag schon sein, aber der Himmelwirt erzählt, daß es mit dem Lopassa gar nicht mehr zum Aushalten sei. Er drücke sich den ganzen Tag über beim Ausschank herum und lasse die Mädel nicht in Ruhe; ist das vielleicht auch Künstlerart?"

„Kurzum," einigten sich die Freunde, „es ist höchste Zeit, daß wir ihn loswerden. Nun, übermorgen ist unser Fest, und wir haben wenigstens die à la cour und den Sechsschrittwalzer gelernt und werden damit Aufsehen machen."

„Ihr habt doch," fragte Dur, „unseren Auftrag ausgeführt und die Therese für jeden von uns um eine Quadrille gebeten, nicht?"

„Natürlich haben wir das getan," sagte Taschner und schlug auf den Pult, daß es krachte. „Und sie hat auch jedem von uns einen Tanz versprochen, aber die erste Quadrille und den ersten Walzer hat sie für die nächste Unterhaltung schon vergeben."

Die Freunde machten lange Gesichter und schauten einander verblüfft an: „Vergeben? An wen denn?"

„An Max Wohl," sagte Stein mit sehr erregtem Kopfschütteln. „An diesen Duckmäuser Wohl!" Die Freunde waren alle von ihren

Sitzen aufgesprungen, und wenn nicht der alte Neudorf hereingekommen wäre, um zu sehen, was da im Magazin los sei, sie wären vielleicht gleich zu Wohl gelaufen, um von ihm Rechenschaft zu fordern. So mußten sie sich vor dem alten Neudorf zurückhalten, der seinen Sohn mit dem bekannten Blicke: Mach' keine Dummheiten! anschaute. Da gaben sie sich drein und beschlossen endlich, erst einmal den Abend herankommen zu lassen; dann wollten sie mit Wohl schon Abrechnung halten. Sie gingen gedrückt und verstimmt auseinander, sie beschlossen jeder für sich, übermorgen abend doppelt liebenswürdig zu sein und, wenn möglich, mit Theresen eine Entscheidung herbeizuführen. Es muß etwas geschehen! und damit beruhigten sie sich.

Vor dem Tore des hellerleuchteten Gartensaales drängten sich am Samstag abend die Eichauer; denn es war trotz aller Heimlichkeit bekannt geworden, daß eine Redoute dort stattfinden werde, und die guten Eichauer stellten sich darunter etwas sehr Schönes und fast Frivoles vor, und, wenn sie auch ihre Mitbürger genau kannten, der Name Redoute verwirrte sie so, daß die ihnen so gut bekannten Kaufleute und Lehrer, Beamten, Frauen und Mädchen plötzlich für sie etwas sehr prickelnd Pariserisches erhielten, da sie zu einer Redoute zusammen kamen. So drängte sich das Volk denn auch lange vor Beginn des Festes auf der Gasse vor dem Gartensaal, und als die ersten Lichter drin aufleuchteten, wuchs ihre Neugierde. Dann kamen die Veranstalter in großen Mänteln daher, sie konnten doch nicht gut in ihrer Maskerade unverhüllt durch die Gassen gehen, sie hatten zu ihren phantastischen Gewändern ihre Alltagshüte aufgesetzt und trugen jeder große Bündel in Händen, darin die Ergänzung ihrer Pracht, die Dreispitze, Perücken und Bärte eingepackt waren. Und jeder einzeln wurde von den Zuschauern bei seinem Namen begrüßt, als gehöre eine große Kunst dazu, sie zu erkennen.

„Das ist der Adolf Stein", johlte die Menge, als Adolf erschien. Er hatte Pantoffel an den Füßen und Wadenstrümpfe und trug einen kleinen Ofen in der Hand und einen Blechkasten an der Seite, denn er war ein Würsteljunge und machte schon auf der Gasse, ganz in seiner Rolle, ein sehr verwegenes und lustiges Bubengesicht. Gleich hinter ihm kam der Lehrer Bernhard Taschner, der aber seine Verehrer sehr enttäuschte, denn er sah eigentlich genau so aus wie sonst. Nur den großen Doktorstock mit silbernem Griffe hatte er in Händen, aber in seinem Paket mußten die merkwürdigsten Dinge verborgen liegen, es war groß und sehr unregelmäßig. Dann erschien die lange, kantige

[illegible] …adem.
[illegible] Denkmal Friedrichs des
[illegible] 1897).
Zur [illegible] …alkowsky.

Sitzen aufgesprungen, und wenn nicht der alte Neudorf hereingekommen wäre, um zu sehen, was da im Zimmer los sei, sie wären vielleicht gleich zu Wolf gelaufen, um von ihm Rechenschaft zu fordern. So mußten sie sich vor dem alten Neudorf zurückhalten, der seinen Sohn mit dem bekannten Blick: Mach' keine Dummheiten! anschaute. Da gaben sie sich drein und beschlossen, ruhig erst einmal den Abend herankommen zu lassen; dann wollten sie mit Wolf schon Abrechnung halten. Sie gingen gedrückt und verstimmt auseinander, sie beschlossen jeder für sich übermorgen abends doppelt liebenswürdig zu sein und, wenn möglich, mit Therese eine Entscheidung herbeizuführen. Es muß etwas geschehen! und damit beruhigten sie sich.

Vor dem Tore des helleuchteten Gartensaales drängten sich am Samstag abend die Eichauer, denn es war trotz aller Heimlichkeit bekannt geworden, daß eine Redoute dort stattfinden werde, und die guten Eichauer stellten sich darunter etwas sehr Schönes und fast Frivoles vor und, wenn sie auch ihre Mitbürger genau kannten, der Name Redoute verwirrte sie so, daß die ihnen so gut bekannten Kaufleute und deren Beamten, Frauen und Mädchen plötzlich für sie etwas sehr prickelnd Pariserisches erhielten, da sie zu einer Redoute zusammen kamen. So drängte sich das Volk denn auch lange vor Beginn des Festes auf der Gasse vor dem Gartensaal, und als die ersten Lichter drin aufleuchteten, wuchs ihre Neugierde. Dann kamen die Veranstalter in großen Mänteln. Aber, sie konnten doch nicht gut in ihrer Maskerade unverhüllt durch die Gassen gehen, sie hatten zu ihren phantastischen Gewändern [illegible] aufgesetzt und trugen jeder große Bündel in Händen, darin die Ergänzung der [illegible], die Dreispitze, Perücken und Bärte [illegible]. Und [illegible] wurde von den Zuschauern bei [illegible] große Kunst dazu, sie zu erkennen.

„Das [illegible]" [illegible] die Menge, als Adolf erschien. Er hatte [illegible] und Wadenstrümpfe und trug einen [illegible] Blechkasten an der Seite, denn er [illegible] auf der Gasse, ganz in seiner Rolle, [illegible] lustiges Bubengesicht. Gleich hinter [illegible] Zeichner(?), der aber seine Verehrer sehr enttäuschte, denn er [illegible] genau so aus wie sonst. Nur den großen Doktorstock mit [illegible] Griffe hatte er in Händen, aber in [illegible] Paket mußten die merkwürdigsten Dinge verborgen liegen, es [illegible] groß und sehr unregelmäßig(?). Dann erschien die lange, kantige

J. G. Schadow:
Entwurf zum Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin (1797).
Zum Aufsatz von Georg Malkowsky.

Kranz Anna als etwas sehr Liebliches mit Blaublümlein im roten Haar und Girlanden um das Kleid und wurde entsprechend bewundert. Heinrich Neudorf kam mutig als Dichter daher geschritten, er hatte einen sehr breiten Künstlerhut auf dem Kopfe und seines Vaters altmodischen Radmantel um die Schultern, er trug weiße Strümpfe und die Pantoffel seiner Mutter und war sehr schön. Die beiden Damen, Frau Hammer und Fräulein Elster, hatten keinen besonderen Erfolg. Frau Hammer hatte ein hübsches Gesellschaftskleid an und Therese kam in einem blumigen Kattunkleide mit breitem Strohhut, vielleicht als Schäferin oder sowas. Sie sah sehr lieb aus, aber man hatte von der Hauptstädterin wahrhaftig etwas Besseres erwartet, etwa eine Königin mit Krone und Hermelin, oder einen Trommelhasen, kurzum etwas, wie es im Winter in den Prager Zeitungen beschrieben wurde, wenn in der Hauptstadt Ball war. Um so herrlicher war Julie Dur, die — als die einzige — mit ihrem Bruder sogar in einem Wagen angefahren kam. Da wurde das Gedränge aber auch gefährlich. Sie genoß ihren Triumph, indem sie noch im Wagen ihren Überwurf abnahm und nun prachtvoll als Terpsichore sich aus dem Wagen löste, langsam und würdig, damit Alle die herrlichen Einzelheiten ihres Kostümes betrachten könnten: sie hatte wirklich ihr grünes Tüllkleidchen genommen und das war mit Noten benäht, es hatten aber ringsherum mehr als ein paar Takte Platz gefunden, und in der Hand hielt sie eine goldene Leier, die wie eine Federmatratze aussah; ihre dicken Füße steckten in weißen Seidenschuhen, auf die geschmackvoll dicke Schleifen mit Schellen aufgenäht waren, so daß sie beim Herabspringen vom Wagenbrett ein liebliches Geläute gab; und im Haar, nicht sehr griechisch, aber darum um so origineller, saß wie in einem Neste ein Polichinell aus ihrem Galanteriegeschäft, der hatte auch Schellen auf seinem Gewande und Tschinellen in den Holzhändchen. Sie war gewiß die Königin des Festes.

Im Kostüm ihres Bruders, der ihr beim Aussteigen behilflich war, erkannte natürlich jeder einen Maler, so vorzüglich gelungen war seine Tracht. Er hatte einen wirklichen Samtrock und eine gelblichgraue Perücke und trug einen großen breiten Anstreicherpinsel in der Hand und eine Palette aus Pappendeckel, wie ein Schild groß, aber nicht zu verkennen, und dazu hatte er sich ein Spitzbärtchen beigelegt, das an einem straffen Gummischnürchen befestigt war und ihn sehr genierte, denn es wollte immer wieder über sein mageres Kinn hinauf-

rutschen; aber gerade das machte sich sehr fröhlich. Er hatte schon auf der Gasse einen vollen Erfolg. Dann kamen noch Spanierinnen, ein Rotkäppchen, einige Tiroler Dirndel, von denen aber die tüchtigen Zuschauerinnen gleich wußten, daß sie schon im vorigen Winter auf dem Schützenball gewesen waren, ein Pierrot, und die übrigen kamen ohne Kostüm. Schon hörte man die Musikanten ihre Instrumente stimmen, und nun erschien auch Doktor Wohl in seinem schwarzen Anzug, er kam gerade zur rechten Zeit.

Die Freunde erwiderten seinen Gruß mit eiskalten Gesichtern; er aber bemerkte es nicht, denn er hatte schon Theresen entdeckt, die ihm lächelnd zuwinkte. Da war er frei und göttlich ungehindert, er, der sonst in Gesellschaft so bedrückt gewesen, durch die seltsam Vermummten auf die liebliche Schäferin oder Gärtnerin zugegangen und hatte ihr die Hand gereicht. Er schaute die andern aber gar nicht an, es war ihm so einerlei, wie die aussahen oder was sie über ihn sprechen mochten, er trat einen Schritt zurück und schaute Theresen mit leuchtenden Blicken an und sagte aus vollem Herzen: „Wie schön Sie sind, Fräulein Therese!", so daß es Frau Hammer mit erstauntem Gesichte hörte. Therese reichte ihm die Hand, dann sagte sie:

„Mir ist es eigentlich sehr leid um unsere Stunde, die heute verloren geht." „Die Tanzstunde können wir ja hier abhalten," meinte Doktor Wohl. „Freilich in unserem Tempelchen ist es viel, viel tausendmal schöner, als hier im Saale. Aber was haben nur meine Freunde?" setzte er dann hinzu, „sie sind so erregt, was mag nur los sein?"

Die Herren Veranstalter des Tanzvergnügens waren wirklich sehr, sehr beunruhigt. Eigentlich sollte der Tanz schon beginnen. Aber der Tanzmeister, den sie schon heute mittag sehr seltsam gefunden hatten, da sie ihm den Saal gezeigt hatten, war trotz der Verabredung noch nicht erschienen, sie suchten ihn, aber er war gewiß noch nicht gekommen. Da hatten sie Taschner in den „Himmel" geschickt, und der kam nun mit der Nachricht, daß Herr Lopassa nach seinem Pelze verlange, er könne sich doch vor den Leuten nicht ohne Pelz sehen lassen. Er sei ein polnischer Graf und komme nicht so ärmlich auf den Ball. Und sie müßten ihn unbedingt in einem Wagen abholen!

Da war Taschner noch einmal zu seinen Freunden in den Gartensaal geeilt, um von ihnen Weisungen zu holen. „Nimm den Wagen und bringe ihn her!" einigten sie sich, „er muß doch die à la cour arrangieren."

„Was machen wir aber indessen?" Da war aber schon Dur, der immer das Richtige traf, in die Mitte des Saales getreten, er machte eine Verbeugung und rief dann laut: „Die Herrschaften werden ersucht, einstweilen in den Garten zu gehen, es ist erst ein Gartenfest, und dann wird im Saale mit großen Überraschungen der Tanz beginnen. Jeder Herr nehme seine Dame und lustwandle im Garten!"

Das ließen sich die jungen Leute nicht zweimal sagen, und bald ergingen sie sich in dem großen Garten, der hinter dem Saale die Anhöhe hinanstieg. Es waren drei Reihen Wege im Garten, einer immer höher als der andere. Unter den alten Bäumen, welche die Wege begleiteten, standen Bänke, auch Lauben waren im Garten verteilt; der Mond meinte es gut mit den Pärchen und zog sich freundlich hinter eine Wolke zurück.

„So kommen wir am Ende doch noch zu unserer Stunde," meinte Doktor Wohl, der seine Schäferin durch den Garten führte. „Fräulein Therese, ich weiß nicht, was mit mir ist, aber so glücklich und frei war ich mein Leben lang noch nicht. Sie dürfen mir nicht böse sein, wenn ich Unsinn rede, aber heute kann ich wirklich nichts Gescheites sprechen; sehen Sie doch, welch eine schöne Bank uns die lieben Menschen übrig gelassen haben!"

Sie waren oben auf dem höchsten der drei Wege, und von dem führte ein kleiner Seitenweg zur Mauer. Und dort war eine einsame, vergessene Bank unter einem Ahorn, von der aus sich ein wunderschöner Blick in die Landschaft bot. Denn die Bank stand etwas erhöht und die Mauer war niedrig. Und da lag Eichau wie im Tale zu ihren Füßen, seine Dächer flimmerten im Mondenschein, der schmale Fluß war weithin zu verfolgen, und eine fast feierliche Ruhe lag über dem lieblich schönen Bilde, die auch durch das Lachen aus dem Garten nicht gestört wurde. Wie zwei Kinder setzten sich die beiden, Hand in Hand, auf die Bank und schauten mit glücklichen Augen in das Land hinaus.

„Es ist wirklich wunderschön hier in Ihrer Heimat," sagte Therese mit bebenden Lippen; sie war im tiefsten Herzen ergriffen von der Schönheit des Abends und mußte doch immer wieder Doktor Wohl anschauen, der mit glänzenden Blicken in das Land hinausschaute und dem das Mondlicht oder das Glück zu verklären schien.

„Am liebsten möchte ich hier sitzen bleiben und gar nicht mehr in den Saal", meinte er.

„Das dürfen wir leider nicht," sagte Therese. „Die Herren waren ohnehin scheinbar sehr erzürnt, als ich ihnen mitteilte, daß wir den ersten Walzer und die erste Quadrille miteinander tanzen; sie wollten es gar nicht glauben, daß Sie tanzen können!" lächelte sie. Und dann zog sie ihre Tanzkarte aus dem Busen hervor: „Nun müssen Sie sich auch in meine Tanzkarte einschreiben, damit ich es Ihren Freunden beweisen kann, daß ich Ihnen den ersten Tanz versprochen habe." Und sie setzte mit glücklichen Augen hinzu: „Sehen Sie, Herr Doktor, so kommen wir heute doch noch zu unserer Schreibstunde!"

Er hatte das Blatt genommen, daran ein kleiner Bleistift an einem Seidenbande hing, und da überwältigte ihn das Glück und er schrieb statt seines Namens auf die erste freie Zeile hin: Ich liebe . . . , dann aber hielt er inne; er fühlte ihren heißen Atem an seiner Wange. Sie hatte sich an ihn gelehnt und schaute ihm zu, da er schrieb; nun aber, da er innehielt, nahm sie langsam, ganz langsam die Tanzkarte aus seiner Hand und schrieb zu seinem: „Ich liebe" ein Wörtchen hin: „Dich" . . . . . schrieb sie daneben. Sie schaute ihn einen Augenblick lang an, dann aber hatte er sie umschlungen, innig, innig umschlungen, und er küßte sie und so saßen sie im Mondenscheine und sprachen kein Wort.

„Hör doch," sagte sie dann, „sie tanzen schon, die Musik spielt. Was werden die Leute nur sagen, wenn wir nicht gleich erscheinen!"

„Was gehen mich die Leute an!" rief er jubelnd, „was kümmern mich die Leute, wenn du mich wirklich lieb hast! Aber das mußt du mir jetzt auch noch sagen, vielleicht ist es gar nicht wahr, und du wolltest mir mit dem „Dich" nur zeigen, wie wunderschön du schreiben gelernt hast."

Da umschlang sie ihn noch einmal, und dann gingen sie in den Gartensaal hinunter.

Aber dort wurde der glückliche Doktor Wohl gleich aus ihren Armen herausgerissen. Denn da war indessen Seltsames geschehen.

Die Freunde hatten, als Dur den guten Einfall gehabt hatte, die Tanzlustigen in den Garten zu schicken, eine fliegende Sitzung abgehalten, was sie tun würden, wenn der Tanzmeister nicht zu finden wäre; das wäre eine schreckliche Blamage geworden, denn sie wollten die à la cour um jeden Preis tanzen und hatten doch das Gefühl, daß sie keiner so recht zu tanzen oder gar zu befehligen verstünde. Dur hatte gemeint, man müsse Therese bitten, das Kommando zu übernehmen, die

würde das gewiß zustande bringen. Aber Stein meinte, man müsse dann einfach statt der à la cour so traurig dies wäre, eine gewöhnliche Quadrille tanzen, aber in der letzten Tour müsse man dann verschiedene Ueberraschungen bieten, die Paare etwa durch den Garten führen und bengalisch beleuchten, denn bengalisches Feuer habe der Wirt immer vorrätig. Und Neudorf hatte kleinlaut sogar vorgeschlagen, einen Postbeamten, der als ein besonders schneidiger Tänzer bekannt war, einzuweihen und ihn um die Veranstaltung der à la cour zu bitten, aber er war wie immer gar nicht ernst genommen worden.

Jetzt aber hörten sie einen Wagen vorfahren, sie liefen alle aus dem Saale, und da brachte Taschner den kleinen Lopassa geschleppt, er hielt ihn mit beiden Händen fest, aber der Meister der Tanzkunst sah erbärmlich aus. Er wehrte sich gegen die festen Turnlehrergriffe Taschners und sprach in einer fremden Sprache hastige und überstürzte Worte, dann rief er plötzlich: „Die Musik soll mich begrüßen, wie es sich für einen polnischen Edelmann geziemt!" Er winkte dem Kapellmeister und schrie: „Tusch, Tusch!" Da bliesen die Trompeter einen Tusch, und aus dem Garten kamen die etwas zerzausten Paare in den Saal hereingeströmt, Lopassa klatschte in die Hände und hüpfte von einem Bein auf das andere, und dann begann die Musik einen Walzer zu spielen. Da stürzte Lopassa auf den Kapellmeister zu, er schrie: „Schneller, schneller, vielmals schneller!", obgleich der sein Tempo ganz gut verstand, „1, 2, 3, 4, 5, 6" schrie Lopassa in rasender Eile, und als die braven Musiker seinem Befehle nicht folgen konnten, da sprang er auf die vor ihm stehende Julie Dur zu, er umfaßte sie, und nun versuchte er die umfangreiche Ballkönigin in einem rasenden Tempo durch den Saal zu wirbeln. Die übrigen Paare waren stehen geblieben, sie machten dem Hopsassa und seiner Tänzerin Platz, die Mütter und Väter an den Wänden des Saales standen mit offenem Munde und sehr verdutzten Augen da und starrten auf den hopsenden Tanzmeister, der etwas Unverständliches schrie und mit den Füßen einen immer schnelleren Rhythmus erzwingen wollte, wobei der erschrockene Polichinell im Haare Juliens kläglich aus seinem Neste herauszufallen drohte und die arme Terpsichore ein weinerliches Gesicht machte, denn es war ihr sehr ängstlich geworden, da ihre Füße dem hüpfenden Böcklein neben ihr nicht folgen konnten und aller Blicke auf ihr ruhten. Nun faßte sie sich plötzlich ein Herz: „Sie sind ja verrückt!" schrie die Göttin der Tanzkunst ihren Meister an und schüttelte ihn schwerkeuchend ab. Sie schwankte von

der Anstrengung, ihr Bruder, der Würsteljunge, der die Leier und den Lorbeer in den Händen hielt, um sie im geeigneten Augenblicke seiner Schwester zur Krönung des Tanzmeisters zu überreichen, sprang auf sie zu und fing sie auf, Lopassa aber schaute sich mit abwesenden Blicken im Kreise um, er ließ den Unterkiefer herabhängen, er griff wie schwimmend in die Luft, und dann fiel der Meister der Grazie, der den jungen Leuten von Eichau die Eleganz hätte beibringen sollen, der Länge nach auf den Boden.

Da trat Doktor Wohl mit seinem Glücke in den Saal.

„Was ist denn da los?" fragte er Taschner, dann aber ließ er den Arm seiner Braut los und eilte Lopassa zu Hilfe. Er und Kollege Taschner hoben den kleinen Tanzmeister vom Boden und trugen ihn aus dem Saale; und die beiden Doktoren, der echte und der verkleidete, mußten den Schreienden und Tobenden vom Tanze weg ins Krankenhaus schaffen; dort ist er bald darauf gestorben.

So schloß das große Tanzfest, kaum daß es begonnen hatte. Aber der alte Doktor Wohl, wenn er seinen beiden Söhnen diese Eichauer Tanznovelle erzählte, hatte ein glückseliges Schmunzeln um den Mund, er reichte seiner Frau über den Tisch, darauf ein Neudorfischer Laubsägerahmen stand, die Hand hinüber und sagte lachend:

„Aber schön war es doch! Was meinst du, Therese?"

Leutnant Rottmann:
Hinter den Kulissen der Diplomatie.

Schluß.

Die Stimmung sowohl der liberal wie der panslawistisch gesinnten Kreise Rußlands gegenüber Österreich war eine gleich feindliche. Die klassische Undankbarkeit, mit der Österreich in den Jahren 1853/55 für die Dienste, die Rußland ihm während des ungarischen Aufstandes erwiesen hatte, gedankt hatte, war noch in aller Erinnerung. Auch betrachtete man es damals in Rußland als seine Aufgabe, sich der unterdrückten Volksstämme anzunehmen. Nun galt aber Österreich seit 1815 als eine Hochburg der Reaktion und als ein Feind nationalen Geistes und freiheitlichen Strebens.

In gleicher Weise war auch die öffentliche Meinung in Ungarn gegen eine Vereinigung von Bosnien und der Herzegowina mit Österreich, da man eine Stärkung des slawischen Elementes in Österreich als Folge davon fürchtete. Und was schließlich Deutschland anbelangte, so hätte es Fürst Bismarck, wenn er Österreichs Politik auch selbst nach Osten abzulenken suchte, doch lieber gesehen, wenn es seine Erfolge auf diesem neuen Gebiete Europa und hauptsächlich Deutschland verdankte und nicht nur seinen selbständigen Beziehungen zu Rußland.

Fürst Gortschakow war sich der Bedeutung dieser eben geschilderten Verhältnisse voll bewußt: er wußte, daß die bedrohten Interessen sich, wenn der Plan der Vereinigung Bosniens und der Herzegowina mit Österreich bekannt würde, sofort miteinander vereinigen würden und eine Strömung entstehen würde, gegen die anzukämpfen vergeblich sein würde. Eben um dem vorzubeugen, begann er das überaus gewagte Spiel, die Verhandlungen hinter dem Rücken ebensowohl des Fürsten Bismarck wie des Generals Ignatiew, wie der öffentlichen Meinung Rußlands und der ungarischen Opposition, mit dem Wiener Kabinett unmittelbar zu führen, und sich so

gleichsam in eine Verschwörung mit dem Grafen Andrassy einzulassen. So wurde allerdings das Geheimnis gewahrt, aber auch die Einheitlichkeit der russischen diplomatischen Tätigkeit völlig zerstört.

Inzwischen wurde der Türkei die bekannte Note des Grafen Andrassy überreicht, die die Reform der lokalen Selbstverwaltung in den aufständischen Provinzen forderte, aber es war allen klar, daß diese Note nur eine halbe Maßregel war, die niemanden befriedigen konnte: die Insurgenten sahen in der Einmischung der Mächte einen Beweis dafür, daß die öffentliche Meinung auf ihrer Seite sei, und betrachteten sie daher indirekt als eine Ermunterung. Serbien und Montenegro kümmerten sich nicht um das Schicksal des türkischen Reiches, sondern strebten nur eine Erweiterung ihres eigenen Besitzstandes an. Die russische öffentliche Meinung wollte durch ihr Eintreten für die Selbständigkeit der türkischen Slawen ihrer eigenen Regierung zu verstehen geben, daß es Zeit sei, auch dem eigenen Volke eine Volksvertretung zu geben, wie sie die übrigen europäischen Staaten schon längst hatten. Ein jeder hatte eben seine eigenen Wünsche, und der Aufstand in Bosnien und der Herzegowina diente nur als Vorwand für die Geltendmachung der verschiedensten Forderungen und Absichten; die diplomatischen Noten und Zirkulare aber sah man als ein Heilmittel an, das, wenn auch keinen Nutzen, so doch auch keinen Schaden brachte.

A. N. Kartzow stand auf seinem Belgrader Posten ganz unter dem Druck der sich immer mehr zuspitzenden Verhältnisse und befand sich dabei in völliger Unkenntnis der Absichten seiner Regierung. Infolgedessen beschloß er im Dezember 1875, selbst nach Petersburg zu reisen und sich persönlich bestimmte Instruktionen zu holen.

Auf seinen Bericht über die Lage in Serbien und insbesondere die drohende Gefahr eines Konfliktes zwischen Serbien und der Türkei und seine direkte Frage: „Quel est notre programme?" schnalzte Gortschakow indessen als Antwort nur mit den Fingern und rief aus: „Ah, voilà notre programme!" und Jomini, der bei der Unterredung zugegen gewesen war, sagte ihm auf der Treppe: „Que voulez vous? il n'a pas de programme."

Ohne also das geringste erreicht zu haben, mußte Kartzow nach Belgrad zurückkehren.

III.

Die Hoffnungen auf einen Erfolg der Einwirkung der Mächte auf die Pforte und der Vermittelung zwischen ihr und den Aufständischen wurden immer geringer: damit aber wurde die Lage des Fürsten Milan von Serbien schwieriger und schwieriger. Allerdings hätte er, dem Rate Österreichs folgend, die Grenzen seines Landes mit einem Truppenkordon umgeben und so jeden Verkehr mit den Aufständischen unterbinden können. Aber dies war leichter gesagt als getan. Denn Repressivmaßnahmen gegen die aufständische Bewegung zu ergreifen, hätte nichts anderes bedeutet, als sich zum österreichischen Gendarmen hergeben, sich in der Meinung des Volkes demütigen und dadurch die Aussichten der Karageorgiewitsch u. a. auf den Thron vermehren.

Aber auch die andere Möglichkeit, den Aufstand selbst zu unterstützen, konnte für Serbien sehr ernste Folgen haben. Wollte es auf eigene Rechnung und Gefahr handeln, so stellte es sich vor den Mächten bloß und beschwor die Gefahr eines türkischen Einfalls herauf. Mochte es aber einen Entschluß fassen, welchen es wollte, in jedem Falle mußte es sich, um nicht plötzlich überfallen zu werden, in militärischer Hinsicht rüsten. Ignatiew schreibt darüber in einem Briefe an Kartzow vom 5. März 1876 folgendermaßen:

„Ich finde den Beschluß sehr vernünftig, von dem mich Ihre Depesche in Kenntnis setzte. Die Türken zu reizen und ihnen einen Grund zur Einmischung zu geben, wäre von den Serben sehr unüberlegt; es ist jedoch unbedingt nötig, daß sie für alle Fälle gerüstet sind. Allerdings droht vorläufig noch keine Gefahr. Mahmud und Raschid sind in meiner Hand und werden es nicht wagen, über Serbien herzufallen. Allein der Sultan selbst ist sehr geneigt, beim ersten besten Anlaß die schärfsten Maßregeln zu ergreifen."

In einem ganz anderen Lichte mußten die Dinge natürlich dem Gesandten in Wien, Nowikow, erscheinen. Nach seiner Meinung bildeten die serbischen Rüstungen eine direkte Unterstützung des Aufstandes und vereitelten eine friedliche Vermittlung der Mächte. Er bezeichnet sie deshalb auch nicht als Defensiv-, sondern als Offensivmaßnahmen.

Daß sich Serbien als slawisches Piemont aufspielen könnte, beunruhigte auch Österreich-Ungarn sehr. Denn wenn die Serben den geringsten Erfolg erzielten, so wäre die unmittelbare Folge gewesen, daß

die österreichischen Slawen ihre nationalen Forderungen bis zum Äußersten gesteigert hätten.

Übrigens versprach die militärische Einmischung Serbiens auch praktisch nicht viel Gutes. Wurde doch auch nicht durch Piemont selbst die Frage der italienischen Einigung entschieden, sondern durch die Bajonette des französischen Kaiserreichs!

Die serbische Regierung bestürmte inzwischen Kartzow mit der Frage, wie sich Rußland zu den Rüstungen Serbiens stelle. Auf eine dieserhalb nach Petersburg gerichtete Anfrage antwortet Gortschakow u. a.: „Seine Majestät haben den Brief mit Interesse gelesen und die Stelle mit einem „Ja" zu versehen geruht, wo Sie anfragen, ob das Ministerium es billigt, wenn Sie Serbien davon zu überzeugen suchen, daß Österreich und Rußland sich in dem Bestreben, den Frieden zu erhalten, vollkommen einig sind, ihm aber doch raten, für den Fall Vorkehrungen zu treffen, daß diese Bestrebungen vergebens sein sollten. Sie haben also in dieser Frage freie Hand. Sie werden jedoch dabei den größten Scharfsinn und die äußerste Vorsicht nicht außer acht lassen dürfen, wie sie bei einer so heiklen Sache nötig sind."

Mochte die damit Serbien gegebene Erlaubnis zu seinen Rüstungen auch mit allen möglichen Entschuldigungen und Ermahnungen zur Vorsicht umgeben sein, so stand sie doch unbedingt in direktem Widerspruch mit den früher mit Österreich-Ungarn getroffenen Abmachungen. Man wandte sich also jetzt wieder dem politischen Programm Ignatiews zu, nach dem Rußland und das Slawentum fara da se.

Die serbische Regierung fühlte nun festen Boden unter den Füßen. Sie machte sich deshalb nicht nur daran, Patronen zu kaufen und ihr Heer zu exerzieren, sondern dachte auch daran, sich in irgend einer Weise mit Montenegro zu einigen und, wenn möglich, auch mit Griechenland. Es wurde deshalb Alympitsch mit dem Entwurf einer militärischen Konvention nach Zetinje geschickt, in dem besonders der Artikel 9 beachtenswert war, durch den sich Serbien und Montenegro gegenseitig verpflichteten, den Aufstand zu unterstützen.

Nowikow war über das Einverständnis der russischen Regierung zu den Rüstungen Serbiens aufs höchste entrüstet.

Ebenso war auch Ignatiew mit dem Vorgehen Serbiens unzufrieden, allerdings auf Grund ganz

anderer Erwägungen. Am allermeisten (und das nicht ohne Grund) fürchtete er, daß das Geheimnis der Konvention durch Unvorsichtigkeit der russischen Gesandtschaft in Wien dem Grafen Andrassy bekannt werden könnte, und erklärte in einem Briefe an Kartzow vom 2. April 1876 a. St., ein einfaches Defensivbündnis, das die Blutsverwandtschaft zwischen Serbien und Montenegro gefestigt hätte, für völlig genügend.

Und in der Tat hatte Ignatiew ganz recht, wenn er sagte, Kartzow hätte die Unterredungen unter der Hand führen und insbesondere Nowikow nichts davon mitteilen sollen. Denn das Bestehen einer geheimen Abmachung zwischen Serbien und Montenegro, noch dazu mit Einverständnis Rußlands, brachte den russischen Gesandten in Wien dem Grafen Andrassy gegenüber in eine überaus unangenehme Lage. Erst hatte Rußland feierlich versprochen, gemeinsam mit Österreich zu handeln, und nun erniedrigte es sich bereits bis zu einem Übereinkommen mit dem kleinen Serbien, das infolge der Schwäche des Fürsten Milan in der Tat nur das Werkzeug der revolutionären Omladina war.

Daß die österreichische Regierung vollkommen unterrichtet war, das zeigte sich sehr bald in völlig unerwarteter und drohender Form, und zwar bei einem Vorfall, den Fürst Milan selbst la bombe Wrède genannt hat. Er wird in einem Promemoria des serbischen Ministeriums des Auswärtigen an Rußland folgendermaßen dargestellt:

„Heute morgen war Fürst Wrede beim Fürsten Milan und gab folgende Erklärung ab: Österreich und Rußland haben den bestimmten Entschluß gefaßt, den Frieden zu erhalten. Nun sind die Versicherungen des Fürsten Nikolaus sehr zufriedenstellend, die Haltung Serbiens dagegen ist herausfordernd. Beide Mächte fordern deswegen, daß Serbien sofort seine Kriegsrüstungen abbricht, andernfalls die Mächte ihm ein Ultimatum stellen werden, und Österreich, falls Serbien nicht nachgibt, den Auftrag erhalten wird, die geeigneten Maßnahmen zu ergreifen, um Serbien zur richtigen Haltung der Pforte gegenüber zu zwingen. Der Fürst antwortete, daß er dem Fürsten Wrede nicht das Recht zugestehe, im Namen Rußlands zu sprechen; er erklärte ferner, daß Serbien die Türkei nicht herausfordere, während Fürst Nikolaus die Aufständischen direkt unterstütze, daß vielmehr in dem Augenblick, wo ein türkisches Heer an der Grenze Serbiens stehe, die serbischen Soldaten noch auf den Feldern hinter dem Pfluge einhergehen würden. Im übrigen werde er Wrede in

einigen Tagen antworten. Fürst Milan bittet nun um Rußlands Rat und fragt insbesondere an, ob die österreichischen Drohungen im Einverständnis mit Rußland abgegeben worden sind. Schließlich läßt er bemerken, daß die Rüstungen auf den Rat Rußlands erfolgt seien."

Fürst Wrede gab seine Erklärung in möglichst feierlicher Form in offizieller Audienz und im Namen des Kaisers Franz Josef ab. Was konnte Kartzow aber auf die Anfrage des serbischen Ministeriums antworten? Der Zweck der Erklärung Österreichs war nicht so sehr, Serbien Schrecken einzujagen, als die russische Politik vor ihm zu diskreditieren. Bedeutete es doch nichts anderes, wenn Wrede es wagte, im Namen der russischen Regierung zu sprechen, als daß Graf Andrassy überzeugt war, daß von Petersburg eine Widerlegung nicht erfolgen werde!

Kartzow wandte sich, in der Hoffnung, wenigstens bei Ignatiew Unterstützung zu finden, an ihn mit der Bitte um Rat. Dieser aber gab seine Anfrage an den Reichskanzler, Fürst Gortschakow, weiter. Von diesem erhielt Kartzow bald darauf als Antwort auf seine Anfrage durch Nowikow den Befehl, sich in allen Angelegenheiten, die die augenblickliche Krisis auf der Balkanhalbinsel beträfen, unmittelbar an das Ministerium zu wenden, und nicht durch Vermittelung der Gesandtschaft in Konstantinopel, wie er im Falle Wrede getan habe. Und das war alles! Bei seiner zweideutigen Politik ertappt, hielt es die russische Regierung für am besten, auf die unangenehme Sache überhaupt nicht einzugehen, sondern sie einfach totzuschweigen.

Wie aber dachte nun das russische Ministerium des Auswärtigen in Wirklichkeit über die ganze Sachlage? Hören wir, was Giers unter dem 5. Februar 1876 (a. St.) an Kartzow schreibt: „Die Aufnahme der Andrassyschen Note durch die Pforte und die von ihr ausgesprochene Bereitwilligkeit, die geforderten Reformen durchzuführen, zwingen uns, jetzt unsererseits auch auf die Aufständischen beruhigend einzuwirken, und zwar in gleicher Weise auf Serbien wie auf Montenegro. Der Kanzler äußerte sich deshalb vor einigen Tagen bereits Ignatiew gegenüber folgendermaßen: „Je ne me dissimule d'aucune façon les difficultés que nous avons encore à surmonter. Si la Porte ne se borne pas à accepter nos propositions, mais se met immédiatement et consciencieusement à l'oeuvre pour les réaliser sur place, elle nous offrirait

les moyens et j'oserais dire nous imposerait le devoir de contenir es éspérances éxagérées qu'on aura pu faire naître en Bosnie et en Herzégovine."

In Anbetracht der Wichtigkeit des gegenwärtigen Momentes, erschien es mir nützlich, ja sogar notwendig, Ihnen diesen Auszug mitzuteilen, der ein ganzes Programm enthält, insonderheit nach dem Briefe, in dem ich Ihnen über die Allerhöchste Billigung der von Ihnen mir gegenüber ausgesprochenen Ansichten berichtete. In Wirklichkeit liegt nach meiner Meinung kein Grund vor, sie zu ändern, nur fordert ihre Durchführung mehr denn je äußerste Vorsicht ......"

Wie in einem Spiegel zeigt dieser Brief die widerspruchsvolle russische Politik. Am Anfang führt er aus der Depesche Gortschakows eine Stelle im Geiste des Dreikaiserbündnisses an, die er als „ein ganzes Programm" bezeichnet. Aber den damit erzielten Effekt vernichtet er selbst wieder dadurch, daß er hinzufügt, daß nach seiner Meinung kein Grund vorliegt, die früheren Ansichten zu ändern, sondern daß es nur nötig sei, sie mit größter Vorsicht durchzuführen.

In Belgrad würde man sich wohl noch lange den Kopf über die Rätsel der russischen diplomatischen Sphinx zerbrochen und geschwankt haben, wem man gehorchen solle, den drohenden Warnungen Österreichs oder den vorsichtigen Ratschlägen Rußlands, wenn nicht plötzlich die ganze Bewegung dadurch eine mächtige Förderung erhalten hätte, daß der Held von Taschkent und Ritter des St. Georg-Ordens, General Tschernajew, aus Petersburg eintraf und der serbischen Regierung seine Dienste anbot.

IV.

Das Erscheinen Tschernajews in Belgrad war an sich etwas vollkommen Natürliches und Gesetzliches. Als verabschiedeter Offizier hatte er das Recht, über sich selbst zu verfügen. Den Rat, für den Krieg zu rüsten, hatte die russische Regierung selbst Serbien gegeben. Wenn es das serbische Kabinett für nötig hielt, sich einen gedienten russischen General als Instrukteur zu holen, so hätte eine solche Wahl in Petersburg also nach jeder Richtung hin als angenehm empfunden werden müssen.

Ein ganz anderes Ansehen erhielt jedoch dieser Schritt Tschernajews, wenn man sich die damalige politische Lage, die Stimmung der russischen

öffentlichen Meinung und die Persönlichkeit Tschernajews vergegenwärtigt. Seine Abreise aus Petersburg wirkte in der Hauptstadt wie ein elektrischer Schlag. Wohl hatten auch vorher schon russische Freiwillige an den Aufständen in der Herzegowina teilgenommen, aber das waren Leute gewesen, die nichts mehr zu verlieren hatten, und größtenteils noch ganz junge Burschen. Jetzt aber betrat nun ein in der Öffentlichkeit und in militärischer Hinsicht gleich bedeutender Mann den Schauplatz.

Kartzow war das Erscheinen Tschernajews in Belgrad zunächst ziemlich gleichgültig. Von Petersburg waren ihm in bezug auf ihn keinerlei Instruktionen zugegangen. Da er aber fast seit dem Verlassen der Schulbank im Auslande tätig gewesen war, so war er mit dem inneren Leben des russischen Volkes nur recht oberflächlich bekannt und sah deshalb in der ersten Zeit in ihm nur den Militär; seine politische Bedeutung wurde ihm erst allmählich klar.

Der Zar aber war höchst unwillig darüber, daß Tschernajew es ohne seine Erlaubnis gewagt habe, die Führung der serbischen Armee zu übernehmen, und beabsichtigte, ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Auf Veranlassung Gortschakows suchte Kartzow, der im Mai 1876 nach Ems, wo der Zar gerade zur Kur weilte, befohlen worden war, ihn jedoch zu überzeugen, daß man durch strenge Maßregeln gegen ihn nur seine Popularität vergrößere. So wurde Kartzow denn bloß die strenge Weisung gegeben, keinesfalls zuzulassen, daß Serbien Krieg beginne. Bei der Verabschiedung schwächte der Kanzler die Bedeutung dieser Weisung allerdings wieder dadurch ab, daß er hinzufügte: „Vergessen Sie bei alledem nicht, daß, wenn auch der Zar gegen einen Krieg ist, so doch sein Sohn, der Thronfolger, an der Spitze der Bewegung steht." So verließ Kartzow Ems im höchsten Grade irritiert durch eine so widerspruchsvolle Regierungspolitik.

In Wien wurde er schon mit Ungeduld von Nowikow erwartet. „Können Sie dafür bürgen, daß es nicht zum Kriege kommen wird", fragte ihn dieser. Kartzow erwiderte: „Nach menschlicher Voraussicht kann ich behaupten, daß der Friede nicht gestört werden wird." „Sind Sie bereit, dies persönlich dem Grafen Andrassy zu wiederholen?" „Ja." Und so machten sich beide Diplomaten nach der Staatskanzlei zu Andrassy auf. Daselbst gab Kartzow in Gegenwart Nowikows dem öster-

reichischen Minister die bestimmtesten Versicherungen über die friedlichen Absichten der russischen Regierung.

Man könnte denken, es wäre ihm nun nur noch übrig geblieben, nach seiner Rückkehr nach Belgrad die sofortige Entlassung Tschernajews zu fordern. Es kam aber, wie so oft, gerade umgekehrt. Er erhielt nämlich daselbst von dem Vertreter des Ministers des Auswärtigen, Giers, einen Brief mit Instruktionen im Sinne der Politik des Thronfolgers. Ein überaus vorsichtiger Staatsmann, zeigte sich Giers als homme d'avenir. Schwankte doch auch Gortschakow zwischen dem Zaren und dem Thronfolger hin und her.

Das Ergebnis von all dem aber war: der Krieg.

Die Umwälzung in Konstantinopel kam für Ignatiew wie auch für die anderen zwar unerwartet, aber daß überhaupt eine Katastrophe eintreten werde, das hatte er schon mit Bestimmtheit vorausgesehen. Gewöhnlich diente als Vermittler zwischen ihm und dem Sultan Abram-Effendi, der spätere Abram-Pascha. Durch ihn hatte er auch den Sultan warnen lassen und ihm geraten, die beiden gefährlichsten Paschas in die Verbannung zu schicken; allein vergeblich. War nun der russische Einfluß am Bosporus schon von dem Augenblick an im Schwinden gewesen, wo die russische Regierung ein unmittelbares Übereinkommen mit der Türkei ablehnte und eine entente à deux mit Österreich vorzog, so versetzte ihm der Tod Abdul-Aziz' und die Thronbesteigung Murads den letzten Stoß.

Ignatiew äußert sich über die Folgen der Umwälzung eingehend in einem Briefe an Kartzow vom 17./6. 1876, auf den einzugehen aber hier zu weit führen würde.

Früher der Ratgeber des Sultans und der Schrecken der türkischen Minister saß Ignatiew nach vollzogenem Umsturz mitsamt seinen 5 Sekretären plötzlich auf dem Trockenen. Allein es war nicht seine Art, sich ohne weiteres in eine solche Lage zu schicken. Sagte der englische Gesandte Elliot voraus, daß Serbien leicht zermalmt werden würde und mit Milan auch der russische Einfluß zusammenfallen werde, so rief Ignatiew aus: „Daß er den Pipps bekomme! Das serbisch-montenegrinische Abenteuer bildet die einzige Chance, die uns geblieben ist, um die Türkei an die Wand zu drücken und zur Unterwerfung zu zwingen."

So schreibt er auch in seinem nächsten Briefe an Kartzow vom 29./6. 1876: „. . . . . . ich gestehe, daß ich mit ganzer Seele im serbisch-montenegrinischen Lager bin.

..... Wir müssen den Serben von ganzem Herzen Erfolg wünschen, denn sonst könnte man leicht uns selbst in den Krieg hineinziehen; jedenfalls müßten wir uns bei einem Erfolg der Türken einmischen, eine Einmischung, die unter den jetzigen Verhältnissen schwierig wäre. ..... Wenn sich die Serben 2 Monate in ihrer jetzigen Lage halten, so haben sie gewonnenes Spiel, und Fürst Milan wird wieder Herr in seinem Hause."

Ignatiew spricht also die Hoffnung aus, daß ein Erfolg der serbischen Waffen, sei es auch nur ein zeitweiser, Europa zwingen werde, sich auf diplomatischem Wege einzumischen, und auf diese Weise Rußland der Notwendigkeit, unmittelbar einzugreifen, überheben werde. Indessen hielten sich die Serben dank der Untätigkeit der Türken in der Tat mehr denn 3 Monate, und trotzdem rührte Europa nicht einen Finger, um dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende zu machen. Nicht Europa hielt schließlich das siegreiche Türkenheer auf, sondern das von Rußland gestellte Ultimatum. Und während Ignatiew, um Rußland vor einem Krieg zu bewahren, auf Erfolge der Serben hoffte, wußten die Führer der Bewegung im Gegenteil ganz genau, daß sie, nur auf ihre eigene Kraft angewiesen, nichts erreichen würden, so daß ihr ganzes Bestreben dahin ging, Rußland auf irgend eine Weise in den Krieg hineinzuziehen.

Die russische Regierung teilte allerdings den Optimismus Ignatiews nicht und setzte nicht viel Hoffnungen auf einen Sieg der Serben. In Erwartung internationaler Verwickelungen unternahm sie deswegen, im Geiste der Verhandlungen des Jahres 1875, einen neuen Schritt zu noch engerer Annäherung an Österreich-Ungarn: am 26./6. fand in Reichstadt eine persönliche Begegnung der beiden Kaiser, Alexanders II. und Franz Josefs, statt. Dort wurde beschlossen, sich in den Konflikt der Türkei mit Serbien und Montenegro nicht einzumischen, etwaige Annexionen von Gebietsteilen dieser beiden Staaten seitens der Türkei aber nicht zuzulassen. Ferner erklärte Österreich, daß es die Bildung eines großen slawischen oder sonstigen Reiches jenseits der Donau nicht dulden und im Falle der Verletzung des Status quo auf der Balkanhalbinsel für sich eine Kompensation fordern werde. Als Antwort darauf erneuerte Rußland seinen Anspruch auf den Teil von Bessarabien, der ihm im Jahre 1856 genommen worden war.

J. G. Schadow:
Studie zum Tauentzien-Monument in Breslau.
Zum Aufsatz von Georg Malkowsky.

Die Abmachungen der Zusammenkunft von Reichstadt bestehen aus zwei vollkommen gesonderten Teilen. Der erste, von der beabsichtigten Nicht-Einmischung, wurde ungesäumt veröffentlicht und zum Gegenstand diplomatischer Verhandlungen gemacht. Der zweite dagegen, über die territoriale Neueinteilung, sollte geheim gehalten werden.

Ignatiew würde wohl aufs höchste überrascht gewesen sein, wenn er erfahren hätte, daß die russische Regierung hinter seinem Rücken mit Österreich schon eine formelle Abmachung getroffen hatte. Das, was er so bloß davon erfuhr, erweckte in ihm lediglich das Gefühl der Unzufriedenheit.

Nowikow dagegen war naturgemäß mit der Konvention außerordentlich zufrieden und spricht dies auch in einem Briefe vom 28./6. 1876 an Kartzow offen aus.

Bei der Heimlichkeit, mit der die Verhandlungen mit Österreich-Ungarn geführt wurden, ist es nicht weiter verwunderlich, wenn die gegenseitige Annäherung der Regierungen ohne Einfluß auf die Beziehungen zwischen den Völkern selbst blieben und in keiner Weise die alte Voreingenommenheit der russischen Gesellschaft gegen Österreich änderten. Die gesamte russische Presse, die Militärs und die Diplomaten, soweit sie nicht in das secret du roi eingeweiht waren, sahen auch jetzt noch in Österreich den geschworenen Feind des von Rußland übernommenen heiligen Werkes der Befreiung der türkischen Christen. Warum dieser Feind jedoch nicht nur Serbien und Montenegro nicht hinderte, gegen die Türkei zu kämpfen, sondern sogar Waffentransporte aus Rußland an ihn durchließ und ihm auf seinen Schiffen Scharen von Freiwilligen zuführte, diese Frage stellte sich niemand. Die Chauvinisten aber glaubten gar, daß diese Gefälligkeit Österreichs durch seine Furcht vor der Macht Rußlands und des Slawentums hervorgerufen sei.

V.

In Serbien wünschte niemand den Krieg mit der Türkei: weder Fürst Milan noch seine Minister, aber am allerwenigsten das Volk. Der Krieg war nur das Ergebnis der durch die Agitation geschaffenen überaus zugespitzten Lage im Innern und der finanziellen Krisis, die durch die Ausgaben für die Rüstungen hervorgerufen worden

war. Die Lage verschärfte sich so, daß es keinen anderen Ausweg mehr gab.

In Rußland rief die Nachricht vom Kriege eine allgemeine gewaltige Begeisterung hervor. Alle Schattierungen der öffentlichen Meinung vereinigten sich in den gemeinsamen Sympathien für die Sache der Befreiung der Slawen. Im konservativen Lager herrschte die panslawistische Strömung; die Liberalen rechneten damit, daß dieses Erwachen der Kräfte des Volkes auch auf die inneren Zustände des Zarenreiches von wohltätigem Einflusse sein werde und der seit 1866 wieder herrschenden Reaktion ein Ende bereiten werde. Gegen die Bewegung sprachen sich nur wenige Stimmen aus, unter ihnen vor allem Graf L. N. Tolstoi.

Während so in Rußland die Begeisterung in hellen Flammen emporloderte, herrschte in Serbien die denkbar gedrückteste Stimmung. Die russische Hilfe war den Serben nicht recht; man begegnete den Freiwilligen sogar kalt, fast feindlich. Der Grund hierfür war sehr einfach. Die Serben hatten Rußland zum Kriege gegen die Türkei zwingen wollen, aber nun war es so gekommen, daß sie selbst daran glauben mußten. Sie hatten gehofft, Rußland werde für sie eintreten, aber statt dessen sprach es in Reichstadt seine Neutralität aus und sandte nur Freiwillige und Geld. So wurde aus einer politischen Demonstration ein wirklicher Krieg. Serbien glich in diesem Moment einem Duellanten, der die Polizei von dem Duell benachrichtigt hat und, als er auf den Duellplatz kommt, mit Schrecken sehen muß, daß die Polizei nicht erschienen ist.

Die Geld- ꝛc. Sammlungen und die Absendung der Freiwilligen und des Geldes nach Serbien leiteten in Petersburg und Moskau die slawischen Komitees.

Mit dem Gefühl größten Unwillens verfolgte Nowikow die Vorgänge in Serbien, das Herbeiströmen der Freiwilligen und die Tätigkeit der slawischen Komitees. Der Strom war aus den Ufern getreten; die Regierung besaß nicht mehr die Macht, der Überschwemmung Einhalt zu gebieten.

Graf Andrassy ließ seinerseits keine Gelegenheit vorübergehen, ohne den revolutionären Charakter der Bewegung zu betonen: „Sie sind unzufrieden mit uns“, sagte er u. a. zu Nowikow, „daß wir den Korrespondenten der Nowoje Wremja verhaftet haben. Lesen Sie bitte die Akten über das polizeiliche Verhör, und Sie werden ersehen, weswegen er ver-

haftet wurde: er hat auf einer geheimen Zusammenkunft in Agram die Bildung einer förderativen panslawistischen Republik gepredigt."

Die russischen Freiwilligen in Serbien zerfielen in zwei Kategorien. Die einen waren Leute aus der ersten Gesellschaft, Garde-Offiziere ꝛc.: Dochturow, Graf Keller ꝛc. Sie eilten unter dem Einfluß des Thronfolgers und um des Kriegsruhmes willen nach Serbien und betonten, daß sie des Krieges wegen gekommen seien, aber nicht um sich mit Politik zu befassen; sie stimmten deswegen auch nicht mit Tschernajew überein. Die andere Kategorie dagegen bestand aus Leuten, die die Gelegenheit ergreifen wollten, sei es um etwas zu erleben oder etwas zu verdienen. Sie waren diejenigen, die die Kaffeehäuser füllten, in den Kneipen nicht bezahlten, tranken, Karten spielten und mit der Polizei fortgesetzt in Konflikt gerieten.

Gerade in dieser Zeit, so erzählt der Verfasser unserer Abhandlung, beendete ich meinen Kursus auf dem Kaiser-Alexander-Lyceum. Gleich den vielen anderen konnte auch ich nicht widerstehen und eilte als Freiwilliger nach Serbien. Mein Onkel, A. N. Kartzow, nahm mich in Belgrad sehr freundlich auf und forderte zunächst, ich sollte beim Konsulat verbleiben, riet mir aber dann später, mich zu der Abteilung des Generals Nowosselow zu begeben.

„Dieser General", sagte er zu mir, „beschäftigt sich mit militärischen und nicht mit politischen Dingen. Auch unterhalte ich mit Tschernajew keinerlei Beziehungen. Dessen Hauptquartier ist jetzt in Deligrad. Dort ist er von unglaublichem Gesindel umgeben und beschäftigt sich nur mit allen möglichen theatralischen Schaustellungen. So hat man beabsichtigt, Milan zum König auszurufen, und das nicht nach einem Siege, sondern nach einer Niederlage! Augenblicklich hat er sich Schneider bestellt und wozu? Was denkst du? Er läßt Kostüme für seine slawische Leibwache zuschneiden! Schon sind auch den Serben seine Komödien zuwider geworden. Ristitsch sagte mir, daß Serbien alles Zutrauen zu den slawischen Komitees verloren habe und sich künftig nur noch nach den Weisungen des offiziellen Rußland richten werde."

Mit seiner gewohnten Wahrheitsliebe malte Kartzow in seinen Berichten in grellen Farben ein Bild von der Lage, in die Serbien geraten war. Den Egoismus und die Kleinmütigkeit des Fürsten Milan, die Habsucht des Metropoliten Michael, die hinterlistigen Kniffe Ristitschs zeichnete er mit größter Schonungslosigkeit, die tendenziöse Lügenhaftigkeit der Zeitungs-Nachrichten,

die systematischen Versuche der slawischen Komitees, den diplomatischen Vertretern Schwierigkeiten zu machen, enthüllte er aufs freimütigste. Er betrachtete es dabei als Ehrensache, alles zu vermeiden, was nach einer persönlichen Politik aussehen konnte, und bemühte sich, einwandfreies Material in genügender Menge zu beschaffen, aber er schmückte es dabei nicht nach der oder jener Seite aus, um einen bestimmten Erfolg zu erzielen.

Diese Handlungsweise Kartzows aber, die die ganze Bewegung in das richtige Licht rückte, war durchaus nicht nach dem Geschmack der Männer, die an ihrer Spitze standen. Auch sein ihm stets wohlwollender Freund, der General Ignatiew, spricht ihm in dem Briefe vom 25./10. 1876 offen sein Mißfallen aus:

„Mir ist das Zerwürfnis, das zwischen Ihnen und vielen der russischen Freiwilligen besteht, sehr zuwider. Wir durchleben jetzt eine historische Epoche, in der nicht nur alle Russen, sondern sogar alle Slawen einmütig handeln, kleinliche Gereiztheit außer acht lassen und nur daran denken sollen, daß wir von Feinden umgeben sind, die jede Schwäche auf unserer Seite oder bei unseren Glaubensgenossen ausnutzen. Ihre Berichte sind sehr gut abgefaßt, aber es spricht aus ihnen eine gewisse Nichtachtung gegenüber dem serbischen Volke und ein gewisser Spott über die Männer, die für eine gerechte Sache kämpfen. Man darf über unsere Glaubensgenossen nicht witzeln in einem Augenblick, wo unsere wichtigsten Interessen auf dem Balkan auf dem Spiele stehen. Allerdings muß die Regierung über die wahre Lage unterrichtet werden, und insofern lenken Sie mit vollem Recht ihre Aufmerksamkeit auf die Schattenseiten der Bewegung; es gibt jedoch leider genug niederträchtige Leute auf der Welt, und Ristitsch und Genossen, ja die ganze Belgrader Intelligenz, stellt schließlich immer noch nicht das serbische Volk dar, für das die russischen Freiwilligen ihr Blut vergießen, und das wir nicht von uns stoßen können.

Lassen Sie unsere geschworenen politischen Feinde, die Engländer und die Ungarn, sich damit abmühen, zwischen den Serben und unseren Freiwilligen Zank und Streit zu säen; der Boden ist für eine erfolgreiche Tätigkeit ihrer Agenten so schon genügend vorbereitet. Um so mehr aber müssen wir alles daran setzen, um dem entgegen zu wirken. Mit der Ihnen eigenen Geschicklichkeit werden Sie ohne Zweifel einen Weg finden, um die gegenseitigen Reibungsflächen wieder zu glätten und die Einmütigkeit wieder herzustellen. Es ist nicht denkbar, daß sich in Ser-

bien nicht echte Patrioten finden sollten, verständige Leute, die es auf sich nehmen würden, den jetzigen Bruch wieder zu heilen und das Volk zu überzeugen, daß die ganze Zukunft Serbiens jetzt mehr denn je mit der Rußlands verknüpft ist und von ihr allein abhängt. Denn gelingt es den Feinden des Slawentums, die Serben und die Russen ernstlich zu entzweien, so wird Serbien zwischen der Türkei und Ungarn erdrückt werden. Wird dagegen das serbische Volk die jetzige Krisis im Vertrauen auf Rußland unerschüttert überstehen, so wird auch die Stunde des Erfolges und der Rache kommen, und das Slawentum wird seine Feinde überwinden."

Wenn sich Ignatiew so in panslawistischen Ideen verfängt, so zahlt er nur dem Geist der damaligen Zeit seinen Tribut. Das Eintreten Rußlands für seine slawischen Glaubensgenossen sah man eben schon nicht mehr bloß als einen Akt politischer Berechnung und freien Willens, sondern als eine unbedingte moralische Verpflichtung an. Die Unmöglichkeit aber, die Frage mit den lokalen Mitteln zu entscheiden, zog Rußland selbst hinein und machte schließlich den Krieg unvermeidlich. Durch bittere Erfahrungen mußte es Rußland alsbald einsehen lernen, daß Mitgefühl und gesunde eigennützige Politik zwei Begriffe sind, die sich durchaus nicht immer miteinander vereinigen lassen.

VI.

Anfang November 1876 reiste Kartzow zusammen mit dem serbischen außerordentlichen Bevollmächtigten Marinowitsch, dem französischen diplomatischen Vertreter in Belgrad 2c. nach Petersburg. Über seine Eindrücke daselbst äußert er sich selbst folgendermaßen:

„Im November wurde ich nach Petersburg berufen, hatte in Zarskoje Sselo mehrere Audienzen beim Kaiser und nahm dort auch am 16. November an einer Beratung teil, die unter dem Vorsitz Seiner Majestät selbst stattfand. Ich gab dabei von neuem meine Meinung dahin kund, daß man den gewünschten Zweck ohne einen offiziellen Bruch mit der Pforte erreichen könne, was mir jedoch eine scharfe Erwiderung des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch eintrug, der damals bereits zum Oberbefehlshaber der Armee bestimmt war. Unter anderen Maßregeln wurde bei dieser Beratung auch die Kommandierung einer Kommission unter der Führung des Generalleutnants Nikitin nach Belgrad zwecks

militärischer Organisation Serbiens und die Anweisung von einer Million Rubel für die hierfür nötigen Ausgaben beschlossen."

Ungeachtet der Huld, mit der der Zar Kartzow ausgezeichnet hatte, verließ dieser die Hauptstadt diesmal nicht mit der früheren Zuversichtlichkeit. Insbesondere waren die Zarin und der Thronfolger ihm gegenüber äußerst zurückhaltend gewesen. Er hatte sich eben dadurch schuldig gemacht, daß er durch seine unumwundene, wahrheitsgetreue Schilderung der Serben den sentimentalen Gefühlen dieser hochgestellten Patrioten zu nahe getreten war und den Schleier von dem Betrug gerissen hatte, der in panslawistischen Kreisen für erforderlich gehalten wurde.

In Petersburg schwelgte man in dem Gedanken, daß Serbien nach jeder Richtung hin Rußland verpflichtet sei, das eben erst durch die Stellung des Ultimatums an die Türkei dem Siegeszug des türkischen Heeres Einhalt getan hatte, und glaubte, daß die Serben von der Bruderhilfe Rußlands, in welchem Maße und in welcher Form sie auch immer erfolgte, entzückt sein müßten.

Indessen drohte Serbien auf der einen Seite die Gefahr, daß die Türken nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder in ihr Land einfallen und es vollkommen verwüsten könnten, und außerdem gab Graf Andrassy ihm zu verstehen, daß sein Geschick tatsächlich von Österreich-Ungarn und nicht von Rußland abhinge. Er ließ ihm nämlich mitteilen, daß, falls Rußland Serbien als Operationsbasis für den Durchmarsch seiner Truppen benutzen wolle, Österreich ein solches Verhalten als eine Verletzung des Pariser Vertrages ansehen werde und sich dann auch seinerseits durch den Vertrag hinsichtlich Serbien nicht mehr für gebunden erachten werde. Auch behalte es sich im Falle eines Krieges zwischen Rußland und der Türkei das Recht vor, Serbien zu okkupieren, auch wenn die russischen Truppen serbisches Gebiet nicht betreten würden.

So drohte Serbien also nicht nur von seiten der Türkei Unheil, sondern, vorausgesetzt daß die Warnungen des Grafen Andrassy nicht eine leere Drohung waren, auch von seiten Österreichs, des sogenannten russischen Verbündeten. Und was brachte schließlich der General Nikitin mit seinen 3 Offizieren und der Million Rubel Serbien groß an Hilfe? Ungeachtet seines hohen Ranges und seiner offiziellen Vollmachten war er doch in Wirklichkeit auch nicht mehr als ein solcher agent provocateur, wie es Tschernajew gewesen war.

So weist denn Fürst Milan in einem Promemoria auch darauf hin, daß die öffentliche Meinung in Serbien mehr denn je gegen den Krieg gestimmt ist, und einzig die Hoffnung auf ein gemeinschaftliches Vorgehen mit Rußland Serbien zu einer Fortsetzung des Krieges zwingen könne. Er bestehe deswegen unbedingt darauf, daß bis zum 20./12. zwei russische Divisionen in Kladowo ausgeschifft seien.

Nun hatte Kartzow sich aber durch seinen Vorschlag, zwei russische Divisionen aufzulösen und nach Serbien zu schicken, schon gelegentlich der erwähnten Beratung am 16./11. in Petersburg eine scharfe Entgegnung des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch zugezogen und wollte begreiflicherweise nicht ein zweites Mal darauf zurückkommen, so daß er über dieses Verlangen Milans nicht nach Petersburg berichtete.

Auf die Tätigkeit der Kommission Nikitins hier einzugehen, würde zu weit führen. Jedenfalls war sie so verfehlt, daß Kartzow schon Anfang Februar ihre Abberufng durchsetzte. Sie konnte noch 850.000 Rubel, die von der Million übrig geblieben waren, wieder mitnehmen.

Auf die Forderung der Konstantinopeler Konferenz der Mächte antwortete die Pforte ablehnend. Dies Resultat kam nicht unerwartet. Ignatiew hatte es schon vorausgesehen, wie aus einem Briefe vom 25./10. 1876 an Kartzow hervorgeht, in dem er schreibt: „Der Zar wird in Moskau die Mobilmachung der Truppen der südlichen Militärbezirke verfügen. So werden wir Ende des Waffenstillstandes bereit sein, für unsere Glaubensgenossen mit der Waffe in der Hand einzutreten, wenn die Konferenz nicht zu einer Verständigung führt. Ich für meine Person zweifle an einem Erfolge."

Nachdem Kartzow die Abberufung des Generals Nikitin erreicht hatte, ging er sogleich voll Eifer daran, die Freiwilligen nach Rußland zurückzuschicken. Nachdem aber Milan und Ristitsch so die Hoffnung, von Rußland etwas zu erhalten, verloren hatten, fingen sie an, niederträchtig zu werden. Milan insbesondere hinterging Kartzow, seine Vertrauensseligkeit ausnutzend, in der gewissenlosesten Weise. Kartzow äußert sich über diese Intrigen selbst wie folgt: „Milan bat mich, ihn bei der Bildung eines neuen Ministeriums zu unterstützen. Da ich die vom Fürsten bezeichneten Leute unter den augenblicklichen Verhältnissen für geeignet hielt, so gab ich arglos seinem Wunsche nach und

erfüllte ihn mit Erfolg. Da plötzlich erhielt ich vom Reichskanzler ein Telegramm folgenden Inhaltes: „Empereur vous défend de vous mêler de la politique intérieure de la Serbie.“ Dieser allerhöchste Befehl erklärte sich dadurch, daß Milan, während er mich auf der einen Seite bat, die von ihm bezeichneten Männer für die Bildung des Ministeriums zu gewinnen, auf der anderen Seite seinem Agenten in Petersburg befahl, beim Kanzler anzufragen, ob die kaiserliche Regierung wirklich darauf bestehe, daß diese Leute Minister würden. — Viele Jahre später, als ich einmal mit Milan, der damals bereits als König abgedankt war, im Café Anglais frühstückte, bat ich ihn um eine offene Erklärung dieser merkwürdigen Episode und erhielt darauf zur Antwort: „Eh bien, franchement, mon cher Kartzow, j'en avais assez de votre joug et de votre tutelle, qui me pesaient par trop, et je vous ai imaginé cette crasse, spéculant sur votre nervosité qui vous amènerait à quelque coup de tête.“

Da Kartzow aus diesem und vielen anderen Anzeichen herausfühlte, daß er in Petersburg in Ungnade gefallen war, bat er das Ministerium, ihn seiner Stellung zu entheben und als Generalkonsul auf irgend einen Posten in Europa zu versetzen. Allein die Katastrophe war nicht mehr zu umgehen: im Frühjahr 1877 erfolgte seine offizielle Abberufung.

Der Charakter und die Gesinnung Kartzows sind eingangs schon gewürdigt worden. Hier dürfte es nur noch von Interesse sein, kurz auf die unmittelbaren Anlässe zu seiner Abberufung einzugehen. Und zwar fiel er beim Zaren Alexander II. endgültig in Ungnade, als der serbische Minister Marinowitsch, der im Winter 1876/77 in Petersburg verweilte, auf den Vorwurf, daß Serbien ohne Erlaubnis der russischen Regierung den Krieg gegen die Türkei begonnen habe, ihn als schuldig hinstellte. Der panslawistischen Partei war er wegen seiner Stellungnahme gegenüber den slawischen Komitees und der Freiwilligen-Bande verhaßt. Der Kriegsminister Miljutin konnte ihm seine Offenheit, mit der er die unter den Freiwilligen herrschende Zuchtlosigkeit geißelte, nicht verzeihen. Und schließlich war er auch bei der Zarin in die größte Ungnade gefallen. Diese hatte 30 000 Rubel für das Rote Kreuz in Serbien gespendet. Nun hatte er aber diese große Summe nicht bei sich in Belgrad verwahren wollen und sie deshalb auf der Wiener Bank deponiert, um sie je nach Bedarf abzuheben, war damit aber der Zarin arg zu nahe getreten, die

annehmen zu müssen glaubte, daß die Spendung dieser Summe ihm nicht sympathisch sei. „Wenn Sie das Geld einfach in Ihre Tasche gesteckt hätten," so sagte man Kartzow später im Ministerium, „so hätten Sie sich nicht so geschadet, wie dadurch, daß Sie es auf der Bank deponiert haben."

Kartzow wurde einige Zeit nach seiner Abberufung zunächst zum Generalkonsul in Neapel ernannt, dann 1881 in gleicher Eigenschaft nach Paris versetzt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1906, in dem er nach Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand übertrat. Wenn er sich seit seiner Belgrader Zeit auch nie wieder aktiv mit Politik befaßte, so spielte er doch besonders in Paris eine so große Rolle, wie vor ihm noch keiner der russischen Konsuln. Von allen Seiten wurde er als der frühere Diplomat behandelt und besonders wegen seiner Gerechtigkeit und Unparteilichkeit hochgeschätzt.

Die bisherigen Kapitel haben uns an der Hand der Tätigkeit Kartzows in Belgrad die zweierlei Politik, die Fürst Gortschakow auf der einen Seite mit dem europäischen Konzert der Mächte und England durch Vermittelung des Generals Ignatiew, auf der anderen im geheimen mit Österreich-Ungarn trieb, gezeigt. In dem Schlußkapitel sollen nun noch die für Rußland so verhängnisvollen Folgen seiner gewundenen Politik geschildert werden.

VII.

Die Nachteile des Übereinkommens Rußlands mit Österreich-Ungarn lagen klar zutage. Gab dieses Rußland doch anheim, Krieg zu führen, sicherte sich selbst aber dabei volle Freiheit des Handelns und forderte für eine derartige Neutralität sogar noch Bosnien und die Herzegowina für sich. Eine Zeitlang trug man sich in Petersburg tatsächlich mit der Absicht, Österreich den Krieg zu erklären; allein dieser Gedanke wurde alsbald fallen gelassen, zumal Fürst Bismarck warnend mitteilen ließ, daß Österreich für Deutschland wegen des politischen Gleichgewichts nötig sei, und daß Deutschland deshalb keinen entscheidenden Schlag gegen dasselbe zulassen werde. Rußland stand also nach Zurückweisung der Beschlüsse der Konstantinopeler Konferenz und später des Londoner Protokolls durch die Türkei vor der Alternative, entweder sich den österreichischen Bedingungen zu fügen, oder überhaupt nicht Krieg führen. Letzteres war jedoch bei der Gärung, die sich des russischen Volkes bemächtigt hatte, und bei den panslawistischen Sympathien des Hofes selbst undenkbar. So blieb also nichts

weiter übrig, als sich der bitteren Notwendigkeit fügen. Am 3./1. 1877 wurde die Konvention mit Österreich abgeschlossen. Damit aber war Rußland völlig isoliert und von dem guten Willen seines sogenannten Verbündeten abhängig.

Mochte nun dieses Abkommen mit Österreich noch so große Mängel haben, seinen Zweck, der russischen Armee den Rücken zu sichern, erfüllte es unbedingt. Österreich rührte keinen Finger, auch als das Glück Rußland hold war und die türkischen Armeen und Festungen sich eine nach der anderen den siegreichen Russen ergaben.

Es hat sich die Meinung gebildet, als ob der schließliche Bruch mit Österreich teils eine Folge der Intrigen der russischen panslawistischen Partei, teils in der traditionellen Hinterlist des Wiener Kabinetts begründet gewesen sei. In Wirklichkeit aber ist an dem Krach niemand anderes schuld gewesen, als der Schöpfer des Abkommens selbst, der Kanzler Gortschakow.

Mitte November 1877 wurde nämlich im russischen Hauptquartier mit der Aufstellung der Friedensbedingungen begonnen. Nun hatten aber die Verfasser des Entwurfs des Friedensvertrages keine Kenntnis von der Konvention vom 3./1. 1877, und es war daher nicht verwunderlich, daß sie in ihren Vorschlägen weit von ihr abwichen. Besonders scharf traten die Widersprüche in zwei Fragen hervor: hinsichtlich Bosniens und der Herzegowina und hinsichtlich der Grenzen Bulgariens. In der ersten Frage lautete die Konvention ganz bestimmt folgendermaßen: „Rußland stellt dem Kaiser von Österreich anheim, Zeit und Art der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina auszuwählen." In dem Entwurf dagegen hatte dieser Punkt folgende Fassung: „Bosnien und der Herzegowina wird eine autonome Verwaltung mit ausreichenden Garantien verliehen, die unter Beteiligung des benachbarten Österreich-Ungarn zu bestimmen sind."

Mit Bezug auf die Grenzen Bulgariens setzte andererseits Artikel 3 der Konvention „das Verbot der Bildung eines größeren slawischen oder sonstigen Reiches auf der Balkanhalbinsel" fest. Der neue Entwurf dagegen grenzte das Gebiet des künftigen Bulgarien so ab, daß „das gesamte Gebiet mit überwiegender bulgarischer Bevölkerung dazu gehören solle, und jedenfalls nicht weniger, als durch die Konstantinopeler Konferenz festgesetzt worden war."

Dieser Entwurf wurde sodann dem Fürsten Gortschakow zur Begutachtung übersandt.

Dieser war der Urheber der österreichischen Konvention gewesen. Für wen sonst als für ihn mußte sie also vor allem bindend sein? Er hätte den erwähnten Entwurf mit ihr vergleichen, ihn entsprechend ihren Bestimmungen abändern und dann an das Hauptquartier zurücksenden müssen. „Jedoch Fürst Gortschakow war sich dessen bewußt, daß die Abtretung slawischen Landes an die österreichische Monarchie in Rußland Unwillen erregen könnte." Denn hätte er die Friedensbedingungen mit dem Geist der Konvention in Übereinstimmung gebracht, so wäre es auf einmal ans Licht gekommen, daß Bosnien und die Herzegowina der Preis seien, für den die russische Regierung von Österreich die Rückensicherung ihrer Armee erkauft hatte. Sich einer derartigen Abmachung schuldig zu bekennen, dazu fehlte es Gortschakow aber an Mut. So tat er so, als sei zwischen den vorgeschlagenen Friedensbedingungen und der Konvention kein Unterschied, und schickte den Entwurf zur Äußerung an die deutsche und die österreichische Regierung.

Wie zu erwarten war, machte diese Handlungsweise Gortschakows in Wien einen außerordentlich unangenehmen Eindruck. Die russische Politik ging eben Zickzackwege: vom Zusammengehen mit Österreich kehrte sie wieder auf den Boden der Konstantinopeler Konferenz und des europäischen Konzerts der Mächte zurück, und doch war es schon deswegen nicht berechtigt, sich auf die Konstantinopeler Konferenz zu stützen, weil die Konvention mit Österreich erst später abgeschlossen war. So vertauschten also Österreich und Rußland jetzt ihre Rollen: Österreich beschuldigte Rußland des Betrugs. Und mögen auch die Fragen der politischen Ethik stets mehr oder weniger strittig sein, so muß man doch vor allem vom ausschließlich praktischen und militärischen Gesichtspunkt aus feststellen, daß der Augenblick, den Gortschakow für den Bruch mit Österreich gewählt hatte, denkbar ungünstig war. Die russische Armee überschritt gerade den Balkan; die Herrschaft auf dem Meere befand sich ganz in der Hand der türkischen Flotte, außerdem konnte sich jederzeit das englische Geschwader mit ihr vereinigen. So opferte also der alternde Kanzler leichten Herzens auf dem Altar einer phantastischen öffentlichen Meinung sowohl die Sicherheit der Verbindungen der Feldarmee wie überhaupt die internationale Lage Rußlands. Österreich aber, von Rußland getäuscht, begann jetzt sich England zu nähern.

General Ignatiew, der zum Bevollmächtigten für die Friedensverhandlungen mit der Türkei ernannt worden war, traf Anstalten

für seine Abreise von Petersburg zur Armee. Da er auch nicht das Mindeste von dem Vorhandensein der Konvention vom 3./1. 1877 und damit ihrer erwähnten beiden Hauptpunkte ahnte, so ließ er sich natürlich bei den Vorverhandlungen zum Frieden von San Stefano nur von den Festsetzungen der Konstantinopeler Konferenz leiten. Ihm die Augen zu öffnen, hielt Fürst Gortschakow nicht nur für unnötig, sondern er bestärkte ihn sogar noch in seinen falschen Ansichten. Als aber später der Vertrag von San Stefano veröffentlicht wurde und den Protest der Mächte hervorrief, genierte er sich nicht, zu behaupten, daß der ganze Vertrag das persönliche Werk Ignatiews sei und für ihn selbst eine vollkommene Überraschung bedeute. „J'ai haussé les épaules" erzählte er sogar in der Petersburger Gesellschaft.

Wie lange diese unglaubliche Mystifikation noch gedauert haben würde, läßt sich nicht sagen; glücklicherweise erfuhr Ignatiew das Geheimnis bald ganz zufällig durch Obrutschew. Aufs höchste entrüstet, eilte er zum Zaren, der seinerseits wieder vom Fürsten Gortschakow Aufklärung forderte. „Andrassy a exigé de Nowikow sa parole d'honneur que le Général Ignatieff ne saura rien de la convention," erwiderte dieser.

Zu eben dieser Zeit fand wegen der brennenden Frage, ob man mit den Türken Frieden schließen oder den Vormarsch auf Konstantinopel fortsetzen solle, zwischen dem Zaren und dem Großfürsten als dem Oberbefehlshaber ein lebhafter Telegramm-Austausch statt. Ignatiew suchte voller Eifer die Notwendigkeit zu beweisen, eine Stellung am mittleren Bosporus zu besetzen, und zwar dort, wo das Fahrwasser dicht an der Küste vorbeiführt. Der Zar, der sich durch sein England gegebenes Wort, daß er Konstantinopel nicht besetzen werde, gebunden fühlte, wollte nicht einwilligen. „Aber wir werden ja gar nicht in die Stadt einrücken, erwiderte ihm Ignatiew, sondern vor ihren Mauern Halt machen und dann die europäischen Mächte zu einem Kongreß nach Odessa einladen." So gab denn der Zar nach einigem Zögern nach; und an den Großfürsten wurde ein Telegramm mit der Weisung abgesandt, den Vormarsch fortzusetzen und eine Stellung am mittleren Bosporus zu beziehen.

Leider aber war es zu spät: der Waffenstillstand war schon geschlossen.

War die Lage der russischen Armee bisher überaus günstig gewesen, so wurde sie jetzt nach Unterzeichnung und Veröffent-

lichung des Waffenstillstandes vom 19./1. 1878 (a. St.) sehr schwierig, denn Österreich schritt, als Antwort auf die offen zugestandenen Absichten Rußlands hinsichtlich Bosniens und der Herzegowina sowie der Grenzen Bulgariens, zur Mobilmachung. Daß sich aber Rumänien dabei auf Österreichs, und nicht auf Rußlands Seite stellen würde, daran konnte nicht der mindeste Zweifel sein. Auch lief genau zwei Wochen nach Abschluß des Waffenstillstandes das englische Geschwader in das Marmara-Meer ein und ging bei den Prinzeninseln vor Anker.

Die strategische und politische Lage der russischen Armee hatte jetzt Ähnlichkeit mit derjenigen der napoleonischen Truppen in Spanien. In beiden Fällen befand sich die Herrschaft zur See unstreitig in der Hand Englands. Wie den Franzosen, so drohte auch den Russen die englische Flotte, und damit die Gefahr einer Ausschiffung, in der Front und in den Flanken. Und doch hatten die Franzosen noch einen wichtigen Vorteil vor den Russen voraus: ihre rückwärtigen Verbindungen verliefen gerade in der Richtung auf das heimatliche Frankreich zu. Hinter der russischen Armee dagegen befanden sich noch die Donau und zwei feindliche Mächte: Österreich-Ungarn und Rumänien. So umgaben die feindlichen Kräfte die siegreiche russische Armee mit einem eisernen Ring.

Unter diesen Umständen war an eine Fortsetzung des Krieges natürlich nicht zu denken. So blieb nur übrig, daß man versuchte, auf diplomatischem Wege die Blöße einer völligen Kapitulation zu verdecken, und von den Früchten der bisherigen Siege zu retten suchte, was noch zu retten war.

Die einzige von den europäischen Mächten, die in gewissem Grade Rußland wohlwollte, war Deutschland. War es doch mit Rußland durch die Bande langjähriger Freundschaft und durch die Dankbarkeit für sein Wohlwollen während der schweren Zeiten des Ringens um die deutsche Einheit verbunden. Leider harmonierte aber Gortschakow nicht mit dem Fürsten Bismarck und wollte sich ihm keinesfalls verpflichten. So antwortete er auf die direkten und indirekten Anfragen Bismarcks, unter welchen Bedingungen Rußland Frieden zu schließen gedenke, unausgesetzt: „Je n'ai pas besoin de Bismarck pour faire la paix." Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß Bismarck sich abwandte und eine abwartende Stellung einnahm und ein Eintreten für Rußland unter diesen Umständen für unvereinbar mit seiner Würde hielt.

Zar Alexander II. hatte der Türkei den Krieg gegen seine

eigene Überzeugung, nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung, erklärt, und, während er bestrebt war, gegen die Türkei einen Schlag zu führen, war er vor allem darum besorgt, wie dieser Schlag auf Europa wirken und ob er nicht einen anderen, einen europäischen Krieg nach sich ziehen würde. Daraus resultiert das verhängnisvolle Schwanken bei dem ganzen Kriege, das seine Früchte zu nichte machte. Wohl waren hervorragende Männer für die Führung des Heeres vorhanden, wie Miljutin oder der Thronfolger selbst, Alexander Alexandrowitsch, allein der Zar hatte England sein Wort gegeben, Konstantinopel nicht zu besetzen, und er fürchtete, bei der Ernennung eines populären Heerführers könnte er schließlich die Zügel aus der Hand verlieren. Deswegen ernannte er seine beiden Brüder, die Großfürsten Nikolaus und Michael Nikolajewitsch zu Oberbefehlshabern, von denen er überzeugt war, daß sie den unbedingten Gehorsam gegen ihn höher als persönlichen Kriegsruhm stellen würden. Aus demselben Grunde bestand auch der Stab der Feldarmee zum großen Teil aus Nicht-Russen.

Da nahmen die Ereignisse plötzlich eine solche Wendung, daß das Vorgehen der Armee gegen die Hauptstadt des ottomanischen Reiches zu einer lediglich militärischen, strategischen Notwendigkeit wurde. Der Zar befand sich nun in dem unangenehmen Dilemma, entweder das weitere Vorgehen zu untersagen oder aber sein England gegebenes Wort zu brechen. Deswegen sollte es so aussehen, als ob die weitere Vorwärtsbewegung ohne seinen Willen als eine einfache Folge der Operationen sich darstelle, und in diesem Sinne gab er auch die Instruktionen an seinen Bruder. Allein dieser konnte nicht zwischen den Zeilen der sich widersprechenden und unklaren Petersburger Instruktionen lesen und forderte energisch eine bestimmte Antwort; jedoch als diese Antwort nun eintraf, war es leider schon zu spät.

Nikolaus Nikolajewitsch führte seine Mission mit einem Eifer aus, der einer besseren Sache wert gewesen wäre. Es ist deswegen nicht richtig, ihn verantwortlich zu machen. Der eigentliche Anlaß ist vielmehr die übermäßige Vorsicht und Unentschlossenheit des Zaren Alexander II. gewesen; die größte Schuld aber trifft die Höflinge, die, nur ihren Gefühlen des Neides folgend, patriotisch gesinnte und tüchtige Männer nicht hochkommen ließen.

Georg Malkowsky:
Der alte Schadow.

Die bewußte Abwendung der „Moderne" von dem überlieferten, konventionellen Schönen konnte ihre Rückwirkung sowohl auf die zusammenhängende kunstgeschichtliche Darstellung wie auf die Bewertung der einzelnen künstlerischen Persönlichkeit nicht verfehlen. Eine zukünftige Kunsthistorie wird sich weniger mit Ähnlichkeiten als mit Unterscheidungen zu befassen haben und neue Gesichtspunkte finden müssen, neben denen gesehen Renaissance, Barock, Rokoko und Zopf nicht mehr als Evolutionen der griechisch-römischen Überlieferung, sondern als nationale Reaktionen erscheinen, die zu Neubildungen führen. Der Begriff der Renaissance wird sich eine Umwertung gefallen lassen müssen dahin, daß die regenerierenden nationalen Elemente in den Vordergrund treten. Nur an dem traditionellen, als allgemein gültig angenommenen Maßstabe der Antike gemessen, waren irrtümliche Einschätzungen der künstlerischen Persönlichkeit möglich, die hinter dem ehemaligen Kammerdiener R a u ch den Schneiderssohn S ch a d o w verschwinden ließen.

Über der Eingangstür der jüngst geschlossenen Schadow-Ausstellung der Berliner Akademie hätten die eigenen Worte des Künstlers stehen können, den sie ehren sollte: „Man wird auch hier nach dem Einflusse der Natur nicht wie Thorwaldsen in einer Imitation des Idealstils der Antike verbleiben, sondern seine Originalität darbieten." (Eunomia II, 2, 1802: „Die Werkstätte des Bildhauers"). Das Verkennen dieser Originalität hat fast ein volles Jahrhundert lang verhindert, daß Schadow den ihm gebührenden Ehrenplatz in der Entwicklung der deutschen Bildnerei einnahm. Eggers glaubte ihm am besten gerecht zu werden, wenn er ihm in einer vergleichenden Darstellung in Karl Dohmes Kunst und Künstler die bescheidene Stellung des Strebenden neben dem Vollender Rauch anwies, und noch W. Bode (Geschichte der Deutschen Plastik) fand selbst in der Marmorgruppe der Königin Luise und ihrer Schwester „charakteristische Merkmale der Kunst des ‚Zopfes'." Die Berliner Jubiläumsausstellung 1886, auf der die Werke Schadows in größerer Zahl vertreten waren, darf als der Wendepunkt in der Einschätzung des großen märkischen Bildners gelten, und seit der Akademieausstellung dieses Winters wird sich niemand mehr der Überzeugung verschließen können, daß Gottfried Schadow als Bahnbrecher, Christian Rauch als nachempfindender Epigone zu gelten hat.

Es kann ebenso wenig die Aufgabe dieser räumlich beschränkten Studie sein, die einfachen, kaum durch eine romantische Jugendepisode unterbrochenen Lebensschicksale Schadows zu verfolgen, als an der Hand der 250 Nummern des Ausstellungs-Kataloges einen künstlerischen Entwickelungsgang zu konstruieren, dessen problematische Natur durch persönliche Anschauungen bedingt ist. Der Mensch Schadow ist vom Künstler Schadow nicht zu trennen. Es liegt im Wesen solcher Kernnaturen, daß sie mit dem Leben wie mit ihrer Kunst von Fall zu Fall ringen, fest in ihren Stiefeln stehend, sich selbst niemals verlierend, ihre Eigenart aus jedem Kampfe siegreich herausrettend. Schon als Jünglingsmann ist Schadow eine ausgeprägte Persönlichkeit, deren Verständnis mit der Chronologie seines Schaffens nicht beizukommen ist. Es handelt sich nicht mehr darum, wie äußere Eindrücke und künstlerische Aufgaben auf seine Entwickelung einwirken, sondern wie er sich kraft seiner scharf umrissenen Persönlichkeit mit ihnen abfindet.

Wer vermag in dem neunzehnjährigen Bildner der Büste der Henriette Herz noch den Schüler des niederländischen Zopfkünstlers Tassaert zu erkennen? Wohl klingen in der antiken Drapierung des Gewandes, in dem das Hinterhaupt verhüllenden Turban klassische und zopfige Reminiszenzen leise an, der Ansatz des Halses läßt noch eine gewisse schülerhafte Unfertigkeit des technischen Könnens durchfühlen, aber die freie Behandlung des auf die Schultern herabfallenden Lockenhaares verrät schon die Hand des Meisters. Das klug und gütig blickende Auge, der zu einem kaum merklichen Lächeln geöffnete Mund zeugen von einer lebendigen, das Wesen der Dargestellten erschöpfenden Auffassung, die weit über die Leistungen des im Zopf erstarrenden Rokoko hinausgeht. Mit dem fünf Jahre später entstandenen, vielfach überschätzten Grabmal des als neunjähriger Knabe verstorbenen Grafen von der Mark in der Dorotheenstädtischen Kirche findet sich Schadow endgültig mit der Formensprache seiner Zeit ab. Die von Tassaert übernommene Aufgabe löst er gewissenhaft nach dem vorgeschriebenen Schema, die brüchigen Motive je in einen gesonderten Rahmen verweisend: Im rundbogigen Abschluß die hellenisierenden, michelangelischen Sibyllen nachgebildeten Parzen, am Sarkophag die nüchtern erklügelte Allegorie: Chronos entreißt den Knaben dem Schutze der Minerva, und auf dem Sargdeckel das wie in ruhigem Schlummer hingestreckte Kind, dessen ermattender Hand das römische Schwert entsunken ist. Nur in dieser rührend einfachen Gestalt konnte Schadows Eigen-

J. G. Schadow:
Henriette Herz.
Zum Aufsatz von Georg Malkowsky.

art sich genugtun, alles Übrige wurde nach Vorschrift erledigt und trägt, abgesehen von der prächtig in den Raum komponierten Parzengruppe, den Stempel des Aufgezwungenen.

Nur zwei Jahre hat Schadow mit seiner jungen Gattin in Rom geweilt (1785—87), aber sie genügten dem Einundzwanzigjährigen, um der Antike gegenüber, deren Einfluß seine Zeitgenossen willenlos unterlagen, einen festen Standpunkt einzunehmen. Lassen wir ihn selbst erzählen: „In Rom 1785 angekommen, hielt Schadow sich die ersten Monate in der Werkstatt des Bildhauers Trippel auf, eines Schweizers, der ein guter Marmorarbeiter war. Die Deutschen räumten ihm den Präzeptorrang ein, und unter seiner Leitung stand das Studium nach dem Modell. Die Gipsabgüsse waren in der französischen Akademie im Corso besser beleuchtet, und der Direktor Langrenée gab uns anderen, wenn man darum anhielt, die Erlaubnis, da zu zeichnen und zu modellieren, was Schadow mehrere Monate hindurch benutzte. — Mit Trippel konnte unser Künstler nicht einverstanden bleiben. Er hatte sich aus Michelangelo und einigen Antiken einen Konvenienz-Menschen erschaffen, den er aus dem Ärmel schüttelte, und obwohl Schadow das Gemein-Natürliche der damaligen französischen Schule nicht mehr bewunderte, so wollte ihm doch diese gemachte und eingelernte Art noch weniger gefallen." Mit der im Concorso di Balestra für seine Gruppe „Andromeda von Perseus befreit" errungenen goldenen Medaille, die ihm auf dem Kapitol ein Kardinal überreicht, mit einem freundschaftlichen Verkehr mit Canova schließt äußerlich sein Verhältnis zum Neohellenismus ab. Innerlich gepackt fühlte sich Schadow durch die in ihrer schlichten Wirklichkeitstreue monumental wirkende römische Kunst. Wie er sie auch hier überwindend in sich aufnimmt, dafür zeugen die beiden Entwürfe zu einem Denkmal Friedrichs des Großen, die er von Rom aus nach Berlin sendet. Wohl reihen sich noch allegorische Gruppen um den Sockel, aber während das eine Mal der große König barhäuptig in Imperatorentracht, den Feldherrnstab in der Hand, auf dem wild anspringenden, von einer geflügelten Viktoria begleiteten Rosse dahinsprengt, ist er das andere Mal auf ruhig im Paßtritt dahinschreitenden Pferde in der Uniform der Zeit dargestellt. Die Auffassung ist in beiden Entwürfen, abgesehen von der Bekleidungsfrage, die man in der Beurteilung Schadowscher Denkmäler immer zu sehr in den Vordergrund gestellt hat, durchaus selbständig. Sie zeigt den zweiundzwanzigjährigen Bildner im Vollbesitz aller künstlerischen Hülfsmittel, ob es sich um leidenschaftliche Bewegung oder um imponierende Ruhe handelt. Jedenfalls ist schon hier ohne un-

sicheres Tasten der Weg eingeschlagen, den Schadow seiner ganzen Eigenart nach gehen mußte.

Nach der Rückkehr nach Berlin 1787 wird er Angestellter der Porzellan-Manufaktur, ein Jahr später Mitglied und nach wenigen Monaten, nach dem Tode Tassaerts, Leiter der Kunstakademie, wenn auch nicht mit dem Titel und dem Gehalt seines Vorgängers. Ein Jahrzehnt eifriger Arbeit zeigt Schadow auf der Höhe selbständigen, von römischen Eindrücken beeinflußten, aber von der konventionellen Formensprache der Antike bewußt abrückenden Schaffens. Der derbe Sinn des Märkers fühlt sich der naturalistischen Nachblüte der römischen Kunst verwandt, aber er geht weit über ihre alltägliche Nüchternheit hinaus, wie vor allem seine kraftstrotzenden Signiferi und Viktorien im Prunksaal des Berliner Schlosses bezeugen. Besonders die letzteren, frei in ovale vertiefte Medaillons hineinkomponiert, sind typisch für die Schadowsche Umbildung klassischer Motive. Man braucht sie nur mit den viel bewunderten, unzählige Male in allen möglichen Stoffen nachgebildeten Siegesgöttinnen Rauchs zu vergleichen, um zu erkennen, daß Schadow am Anfangspunkt einer neu einsetzenden, Rauch am Ende einer absterbenden Kunstentwickelung steht. Nur da verläßt den Schöpfer des gesunden altfritzischen Hellenismus seine künstlerische Sicherheit, wo er gezwungen ist, mit der von des Gedankens Blässe angekränkelten Allegorie und Symbolik zu arbeiten. Ein schlagendes Beispiel dafür bietet die Apotheose der Königin Luise in Paretz, eine zerfahrene Komposition, die vergebens versucht, konventionelle Abstraktionen zu versinnlichen und in inneren Zusammenhang zu bringen.

Nicht vom Begriff, sondern von der Anschauung ausgehend, gelangt der derbgesunde Schadow zur Idealbildnerei. Er erzählt selbst, wie die Porträtbüste der Demoiselle Friederike Unger zu einer Statue der Hoffnung wurde. „Die erste Intention war, ihr Porträt en buste zu machen; da sie selbst nachher begehrte, die Arme möchten auch dabei sein, so wurde ein Ballen Ton untergebaut und daraus die Arme geschnitten, gleichsam in einer Attitüde, als lehnte sie sich auf eine Brüstung und blickte freundlich umher in eine schöne Gegend. Indem sie nun dazu stand, fand ich die Stellung des ganzen Mädchens, die wohl gebaut ist, sehr anmutig und meine Büste mit den Armen allein gar zu fragmentarisch; es entstand so in mir ein recht brennender Eifer, die Figur ganz nachzubilden; es kamen aber Unterbrechungen. Nach einiger Zeit machte ich den noch übrigen Teil, und so ist es eine ganze Figur geworden, die die Hoffnung vorstellen soll, indem sie sich auf einen Anker lehnt." Solche ehrlichen, handwerksmäßigen Tage-

buchnotizen wiegen ganze ästhetische Abhandlungen auf und zeigen besser, als der berühmte Kostümstreit mit Goethe, wie Schadow nur auf dem seinem innersten Wesen entsprechenden Wege der rücksichtslosen Charakteristik, von der naturgetreuen Wiedergabe der gesamten Erscheinung ausgehend zu der Monumentalität der Ziethen- und Dessauer-Denkmäler gelangen konnte. Seine Statue des Großen Friedrich in Stettin, seine Statuette des Königs mit den Windspielen lassen bedauern, daß sich unter den Linden statt einer volkstümlichen und gerade darum die Zeiten überdauernden Gestalt ein linienschöner Tafelaufsatz erhebt, auf dem ein alter Herr würdevoll einherreitet. Sicherlich hat Schadow von der römischen Bildnisskulptur wie von den Florentinern Manches gelernt, aber in seinen zeitgenössischen Porträtbüsten, mag es sich nun um Helden der Tat oder des Gedankens handeln, steckt eine ganz eigene bildnerische Note, die selbst die Disharmonien der häßlichen Einzelheiten zu einem Vollklang harmonischer Monumentalität zusammenzufassen weiß. Es sei hier unter vielen anderen die Büste Nicolais hervorgehoben, die, ohne der Ähnlichkeit Abbruch zu tun, aus dem nüchtern-streitbaren Berliner Buchhändler fast einen Mirabeau herauszugestalten weiß. Andererseits hat seine Goethe-Büste wenig von dem Apollinisch-Zeushaften, das ihm anidealisiert wurde, aber um so mehr von dem in sich vollendeten Menschen, dessen Gedankenkreis eine Welt umspannt.

Die Stellungnahme Schadows zur weiblichen Schönheit wird am besten durch seine Gruppe der Kronprinzessin, späteren Königin Luise und ihrer Schwester illustriert. Über das Ganze ist eine echt deutsche, aus dem Empfinden geborene Anmut ausgegossen, die weit über die kühle Linienschönheit klassischer Grazie hinausgeht. Bei aller, von der Idealbildnerei sich absichtlich fernhaltenden Porträtähnlichkeit wirkt die Gruppe wie eine Verkörperung sich anschmiegender Schwesternliebe. Die Anlehnung an die Antike tritt fast ausschließlich in der Gewandung hervor, und auch in diesem Punkte macht, wie Schadow selbst erzählt, der Zufall aus der Not eine Tugend. „Die Größere, die Königin darstellend, hielt in der rechten Hand einen Korb, der sich an die Hüfte lehnte; dieser Korb mußte auf hohen Befehl wegbleiben, welches auch recht war; aber die Schwierigkeit war, den Arm womöglich in derselben Lage zu erhalten. Ich nahm ein schmales und längliches Stück Gewand, tauchte dieses, um das schnelle Binden zu verhindern, in einen mit dünnem Bier eingerührten Gips, warf dieses über die schon vorhandenen Falten, ließ es mit der rechten Hand halten

und dann wieder frei niederfallen; die ganze Partie der vorherigen Falten schien unter diesem neuen Überzuge durch, und es entstand eine ähnliche Wirkung, wie an einigen antiken Statuen, wo man durch die oberen Falten die unteren durchlaufen sieht."

Man erkennt, wie der Klassizismus des märkischen Bildners im Gegensatz zu seinen vergriechten Landsleuten vom Handwerksmäßigen ausgeht und technisch zu lernen sucht, wo sie sich hellenisch maskierten. Von seiner Selbständigkeit zeugt vor allem seine malerische Behandlung des Reliefs, die mit ihren perspektivischen Vertiefungen und landschaftlichen Andeutungen in revolutionärem Auflehnen der gesamten traditionellen Tabulatur Hohn spricht. Und doch schlummert auch in dem alten Schadow in der steten Sehnsucht nach dem schönen Nackten ein Stück Griechenseele. „In Rom gibt es Mädchen, deren Gewerbe es ist, den Künstlern zum Vorbilde zu dienen; andere, sei es aus Sittsamkeit, oder weil sie Frauen sind, geben zum Studium nur Kopf, Hals, Nacken, Arme und Hände. Hierin sind uns Deutschen Gebräuche, Klima und Sitten entgegen, und alle diese Riegel wegzuschieben, muß Jupiters Strategem bei der Danae oft wiederholt werden." Wenn man nach den unzähligen Aktstudien unter den Schadowschen Zeichnungen in der Berliner Akademie urteilen darf, muß das „Strategem des Jupiter" den Künstler nicht unerhebliche Summen gekostet haben.

Die Skizze von dem Schaffen Gottfried Schadows wäre unvollständig, wenn sie die umfassende Lehrtätigkeit des alternden, von der aufgehenden Sonne Rauchs in den Schatten gestellten Künstlers außer acht ließe. Es ist, als wollte er, im Schaffen zurückgesetzt, von seinem Können in eine spätere Generation hinüberretten, was zur Zeit zu retten war. Im letzten Jahrzehnt seines langen Lebens hat er nur noch die nüchterne Porzellangruppe der Weinsbergerin zustande gebracht und sich daneben in mehreren Schriften bemüht, seine praktischen und theoretischen Kunstanschauungen und Erfahrungen schriftlich zu fixieren. Sein scharfes, rücksichtslos geäußertes Urteil mochte ihm seine Schüler entfremden und ihnen das Überlaufen in das Lager Rauchs erleichtern. Der alte Schadow vereinsamte, und die hochgehende Flut des bildnerischen Klassizismus mußte sich ebbend im Sande verlaufen, bis man sich zu der Überzeugung durchrang, daß eine Renaissance der deutschen bildenden Kunst gerade da anzuknüpfen habe, wo der Merkstein der national bedingten Eigenart eines fast vergessenen Künstlers stand. Am Ende kommt doch noch einmal der Kernspruch zur Geltung, mit dem Theodor Fontane den alten Schadow trefflicher charakterisierte: „Die Seele griechisch, der Geist altenfritzig, der Charakter märkisch."

Arthur Seidl:
Das Ereignis der Dresdner „Richard-Strauß-Woche".

Schluß.

III.

Nach dem leidigen, aber ganz unerläßlichen „Salome"-Intermezzo wieder zu unserer „Elektra" zurückkehrend, muß ich hier vor allem gleich ehrlich konstatieren: so wenig bekömmlich mir jene von jeher gewesen, die wie ein schwerer Traum stets an mir vorüberzieht und, ein Alpdruck, noch lange auf mir lastet, — diese hat mich schon gleich beim ersten Mal ohne jede physische Ermüdung von der ersten bis zur letzten Note in anhaltend frischer Aufmerksamkeit erhalten, so daß ich selber füglich ganz erstaunt war, je mehr sich diese angenehme Beobachtung gelegentlich ihrer Wiederholung am vierten Tage noch verstärkte und vertiefte. Ist es, weil man sich in diesen ganzen Stil jetzt mehr hineingehört hat, sich im Allgemeinen schon weit besser in all dem Getöse heute zurechtfindet und an die neue Instrumentalsprache oder polyphone Redeweise schon gewöhnt ist? Liegt das Geheimnis der vorhaltenden Aufnahmefähigkeit hier mit in dem knappen Format, das zwar ohne jede Foyer-Pause in einem Zuge, dafür aber auch in glücklichster, innerlich gesammelter Aufmerksamkeit ohne alle Urteilszerstreuung, wenn schon auf einen Sitz von 1 Stunde 40 Minuten, zu genießen zwingt und so geistige Konzentration ohne körperliche Erschöpfung sehr wohl ermöglicht? — eine Art von Problem-Lösung also für unsere rasch-lebig-zerfahrene Zeit! Oder bleibt es zuletzt doch der sympathisch fesselndere Stoff und Vorwurf, der das Ganze auch besser ertragen, in seiner Vergeistigung leiblicher erscheinen läßt? Hat Strauß selbst sich vielleicht gar im neuen Werke zu einem selbständigeren Eigenstil erst mehr durchgerungen, der als solcher denn auch tiefer und nachhaltiger zu interessieren vermag? Oder was sonst mag dazu wohl beigetragen haben? Wahrhaftig, ich weiß es selber nicht; vielleicht keines von allem oder alles zusammen genommen. Ich für mein Teil würde ja gern an besonders günstige persönliche Disposition bei mir glauben, wenn es nicht der allgemeine Eindruck bei allen denen,

auf deren Urteil ich etwas zu geben pflege, in solch übereinstimmend-einhelliger Weise gewesen wäre. „Da glauben die Leut' immer, so ein Ding gelingt einem gleich im ersten Anlauf und man hat den Stil dafür schon auf den ersten Wurf; so etwas will aber doch abgerungen und erst erarbeitet sein!" — so sagte mir der Komponist selbst, da ich ihn zu diesem Werk, das er der Welt geschenkt, aufrichtig begrüßte und er mir gleichzeitig gestand, am Wiederholungsabend in Dresden „nahezu wunschlos" vor seinem Werke und dessen meisterlicher Aufführung gesessen zu sein: ich meine, das sind zwei ebenso maßvolle, bescheiden-selbstkritische als auch wieder bezeichnende und beachtenswerte Worte. So wäre denn Dresden für R. Strauß so eine Art von „Bayreuth" geworden; und das bleibt für die Dresdner Hofoper zugleich um so rühmlicher, als sie doch — wie mit der seinerzeitigen Einführung der ersten entscheidenden Werke Wagners bis zum „Lohengrin", so nun auch mit der beherzten Uraufführung der Strauß'schen Opern seit „Feuersnot" ihren Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Musikdramas behauptet. Zumal aber der erst verzeichnete Ausspruch Straußens sagt eigentlich hier alles; er klärt uns vollends darüber auf, wie auch der Schaffende seinen Kalvarienberg von Schmerzensetappen zu überwinden und durchzumachen hat, um zum erstrebten Gipfel mit Ausblick und Befreiung zu gelangen; daß er etwa zwei bis drei Opern mitunter als Vorstudien nur verbraucht, bis er sein Ideal eines musikdramatischen Stiles und der instrumental gerade gesuchten Sondernote aus organischem Wachstume heraus (nicht nach mechanischer Kombination) endlich erreicht und erfüllt. Man denke nur auch zurück an die Zeit Wagners, und wie schon für diese der gewaltige Schritt vom „Lohengrin" zur „Tristan"-Partitur hin geradezu beängstigend und erschreckend erscheinen, auch seine nächsten, besten Freunde wahrhaft noch verblüffen mußte, so daß sich selbst ein Hans von Bülow bei Bearbeitung des Klavierauszuges nicht allsogleich zurecht finden konnte, vielmehr sich erst allmählich in das Neue einzuleben hatte. Und eine „Feuersnot" will uns inmitten „Salome" — „Elektra" heute wahrlich ganz überraschend zahm und fast schon wie rückständig vorkommen!

Wie hat es Strauß nun angefangen, diesem jüngsten Werke solchen Stempel erhabener Größe und machtvoller Gewalt der Empfindung aufzuprägen? Und wie sollen wir es technisch uns erklären, daß der herbe Atem strenger Antike in einer Musik voll feierlicher Akzente von z.T. ergreifender Schönheit uns daraus anweht, alles Furchtbare zum Großartigen steigernd und selbst das Grauenvolle zum Wuchtend-Bedeutsamen auslösend? — Vor allem scheint er mir das erreicht zu haben dadurch, daß er, entgegen

früherer impressionistischer Zerfaserung, auf größere Strecken hin gewisse Grundstimmungen mehr betonte und diese nicht nur nachhaltiger festhielt, sondern auch mit breiter gespannten Orchesterbogen zu großzügigen Linien wieder zusammenzufassen wußte. Ganz abgesehen noch von einzelnen hinreißenden Ausladungen der Handlung in blühend weitgeschwungenen Lyrismen — ich erinnere hier nur an die eindruckstiefe „Agamemnon!"-Beschwörung gleich nach dem Eintritt der Titelfigur auf die Szene, an der Chrysothemis durchbrechendes Liebessehnen und die geradezu einzige Orest-Begrüßung! Mag da mancherlei „Terzen- oder Sextenfreudigkeit" wohl mit unterlaufen, mag das Einzelne einmal wie banal berühren oder doch herkömmlich (nach „Tristan" z. B.) klingen, i ch empfinde es auf Grund der hier waltenden symphonischen Kombination, organisch hervorblühend aus der reich belebten Orchesterpolyphonie, als neuartig und selbständig genug, um mich daran zu erlaben. Auch bei einem Meister wie Wagner finden sich da und dort solche Stellen, deren Trivialität sich mit der Zeit vollkommen abgeschliffen hat, weil man das betreffende Melos eben in Verbindung mit dem leitmotivischen Gewebe und dem orchestralen Unterbaue zu empfinden lernte. So wollen wir denn auch einem Strauß den „Mut zur Melodie" keineswegs etwa verleiden! Suchen wir hinwiederum nach Beispielen für durchgeführte, auf längere Stellen großzügig festgehaltene Grundstimmungen, so braucht man nur auf das schon früh sich meldende, andeutende und lockende Tanzmotiv in seiner thematischen Anlage, Führung und Verarbeitung den Blick hinzulenken, bis es dann zum Schlusse alles beherrschend und in seinen Wirbel mit hineinziehend zu einem wahrhaft dionysischen Jubeltaumel der rasenden Verzückung berauscht-triumphierend hervorbricht: ein Meisterstück symphonischer Technik und musikdramatischer Steigerung, zu dem sich noch der „Zarathustra"-Tanz von ehedem verhält wie Anlage und Versuch zu Zenith und Erfüllung — auch er also eine für Strauß notwendige Vorstudie zu solcher Höhe und Entfaltung als „Musikdramatiker"! Oder man begleite das ganze Szenen hindurch dumpf ertönende, bald leise, bald wachsend laut gemahnende, schwere Paukendröhnen eines dräuenden Schicksals und frage sich selbst auf's Gewissen, ob das nicht ein ganz anderes Gebieten ist, als noch Beethovens: „So pocht das Schicksal an die Pforte!" es gewesen, — ob es für solches Thema den erschütternd wahren, dramatischen Ausdruck nicht vielmehr erst geschaffen? Noch nie auch habe ich auf dem Gebiete der Tonkunst höchsten Jubelausbruch und tiefstes Schmerzensweh, „Wonne des Leids", in einem Akkorde derart förmlich zusammen-

geballt empfunden, wie sie bei dem Orchesteraufschrei ineinander klingen, da Elektra endlich den Bruder, Rächer und Erretter aus all ihrer Seelennot erkennt, um der jauchzenden Freude, daß er g e g e n alle Erwartung nun d o ch lebt, auf dem tragischen Untergrunde: „s o l ch' trauervollem Amte vorbehalten und zu d i e s e r konfliktreichen Lebensmission aufbewahrt", komplizierten Ausdruck spontan zu verleihen. Solche entscheidenden Momente in unsrem Drama sind einfach unvergeßlich und von einer ganz unvergleichlichen Sublimierung zusammengedrängter Empfindungen; wie denn überhaupt Dur und Moll, Akkorde verschiedener Tonsysteme vielfach gemischt auftreten, obschon „Tonalität" stellenweise geradezu sieghaft sich bewähren darf. Endlich spricht es uns beim geheimnisvollen Hereintreten des Orest, und weiterhin noch manchmal, wie ernsteste Tuben-Urstimmung aus den Wanderer- oder Todesszenen der „Nibelungen" an; und wer ein Organ besitzt für thematische Gestaltung, der muß in eitel Bewunderung sich doch eingestehen, daß kaum jemals noch eine solch' langgedehnte, unendlich schmerzvolle und einfach zwingende, heroische Totenklage auf der Bühne erklungen hat, wie diejenige, die sich hier in dem mit abfallenden Halbtönen eindringlich sich ergehenden Totenmeldungsthema als symphonisches Gebilde über die ersten Orestes-Szenen verbreitet hat. Das mag Strauß erst einer nachschreiben, bis wir glauben sollen, daß e r und nicht der Schöpfer der „Elektra" der berufene Musikdramatiker für unseren Zeitabschnitt sei. Nichts von der angeblich proklamierten „Ästhetik"- oder dem vermeintlichen „Kultus des Häßlichen"; wohl aber zum x-ten Male nur wieder ein Beweis für die alte Erfahrung: „Was man als s ch ö n nicht deklinieren (oder definieren) kann, das sieht man flugs als h ä ß l i ch an!" Als ob es nicht auch noch „Erhabenheit" oder allenfalls „Charakteristik" als berechtigte Zwischenstufen und ebenbürtige Kategorien der musikalischen so gut wie aller anderen „Ästhetik" gäbe! — Darum, so komme ich zum Schluß: daß einem R. Strauß man nicht nur Gehör geben, sondern auch anerkennend f o l g e n muß. „Man mag über R. Strauß denken, wie man will, daß er die dominierende Erscheinung innerhalb der Tonkunst unsrer Tage ist, daß er als Orchestermeister unerreicht und als Musikdramatiker unübertroffen dasteht, bleibt außer Frage" .... so, oder so ähnlich, lauten ja gar viele der über ihn geschriebenen kritischen Referate, und so begannen oder endeten daher auch wieder manche „Elektra"-Berichte selbst aus Federn, die allerhand auszusetzen, zu bemängeln, am Zeuge zu flicken und vom bedenklichen „Verfalle" wieder zu predigen fanden. Doch was ist das für eine billige Feuilletonisten-Weisheit, die nicht aus diesen Prämissen

die Konsequenzen zieht und mit solchen Zugeständnissen einmal auch entsprechend Ernst macht? Denn, mit Verlaub: steht anders jener Vordersatz wirklich „außer Frage" — nun, so mag und kann man also nicht eigentlich mehr denken über ihn, wie und was man will, sondern man muß eben „gute Miene zum bösen Spiele" machen und als „ausgemacht" zugeben, daß er das Gebiet durchaus beherrscht, daß er der bedeutendste, reiffste und meisterlichste Könner des in Rede stehenden Gebietes in unseren Tagen ist; und daraus folgt doch, wie der Tag der Nacht, weiterhin streng logischer Weise, daß man auch die „Ausstellungen" genau anpassen muß und sie folgerichtig auf diese Voraussetzung alsbald „einzustellen", ihn nach dieser allein zu beurteilen und zu würdigen hat, nicht jedoch sich wieder um die Folgerungen herumdrücken darf. Qu. e. d.

* * *

Es war wohl im Sommer 1896, daß mir Richard Strauß bei einem persönlichen Besuche in München erzählte: „Geheimrat Schuch habe ihn eben brieflich gebeten, ihm und Dresden doch auch einmal willkommene Gelegenheit zu geben, eines seiner Musenkinder feierlich aus der Taufe zu heben; ich sollte ihm unter besten Grüßen nach Heimkehr nur gleich ausrichten, daß Schuch ihm allerdings den schönsten Gefallen erweisen könnte, wenn er seinen ‚Guntram' sofort Herrn Anthes übergebe und dieses Werk an der Dresdner Hofoper alsbald auch einstudiere!" — Es ist ein weiter Weg von jener Zeit bis zur „Strauß-Woche" des Januar 1909. Warum ich damals diesen Gruß und Auftrag nicht zu bestellen kam und Geheimrat Schuch sogar erst jetzt persönlich kennen zu lernen die Ehre hatte, das ist ein Kapitel ganz für sich: Anthes geriet, wenn ich nicht sehr irre, bald darauf mit der Hoftheater-Intendanz in Differenzen, außerdem war das gerade die unselige Bungert-Phase Schuchs und ich daher mehr als kleingläubig in diesem besonderen Betrachte; auch hat Dresden ja bis heute diesen „Guntram" noch nicht nachgeholt und wird ihn wohl auch kaum jemals mehr herausholen. (Welche andere deutsche Bühne wird dieses Ehrenamt einer endlichen Rehabilitierung nun übernehmen?) Sonst aber ist der gute Samen jener Zeit (da ich nach einer Aufführung des „Zarathustra" durch die Kgl. Hofkapelle unter Schuch dem Komponisten schreiben konnte: „Wie schade, daß Du diese geniale, schon nach ihrem Klangzauber ganz ausgezeichnete Wiedergabe, die selbst Dein Komponisten-Ohr sicherlich hochbefriedigt haben würde, nicht hast vernehmen dürfen!") und die Frucht jener entente cordiale: Strauß —

Schuch in geradezu köstlichen Ernten seither gar herrlich aufgegangen. Nicht nur tiefster, unauslöschlicher Dank muß alle Herzen derer innig beseelen, die dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Hoftheater-Generaldirektion entzückte Zeugen dieser Dresdner Tage werden durften, die glänzende Tat als solche lebt auch fort in ihrer aller Munde. Sogar das gestrenge Hausgesetz ward für diesmal kühn durchbrochen, das fremde Meister am Dirigentenpulte dieses Hauses lange Jahre hindurch völlig ausgeschlossen hatte: der Komponist selbst löste Meister Schuch an zwei Abenden persönlich ab und teilte sich mit ihm in die lauten Ehren. Schuch s e i n e Kapelle leiten zu sehen, ist ein aparter artistischer Genuß für sich; mit seiner ruhigen Überlegenheit, sicheren Umsicht und diskreten Abtönung der Massen bedeutet er von vornherein die Bürgschaft für das Werk, das er beharrlich, gleich einem Jungen so elastisch-leicht, zum Siege führt, und enthielte es ein Tollhaus von instrumentalen „Unmöglichkeiten“, „Kakophonien“ oder „Geräuschen“. Anläßlich der Berliner „Elektra“-Aufführung wollte man zwar dort nachträglich ein wenig gegen Dresden flau machen, indem man dreist und gottesfürchtig behauptete, j e t z t erst sei der wahre O r c h e s t e r-klang der „Elektra“-Partitur erschöpfend herausgekommen. Allein — „credat Judaeus Apella“! Wer b e i d e Institute und ihre Akustik kennt und auch die maßgebenden Faktoren gut mit einander vergleichen kann, der weiß, daß es sich dabei im Grunde nur um eine Verschiebung zugunsten der Instrumentalmassen g e g e n das „Drama“, vulgo ein Übertönen der Singstimmen und Überschreien der Sänger, handeln kann. Auch spricht ja des Komponisten eigene Versicherung (über Dresden) mir gegenüber doch einigermaßen dagegen. Höchstens eine Darstellung im feierlichen Rahmen des Münchner „Prinzregenten-Theaters“, mit seinem verdeckten Orchester samt Schalldeckel, seinem amphitheatralisch-festspielmäßigen Aufbau und seiner ausgleichenden Sonderakustik, vermöchte darin noch ein Novum zu zeitigen und Dresden allenfalls stilistisch zu überragen — d o r t hin gehörte das neue Werk denn auch vor allem zu maßgeblicher, würdig-sinnvoller Offenbarung seiner l e t z t e n Qualitäten! Aber auch die „Feuersnot“, wennschon jener Aufführung in e t w a s zurückstehend, und die mit der „Feuersnot“ so merkwürdig wieder stilverwandte, im Format freilich arg vergriffene „Sinfonia domestica“, sie waren mehr als respektable, ganz unvergleichliche Leistungen der so hochentwickelten Dresdner Mittel und Kräfte, deren man so leicht nicht wird vergessen können.

* * *

Arthur Seidl: Dresdner „Richard-Strauß-Woche"

Wird nun wohl die „Elektra" ebensolchen Welterfolg, wie seinerzeit die „Salome" schon, haben und selbst über kleinere Bühnen mit starkem Kassenrapport „en hausse" weiter dahinschreiten? Prophezeien ist in solchen Fragen immer ein mißlich Ding, und schon haben es ja die Hoftheater zu München, Berlin, Hannover und Wien, die Stadttheater von Frankfurt a. M., Hamburg, Barmen-Elberfeld, Breslau, Köln, Graz, Leipzig und die „Skala" in Mailand nach Dresden frisch „gewagt mit Sinnen". Allein ich sollte mich doch sehr täuschen, wenn das hier in demselben Stile wie seinerzeit mit der „Salome" auch ebenso fortginge — und, so sehr ich dem Freunde R. Strauß diesen äußeren Erfolg von Herzen gönnen würde, für das Werk selbst und die Güte seiner Darbietung bleibt er gar nicht einmal zu wünschen. Im Übrigen werden sich die bezüglichen Darstellerinnen um die „Elektra"-Partie ja auch kaum ebenso sehr reißen; denn ganz im Gegensatze zur „Salome", bei der man bekanntlich auch noch mit anderen als nur stimmlichen Reizen Sensation erregen konnte, handelt es sich neben einer ungemeinen physischen Inanspruchnahme durch den schwierigen Gesangspart im Wesentlichen um eine hagere Gestalt und abgehärmte Maske (der Auszehrung durch das innere Feuer) in grau-härenem, so gut wie reizlosem, Gewande. Auch der Kunstinstitute wird es im deutschen Bühnenwesen nicht allzu viele geben, die außer einem leistungsfähigen Mägde-Ensemble und den Begleiterinnen noch die drei großen, anspruchsvoll-neuartigen Frauenrollen („Klytämnestra" ist ganz à la „Herodes" stimmlich behandelt, ja geht noch darüber hinaus!) vollauf befriedigend neben einander herauszustellen imstande sein werden. Und schließlich findet eine würdige Verbreitung doch auch in der angemessen vollzähligen Besetzung dieses Orchesterkörpers ihre ganz natürliche Begrenzung. Was aber die große Hauptsache ist: unser liebes Publikum, das sich ein zweites „Variété" à la „Salome" für seine prickelnde Nouveautésucht nur wieder erwartete, — es wird sich, erschreckt von dem starren Medusen-Haupte dieser Antike, die statt auf dem „Überbrettl" oder dem Parkett einer Redoute über Abgründen des Lebens selbst noch tanzt, alsbald abwenden und verständnislos-enttäuscht solch' peinlich-unbequemem Blick in das Auge des Todes den Rücken kehren.

*　　　*　　　*

Es war am Vormittage des letzten Tages in Dresden — ich weilte wieder in der Kgl. Gemäldesammlung, diesmal in der „modernen" Abteilung des Obergeschosses. So manches wohlbekannte Bild von zeitge-

nössischer Hand grüßt da heute von den Wänden herab, das „wir“ von der modernen Kunstkritik in den Jahren 1893—97[1]) an Ort und Stelle zu Dresden tapfer bei der Öffentlichkeit mit „durchzusetzen“ geholfen haben. Aber freilich, angesichts so manchen, heute wohl schon etwas verblaßten Werkes oder Ruhmes drängt sich da und dort zugleich auch die ernste Gewissensfrage mit auf: „Kannst du es bei dir selbst, mit deiner geläuterten Erkenntnis von heute wohl vereinbaren und vor der Ewigkeit durchaus verantworten, daß das mit monumentalem historischen Werte zu dauergründigem Bestand in einer solch berühmten Bildergalerie nun hängt?“ Und unwillkürlich schweift der Blick dann wieder hinüber nach dem stolzen Theaterbau, allwo die großen sinfonischen Dichtungen von R. Strauß in eben jenen Jahren unter Schuchs Zauberstabe zum ersten Mal erfolgreich erklangen, mit einläßlichen Feuilletons meiner Feder begeistert begrüßt und vor einem größeren Leserkreise zuerst literarisch eingeführt[2]): „War es gut daran getan, daß du dich dazumal dieser eifrigen Strauß-Propaganda vor der musikalischen Welt schuldig machtest? Darfst du auch heute noch, was du ehedem darin vertreten, mit gutem Fug aufrecht erhalten??“ Und wie ein erleichtertes Aufatmen ringt es sich jetzt, nach den geistigen Stärkungen, künstlerischen Eindrücken und seltenen Erlebnissen dieser „Strauß-Woche“ von meiner Seele: „Gottlob, ja! — ich kann es auch heute und darf es nach diesem Werke erst recht freudig verantworten.“

[1]) Vgl. mein Buch „Kunst und Kultur“ (Berlin 1902, Schuster & Loeffler); S. 192—241: „Moderne Künstler-Charaktere“ und „Rätsel und Fragezeichen einer modernen Kunstausstellung“.

[2]) Vgl. die Broschüre „Richard Strauß. Eine Charakter-Studie“ von Arthur Seidl und Wilhelm Klatte; Prag 1896. — Ich muß an diese hier schon einmal erinnern, je weniger dies von Anderen geschieht, die seinerzeit gleichwohl gar manches daraus entnommen haben.

Rundschau.

Berliner Bühnen-Ereignisse.

„Faust". Die Sonne tönt nach alter Weise — doch im Kreis der Schöpfung, aufgebaut im engen Bretterhaus des Deutschen Theaters, macht sie durch neue Sphären die vorgeschriebene Reise. Sie hat die Reise noch nicht vollendet. Denn man wird von Max Reinhardts getaner Tat erst sprechen, wenn der zweite Teil aus dem Buch ins Leben gerufen ist. Das wird die Erfüllung sein, die bisher Keiner noch gewähren konnte. Die Dichter und Dramaturgen probierten an dem Goethe-Koloß — ein jeder, was er mochte. Adolf Wilbrandt, der den „Faust" für drei Theaterabende zerlegte, dadurch unsere Vorstellung von der Einheit der Gestalt und der Tragödie schwächte und doch in Stücken bei weitem nicht das Stück geben konnte; Otto Devrient, der eine Mysterienbühne errichtete, deren Mittelteil: die Erde, mitsamt der ewigen Erdendichtung grausam verkürzt wurde; Adolf L'Arronge, der an den ersten Teil nur den Schluß des zweiten („Fausts Tod") ansetzte — an die Beine eines Menschen den Kopf, aber der Rumpf war verloren gegangen —: diese alle (und viele andere neben ihnen) führten den Kampf um „Faust" gegen die mangelhafte Ausdrucksfähigkeit der Bühne und die mangelhafte Aufnahmefähigkeit des Publikums. Die Gestalt des Faust allerdings wurde oft Erlebnis, auch Mephistopheles und hie und da auch Gretchen; aber den Aufführungen der Tragödie hallte das Wort nach: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" Freuen wir uns, die wir Sinn und Sinne schon an so viel Erreichtem abgestumpft haben, daß uns noch ein höchster Feiertag der Kunst bevorsteht: der ganze „Faust". In der Pracht all seiner Glieder, die nicht mehr die Zwangsjacken der Dramaturgen verschnüren und verdrehen, nicht mehr ihre Messer verstümmeln werden. Einer muß kommen, der die Fülle der Gesichte und der verkörperten Gedanken des zweiten Teils auf das Wesenhafte zu konzentrieren versteht und dabei der sinnlichen Rezeption keine von den inneren Notwendigkeiten der Dichtung versagt. Bisher haben die Bearbeiter des zweiten Teils die Szenen ausgewählt, die sich zufällig dem Organon Bühne am willigsten darboten. Den unverletzten dichterischen Organismus des „Faust" dürfen wir von Reinhardt erwarten.

Wir dürfen .... nach diesem ersten Teil! Die dreifache Aufführung des Bruchstücks der Tragödie (für jede Hauptrolle drei Schauspieler) ist mir hauptsächlich als verheißungsvoller Blick in die Werkstatt von Wert. Die drei Abende waren Proben — und zur

Generalprobe kam es noch nicht. Bedenkt man es recht so, dann wird man dem künstlerischen Unternehmer nicht länger den Vorwurf machen, daß er mit seinem Reichtum an schauspielerischen Kräften habe prahlen wollen; und ebensowenig sein Werk gerade deshalb herabsetzen, weil von den Schauspielern nicht alle dem Maße ihrer Rollen, nach höchsten Ansprüchen geurteilt, gewachsen waren. Der „Herr" konnte an keinem dieser Mephisto eine reine Freude haben; denn just der Schalk, bei ihm am wenigsten zur Last ist, fand sich nicht. Aber Wegeners Teufel (nicht der Herr Baron Mitterwurzers, nicht der dämonische Goethe-Mensch des Kainz) war ein sicheres Prinzip: die rohe animalische Kraft. Auch keiner der drei Faust-Spieler war im Wandelbaren: im alten Gram seiner Weisheit und in der jungen Torheit der Liebe, echt bis zur vollkommenen Einheit des Wesens. Doch mir war es vorläufig nicht peinlich, daß noch Erdenreste zu tragen blieben. Anderseits schien mir auch die wohlbegreifliche Lust an der feintönigen dekadenten Lyrik des bleichen Mönchs, den Moissi für den ehrwürdigen Magister gab, und selbst der Triumph der Else Heims, die das Gretchen zum heißblutvollen Menschenkind und seine windende Todesnot zum Golgatha erschütterter Herzen machte, — ja, schien mir all das schauspielerische Mehr oder Minder vorläufig weniger wichtig, als der Kunstwille, der über den Künstler-Individualitäten herrschte.

Diesem Willen der Totalität mögen wir zutrauen, daß er die drei Proben nicht zur Prunkentfaltung, vielmehr zum Zwecke künftiger Sammlung veranstaltete. Zuchtwahl wird zur erreichbaren Grenze der Vollkommenheit führen. Einfügungen werden Lücken füllen. Das Stadium der Vorbereitung ist ja erst abgeschlossen, wenn nicht mehr aus der Faust-Tragödie eine Gretchen-Tragödie gemacht wird. Wenn das Werk im Himmel beginnt (mit dem Prolog) und im Himmel endigt: „Das Unbeschreibliche — hier ist es getan." .... Ich wünschte nur, daß Reinhardt erst am letzten Tag der Schöpfung zu den Münchnern käme!

Diese Vorarbeiten, die wir nun sahen, haben Goethe-Land und bühnentechnisch Neuland erobert. Es muß als Selbstbeherrschung Reinhardts, dessen farbige Phantasie üppig zu schweifen pflegt, gerühmt werden, wie ehrfürchtig er das Übersinnliche der Erscheinungen abtönte nach dem Worte der Widmung vom „stillen, ernsten Geisterreich". Von der Nüchternheit drohte ihm eine Gefahr überhaupt nicht! Er schwächte zweckmäßig den Gegensatz ab zwischen dem Irdischen und dem, was die theatralische Magie zum bloßen Spuk zu machen pflegt.

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot!"

Den Sinn geöffnet, das Herz belebt: so wurden die Wunder vermenschlicht, verwirklicht. Stil aus Empfindung, nicht ein erklügelter Stilismus ... Die Worte, die in der Hexenküche fallen, weisen ja den rechten Weg. Was Fausts leibliche Augen sehen, wird in Reinhardts Darstellung ehrlich real (welch ein sicheres Erdgeschöpf ist dieser

materialistische Mephisto!). Was jedoch Fausts inneres Ohr hört, deutet sich im Sichtbaren nur symbolisch an: der Herr und die Engel im Prolog als Strahlenbündel im dunklen Universum, der Erdgeist als Flammenbildung.

Die Gretchentragödie wurde völlig auf das Wort gestellt: „Und ihr Verbrechen war ein g u t e r Wahn" — und damit das Mitleid nicht zum erbarmenden Verzeihen, vielmehr bis zu einer Liebe gesteigert, die lobpreist und nichts zu verzeihen hat. Im Törichten, im Beschränkten, im Rohen blieben Valentin mit seiner Bravheit und die richtenden Nachbarn zurück. — Es verschwindet aus der Tragödie Gretchens das alte dramaturgische Dogma von der „Schuld", das wir nicht mehr absolut anerkennen, weil wir das Goethe-Wort verstehen: „So m u ß t du sein, du kannst dir nicht entfliehen." Das Schicksal Gretchens ist die unabwendbare Folge des Gegensatzes ihrer sich liebeherrlich hingebenden Natur und der allgemeinen Moral. Die pflegt man Kultur zu nennen, auch wenn sie blutige Unkultur ist. Unmittelbar ergreifend, wird dieser Gegensatz zum sinnlich wahrnehmbaren Symbol in der Kerkerszene, als ringsum schwarze Nacht düstert und allein das jämmerliche Strohlager Gretchens im Lichtkreis einer Fackel liegt. Dieses arme einsame Licht . . .!

Die Bühnenbilder alle führen eine anregsame Stimmungssprache. Der dichterische Pinsel Rollers und die Musik Weingartners erhöhen Reinhardts Einfühlungen. Der Leiter dieses neuen „Faust" hat auf keine unterstützende szenische Illusion verzichtet und nur wenige Szenen geopfert. (Dennoch sollten ihrer zwei: „Trüber Tag, Feld" — und: „Nacht, offen Feld" unbedingt noch gerettet werden.) Reinhardts Strategie siegte mit einer ausgezeichneten Einteilung der Drehbühne. Ohne diese maschinelle Errungenschaft wäre die fast lückenlose Folge von Verwandlungen, selbst bei größter Langmut des durch Pausen gemarterten Publikums, nicht zu bewältigen gewesen. Der Kampf mit dem Objekt hatte ältere „Faust"-Bearbeiter zu den unsinnigsten Vergewaltigungen gezwungen. So konnte man im Burgtheater erleben, daß Gretchen das „Meine Ruh' ist hin" in Marthas Garten statt im verschwiegenen Stübchen sprach und daß sich unmittelbar daran, ein Mord an der ausklingenden Stimmung, die Begegnung mit Faust knüpfte: „Versprich mir, Heinrich . . ." Reinhardt hatte für eine Reihe von Vorgängen eine durchaus schickliche neutrale Zone gefunden. Da ist ein reizvoller Platz im altdeutschen Städtchen: rechts die Erkerfenster von Frau Martens und Gretchens Wohnungen; im Vordergrunde ein öffentlicher Brunnen; nach dem Hintergrunde zu ein enges Treppengäßchen, das zum Dom führt, der den Prospekt bildet. In diesem Rahmen, der nichts Absichtliches verrät, spielen sich, getreu nach den Worten, die Szenen ab: Faust und Margarete („Mein schönes Fräulein, darf ich wagen"), Faust und Mephistopheles („Hör', du mußt mir die Dirne schaffen"), Faust und Mephistopheles („Bei aller verschmähten Liebe, beim höllischen Elemente!"), Lieschen am Brunnen, Ständchen und Valentins Kampf und Sterben. —

Der moderne Bühnen-Mechanismus gab endlich der „Faust"-Dichtung zurück, was ihr die Aufführungen geraubt hatten: die Walpurgisnacht. Man hatte schon da und dort Stückwerk des Hexensabbaths eingefangen. Doch nur in grauser, toller Fülle kann hier die Szene der Phantasie nachfolgen. Die Drehbühne, die ihre technischen Geheimnisse bei offenem Vorhang preisgibt, gehorcht wundervoll dem Text:

„Aber sag' mir, ob wir stehen,
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, alles scheint zu drehen..."

Und ungeahnte Mittel zaubern das wilde Märchen in die Wirklichkeit. Wort für Wort des tollen Spuks wird Erscheinung. Das ist szenische Programm-Musik.... Ein junger Birkenwald biegt im Sturm die Äste und Stämme und läßt Tausende von Blättern rauschen. Das Irrlicht flattert. Bunte Lichter schwirren durch die Büsche. Farbige Funkengarben sprühen. Die Luft heult. Hier glüht und dampft der Berg aus tiefen Schlünden und entzündet sich die Felsenwand. Es kriecht heran in Schwärmen. Es trappt im festen Rhythmus. Die Hexen! Die Böcke! Sie singen und schreien eine wütende Litanei. Der Tanz! Der Hexentanz! Faust und die junge Hexe sinken ins Gras....

Die „Faust"-Tragödie hatte, als man ihr auf den Bühnen die Walpurgisnacht nehmen mußte, einen inneren Bestandteil verloren. Sie steht und fällt mit dem Worte Fausts zu Mephisto: „Lass' in den Tiefen der Sinnlichkeit — uns glühende Leidenschaften stillen!" Sie folgt — mit naturalistischer Grausamkeit, mit reuiger Erfahrenheit — auf Gretchens bittere Not der Verlassenheit. Sie ist also von der Gretchentragödie nicht zu lösen. (Die Vision: Gretchen auf dem Brocken, die blutrote Schnur um den Hals, wird die Regie möglichst entmaterialisieren müssen; hier störte das Leibhaftige.)

Mit dieser Walpurgisnacht hat Reinhardt, der Hexenmeister, szenisches Neuland entdeckt. An Goetheland hat sein erster Teil des „Faust" noch außerdem mehr gewonnen.

*   *   *

Und wenn nun diesem neuen „Faust" der einzige Schauspieler beschieden gewesen wäre, der den sinnlichen und übersinnlichen Freier aus seiner weiten und wahrhaften Natur schuf: Adalbert Matkowsky....

An einem der „Faust"-Tage des Deutschen Theaters versammelten sich schwarzgekleidete Gäste im Königlichen Schauspielhaus. Trauerchöre tönten, Fanale leuchteten, und auf der Bühne stand über einer steinernen Gruft sein Name.... Götz und Petrucchio, Faust und Othello, Sigismund und Ödipus, Egmont und Karl Moor: gewesen!

Horch! Die schauerlich erhabenen Totenklänge aus der „Götterdämmerung". Die Klage um den lichten Helden Siegfried... Ja, Siegfried!

Was er noch geschaffen hätte? In immer reiferer Manneswucht, mit seiner kindlichen, unerschöpflichen Künstlerseele? — Ein Lied Petöfis nennt unsere Hoffnungen hochflatternde schöne Vögel:

„Wenn sie am höchsten fliegen,
In reinster Himmelsluft sich
wiegen,

Wo selbst der Adlerflug bereits
ein träger,
Da kommt die Wirklichkeit, der
finstre Jäger,
Und schießet sie herab."

Hermann Kienzl.

Zum Tode Sonnenthals.

Um Sonnenthal ganz zu würdigen, müßte man ein halbes Jahrhundert lang ein Wiener Theaterbesucher gewesen sein. Denn gewiß war es dieses Mannes sieghaftestes Wesen, den Wandlungen der Zeit mit nie ermüdender Schmiegsamkeit und ohne Opfer der eigenen Persönlichkeit folgen zu können.

Es gab einmal eine Zeit, da schien er zum alten Eisen wandern zu sollen. Damals, als unser junger deutscher „Naturalismus" gegründet und Berlins „Freie Bühne" für den deutschen Theatergeschmack tonangebend wurde. Man muß heute sagen: diese Zeit ist dahin, aber Sonnenthal, obschon zu den Toten eingegangen, lebt noch. Und dennoch war diese Zeit einem Sonnenthal gefährlich, ich kann es aus eigener Wahrnehmung bezeugen. Gerade in jener Zeit lernte ich ihn kennen. Es war Anfang der neunziger Jahre, bei einem Gastspiel im Berliner Residenztheater. Sonnenthal spielte einen älteren, eleganten Herrn in einem Dumasschen Boulevardstück. Ich war damals völlig überzeugt, daß diese Kunst mir nichts mehr zu sagen habe. Nicht bloß die des Dramatikers, ganz ebenso auch die des Mimen. Und mit mir empfanden Viele so. Überlebt, gehaltlos, breiig, manieriert, das waren so unsere Worte. Und gewiß hatten wir von unserem Standpunkte aus, und zumal in jener Zeitkrise, recht. Wir waren zu sehr eines neuen Geistes voll, verfolgten mit zu gläubiger Inbrunst neue Ziele, als daß wir die aus ganz andersartigen Traditionen hervorgewachsene, altersfrohe Kunst eines Burgtheater-Repräsentanten hätten würdigen können. Wir mußten hier ablehnend sein, oder wir hätten uns selber aufgegeben.

Als ich dann vor zehn Jahren dauernd nach Wien übersiedelte, schritt ich an Sonnenthal mit zögerndem Mißtrauen heran. Ich glaubte es recht gut zu machen, indem ich den Künstler zuerst in einer Rolle seines neuen Repertoires wiedersähe: als „Fuhrmann Henschel". Doch war es hier ganz unmöglich, eine Annäherung zu finden. Ich hatte Rittners Gestaltung aus wiederholtem Sehen fest im Gedächtnis: eine Meisterschöpfung, von der ich so durchdrungen war, daß ich mir andere Linien und eine andere Physiognomie nicht in sie hineindenken konnte; am wenigsten solch eine breitausladende Wiener Malerei, die die norddeutsche Knappheit in Sentimentalität zu begraben schien. Und so blieb ich ein paar Jahre lang zurückhaltend. Bekam sogar gelegentlich einen Zorn: so als, vornehmlich durch Sonnenthals Einfluß, Shakespeares göttliche Frechheit „Troilus und Cressida" in eine Art von tragischer Rührseligkeit umgewandelt wurde. Und dennoch machte ich allmählich die Wahrnehmung, daß ich den Alten liebgewonnen hatte.

Diese Zuneigung schlich ganz allmählich in mich ein. Ich glaube, es war die große herzliche Liebenswürdigkeit und seelenvolle Lauterkeit des Künstlers und Menschen, die mich schließlich besiegte. In solcher Art

besiegt zu werden ist ein schönes Erlebnis, und die Stunde, in der man sich als Besiegten erkennt, ist eine Stunde freudigen Stolzes. Denn jedes solches Besiegtwerden ist eine innere schöpferische Bereicherung und weit entfernt von jeglicher Art von Beschämung.

Es ist wichtig, Eines hinzuzufügen. Sonnenthal ist ohne Wien gar nicht denkbar (gleichwie Wien nur schwer ohne ihn). Was immer er auf Gastspielen gegeben haben mag, bis weithinein nach Rußland und Amerika, es kann nie das gewesen sein, was es in Wien und am Burgtheater war. Gleichwie ein Tigerfell, das im Salon liegt, nicht das Gleiche ist wie am Leibe der königlich durchs Rohr schleichenden Bestie. Das Wiener Burgtheater war Sonnenthals Milieu, die Wechselseitigkeit dieses Gebens und Empfangens war seine Atmosphäre, die stählende Sicherheit dieser Tradition seine felsenfeste Bestätigung. Hier wurde jede Geste, jeder Tonfall verstanden, wurde zur schönsten, erhabensten Natürlichkeit. Und so wurden denn auch das Burgtheater und sein Stil das wahre Rückgrat der Sonnenthalschen Kunst.

Man weiß, er war jüdischen Stammes und, bevor er zur Bühne kam, ein Schneidergeselle in Budapest. Das hat vielleicht nur anekdotischen Wert und ist dennoch für die psychologische Erkenntnis dieser Künstlerpersönlichkeit nicht ohne Belang. Sieht man im Schneider nicht bloß den Nadelhelden, sondern den Bekleidungskünstler, so versteht man vielleicht die innere Beziehung zu Sonnenthal als dem steten Repräsentanten vornehmer Eleganz, dessen Rockschnitt und Cylinderform ehedem für die Wiener Salonlöwen vorbildlich waren, und der später, auch noch als Zuchthäusler und Fuhrmann, sozusagen den Baron nicht verleugnete. Das Jüdische aber erklärt Sonnenthals ungewöhnliche Schmiegsamkeit und Zähigkeit. Stellen wir als Kontrast etwa Baumeister dagegen, so erkennen wir in dessen starrer Bodenwüchsigkeit und unveränderlicher Naturkraft den echtesten Vertreter germanischer Kunstbegabung. Baumeister hat in seinem achtzigjährigen Leben ungeheuer wenig gelernt, oft nicht einmal seine Rollen, und doch ungeheuer viel gekonnt, nämlich gerade das Unlernbare. Er ist ein Genie, ganz unlenksam, kerzengerade aus dem Boden herausgeschossen; innerhalb seiner Sphäre ein mit nichts zu vergleichendes Wunder, außerhalb ihrer eine Undenkbarkeit. Dahingegen Sonnenthal: der ewig Lernende, der täglich sich neu Formende, der jeder Zeitströmung Gewachsene, und auch die widerstrebende durch eisernen Fleiß schließlich Besiegende. Darum sagte ich eingangs: man müßte ihn fünfzig Jahre gesehen haben, um ihn voll würdigen zu können. Wie er vom Burgtheater, zumal Fichtner und Loewe, die Grundstruktur seiner Künstlerschaft empfing und mit seinen großen Naturgaben erfolgreich ausfüllte; wie er dann, als lernender Zuschauer im Pariser Théâtre français, seinen Darstellungsstil befestigte, erweiterte, verziselierte; wie er hierauf die Gewandtheit besaß, von den großen italienischen Veristen Salvini und Rossi sich neuerdings befruchten zu lassen und seine Ausdrucksmittel zu bereichern; und wie er zuletzt auch mit der in der Brahm-

schule herangewachsenen neuen Berliner Schauspielkunst, trotz anfänglichen Widerstrebens, einen gewinnreichen Ausgleich fand — nie sich selber, noch weniger je das Burgtheater opfernd: das ist die wahre Monumentalleistung dieses Künstlerlebens. Man sollte ein Sonnenthal-Album herausgeben, etwa dreihundert Rollenbilder umfassend, historisch geordnet. Ein solches Dokument dünkt mich unentbehrlich, um gerade diesen Künstler nach Umfang und Eigenart zu begreifen. Das wäre nicht bloß ein Dokument für eine kommende Theatergeschichte, es wäre auch ein Aufschluß für die gegenwärtige Generation, die Sonnenthal sah und verehrte und doch nur den alten oder alternden kannte. Erst wenn man seine ganze Wandlungsfähigkeit überschaut haben wird, wird man erkannt haben, welch echter Schauspieler er war: nicht bloß mit den Rollen, sondern vor allem mit den Zeiten stetig sich neu gebärend.

Franz Servaes.

Rudolf von Gottschall.

Kein Name bedeutet der literarischen Generation von heute so impotentes, halsstarriges Verneinen, wie der des alten Gottschall, der nun im 86. Jahre dahingegangen ist. Er galt seit langer Zeit als Leipziger Lokalgröße (die er doch auch nur für einen kleinen Kreis unwandelbarer Verehrer geblieben war). Als er im „Tageblatt" dem „Rosenmontag" das mißmutige Urteil gefällt hatte, schrieb ihm Hartleben auf einer Postkarte: „Leben Sie denn immer noch?"

In den Gesichtskreis der Lebenden fielen nur späte, durchweg unerfreuliche Früchte mechanischer Theaterkritik, formelhafter Literaturbetrachtung in langen Essais, die noch versteinerter wirkten, wenn sie zu Büchern vereinigt wurden („Literarische Totenklänge und Lebensfragen", 1885, „Studien zur neuen deutschen Literatur", 1892, „Zur Kritik des modernen Dramas", 1900), eine immer wieder gedruckte, vierbändige „deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" (7. Auflage 1900—1902) und eine ärgerliche „Poetik" in zwei Bänden (6. Auflage 1903). Je weiter die Zeit fortschritt, desto eifervoller predigte Gottschall in jeder neuen Sammlung, jeder Wiederholung seiner alten Bücher das Gesetz, dessen Tafeln er als Jüngling auf dem Berge der klassischen Kunst empfangen hatte, ein leidenschaftlicher Pharisäer, der die Buchstabengerechtigkeit als unverrückbaren Maßstab an alle Kunstübung legte und jeden Abtrünnigen zum Tempel hinauswies:

> Wahrheit sag ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich:
> Meine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

Man sah auch hier und da — zuletzt kaum noch — auf gesinnungstüchtigen Hoftheatern neue Stücke Gottschalls, einen „Gutenberg", eine „Rahab" und am Schluß der endlosen Reihe den „Götzen von Venedig" — bunte Historien, abgenützte Bildersprache, mühseliges Aufpeitschen Leidenschaft heuchelnder Unkraft zur Äußerlichkeit opernhafter Hauptszenen. Die letzten Lustspiele, die sich im Sehnen nach dem Erfolg bis in die Untiefen des banalen Schwanks verirrten („Ein Vater auf Kündigung", „Schulröschen", o

weh!), gaben wohl nur die Leipziger Bühnen, halb gedrängt von ihrem, den Schauspielern seit langem allzu milden Kritiker, halb aus Achtung vor dem Namen, der das gesamte Durchschnittsliteratentum Leipzigs übertönte.

Bürgerliche Blätter und Zeitschriften nahmen noch immer um dieses Namens willen die Romane Gottschalls auf, die einen mählich absterbenden Liberalismus vormärzlicher Färbung in gesinnungstüchtiger Rede und Widerrede zum Siege führten und Schilderungen äußerlich realistischer Art auf den dünnen Faden eines nach alter Manier der Ehe zustrebenden Verlaufs reihten („Der steinerne Gast", 1890, „Verkümmerte Existenzen", 1892, „Dämmerungen", 1893, „Moderne Streber", 1896, „Ariadne", 1902, „Parasiten", 1906).

So entstand das geistige Bild des alten Gottschall, des grämlichen Schuhu, der aus seiner Höhle in den hundertstimmigen Chor der lustigen Vögel hineinkrächzte und von ihnen nicht beachtet wurde. Was wußte die grausame Jugend von der Tragik dieses überlangen Lebens?

Als Gottschall zu schreiben begann, ein kaum Zwanzigjähriger, stellte er sich in die Reihe der politischen Lyriker, der Nachkommen des Jungen Deutschlands, mit Freiheitsgesängen, die von der Revolutionslyrik Bérangers, Freiligraths und Herweghs Tonart und Melodie empfingen („Lieder der Gegenwart", 1842, „Zensurflüchtlinge", Zürich 1843). Seine ersten Dramen verherrlichten in der pathetischen Prosa des jungen Schiller Helden wie Ulrich von Hutten und Robespierre; auch sein Ferdinand von Schill predigt den Tyrannenhaß und fällt als Märtyrer des Freiheitsbegriffs von 1848.

Diese Dichtungen zählen zu den Werken, die damals, gemäß den in Leben und Kunst geltenden Anschauungen, repräsentativ heißen konnten, weil sie Massenempfindungen ohne Differenzierung aussprachen. Der Dichter ist nicht ein Einsamer, der auf der Höhe wandelt; er s o l l lehren, führen, anfeuern, mitten im Schwarme, jedem verständlich, die Schlagworte des Tages mit dem billigen Flitter „schöner" Bilder umkleidend und seine Gestalten als Beispiele ehrbarer, tüchtiger Gesinnung hinstellend.

Neue Formen, seltene Worte, seltsames Fühlen hindern die Erfüllung der Aufgabe; die Tiefen seelischer Abgründe und die Wirbelstürme ungebändigter Sinnlichkeit schrecken das schwächliche Geschlecht.

Es schreitet achtlos vorüber an dem Sonderling Grillparzer, dem ungeschlachten Riesen Hebbel, es findet sein höchstes Behagen an „Amaranth" und „Waldmeisters Brautfahrt", und es fühlt Schauer aufregender Glutgefühle, wenn Gottschall in den „Gedichten" (1850) und in seinem Hohenliede vom Weibe „Die Göttin" (1853) bekennt, daß in den Armen der Geliebten ihn „selige Harmonien" umrauschen.

Mit „Mazeppa", „Amy Robsart", der „Rose vom Kaukasus" schenkt er der Bühne der fünfziger und sechziger Jahre wertgeschätzte Besitztümer, wirksam in der Epoche unbedingter Vorliebe der Mimen und der Zuschauer für solche historische Liebesgeschichten. Diese Prunkstücke mit der Deklamation Schillerscher Prägung wurden als einzig kursfähige Münzen immer wieder zur Deckung

des Bedarfs an höherer Dramatik angenommen, weil es weit bequemer war, sich mit ihnen abfinden zu lassen, als eine neue Währung auf den Tageskurs umzurechnen. Wir können es ja kaum glauben, daß so etwas einmal vor der ernsthaften Kritik bestehen konnte, aber dem Dramatiker Gottschall ist zu seiner Zeit (d. h. zu der Zeit von 1850—70, in die er historisch hineingehört), kaum von irgendwem der Lorbeer verkümmert worden. Und wenn man bedenkt, wer neben ihm die Helden des Tages waren — im ernsten Schauspiel die Birch-Pfeiffer, Mosenthal, Halm, Tempeltey, Brachvogel, Griepenkerl, im heiteren Töpfer, Benedix, Hackländer, Hersch, Ring, Girndt, Schlesinger, Rosen —, so erscheint eine „Katharina Howard", eine frische Scribe-Imitation wie „Pitt und Fox" als ansehnliche Erhebung über der trostlosen, langgestreckten Ebene jener Jahrzehnte deutscher Bühnenkunst.

Was uns heute Erstarrung, toter Schematismus des ästhetischen Urteils dünkt, war damals immerhin schmiegsamere und vor allem dem Gemeinurteil genau entsprechende Betrachtungsweise. So wurde der Kritiker Gottschall im Bereich der zeitgenössischen Poesie einflußreich wie kaum ein anderer. Von 1864 bis 1888 hat er die „Blätter für literarische Unterhaltung" bei Brockhaus in Leipzig herausgegeben und der großen Masse der Leser für Geschmacksrichtung und Urteil die willig angenommenen Hilfen geboten. Hier vor allem erscheint er dem namensverwandten Leipziger Vorgänger Gottsched, der im literarischen Alphabet unmittelbar hinter ihm steht, nach Art und Schicksal verwandt; ebenso in dem Verhältnis zum lebendigen Theater, wenn Gottschall den unbotmäßigen Prinzipal Laube 1870 von der Leipziger Bühne fortscheucht, wie einst Gottsched die abtrünnige Neuberin.

Gewiß hat ihm die schwache Zeit, der er angehörte, mehr Macht gewährt, als ihm gebührte, und wir betrachten es heute als einen Vorgang notwendigen historischen Ausgleichs, daß die letzten Jahrzehnte Gottschalls hinter den frühern, allzu hell bestrahlten in tiefem Schatten liegen.

Zum letzten Male leuchtete sein Stern auf, als er 1875 das Feld des Romans mit dem tüchtigen, gut komponierten und lebensvollen „Im Banne des schwarzen Adlers" betrat. Hier brach ihm ein Nachsommer, fruchtbar und dauerhaft, an, der bis zu dem Arctino-Roman von 1896 unverächtliche Leistungen einer gediegenen Erzählungskunst reifen ließ.

Aber freilich, ihnen wie allen andern Mühen seines Alters fehlte die Anerkennung der Zunft. Sie strafte ihn, weil er sie so häufig und so lange Zeit hindurch schulmeisternd gezüchtigt hatte. Sie ließ sein Gutes so wenig wie sein Schlimmes gelten; schalt er, stellte sie sich taub, lobte er, es dankte ihm niemand.

Er konnte nicht verstummen; denn, wie jeder Entthronte, wollte er im Gedächtnis der Menschen bis zu dem sicher erhofften Augenblick der Wiedereinsetzung fortleben. Er durfte die Feder nicht niederlegen, weil ihm die Zeiten des Ruhms und der Macht so wenig wie Laube und Gutzkow, den grimmig gehaßten Nebenbuhlern, Schätze beschert hatten. Als Gottschall am 30. Septem-

der 1903 den achtzigsten Geburtstag beging, sicherten der Kaiser, die Stadt Leipzig und die Schiller-Stiftung durch Jahrgehälter sein ferneres Dasein vor Not.

Er schrieb immer noch fort. Nicht nur die für einen Schriftsteller im Patriarchenalter selbstverständlichen, wenig ergebnisreichen Erinnerungen aus der Jugend, auch Lieder, Dramen, Erzählungen. Er wollte nicht alt werden, er rühmte sich unerloschener Leidenschaft und prangte in schwarzem, wallendem Haar. Dadurch büßte er ein wenig von der Würde der hohen Jahre ein; doch blieb er für den, der ihm persönlich nahte, eine feine und rührende Gestalt mit vornehmer körperlicher und geistiger Geste.

Die Geschichte der großen Kunst wird an seinem Schaffen vorüberschreiten. Aber die historische Darstellung der deutschen Geisteszustände vor der Begründung des neuen Reichs muß ihn ehren als Hauptvertreter der abwelkenden Epoche, die im guten Glauben an den Ewigkeitswert ihrer Ideale dahinstarb.

Georg Witkowski.

Mit reichem, religionsgeschichtlichem Wissen, rückhaltlosem Freimut und feinem Takt geht Petersen im letzten Hefte der Monatsschrift „Religionsgeschichtliche Volksbücher" auf das Dogma von der wunderbaren Geburt des Heilands ein, das noch heutzutage im Kampf der Geister lebhaft umstritten zu werden pflegt, das aber weder zu dem ursprünglichen noch zu dem unveräußerlichen Besitz des Christentums gehört. Es geht hier, wie mit andern Dogmen: der durchschnittliche Mensch des ausgehenden Altertums kann das Religiöse in seiner schlicht menschlichen Ausprägung nicht fassen; die Zeit ist so grenzenlos „wundersüchtig" (vergl. Joh. 4,28) und „abergläubisch" (vergl. Apg. 17, 22), daß sie den Zauber der in Gott wurzelnden Persönlichkeit nicht faßt, sondern die Gestalt des Propheten mit dem Wunder umhüllt; was uns heut den Glauben erschwert, was nur unter starkem psychischem Zwange in empfänglichen Gemütern zu einem gewissen Leben zu erwecken ist, aber auch dann einen Bruch mit dem sonstigen Leben an der Tagseite bedeutet, das ist für jene alte Zeit die Vorbedingung des Glaubens, das erleichtert und fördert das religiöse Leben, wie nichts andres. Das zweite, bekanntlich älteste Evangelium weiß nichts von einer übernatürlichen Geburt Jesu; Markus berichtet vielmehr, daß Jesu Angehörige ihn für wahnsinnig hielten, was nach der Engelsbotschaft nicht gut möglich wäre. Ebenso wenig kennt Paulus das Dogma, das er sonst gewiß in den Kreis seiner rabbinischen Geschichtskonstruktion gezogen hätte; das Evangelium Johannes mit seiner Logoslehre (vergl. Nord und Süd 1909, Februarheft, 383) scheint davon bereits zu wissen, stellt sich aber mit seiner geistigen Deutung anscheinend in Gegensatz zu der grob materiellen Begründung der Gotteskindschaft Jesu. Auch die willkürlich konstruierten Geschlechtsregister bei Matthäus und Lukas haben nur dann einen Sinn, wenn Joseph der Davidide als „Vater Jesu" gilt; daran kann die spätere Überarbeitung des Wortlauts nichts ändern. Außerdem aber stehen die beiden ersten Matthäuskapitel in gar keinem Zusammenhang mit dem Folgenden, und auch der

Anfang des Lukasevangeliums sticht sofort durch seinen Stil von der späteren Erzählung bedeutsam ab. Zu einer Zeit, wo der letzte Funke des Glaubens an einen irdischen Messias erloschen war, wird Jesus zum Sünderheiland seines Volkes, bezw. der Welt gemacht. Damit tritt auch die Abstammung von David zurück, die nähere Beziehung zur Gottheit wird von der Erlösungssehnsucht des Gläubigen gefordert. So wirken denn teils die Weissagungen des alten Bundes, teils die gleichsam auch für den Heiland bezeichnenden Erzählungen von den großen Männern Gottes, den Patriarchen und Propheten, teils endlich das, was der fromme Glaube der Heidenschaft an Ehrentiteln und Wunderberichten auf die eignen Götter und Heroen gehäuft hatte, umbildend und ausgestaltend auf die schon durch mündliche Überlieferung hindurchgegangene Erinnerung an Jesus von Nazareth ein. Von Göttern erzeugt sind die großen Helden und Könige des Altertums. Wir erinnern hier nur an den griechischen Herakles, den Sohn des Zeus und der Semele, aber die Beispiele aus Hellas und aus dem Orient lassen sich ins Unendliche häufen. Großen Philosophen wurde eine wunderbare Geburt nachgesagt, und berühmte Magier und Religionsstifter in dieser Zeit des hellenistischen Synkretismus, wie der Samaritaner Simon oder Apollonius von Tyana ließen sich von ihren Gläubigen als Göttersöhne feiern. Was von den Konkurrenten des Christentums geglaubt wurde, mußte doch auch von Jesu wahr sein. Der gefährlichste Konkurrent aber war der römische Kaiser. Mit Augustus hatte der Cäsarenkult seine ausgeprägte Form erhalten. Eine Inschrift zu Priene feiert ihn als den gottentsprossenen Weltheiland, der dem Erdreich den Frieden bringen wird usw. Man fühlt alsbald durch, wie das junge Christentum alle diese offiziellen Ehrentitel, die dem Ansehen des ewigen Herrn der Gemeinde zu schaden drohten, auf ihn selbst zu übertragen versuchte. Genährt wurde die Vergötterung hervorragender Personen bei Juden und Heiden durch den allgemeinen Glauben der Zeit an einen Erlöser, der die zerfahrenen Verhältnisse der Gegenwart auflösen und eine neue, bessere Welt herbeiführen sollte — die typische Form der Utopie um die Zeit der Geburt Jesu, wie für spätere Zeiten der Glaube an das „dritte Reich" oder an den „Zukunftsstaat" der entsprechende typische Ausdruck wird. Darauf hätte P. hinweisen können, wie auch auf die sibyllinischen Weissagungen, die sich in Virgils 4. Ekloge spiegeln und die Rettung wohl von einem Jungfrauensohne erwarten ließen. Erst unter solchen Einflüssen konnte diese Generation, deren Kennzeichen eben das lebhafte Hin- und Herwogen religiöser Vorstellungen ist, die Stelle Jes. 7, 14: „Ein junges Weib wird einen Sohn gebären" auf die Jungfrauengeburt des Heilands deuten. Nachdem aber die Identifizierung einmal vorgenommen ist, zieht das eine große Wunder eine Menge andrer, kleinerer herbei; und sie wirken auf uns mit unvergleichlicher Kraft in ihrer Schönheit und Reinheit, wie denn auch die keusche und zarte Erzählung der kanonischen Evangelien von der Geburt des Heilands gegenüber der Roheit der apokryphen Schriften und der späteren Dogmatik sich in rühmenswerter Weise abheben. Der historische

Jesus stammt aus Nazareth; das neue Dogma verlangt aber seine Beziehung zur Davidstadt Bethlehem. Diese Aufgabe löst Matthäus, indem er die Geburt Jesu nach Bethlehem verlegt und den Heiland von übermächtigen Feinden verfolgen und nach längerer Flucht nach Nazareth übersiedeln läßt; alttestamentliche, dunkle Worte ließen daraus eine Flucht nach Ägypten gestalten und gaben die Anregung zu dem nicht bloß unhistorischen, sondern ganz unmöglichen „bethlehemitischen Kindermord". Um die Furcht des Herodes zu begründen, ließ man auf Jesu Geburt, wie auf die des Mithridates u. a. durch einen Wunderstern (nicht etwa eine Planetenkonjunktion) hinweisen, die fremde Magier zur Anbetung herbeizieht. Vielleicht sind sie bereits an die Stelle der schlichteren Hirten getreten, von deren Anbetung das Lukasevangelium, die Bibel der kleinen Leute, erzählt. Hier wird nun die „Überschattung durch den heiligen Geist" geradezu angekündigt und der Leser durch die Vorgeschichte von der Geburt des Täufers auf größere Wunder vorbereitet. Die Geburt selbst läßt der Berichterstatter in Bethlehem erfolgen und motiviert den Wohnungswechsel mit einer „Schätzung", die Augustus aus politischen und verwaltungstechnischen Gründen zu jener Zeit niemals hätte in Judäa vornehmen lassen können. In der späten Zeit aber, wo das Evangelium geschrieben wurde, waren Steuerschätzungen nichts Ungewöhnliches, und die betreffenden Edikte verlangten, daß dabei jeder zu seinem heimatlichen Herde heimkehrte; so versuchte man denn, auf diese scheinbar ganz natürliche Weise den Ortswechsel zu begründen, mit dem die evangelische Erzählung bereits rechnete. Nach einer Überlieferung des 2. Jahrhunderts ist Jesus in einer Höhle geboren, Lukas spricht von einer Krippe, woraufhin spätere Überlieferung die Geburt des Heilands in einen Stall verlegt hat. Für die Erzählung des Lukas hätte P. darauf hinweisen müssen, daß auch Dionysos als welterlösendes Kind von seinen Getreuen gesucht und in einer Futterschwinge gefunden wird — derselbe Dionysos, dessen Mysterien von dem Palmeneinzug, von der Predigt im Schiffe auf den Wogen des Meeres, von Tod und Auferstehung usw. zu berichten wußten. Hier verschmelzen die verschiedenen Kultlegenden, wie ja auch die Geburt in der Felsenhöhle an diejenige des Mithras erinnert, wie Jesus der Arzt unverkennbare Ähnlichkeit mit dem ebenfalls als „Heiland" gefeierten Asklepios aufweist. So müssen denn alttestamentliche, heidnisch-religiöse und politische Elemente zusammenwirken, um den Stifter des Christentums zum Weltheiland auch im mythischen Sinne zu machen — eine schwere Last für die Weiterentwicklung des Christentums in moderner Zeit und doch zugleich eine Tatsache von unermeßlicher historischer Bedeutung; denn nur vermöge dieses Einschmelzungsprozesses ist das Christentum zur Weltreligion geworden und hat es allen späteren Generationen das Beste mitbringen können, was als unschätzbarer Inhalt unter der bunten Wunderhülle verborgen war: eine Persönlichkeit von unvergleichlicher Tiefe und innerlicher Geschlossenheit, die lebenweckend und persönlichkeitfördernd, damit aber im Sinne wahrer Religion erbauend und beseligend weiterwirken konnte auf zwei Jahrtausende. P.

Bildende Kunst.

Der „Carlyle" Whistlers.

Das gilt als eines der besten Bildnisse der Gegenwart, der Kunst von gestern. Gleich bedeutsam durch den Meister, der es schuf, wie durch den Gelehrten, den es darstellt. Im ganzen gibt es — so glauben wir — wenig moderne Bildnisse, die den Vergleich aushalten mit denen der klassischen Perioden. Dieses macht Anspruch, sehr ernst genommen zu werden. Es hat Klasse. Wenn seine Erhaltung nicht leidet — und das können wir nicht wissen — wird es noch in hundert Jahren als starkes Werk gelten. Und von wie wenigen aber kann das behauptet werden.

Die Komposition ist wundervoll. Diese Zweiteilung von Hell und Dunkel. Die dunkle Silhouette, die in das Helle schneidet. Die hellere Silhouette, die sich vom Dunkel hebt. Man sehe die Korrespondenz der drei Mitteltöne der beiden gerahmten Stiche und des Kopfs des Gelehrten und ferner die Korrespondenz der drei hellen Flecke: Kragen, Hand und das Schmetterlingsignet Whistlers. Musik ist diese Eingliederung der Figur in den Raum, diese diagonale Teilung des Bildes durch die Gestalt. Und Musik muß die Tönung des Bildes sein, vornehme Abwandlung grauer silbriger, grünlicher und schwärzlicher Töne. Trotzdem die Gestalt direkt gegen die Wand gesetzt ist, löst sie sich doch ganz vom Hintergrund, sitzt vor ihm. Man stellt sich vor, daß dieses Bild unerhörte Schönheiten der Pinselführungen hat, im Hut, im Haar, im Rock und im Mantel. Enorm kultiviert erscheint diese Malerei doch ganz unerklügelt. Wir denken an Velasquez vor ihr und an Hals. Aber Velasquez ist zu kühl, zu objektiv, Hals wieder zu temperamentvoll und nicht kapriziös genug. Hier ist modernes Nervenleben und man spürt den Einfluß japanischer Grazie.

Modernes Nervenleben muß hier sein, denn dieser Carlyle ist nicht zu vergleichen mit dem Typ des selbstsichern, ernsten Gelehrten des Rubens oder Rembrandt, nicht zu vergleichen mit den graziösen oder behaglichen Zynikern der Rokokozeit, die alles Wissen besaßen und dabei Lebenskünstler blieben. Er ist Melancholiker — Carlyle —, abgearbeitet, steht unter dem Druck einer unerhörten Verantwortung. Er spricht nicht mehr für sich oder für eine Gruppe, er spricht für die Millionen, die in dieser neuen Zeit aus dem Dunkel zum Licht rücken; er sieht sie versklavt, an die Maschine gekettet, und er fühlt doch mit ihnen das Emporkommen neuer Werte. Gegenwart und Zukunft geben sich in diesem Haupt Stelldichein; aber sie haben den Menschen, den Körper des Menschen, unterjocht. Wenn er nicht arbeitet, ist er melan-

cholisch, zusammengesunken, halb im Dämmerzustand, er scheint zu frieren, hat den Mantel übergedeckt. Er kann auch nicht Gesellschaftsmensch sein und sein Äußeres pflegen. Er kennt nicht den Sport, nicht die Bewegung des Körpers, ihm gehört nur die Arbeit des Geistes, nur die langen, stillen Nächte bei Lampe und Büchern, nur die Freiheit und Unbeschränktheit der Gedanken. Sein Körper will oft nicht mehr, seine Nerven rebellieren, aber immer wieder peitscht er sich zur Arbeit auf. Er stellt die Füße in einen Wasserzuber, kriecht bis in den Keller seines Hauses, um Ruhe zu finden, gequält von Lärm und Licht. Eine Frau lebt neben ihm und mit ihm, und er glaubt sie zu beglücken, und er sieht nicht, daß er sie unglücklich macht. Was doch jeder gesehen hätte, der weniger klug war.

Aber bei seinen Problemen, seinen geistigen Dingen — da ist er eben der Riese, da ist er eben der Held, da ist er eben Arbeiter, besteht gleich ehrenvoll wie der Mann, der die Städte baut und die Straßen zieht. Einer der Präraphaeliten hat ihn so gemalt, als Prototyp des modernen geistigen Arbeiters in enger Nachbarschaft dessen, der mit schwerer Körperarbeit sein Brot verdient. Nein, dieser zarte, hagere, schwachbrüstige, alte Gelehrte hält noch voll und ungebrochen neben dem Mann der Muskeln und Sehnen. Nichts ist er dabei weniger, als der schöne Greis, als der imponierende Kopf — er mit diesen Zügen eines feinen Seidenpinschers — nichts ist er weniger, als dekorativ in seinem Auftreten; ja sein Rock schlägt ganz unvorschriftsmäßige Falten. Und doch, und doch in diesem Mann ein unerhörtes Verantwortungsgefühl sich selbst und der Welt gegenüber.

Was also macht dieses Werk Whistlers so wertvoll: die hohe Kunst; die Grazie und Vollkommenheit des Geschmacks; und die Klugheit, mit der bei so starker stilistischer Vereinfachung der Typ einer ganz neuen seltsamen geistigen Arbeiterklasse aufgefaßt ist — ein Typ, der sich nur unter dem Bürgertum des freien und früh seiner Menschenrechte sich bewußt werdenden Englands herausbilden konnte.

Georg Hermann.

Alfred Messel.

Der Schriftsteller soll nie einem falschen Pathos die Zügel schießen lassen, er soll es am wenigsten als Nekrologschreiber. Tote, die es nicht vertragen, daß man sie und ihr Werk in das Licht der Wahrheit rückt, sind es nicht wert, daß die Lebenden vor ihnen haltmachen. So manchem sind die begeisterten Leichenredner zu radikalen Grabgräbern geworden. Hinter jedem, der vom Schauplatz trat, steht eine Schar, die längst nach seinem Platze lüstern, steht immer der Mann, der ihn nach dem Ratschluß der Entwicklung ersetzen, fortsetzen und überwinden soll. Darum ist es zwecklos, eine abgebrochene Linie über das Ziel, das sie erreichte, hinausrecken zu wollen; noch blieb kein Idol von der Gerechtigkeit verschont. — Solche Erkenntnisse und Gesetze muß der Schriftsteller ausdrücklich für sich in Anspruch nehmen und als geltend anerkennen, wenn er über Messel etwas sagen möchte. Nicht darum, weil er glaubt, daß in diesen Tagen zuviel der Ehre auf das Andenken dessen, der dem modernen Berlin

den architektonischen Charakter schuf, gekommen wäre. Vielmehr deshalb, weil hier und da sich Stimmen erheben, die mit bittrer Ironie es raunen: Ihr hebt den Meister in allzuhohe Höhen! Und da diese Skeptiker meist zu denen gehören, die eigentlich wissen müßten, was Messel vermochte, waren sie doch seine Schüler und Mitarbeiter, so darf man nicht aus Prinzip die Ohren gegen sie verschließen. So muß man hören, was sie, die sie nicht nur die Werke, auch deren Werden kennen, einzuwenden haben. Sie sagen: Ihr meint, daß Messel alles aus sich selbst habe, daß er ein einiger Schöpfer sei. Ihr vergeßt, wieviel wir, seine Angestellten, dazu beigetragen haben, daß alles so wurde, wie es ist. Wie viel des Detail ist unser, und wie oft haben wir auch zur Konzeption des Ganzen beigetragen! Solche Reklamationen klingen dem, der sich den modernen Architekten nach der Art eines Michelangelo vorstellt, gar lasterhaft. Dennoch können sie richtig sein und sind es wohl auch. Aber nur den Tatsachen nach, nicht im Sinne eines höheren Verstehens der architektonischen Tätigkeit. Man glaubt, daß der Architekt, wenn er für ein Werk zeichnet, nun auch wirklich für jedes Tüpfelchen daran allein die Verantwortung trage; wie etwa jeder Pinselstrich im Bild aus der Hand des Malers geflossen ist. Das ist ein Irrtum, der sofort deutlich wird, wenn man die Frage stellt: Wer baute die Pyramiden, wer die Akropolis, wer die Dome und Kathedralen? Darauf vermögen wir nur mit Kollektivnamen zu antworten. Wir kennen die Baumeister nicht, selbst, wenn uns die Maler, die Bildhauer, die Miniaturisten der betreffenden Zeit sehr gut bekannt sind. Es gab eben nie einen solchen einzelnen und absoluten Architekten, dessen Persönlichkeit allein genügt hätte, bleibende Werte zu schaffen. Der Architekt ist nicht so sehr Erfinder als Organisator; nicht der Einzelne baut, sondern die Gemeinde, die Klasse, das Volk. Wenn einem diese Gedanken, die zunächst eben so selbstverständlich wie plump erscheinen mögen, gegenwärtig bleiben, so wird man es nicht als eine Verkleinerung empfinden, daß Messel einen Apparat von Menschen lenkte, von diesem Apparat aber auch getragen wurde. Weil auch in unsern Tagen der Architekt nur die Exekutivgewalt für das Notwendige ist, so kann er sein Gehirn durch einen Stab von Mitarbeitern vervollständigen, muß es sogar tun. Er kann aufnehmen und sich zutragen lassen, er kann Fähigkeiten, die ihm fehlen, durch den Arm anderer ersetzen; dennoch braucht er seinen Anspruch auf das definitive Werk nicht zu modifizieren. Relativ betrachtet, bleibt er der Schöpfer; wie es einen solchen notwendig auch für jede Pyramide, wenigstens für jede Periode derselben, gegeben haben muß. Darum: Wenn Messel auch mancherlei, selbst wenn er viel seinen Leuten verdankt, so war er doch die treibende und, was wichtiger ist, die wählende Kraft. Was er bekam, waren separierte Dinge; er aber war es, der die Gelenke setzte und aus einem Chaos einen schönen Kosmos fügte. Er war es, der diesen Kosmos von vornherein in sich trug, ihn wenigstens ahnte, ihn witterte. Und so kann man schließlich sagen, daß er von seinen Helfern nie mehr bekam, als er ihnen

selbst zuvor gegeben hatte. Er selbst wiederum vermochte nichts zu geben, was ihm nicht von der Zeit und deren Instinkten befohlen wurde. Daß er aber solche Befehle zu erhören, daß er sie weiter zu geben, daß er ihre Lösung zu erspähen und unter Nutzung aller gegebenen Faktoren zu vollziehen wußte, das war sein Talent, seine organisatorische Fähigkeit. Es ist sehr billig zu sagen, daß jeder halbwegs intelligente Baumensch den Typ für das Warenhaus und für die Großbank hätte finden müssen, wenn er zur gleichen Zeit wie Messel vor gleich große Aufgaben gestellt worden wäre; es ist noch billiger, zu sagen, daß Messel, als er z. B. Wertheim baute, ja gar nicht die Absicht gehabt hätte, einen neuen Stil oder dergleichen zu schaffen, es wäre vielmehr alles so gekommen, wie es kommen mußte. Natürlich, das ist ganz richtig; es ist sogar wahrscheinlich, daß auch andere auf den Wertheimtyp gekommen wären, daß der gewissermaßen in der Luft lag. Aber solche Philosophie des Neides ist zwecklos; der Erfolg entscheidet. Noch immer kehrten sich gegen jeden Imperator mit größerer oder geringerer Berechtigung seine Generale. Und auch das ist wahr: Viele bleiben am Wege, die der Größten Taten übertrumpfen könnten; daß sie nicht berufen sind, ist ihr Schicksal. Von denen aber, die ans Ziel gelangten, zum Ziel geführt wurden, darf man sagen, daß sie Glück hatten, daß sie das Glück zu regieren wußten. Die Tat aus Notwendigkeit, der Gehorsam und die Rücksichtslosigkeit um des Sieges willen, das sind die Tugenden, die die Größe eines Architekten, auch die Messels, ausmachen.

Robert Breuer.

Botticelli.

Von Henry Bryan Binns. Übersetzt von Alice Fliegel.

Schluß.

An der Quelle, unter dem großen Eichbaum, schüttet Moses Wasser in die Tröge für Zipporah und ihre Schwester. Sein langes, prachtvolles Haar fällt über ein geistvolles, feines Gesicht. Vor ihm, hinter ihm und um ihn herum stehen die Schafe im Schmucke ihrer weißen Wolle, die so lebenswahr wirkt, daß man die Hand erheben möchte, um über das weiche Fell zu streichen. An der entgegengesetzten Seite der Quelle stehen die beiden midianitischen Mädchen, die den schönen Mittelpunkt der ganzen Zeichnung bilden. Die eine von ihnen mit gebeugtem Rücken und ausgebreiteten Händen; die andere geht wie träumend weiter, ihr Kopf ist gesenkt, wie niedergezogen von den langen, schweren Locken ihres reichen Haares.

Abgesehen von dieser Hauptgruppe berührt Botticelli auf diesem Gemälde mindestens noch ein halbes Dutzend andere Begebenheiten in Moses' Leben.

Von dem kleinen Terrier, der auch auf dem Gemälde vertreten ist, schreibt Ruskin: „Sicher gibt es auf der ganzen Welt nicht noch einmal so eine lebenswahre Zeichnung eines Hundes — so intensiv, so lebhaft, so gedrängt, so reich an Leben. Er wurde mit einer Liebe und einem Interesse gemalt, als ob er ein Heiliger sei, und so humorvoll wie Landseers Lord Chancellos Pudel."

Es sieht wirklich so aus, als ob der Hund Moses den ganzen Morgen angebellt hätte. Ich erwähne

diesen Ausspruch nur, weil es der einzige Ruskins ist, in dem er, was Botticelli betrifft, tatsächlich recht hat. Sandros „Venus" ist nicht nur eine Individualität, ein Mensch, sondern eine seelische Schöpfung, die lebensvolle Verkörperung einer platonischen Idee; und dieser kleine Terrier, der nur ein kleines Beiwerk auf einem umfangreichen Freskogemälde ist, hat durch die bezwingende Treue, mit der er geschaffen wurde, das Recht auf eine eigene Existenz. Sandro gab uns in ihm — wie er es wohl konnte, wenn er seine besten Kräfte gebrauchte — nicht eine bloße Nachbildung, sondern eine bis in die kleinsten Charakteristiken durchdachte Wiederschöpfung mit Anwendung einer neuen Materie.

Zu den zwei anderen Sixtinischen Fresken gehört die „Bestrafung Korah", die sich mit dem Abfall und dem Selbstmord des Erzbischofs von Krain beschäftigt, und diejenige, die als des „Aussätzigen Opfer" oder als „Christi Versuchung" bekannt ist, und die dazu bestimmt war, den Gefühlen des Papstes zu schmeicheln.

IV.

Wir kommen nun zu der zweiten großen Serie von Botticellis Werken: zu seinen Madonnen- und Heiligenbildern, Rundbildern, Paneelen und Altarstücken, die er für verschiedene Patrone während seiner Lebenszeit in den verschiedensten Epochen gemalt hat. Die berühmtesten Gemälde dieser Abteilung sind die beiden Rundbilder von Maria mit dem Kind und verschiedenen jungen Engelsgestalten. Die Bilder hängen an entgegengesetzten Seiten in den Uffizien. Obgleich sie in der Zeichnung viel Ähnlichkeit haben, sind sie doch in den Hauptsachen verschieden. Dem Stil nach wurde das eine Bild wahrscheinlich gegen 1479 gemalt und das zweite in der gleichen Periode wie die „Venus" und die „Bardi Madonna". Auf dem ersten Rundbild, dem „Lobgesang der Maria", befindet sich zwischen Maria und der Engelsgruppe auf der linken Seite in der Ferne eine Landschaft mit einem in krummer Linie dahinfließenden Flusse; auf dem späteren Tondo, der „Madonna mit dem Granatapfel", fehlt diese landschaftliche Fernsicht, aber der Gedanke der Unendlichkeit ist in dem abwesenden, nachdenklichen Ausdruck festgehalten, der die Gestalt der Maria mit den schwachen, schmalen Schultern und auch das Kind charakterisiert. Die elende Trübsal dieser Madonna ist viel moniert worden; was mich anbetrifft, so sehe ich in ihrem Antlitz weit mehr von dem Entzücken, das die visionäre Erkenntnis unsterblicher Dinge und unendlicher Mysterien gibt.

Mit diesen beiden Rundbildern muß ich auch, ihrer Schönheit und der Einheit der Konzeption wegen, die „Chigi"-Madonna und die Madonna in der Poldo-Pezzoli-Galerie in Mailand erwähnen.

Eine andere Madonna in Mailand, die sich in der Ambrosiana-Galerie befindet, hat mannigfache Ähnlichkeiten mit der Jungfrau Maria des oben genannten Madonnenbildes und derjenigen auf dem Rundbild „Lobgesang der Maria".

Die „Madonna mit den beiden Heiligen Johannes", die sich in Berlin befindet, ist vielleicht eines der detailliertesten und am sorgfältigsten ausgearbeiteten Werke Botticellis. Das Bild ist sechs zu sechs Fuß groß.

Aber das Gemälde ist trotzdem kein gelungenes, es ist sehr konventionell und das Resultat von sehr viel Mühe und Fleiß, aber wenig künstlerischer Liebe.

Das Gleiche gilt von der „Krönung der Jungfrau Maria" in der Akademie von Florenz. Es ist eines von Sandros größten Arbeiten in Wasserfarbe, ein hochstehendes Altarstück, das zwölf Fuß zu acht Fuß mißt. Es wurde von der Gilde der Goldarbeiter für Savonarolas Kirche von San Marco bestellt. Wie die „Himmelfahrt Mariä" von Tizian, ist es in zwei Abteilungen gemalt. Der untere Teil zeigt eine Gruppe allzu sorgfältig aufgestellter Heiliger; der obere Teil — eine Art Tondo mit goldenem Untergrund — zeigt die Gestalten der Jungfrau und des Vaters, doch durch die Form und Art des Rahmens sind beide in der Wirkung sehr beeinträchtigt. Dieses Bild ist berühmt durch seinen Ring tanzender Engel und die Rosen, die duftig und zart zwischen ihnen verstreut liegen — ähnlich komponiert wie auf der „Geburt der Venus". Das letzte, was Botticelli gearbeitet hat, sind höchstwahrscheinlich die zahlreichen Zeichnungen gewesen, die die „Göttliche Komödie" illustrieren[1]).

Wenn wir die Bilder Botticellis im Geiste nochmals überfliegen, so sehen wir, daß er bis auf zwei Ausnahmen Christus auf seinen religiösen Gemälden immer als Kind dargestellt hat. Er beschäftigte sich auch ausschließlich mit dieser Hauptfigur kirchlicher Kunst, und nur zweimal bringt er auch Gott den Vater in sein Werk, und dann ganz ohne bedeutungsvolles Gleichnis. Seine meisten Bilder stellen eine sehr junge Madonna dar und ein pausbäckiges, aber gedankenvolles Kind. Wenn wir dann und wann noch andere Gestalten auf seinen Gemälden vorfinden, so setzen sie sich aus einem alten patriarchalischen Joseph, aus einigen Heiligen und Engelsgestalten zusammen.

Aber Botticelli gibt uns nur dann sein Bestes, wenn er das Konventionelle meidet und uns die Früchte seiner lyrischen Einbildungskraft genießen läßt. Dann ist seine poesienreiche Phantasie nur der des Shelley vergleichbar. Botticelli liebte den Wind und alle Dinge, mit denen der Wind zärtliches Spiel treibt: die Bäume, die Schleier, das gelöste Haar und den nackten Menschenleib. Er liebte das Licht und haßte die Finsternis. Das zeigen uns alle seine Bilder. Vier Jahrhunderte lang vergaß man Botticellis poetisch-lyrische Visionen, erst in unserer Zeit sah man sie wieder mit dem erneuten sehnsüchtigen Wunsche nach Freiheit, Schönheit und Holdseligkeit an — mit einem Echo jenes leidenschaftlichen Strebens, dem wir ihre Entstehung verdanken.

---

[1]) Eine Reihe anderer Bilder, die auch in diese Serie gehören, sind in „Botticelli" von Bryan Binns zum Teil sehr ausführlich beschrieben. Einige dieser Beschreibungen mußten aus Platzmangel hier wegfallen.

Illustrierte Bibliographie

Glossen zur neuen Ausgabe von E. T. A. Hoffmann, „Meister Floh"[1]) von Richard Schaukal.

Aus: „Meister Floh" von E. T. A. Hoffmann. Herausgegeben von Hans von Müller. Verlag von Julius Bard, Berlin.

„Georg Ellinger, dem Entdecker des Knarrpanti, dargebracht", lautet die Widmung des Herausgebers.

Professor Dr. Ellinger, dessen große Hoffmannbiographie (1894), wie sie, zumal im Musikalischen grundlegend, die erste gewesen ist, als gediegene zusammenhängende Darstellung bis heute noch nicht überholt wurde — denn Eduard Grisebachs umfängliche, reich dotierte biographische Einleitung

---

[1]) Meister Floh. Ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde von E. T. A. Hoffmann. Zum ersten Mal vollständig herausgegeben von Hans von Müller. Mit zehn Zeichnungen von Ernst Stern. Verlegt von Julius Bard, Berlin 1908. Gedruckt von der Druckerei für Bibliophilen zu Berlin in einer Auflage von 1050 Exemplaren, wovon die ersten fünfzig auf van Gelder-Bütten abgezogen und in Ganzpergament gebunden wurden.

zur Hesseschen Gesamtausgabe (1899) trägt den Charakter einer Materialien-sammlung — hat im Juliheft 1906 der „Deutschen Rundschau" wichtige

Aus: „Meister Floh" von E. T. A. Hoffmann. Herausgegeben von Hans von Müller. Verlag von Julius Bard, Berlin.

Daten zur Geschichte des „Meister Floh" gebracht, Hoffmanns Tätigkeit als Mitglied der Immediat-Justiz-Kommission zur Untersuchung staats-

gefährlicher Geheimverbindungen (1819—1821) sowie das über ihn im Verfolg wegen angeblicher Verletzung des Amtsgeheimnisses verhängte Disziplinarverfahren geschildert und — was Bibliophilen das Interessanteste sein mochte — aus den Berliner Archiven die im Auftrag des Polizeidirektors von Kamptz im Februar 1822 aus dem Druckmanuskript des „Meister Floh" beim Verleger Wilmans in Frankfurt a. M. ex offo unter-

Aus: „Meister Floh" von E. T. A. Hoffmann. Herausgegeben von Hans von Müller. Verlag von Julius Bard, Berlin.

drückte „Knarrpanti"-Episode erstmals publiziert. Hans von Müller hat sie seiner historisch-kritischen Ausgabe des Märchens[1]) mit Genehmigung Ellingers

*) Wir danken ihm schon eine der „Märchen der Serapionsbrüder" (Bd. IV. des „Hortus deliciarum"), Verlag Julius Bard, Berlin 1907.

einverleibt und den zu einem Fünftel nach dem Originalmanuskript, im Rest nach dem Frankfurter Erstdruck hergestellten Text sowie die sehr persönliche Textgeschichte mit einem seiner so angenehm lesbaren appetitlich gegliederten und behaglich und sorgfältig gestrichelten ausführlichen Kommentare versehen. J. Bard hat das Buch auf das prächtigste gedruckt; zumal die Luxusausgabe ist ein wahrer Leckerbissen. Leider entstellen das sonst so vornehme Werk die häßlichen, ohne Lust und Laune, ohne Achtung vor dem exquisiten Geist unseres Ernst Theodor Amadeus, ohne jegliches Verständnis für den Charakter des einzigartigen Märchens hingekritzelten und dann mit bunten Bilderbogenfarben nachlässig angepinselten Zeichnungen Ernst Sterns, die hoffentlich bei einer recht bald zu veranstaltenden neuen, auch einige Druckfehler beseitigenden Auflage dahin verschwinden werden, wohin sie gehören: in die Sudelmappe des nicht immer so reiz- und geschmacklosen Künstlers. Dagegen plädiere ich inständigst für die Reproduktion von Hoffmanns charmanten eigenhändigen Deckenzeichnungen. Die Erstausgabe ist in gut erhaltenen Exemplaren — herrlich präsentieren sich die auf Schreibpapier gedruckten — heute schon recht rar geworden.

Die vorangeführte „Knarrpanti"-Episode teilt das Schicksal aller Zeitsatiren: sie ist, wenn auch nicht rettungslos veraltet wie manche andre hochberühmte mehr oder minder deutliche Anspielungen, doch ins Harmlose gealtert. Der Geheimrat Knarrpanti, der Kamptz selbst und seine Demagogenriecherei persifliert, steht tief unter ähnlichen Karikaturen Hoffmanns — den unübertrefflichen Serenissimus-Grotesken zumal im Murr-Kreisler und im „Klein Zaches"! —; er ist, wie ein großer Teil des als Stückwerk und (laut Müllers in gewohnter Säuberlichkeit verzeichneten Nachweisungen) daher nur mit leidigen Gedächtnisfehlern zu Rande gediehenen Buches — Hoffmanns letzter größerer Arbeit; er starb zwei Monate nach dem Erscheinen des Märchens — flüchtig hingestrichen und haftet nicht wie die unzähligen Originale des unvergleichlichen Dichters — Dapsul von Zabelthau, Kopelius, Krespel, Dappertuto, Belcampo, der Pyramidendoktor, Pate Drosselmeier, Konrektor Paulmann, Archivarius Lindhorst usw. usw. — unverlierbar in des Lesers Gedächtnis. Um so liebenswürdiger ist die Bekanntschaft mit Peregrinus Tyß, in dem der Schöpfer des Kapellmeisters Kreisler, des unsterblichen Studenten Anselmus (Goldner Topf) eine leider nur gegen den Schluß immer mehr verblassende Gestalt entworfen hat, die den ganzen zarten Zauber Hoffmannscher „Fremdlinge in der Welt" ausströmt.

Es ist sonderbar, wie unrichtig selbst von seinen Schätzern Hoffmanns Dichtertum bewertet wird. Da habe ich kürzlich die Hippel-Hitzigs Spuren folgende, besonders wegen ihrer energischen Abwehr Scottscher Dünkelei sympathische Einleitung Henry Massé d'Egmonts zur schönen Ausgabe der Contes Fantastiques (Traduction nouvelle, ornée de jolies vignettes gravées en taille-douce d'après les dessins de Camille

Rogier, Paris Perrotin, 1840, in vier 8°-Bänden) gelesen[1]. Der sorgfältige Übersetzer und liebevolle Verteidiger des mutigsten aller deutschen Poeten entblödet sich nicht, den „Sens instructif", die „induction morale"

Aus: „Meister Floh" von E. T. A. Hoffmann. Herausgegeben von Hans von Müller. Verlag von Julius Bard, Berlin.

von Hoffmanns angeblichen Schaudermären rühmend hervorzuheben, als

[1] Ich besitze nahezu alle Einzel- und Gesamtausgaben Hoffmanns sowie die verschiedenen französischen Übersetzungen.

eine Entschuldigung gewissermaßen für manche „Exzentrizitäten", ja er nennt den „Sandmann" ein Meisterwerk — vom Gesichtspunkt aus, daß der „Zweck" dieser Geschichte zweifellos der sei, „de mettre en garde contre les déréglements de l'imagination" (11). „Ins Innere der Natur" E. T. A. Hoffmanns — „o du Philister!" möchte man mit Goethe ausrufen, dessen eignes Urteil über den „kranken Mann", den „Gespensterhoffmann", den uns eines Gervinus schnupfende Weisheit naserümpfend abgeschildert, an Engherzigkeit freilich kaum hinter dem täppischen Scotts zurückbleibt...

„Der Meister Floh", wohl eine der am wenigsten bekannten und noch seltner erfaßten Dichtungen, steht mit einem Fuß sozusagen schon drüben im Reich, wo der Verstand der Verständigen nichts mehr sieht als wogende Schatten ohne Gestaltungsmöglichkeit. Noch der Kleine Zaches — denn die Reihe heißt: Goldner Topf — Prinzessin Brambilla — Klein Zaches — Meister Floh — konnte zum größten Teil als Satire gelten (wie denn auch viele im „Kater Murr" die harmlose Parodie mikroskopisch vergrößert erblicken und die grandiose Kreisler-Biographie sich dadurch verdrängen lassen). Mit dem Meister Floh weiß man aber rein gar nichts anzufangen, und es gehört zur Ironie, die in Hoffmanns Schicksal auch nach seinem Heimgang bekanntlich die größte Rolle spielt, daß ein so unbedingter Editor eines Alleinzigen, wie ihn H. v. Müller darstellt, durch seine bibliographisch-antiquarische Akribie nur dazu beiträgt, das wundersame Märchen rationalistisch zu entölen. Ellingers Entdeckung und Müllers Kritizismus in Ehren (keiner kann hier ehrlich-tüchtige Kärrnerarbeit höher einschätzen als der dankbare Referent), aber der Meister Floh muß auf anderm, muß auf reinkünstlerischem Boden Liebenden näher gerückt werden; die imaginäre Knarrpanti-Episode und die lebendige Kamptz-Groteske bleiben dann völlig im Hintergrunde.

Hoffmanns dichterische Größe liegt — unsern seelenlosen Literaten ein Memento mori — im Seelischen. Keiner von allen Deutschen hat je intensiver, inniger, fanatischer zugleich und seliger den Gegensatz zwischen der Wirklichkeit des Traumes und der gespenstischen Nüchternheit der Realität erfühlt und vertont als er. Seine Gestalten sind immer Vertreter der beiden feindlichen Reiche, die nicht gut anders denn als in ihrer Dimensionalität verschieden bezeichnet werden können. Die Vertreter der „Wirklichkeit" haben nämlich überhaupt keine Organe für die „andre" Realität, die, weil durchaus seelisches Erlebnis, im Seelenmenschen nur um so vehementer sich durchsetzt. Das und nur das ist das eigentliche Hoffmann-Problem[1]). Man darf es nicht mit dem

[1]) Ich benütze gern den Anlaß, auf ein interessantes, wenn auch mehr anziehendes denn festhaltendes Hoffmann-Buch hinzuweisen: Artur Sakheim. E. T. A. Hoffmann. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken. Mit 2 Abbildungen. Leipzig 1908, H. Haessel Verlag, ferner auf eine (mit einer unbekannten reizenden Silhouette Hoffmanns geschmückte) liebenswürdige Arbeit: Die Blütezeit der musikalischen

durch Schiller uns geläufigen „Ideal und Wirklichkeit" verwechseln, es liegt viel tiefer, als dem doch sehr rationalen Schiller je ahnte. Der „dumpfe" Goethe hatte ein Gefühl davon. Aber er hat es in klassischer Klarheit — leider — überwunden, hat den Roman des Philisters (Meister) als Paradigma des Deutschen geschrieben, hat sogar seinen aus orphischen Tiefen, von den „Müttern" rückkehrenden Faust dem Positivismus ausgeliefert. Denn man darf die wunderbare Gretchen-Apotheose nur nicht allzu bedeutsam meinen. Wagners Entwicklung geht einen viel klareren deutschern Weg zur Ewigkeit als Goethes gerühmter Realismus. Hier, von Richard Wagner aus, wird Zweifelnden auch Hoffmanns Wesen klarer werden mögen. Die beiden gehören eng zusammen. In dieser Reihe: Jean Paul — Hoffmann — Wagner sehe ich das, was mir heimatsgewaltige, ahnungsvoll-unnachahmliche deutsche Art in Kunst und Persönlichkeit bedeutet. Auch bei Hoffmann hört der Hörende ein Waldweben, und bei Jean Paul sind die Tristan-Verzückungen der Tagflucht.

Der purpurdunkle Kerngrund, Abgrund und Himmel aller Kunst, Seelensehnsucht, Seelenweh und Seelenjubel, das Mächtige, das einen Künstlermenschen und Religiosen überhaupt am Leben, nicht als Sklaven, sondern als Freien festhält, hier in diesem so leicht in einen Schulterminus abzukühlenden Problem lebt's, wirkt's: „Traum der Ahnung", Ewigkeitsweben, Leichtwerden im Seelenrausch. Die Menschen aber nennen es, je nach Laune, Narretei, Kinderei, Überspanntheit. Im „Goldnen Topf" atmet diese Zauberluft, die nichts mit dem vergleichsweise sehr äußerlichen Dämonismus zu tun hat, der sich sinnlich gleichsam im irgendwie Gespenstischen verkörpert und für den Hoffmanns einigen Wenigen heiliger Name immer wieder Pedanten wie Enthusiasten herhalten muß.

Dies zur bloß andeutenden Charakteristik eines zwei Menschenalter arg Verkannten, ja schamlos Verlästerten. Sei es mir gestattet, was eine nun seit mehr als zwanzig Jahren gehegte Liebe, eine seit mehr als sieben Jahren gepflegte Verkündigung verstreuten Beobachtern längst bewiesen haben muß, hier einmal uneingeschränkt zu bekennen:

E. T. A. Hoffmann ist mir unter allen deutschen Dichtern der liebste, der nächste. Ich habe in ihm den wahrhaftigsten Ausdruck dessen erkannt, was mir im Künstlerischen als das Höchste gilt: die große Liebe, die die große Sehnsucht ist. Ich kenne bei diesem ganz gewiß nicht einfachen, aber durchaus lautern Künstler keine Zeile, die nicht von ihm aussagte. Ist seine Art, wenn man will: seine Manier unnachahmlich wie die jedes echten Schöpfers, so ist der Grund und Boden dieser Art, sein Ich, einzig, wie nur je ein begnadeter Bekenner der Herrlichkeiten Gottes — das sind die Künstler — einzig gewesen ist. Es ist ja gewiß lehrreich und amüsant, jeden Dichter einzureihen in eine Kategorie, ihn aus Zeit und Umgebung, Tradition und Schule zu erklären. Aber was nützt es im Grunde, wenn man

---

Romantik in Deutschland von Dr. Edgar Istel (der bei Greiner & Pfeiffer im Vorjahre Hoffmanns musikalische Schriften herausgegeben hat), B. G. Teubner, Leipzig 1908.

Hoffmann mit einem so schemenhaften, hin- und hergedrehten Autor wie dem eigentlich völlig überflüssigen Tieck vergleicht, wenn man an seine Beziehungen zu dem unsäglich nichtigen Fouqué, an seine vorübergehende Berührung mit dem sicherlich unsern Reichtum an starken Einzeltönen durch sein Schwinden nicht um eine nageldünne Schicht mindernden — wenn auch, für sich betrachtet, liebenswürdigsten — Chamisso erinnert? Sind denn die, jeder einzeln genommen, sehr erquicklichen und vielseitig-geschliffenen Musset, Gautier, Nerval, Nodier usw. streng genommen mehr als der herrlich vielstimmige Chor „auf allen Zweigen", wenn die Schatten der Balzac, Stendhal, Mérimée riesig ansteigend heraufkommen? Man muß gewissermaßen „Zeit und Lust" haben, wenn man die „mit ersten Kräften besetzten" kleinen Rollen und Chargen der Weltliteratur studieren mag: den Schritt der großen Darsteller hört jedermann, und wenn ihn Tausende nicht hören, er hat doch unverlöschbare Spuren geprägt, über die achtlos zwar, doch nicht unversehrt diese Tausende ihr Alltagsleben forttreiben bis ans anonyme Ende der Misere. Einen Hoffmann löscht man nicht aus dem unstillbar schwirrenden Gemengsel, das die deutsche Geisteratmosphäre bestimmt. Für hundert andre, gute, bessre, beste kann, von fern geschätzt, ein andrer eintreten; Hoffmann ist ein unersetzlicher Faktor, wie Lessing, wie Kant, wie Goethe, wie Kleist, wie Schopenhauer, wie Wagner, Hölty, Wieland, Voß, Lenz, Sturz, Schiller, Fichte, Hippel, Schleiermacher, Varnhagen, Platen, Hebbel, Ludwig, Grillparzer usw.: soviele Namen soviele stark ertönende Saiten. Aber „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt", umgeben die kleinen absoluten Fürsten den jeweiligen „Herrn der Welt". Und, wie gesagt, nur blinder Unverstand oder sehende, aber geblendete Bosheit haben E. T. A. Hoffmann aus der Reihe der großen Einzigen verdrängt im dumpf staunenden Ehrfurchtsbewußtsein seines Volkes.[1])

[1]) Freunde meiner nicht jedem genehmen Art, zu sehen und zu schildern, darf ich hier auf meine Einleitung zu Max Hesses neuer Ausgabe von Hoffmanns „Ausgewählten Werken" (Leipzig 1908) verweisen, durch die meine ältere Hoffmann-Skizze („Dichtung", Bd. XII, Schuster & Loeffler, Berlin 1906) überholt erscheint. Angenehmste Pflicht des gerne gönnenden Genießers aber ist es mir, vor allem an die monumentale Gesamt-Ausgabe von Hoffmanns Schöpfungen zu erinnern, die Carl Georg von Maßen (ohne die von Hans von Müller irrtümlich angenommene Mitarbeit von Franz Blei) bei Georg Müller in München seit einem Jahre bedächtig fördert: der 3. und 4. Band sind uns für heuer verheißen.

Wir werden um Veröffentlichung des folgenden Aufrufs ersucht:

Wien, im April 1909.

Der Stadtrat der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien hat den Beschluß gefaßt, das Andenken des größten österreichischen Dichters, Franz Grillparzers, durch die Veranstaltung einer würdigen kritischen Ausgabe seiner sämtlichen Werke zu ehren, und hat den Professor der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag, Dr August Sauer, den bewährten Kenner von Grillparzers Leben und Werken, mit der Herstellung dieser Ausgabe betraut, die im Verlage der Buch- und Kunsthandlung Gerlach & Wiedling in Wien in 25 Bänden erscheinen wird. Sie soll neben allen abgeschlossenen dichterischen und prosaischen Arbeiten auch die Entwürfe und Fragmente, die Studien und Tagebücher, die Briefe von dem Dichter und an ihn, endlich die von ihm verfaßten Aktenstücke in umfassender Weise vereinigen.

Zur Vervollständigung des in der Wiener Stadtbibliothek bereits aufgesammelten bedeutenden Handschriftenschatzes wendet sich der Unterzeichnete hiermit an alle Besitzer von Handschriften Grillparzers, insbesondere an alle Bibliotheken, Archive, Theater, Vereine, Verlagsbuchhandlungen, Autographensammlungen usw. mit der ergebenen Bitte, dem Herausgeber alles zerstreute einschlägige Material gütigst zugänglich zu machen. In Betracht kommt alles, was sich von Grillparzers Hand erhalten hat, unter anderen die vielen Stammbuchblätter, Sprüche, Epigramme, Widmungsexemplare seiner Dramen oder seiner Porträte in Privatbesitz; ferner Druckexemplare seiner Werke, in welche er Verbesserungen eingetragen hat, Bücher oder Manuskripte, welche er mit Bemerkungen versehen hat; auch scheinbar wertlose Aufzeichnungen, selbst wenn sich ihr Inhalt zur Veröffentlichung nicht eignen sollte, können unter Umständen in größerem Zusammenhang Bedeutung gewinnen; ferner alte Abschriften, die auf Grillparzers Originale zurückgehen, ältere Theatermanuskripte seiner Dramen, handschriftliche Sammlungen seiner Gedichte und Epigramme, Briefe an ihn oder über ihn und seine Werke, Dokumente über sein Leben, Dekrete, Kontrakte usw.; auch seltene Drucke, besonders Einzeldrucke seiner Gedichte. Endlich werden auch bloße Hinweise auf erhaltene Handschriften oder versteckte Drucke erbeten.

Die Zusendung von Handschriften wird an die Direktion der Wiener Stadtbibliothek (Wien I, Rathaus) erbeten, wo für feuersichere Aufbewahrung und pünktliche Rücksendung sowie für Vergütung der Kosten Sorge getragen wird. Sollte sich die Versendung der Originale als unmöglich erweisen, so werden möglichst genaue (am besten photographische) Kopien erbeten.

Jede Förderung der Ausgabe wird in dieser dankbar verzeichnet werden.

Dr Karl Lueger,
Bürgermeister der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.

Erklärung.

Da ich erfahren habe, daß durch meine Äußerung im Aprilheft dieser Zeitschrift, welche auch im „Berliner Tageblatt“ übernommen wurde, große Mißverständnisse entstanden sind, möchte ich ausdrücklich betonen, daß die Worte „das Schwerste zugefügt wurde, was einem Vater von seinem Sohne zuteil werden kann“ sich nicht auf einen meiner beiden lebenden Söhne (Henri und Govert) beziehen.

J. H. van 't Hoff.

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd“, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig). Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Seliger Glaube.

Blessed Faith.

English words by Mrs O. B. Boise.

Franz Ries, Op. 41. № 1.

Sehr langsam und innig.

Singstimme.

Pianoforte.

p

Wenn ich mein Lied in Tö - nen leis' hin - sin-ge in die Nacht, mein Lied das ich für dich al - lein ge sun - gen und er - dacht: da win - ken mir die

When out in - to the star-lit night, I sing our old loved song, It seems to wing its air - y flight To thee, for whom I long. The stars look down and

espr.

poco cresc.

p

Ster-ne zu, da geht ein flüs - ternd Weh'n durch Baum und

beck-on me, The breez-es whis - per low, espr. As if they

pp p

Strauch, als hört' ich dich dort in der Sti - -

too, did sigh for thee, And wished that thou

mf

- le geh'n! Ich lau-sche hin da ist's ein Hauch,

should'st know And then I feel a pres-ence nigh,

pp

morendo ppp

una corda

sempre pp

da ist's ein Hauch der mir die Lip-pen schliesst,

a pres-ence nigh, A sense of strange sweet bliss,

R. 5544 E.

etwas drängend

mf

als hät-test du mir plötzlich fort, vom
As on my lips the loved tones die, I

molto espr.
mf
p
poco cresc.

p

Mun - de fort, vom Mun - de fort dein Lied ge
seem to feel, I seem to feel once more thy

pp molto rit.

dim.
pp
molto rit.

a tempo

küsst
kiss.

(O. Malybrok-Stieler.)

espr.
mf
a tempo
p
rit.
pp

Stich und Druck von C. G. Röder, Leipzig.

Spätes Glück.

(Anna Ritter.)

Edmund von Strauss, Op. 3, Nº 1.

Langsam, im Volkston.

Singstimme.

Klavier.

Es hat ein Blüm - lein Tag für Tag sich nach dem Licht ge - reckt, die lie - - be Son - - ne fand es nicht war gar zu tief

H. V. 9085

Mit Gütiger Erlaubnis des Verlages „Heinrichshofen“ in Magdeburg.

— ver - steckt. Erst als der Si - chel blan - ker

cresc.

Stahl die Grä - ser rings ge - mäht, hat's

cresc.

warm der Son - nen - schein ge - küsst,

f *riten.*

f

p

Sehr langsam.

war a - ber viel — zu spät!

morendo

B.V. 9083

Zu den Musikbeigaben.

Franz Ries und Edmund von Strauß.

Man soll uns nicht vorwerfen dürfen, daß wir bei der Auswahl der Musikbeigaben einseitig verfahren oder wenigstens überwiegend Komponisten mit einer durchaus fortschrittlichen Richtung bevorzugen. Auch soll uns der Vorwurf nicht gemacht werden können, daß die gebotenen Lieder meist nicht leicht zu singen und auch schwer zu begleiten sind. Darum haben wir für dieses Heft gleich zwei Lieder gewählt, welche durch ihre Einfachheit und vornehme Melodik sicherlich bei dem größten Teil unserer musikalischen Leser, vor allem den singenden, von vornherein großen Anklang finden werden.

Franz Ries gehört schon seit vielen Jahren zu den beliebtesten Liederkomponisten; schon längst hat sich das Bedürfnis herausgestellt, seine mannigfachen Lieder dem Publikum in einer zweihändigen Ausgabe und zwar sowohl für hohe als auch tiefe Stimme zugänglich zu machen. Sie sind sämtlich, ob sie nun heiter oder melancholisch oder gar traurig und ernst sind, durchaus ungekünstelt und geben die Dichterworte in völlig erschöpfender Weise musikalisch wieder; immer sind sie melodisch gehalten, niemals deklamiert die Singstimme bloß, während dem begleitenden Klavier die Hauptrolle zugewiesen ist. Besondere Beliebtheit haben „Wiegenlied", „Am Rhein und beim Wein", „Wo Du hingehst" und „Wandervögel" gewonnen.

Vornehm und edel sind auch überhaupt die Kompositionen von Franz Ries, der sich besonders an Beethoven und Schumann gebildet hat, ohne jedoch deren sklavischer Nachahmer zu werden. Am meisten bekannt ist er durch seine vier „Suiten für Violine und Klavier" geworden, in denen er in der denkbar glücklichsten Weise die alten Tanzarten dem modernen Geschmack anzupassen verstanden hat. In der ersten Suite in G-Moll war es namentlich die Gavotte, die in allen nur möglichen Arrangements Verbreitung fand. Die zweite Suite in F-Dur, die Ries für seinen Freund Sarasate geschrieben hat, zeichnet sich durch eine herrliche Sarabande, eine reizvolle Romanze und ein höchst prickelndes und effektvolles Scherzo aus; das hier abgedruckte Lied „Seliger Glaube" klingt übrigens etwas an Stellen in dem Kanon dieser Suite an. Am populärsten wurde die dritte Suite, die in fast 50 000 Exemplaren Verbreitung gefunden hat und zum Repertoire jedes Geigers noch immer gehört; ganz besonderer Beliebtheit

freuen sich daraus namentlich die ondoliera und das Perpetuum obile. Musikalisch noch feiner und ewissermaßen die Krone des kompositorischen Schaffens von Franz Ries ist die vierte Suite in D-Moll, e zu dem Besten gehört, was in n letzten fünfzehn Jahren für Vioine geschrieben worden ist. Recht merkenswert ist auch das formllendete und inhaltreiche Quintett n Franz Ries in C-Moll für zwei olinen, zwei Bratschen und Violonl, das herrliche Variationen und n sehr wirksames Scherzo enthält. rn gespielt wird auch sein zweites reichquartett in B-Dur. Recht ebt ist auch sein „Schlummer-" für Violine. Unter dem Namen lbumblätter" hat Ries auch eine eihe meist bis dahin unbekannter ücke älterer Komponisten in einer recht freien Bearbeitung für line oder Violoncell mit Klavier ausgegeben. Einige dieser Stücke en sich sehr eingebürgert, so z. B. Aria von Tenaglia, an der das e aber von Ries selbst herrührt. Er entstammt der bekannten sikerfamilie. Am 7. April 1846 er in Berlin als Sohn des in em Alter 1886 verstorbenen Kgl. zertmeisters Hubert Ries, der r der bekanntesten Schüler von ohr war, geboren; er ist ein Neffe berühmten Beethovenschülers dinand Ries. Bis zu seinem nzigsten Jahre bildete er sich bei em Vater zum Violinspieler aus, rend er gleichzeitig bei Friedrich Komposition studierte. Um die Weihe für das Virtuosentum empfangen, ging er 1866 zu ssart und Vieuxtemps nach Paris; dortigen kaiserlichen Konservato- erhielt er 1868 einen ersten Preis und trat dann als Bratschist in das Streichquartett von Vieuxtemps ein, in dem gleichfalls Künstler ersten Ranges, nämlich Marsick die zweite Geige und Jacquard das Violoncell vertraten. Durch den deutsch-französischen Krieg löste sich dieses Quartett auf, doch blieb Ries, der nach London übersiedelte, weiter in den freundschaftlichsten Beziehungen zu seinem Lehrer Vieuxtemps und dessen Familie. Als er gerade auf der Höhe seines künstlerischen Rufs als Geiger angelangt war, zwang ihn leider ein nervöses Fingerleiden an der linken Hand, dem Virtuosenberuf im Jahre 1873 vor der Zeit zu entsagen. Da er sich nicht ausschließlich der Komposition ergeben wollte, weil ihm Vielschreiberei verhaßt war, ließ er sich 1874, um auch seine zahlreichen Verbindungen mit der Künstlerwelt auszunutzen, in Dresden als Musikalienhändler nieder und widmete sich besonders dem Verlag. Zehn Jahre später vereinigte er sich in Berlin mit seinem Freunde Hermann Erler. Beide haben es verstanden, die Firma Ries & Erler zu solcher Ausdehnung und solchem Ansehen zu bringen, daß sie unstreitig zu den ersten Berliner Verlagshäusern gehört.

Verhältnismäßig wenig ist Edmund von Strauß als Komponist bisher bekannt geworden; er hat bisher ausschließlich Lieder und einige Duette veröffentlicht, die größtenteils bei Heinrichshofen, dem großen Magdeburger Musikverleger, aber auch bei Kahnt Nachf. in Leipzig und Ad. Fürstner in Berlin erschienen sind und gar nicht selten Konzertprogramme zieren. Sein hier abgedrucktes „Spätes Glück" ist ein herziges, inniges Volkslied,

Zu den Musikbeigaben

wie es eben nur ein gemütvoller Österreicher schaffen kann. Edmund von Strauß ist am 12. August 1869 in Olmütz als Sohn eines Offiziers geboren und hat seine Kindheit und Studienzeit in Wien zugebracht. Mit der Familie des Walzerkönigs Strauß ist er aber nicht verwandt. Ursprünglich hatte er die Absicht, Chemiker zu werden, widmete sich aber dann unter dem Einfluß von Hans von Bülow und auf Anraten Hans Richters vollständig der Musik, und zwar zog ihn die Oper in erster Linie an. Als Korrepetitor begann er seine Laufbahn an der Wiener Hofoper, wurde dann Kapellmeister in Prag, Lübeck und Bremen und hatte 1902 das Glück, an das Berliner Opernhaus berufen zu werden, wo ihm zum Unterschied von Richard Strauß „dem Großen" der Spitzname „der blaue Strauß" gegeben worden ist. Dank seiner großen Gewandtheit ist er hier schon oft der Retter in der Not geworden und hat für einen erkrankten Kollegen so sicher den Taktstock geschwungen, als wenn er das Werk selbst einstudiert gehabt hätte. Die beste Anerkennung seiner Dirigentenkunst ist die Tatsache, daß das berühmte Berliner philharmonische Orchester ihn nach dem Tode Rebiczeks durchaus zum Dirigenten wählen wollte, doch hat sich Edmund von Strauß nicht entschließen können, der Tätigkeit an der Oper Valet zu sagen. Es müßte wunderbar zugehen, wenn er uns nicht eines Tages mit einem eigenen dramatischen Werk überraschen würde.

Wilhelm Altmann.

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Kurfürstendamm 136.

Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang Band 129 Juni 1909 Heft 387

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Alfred Klaar:
Paul Lindau.

Paul Lindau bereitet uns eine Geburtstagsüberraschung. Er wird am 3. Juni siebzig Jahre alt. Es scheint paradox; aber das Konversationslexikon hat es bestätigt. Es ist urkundlich nachzuweisen, und so tritt es in unser Bewußtsein, aber nicht in unsere Anschauung. Mit seiner Fülle von Talent und Spannkraft hat uns Lindau freilich daran gewöhnt, ihn immer wieder etwas werden zu sehen, was man just nicht erwartete. Und auch wenn man nicht bloß zählt, sondern wägt und die Bibliothek überblickt, die unter dem Namen Paul Lindau der deutschen Literatur einverleibt ist, so muß man sich sagen: in kürzerer Zeit als in siebzig Jahren war das nicht gut zu machen. Dennoch wehrt sich die Vorstellung in heiterem Widerstande dagegen.

Eines steht fest: den Altersgeruch der Siebziger wird dieser Jubilar nicht annehmen; eher wird er die Siebziger in den Verruf der Jugendlichkeit bringen. Die Elastizität seines Naturells hat sich mit den Jahren eher gesteigert als abgeschwächt. Gerade in den letzten anderthalb Dezennien hat sich sein Können in neuen Richtungen entfaltet, ohne in den alten nachzulassen: zum Epiker und Essayisten, zum Publizisten und Satiriker, zum Dramatiker und Kritiker trat der praktische Dramaturg hinzu — alle organisch verbunden in einer Persönlichkeit von rascher und kräftiger Initiative, in einer Natur, der Produzieren und Unternehmen so viel wie Leben bedeutet, in einem bewundernswert frischen Temperament, dem Genuß und Arbeit ineinander strömen und zur Einheit werden.

Wenn ich, da ich diese Zeilen niederschreibe, einen Blick auf das Bildnis Lindaus werfe, das den Leser dieses Heftes grüßt, so spricht mich vor allem ein charakteristischer Zug an: die Anspannung des Wesens, die volle Hingebung an die lebendige Aufgabe. Das Bild zeigt ihn am Schreibtisch bei der Arbeit. Das merkwürdige Profil des leicht gebeugten Kopfes, das durch Zeichner und Karikaturisten typisch für die Gesichtsbildung des modernen Intellektuellen geworden, scharf herausgehoben in der Linie, die gewölbte hohe Stirne unter dem zurückgestrichenen gekräuselten Haar, die Schläfe mit dem für geistige Arbeiter

bezeichnenden Adergezweige, die vorspringende Nase mit dem keck aufgesetzten Kneifer, das gesenkte, ganz auf das Papier gebannte Auge belebt vom Ausdruck der Klugheit und Satire, aber um die vollen Lippen unter dem buschigen Schnurrbart ein Lächeln der Welt- und Selbstvergnügtheit, der Freude am Einfall und Schaffen, das sich behaglich über das kurze Künstlerkinn weiter verbreitet. Der Gesamteindruck: ein durchgeistigtes Temperament, ein angespannter Drang zu äußerem und innerem Leben, die Vollkraft eines Naturells, dem die Produktion, das Erfassen des glücklichen Moments, durch alle Adern und Nerven sprüht.

Auch wenn mir nicht die weit zurückreichende Erinnerung zu Hilfe käme, ich würde in diesem Bilde jenen Paul Lindau erkennen, der sich vor mehr als vier Jahrzehnten in kecken und glänzenden literarischen Waffengängen die ersten Sporen verdiente und bald darauf als Ritter ohne Furcht und Tadel in deutschen Landen geschätzt und gefeiert war. Nur ein paar Fältchen der Reife und Milde, die man freilich nicht missen möchte, hinweggeglättet—und die Gestalt des „harmlosen Kleinstädters", des fröhlichen Künders „literarischer Rücksichtslosigkeiten", des temperamentvollen Satirikers, dessen treffender und doch vornehmer Spott, dessen kecker und doch niemals dünkelhafter Ton der Überlegenheit, dessen herzliches, befreiendes und versöhnendes Lachen in Nord und Süd widerklingt, steht in voller Jugendfrische vor uns. Welt- und Selbstkenntnis haben den Ausdruck gemäßigt, die innere Erfahrung, das reiche Erlebnis des Schaffenden, den frischen Mut noch tiefer durchgeistigt — aber gespreizte Würde ist diesem Wesen so fern geblieben wie Weltmüdigkeit und pessimistische Ernüchterung: die Pulse schlagen so kräftig, der Sinn ist so beweglich und weltfreudig, die Lust an der Welt und an der Arbeit so lebendig und das Lachen so hell und rein, wie in den Tagen der ersten munteren Kämpfe, in denen sich der Werdende und Reifende den Boden für ein frohes Schaffen erstritt.

Paul Lindaus Eintritt in die Literatur, den wir heute schon in historischem Lichte sehen, fällt in eine ernste, große Übergangszeit. Der junge Doktor aus Magdeburg, der zur Ausprägung des geistigen Berlinertums von heute so viel beitragen sollte, entwickelte sich unter dem Eindruck jener großen deutschen Politik, die in rasch fortschreitender Einigung alle Bedürfnisse eines nationalen Kulturstaates neu ins Bewußtsein rief. Zwischen den Kriegen von 1866 und 1870, in den hoffnungsvollen Tagen des Norddeutschen Bundes, in denen schon die große Linie

Deutschlands gezogen war und nur noch der Ergänzung harrte, in dieser bewegten Zeit, in der zugleich mit der Werdefreudigkeit eine Fülle neuer Kulturbedürfnisse die Geister bewegte, trat der Publizist Paul Lindau mit den kecken Schritten eines Leichtbewaffneten, der indes seiner Kraft und seiner Wehr sicher war, auf den Plan der Öffentlichkeit hinaus.

Es ist eine interessante Beobachtung, daß um jene Zeit die poetischen Siegesklänge, die Tyrtäusfänge, so ehrlich und kräftig sie sich vernehmen ließen, nicht den Oberton in der Literatur behaupteten. Ein Drang zur Wirklichkeit des Erfolges, zur Realität nationaler Errungenschaft, zum greifbaren Ziele historischer Sehnsucht war über das träumerische und hochgestimmte Deutschland gekommen; die Romantik, die die Sehnsucht genährt hatte, wurde von der Nachdenklichkeit, die sich des Erreichten versichert, abgelöst. Nicht der schwärmerische Traum, sondern die Befriedigung langgehegter Bedürfnisse, die Forderung realer Kraftergebnisse, ein zielbewußtes, in die Wirklichkeit greifendes Wollen, stand im Vordergrund des Lebens und der Literatur. Der norddeutsche Boden, von dem die große Bewegung ausging, war überdies der der überlieferten Kritik, der prüfenden Klugheit, die auch vor Nüchternheit nicht zurückschrickt, wenn es gilt, aus chaotischem Nebel das Positive und Dauernde herauszugestalten. So weist das journalistische Spiegelbild jener großen Zeit eine merkwürdige Mischung der Stimmungen und Charakterzüge auf: in dem großen ausschlaggebenden Teil der Presse, der sich mit ganzem Herzen an die neue Entwickelung hingibt, finden wir neben der berechtigten Emphase des neu erwachten Nationalstolzes eine satirisch-kritische Richtung, eine von dem Gefühl der Sättigung weit entfernte, stachelnde und auffordernde Tendenz. Alle vorgeschrittenen Geister fühlen die Verpflichtung, die die Vornehmheit des bewunderten Sieges in sich schließt, alle, denen Nationalität mehr als Name, gemeinsame Sprache und staatsrechtliche Form ist, setzen sich nach verschiedenen Seiten hin für den inneren Ausbau des neugewonnenen nationalen Gesamtlebens ein, allen literarischen Kulturbildnern von ernster Veranlagung schwebt das Postulat vor, daß der große Moment kein kleines Geschlecht finden darf.

Die Geschichtschreibung atmet nicht den Geist einseitiger Befriedigung, sondern mahnt mit taciteischer Strenge — man denke an Treitschke — zur Selbstprüfung, das wirtschaftliche und industrielle Leben kämpft um die Entwickelungsbedingungen einer großen Kulturnation, die Politik tritt sofort an die Frage heran, wie das nach langer Zersplitterung zu-

sammengefaßte Volk nach innen geeinigt werden kann, und wird sozial, die Sprecher der allgemeinen geistigen Bedürfnisse dringen auf einen größeren, freieren, stolzeren Zug des gesellschaftlichen Lebens und üben unbarmherzige Kritik an allen Überbleibseln des Kleinstädtischen und Kleinstaatlichen, am leicht befriedigten Philistertum, und an der anspruchsvollen Scheinbildung. Die Kräfte im Innern sollen an der Bedeutung, die Deutschland nach außen gewonnen, gemessen werden und wachsen, die Konzentration aller großen Bestrebungen soll zu einer weltstädtischen Entwickelung der Reichsmetropole führen. Das ist die geistige Atmosphäre, in die der junge Journalist Paul Lindau, der als Redakteur der Düsseldorfer und Elberfelder Zeitung früh den lebendigsten Hauch der Aktualität verspürt hatte, eingetreten war, und in der sein beweglicher Geist, dem die Waffen frühreifer Bildung und schlagfertigen Witzes zur Verfügung standen, die Anregung zu einer funkelnden und sprühenden Entfaltung der Satire fand.

Das Feld für solche Wirksamkeit war nicht geebnet und bequem dargeboten; die altehrwürdigen Stätten literarischer Erwägungen, deren Ergebnisse langsam durchsickern, waren keine Tribünen für die scharfgeistige Anregung, die an die Bedürfnisse des Tages anknüpfte, und für die schneidige Kritik, die schlagfertig ins Leben eingreifen wollte. Auch forderte das neue Reich neue Zentralstätten der erweckten Geister, neue Warten für den Überblick. Lindau war auf diesem Felde von unermüdlicher Initiative, und er war darin glücklich und erfolgreich, weil er Form, und Inhalt zugleich gab, weil er nicht auf Andere wartete, die sprechen sollten, weil er vielmehr selbst etwas zu sagen hatte. Eine Reihe von Revüen, wie der „Salon", später die „Gegenwart" usw. entstand rasch auf seine Anregung oder durch seine Mitwirkung, und in dieser neuinszenierten Presse war er selbst der Protagonist, der erste Sprecher. Dabei vereinigte sich die persönliche Note, die selbst für das stumpfere Ohr aus der Eigenart seiner humoristischen Kritik hervorspang, mit der Sachlichkeit des älteren Idealjournalisten, der immer seltener, ja mythisch werdenden Volznatur, die in der Freude am Wirken die Sorgen um den Namen vergißt und den Krampf des Ehrgeizes fernhält; der „harmlose Kleinstädter" wurde in deutschen Ländern populär, wo man den Namen Lindau noch nicht kannte, und erst die Unvorsichtigkeit eines Leipziger Professors und „Plateniden", der die Schläge der literarischen Geißel, die er empfangen, durch eine Anzeige bei Gericht bestätigte, veranlaßte den geistvollen Schalk, die Maske zu lüften und zugleich mit Nam'

und Art das Gesicht des ernsten Literaturrichters der Öffentlichkeit zu weisen.

Auch heute noch empfindet man, wenn man die „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" und „die Briefe eines Kleinstädters" zur Hand nimmt — alle diese frischen Strömungen gehaltvollen Witzes haben sich längst zu Büchern kristallisiert — helle Freude an der Eigenart humoristischer Auffassung, an der herzlichen Munterkeit des Spottes, an der Selbstironie, die die Schärfe des Witzes mildert, und an der Gewandtheit und Sicherheit der stilistischen Griffe, die einen ausgesprochen künstlerischen Zug in die Polemik hineintragen. Manches Motiv des Spottes ist freilich überwunden, manche satirische Bemerkung gegenstandslos geworden, und manchen kecken Fechterstreich des jugendlichen Armes, in dem der Übermut juckte und zuckte, findet der Lindau von heute wohl selbst zu heftig und zu leidenschaftlich. Aber der Grundton berührt heute wie ehedem mit der Kraft des Temperaments, die künstlerische Form der Polemik, deren beabsichtigte Leichtigkeit von feinem Geschmack beherrscht ist, gefällt und erfreut, und was noch mehr bedeutet, man fühlt mit Genugtuung die innere Tendenz heraus, die für die Zeitgenossen etwas Befreiendes hatte, und die für uns geschichtlich wertvoll und interessant geblieben ist. Die besondere Begabung und literarische Mission Lindaus, die sich später so vielseitig entfalten sollte, steckt, knospenhaft geschlossen, in diesen satirischen Blättern, die damals berechtigtes Aufsehen erregten. In der Fehde lag die Anregung, in der Polemik der gestaltungskräftige Wunsch.

Der junge Draufgänger hielt den kampfesfrohen Blick vor allem auf das Kleinliche und Verschränkte, auf das Enge und Kulturfremde, auf das Armselige und Mechanische eines großen Teiles der deutschen Gesellschaft gerichtet. Die kräftigsten Hiebe führte er gegen eine matte, selbstzufriedene Konvention, gegen Autoritätendünkel, vordringliche Eitelkeit, philiströse Leichtgläubigkeit und eine kindische Modewut, die sich mit dem Schein der Kultur brüstete. Hinter allen Angriffen wirkte das lebhafte Verlangen nach einem erhöhten Weltgefühl, nach einem freieren, kräftigeren Bewußtsein des Bürgertums, nach einer wahrhaftigeren, reicher und stolzer entwickelten Gesellschaft. Keine Frage, daß dabei die französische Anregung in Lindaus Entwickelung von maßgebendem Einfluß war: er gehörte zu jenen klugen Geistern, die an dem auf dem Schlachtfeld besiegten Feinde die erstrebenswerten Vorzüge einer mehrhundertjährigen, organisch entwickelten Kultur nicht verkannten und die sozialen Bedingungen und freieren Formen einer derartigen Entwickelung für ihr Vater-

land ersehnten. Frankreich hatte ein Zentrum, in dem alle Kräfte zusammenflossen und alle höheren geistigen Bewegungen in einander fluteten, hatte eine Gesellschaft, die sich fühlte, die für die Weltkultur den Ton angab, die in der Ermutigung aller emporstrebenden Kräfte eine Mission sah, und die sich in der Literatur stolz bespiegelte. Es war nicht unpatriotisch, vielmehr zweckbewußt und ehrlich national, dem geeinigten deutschen Volk, dessen ungeheurer geistiger Reichtum vielfach in gelehrten Schlachten vergraben lag, dessen kulturfrohe Lebens- und Wirkensfreude so mannigfach durch kleinstaatliche Entwickelung gehemmt war, eine ähnliche Zusammenfassung der Kräfte, eine gleiche Entwickelung der Gesellschaft tadelnd, spornend und anregend erkämpfen zu wollen. Durch einen großen Teil der Literatur nach 1870 geht dieser Zug hindurch, und Lindau stellte sich früh in den Vordergrund dieser Bewegung. Und es war nicht möglich, diesen jungen geistvollen Mahner und Spötter zu den Pamphletisten zu werfen, über die die selbstbewußte Würde zur Tagesordnung übergeht. In Lindaus Streitschriften lag ein starker Bildungs- und Kulturgehalt geborgen, der die Tüchtigen erfreute und die Achtung der Wissenden erwarb. Wenn die Satire wie die Vornehmheit verpflichtet, so hielt dieser junge Kampfhahn das Wort indirekter Verheißung und zahlte die Schulden seines Spottes. Wer ihn als Libertin der Literatur über die Achsel ansehen wollte, mußte bald zugestehn, daß hier ein Vollbürger des Schrifttums Gericht übte, daß der schlagfertige Beobachter die Mühe des Forschens nicht scheute, und daß die rasche Produktion die Gründlichkeit nicht ausschloß. Der Entlarver falscher Autorität erwarb sich selbst als Literaturforscher Ansehen und Geltung. Bezeichnenderweise vor allem auf dem Gebiete französischer Dichtung, die er in ihren besten Erzeugnissen liebt, wie eben nur ein Deutscher fremdnationales Schrifttum umhegen und erfassen kann. Bald dankte man ihm vortreffliche Aufsätze über die französische Literatur, Molièreforschungen, die namentlich über das persönliche Leben und Leiden des großen Komikers neues Licht verbreiten, und ein prächtiges Buch über Musset, das den heineverwandten französischen Lyriker unserem Gefühl und Bewußtsein näher brachte. Aber noch in anderer, wichtigerer Weise beglaubigte sich der erfolgreiche Spötter als aufbauende Kraft: aus der künstlerisch geadelten Tätigkeit des Journalisten wuchs die dichterische Produktion hervor.

Die journalistische Satire, die rasch bereit gegen die auffälligsten und aktuellsten Übelstände ankämpft, hat viel vom Negativ der Photo-

graphie. Unter der ersten Einwirkung des Lichtes heben sich durch die Macht der Ironie die Flecken hell heraus, wird das Dunkle hervorstechend, vollzieht sich eine charakteristische Verkehrung, die doch für jeden kundigen Blick etwas Treffendes und Unmittelbares hat, woran man das Wesen der Dinge erkennt. Ihre Farbe und ihre lebendige Bewegung aber tritt erst im Positiv hervor, das in der Dunkelkammer, ähnlich wie mancher Blütenkeim im lichtlosen Boden, eine Weile ruhen muß, um sich zu entwickeln. Lindau hat bald aus dem Negativ seiner journalistischen Polemik das Positiv der dichterischen Gestaltung hervorgerufen. Aus dem vielbewunderten Feuilletonisten wurde zu Beginn der siebziger Jahre der gefeierte Dramatiker. An den ersten feingestimmten Versuch, das Schauspiel „Marion", schloß sich die Komödie „Maria und Magdalena", die im raschen Zuge des Erfolges alle deutschen Bühnen für sich gewann. Der Übergang aber war ein durchaus organischer. Es fehlt in der Literatur nicht an Beispielen dichterischer Kräfte, die die Last journalistischer Tagesfron von sich werfen, um recht im Gegensatz zu ihrer bisherigen Tätigkeit sich zu weltfremder und zeitferner Produktion zu sammeln. Nicht so Lindau. Er gehört zu den glücklichen Naturen, in deren Entwickelung ein ausgesprochener Zug der Einheit waltet und den Frohmut des Schaffens begünstigt. Der künstlerische Zug, das ausgesprochene Stilgefühl, der Sinn für die Anmut der geschlossenen Form betätigte sich schon im journalistischen Satiriker; die ausgesprochene Freude an der Aktualität, die Neigung, die Anregungen und Anforderungen des Tages zum inneren Erlebnis zu machen, verleugnete sich nicht im Dichter, im Dramatiker. Und auch die innere Tendenz drang einheitlich hindurch. Überblickt man die lange Reihe der Lindauschen Dramen, die zum guten Teil noch auf der Szene leben, von den erfolgreichsten ersten Komödien, von „Maria und Magdalena" und „Der Erfolg" bis zu den neuesten „Sonne" und „So ich dir . . . . .", so wird man, so verschieden man sie werten mag, vor allem ein Wesentliches in ihnen erkennen, das für ihr erstes Einschlagen entscheidend war und in allen Wandlungen der Motive wertvoll geblieben ist; es sind Gesellschaftsstücke, die uns in Scherz und Ernst mit Ironie und Empfindung eine Schicht des sozialen Lebens widerspiegelten, die uns in Licht und Schatten eine Seite unserer Kultur versinnlicht. Die Kritik an den Mängeln unserer Gesellschaft erscheint hier in Gestalt umgesetzt, das Ringen um eine weltstädtische Kultur bald satirisch, bald sympathisch beleuchtet, norddeutsches Salon- und Familienleben der Gegenwart mit

charakteristischen Zügen erfaßt, die Entwickelung der oberen Zehntausend von Berlin auf der Szene glücklich festgehalten.

Es war die unverkennbare Absicht und das unverkennbare Verdienst Lindaus, diesen Ton des deutschen Gesellschaftsstückes anzuschlagen und damit namentlich der norddeutschen Welt etwas Neues zu bieten — im Süden, in Österreich war Bauernfeld darin vorangegangen — und der Erfolg des geistreichen Versuchs ist um so höher anzuschlagen, als der Dichter es mit einem sehr unvollkommenen Lebensmuster zu tun hatte, mit werdenden Zuständen, mit eben erst sich herausbildenden Formen und Einrichtungen, mit glücklichen Ansätzen und mit Irrtümern. Mit außerordentlich feinem Takt ließ Lindau die Tüchtigkeit der neuen Kulturfaktoren der Lächerlichkeit und der Überhebung der Parvenus die Wage halten; mit ausgesprochener Liebenswürdigkeit geißelte er die Schwächen seines Publikums, das doch die Neigung und Zugehörigkeit des Dichters zu seinem Leben und zu seiner Kultur herausfühlte. Wenn man sich erinnert, welche Macht vor dreißig Jahren Benedix, dieser Erbe Kotzebues, der sein unleugbares komisches Talent an den stehenden Masken des alten Kleinstädter- und Philisterstücks verzettelte, noch über die deutschen Bühnen ausübte und wie aus der Armut dieser Komödie mit ihren Figurinen, denen etwaige zeitgemäße Anspielungen wie Zettel aus dem Munde heraushängen, nur unsere wenigen klassischen Lustspielsolitäre hervorstachen, so begreift man, welch einen Fortschritt die Lindauschen Komödien bedeuteten, die herzhaft und doch mit instinktiver Feinheit in das Leben der werdenden Berliner Gesellschaft hineingriffen.

In den letzten Jahrzehnten, in denen man in einer Art theoretischen Rausches, mehr eifrig als tiefsinnig, Wirklichkeitsmalerei und hochgestimmte Lebesanschauung, Realismus und Idealismus, die einander im Spiel des Lebens rastlos durchdringen, wie Trümpfe gegen einander ausspielte, war man sehr geneigt, den Wert des Gesellschaftsstückes, das die Züge der Gegenwart im Spiegel einer überfeinerten Lebensform zeigt, zu unterschätzen. Aber diese leichte Vergoldung des Alltags, dieser Idealismus des sozialen Verkehrs, der den liebenswürdigen Einfall ins Recht setzt, aus der bunten Musik des Salonlebens den Takt herausfühlen läßt und die halb versteckten Gegensätze übertünchter Höflichkeit humoristisch beleuchtet, wird immer ein unentbehrlicher Farbenton im Vollbilde der Szene bleiben, die eine hochentwickelte Volkskultur abspiegelt. Lindaus Stücke haben viel für die Belebung dieses Tones auf unserer Bühne getan. Sie hätten es aber mit allem Reiz eines über-

feinerten Dialogs und mit aller Feinhörigkeit für das Aktuelle nicht vermocht, wenn ihnen nicht ein stark entwickelter Sinn für Komposition, für Steigerung und Spannung und ein großer Scharfsinn der Erfindung zu Hilfe gekommen wäre. Lindau ist ein glücklicher Fabulist, einer von jenen besonders begünstigten, die zum nächsten Ereignis die Distanz gewinnen, die nottut, das Fragmentarische der Vorfälle im Überblick zu ergänzen und aus der lebendigen Erfahrung ein überschauliches Gewebe von Fäden herauszuspinnen. Er hat das scharfe Auge für den interessanten Fall, der in Familienschicksalen geborgen liegt, und dessen von der Konvention sonst zugedeckte letzten Konsequenzen die uniformierten Gesellschaftsmenschen an ihre individuellen Geheimnisse erinnern. Mit dieser Gabe und der nicht minder wesentlichen eines versöhnenden Humors, der die irrenden Weltkinder mit sanfter Hand an dem Abgrund vorbeiführt, hat er die besten Erfolge auf der Bühne errungen.

Die meisten Vorzüge und Eigentümlichkeiten aber, die er als Dramatiker geltend gemacht hat, treten, noch reicher entfaltet und noch glücklicher durchgebildet, in der langen Reihe seiner Romane und Novellen hervor. Hier fand seine ausgesprochene Neigung für die gesellschaftliche Seite nationaler Entwickelung, seine scharfe Beobachtung des mächtig anschwellenden Berliner Lebens mit all seinen schaffenden Organen, seiner raschen Gliederung eines hastigen Arbeitslebens und den Auswüchsen einer üppigen Genußsucht das reichste Feld der Betätigung. Ein Stück Kulturgeschichte der Reichshauptstadt, eine ganze Seite ihrer raschen Entwickelung ist in seinen epischen Gesellschaftsbildern aufgerollt. Er hatte nur wenige Vorgänger auf diesem Gebiet, vielleicht hat nur Karl Frenzel in dieser oder jener Novelle ihm vorgegriffen. Aber einer großen Zahl von Nachfolgern bis zu Sudermann hat er den Weg gewiesen, wie man an individuellen Schicksalen die Wesenszüge weltstädtischen Getriebes aufweist und aus den wogenden Abenteuern einer vom breiten Lebensstrom getragenen Existenz die Licht- und Schattenseiten der Kultur herausbildet. Ein außerordentlicher Witz der Kombination, wie er namentlich in seinem Roman „Spitzen" hervortritt, unterstützte ihn bei dieser glücklichen Verwebung öffentlicher und geheimer, allgemeiner und individueller Vorgänge, und eine niemals heischende und doch dem Leser allmählich zum Bewußtsein kommende Originalität des Romanstils erhöht den Reiz dieser Gesellschaftsbilder, die eine ganze Reihe von Berliner Typen, namentlich den Parvenü des wirtschaftlichen Lebens, die wandlungsfähige Mondaine, die Erscheinung der Boheme und der konser-

vativen Welt, die Sklaven und Ausbeuter des Genußdrangs plastisch vor uns hinstellen.

Die Lindausche Eigentümlichkeit des Vortrages in all diesen Gemälden beruht auf einer merkwürdigen Konsequenz des Berichtes, der, bald ernsthaft ausmalend und schildernd, bald in einer heiteren ironischen Färbung schillernd, doch niemals den Charakter der Sachlichkeit verliert, mit einer virtuosen Selbstbeherrschung die Dinge und Menschen für sich reden läßt und die Subjektivität, von der im Grunde alle diese Bewegung ausgeht und überwacht wird, zugunsten der Illusion völlig verbirgt. Es ist nicht der herbe Protokollstil einiger Meister, der alle Wirkung in die Symbolik der greifbaren Dinge und Geschehnisse hineinlegt, es ist viel eingestandene Seelenmalerei, viel Aufrollung der inneren Vorgänge, aber alles mit einer Enthaltsamkeit, die jeden Ausdruck des Anteils, jedes dazwischengreifende Urteil dem Leser überläßt und ihn so völlig in die Täuschung eines Erlebnisses hineinlockt. Das gilt von den ereignisreichen Romanen „Arme Mädchen", „Der Zug nach dem Westen", „Die blaue Laterne", wie von den überwiegend psychologischen Studien, unter denen Lindaus episches Meisterstück, sein Roman „Herr und Frau Bewer" den ersten Rang behauptet. Auch hier, wo im äußerlichen Sinne wenig vorgeht, wo mit den feinsten Mitteln die Entfremdung zweier Naturen geschildert wird, denen erotische Wallung und banale Dankbarkeit nicht über den Gegensatz von Anlage, Erziehung und Kultur hinweghelfen kann, spielt sich alles mit objektiver Notwendigkeit ab, wird alles klar ohne den leisesten Beisatz der dichterischen Erklärung. Es ist keine Frage, daß in diesem Stil die höchste journalistische Schulung in die Künstlerschaft hinüber gewirkt hat. Der weltfremde Träumer gelangt nicht so leicht zu dieser objektiven Innerlichkeit, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, wie der Virtuose des Vortrags, der in sich die Meisterschaft ausgebildet hat, das Nächste und Aktuellste, scheinbar dahinter zurücktretend und doch mit Beobachtung und Gefühl daran ganz hingegeben, in ein möglichst charakteristisches Licht zu rücken. Wenn eine leider reiche Zahl von Beispielen uns zeigt, daß poetische Talente sich in der Journalistik zersplittern, so bietet uns Lindau das wohltuende Bild einer Entwickelung, in der der beste Teil journalistischen Könnens in die rein künstlerische Entwickelung hinüberdrang: der Sinn für das Aktuelle, die Selbstbeherrschung, das in die Darstellung hineingearbeitete Gefühl und jene leise Ironie, die, wo es not tut, durch den Ton hindurch zittert.

Aber mit dem Reichtum der Schilderung, mit dem Scharfsinn der

Erfindung, mit der ironisch humoristischen Grundstimmung und mit der Eigentümlichkeit des Tons vereinigt sich bei Lindau noch ein entscheidendes Moment, ohne dessen Mitwirkung er das deutsche Publikum nie gewonnen hätte. So wenig er in seinen Romanen Partei zu nehmen scheint, so lebhaft wirken doch sein Gerechtigkeitssinn und seine humane Tendenz durch seine Sittenschilderungen hindurch. Er spielt nicht den Tugendbold, aber seine Empfindung für soziale Ungerechtigkeit und sein Mitgefühl für die Verkannten drängt überall aus seinen Lebens- und Weltstudien hervor. Wenn er von jenen Elementen anregender Darstellung, denen Deutsche und Franzosen die kaum übersetzbaren Namen „Gemüt" und „Esprit" gegeben haben und die doch in ihrem Wesen hier und dort ineinander wirken, vielfach den Esprit zu bevorzugen scheint, so kann er die Weichheit und den aus dem Gemüt hervorspringenden Eifer, den unsere schönen deutschen Worte „herzhaft" und „beherzt" bezeichnen, doch niemals verleugnen. Er springt aus der Grundtendenz seiner Romane immer wieder hervor und offenbart sich in unverhüllter gemütlicher Urfarbe in einer Reihe seiner besten Novellen, wie in dem merkwürdigen Großstadtidyll „Ritter Toggenburg", wie in der tragischen Archäologengeschichte „Der König von Sidon" und in seiner Erzählung „Schnuck", die das Kohlhasmotiv in das Rührende hinüberspielt. Und diese Seite seines Wesens tritt besonders charakteristisch in einer Reihe literarischer Produktionen hervor, in denen er, auf den Spuren von Thomasius und Voltaire einherschreitend, mit der ihm eigentümlichen aktuellen Lebhaftigkeit eine Reihe von Kriminalfällen aufgriff, um in die Lücken der weltlichen Gerichtsbarkeit hineinzuleuchten und Rettungen und Rechtfertigungen zu versuchen. Der ganze Lindau steckt in diesen Schriften: Der Mann der Gegenwart, der die Gründlichkeit auf das Nächste anwendet, der Publizist von rascher Erregbarkeit, der Dichter, der ergänzen und ergründen möchte, Meister der scharfsinnigen Kombination und nicht zuletzt der deutsche Gemütsmensch, dem es die Ruhe raubt, wenn er schuldloses Leid zu gewahren meint . . . .

Diese Fülle von Wirksamkeit aber, die sich nicht anders als im Nacheinander andeuten läßt, bildet in Wirklichkeit ein Nebeneinander, eine lebensprühende Vielseitigkeit in Lindaus Wesen. Seine Anregsamkeit und seine Spannkraft sind erstaunlich; immer greift er nach verschiedenen Richtungen aus, nie gefiel es ihm, auf Lorbeeren auszuruhen, und nie hat er auf eine ihm zu Gebote stehende Ausdrucksform für ein neu erwecktes geistiges Interesse verzichtet. Eine Tätigkeit greift bei ihm in die

andere, die journalistische in die dichterische, die gestaltende in die kritische, die theoretische in die praktische. Als Dramatiker und Romanschriftsteller fuhr er rastlos fort den Publizisten und den Essayisten in sich zu pflegen; die journalistische Kunstform des höher gestimmten Feuilletons, das in seiner Art dem „Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigt", gedieh ihm immer feiner und anmutiger. Der offene Sinn für Tagesgeschichte reifte seine historischen Neigungen, in trefflichen Essays und Monographien hat er die Persönlichkeit Bismarcks, die er aus der Nähe beobachten konnte, geschildert und uns in die Arbeitsweise und die Tagebücher Lassalles Einblick gewährt. Zugleich blieb er unablässig bemüht, organisatorisch im Bereich der Zeitschriften zu wirken und neue Formen für gesammelte Mitteilungen und Anregungen, die dem Geiste der Zeit entsprachen, ins Leben zu rufen. Die Blätter, in denen ihm dieser Gruß gewidmet wird, sind von ihm mitbegründet, durch seine langjährige Leitung in ihrem Charakter bestimmt, in ihrer Gliederung durchgebildet, und die Liste der Beiträge und der Autoren, die die Zeitschrift „Nord und Süd" nach zweiunddreißigjährigem Bestande verzeichnen kann, spricht deutlich genug für den Geist, der ihr sein Gepräge aufgedrückt und der verwandte Geister angezogen hat.

Und, um ein Wichtiges zuletzt zu nennen: der Dramatiker Lindau, der Berührung mit der lebendigen Bühne gewann, erzog den Kritiker zum Dramaturgen. Lindaus dramaturgische Blätter, die in Buchform ihren Wert behaupten, spiegeln in überaus lebendiger Weise die Theaterentwickelung in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Zwei Vorzüge vor allem geben ihnen dauernde Bedeutung: einmal die für den Autor überaus bezeichnende Empfänglichkeit für das Echte und Ursprüngliche verschiedenster Art — Lindau hat eben soviel kongeniale Mitempfindung für den Witz und die Feinheit Molières als durstige Genußfreudigkeit für Kleists Naivität und Kraft — und dann: der offene Blick für den Zusammenhang von Dichtung und Szene, für die Versinnlichung des innerlich Angeschauten, für die Entwickelung, die durch das Walten der Regie und die Übertragung des Poetischen in die Theatersprache hindurchgeht. Es ergab sich durchaus natürlich, daß dieser so unmittelbar interessierte Beobachter und Kunstrichter zuletzt auf die Bühne spang, um das Studierte zu erproben und seine Forderungen selbst zu erfüllen. Dreimal hat sich Lindau in den letzten zwei Jahrzehnten als praktischer Dramaturg betätigt: als Intendant des theatergeschichtlich hochbedeutsamen Hoftheaters in Meiningen, wo er eine Reihe von

Nord und Süd
Jahrgang 1909

Robert Breyer: Lektüre.
(Ausstellung der Berliner Sezession 1909.)

Jahren der traditionellen Pflege des klassischen Stücks das liebevolle Eingehen auf moderne Richtungen, insbesondere die innige Fühlung mit Ibsen und Björnson hinzugesellte, dann auf dem Boden der Reichshauptstadt als Direktor des Berliner Theaters und des Deutschen Theaters. Und erst vor kurzem hat er nach längerer Pause mit voller Frische der Initiative eine gleichartige Tätigkeit als Dramaturg des königlichen Schauspielhauses aufgenommen.

Besonders bezeichnend für Lindaus Verhältnis zur lebendigen Bühne, ja, für seine ganze innere Beziehung zum literarischen und geistigen Leben war die Wirksamkeit, die er um die Wende des Jahrhunderts am Berliner Theater entfaltete, wo ihm Zeit und Freiheit gegeben war, sich als Bühnenleiter nach seinen eigenen Impulsen auszuleben. Eine Fülle denkwürdiger Ereignisse drängt sich in dieser Periode der Theaterleitung zusammen. „Über unsere Kraft" von Björnson, „Libussa" von Grillparzer, „Robert Guiscard" von Kleist, der Molièresche „Amphitryon", die für die Bühne von Lindau bearbeiteten satirischen Dialoge des Lucian, der für literarische Feinschmecker so köstliche Hamlet der englischen Komödianten, lauter neue Errungenschaften für das Berliner Theaterleben, bezeichnen die Höhepunkte dieser frischen, echt literarischen und doch theaterkräftigen Direktorwirksamkeit. Was dabei vor allem in die Augen springt, ist die Unbefangenheit des geistigen Empfangens, die Frische und Vorurteilslosigkeit, mit der sich das genußfreudige Naturell an jede Art von Schönheit und Bedeutung hingibt. Unter vielen produzierenden Menschen, die ich im Leben zu beobachten Gelegenheit hatte, ist mir kaum ein zweiter begegnet, der bei ausgesprochener persönlicher Note so rasch und so ernsthaft sich für die Werke und Richtungen anderer Künstler erwärmt. Vielleicht ist es die beste Überlieferung des immer wachen Journalisten, die diese ungewöhnliche Fähigkeit im Dichter Lindau lebendig erhalten hat. Bei allem sicheren Takt für die Aufgaben des eigenen Könnens bewährte er jederzeit geistige Organe für das Schaffen ihm entgegengesetzter und ihm doch nahe rückender Naturen. Er hat, was bei Dichtern so selten ist, die Freude an geistiger Ergänzung, die geistige Teilnahme an allem Lebensvollen und Lebensfähigen. Die Gesetze der höheren Mathematik, die sich nicht an fixe Größen klammert, sondern die Bewegung, die Funktion zur Hauptsache macht, wirken in seinem aktuellen Geiste. So ist er, was man von wenigen seines Berufes sagen kann, ein altruistischer Künstler geworden.

Und der altruistische Künstler wurzelt im altruistischen Menschen.

Lindaus persönliche Liebenswürdigkeit, die in Schrift und Wort hervortritt, beruht nicht allein in der Frische und Heiterkeit, in der Schlagfertigkeit und Lebendigkeit des Geistes, sondern in einer Anlage des Gemüts und in der feinsten Kultur des inneren Menschen. Das ist mir gleich bei der ersten Begegnung mit ihm vor langen Jahren bewußt geworden. Ich lernte ihn in Prag kennen, wo ich damals als Kritiker tätig war, kurze Zeit nach der Erstaufführung des Lustspiels „Ein Erfolg", an dem ich mancherlei auszusetzen fand. „Ihnen hat mein Erfolg nicht gefallen," sprach er mich an, als wir einander vorgestellt wurden, und, ehe ich noch zu einer Erwiderung ausholen konnte, schnitt er jede Debatte mit den Worten ab: „Tut nichts, ich mach' was Besseres." Lindau hat diese hingeworfenen Worte gewiß längst vergessen, mir aber prägten sie sich als charakteristisch ein, und während der späteren häufigen freundschaftlichen Begegnungen mit ihm sind sie mir immer wieder aufgetaucht. Dieses: „Ich mach' was Besseres" mutet mich wie ein Motto seines reichen Lebens an. Er hat Anderen oft, nie sich selbst genug getan. Er gehört zu den wenigen Menschen von Bedeutung, die die Wucht der Verdienste, der Fähigkeiten und der Kenntnisse mit der Leichtigkeit der empfänglichen Jugend tragen, die sich immer aufs neue und am Neuen erwärmt, zu den glücklichen, feinen und edlen Naturen, denen sich fremder Tadel nie in Gift wandelt und das Bewußtsein eigenen Wertes nie das Blut verdickt, und die den schönsten Lohn altruistischer Regungen im Reichtum ihres inneren Lebens finden. So ist er jung geblieben mit siebzig Jahren. Versucht man ihn zu würdigen, so fühlt man, daß es sich um keine Rückschau handelt; die mag vertagt bleiben, bis ein weiteres Jahrzehnt verflossen ist. Was uns heute erfreut, ist die Umschau auf den Reichtum seiner Natur und seines Wirkens, der Ausblick auf neues lebendiges Schaffen.

Konrad Müller-Kaboth †: Gedichte.

Aufschwung.

Ja, so will ich mit trotzigen Händen
Reißen den Brand, der die Seele zerwühlt,
Freuden sind hier und aller Enden,
Qualen hab' ich genug gefühlt.

Brauchst nun nimmer dem Himmel zu rauschen,
Der dich mit Wahnlichtfernen betrügt,
Meer meiner Seele; du magst nun lauschen,
Was dir die eigene Stimme lügt.

Brauchst ja Lügen immer zum Leben,
Nun, so berausch' dich am eigenen Klang;
Was dir die fernste der Fernen kann geben,
Gleicht nicht dem Lied, das dir selber gelang.

Quäl' dich in deine eigenen Tiefen;
Sehnsucht zeugt wohl lockenden Traum,
Aber die Wellen, die aufwärts riefen,
Sind nur kraftlos sinkender Schaum.

Tief' dich, tief' dich, Meer meiner Seele,
In den Tiefen ist Leben, ist Sinn . . .
Willst du, daß dich der Himmel vermähle
Mit dir, du stürmendes Meer meiner Seele,
Gib dich ihm tief und ruhig hin.

Weltgefühl.

(an Herman Bang, den Schöpfer von „Am Wege“).

Du trittst gewappnet vor das Leben hin,
Nichts Unbegreifliches kann dich verwunden,
Du hast im Sein den großen Sinn,
Des Werdens ungehemmte Kraft empfunden.
Du trägst ein Auge groß und klar,
Das führt in sternenhohe Weiten,
Du wagst zu schaun und streng zu deuten:
Was wird, das ist! — Was ist, das war! . . . .

Du armer Tor! — Und bleicht ein Leben,
In Winterkälte hingehaucht,
Es ist kein Friede ihm gegeben,
Es bleicht und stirbt, verzehrt, verbraucht —
Du aber spürst des Sehnens Fülle,
Spürst Tränen, wo nur Schweigen starrt,
Der müde und gebrochene Wille
Des Glückes harrt und harrt und harrt —

Zerrinnt in tausend Unbegreiflichkeiten
Das klug und klar gefügte Bild,
Und hilflos, tränenüberspült
Stehst du und wagst zu schaun, zu deuten . . . . .

Leere.

In schwarzen Flecken kündet sich die Nacht,
In Dunkelheiten, die um Büsche lauern,
Und formenlos Gespenstergrüße schauern
In meine Seele, die sich müde macht.

Ich hab' des Lichtes Lachen nicht gelacht! —
Der Tag ist einsam wie die schwere Nacht . . .
Und wehmutsmüd', in bleichen, stillen Trauern
Verrinnt, verblaßt, was ich gefühlt, gedacht. —

Oscar Wilde:
Briefe an die Presse.

Zum Verständnis des maßlos hochmütigen Tones, den Oscar Wilde in den folgenden Zuschriften an die Presse anzuschlagen beliebt, wäre dem deutschen Leser nur zu sagen, wer in England für Tageszeitungen und wer an Tageszeitungen schreibt.

Die Kunstkritik, zumal die Besprechung von Büchern, liegt teilweise in den Händen ungebildeter und unerfahrener Leute, die in andern Berufen gescheitert sind und den Journalismus als letzte Zuflucht betrachten. Dergleichen soll ja auch in andern Ländern bisweilen vorkommen; aber in England war und ist der amusische Reporter noch immer eine stehende Erscheinung. Gegen ihn wendet sich Wilde mit aller Schärfe, mit einem beispiellosen Dünkel, den man jedoch begreifen kann, wenn man bedenkt, daß ein Werk wie der „Dorian Gray" bei seinem Erscheinen fast allgemeiner Verständnislosigkeit und einem lächerlichen Banausentum anheimfiel.

Etwas glimpflicher behandelt er die Amateur-Mitarbeiter, jene Korrespondenten aus dem Publikum, die in England, dem Lande der „kultivierten Faulheit", besonders zahlreich vertreten sind und sich bei jeder passenden und mancher unpassenden Gelegenheit zum Worte melden. Beide — der Berufsschreiber und der Schreiber, der die Zeit totschlagen will — begegnen sich in der Prüderie, in dem Unvermögen, ästhetische Fragen von ethischen Erwägungen zu trennen. Gegenüber ihren banal ethischen Herzensergießungen vertritt Wilde einen extrem ästhetischen Standpunkt, der allerdings gelegentlich an die „unverschämte Paradoxie" grenzt.

Wenn man diese höhnischen Briefe an die Presse liest, wird man verstehn, wie es kommen konnte, daß die englischen Zeitungen im Jahre 1895 eine wenig vornehme, aber vernichtende Rache an dem unerbittlichen Spötter nahmen.

Max Meyerfeld.

An den Redakteur der „Daily Chronicle".

Sehr geehrter Herr!

Wollen Sie mir gestatten, einige Irrtümer zu berichtigen, die Ihr Kritiker in seiner, in der heutigen Nummer Ihres Blattes veröffentlichten, Rezension meiner Erzählung „Das Bildnis Dorian Grays" begangen hat?

Ihr Kritiker konstatiert zunächst, ich machte verzweifelte Versuche, meiner Erzählung eine Moral „aufzuflicken". Nun muß ich offen bekennen,

ich weiß nicht, was „flicken" ist. Ich sehe ab und zu in den Zeitungen mysteriöse Annoncen, die „Flickarbeiten" betreffen; aber was Flicken wirklich bedeutet, bleibt mir ein Rätsel — ein Rätsel, das ich, wie alle andern Rätsel, eines Tages zu lösen hoffe.

Ich will jedoch nicht die lächerlichen Ausdrücke, deren sich der moderne Journalismus bedient, zur Sprache bringen. Was ich sagen möchte, ist dies: weit davon entfernt, eine Moral in meiner Erzählung betonen zu wollen, fand ich die wirkliche Schwierigkeit beim Schreiben meiner Erzählung darin, die überaus durchsichtige Moral der künstlerischen und dramatischen Wirkung unterzuordnen.

Als mir die Idee zuerst aufstieg, einen jungen Menschen seine Seele für ewige Jugend verkaufen zu lassen — eine Idee, die in der Geschichte der Literatur alt ist, der ich aber eine neue Form gegeben habe —, da empfand ich, daß es vom ästhetischen Standpunkt aus schwer sein würde, die Moral an der ihr zukommenden zweiten Stelle zu halten; und heute noch bin ich nicht ganz davon überzeugt, daß es mir gelungen ist. Mir scheint die Moral zu augenfällig. Wenn der Roman als Buch veröffentlicht wird, hoffe ich, diesen Mangel zu verbessern.

So weit es sich um die Frage handelt, was die Moral ist, so sieht Ihr Kritiker sie darin: ein Mensch soll, wenn er merkt, daß er „zu engelrein" wird, auf die Straße rennen und „sich austoben". Ich kann nicht behaupten, daß ich das für eine Moral halte. Die wirkliche Moral der Erzählung ist: jede Ausschreitung so gut wie jede Abtötung bringt ihre Strafe mit sich, und diese Moral ist künstlerisch mit Bedacht so weit unterdrückt, daß sie ihr Gesetz nicht als allgemein gültigen Grundsatz hinausposaunt, sondern sich bloß in dem Leben von Individuen verwirklicht und dadurch einfach ein dramatisches Element in einem Kunstwerk wird, aber nicht der Zweck des Kunstwerkes selbst.

Ihr Kritiker irrt ferner, wenn er sagt, Dorian Gray, der einen „kalten, berechnenden, gewissenlosen Charakter" habe, sei inkonsequent, wenn er das Bild seiner eignen Seele vernichte, aus dem Grunde, weil das Bild nicht weniger scheußlich werde, nachdem er getan, was ihm in seiner Eitelkeit als seine erste gute Handlung erschienen. Dorian Gray hat durchaus nicht einen kalten, berechnenden, gewissenlosen Charakter. Im Gegenteil, er ist außerordentlich impulsiv, lächerlich romantisch und wird sein ganzes Leben hindurch von einer übertriebenen Gewissenhaftigkeit verfolgt, die ihm seine Freuden verkümmert und ihn mahnt, daß Jugend und Genuß nicht alles auf der Welt sind. Um das Gewissen los zu werden,

das ihm auf Schritt und Tritt von Jahr zu Jahr nachgeschlichen ist, zerstört er schließlich das Bild; und so tötet Dorian Gray bei seinem Versuch, das Gewissen zu töten, sich selbst.

Ihr Kritiker spricht dann von „aufdringlich billiger Bildungsprotzerei". Nun, alles, was ein gebildeter Mann schreibt, zeigt sicherlich Bildung in der stilistischen Erlesenheit und dem vornehmen Sprachgebrauch; aber meine Erzählung enthält keine gelehrten oder pseudogelehrten Ausführungen, und die einzigen literarischen Bücher, auf die sie anspielt, sind solche, von denen man erwarten darf, daß ein halbwegs gebildeter Leser sie kenne, wie das „Satyricon" des Petronius Arbiter oder Gautiers „Emaux et Camées". Bücher wie Le Consos „Clericalis Disciplina" gehören nicht der Kultur, sondern der Kuriosität an. Jedem, der sie nicht kennt, sieht man es nach.

Zum Schluß lassen Sie mich noch dies sagen: die ästhetische Bewegung hat gewisse seltsame Farben hervorgebracht, von feinstem Reiz in ihrer Lieblichkeit und berückend in ihrem fast mystischen Ton. Sie waren und sind unsre Reaktion gegen die rohen Grundfarben eines zweifellos anständigeren, aber sicherlich weniger kultivierten Zeitalters. Meine Erzählung ist ein Essay über dekorative Kunst. Er macht Front gegen die rohe Brutalität eines ausgesprochenen Realismus. Er ist giftig, wenn man will, aber unleugbar ist er auch ein Gipfel der Vollendung, und nach Vollendung streben wir Künstler.

In vorzüglicher Hochachtung
Ihr erg ebner

16 Tite Street, 30. Juni [1890]. Oscar Wilde.

An den Redakteur des „Scots Observer".

Sehr geehrter Herr!

Sie haben eine Besprechung meiner Erzählung „Das Bildnis Dorian Grays" veröffentlicht. Da diese Besprechung gröblich ungerecht gegen mich als Künstler ist, bitte ich Sie, mir zu gestatten, daß ich mein Recht der Erwiderung in Ihren Spalten ausübe.

Ihr Rezensent, sehr geehrter Herr, gibt zwar zu, die Erzählung sei „offenbar das Werk eines Literaten", das Werk eines Mannes, der „Verstand, Kunst und Stil" besitze, läßt aber doch durchblicken — und zwar augenscheinlich in allem Ernst —, ich hätte sie geschrieben, damit sie von den verkommensten Mitgliedern der ungebildeten und der Verbrecherklassen gelesen werde. Nun glaube ich nicht, sehr geehrter Herr, daß die Verbrecher-

und die ungebildeten Klassen etwas andres lesen als Zeitungen. Sie sind gewiß aller Wahrscheinlichkeit nach nicht imstande, etwas von mir zu verstehn. Lassen wir sie also beiseite, und lassen Sie mich über die weite Frage, warum ein Literat überhaupt schreibt, folgendes sagen.

Die Freude, die das Schaffen eines Kunstwerkes gewährt, ist rein persönlicher Art, und um dieser Freude willen schafft man. Der Künstler arbeitet mit dem Auge auf seinem Gegenstand. Sonst interessiert ihn nichts. Was die Leute wahrscheinlich dazu sagen werden, kommt ihm nicht einmal in den Sinn.

Ihn fasziniert, was er unter der Hand hat. Gegen andre ist er gleichgültig. Ich schreibe, weil es mir die denkbar größte künstlerische Freude bereitet, zu schreiben. Wenn mein Werk den Wenigen gefällt, bin ich befriedigt. Wenn nicht, verursacht es mir keinen Kummer. Was den Mob betrifft, so trage ich kein Verlangen, ein populärer Romanschriftsteller zu werden. Es ist viel zu leicht.

Ihr Kritiker begeht alsdann das völlig unverzeihliche Verbrechen, den Künstler mit seinem Stoffe zu verwechseln. Dafür, sehr geehrter Herr, gibt es nun und nimmer eine Entschuldigung.

Über einen, der die größte Erscheinung in der Weltliteratur seit den Tagen der Griechen ist, hat Keats die Bemerkung gemacht, er habe ebenso gern das Böse konzipiert wie das Gute. Lassen Sie, sehr geehrter Herr, Ihren Rezensenten über die Tragweite dieses schönen Ausspruchs von Keats nachdenken, denn unter diesen Bedingungen arbeitet jeder Künstler. Man steht seinem Gegenstande fern. Man schafft ihn und betrachtet ihn. Je weiter der Gegenstand weg ist, um so freier kann der Künstler arbeiten.

Ihr Rezensent gibt zu verstehn, ich ließe nicht genügend durchblicken, ob ich die Tugend der Lasterhaftigkeit oder die Lasterhaftigkeit der Tugend vorziehe. Ein Künstler, mein Herr, hat durchaus keine ethischen Sympathien. Tugend und Lasterhaftigkeit sind ihm einfach, was die Farben auf seiner Palette dem Maler sind. Nicht mehr und nicht weniger. Er sieht, daß sich mit ihrer Hilfe eine gewisse künstlerische Wirkung hervorbringen läßt, und bringt sie hervor. Jago mag ein moralisches Scheusal, Imogen fleckenlos rein sein. Shakespeare hatte, wie Keats gesagt hat, ebenso viel Freude daran, den einen zu schaffen wie die andre.

Im Interesse der dramatischen Entwicklung dieser Erzählung war es nötig, Dorian Gray mit einer moralisch verderbten Atmosphäre zu umgeben. Sonst hätte die Erzählung keinen Sinn, die Fabel keinen Ausgang gehabt. Diese Atmosphäre verschwommen, unbestimmt, wundersam zu halten,

war das Ziel des Künstlers, der die Geschichte schrieb. Ich behaupte, sehr geehrter Herr, daß es ihm gelungen ist. Jedermann erkennt in Dorian Gray seine eigne Sünde. Worin Dorian Grays Sünden bestehn, weiß niemand. Wer sie findet, bringt sie mit.

Zum Schluß, sehr geehrter Herr, lassen Sie mich noch sagen, wie ich wirklich tief bedaure, daß Sie eine solche Rezension wie die, welche mich zur Erwiderung genötigt hat, in Ihrer Zeitung erscheinen lassen konnten. Daß die Redaktion der „St. James Gazette" Caliban als Kunstkritiker angestellt hat, war möglicherweise natürlich. Der Redakteur des „Scots Observer" hätte Thersites nicht gestatten sollen, in seinem Blatte Fratzen zu schneiden. Es ist eines so vornehmen Schriftstellers unwürdig.

In vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebner
Oscar Wilde.

16 Tite Street, Chelsea, 9. Juli [1890].

An denselben. (erschienen am 2. August 1890.)

Sehr geehrter Herr!

In einem von Ihnen kürzlich veröffentlichten Briefe, der sich mit den Beziehungen der Kunst zur Moral beschäftigt — einem Briefe, der mir, wie ich sagen möchte, in vieler Hinsicht ausgezeichnet scheint, hauptsächlich wo er das Recht des Künstlers betont, seinen eignen Stoff zu wählen —, deutet Mr. Charles Whibley an, es müsse mir besonders peinlich sein zu sehn, wie die ethische Bedeutung des „Dorian Gray" von den ersten christlichen Blättern Englands und Amerikas so stark erkannt worden sei, daß mich mehr als eines von ihnen als moralischen Reformator begrüßt habe.

Gestatten Sie mir, sehr geehrter Herr, über diesen Punkt nicht nur Mr. Charles Whibley, sondern auch Ihre gewiß ängstlichen Leser zu beruhigen. Ich stehe nicht an zu sagen, daß ich in solchen Urteilen eine sehr erfreuliche Huldigung für meinen Roman erblicke. Denn wenn ein Kunstwerk reich, lebenskräftig und vollendet ist, so sehn die, welche künstlerischen Instinkt haben, seine Schönheit und die, auf welche die Ethik mehr wirkt als die Ästhetik, seine moralische Lehre. Es erfüllt die Feigen mit Schrecken, und die Unreinen sehn darin ihre eigne Schande. Es ist für jeden, was er selbst ist. Den Betrachter und nicht das Leben spiegelt in Wirklichkeit die Kunst.

Und so hält im Falle des „Dorian Gray" der rein literarische Kritiker, im „Speaker" z. B. und auch sonst noch, das Buch für ein „ernstes, faszi-

nierendes" Kunstwerk; der Kritiker, der sich mit der Kunst in ihren Beziehungen zum Lebenswandel befaßt, wie der „Christian Leader" und die „Christian World", hält es für eine ethische Parabel; „Light", das, wie ich höre, das Organ der englischen Mystiker ist, hält es für ein Werk von hoher geistiger Bedeutung; die „St. James Gazette", die offenbar das Organ der Lüstlinge zu sein sucht, sieht darin oder gibt vor, darin alle möglichen schrecklichen Dinge zu sehn, und spielt auf ein Regierungsverbot an; und Ihr Mr. Charles Whibley sagt frohgemut, er entdecke darin „eine Menge Moralität".

Allerdings, er sagt dann weiter, er finde gar keine Kunst darin. Aber meiner Ansicht nach ist es unbillig, von einem Kritiker zu erwarten, daß er in der Lage sei, ein Kunstwerk von jedem Standpunkt aus zu sehn. Selbst Gautier hatte seine Grenzen, ganz wie Diderot, und im heutigen England sind die Goethes rar. Ich kann Mr. Charles Whibley nur versichern, daß keine moralische Apotheose, zu der er den bescheidensten Beitrag geliefert hat, dem Künstler eine Quelle des Unglücks zu sein vermag.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebner

16 Tite Street, Chelsea, Juli 1890. Oscar Wilde.

An denselben.

Sehr geehrter Herr!

Ich fürchte, ich kann mich nicht auf eine Zeitungsdebatte über Kunst mit Mr. Whibley einlassen, teils weil mir das Briefschreiben von jeher eine Last ist, teils weil ich bedaure sagen zu müssen, ich weiß nicht, welche Befähigung Mr. Whibley zur Erörterung eines so wichtigen Themas besitzt. Ich nahm nur Notiz von seinem Brief, weil er, sicher ohne es irgendwie zu beabsichtigen, über mich persönlich eine Andeutung machte, die ganz unrichtig war. Sie lautete: es müsse mir peinlich gewesen sein zu merken, daß eine gewisse Gruppe des Publikums, als deren Vertreter er und die Kritiker einiger religiösen Organe auftraten, in meiner Erzählung „Das Bildnis Dorian Grays" durchaus das hätte finden wollen, was er „eine Menge Moralität" nennt.

Da ich natürlich den Wunsch hegte, Ihre Leser über eine Frage von so Ausschlag gebendem Interesse für den Historiker aufzuklären, nahm ich die Gelegenheit wahr, in Ihren Spalten auseinanderzusetzen, daß ich alle derartigen Beurteilungen als eine sehr erfreuliche Huldigung für die ethische

Schönheit der Erzählung auffasse, und ich fügte hinzu, ich sei gern bereit, einzuräumen, daß es wirklich nicht billig sei, von einem gewöhnlichen Kritiker zu verlangen, er müsse ein Kunstwerk von allen Gesichtspunkten aus zu würdigen imstande sein.

Ich bin noch dieser Ansicht. Wenn jemand die künstlerische Schönheit eines Dinges sieht, wird er sich wahrscheinlich sehr wenig um seine ethische Bedeutung kümmern. Wenn sein Temperament für ethische Einflüsse empfänglicher ist als für ästhetische, so wird er für Fragen des Stils, der Behandlung und dergleichen blind sein. Ein Goethe ist dazu nötig, ein Kunstwerk von allen Seiten, vollständig und vollendet zu sehn, und ich stimme durchaus mit Mr. Whibley überein, wenn er sagt, es sei schade, daß Goethe nie die Gelegenheit hatte, „Dorian Gray" zu lesen. Ich bin überzeugt, er wäre davon entzückt gewesen, und ich hoffe nur, daß ein geisterhafter Verleger jetzt schattengleiche Exemplare in den elysischen Gefilden verteilt und daß der Einband zu Gautiers Exemplar mit vergoldeten Narzissen ausgelegt ist.

Sie fragen mich vielleicht, sehr geehrter Herr, warum mir so viel daran liegt, daß die ethische Schönheit meiner Erzählung erkannt werde. Ich antworte: einfach weil sie vorhanden, weil das Ding da ist.

Das Hauptverdienst der „Madame Bovary" ist nicht die moralische Lehre, die darin gefunden werden kann, so wenig wie das Hauptverdienst des Romans „Salammbô" seine Archäologie ist; aber Flaubert hatte vollkommen recht, als er die Unbildung derer, die das eine Buch unmoralisch, das andre ungenau nannten, an den Pranger stellte; und er hatte nicht nur recht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern er war künstlerisch im Recht, und das heißt alles. Der Kritiker hat das Publikum zu erziehen; der Künstler hat den Kritiker zu erziehen.

Gestatten Sie mir, sehr geehrter Herr, noch eine Berichtigung, dann bin ich mit Mr. Whibley fertig. Er stellt am Schlusse seines Briefes fest, ich sei in der öffentlichen Anpreisung meines eignen Werkes unermüdlich gewesen. Ich zweifle nicht, daß er mir damit ein Kompliment machen will, aber er überschätzt wirklich meine Fähigkeit wie meine Neigung zur Arbeit. Ich muß offen bekennen, daß ich von Natur und durch freie Wahl außerordentlich träge bin.

Kultivierte Faulheit scheint mir die geziemende Beschäftigung für den Menschen. Zeitungsgeplänkel irgendwelcher Art ist mir zuwider, und von den zweihundertsechzehn Rezensionen des „Dorian Gray", die von meinem Schreibtisch in den Papierkorb gewandert sind, habe ich nur von

dreien öffentlich Notiz genommen. Die eine war die, welche im „Scots Observer" erschien. Ich kam darauf zu sprechen, weil sie eine Unterstellung enthielt über die Absicht des Verfassers, als er das Buch schrieb, die eine Berichtigung erforderte. Die zweite war ein Artikel in der „St. James Gazette". Er war beleidigend und gemein abgefaßt und schien mir unverzüglich eine scharfe Rüge zu erheischen. Den Ton des Artikels mußte jeder Schriftsteller als eine Frechheit empfinden.

Die dritte Rezension war ein matter Angriff in einer Zeitung, die „Daily Chronicle" heißt. Ich glaube, es war reiner Eigensinn von mir, an die „Daily Chronicle" zu schreiben. Tatsächlich bin ich dessen sicher. Ich habe ganz vergessen, was das Blatt sagte. Es stand dort wohl, „Dorian Gray" sei giftig, und ich war der Meinung, aus Gründen der Alliteration sei es freundlich, daran zu erinnern, daß — einerlei wie sich dies verhält — das Buch jedenfalls ein Gipfel der Vollendung sei. Das war alles. Von den andern zweihundertdreizehn Rezensionen habe ich keine Notiz genommen. Ja, ich habe nicht mehr als die Hälfte von ihnen gelesen. Es ist traurig, aber man bekommt sogar das Lob satt.

Was die Zuschrift des Mr. Brown betrifft, so ist sie nur so weit interessant, als sie die Wahrheit dessen erläutert, was ich vorhin über die Frage der beiden unverkennbaren Kritikerschulen gesagt habe. Mr. Brown gesteht unumwunden, er halte die Moral für die „Stärke" meiner Erzählung. Mr. Brown meint es gut und hat sich eine Halbwahrheit angeeignet; aber wenn er sich dann weiter mit dem Buche vom künstlerischen Standpunkt aus beschäftigt, ist er natürlich traurig im Irrtum. „Dorian Gray" mit Zolas „La Terre" auf eine Stufe zu stellen, ist ebenso albern, als wollte man Mussets „Fortunio" mit einem Adelphi-Melodrama in einem Atem nennen. Mr. Brown sollte mit ethischer Einschätzung zufrieden sein. Da ist er unüberwindlich.

Mr. Cobban fängt böse an, indem er meinen Brief, der Mr. Whibley über Tatsächliches aufklärt, als ein „unverschämtes Paradoxon" bezeichnet. Der Ausdruck „unverschämt" ist nichtssagend und das Wort „Paradoxon" an falscher Stelle. Ich fürchte, Zuschriften an Zeitungen haben einen verderblichen Einfluß auf den Stil. Die Leute werden heftig und beleidigend und verlieren allen Sinn für Proportion, wenn sie in die seltsame journalistische Arena hinabsteigen, in der der Geräuschvollste stets das Rennen macht. „Unverschämtes Paradoxon" ist weder heftig noch beleidigend, aber es ist ein Ausdruck, den man nicht auf meinen Brief hätte anwenden sollen. Mr. Cobban macht nachher jedoch seinen Taktfehler —

das war es gewiß nur — wieder gut, indem er sich das betreffende unverschämte Paradoxon selbst aneignet und auseinandersetzt, wie ich schon vorher gesagt, daß der Künstler das Kunstwerk immer vom Standpunkt der stilistischen Schönheit und der Schönheit in der Behandlung ansieht und daß die, welche keinen Sinn für Schönheit haben, oder deren Schönheitssinn von ethischen Erwägungen beherrscht wird, ihre Aufmerksamkeit immer auf das Stoffliche richten und den moralischen Gehalt zum Prüfstein des Gedichtes oder Romanes oder Bildes machen, das ihnen vorliegt, während der Zeitungskritiker manchmal die eine, manchmal die andre Partei ergreift, je nachdem er gebildet oder ungebildet ist. Tatsächlich verwandelt Mr. Cobban das unverschämte Paradoxon in einen langweiligen Gemeinplatz und tut jedenfalls auf diese Weise seine Schuldigkeit.

Das englische Publikum hat die Langeweile gern und hat es gern, wenn ihm etwas langweilig erklärt wird.

Mr. Cobban hat, wie ich nicht zweifle, den unglücklichen Ausdruck, mit dem er debutiert hat, schon bereut; ich will daher kein Wort mehr darüber verlieren. So weit ich in Betracht komme, ist ihm völlig verziehn.

Und zum Schluß, sehr geehrter Herr, indem ich mich vom „Scots Observer" verabschiede, sehe ich mich genötigt, Ihnen ein freimütiges Geständnis zu machen.

Ein guter Freund von mir, der ein glänzender, hervorragender Schriftsteller und Ihnen persönlich nicht unbekannt ist, hat mich auf den Gedanken gebracht, daß wirklich nur zwei Menschen an dieser gräßlichen Polemik beteiligt waren und daß diese beiden Menschen der Redakteur des „Scots Observer" und der Verfasser des „Dorian Gray" sind. Heut abend bei Tisch über einem Glase ausgezeichneten Chiantis hob mein Freund hervor, Sie hätten einfach unter angenommenen, geheimnisvollen Namen den Ansichten einiger halbgebildeten Klassen unsers Staates dramatischen Ausdruck gegeben und die mit „H." unterzeichneten Briefe wären Ihre eigne geschickte, obwohl ziemlich bittre Karikatur des Philisters, wie er sich selbst zeichnet. Ich gestehe, mir war etwas derartiges in den Sinn gekommen, als ich „H."'s ersten Brief las — den, worin er vorschlägt, das Kriterium der Kunst sollten die politischen Ansichten des Künstlers sein, und wenn man andrer Meinung als der Künstler sei in der Frage, wie sich die Mißregierung in Irland am besten leiten lasse, solle man stets sein Werk schmähen. Immerhin gibt es so unendlich viele Spielarten des Philisters, und der Norden Britanniens ist so berühmt durch seinen feierlichen Ernst, daß ich den Gedanken aufgab, weil er des Redakteurs einer schottischen Zeitung

unwürdig. Ich fürchte jetzt, es war verkehrt, und Sie haben sich die ganze Zeit damit amüsiert, kleine Puppen zu erfinden und ihnen große Worte beizubringen. Wenn dem so ist, sehr geehrter Herr — und mein Freund läßt es sich nicht ausreden — gestatten Sie mir, Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu senden zu der Geschicklichkeit, mit der Sie den Mangel an literarischem Stil wiedergegeben haben, der, wie man mir sagt, für jede dramatische, lebensvolle Charakteristik von wesentlicher Bedeutung ist. Ich bekenne, daß ich mich vollständig hinters Licht führen ließ; aber ich trage es Ihnen nicht nach; und da Sie sich gewiß auf meine Kosten ins Fäustchen gelacht haben, lassen Sie mich jetzt offen in das Lachen einstimmen, wenn es auch ein wenig gegen mich selbst geht. Eine Komödie ist zu Ende, wenn das Geheimnis aufgedeckt ist. Lassen Sie Ihren Vorhang fallen und bringen Sie Ihre Puppen zu Bett. Ich liebe Don Quixote, aber ich möchte nicht länger mit Marionetten kämpfen, so geschickt auch die Meisterhand sein mag, die die Drähte bewegt. Lassen Sie, sehr geehrter Herr, die Puppen in den Kasten wandern. Da gehören sie hin. Später einmal können Sie ihnen ein neues Schild aufkleben und sie zu unserm Vergnügen wieder hervorholen. Sie sind eine ausgezeichnete Truppe und machen ihre Sache gut; wenn sie auch ein bißchen unwirklich sind, so nehme ich nicht an der Unwirklichkeit in der Kunst Anstoß. Es war wirklich ein guter Spaß. Das einzige, was ich nicht verstehn kann, ist, warum Sie Ihren Marionetten so außergewöhnliche und unwahrscheinliche Namen gegeben haben.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebner

16 Tite Street, Chelsea, 13. August [1890]. Oscar Wilde.

An den Redakteur der „Pall Mall Gazette".

Sehr geehrter Herr!

Ich habe eben aus London eine Nummer der „Pall Mall Gazette" geschickt bekommen, die eine Besprechung meines Buches „Ein Granatapfelhaus" enthält. Der Verfasser dieser Besprechung macht eine gewisse Bemerkung, die ich sogleich berichtigen zu dürfen bitte.

Er stellt zu Anfang eine außerordentlich alberne Frage, nämlich: ob ich das Buch geschrieben habe zu dem Zweck, dem britischen Kind Freude zu bereiten. Nachdem er über diesen Punkt schwere Zweifel geäußert hat — ein Punkt, von dem ich mir nicht vorstellen kann, wie ein halbwegs gebildeter Mensch überhaupt irgend welchen Zweifel darüber hat —,

geht er dazu über, offenbar ganz im Ernst, den außerordentlich beschränkten Wortschatz, der dem britischen Kind zur Verfügung steht, zur Richtschnur zu machen, nach der die Prosa eines Künstlers zu beurteilen ist! Nun, als ich dieses „Granatapfelhaus" baute, habe ich etwa ebenso viel daran gedacht, dem britischen Kind zu gefallen, wie dem britischen Publikum. Mamilius ist so durchaus entzückend, wie Caliban abscheulich ist; aber weder die geistige Höhe des Mamilius noch die Calibans ist die meine. Ein Künstler erkennt keine andre Schönheitsnorm an als die, die der Ausfluß seines eignen Temperaments ist. Der Künstler sucht in einem gewissen Material seine immaterielle Idee der Schönheit zu verwirklichen und so eine Idee in ein Ideal zu verwandeln. Auf diese Weise macht ein Künstler etwas. Der Künstler hat keinen andern Zweck, wenn er etwas macht. Bildet sich Ihr Rezensent ein, Shannon z. B., dessen zarte, liebliche Illustrationen er sich ganz außerstande erklärt zu sehn, zeichne zu dem Zwecke, den Blinden Belehrung zu erteilen?

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebner

Oscar Wilde.

Boulevard des Capucines, Paris [erschien in der „Pall Mall Gazette" am 11. Dezember 1891].

An den Redakteur der „St. James Gazette".

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, eine Mitteilung in Ihrer heutigen Abendnummer zu berichtigen, des Inhalts, ich hätte eine gewisse Änderung an meinem Stück vorgenommen infolge der Kritik einiger Journalisten, die sehr leichtsinnig und sehr dumm in den Zeitungen über dramatische Kunst schreiben. Diese Mitteilung ist völlig unwahr und höchst lächerlich.

Folgendes sind die Tatsachen. Vorigen Sonnabend hatte ich, nachdem das Stück vorüber war und der Verfasser mit der Zigarette in der Hand eine entzückende, unsterbliche Rede[1]) gehalten hatte, das Vergnügen, eine kleine Anzahl persönlicher Freunde zum Abendessen als Gäste zu haben;

[1]) Oscar Wilde war am Schlusse der Premiere von „Lady Windermeres Fächer" vor dem Vorhang erschienen und hielt mit der Zigarette in der Hand eine kurze Rede, worin er sagte, er freue sich, daß das Publikum ein Werk bewundere, das er selbst so sehr bewundere.

und da keiner von ihnen älter als ich war, so hörte ich natürlich ihren künstlerischen Ansichten aufmerksam und voll Freude zu. Die Meinungen der Alten über Kunstfragen sind selbstverständlich von gar keinem Wert. Die künstlerischen Instinkte der Jungen sind unveränderlich reizvoll; und ich fühle mich verpflichtet festzustellen, daß meine sämtlichen Freunde ohne Ausnahme der Meinung waren, das psychologische Interesse des zweiten Aktes nähme stark zu, wenn die wirkliche Verwandtschaft, die zwischen Lady Windermere und Mrs. Erlynne[1]) bestehe, aufgedeckt werde — eine Ansicht, die, wie ich hinzufügen möchte, schon vorher von Mr. Alexander[2]) nachdrücklich vertreten und befürwortet wurde.

Da denen von uns, die ein Stück nicht bloß als Anlaß zur Pantomime und zu Zirkusspäßen betrachten, das psychologische Interesse alles ist, beschloß ich also, den genauen Augenblick der Enthüllung zu ändern. Dieser Entschluß war jedoch lange gefaßt, eh' ich Gelegenheit hatte, die Kultur, Courtoisie und kritische Begabung zu studieren, die sich in Blättern wie „Referee", „Reynolds' Newspaper" und „Sunday Sun" entfaltet.

Wenn die Kritik in England eine wirkliche Kunst wird, wie sie es sein soll, und wenn nur Menschen mit künstlerischem Instinkt und künstlerischer Bildung über Kunstwerke schreiben dürfen, dann werden Künstler zweifellos Rezensionen mit einem gewissen intellektuellen Interesse lesen. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, sind die Rezensionen der gewöhnlichen Zeitungen ohne jegliches Interesse, außer daß sie das Böotiertum eines Landes in seiner rohesten Form zur Schau stellen — eines Landes, das etliche Athener hervorgebracht hat und in dem sich etliche Athener angesiedelt haben.

In vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebner
Oscar Wilde.

26. Februar [1892].

An den Redakteur der „Pall Mall Gazette".

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie gütigst, daß ich der in Ihrer Nummer vom vorigen Donnerstag geäußerten und seitdem von vielen andern Zeitungen über-

[1]) Die Abenteuerin Mrs. Erlynne ist die Mutter Lady Windermeres.
[2]) George Alexander, der Direktor des „St. James's Theatre", das am 22. Februar 1892 „Lady Windermeres Fächer" zum ersten Male aufführte.

nommenen Vermutung, ich sei der Verfasser der „Grünen Nelke"[1]), mit allem Nachdruck widerspreche.

Ich habe diese herrliche Blume erfunden. Aber mit dem mittelmäßigen Buche im Geschmack der Mittelklasse, das den seltsam schönen Namen der Blume sich widerrechtlich aneignet, habe ich, wie ich kaum zu sagen brauche, nicht das Allergeringste zu tun. Die Blume ist ein Kunstwerk; das Buch ist es nicht.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebner

Worthing, 1. Oktober [1894]. Oscar Wilde.

[1]) Robert Hichens ist der Verfasser des Romans „The Green Carnation", der die ästhetische Bewegung in England verspottet.

Kurt Aram:
Die Hagestolze. Roman.

Fortsetzung.

VII.

So gut wie heute war ich schon lange nicht aufgelegt.

Ist man aus den Studentenjahren heraus, fällt es nicht leicht, einen Sekundanten zu finden. Hat man nämlich erst ausstudiert, nehmen die meisten Leute solche Dinge viel zu ernst. Ein Beweis dafür, daß sie immer tiefer hineinwachsen in den Duellunfug, statt aus ihm heraus, über ihn hinaus. Als Student trank man und schlug sich, trotzdem die Philister immer erklärten, beides müsse üble Folgen haben. Man nahm solche Sache leicht, und sie bekam gut. Es ging wohl einmal einer am Delirium zugrunde. Es wurde wohl auch einmal einer im Duell getötet. Aber du lieber Himmel, es sterben ja unausgesetzt Leute, auch junge. Ist das ein Grund, den Trunk und das Duell so ernst zu nehmen? Wir Jungen dachten nicht daran. Keiner unter uns. Erst seitdem wir älter wurden, reden auch die meisten von uns wie die Philister, die sie einst geringschätzten. So ein Duell ist eine ernste Sache, sagen jetzt auch die meisten von uns. Warum auf einmal? Es ist dieselbe Kinderei und Albernheit wie vor zehn Jahren. Aus einer Kinderei kann doch nicht mit den Jahren plötzlich eine ernste Sache werden? Auch aus einem Esel wird ja nicht mit den Jahren ein Pferd. Stimmt das, wer will mich verhindern, eine Kinderei zu begehen, wenn mich gerade danach gelüstet? Mit dreißig Jahren soll man ein reifer Mensch und nicht mehr kindisch sein? Nein, mein Lieber, so „reif", wie du das nennst, hoffe ich auch mit sechzig Jahren noch nicht zu sein. Du sagst, die Ursache des Streites zwischen mir und Lossow genügt nicht für eine so schwere Sache, wie es ein Pistolenduell ist? Aber vielleicht empfinde ich es als eine viel schwerere Kränkung, wenn man Mabel schief ansieht, als viele Ehemänner, wenn man sie mit ihrer Frau betrügt? Was geht mich in solchen Dingen die Meinung der Gesellschaft an? Woher weiß sie, wie ich empfinde? Bloß weil ihre Ehre erst im Ehebett gekränkt werden kann, soll ich es gerade so halten? Fällt mir doch gar nicht ein.

Aber du sagst, Freund Lossow hat Weib und Kind, ich raube damit vielleicht einer Familie ihren Ernährer. Dann soll Lossow doch einfach die Forderung nicht annehmen. Du sagst, das kann er nicht, weil er sich durch solche Ablehnung lächerlich, vielleicht gar gesellschaftlich unmöglich macht. Ja, dann sollte er es sich eben vorher überlegen, bevor er den guten Ruf einer Dame gefährdet. Das war nicht bös gemeint? Das kann jeder sagen. Ich habe es nun einmal als bös empfunden.

Mit derlei Spitzfindigkeiten regalierte ich eine Stunde lang meinen alten Studienfreund, der einst Korpsstudent war und noch heute fest ist in allen Duellsitten. Ich hatte ihn schon in aller Frühe zu mir gebeten, damit er für mich Kartell schleife, wie man das nennt, wenn ich nicht sehr irre, denn ich fühle mich in den Fachausdrücken nicht mehr ganz sicher.

Er dankte mir für mein Vertrauen und nahm die Sache furchtbar wichtig und feierlich. Als lüde ich ihn zum Trauzeugen.

Meine Äußerungen verwirrten ihn immer mehr, und jedesmal, wenn ich vom Duell als von einer Kinderei sprach, zuckte er zusammen.

Schließlich meinte er gereizt, wenn mir derlei als eine Kinderei erscheine, so begriffe er schon gar nicht, weshalb ich so energisch auf ihr bestände.

„Weil es mir Spaß macht."

Das sei frivol, behauptete er.

„Höre, mein Lieber, ist damit wirklich etwas Stichhaltiges gegen meine Absicht gesagt? Der eine duelliert sich aus Haß, der andere aus Feigheit, weil er nämlich das Urteil der Gesellschaft fürchtet, warum soll ich mich nicht aus Spaß duellieren? Das eine ist so dumm oder so klug wie das andere. Und weshalb soll es ein edleres Motiv sein, wenn ich mich aus Haß duelliere?"

Er schwieg und fühlte sich sehr unsicher.

„Eine Kinderei bleibt eine Kinderei, daran ändert kein Motiv der Welt etwas", sage ich.

Der frühere Korpsstudent fühlt nach seinen Schmissen, schweigt aber immer noch.

„Also willst du mir die Gefälligkeit erweisen oder nicht?"

Der Mann erhebt sich steif und förmlich. „Unter solchen Umständen muß ich es mir versagen. Ich bitte, dein Vertrauen in dieser Angelegenheit einem andern schenken zu wollen."

Ich erhebe mich auch steif und feierlich. „Unter diesen Umständen bedaure ich außerordentlich, dich schon zu so früher Stunde bemüht zu haben."

Er verbeugt sich.

Ich verbeuge mich.

An der Tür wendet er sich noch einmal zu mir und sagt: „Gestatte, daß ich dich darauf aufmerksam mache, daß nicht du Herrn Lossow, sondern Herr Lossow dir zuerst seine Sekundanten zu schicken hat, denn der tatsächlich Beleidigte bist nicht du, sondern er."

„Ich danke sehr."

Ich verbeuge mich. Er verbeugt sich. Fort ist er.

Den Komment habe ich, wie es scheint, wirklich total vergessen. Wie konnte ich auch nur für einen Augenblick annehmen, daß ich der Beleidigte sei? Im Komment ist es immer der falsche.

Nun, wenigstens kann ich in Muße der Dinge warten. Vielleicht kneift Lossow.

Um Elf bringt mir Frau Bleibers eine Visitenkarte. Sie sieht nicht übermäßig sauber aus, aber ein adeliger Name steht darauf, zwar ein schwer lesbarer, slawischer, immerhin spricht es dafür, daß ich einen Sekundanten Lossows vor mir habe. Kurios nur, daß mir der Name ganz unbekannt ist. Wir haben doch lauter gemeinsame Bekannte. Doch halt, ich vergesse, daß wir uns ja nur selten sahen in letzter Zeit.

Ich lasse bitten.

Etwas anders habe ich mir selbst einen slawischen Adeligen vorgestellt. Vor mir steht ein kleiner, gelber, schüchterner Mensch, an dem nur die Haare und Augen groß sind. Nicht einmal sauber sieht dieser Herr vom Adel aus.

Ich bitte ihn, Platz zu nehmen. Er hockt sich vorsichtig auf eine Stuhlkante. Er beginnt damit, mir über meine künstlerischen Fähigkeiten Komplimente zu machen. Seltsame Einleitung, um eine Forderung vorzubringen.

Ich winke ab, aber er redet immer feuriger von meinen Fähigkeiten. Er ist wohl doch kein Kartellträger.

„Bitte, kommen Sie zur Sache!"

Er schnappt nach Luft, rutscht hin und her, läßt die Finger knacken, lauter Symptome, die eher auf einen Pump als auf eine Forderung hindeuten.

Endlich flüstert er ganz leise, er sei vor wenigen Tagen zum ersten Mal Vater geworden, und seine Frau habe keine Milch.

„Dafür kann ich doch nichts", bemerke ich verblüfft.

Er kommt sehr ins Stottern. Das Kind habe Hunger, seine Frau habe keine Milch, und er habe kein Geld.

Also doch nur ein Mann, der mich anpumpen will. Wie kommt er nur auf die Idee, mich zur besitzenden Klasse zu zählen? Außerdem habe ich keine Ahnung, wie viel Milch so ein Kind täglich braucht, und was die Milch kostet. Ich trinke den Kaffee schwarz.

„Ist es ein kleines Kind?" frage ich.

„Ganz klein", erwidert er, „so klein." Die Geste, die er macht, beruhigt mich sehr.

Jetzt fange ich auch an zu stottern, denn nun wird die Sache peinlich. Da er mir nicht die Summe sagt, die er braucht, muß ich ihn fragen.

Ich frage also ganz vorsichtig und von hinten herum.

Er merkt es aber gleich und wird verlegen. Ich auch. Wir fangen beide zu schwitzen an. Eine scheußliche Situation. Um ihr endlich ein Ende zu bereiten, greife ich halt auf gut Glück in die Tasche.

Das Schicksal ist dem Manne hold, denn ich erwische ein Zwanzigmarkstück, das ich dem Slawen verschämt zustecke. Im Nu ist es verschwunden. Ich weiß nicht einmal, wohin. An dem Mann ist ein Taschenspieler verloren gegangen.

Er stammelt unausgesetzt Dankesworte. Ich will ihn unterbrechen, aber er wehrt ab und stammelt, bis sein ganzer Wortvorrat erschöpft ist. Nun hockt er auf seinem Stuhl, als hätte er selbst gerade ein Kindbett überstanden. Ein trauriger Anblick. Ich muß dem Mann noch irgendetwas Tröstendes, Aufmunterndes sagen. Wenn ich nur wüßte, was?

„Na, für einige Wochen hat Ihr Kind ja nun wohl zu trinken", tröste ich. Er nickt.

„Na, und dann... Bis dahin hat Ihre Frau dann vielleicht Milch!" sage ich sehr aufmunternd.

Er nickt wieder, bleibt aber sitzen.

„Kann ich Ihnen noch mit etwas dienen?" frage ich höflich.

„Es ist mir entsetzlich peinlich, Herr Doktor..."

„Aber bitte, genieren Sie sich doch nicht."

„Gerade nach dem, was vorausgegangen ist", stammelt er.

„Durch langes Herumreden dürfte die Sache nicht weniger peinlich werden", sage ich ungeduldig, denn ich weiß absolut nicht, wohinaus der Mensch eigentlich will. Er wird doch nicht noch eine Frau ohne Milch haben?

„Es war mir leider ganz unmöglich, so gerne ich es auch getan hätte, mich..."

Hier stockt dieser Aristokrat schon wieder.

Ich erhebe mich.

„Ich mußte Herrn Lossow, den ich seit kurzem meinen Freund nenne, den Dienst erweisen..."

„Was?" frage ich. Ganz aus der Ferne dämmert mir etwas.

„Ich konnte ihm diesen Freundschaftsdienst unmöglich abschlagen..."

„Bitte! Sagen Sie es klipp und klar!"

Er nimmt eine etwas bessere Haltung an, indem er ebenfalls aufsteht. „Ich habe Ihnen im Auftrag meines Freundes Lossow eine Säbelforderung zu überbringen."

„Herr!!" brause ich auf. „Das ist toll, das ist wirklich toll!"

Der Slawe ist bleich, die Kniee zittern ihm.

Nun muß ich denn doch laut herauslachen. Erst pumpt er mich an, und dann überbringt er mir eine Forderung. Das war schwerlich schon da.

Der Aristokrat gerät wieder ins Stammeln und retiriert langsam zur Tür.

„O bitte, das macht gar nichts, ich begleite Sie!" Ich führe ihn hinaus.

Er sucht eilfertig nach seinem Hut.

„Bitte, hier ist er."

Er dankt und eilt durch den Gang. Ich lasse ihn laufen.

Aber nein, das ist wirklich arg. Ich eile ihm nach. „Entschuldigen Sie, das ist mein Schirm!"

„Verzeihen Sie gütigst", lispelt er. „Er sah dem meinen so ähnlich."

„So?"

Ich suche mit ihm nach dem Schirm, der meinem so ähnlich sein soll. Aber wir finden ihn alle beide nicht.

„Entschuldigen Sie, ich vergaß ganz, ich habe meinen Schirm ja gar nicht mitgebracht", sagt er, und schon höre ich ihn die Treppe hinunter eilen.

Weiß Gott, so gut wie heute war ich schon lange nicht aufgelegt!

Wie bringe ich diese schöne Geschichte nur unter die Leute?

Daß dieser Sayler auch noch auf der Hochzeitsreise sein muß! Nur wenn man ihn nicht braucht, ist er da! Ich schreibe Sayler einen Brief, in dem ich den ganzen Vorgang ausführlich erzähle. Meine erste literarische Leistung seit langer Zeit. Sayler selbst hat mir gesagt, daß er sich alle Briefe nachschicken läßt. Einmal, damit ihm kein Auftrag eines Verlegers oder einer Zeitung entgeht; und dann, damit er über alle Neuigkeiten stets auf dem Laufenden bleibt. Das ist sein besonderer Stolz. Und wenn du ihn auf Korfu triffst, erzählt er dir den neuesten Klatsch aus Berlin. Schneller als jede Zeitung ist er darüber orientiert. In zwei Tagen spä-

testens kennt er demnach auch diese Duellgeschichte. Zwei Tage danach spätestens hat er sie hier in Kurs gesetzt. Armer Lossow, wie hast du dich mit diesem Sekundanten blamiert! Das ist für mich eine bessere Rache als das schwerste Säbel- oder Pistolenduell.

Zum Nachmittagskaffee erscheint Mabel wie gewöhnlich. Heute sieht sie ein wenig blaß und müde aus. Ich habe das besonders gern, weil sie dann in der Regel etwas weicher und zutunlicher gestimmt ist.

Sie muß sich auf die Chaiselongue legen, und ich erzähle. Zuerst natürlich die Duellgeschichte. Leider findet sie die Sache gar nicht so komisch wie ich. Erst bin ich traurig darüber, aber dann tröste ich mich damit, daß sie als Amerikanerin für derlei kein Interesse und auch kein Verständnis haben kann.

Soll ich ihr nun von Herrn Sauermann und Herrn Weitisch berichten? Am Ende versteht sie den Humor davon erst recht nicht?

Ich schweige, sehe sie an und fühle mich auf einmal so weit von ihr entfernt, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Wenn sie tot wäre, könnte sie mir nicht ferner sein. Das schmerzt fürchterlich. Und nun will wieder wie schon einige Male eine große Bitterkeit über mich Herr werden. Gegen dies Geschöpf, für das ich alles tue, und das, wie es scheint, nicht das geringste dabei fühlt. Ist das nicht unnatürlich? Ist das wirklich eine Frau, die da so kühl auf meiner Chaiselongue liegt, eine Zigarette raucht, einen Schluck Kaffee nimmt und offenbar nicht gut gelaunt ist?

Ich beginne ein gleichgültiges Gespräch über Dinge, die weder ie noch mich interessieren. Was sie wohl täte, wenn ich sie ohrfeigte? O, ich hasse sie in diesem Augenblick!

Hat sie mir je schon etwas zuliebe getan?

Sie richtet sich ein wenig auf. „Entschuldige, ich bin furchtbar langweilig."

Das rührt mich.

„Ich bin überhaupt so langweilig. Nichts interessiert mich mehr, alles ist so öde, so überflüssig. Ob man aufsteht oder im Bett bleibt. Weißt du, wozu das alles?"

„Dann ist es am zweckmäßigsten, man tötet sich", sage ich hart.

„Wenn ich nur mehr Mut hätte!"

„Dazu gehört eher eine tüchtige Portion Feigheit", meine ich.

„Ich weiß überhaupt nicht, was du an mir hast?" sagt sie.

„Vielleicht solltest du dich mehr geistig beschäftigen?" frage ich wie ein Oberlehrer. Merkwürdigerweise interessiert sie das. Wir geraten

in ein Bildungsgespräch. Mit ihrem Mann hat sie Juvenal, die lateinischen Klassiker, Macchiavell, Herbert Spencer und die Encyklopädisten gelesen. Ein recht origineller Amerikaner muß das gewesen sein. Romane waren verboten. Nach ihrer Scheidung hat sie sich über die Naturwissenschaften hergemacht. Die reine Verstandesbildung also. Dabei ist sie sowieso schon viel zu verständig für eine Frau. Ich verbreite mich des längeren über die Gefahren der Verstandesbildung und ihre Einseitigkeiten.

Sie meint, ich solle froh darüber sein. Erst recht aber über ihre kühle, allem Gefühlsüberschwang abholde Natur. Das allein habe sie, die alleinstehende hübsche Frau, vor allen Nachstellungen bewahrt.

„Warum nennst du das immer Nachstellungen?"

„Mein Gott, es handelt sich doch um nichts anderes."

„Es war doch gewiß auch mancher dabei, der es sehr ernst meinte."

Mabel lächelt so ironisch, daß ich sie am liebsten wirklich ohrfeigen möchte. Sie sagt: „Gewiß, es gab einige, die meinen Besitz sogar mit einer Heirat bezahlen wollten. Aber doch auch erst, als sie merkten, auf anderem Weg sei sowieso nichts zu erreichen."

„Eigentlich seid ihr übel dran, ihr hübschen Frauen."

„Sind wir auch."

„Eigentlich sollte jede hübsche Frau verheiratet sein."

Sie wundert sich.

„Weil sie dann einen Schutz hat, wenn ihr jemand nachstellt."

„Ein netter Schutz!"

Nun schweigen wir beide lange und sind verstimmt. Und ich hatte mir das heute so lustig gedacht.

Mabel erhebt sich. „Ich gehe jetzt gleich zu Bett, das ist immer noch das beste."

„Jetzt, am lichten Nachmittag?"

„Ich nehme ein Schlafpulver und schlafe dann vierundzwanzig Stunden in einem Ruck. Dann ist wenigstens wieder ein Tag vorbei."

Daran denkt sie nicht einen Augenblick, daß sie mich in dieser Zeit dann nicht sieht. Nicht einen Augenblick tut ihr das leid.

„Geh, mach nicht so böse Augen. Das kann ich gar nicht leiden!" sagt sie.

Ich nehme mich zusammen.

Am Haustor frage ich: „Du gehst jetzt wirklich zu Bett?"

„Allerdings." Sie gähnt sehr kräftig.

„Also sehe ich dich morgen nicht?"

„Welch ein Unglück!" Sie lächelt dünn.

„Für mich schon!"

„Sei nicht so unvernünftig. Übermorgen hast du mich ja schon wieder. Ausgeschlafen sogar!"

Ich sage adieu und kehre in mein Haus zurück. So allein und verlassen bin ich mir noch nie vorgekommen. Bin ich denn überhaupt kein Mannsbild mehr vor lauter Sentimentalität und Liebeswirtschaft? Es ist doch einfach jämmerlich! Ich begreife das ganz gut, ich sehe das alles ein, aber es nützt mir nichts, ich habe, wie es scheint, keinen Funken Energie mehr. Das muß anders werden! Um nichts und wieder nichts richte ich mich sonst zugrunde. Wir leben doch nicht mehr zu Petrarcas Zeiten!

Ich werde mir heute eine lustige Nacht machen und nicht einen Augenblick an Mabel denken. Wir wollen doch einmal sehn, ob das nicht geht?

Gegen Abend suche ich zunächst meine Wucherer auf. Am Tisch sitzt nur Herr Weitisch.

„Er wird schon kommen", sagt Weitisch gleich und meint den Sauermann. Ich mache eine hübsche Geste, als interessiere mich das gar nicht, und setze mich.

„Wie denken Sie eigentlich über die Frauen, Herr Weitisch?"

Wie sich das magere, gelbe Gesicht in einem Nu verändert. Ein Faunskopf!

„Ich weiß schon", wehre ich ab, denn nun werden höchst ekelhafte Cynismen kommen.

„Ein Vergnügen, wenn man's gerade nötig hat. Sonst ein Übel." Diesen Satz kann sich Herr Weitisch beim besten Willen nicht verkneifen.

Ich antworte nicht, um ihn dadurch am Weitersprechen zu hindern.

Aber Herr Weitisch faßt es anders auf. Er sagt: „Sehn Sie, Herr Doktor, weshalb sind Sie hier? Weshalb verkehren Sie mit uns? Weil Sie Geld brauchen. Und warum brauchen Sie Geld?" Weitisch macht sein Faunsgesicht.

„Sie irren sich, verehrter Herr Weitisch!"

Mein Tischgenosse lächelt nachsichtig. „Und wenn Sie das Geld haben, nachher geben Sie's aus. Wofür?" Herr Weitisch grinst niederträchtig. „Und dann, wenn's nicht mehr da ist? Dann hat man einen Kater und darf obendrein noch hohe Zinsen zahlen. Das ist alles!"

Außer Atem stürmte Herr Sauermann herein. Er wischt sich die Stirn, schnappt nach Luft und sagt, ich möchte mich noch einen Augenblick gedulden, erst müsse er wieder zu sich kommen.

Ich hätte nie gedacht, daß eine Eisenbahnfahrt zu einem Herrn Maier so strapaziös sei.

Nun starrt Herr Sauermann düster und verdrossen vor sich hin.

„Hast de das Geld?" fragt Weitisch mit leisem Hohn.

Sauermann stellt sich taub.

„Also schießen Sie los!" sage ich möglichst lustig. Mir ist aber gar nicht so zumute.

Sauermann beginnt lang und breit von der Bahnfahrt und von München zu erzählen.

„Er hat kein Geld", sagt Herr Weitisch, und sein Gesicht strahlt.

„Ich hab' auch keins!" brüllt Sauermann voller Wut und schimpft auf den mir unbekannten Maier mit einer gar nicht zu beschreibenden Unflätigkeit. Daran freut mich nur, daß er sich für meine Sache so aufregt. Der Mann hat wirklich Interesse für mich. Er identifiziert sich mit meiner Angelegenheit. Das sind unter subalternen Geistern immer die besten.

„Beruhigen Sie sich nur. Es ist mir allerdings sehr fatal..."

Er beruhigt sich durchaus nicht, er steigert sich vielmehr in immer größere Wut und wird ganz blaurot im Gesicht.

Ich blicke auf Weitisch. Er schaut sehr gelassen drein. Das beruhigt mich. Sauermanns Gesichtsfarbe wird nach einigen Minuten wieder menschlicher. Seine Aufregung legt sich.

„Was machen wir nun?" frage ich.

Sauermann ist sofort mit einem neuen Plan bei der Hand. Er wird sicher gelingen, ganz sicher. Er schwört, daß er gelingt.

„Bis wann?" frage ich.

„Aber sofort, Herr Doktor!" Sauermann ist ernstlich gekränkt.

„Was heißt: sofort?"

„Morgen, Herr Doktor!"

Ich zeige ein skeptisches Gesicht, über das Sauermann wieder ganz außer sich gerät. Schließlich muß ich ihm feierlich versichern, daß ich seinen Worten glaube, und daß es wirklich bis morgen Zeit hat und mir gar nicht so fürchterlich eilt.

Nun wird Herr Sauermann fröhlich und ißt und trinkt, was in ihn geht. Dann empfiehlt er sich recht plötzlich, weil er noch eine wichtige Verabredung habe, und versichert mich nochmals, morgen abend habe ich das Geld, ganz bestimmt.

Weitisch schaut ihm nachdenklich nach. Dann grinst er und fragt: „Hat er eigentlich bezahlt?"

„Aber ich bitte Sie, Herr Weitisch, es ist doch selbstverständlich, daß ich zahle!"

Weitisch meint leise: „Wenn Sie so nobel gegen den Sauermann sind, glauben Sie, daß er Ihnen bald Geld verschafft?"

„Er hat es doch eben noch gesagt!"

Weitisch grinst. „Er wär' ja dumm, wenn er's Geld bald brächte. So dumm ist er denn doch nicht!"

„Ich verstehe nicht."

„Er führt auf Ihre Kosten ja ein recht angenehmes Leben. Je länger es dauert, um so angenehmer für ihn."

„Sie meinen wirklich?"

Weitisch nickt und versinkt in Nachdenken. Ein höchst unsympathischer Mensch. Aber wenn er recht hat?

Nach einiger Zeit sagt Weitisch: „Glauben Sie, daß er Ihnen überhaupt Geld verschafft?"

„Na, hören Sie!"

„Ich glaube es nämlich nicht."

„Wieso?"

„Weil er niemanden an der Hand hat, der Geld leiht. Nicht eine Mark bekommen Sie durch den, nicht eine!"

Dieser Weitisch ist ja ein unglaublicher Mensch. Gestern war er noch der beste Freund von Sauermann, und heute?

„Warum haben Sie mir das nicht schon gestern gesagt?" frage ich ärgerlich.

„Weil Sie mir gestern sicher nicht geglaubt hätten", erwidert Weitisch und lächelt dünn.

„Da haben Sie recht", gestehe ich ehrlich.

„Sehn Sie!"

„Aber dann ist dieser Sauermann ja ein ganz gemeiner Schwindler!" Ich bin empört.

Weitisch lächelt. „Ein armer Teufel ist er, weiter nichts, der sich halt durchschlägt, so gut es geht."

„Eine nette Moral!"

„Seien Sie mal so ein armer Teufel, Herr Doktor!"

Ist das eine Unverschämtheit? Ich mustere den Genossen sehr scharf, aber er verzieht keine Miene, er meint es wirklich so, wie er sagt.

„Was soll ich nun anfangen?" frage ich recht kläglich.

„Ich weiß einen Weg."

„Also?"

„Es handelt sich dabei allerdings nicht um fünftausend, sondern um zehntausend Mark."

„Die ich bekommen soll?"

Weitisch nickt.

„Und die Zinsen?"

„Sie schreiben einen Wechsel über fünfzehntausend Mark."

„Hören Sie, das ist happig!"

„Einen andern Weg weiß ich nicht."

Eine ungemütliche Unterhaltung. Ich überlege mir die Sache... Ach was, mein System wird schon richtig funktionieren und mich herausreißen.

„Wann wäre der Wechsel denn fällig?" frage ich.

„Solche Wechsel lauten immer nur auf ein Vierteljahr."

„Und dann?"

„Dann prolongiert man den Wechsel, wenn man nicht gleich zahlen kann."

„Das klingt ganz plausibel und einfach."

„Ist es auch."

„Also, in Gottes Namen!"

Weitisch setzt mir die Sache sehr klar und präzis auseinander. Er hat einen Freund, dessen Namen er vorläufig noch nicht nennen will. Dieser Freund besitzt ein Automobil, und da er sich in Zahlungsschwierigkeiten befindet, will er es verkaufen. Neu war das Automobil zwanzigtausend Mark wert. Etwas über ein Jahr hat er es gefahren. Unter Brüdern ist es immer noch gut und gern seine zehntausend Mark wert. Dies Automobil soll ich für den Wechsel erhalten. Ich brauche es dann nur noch zu verkaufen und habe mein Geld.

Das klingt sehr plausibel und einfach.

„Und was macht der Mann mit meinem Wechsel?" frage ich nach einer Weile.

„Den verkauft er weiter", sagt Weitisch.

„Donnerwetter! Gibt man ihm dafür Geld?"

„Aber natürlich."

„Hm, ich wußte gar nicht, daß ein Wechsel von mir so viel Wert hat."

Weitisch lächelt, zögert, dann sagt er: „Erstens weiß niemand, daß sich mein Freund in Zahlungsschwierigkeiten befindet. Wenn er einen Wechsel akzeptiert hat, nimmt ihn auch ein anderer. Zweitens..." er

stockt wieder. „Na ja, zweitens: Sie haben angesehene Verwandte in angesehenen Stellungen... Selbst wenn Sie nicht zahlen könnten, was ich aber nicht glaube... nun ja, diese Verwandten würden Sie schon nicht im Stich lassen."

Ein Teufelskerl ist dieser Weitisch. Nun weiß er sogar, daß ich angesehene Verwandte habe, woran ich seit langem nicht mehr dachte. Eigentlich könnte ich die ja direkt angehen, fällt mir ein. Aber du lieber Gott, Verwandte! Gute Ratschläge und Vorwürfe erhält man von ihnen kiloweise, aber kein Geld.

„Woher haben Sie denn das mit den Verwandten erfahren, Weitisch?"

„Ich habe mich halt erkundigt... Man hat so seine Beziehungen..."

„Also machen wir die Sache."

„Bis übermorgen kann sie in Ordnung sein", sagt Weitisch.

„Nicht bis morgen?"

„Ausgeschlossen!"

Ich lache. „Das war auch nur eine Finte, diese Frage. Weil Sauermann so tut."

„Das wußte ich", sagt Weitisch.

Sauermann war mir sympathischer, aber dieser Weitisch ist entschieden zuverlässiger.

„Also auf übermorgen, prosit!"

Wir leeren unsre Gläser. Ich will alles bezahlen, aber Weitisch läßt das nicht zu, unter keinen Umständen. Er gibt nicht nach wie Sauermann.

„Aber ich bin Ihnen doch zu Dank verpflichtet?"

„Ich beanspruche bei diesem Geschäft wie bei jedem nur meine Provision, Herr Doktor. Und zwar erst, wenn das Geschäft perfekt ist."

„Wie viel macht denn das?" frage ich neugierig.

„Die übliche Usance ist zehn Prozent."

„Das wären also tausend Mark?"

„Fünfzehnhundert, Herr Doktor."

„Wieso?"

„Der Wechsel lautet ja auf fünfzehntausend Mark."

„Ach so... Na, ich muß sagen, kein schlechtes Geschäft."

„Schlechte Geschäfte mache ich überhaupt nicht, Herr Doktor." Weitisch grinst wieder auf eine niederträchtige Weise.

Ich trenne mich von dem Mann, den ich nicht mag, den ich aber brauche, ohne besondere Liebenswürdigkeit. Er nimmt das aber nicht übel... Nun, er hat recht, denn die fünfzehnhundert Mark hat er leicht verdient.

Erst als ich allein bin, wird mir angenehm und leicht zumut. Übermorgen habe ich also fünfzehntausend Mark bar in Händen. Halt, nur zehntausend Mark. Prr, auch das ist nicht richtig. Nur ein Auto, das zehntausend Mark wert ist. Aber ich werde es gar nicht gleich verkaufen, ich werde es erst einige Tage behalten. Es muß ein schönes Gefühl sein, Automobilbesitzer zu sein. Einige Tage möchte ich das schon auskosten. Und dann werde ich das Mädele in meinem Auto spazieren fahren. Wird sie Augen machen! Doch halt, heute wird mit keinem Gedanken an die Amerikanerin gedacht, heute wird ganz ausschließlich sich selbst gelebt. Ein Automobilbesitzer wird das doch wohl noch zustande bringen!

Ich begebe mich in ein anderes Lokal. Hier habe ich schon gar manches Mal mit Mabel gesessen. Mir kommt es so vor, als wären die Kellner direkt erstaunt, daß ich allein komme. Wo ist denn die Dame? fragen ihre Augen. Selbst ist der Mann, meine Lieben!

Ich bestelle mir eine Flasche Heidsieck und Kaviar.

Der Besitzer macht seinen Bückling. „Nun, ganz allein heute, Herr Doktor?"

„Allerdings."

Der Kaviar schmeckt ausgezeichnet. Ich esse ihn leidenschaftlich gern, aber wenn Mabel dabei war, habe ich nie Kaviar bestellt, weil sie ihn nicht mag. So ein richtiges Junggesellenleben hat doch seine Vorzüge, denke ich und schöpfe mir einen neuen Haufen Kaviar auf den Teller.

Das heißt, Junggeselle ist eigentlich nicht die richtige Bezeichnung für meine Gemütsverfassung. Strohwitwer dürfte richtiger sein. Sie sind entschieden glücklicher, wenn sie einmal allein sind, als die Junggesellen...

Nun lese ich mit Behagen einige Zeitungen und blättere mit Gemütsruhe in einigen Zeitschriften. So recht mit Muße, wie schon lange nicht mehr.

Ein Herr im Smoking erscheint, ein flüchtiger Bekannter. „Sie sind allein heute?"

„Freilich."

„Wenn Sie gestatten?..."

„Aber bitte, gern..."

Er setzt sich zu mir, und wir plaudern. Was in diesen Wochen alles passiert ist! Unglaublich viel! Welche Menge Skandalgeschichten! Welche Unmasse neue Anekdoten es gibt, von denen ich noch nichts wußte.

„Nein, was ich sehe, Sie sind ja ganz allein heute!" Schon wieder ein flüchtiger Bekannter. Er nimmt ebenfalls bei mir Platz. Je später es

NORD UND SÜD

Jahrgang

1 9 0 [illegible]

Max [illegible]

Porträt des [illegible] [illegible]

(Ausstellung der [illegible] [illegible])

wird, um so mehr flüchtige Bekannte erscheinen. Ich wußte gar nicht mehr, daß ich so viele Menschen kenne. Das ist ja enorm! Und wie angenehm diese flüchtigen Bekannten sind! Sie machen nicht die geringste Anspielung. Nur der Begrüßung merkt man an, daß sie sich wundern, die Amerikanerin nicht bei mir zu sehn.

Es wird immer fideler. Wie lange habe ich keine guten gepfefferten Geschichten mehr gehört! Unglaublich bin ich verbauert. Wie nett die Leute alle sind! Ich wußte gar nicht, daß ich so geschätzt werde. Wenn das Mabel sähe!

Es wird immer später und lustiger.

„Heute gehen wir in die Tscherna hora!" schlägt einer vor und findet großen Beifall.

Ich staune. Ganz und gar hatte ich vergessen, daß es dies Lokal noch gibt, wohin ich früher so häufig kam. Ein geräumiges Verbrecherlokal, wo es sehr amüsant zugehen kann, wenn man es gut trifft. Habe ich da schon hübsche Abende verbracht.

„Natürlich gehn wir in die Tscherna hora!" sage ich.

„Und vorher in die Kaffeeküche!" sagt ein anderer.

„Auch dahin gehn wir heute", erwidere ich.

Diese Küche tut sich nämlich schon um vier Uhr morgens auf. Die Tscherna hora erst um fünf Uhr.

So viel wie heute habe ich schon lange nicht mehr gelacht.

Gegen vier Uhr ziehen wir sechs Mann hoch zur Kaffeeküche. Das Lokal ist nicht größer als ein kleinbürgerliches Zimmer. Die hintere Hälfte nimmt ein großer Kochherd ein, auf dem riesige Kupferkessel stehn, in denen Kaffee gebraut wird. Alles duftet prachtvoll nach frischem Kaffee. In der vorderen Hälfte des Lokals stehen zwei große, nackte, hölzerne Tische. An dem einen Tische sitzen drei Schornsteinfeger, an dem andern vier Kanalräumer in blauen Kitteln. Ein Bäckerjunge kommt und bringt einen großen Korb mit frischen Semmeln, die ebenfalls sehr gut duften. Wir sitzen bei den Schornsteinfegern und trinken heißen, schwarzen, stark duftenden Kaffee.

Der Herr von Heitz ist recht angetrunken, er stiert vor sich hin und denkt über etwas nach. Man sieht es ihm an, wie angestrengt er nachdenkt, denn auf seiner Stirn stehen lauter dicke, senkrechte Falten. Plötzlich erhebt er sich.

Wir sind sehr gespannt.

Herr von Heitz tritt zu jedem der drei Schornsteinfeger und drückt jedem eine Mark in die schwarze Hand. Dann geht er zu jedem der Kanal-

räumer und tut dasselbe. Die Leute lachen, stecken die Mark ein und bedanken sich. Herr von Heitz setzt sich wieder.

Es erscheinen zwei Damen in großen Hüten mit mächtigen Federn. Sie setzen sich zu den Kanalräumern. Herr von Heitz stiert sie an. Dann denkt er wieder sehr angestrengt nach. Dann erhebt er sich und schenkt auch den beiden Damen je eine Mark. Sie lächeln und bedanken sich. Herr von Heitz schwankt ein wenig, und in seine Stirn graben sich immer tiefere Falten. Er lächelt, sein Entschluß ist gefaßt, er gibt jedem Kanalräumer und jedem Schornsteinfeger noch einmal eine Mark. Dann setzt er sich wieder und schläft gar bald mit gutem Gewissen ein.

Es erscheint noch eine Dame. Der Baron Stein starrt lange Zeit auf Herrn von Heitz, der aber trotzdem weiterschläft. Stein schüttelt den Kopf, als ob er das nicht fassen könne. Herr von Heitz schnarcht laut. Da erhebt sich Stein, macht vor der neuen Dame eine Verbeugung, gibt ihr eine Mark, dann den beiden andern Damen, dann den vier Kanalräumern, dann den drei Schornsteinfegern. Er setzt sich, und plötzlich schluchzt er. Das Schicksal dieser armen „Volksteile" schmerze ihn gar so sehr, stammelt er. Er meint die Damen, die Kanalräumer und die Schornsteinfeger.

Neben mir sitzt ein früherer österreichischer Major. Für gewöhnlich ist er ein sehr friedfertiger Mensch.. Jetzt flüstert er mir ins Ohr: „Wissen's, was i möcht? Einen ermorden möcht' ich."

„Warum?"

Er hält mir eine lange Rede, deren Sinn ich nicht verstehe. Er wahrscheinlich auch nicht. Die ganze Rede hält er ja doch nur, um seinen plötzlichen Einfall zu motivieren, und da er von Haus aus, wie gesagt, eine sehr friedliche Natur ist, fällt ihm diese Motivierung schwer.

Ich nicke aber verständnisinnig.

„Wissen's, selbst möcht' i natürlich kein' ermorden, aber ein' ha'm möcht' i, der's für mi tut, so ein' rechten, treuen, braven Mörder!"

Ich nicke.

„Auf in die Tscherna hora!" schreit einer.

Wir erheben uns, so gut es geht. . .

VIII.

Die Nacht in der Tscherna hora hat mir sehr wohl getan. Als ich nach Hause kam, zwickte mich das Gewissen. Darauf nahm ich ein gründliches Bad, legte mir einen anderen Anzug zurecht und schlief bis in den Nachmittag hinein. Als ich aufwachte, fühlte ich mich wie neu geboren. Ich

sehe seitdem die Sache mit Mabel viel natürlicher und verständiger als bisher. Ich werde ihr einen Heiratsantrag machen, und wenn sie mir einen Korb gibt, ihn nicht ernst nehmen, sondern eine günstigere Stunde abwarten. Kurz, ich werde die Festung belagern, bis sie sich ergibt. Aber nicht mehr mit sentimentalen Reden und dergleichen, sondern so, wie es einem Manne zukommt, der ein Auto besitzt und Anrecht auf viel Geld hat. Ich lasse mich nicht mehr einschüchtern, Mädele, um keinen Preis!

Wird sie Augen machen!

Theoretisiert wird jetzt nicht mehr, es wird gehandelt, und zwar den Umständen angemessen.

Mabel kommt, und ich gebe ihr gleich ohne viel Umstände einen ordentlichen Kuß. Sonst bettle ich erst lange hin und her.

„Na hör mal, du scheinst heute bei guter Laune zu sein?" sagt sie.

„Bin ich auch."

„Da muß man sich ja in acht nehmen, wenn du guter Laune bist."

„Muß man auch!"

Während wir Kaffee trinken, erzähle ich einige gute Anekdoten, die sie lachen machen.

„Wenn du doch immer so wärest, so vernünftig", sagt sie.

Ich erwidere sehr ernst: „Das werde ich fortan sein."

Sie lächelt ungläubig.

Ich erzähle weiter.

Sie streckt sich auf der Chaiselongue aus. Ich erzähle und setze mich dabei, als sei es das natürlichste von der Welt, auch auf die Chaiselongue und lege ihre Füße in meinen Schoß. Sie läßt es geschehen, denn ich spreche ja ruhig weiter und tue gar nicht, als ob das etwas Besonderes wäre.

Ich erzähle, ziehe die Halbschuhe von ihren Füßen und streichle diese schönen, schlanken, kräftigen Füße.

„Das habe ich riesig gern", sagt sie und rückt sich ein wenig bequemer zurecht.

Ich erzähle und streichle die Füße, die in ihren zarten, mattblauen Strümpfen wie Tauben in meinem Schoße liegen.

Ich beuge mich zu den Füßen und küsse sie.

„Das mag ich nicht!" Sie zuckt zusammen und will mir die Füße entziehn, aber ich halte sie fest.

Mein Blick gleitet über sie hin, daß sie errötet.

„Du sollst mich nicht so ansehn." Sie will sich aufrichten, aber ich lasse das nicht zu und erzähle weiter.

Sie wird unruhig. Ihre Arme, die bisher hinter dem Kopf lagen, lösen sich und gleiten in ihren Schoß. Die Hände falten sich.

Ich schaue lächelnd auf die beiden Hände. Sie wird verlegen.

„Jetzt bist du wirklich wie ein ganz kleines Mädele", sage ich und küsse ihre Hände, die unruhig zucken.

Dann streichle ich ihre Wangen und schweige.

Das ist nicht gut, denn gleich werde ich auch verlegen, und das soll nicht sein.

Ich beuge mich tief zu ihren Füßen, ergreife den rechten Fuß und frage ihn leise: „Gelt, du hast mich gern?"

Er schüttelt sich sehr energisch und ablehnend.

„Das ist garnicht hübsch von dir!"

Der Fuß sagt: es ist doch hübsch.

Ich ergreife den linken Fuß. „Aber du liebst mich, nicht wahr?"

Er rührt sich nicht.

„So gib doch wenigstens Antwort!"

Da nickt ganz leise die große Zehe: ja. Es sieht sehr hübsch und schalkhaft aus.

„Warum liebst du mich denn?" frage ich den Fuß.

Der Fuß bewegt sich hin und her, man merkt ganz deutlich, er weiß es nicht.

„Soll ich es dir sagen?"

Der Fuß wehrt energisch ab.

„Weil ich so ein hübscher Kerl bin, nicht wahr?"

Der Fuß verneint.

„Aber weil ich so ein guter Kerl bin?"

Die große Zehe nickt zustimmend.

„Aber warum liebt mich denn dein Kollege nicht?"

Beide Füße liegen stumm in meinem Schoß.

„Er liebt wohl einen andern?"

Der linke Fuß nickt, der rechte wird unruhig und schlüpft unter den Saum des Kleides.

„Warte! Verstecken willst du dich? Das könnte dir passen, du Feigling!" Ich ziehe ihn, der sich heftig sträubt, wieder aus seinem Versteck.

„Also, nun gestehe!"

Der rechte Fuß lehnt ab.

„Soll ich fragen?"

Er nickt leise und verschämt.

„Den Prinzen liebst du?"

Er nickt leise und verschämt.

„Warum?"

Er weiß es nicht.

Ich hole mir den linken Fuß. „Weißt du es?"

Die große Zehe verneint.

„Das finde ich dumm!"

Der rechte Fuß macht mir klar, daß es gar nicht dumm sei. Er beruhigt sich nicht eher, als bis ich das zugebe.

„Wirst du ihn lange lieben?"

Der rechte Fuß weiß es nicht.

Ich umarme den linken Fuß. „Aber du bleibst mir treu, nicht wahr?"

Die große Zehe nickt sehr ehrbar und bieder.

„Und jetzt wirst du sehr zärtlich zu mir sein, wie es sich gehört."

Der Fuß bleibt stumm.

„Nun, wird's bald?"

Der Fuß bewegt sich und streichelt mir die Hand.

„So ist's recht."

Er streichelt immer zärtlicher. Ich beuge mich ganz zu ihm. Er streichelt mein Gesicht. Ich küsse ihn leidenschaftlich. Da entflieht er mir unter das Kleid.

„Du bist ein prüdes Schaf!" schelte ich.

Er lugt ein wenig unter dem Kleid hervor und protestiert.

„Dann sei auch wieder freundlich."

Er schüttelt sich ablehnend.

„Es ist genug, meinst du?"

Der Fuß bejaht energisch.

„Dann werde ich dir untreu und versuche mein Glück bei deinem Kollegen!"

Der linke Fuß tritt energisch nach dem rechten, daß er sich verkriecht.

„Bist du eifersüchtig?"

Er nickt.

„Ich will es nicht wieder tun!"

Da kommt er schnell hervor und streichelt mich und verschwindet dann wieder.

„Nun hör' aber auf, solche Kindsköpfe wie wir sind?" ruft Mabel, und ehe ich es verhindern kann, richtet sie sich in die Höhe.

„Ich bin schon fast neunundzwanzig Jahre alt!"

„Ich neununddreißig!" sage ich kalt.

„Solche Kindsköpfe!"

Wir stehen vor einander. Ich greife sie am Schopf und küsse sie. „Du dummes, liebes Mädele!"

Sie lacht und küßt mich wahrhaftig wieder. „Du dummer, lieber Wauwau!"

„Warum?"

„Du kannst so furchtbar ernst und bitter sein", sagt sie. „Und bist es doch so gar nicht!" Sie hebt ein wenig den Rocksaum. Ihr linker Fuß nickt mir zu.

Ich küsse sie zum ersten Mal, seitdem ich sie kenne, auf die Brust, erst auf die linke, dann auf die rechte.

„Adieu!" sagt sie und zieht den Mantel über.

Das Herz ist mir so voll, daß ich nichts sagen kann. Das wirkt in solchen Momenten immer sehr dumm auf Frauen. Ich fühle es ganz genau, aber ich kann es nicht ändern.

Sie fühlt es auch, und ich glaube, sie schämt sich ein wenig für mich. Das gibt natürlich eine unhaltbare Situation.

Stumm geleite ich sie aus dem Haus. Plötzlich fällt mir ein, daß ich ja morgen Automobilbesitzer bin. Ich lade sie zu einer Tagesfahrt ein.

„Dein eigenes Automobil?"

Sie sagt es in einer Weise, die mich stolz macht.

„Jawohl, mein eigenes Automobil."

Ich steige, wie mir scheint, sichtlich in ihrer Achtung. Sie sagt zu.

Als sie ihre Haustür aufgeschlossen hat, sage ich: „Übermorgen ist für mich ein entscheidender Tag."

„Wieso?" fragt sie.

„Davon hängt sozusagen mein Leben ab", erwidere ich.

Sie lächelt und meint: „Gott, wenn ihr Männer doch nicht immer so pathetisch sein wolltet!"

„Der größte Augenblick meines Lebens", sage ich.

„Das sagen alle", erwidert sie, und mir wird ganz schlecht vor Trauer und Grimm über diese Äußerung.

„Du scheinst noch nicht allzu viel anständige Männer kennen gelernt zu haben!" zische ich, während sie ihren Hausschlüssel mobil macht.

„Leider", entgegnet sie ruhig.

„Dann wirst du übermorgen einen anständigen kennen lernen", sage

ich voller Selbstbewußtsein. Es kommt so spießbürgerlich heraus, daß es mich selbst geniert.

„Gute Nacht, du Kindskopf!“ erwidert sie lächelnd.

Sie hebt zum ersten Mal die Arme, um sie um mich zu schlingen. Ich presse das ganze Wesen an mich und flüstere: „Gute Nacht.“ Sie rafft die Schleppe, zündet ein Streichholz an, das sie immer parat hat, die Hagestolze, und beschreitet die Treppe.

„Geh nicht so schnell!“ rufe ich besorgt, denn sie leidet zuweilen an Herzklopfen.

Sie lacht leise.

Mit kräftigen und elastischen Schritten geht sie.

Sie zieht den Wohnungsschlüssel, sie ist daheim

„Gute Nacht!“ rufe ich fast schluchzend.

Der Schlüssel leistet sich einige Evolutionen, fort ist sie.

Am andern Morgen gehe ich gleich zu Herrn Weitisch. Ich brenne auf mein Automobil.

Weitisch führt mich in eine normale Straße vor ein normales Haus. Ich bin enttäuscht, denn ich hatte erwartet, mein Auto stände in einer ungewöhnlichen Straße, in einem ungewöhnlichen Haus.

Wir erklimmen zwei magere, düstere Treppen. Hier soll der Herr meines Autos wohnen.

Eine Magd öffnet, wir werden in einen Salon geführt. Seit ich zum letzten Mal bei meinen Großeltern war, habe ich eine solche gute Stube nicht mehr gesehn. Imitierte altdeutsche Möbel mit gotischen Türmen an allen Ecken. Der Schreibtisch sieht aus wie eine gotische Festung und hat doch nur einen Band Goethe, einen Band Schiller und Heines Buch der Lieder zu bewachen. Auf dem Tisch, der eine rote Plüschdecke trägt, steht ein silbernes Gewächs von großen Dimensionen. Eine Art Neptun klebt daran, der mit breitem Maule lacht und einer Nymphe die Brust kitzelt. An den Wänden hängen einige Bilder. Die drei Parzen von Thumann, eine Dorfschöne von Defregger, ein Christusbild von Uhde. Und der Besitzer eines solchen Salons hat ein Auto!

Die Tür tut sich auf, und herein tritt lächelnd der blonde, rosige Jüngling, den ich kürzlich bei Sauermann, Weitisch und dem galligen Kaufmann traf.

„Was, Sie sind Automobilbesitzer?“

Er lächelt bescheiden.

„Und verkaufen wollen Sie's?“

„Ich muß", flüstert er verschämt.

„Wo steht das Auto denn?" frage ich.

„Im Hausgang nebenan", flüstert er.

Wir begeben uns dorthin. Es ist ein ganz prächtiger Wagen, und wie neu sieht er aus. Der ockergelbe Lack zeigt nicht eine Verletzung. Ich streichle das schöne, geräumige Wesen zärtlich.

„Kann ich es gleich mitnehmen?" frage ich.

Niemand hat etwas dagegen.

„Fahren Sie selbst, Herr Doktor?" fragt der Jüngling.

„Das allerdings nicht," erwidere ich. „Herrgott, da brauche ich ja vor allem einen Chauffeur?"

Die beiden nicken.

„Woher soll ich aber den so schnell nehmen?"

Die beiden flüstern miteinander. Der rosige Jüngling hat einen älteren Diener, der mit dem Auto umzugehn versteht. Er will ihn mir gern so lange überlassen, bis ich den Wagen verkauft habe. Ich bin einverstanden, und wir begeben uns wieder in die Wohnung.

Man präsentiert mir einen Wechsel. Alles ist schon vorsorglich ausgefüllt, nur meinen Namen brauche ich noch draufzusetzen. Das will ich gerne tun, wenn ich nur wüßte, wohin? Aber ich mag meine Unwissenheit diesen zwei Menschenfreunden nicht eingestehn.

Der Jüngling bemerkt meine Unentschlossenheit und hilft mir.

Weitisch bemerkt lächelnd: „Ich habe immer am liebsten mit Leuten zu tun, die sich im Querschreiben noch nicht auskennen."

Ich blicke ihn an.

„Sie waren nämlich noch nicht in ernsthaften Schwierigkeiten", bemerkt Weitisch. „Das nächste Mal werden Sie es schon besser können, Herr Doktor!"

Ich ignoriere den unangenehmen Menschen.

„Bis zum Mittag erwarte ich also mein Auto," sage ich und wende mich der Türe zu.

Der rosige Jüngling wird noch rosiger.

„Ist noch etwas?"

„Es ist nämlich kein Benzin mehr da", stammelt der Jüngling.

„Ach so, natürlich. Wie viel brauchen wir denn?"

„Sagen wir: fünfzig Liter. Das Liter kostet vierzig Pfennige."

Ich gebe dem Jüngling zwanzig Mark und empfehle mich. Es muß ihm wahrhaftig verteufelt schlecht gehn, wenn er nicht einmal mehr für

zwanzig Mark Benzin auslegen kann. Höchste Zeit, daß er sein Auto verkauft.

Zu Hause instruiere ich Frau Bleiders, daß ich ein Auto und einen Diener bekomme. Ein Glück, daß ich allein in dem kleinen Häusel wohne, hinter dem sich ein großer Schuppen befindet. Der Schuppen ist wie gemacht für meinen Wagen, und im Häusel hat auch noch ein Diener Platz. Dann sage ich Frau Bleiders, daß ich mich nun an ihren Anblick gewöhnt habe, sie solle, um immer bei der Hand zu sein, auch in mein Haus ziehen. Das Eckzimmer im Parterre rechts sei für sie bestimmt, das Eckzimmer im Parterre links für den Diener. Frau Bleiders strahlt und fühlt sich sehr gehoben, einen so vornehmen Herrn zu besitzen. Was so ein Wechsel nicht alles bedeuten kann!

Am vornehmsten wäre es unbedingt, ich führe mit meinem eigenen Auto nach Montecarlo und verschaffte mir außerdem noch die Summe, die ich für mein System nötig habe. Halt, da ist ja noch Herr Sauermann. Er erwartet mich heute sowieso. Wenn der Mann mir inzwischen Geld besorgt hat, weshalb soll ich es nicht annehmen? Da müßte ich doch sehr dumm sein!

Sauermann machte ein schwer gekränktes und beleidigtes Gesicht, als ich kam. Ich sprach auf ihn ein, er antwortete nicht.

Endlich wurde ich auch ärgerlich und wollte gehn. Da gestand er mir, es habe ihn so sehr beleidigt, daß ich mich mit dem Weitisch näher eingelassen habe, während er sich doch so viel Mühe gebe, um meine Wünsche zu befriedigen.

Woher er das mit Weitisch wisse?

Weitisch selbst habe es ihm erzählt.

Das fand ich gar nicht hübsch von ihm und äußerte das auch.

„Wo ich doch alles tue für den Herrn Doktor", grollte Sauermann.

Ich machte ihm klar, daß ich mißtrauisch geworden sei, weil er mir doch schon zweimal Geld versprochen habe, ohne sein Versprechen erfüllen zu können. Weitisch habe mir dagegen gleich geholfen.

„Jawohl, mit einem Automobil!" sagte Sauermann und lachte höhnisch.

„Ich brauche den Wagen nur zu verkaufen", sage ich.

„Und was kriegen Sie dafür?"

„Mindestens zehntausend Mark," erwidere ich.

Sauermann brüllt laut auf vor Lachen.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, aber da muß ich lachen, da kann ich mir nicht anders helfen!"

„Warum denn eigentlich?"

„Wenn Sie für den alten Kasten dreitausend Mark bekommen, dann.."

„Unsinn!"

„Verlassen Sie sich darauf!"

„Aber der Wagen sieht doch wie neu aus?"

„Frisch aufgelackiert, weiter nichts."

„Hören Sie, Sie wollen mir Angst machen, Sie mögen den Weitisch nicht."

„Das stimmt!"

„Sie übertreiben also?"

„Suchen Sie den Plunder doch erst zu verkaufen, nachher werden Sie sehn, ob ich übertreibe."

Warte, denke ich, nun kriege ich dich sofort klein. „Haben Sie denn nun wirklich Geld für mich aufgetrieben?"

Sauermann spricht von dem Automobil.

„Ich nehme es gleich, wenn Sie wirklich endlich Geld gefunden haben. Aber sehn Sie, ich glaube es nicht."

Sauermann setzt sich zur Wehr. Aber ich lasse mich nicht irre machen. Bei allem, was er durcheinander redet, frage ich immer nur: „Haben Sie Geld aufgetrieben oder nicht?"

Schließlich kann er nicht mehr anders, er muß eingestehn, daß er heute noch nichts hat. Nun lache ich laut auf. O, auch ich kann höhnisch lachen. wenn es sein muß.

Morgen, ganz bestimmt habe er morgen das Geld für mich, beteuert Sauermann.

Ich lache noch lauter und höhnischer.

„Wetten wir, Herr Doktor," sagt Sauermann mit rotem Kopf.

Es ist doch ein unglaublich dreister Bursche, denke ich, aber es macht mir Spaß.

„Also gut, wetten wir."

Wir schließen eine Wette ab, daß Sauermann mir bis übermorgen Geld besorgt hat, denn morgen hat es keinen Zweck, morgen fahre ich mit meinem Auto spazieren.

Nun wird Sauermann wieder gemütlich. Eine vertrauliche Art hat der Mensch, die ist schon wirklich komisch.

Nach einiger Zeit zieht Sauermann sehr umständlich und unter Achzen ein Papier aus der Tasche. Er liest umständlich und stöhnt.

„Was ist denn das, Sauermann?"

„Eine Rechnung, Herr Doktor."

„Für Sie?"

Er nickt.

„Das macht Ihnen Kopfzerbrechen?"

Sauermann ächzt kläglich.

„Handelt es sich um eine größere Summe?"

Sauermann legt abwehrend die Hand auf die Brust.

„Zeigen Sie her!"

Aber Sauermann steckt die Rechnung schnell wieder ein.

„Mensch, machen Sie doch nicht so kindische Umstände. Ich will Ihnen die Rechnung bezahlen, wenn sie nicht hoch ist."

Sauermann sträubt sich.

„Wie hoch ist sie denn?"

„Fünfundzwanzig Mark", flüstert Sauermann.

„Wenn's weiter nichts ist!" Für diesen kuriosen Geldvermittler scheinen schon fünfundzwanzig Mark eine Rolle zu spielen.

„Also, geben Sie her!" sage ich.

Aber Sauermann will immer noch nicht. Er wäre mir allerdings sehr dankbar, wenn ich ihm das Geld bis übermorgen vorschösse, ich könne es ja dann einfach von seiner Provision abziehen...

„Hören Sie, Sauermann, ich glaube, Sie schwindeln. Warum wollen Sie mir denn nicht die Rechnung geben oder wenigstens zeigen? Vielleicht ist es gar keine Rechnung, Sie tun nur so, um mich um fünfundzwanzig Mark zu erleichtern?" Ich bin stolz auf meine Klugheit. Im Verkehr mit diesen Gaunern lernt man doch mancherlei.

Nun spielt Sauermann wieder den Beleidigten. Wie ich so etwas von ihm denken könne. Es handle sich um eine wirkliche Rechnung. Seine Frau habe ihm kürzlich einen Sohn geboren...

„Herrgott, hat die am Ende auch keine Milch?" rufe ich entsetzt.

Sauermann schaut mich sprachlos an. Dann wird er böse, aber er beherrscht sich. Wie ich so etwas von ihm und seiner Frau denken könne. Er habe eine gesunde Frau, und Milch habe sie genug, mehr als genug.

„Beruhigen Sie sich nur, aber ich habe den merkwürdigen Vorzug..."

Er unterbricht mich heftig. Sein Sohn habe keinen Wagen, alle Leute machten Bemerkungen darüber, so daß sich seine Frau halb zu Tode kränke, denn man will doch nicht um sowas in der Leute Mäuler kommen, man halte doch auf sich, und es mache einen wenig reputierlichen Eindruck, wenn sein Sohn nicht einmal einen Kinderwagen habe.

„Also haben Sie einen gekauft?"

Er nickt.

„Und Sie möchten gerne, daß ich ihn bezahle?"

„Übermorgen erhalten Sie das Geld retour, Herr Doktor. Sofort!"

„Also gut, und nun bitte die Rechnung, ich werde sie persönlich begleichen."

„Es wäre mir lieber, Herr Doktor..."

„Dann zeigen Sie mir die Rechnung wenigstens. Sonst bekommen Sie nicht einen Pfennig, sonst glaube ich Ihnen einfach nicht."

Ächzend, langsam, widerwillig bringt Sauermann das Papier aus der Tasche.

„Seien Sie mir nicht böse, Herr Doktor!" fleht er.

Ich ergreife das Papier. Ich stutze. Das ist wirklich ein starkes Stück. Die Rechnung lautet auf meinen Namen!

„Ich wollte den Herrn Doktor erst vorher fragen, aber weil sich meine Frau so kränkte und mir den ganzen Tag in den Ohren lag, und weil ich doch weiß, daß der Herr Doktor ein vornehmer Herr sind, der auch für unsereinen ein Herz hat, und weil ich mich mit dem Herrn Doktor erst auf heute bestellt habe, während meine Frau doch so drängte und gestern ein so schöner Tag war..." Er stöhnt und schwitzt.

„Das ist schon das Unverschämteste, was mir vorgekommen ist. Mann, wissen Sie denn gar nicht, was Sie da getan haben?"

Sauermann nickt reuig und beklommen.

„Mann, ich kann Sie ja ins Gefängnis bringen!"

Sauermann nickt immer beklommener und schaut mich flehend an. Mich ekelt dies hündische, devote Gesicht.

„Hier nehmen Sie das Geld." Ich erhebe mich.

„Herr Doktor!" Wie weich die Stimme dieses Matrosen werden kann.

Er geht hinter mir drein mit hängenden Schultern und gebeugtem Haupt.

Ich gebe ihm schnell und flüchtig die Hand, um ihn endlich los zu werden. „Also schön, sprechen wir nicht mehr davon."

Er küßt meine Hand, der dicke Kerl, und verschwindet.

Mir ist gar nicht behaglich zumute. Wozu die Menschen alles kommen, wenn sie in Not sind. Da rede noch einer von Moral. Dem Armen hat man leicht predigen: du sollst nicht stehlen. Er tut's halt doch, wenn ihm kein anderer Ausweg bleibt. Ach du lieber Himmel, die Moral!

Zu Hause rufe ich mir meinen Diener Josef. Es macht sich doch sehr

gut, wenn man einen Diener rufen kann. Auch wenn er keine Schönheit und nicht mehr jung ist.

Josef erscheint in seiner braunen Uniform mit vielen goldenen Knöpfen, die wohl so recht nach dem Geschmack jenes lächelnden, rosigen Jünglings sind, von dem ich mir den Mann ausgeliehen habe. Die Uniform steht dem untersetzten Menschen gar nicht gut.

„Sagen Sie, Josef, sind Sie mal Bauer oder Knecht auf einem Dorf gewesen?"

„Ja, Herr." Der Mann strahlt über's ganze Gesicht und zeigt seine einzige Schönheit: die großen, gesunden, weißen Zähne.

Ich mustere die Gestalt noch einmal, eine verarbeitete Bauerngestalt, knorrig, ungefüg und verbogene Arme und Beine. Man denkt an einen gepflügten Acker, wenn der Herbst kommt. Der kann auch so seltsam verkrümmt und verbogen aussehn im Schein der letzten Sonnenstrahlen.

„Wie lange sind Sie denn schon fort vom Dorf?"

Josef erzählt mit Behagen. Die alte Geschichte. Der jüngste Sohn. Anerbenrecht. Ein kleines Gütchen, das kaum für einen reicht. Zuerst ging er als Erdarbeiter. Aber die Sehnsucht nach der eignen Erde, die ihn nun nichts mehr anging, zehrte an ihm. Er kam an den Trunk. Die alte Geschichte. Er raffte sich wieder auf und wurde Hausknecht, wo er „gute Manieren" lernte. Und schließlich brachte er es dann zum Diener bei dem rosigen Jüngling. Aber die Natur ging unbeirrt ihren eignen Weg. Trotzdem Josef sicher seit fünfundzwanzig Jahren keinen Pflug mehr unter der Faust hatte, sieht er doch aus wie ein alter, abgearbeiteter Bauer. Ganz anders als ein verbrauchter Fabrikarbeiter oder dergleichen.

„Sagen Sie, Josef, Sie werden doch morgen nicht dies Kostüm tragen?"

Er zeigt wieder die Zähne. Selbstverständlich besitzt er eine lederne Chauffeurjacke, was mich sehr beruhigt, denn in diesem Aufzug könnte ich ihn unmöglich dem Mädele präsentieren.

„Also morgen machen wir die erste große Fahrt."

Josef nickt.

„Ist alles in Ordnung? Wir nehmen nämlich eine Dame mit."

Josef nickt wieder. Einen zuverlässigen Eindruck macht er entschieden.

Ich verabschiede meinen Diener, aber er zögert und fragt, ob er auch durch die Stadt recht schnell fahren dürfe?

„Selbstverständlich. Aber nicht nur in der Stadt, sondern auch außerhalb dürfen Sie schnell fahren. Sie sollen es sogar, denn wir lieben das alle beide, die Dame und ich."

Josef atmet auf und sagt, das sei ihm sehr lieb.

„Warum eigentlich?"

„Der Wagen hat keine Nummer."

„Was?"

„Er ist nicht polizeilich angemeldet."

„Das ist aber sonderbar."

Man habe es nicht getan, weil der Wagen seinen Besitzer wechsle. Das gäbe mit der Polizei immer neue Scherereien, bei denen doch nichts herauskäme.

„Sagen Sie, Josef, hat der Wagen einen Fehler oder ist er gut und zuverlässig?"

Josef beteuert, daß er keinen Fehler habe.

Er lacht wieder breit und behaglich und meint, es sähe sehr komisch aus, wenn man so schnell durch die Stadt fahre, daß der Polizist winkt und den Bleistift spitzt, um den Wagen aufzuschreiben, und dann, wenn es zu spät ist, sieht, daß der Wagen gar keine Nummer hat, die man aufschreiben kann. Die dummen Gesichter der Polizisten! Es sei zum Kranklachen.

„Aber ist das nicht gefährlich?"

Ihm sei noch nie etwas passiert, und er fahre den Wagen doch schon lange so, versichert Josef.

„Aber wird man ihn nicht erkennen?"

„Es gibt viele Wagen, die so angestrichen sind, Herr."

Ich entlasse meinen Josef. Es ist mir durchaus nicht angenehm, daß ich das nicht früher erfuhr, aber jetzt läßt es sich nicht mehr ändern, denn auf der Fahrt morgen muß ich bestehen. Es hängt für mich zu viel davon ab.

Schluß in der Juli-Nummer

Friedrich Niebergall:
Das geistige und seelische Leben der Fabrikarbeiter.

Eine ökonomisch-psychologische Studie.

Motive und Grenzen der Untersuchung.

Trotzdem die Aufgabe schier unendlich ist, in das geistige Leben des werktätigen Proletariates einzudringen, wollen wir sie dennoch anfassen. Dazu bestimmen uns mancherlei Beweggründe, die die Aufgabe so wichtig erscheinen lassen, daß wir auch mit einem verhältnismäßig großen Fehler rechnen und mit dem dadurch beeinträchtigten Ergebnis zufrieden sein müssen. Der wichtigste dieser Beweggründe ist das Interesse, das wir an dem geistigen Leben und dem Lebensgefühle von Millionen unsrer Zeitgenossen und Stammesbrüder nehmen müssen. Dieses Interesse ist eigentlich noch gar nicht so sehr alt. Als der damalige Pfarrkandidat und jetzige sozialdemokratische Führer Paul Göhre vor bald zwanzig Jahren in seiner Schrift „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" darstellte, was er unter den Fabrikarbeitern Sachsens erlebt hatte, da machte sein Buch auch in solchen Kreisen das größte Aufsehen, die nicht unmittelbar christlich und sozial interessiert waren. War es doch tatsächlich eine richtige Entdeckungsreise, die er beschrieb, eine Fahrt in ein so unbekanntes Land, als wäre es der Nordpol oder das dunkelste Afrika. Ja, es mochte mancher über diese Länder mehr wissen oder sich wenigstens mehr dafür interessieren, als für dieses Gebiet menschlichen Lebens. Darum erfaßte manchen auch eine starke Beschämung, daß mitten unter uns eine so völlig unbekannte Welt lag, noch ganz abgesehen von der Scham, die einen ergreifen mußte, wenn man sah, wie sehr diese neuentdeckten Schichten vernachlässigt waren und wie sie sich selbst in die Höhe zu arbeiten suchten.

Im ganzen kann man wohl sagen, daß seit jenen Frühlingstagen sozialen Empfindens das Verständnis dafür stark gewachsen ist, daß die Hauptsache in der sozialen Frage der Mensch ist. In England hatten das vor 60 Jahren die christlichen Sozialisten Kingsley und Carlyle mit unerbittlicher und unermüdlicher Kraft dem Volksbewußtsein einge-

prägt. Das ganze Getriebe der Volkswirtschaft soll nicht unter dem sog. chrematistischen Gesichtspunkte stehen, d. h. es soll dabei nicht bloß darauf gesehen werden, was in ihm an Gütern erzeugt wird. Sondern der Mensch ist die Hauptsache, der Mensch mit seinem Glück und mit seinem geistigen Streben und Besitz. Und es ist doch ein großer Fortschritt in der Entwicklung, die unser Geschlecht in die Höhe führt, wenn man immer weniger für die Arbeiter den so unwürdigen Ausdruck „Hände" findet, der sie einfach als Maschinenteile in das große unerbittliche Getriebe hineinstellt. Und wenn es auch erst die Sozialdemokratie gewesen wäre, die die Würde des Menschen, auch des einfachsten und dümmsten ungelernten Arbeiters, betont hätte, so müssen wir das von jedem humanen und christlichen Standpunkte aus als einen unsagbaren Fortschritt begrüßen. Denn die ganze Entwicklungsbahn der Menschheit geht, wenn nur irgend Sinn an ihr ist, darauf hinaus, daß die Persönlichkeit im Unterschied von dem unpersönlichen Tier und dem toten Ding als das Höchste herausgestellt wird.

So lautet denn die immer dringendere Frage: Wie leben denn nur die Menschen, die am Morgen, wenn die letzten Nachzügler der Gesellschaften den Heimweg antreten, in die Fabrik ziehen, um des Abends, wenn man selber wieder ausgeht, den Heimweg anzutreten? Wie leben sie äußerlich und vor allem wie leben sie denn innerlich in diesen ihren äußern Arbeits- und Lebensverhältnissen? Denn es ist ja keine Frage, daß jene äußern Bedingungen von dem allergrößten Einfluß auf diese innern Dinge sein müssen. Genauer noch lautet die Frage so: Wir haben einen ganz ungeheuren Aufschwung in wirtschaftlicher und in kultureller Hinsicht genommen; aber womit haben wir ihn bezahlt? sind nicht darüber große Werte eingebüßt worden, die sich zwar nicht aufrechnen, aber von einem idealistischen Standpunkt aus allein schätzen lassen?

Und noch ein ganz praktisches Motiv kommt hinzu. Es handelt sich nämlich darum, die Seele und das geistige Leben unsrer handarbeitenden Volksgenossen überhaupt kennen zu lernen; und zwar zunächst zu einem rein theoretischen und wissenschaftlichen Zweck. Das ist die Aufgabe der Volkskunde, die immer mehr aufblüht dank der so ganz anders gewordenen Art unsrer wissenschaftlichen Begriffe und Aufgaben: diese ist nämlich nicht mehr zu stolz, auch die Gegenwart und zwar gerade die sog. untern Schichten der Bevölkerung zum Gegenstand ihres Studiums zu machen. Freilich so weit ich sehe, liegt ihr noch mehr an dem Bauern und dem sog. kleinen Mann in Handwerk und Geschäft, der dem Bauern nahe steht. Denn in diesen Kreisen lebt die alte Überlieferung der Volks-

erzählungen, der Volkswitze und Sprichwörter, vor allem des sog. Aberglaubens, der doch nur ein Niederschlag alter Religion ist, noch viel stärker fort. Aber vielleicht zieht diese neue Wissenschaft auch noch eingehender gerade die Volksklassen in den Kreis ihrer Untersuchung, die uns jetzt beschäftigen sollen — es gibt hier auch in jeder Beziehung viel Interessantes, und an allgemeinen geschichtlichen und psychologischen Umblicken wird es gewiß nicht fehlen.

Und nicht nur ein großes wissenschaftliches, ein ebenso großes praktisches Interesse hängt an dieser Arbeit. Und das besteht in der Notwendigkeit, sich um diese Aufgabe zu bekümmern, die einem jeden obliegt, der mit der Arbeit am Volke zu schaffen hat. Und welcher der höheren praktischen Berufe ist denn davon ausgenommen? Am meisten macht sich der praktische Arzt vielleicht seine Kenntnis dieser Verhältnisse selbst, wenngleich er in der Gefahr steht, einseitig zu werden; denn er hat die Menschen immer in ihrer weniger günstigen Lebenslage zu erblicken, und in unserm Fall trüben meist noch die wenig erfreulichen Schattenseiten des Krankenkassenwesens seinen Blick. Auch der Volksschullehrer, überhaupt wer des öfteren näher mit den Leuten zusammenkommt, erfährt für sich selbst schon manches, wenngleich ihm ein weiterer Blick, wie eben gesagt, die Gefahr der Einseitigkeit fern halten soll. Aber der junge Verwaltungsbeamte und Richter, der junge Pfarrer — sie können sich nicht früh und stark genug mit unsrer Aufgabe befassen, denn die Methode ihrer Arbeit und der ganze Ton ihres Auftretens muß unbedingt mitbestimmt werden durch den Geist der Menschen, an denen sie zu arbeiten haben. Es geht wirklich nicht mehr, daß man schablonenhafte Methoden von irgendwoher mitbringt und auf die Leute anwendet, zu denen man gerade geworfen wird. — So soll Verständnis für diesen Teil des Volkes und so soll vor allem ein bißchen Liebe zu ihm erweckt werden, ohne die es kein Wirken gibt. Und diese Leute — das sieht man an ihrer Verbitterung — haben tatsächlich zu wenig wirkliche Liebe mitbekommen und bedürfen noch recht vieler Liebe, wenn es wieder gut werden soll.

Aber wie schon im Anfang gesagt, die Arbeit ist schier unmöglich. Auch wenn wir uns aus dem ganzen großen Proletariat die Fabrikarbeiter allein herausnehmen. Sombart hat in der unten zu besprechenden Schrift auf Grund des Standes von 1895 alles, was im weitesten Sinn Proletariat ist, und was damit zusammenhängt, in Deutschland auf 35 Millionen geschätzt. Das Vollblutproletariat allein, also die

Leute, die nur Fabrikarbeiter sind, schätzt er auf 5 Millionen, aus denen wohl inzwischen 8 Millionen geworden sein mögen. In deren inneres Leben einzudringen, ist nun lange nicht so möglich, wie der entsprechende Versuch bei den Bauern ist. Denn das ist schon oft festgestellt: der Bauer ist sich im ganzen einigermaßen gleich. Es gibt nämlich gewisse geistige und seelische Züge, die sich durch die ganze Länge und durch die ganze Breite bäuerlichen Lebens hindurchverfolgen lassen. Das hängt mit der ziemlich gleichartigen Beschäftigung und mit den gleichmäßigen Lebensverhältnissen zusammen, unter denen der Bauer arbeitet. Allein bei dem Fabrikarbeiter scheidet sich alles viel mehr als bei ihm. Die ganze technische, soziale, politische und wirtschaftliche Entwicklung geht sehr schnell vonstatten. Einige Gruppen der Arbeiterbevölkerung gehen rasch, andere nur langsam mit. Wenn man heute etwas als besonders bezeichnendes Gebiet herausheben will, das „dem" Fabrikarbeiter eigentümlich und ein Kennzeichen für sein Inneres sein soll, dann kann man sich bald davon überzeugen, daß sehr viele dieses Standes schon darüber hinausgewachsen, während andere noch gar nicht dahineingetreten sind. Darum wollen wir so realistisch sein, daß wir gar nichts von „dem" Fabrikarbeiter aussagen wollen. Denn das Bild, das sich mit diesem bestimmten Artikel verbinden läßt, ist außerordentlich blaß und nichtssagend. Wir werden damit zu rechnen haben, daß wir eine ganze Reihe von einzelnen Typen aufstellen. Und zwar Typen, wie sie durch den Gang der wirtschaftlich-kulturellen Entwicklung bedingt sind, wofür wir bald einen ganz bestimmten Gesichtspunkt gewinnen wollen. Und von diesen einzelnen Typen können wir nur wieder einzelne typische Züge anführen. Das Typische hat ja gewiß seine großen Gefahren an sich; denn so etwas gibt es in Wahrheit ja gar nicht. Ich meine, es beruht alles Typische darauf, daß von einer Anzahl von Einzelwesen Eigenschaften abgezogen werden, von denen man glaubt, daß sie ihnen gemeinsam und ihnen „wesentlich" sind. Das sind aber alles ganz subjektiv persönliche Urteile, das sind alles nur ideelle Konstruktionen. Aber wenn man nicht einen jeden Otto Schultze und Rudolf Müller beschreiben kann und doch über eine Gruppe von Millionen etwas aussagen will, bleibt einem kein andrer Weg als dieses Mittelding zwischen dem einzelnen und der Allgemeinheit, eben der Typ und das Typische. Dabei muß man sich nur davor hüten, daß man nicht zu vorschnell Züge in den Typ aufnimmt, also verallgemeinert, die nicht typisch, sondern ganz eigenpersönlich, oder die nicht typisch, weil sie zu allgemein sind. Ebenso muß man sich natürlich umgekehrt der Meinung entschlagen, als liefen irgendwo die Typen leib-

haftig auf der Straße umher. Vielmehr hat ein jeder, wenn auch noch so wenig zu einer Persönlichkeit ausgeprägte Mensch sein ganz Eigenartiges an sich, das das jetzt so viel berufene Geheimnis seiner Person ausmacht.

Die Quellen.

Und noch eine andere Begrenzung der Aufgabe hängt damit zusammen. Sie kann nämlich nur soweit aufgefaßt werden, als die Quellen reichen. Diese Quellen helfen jenes Typische fassen, ergänzen die Einseitigkeit des Berichterstatters und ebenso sich auch gegenseitig untereinander. Aber sie begrenzen die Aufgabe auf das enge Gebiet, das sie selbst zu beschreiben wissen. — Noch ein genaueres Wort ist nötig über die Quellen, da sie auch an sich sehr interessant und, soweit das möglich ist, eines eignen Studiums wert sind. Das kann natürlich nur von der ersten Gruppe, nämlich unsern literarischen Quellen, gelten. Diese sind von zweierlei Ursprung. Einmal nämlich bestehen sie in Schriften, die Arbeiter selbst geschrieben haben, und dann in solchen, die von andern über Arbeiter verfaßt worden sind.

Zwischen beiden Klassen von Quellen ist ein Unterschied: die von Arbeitern geschriebenen Darstellungen sind von Einseitigkeit nicht frei, die andern fügen dazu noch die Gefahr, daß ihre Urheber leicht ihre eignen Meinungen und Interessen in die Seele der Arbeiter eintragen und so das Bild fälschen. Die Schriften von Arbeitern geben dazu noch leicht ein schiefes Bild von der geistigen Höhenlage; denn es sind doch immer nur sehr wenig, die in dieser Weise schreiben oder schreiben können. Jedoch als typisch für eine ganz besondre geistige Höhe der wenigen Selfmademen können auch sie selber gelten, und auf jeden Fall bieten sie nicht nur eine große Fülle von Stoff, den sie selbst aus alltäglicher Beobachtung gewonnen haben, sondern auch noch die Beleuchtung, die nun gerade ihrer Auffassung entspricht.

Wir müssen einige dieser Werke nennen.

Zunächst die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters". Herausgegeben von Paul Göhre. Zwei Bände, Jena, Eugen Diederichs, 1903 und 1904. Wir achten nun auf das Einzelwesen und auf den Typus, den es vertritt. Die Person des Verfassers, Karl Fischer, ist überaus interessant. Es ist ein sogenannter ungelernter Arbeiter. Er beschreibt seine Fahrten durch ganz Deutschland. Bald arbeitet er als Erdarbeiter, bald an der Eisenbahnwerkstätte, bald im Stahlwerk, wie es gerade

kommt. Bald ist er wieder ohne Arbeit und geht als Stromer von West nach Ost und von Süd nach Nord. Tausende von kleinen Erlebnissen schildert er, die er in der Arbeit und auf seinen Fahrten gehabt hat — Erlebnisse mit Aufsehern, Herren, Arbeitsgenossen oder mit Pfarrern, vor denen er einen ganz besondern beklagenswerten Respekt im üblen Sinne hat, mit Bürgermeistern, Wirten, Hospitälern und was so einem armen Handwerksburschen sonst noch in die Quere kommen kann. Aber was für eine ausgeprägte und besondere Persönlichkeit ist das doch! Es ist der alte deutsche Handarbeiter aus dem zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, dem man überall noch die festen Grundlagen der alten Volksschulbildung anmerkt. Diese ist hauptsächlich durch das biblische Wesen bedingt. Dieses verrät er in seiner ganzen Denkweise und Sprache, aber ohne daß er es im geringsten weiß und will. Denn Fischer ist alles andre eher als ein Mucker, nur ein redlicher und wackerer Kerl, der aber den Schalk hinter den Ohren hat. Man gewinnt diesen ausgeprägten Menschen immer lieber, je mehr man ihn kennen lernt. Dieses Kennenlernen ist nur für den ersten Eindruck erschwert durch die Sprache. Diese nimmt sich nämlich zuerst schrecklich eintönig und langweilig aus. Wie „Regentropfen" folgen die Sätze aufeinander mit ihrem ewigen „Da" — „Dann" — „Da". Erst spät nämlich kommt man dahinter, welche — daß ich so sage — Naturkunst dahinter steckt. Hier ist ein Mann, der die unglaublich vielen Erlebnisse, Begebenheiten, Unterhaltungen, die ihm sein beneidenswertes unverbildetes Gedächtnis mit aller Frische gegenwärtig hält, so darstellen kann, daß man sie mit erlebt. Es ist Photographie, aber meist Kunstphotographie, eine Kunst, die von sich nichts weiß. Einige Abschnitte in den beiden Büchern sind geradezu hervorragend. So wird z. B. niemand die einzigartige Schilderung des J u d e n in der Eisenbahnwerkstätte vergessen. Ein Literat, der so etwas könnte, würde nicht leicht seine kokett nach Beifall schielenden Äuglein verbergen können. Aber Fischer weiß davon nichts, was er leistet. Mitunter erhebt er sich zu einem geradezu grotesken und doch ganz echten Pathos, wenn er zum Beispiel die Hanauer, die ihn im Spital nicht gut behandelt hatten, vor den Richterstuhl Gottes zitiert. Geradezu einzigartig in altdeutscher Dürerscher Wucht und grotesker Originalität ist das Vorwort; so etwas gibt es einfach nicht mehr. Da kann man sehen, was deutsche und biblische Volksart und Bildung ist.

Der Typ, den er vertritt, ist wohl am Aussterben: es ist der ältere deutsche Handarbeiter, der von keiner Sozialdemokratie etwas weiß. Darum ist das Buch auch frei von Tendenz. Es wirft darum auch für unsern Zweck

wenig ab, da es mit großartiger und naiver Umständlichkeit seinen Urheber in den Vordergrund stellt.

Alles ist genau umgekehrt in dem zweiten Werk aus demselben Verlag: „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters", das auch P. Göhre herausgegeben hat. 1905. (Alle diese Bücher hat der Verlag gut ausgestattet.) Der Verfasser Theodor Bromme ist selbst ein wirklich moderner Fabrikarbeiter. Er stammt aus der Familie eines Eisenbahnangestellten. Alles mögliche treibt er, ist also auch ein ungelernter Arbeiter. Mit seinem hervorragenden Geist hätte er es zu etwas ganz anderm bringen können, wenn das Geld zur Ausbildung gelangt hätte — wie viel hervorragende Kräfte gehen wohl so der Kulturwelt verloren! Der Schluß des Buches zeigt ihn als schwindsüchtigen Mann, der sich darauf gefaßt macht, bald eine Arbeiterwitwe und die vielen dazu gehörigen Waisen in der Welt zurückzulassen. Einen ganz andern Typ vertritt er als Fischer. Es ist der überzeugte Sozialdemokrat und zwar ein kleiner Führer der Partei. Darum ist bei ihm alles Tendenz, alles unter dem Gesichtswinkel der Partei gezeichnet, ohne daß einem irgendwo darum ein Verdacht gegen die Wahrheit der Darstellung auftauchte. Darum ist diese Schrift eine große Fundgrube für uns, weil sie die allgemeinen Verhältnisse zu bestimmten Zwecken schildern will und reichlich Einblick in die geistigen und seelischen Verhältnisse gewährt.

Das Buch „Arbeiterschicksale", das den früheren Bergarbeiter und jetzigen Händler und Agenten F. L. Fischer zum Verfasser hat, ist viel weniger wert als die beiden genannten Werke. Der Buchverlag der Hilfe hätte doch wohl etwas Besseres in dieser Art bieten können. Es ist ein Machwerk, das einem sonst befreundeten Kritiker den Eindruck erweckt hat, daß es dem Namensvetter Fischer nachgeschrieben sei. Es ist kein besonders interessantes Leben, das einem vor die Augen tritt; der Mann schildert, wie er groß wurde, wie er Arbeiter im Bergwerk war und infolge von Lohnstreitigkeiten, in denen er eine Führerrolle hatte, seine Abkehr bekam. Das ist ja typisch, bietet aber wenig Neues. Dazu ist das Buch in einem geradezu fürchterlichen Stil geschrieben, der die ganze Geschraubtheit eines Geistes verrät, der sich alle seine Natürlichkeit an Räuber- und Rittergeschichten weggelesen hat. Da lernt man erst den andern Fischer schätzen, dessen echter Naturstil trotz seiner Eintönigkeit diesem Stil der Halbbildung hundertmal überlegen ist.

Unter der zweiten Klasse von Schriften, die über den Arbeiter handeln, nenne ich zuerst das schon oben erwähnte Buch von P. Göhre, „Drei Monat Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" (Leipzig, Grunow). Es

führt sehr lebendig und packend in die ganze äußere und innere Welt der sächsischen Industriearbeiter ein. Dabei berücksichtigt es besonders die religiösen Ansichten, von denen es viele sehr interessante, oft ergreifende Proben gibt. Allmählich tritt dieses so verdienstvolle Buch in die Reihe der geschichtlichen Urkunden zurück, die mehr darstellen, wie die Dinge zu einer bestimmten Zeit lagen, als wie sie noch sind. Denn wie unten des nähern ausgeführt wird, haben sich die Meinungen und Grundsätze der Arbeiterschaft auf diesem Gebiete etwas gewandelt. Dasselbe gilt auch schon von der folgenden Schrift. M. Rade, Professor in Marburg, hat vor elf Jahren eine Umfrage nach der religiös-sittlichen Gedankenwelt unserer Industriearbeiter gehalten, deren Ergebnisse er auf dem Ev.-sozialen Kongreß vorgetragen hat. Dessen Protokoll ist bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen zu haben, auch ist die Schrift in demselben Verlage (1898) besonders erschienen. Ebenda sind auch zwei nette Heftchen herausgegeben: „Skizzen aus dem sittlichen und kirchlichen Leben einer Vorstadt" von Traugott Kühn 1902 und 1904. Ganz anders ist das Heft von W. Sombart: „Das Proletariat" aus der Sammlung „Die Gesellschaft"; es ist voll düsterer Farben und voll Leidenschaft. Es stellt das großstädtische Proletariat vor Augen und rückt dieses Bild in große Zusammenhänge hinein, so daß man eine sehr wirksame, aber doch auch recht einseitige Anschauung erhält. Sehr fein ist auch das Büchlein von dem früheren Mainzer, jetzt Gießener Pfarrer H. Bechtolsheimer: „Die Seelsorge in der Industriegemeinde", das in dem oben genannten Verlag in Göttingen 1906 erschienen ist. Es stellt die Entwicklung und die Verhältnisse eines Dorfes dar, das auf einmal aus einer Ackerbau- zu einer Industriegemeinde wird.

Es sind also zumeist Nationalökonomen und Pfarrer, die über diese Sache geschrieben haben, wenn man Romane wie etwa das „Weiberdorf" von Kl. Viebig, die nur in ihren Kulissen einen für uns geeigneten Stoff bringen, für eine gelegentliche Erwähnung übrig läßt. Jene beiden Berufsklassen interessieren sich eben ganz besonders für den Menschen in dem Arbeiter — das ist ihr großer Ruhm. Denn der Mensch ist nicht um der Arbeit, sondern diese ist um seinetwillen da.

Zu diesen literarischen Quellen gehören noch mündliche, nämlich die persönlichen Erinnerungen wieder eines Pfarrers, der dreizehn Jahre in Gemeinden gewesen ist, die im wesentlichen durch die Industrie ihr Gepräge bekommen haben. Und zwar in ganz verschiedener Weise. Das eine Mal handelte es sich um eine alte Industrie, die zum Teil in Heimarbeit, zum Teil in Maschinenhäusern an gemieteten Plätzen, zum Teil aber auch

schon in Fabriken meist gelernte Arbeiter beschäftigt. Das andre Mal ist es eine junge Industrie, die nur in großen Fabriken ungelernte Arbeiter umfaßt, die zum Teil vor wenigen Jahren noch reine Bauern waren.

Diese Quellen mußten erst ausführlich besprochen werden, weil das ganz unübersehbare Gebiet nur so eine gewisse Einschränkung und seine Behandlung eine gewisse Bürgschaft gewinnt. Was diese Quellen hergeben, wird dargestellt, aber was darüber hinaus liegt, muß außer Betracht bleiben, und das mag recht vieles sein.

Die wirtschaftliche Entwicklung.

Auch sie muß herangezogen werden, um das ganze Gebiet zu übersehen und zu verstehen. Das, was ist, wird überhaupt immer erst verstanden, wenn man weiß, wie es geworden ist. Natürlich kann es sich hier nur um ganz allgemeine Züge und Umrisse handeln. Das Proletariat ist eine Folgeerscheinung des Kapitalismus, also eine genaue Ergänzung zu der herrschenden Wirtschaftsweise, der es vor allem darauf ankommt, Geld zu machen, um mit diesem Geld wieder neues zu machen, das diesen Prozeß bis ins Unendliche fortsetzt. Diese Arbeitsweise brauchte ungeheuer viel Kräfte im Vergleich mit der alten Manufaktur. Diese Kräfte hat sie aus den andern Arbeitszweigen herausholen müssen, also besonders aus dem Bauern- und Handwerkerstand. Der große Aufschwung der Industrie hat darum in den letzten 40—50 Jahren den Fabrikplätzen einen gewaltigen Zustrom von Menschen aus diesen Kreisen gebracht. Das versetzte aber das ganze Volksleben in eine noch nie dagewesene Gärung. Bechtolsheimer schildert sehr anschaulich diese moderne Völkerwanderung, die die Stämme durcheinandergewürfelt hat, wie noch kaum eine andre Bewegung seit der geschichtlichen Völkerwanderung. Der Grundcharakter von ganzen Gegenden wurde durch diesen Ab- und Zuzug völlig verändert, die nationale Struktur des Volkskörpers über den Haufen geworfen. An den großen Fabrikplätzen entstand eine unglaubliche Mischung der Stämme, ein geradezu babylonischer Sprachwirrwarr. Daraus ist dann unsere Fabrikbevölkerung geworden. Zum Teil sind es jetzt Leute, die noch selbst auf dem Feld oder in der Werkstatt in ihrer Heimat gearbeitet haben, zum Teil aber ist es schon das zweite oder dritte Geschlecht nach ihnen. Daraus ergibt sich eine Schichtung, die uns von großem Werte ist. Wir achten nämlich auf die Art, wie der Bauer langsam in die Industrie einrückt. Unter den vielen möglichen Gesichtspunkten, unter denen man die ganze Aufgabe behandeln kann, wählen wir diesen als den entscheidenden aus, da sich von

hier aus eine sehr übersichtliche Anordnung des ganzen Gedanken- und Seelenwesens ergibt. Es geht z. B. in folgenden Staffeln vom Bauern zum Proletarier: zuerst übernimmt der Bauer mit seiner Familie Heimarbeit, die in der Fabrik oder auf dem Kontor abgeliefert werden muß, dann geht er selbst in die Fabrik, und zwar so, daß er auf dem Lande wohnen bleibt, aber in bestimmten Zeitabschnitten zu seiner Arbeit geht; und zwar entweder zweimal bloß im Jahre, wie die Männer aus Klara Viebigs Weiberdorf, oder wöchentlich oder jeden Morgen, wenn die Fabrik nicht mehr als zwei Stunden zu gehen oder etwa eine zu fahren entfernt ist. Langsam aber zieht dann doch die Familie nach, denn die doppelte Haushaltung wird zu teuer, wenn nicht ein besonders großer Besitz an Land die Kosten für sie herausspringen läßt. Dann werden aus Bauersleuten, die in der frischen Luft des Dorfes und im eignen Häuschen gewohnt haben, großstädtische Menschen, die in Mietskasernen sitzen. Aber sie behalten noch lange den ländlichen Charakter an sich. Erst sehr spät legen sie ihn ab und werden zu dem Normalprodukt der gegenwärtigen Industrieverfassung, dem echten Proletarier.

Ohne daß wir jene große Bewegung ganz außer Acht lassen, die die Stämme durcheinanderwürfelt, wollen wir also auf den eben gezeichneten Zug vom Dorf zur Stadt den Hauptnachdruck legen. Denn es ist gerade das ländliche Leben von so entscheidendem Einfluß für das ganze geistige und seelische Wesen, daß man an ihm am besten die Veränderungen erkennen kann, die eine andre Lebensweise hervorruft. Wir werden darum alles, was wir über die einzelnen geistigen und seelischen Seiten des Fabrikarbeiterdaseins zu sagen haben, abheben von der bäuerlichen Art, wie sie einen im allgemeinen leichter zu fassenden feststehenden Typus darstellt. Aber auf Grund dieser eben in Umrissen gezeichneten geschichtlichen Entwicklung müssen wir noch kurz die Lage beschreiben, in der die einzelnen von uns gewonnenen Gruppen des Proletariats ihr Leben zubringen.

Die äußere Lage.

Bechtolsheimer schildert vorzüglich, wie auf einmal durch die eindringende Fabrikbevölkerung der Rahmen des Dorfes gesprengt wird. Wie die Heuschrecken kommen sie auf einmal, die Massen. Als man ihnen sagt, man hätte einen Zaun um das Dorf gebaut, wenn man gewußt hätte, was man mit ihnen in das Dorf hereinließe, da sagen sie: „Dann wären wir darüber geklettert." Um die Massen aufzunehmen, muß in aller Eile

gebaut werden. Das gibt die bekannte elende Bauerei. Schlecht und ohne jede Eigenart, geschweige denn nach örtlichem Stil, wird eine Kaserne neben die andre gebaut; alle diese Häuser sind einander gleich, um die Eintönigkeit des ganzen Daseins auch auf diese Weise sichtbar zu machen. Das Dorf bekommt den Charakter der kleinen Großstadt: an sie erinnert auch das plötzlich auftauchende trauliche Firmenschild Leonhardt Tietz. Geschäfte, Wirtshäuser und Vergnügungslokale wachsen in derselben Schnelligkeit und in derselben Art aus dem Boden. Aber einige Einrichtungen aus der früheren Zeit kommen nicht so schnell nach: die Schule ist überfüllt mit fremdsprachlichem und meist recht rohem und dummem Kindervolk, die dörfliche Verwaltung bleibt noch lange in den Händen der „Hiesigen", trotzdem sie den „Hergeloffenen" nicht gerecht zu werden vermag. Noch länger bleibt die Scheidung zwischen Bauer und Fabrikarbeiter in dem Orte selbst sichtbar. Aber wenn die Bauern das Geld verbraucht haben, das sie für ihre Äcker von den Fabrikanten oder den Baugesellschaften erhalten haben, dann gehen auch sie in die Fabrik und fallen dem großen Strudel anheim.

Sombart schildert eine ganz andre Welt, die des großstädtischen Proletariats. Hier fällt vor allem die schreckliche Unrast auf. Haben doch in Breslau in einem Jahre nicht weniger als 200 000 Familien die Wohnung gewechselt. Und was für Wohnungen das sind! Das Wohnungselend tritt einem auf Schritt und Tritt als die Ursache entgegen, die weithin die jämmerliche Beschaffenheit des seelischen und geistigen Lebens bedingt. Dieser Wechsel und diese furchtbare Erbärmlichkeit der Wohnung wirkt aufs stärkste ein: man bedenke, was das heißt, keine Heimat, keinen festen Halt, keine Wurzel in einem fest gegründeten Heim zu haben! Besonders die Sitte und das Gemütsleben werden die Kosten zu tragen haben. Denn Sitte hängt mit Sitzen zusammen, und das Gemüt ist auf das engste mit dem Hause verwachsen. Jene Übelstände bedeuten für diese beiden so wichtigen Dinge geradezu eine völlige Umwälzung. Und nicht bloß der eigne Herd fehlt, es fehlt auch die Eingliederung in ein soziales und nationales Ganzes, es fehlt die Anlehnung an eine bestimmte Stammesart. Und wie viel ideale Werte damit zugrunde gehen, wird uns noch zu beschäftigen haben.

Bromme schildert uns die äußere Lage eines Arbeiterdaseins mehr von der Seite des häuslichen und wirtschaftlichen Lebens. Es ist dabei geradezu furchtbar zu sehen, welche Rolle die Krankheit spielt. Die armen Menschen kommen kaum aus ihr heraus, und das ist natürlich am bittersten, wenn es sich um den Ernährer handelt. Und dann die Kinder, deren Reichtum

dem Proletariat den Namen gegeben hat! Bei Bromme sind es etwa ein Dutzend, in den meisten Familien sind es mindestens sechs. Man stolpert über kleine Kinder, wenn man in ein Proletarierviertel oder gar in ein solches Haus geht. Und dieser Kinderreichtum, Deutschlands Stolz, wie so gar schwere Lasten legt er der Familie und besonders der armen gequälten Mutter auf! Es ist wirklich erschütternd, in dem Brommeschen Buch zu sehen, mit wie viel Opfern an Behagen und Glück dieser Reichtum erkauft wird, welche Innenseite dieser national und wirtschaftlich so erfreulichen Tatsache entspricht! Und dann das Geld — es zeichnet sich fast immer durch halbe oder völlige Abwesenheit aus. Der Verdienst ist nicht groß, und wenn Krankheiten, Geburten oder gar Todesfälle kommen, dann wird es sehr knapp. Es geht aus, wenn die schrecklichste Geißel, die Arbeitslosigkeit dazutritt. Und das geschieht, wenn entweder der Mann eines Streites wegen hinausbefördert worden oder die ganze Fabrik verkracht ist. Dann gibt es Schulden, Versteigerung des Hausrates und des geliebten Häuschens — fast in jedem der genannten Bücher aus der Feder eines Arbeiters kommt dieses stets herzzerreißende Ereignis vor und bleibt lange in tiefer Erinnerung — oder man schleppt sich, wenn man nichts zu versteigern hat, so weiter, bis die Kinder groß werden; diese werden gar oft im wesentlichen als eine Kapitalanlage angesehen, die sich nach vierzehn Jahren zu rentieren beginnt. Sehr düster endet das Buch von Bromme mit der Schilderung der Lungenheilanstalt, die ihn immer wieder aufnehmen muß.

Das sind alles sehr traurige Bilder. So ist es, aber so ist es nicht überall, und so ist's nicht allein. Die Gerechtigkeit erfordert es, daß man diesen auch noch andre entgegenstellt, die aber ebensowenig agitatorisch verallgemeinert werden dürfen wie jene ernsten.

Der oben genannte Arbeiterpfarrer weiß von Arbeitern zu erzählen, denen es leicht fällt, sich in der Woche 40—50 Mark zu verdienen. Sie haben ihr Häuschen oder gar ihr Haus und arbeiten sich allmählich zu kleinen Bürgersleuten, ja sogar zu kleinen Kapitalisten empor. Daß sich aus Aufsehern und kleinen Technikern langsam ein neuer Mittelstand bildet, ist bekannt. Diese Leute gewinnen allmählich sogar eine gewisse Behäbigkeit, leisten sich ihre Pfingstreise und legen besonders Wert auf eine hübsche Wohnung, die sie jedem Besucher mit berechtigtem Stolze zeigen. Mitunter prangt ein Geweih oder gar ein Konversationslexikon an der Wand, und alles sieht einschließlich der Kinder sauber und nett aus. Oder sie haben, wenn sie vom Lande herstammen, die unverlöschliche

Sehnsucht nach ein paar Äckern und einem eignen Heim, auch wenn sie nicht so viel verdienen, wie die eben genannten. Dann rackern sich des Abends und Morgens vor und nach der Arbeit Mann und Frau ab, tragen die Steine selbst herbei zum Häuschen, schaffen im Felde und bringen es so langsam zu etwas. Manchmal freilich heißt es dann auch hier: Ist der Mensch aus der Not, dann kommt der Tod; dann steht ein schwarzer Sarg auf zwei Stühlen vor dem eben fertig bezahlten Hause. — In den meisten Fällen suchen solche Leute ihre Kinder, nicht zur Freude der Fabrikanten, etwas „Besseres", als sie es selber sind, werden zu lassen, etwa Handwerker, Lehrling in einem Geschäft oder, wenn es ein körperlich schwach, aber geistig reges Bürschchen ist, die Krone der Menschheit, ein Schreiber auf dem Kontor oder gar der Bürgermeisterei. Aber das sind zumeist bloß Ausnahmen, durch die man sich zu keiner rosigen Gesamtauffassung oder gar zu einer sozial-politischen Theorie verführen lassen darf. Im ganzen sind ohne Zweifel die Verhältnisse trübselig und oft sogar menschenunwürdig. —

Auf dieser Grundlage der äußeren Verhältnisse, wie sie durch die Geschichte geworden sind, beginnen wir nun mit unserer Schilderung der geistigen und seelischen Verhältnisse. Dabei legen wir den Nachdruck auf die wichtigsten Lebensgüter und zeigen, in welchem Verhältnis die einzelnen Gruppen der Arbeiter zu ihnen stehen. Wir gehen, wie angekündigt, so oft es geht, von dem Bauern aus, um an der Art, wie er sich zu jenen Dingen stellt, die Eigenart des Fabrikarbeiters scharf abzuheben und aus den Umständen verständlicher zu machen, die ihn von dem Bauern trennen.

Die Arbeit.

Hier kommt einem die Unendlichkeit unsrer ganzen Aufgabe schon recht zum Bewußtsein. Wie unübersehbar ist allein schon der Unterschied zwischen den Arten der Arbeit, Heim- und Fabrikarbeit, gelernter und ungelernter, zwischen rein mechanischer und technisch höherstehender Arbeit, zwischen der in kleinen und der in großen Betrieben! Und dann kommt erst die Aufgabe, zu zeigen, wie diese vielen Weisen der Arbeit auf die so ganz verschiedenen Menschen einwirken. Und bei dieser Einwirkung muß man wiederum unterscheiden, wie diese Einwirkung empfunden wird, ob sie nämlich zum Bewußtsein der Leute selber kommt oder ob sie sich nur in ihrem ganzen Verhalten und Selbstgefühl geltend macht. Hier gilt es also schon in hohem Maß, was oben über die Grenzen unsrer Aufgabe gesagt worden ist.

Und doch ist die Sache zu wichtig, als daß man nicht versuchen sollte, ein paar Gesichtspunkte durchzuführen, soweit es irgend angeht. Als solche kommen folgende in Betracht: das Verhältnis der Leute zu den äußern Bedingungen, zu der ganzen Eigenart der Arbeit selbst und zu dem Los des so häufigen Arbeitswechsels oder der Arbeitslosigkeit.

Die äußeren Bedingungen der Arbeit. Diese stellen sich zunächst einmal in dem großen Zwang dar, der in einer Fabrik herrschen muß und der in der Dampfpfeife seinen hörbaren Ausdruck findet. Das mag gleich schon einem früheren Handwerker oder Bauer recht schmerzlich zum Bewußtsein kommen, der bisher sein eigner Herr gewesen ist. Gewiß schadete es vielen Leuten, zumal den Handwerkern, nichts, wenn sie ihrer Freiheit und besonders deren Mißbrauch beraubt würden, damit sie sich nicht den goldenen Boden des Handwerks völlig durch Frühstücken und Unpünktlichkeit ruinieren — womit natürlich nicht geleugnet werden soll, wie schwer auf sehr vielen Gruppen des Handwerks die Konkurrenz der Fabriken und der Warenhäuser lastet. So viel ich weiß, murrt der Bauer über diesen Zwang der Fabrik in sich hinein, wenn er nur noch irgend eine Empfindung von seiner Freiheit und seiner Würde hat. Mancher entbehrt auch ungern die Arbeit im Freien und seine Familie. Aber gerade hier darf man am wenigsten verallgemeinern und sich durch eigne Empfindungen täuschen lassen. Andere wieder empfinden den Aufenthalt in der Fabrik im Gegensatz zu der Arbeit auf dem Feld, die so oft in der heißen Sonne und andern üblen Wetterverhältnissen stattfinden muß, angenehm. Oder sie freuen sich, daß sie nun eine leichtere und auch regelmäßiger bezahlte Arbeit haben. Freilich von irgend einem wärmeren Verhältnis zu ihrer Fabrik ist selten die Rede. Die ganzen Verhältnisse entwickeln sich auch immer mehr dahin, daß dieses unmöglich wird. Das war früher und ist zum Teil noch anders; nämlich da, wo die Fabrik in den Händen eines ältern Mannes liegt, der vielleicht selber in den siebziger Jahren noch mitgeschafft und sich dann emporgearbeitet hat. Ich weiß von verschiedenen Fabriken, in denen sogar zwischen diesem Herrn und seinen ältesten Arbeitern noch das trauliche Du sich erhalten hat. In andern hat sich wenigstens ein ziemlich enges persönliches Verhältnis erhalten, wie es bei der langsam wachsenden Zahl der Arbeiter nur möglich ist. Manchmal gelingt es sogar einem klugen und für seine Leute besorgten Fabrikanten, einen gewissen Stolz, in dieser seiner Fabrik zu sein, in den Arbeitern hervorzurufen, der sich dann vor allem im Gegensatz gegen andere weniger gut gestellte Arbeits-

genossen äußert. Das ist aber, glaube ich, das höchste, wohin man gelangen kann. Sonst sind im allgemeinen die patriarchalischen Zeiten auch mit ihren guten Seiten vorbei. Auch da, wo der Besitzer mitsamt seiner Familie alles tut, um seine Leute zufrieden zu stellen und ein gewisses persönliches Verhältnis, wenn auch noch so lose, zu ihnen zu erhalten, hören die Klagen der Arbeiter über die geringen Löhne und die der Besitzer über Undankbarkeit nicht auf. Zumal werden in den seltensten Fällen die sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen so geschätzt, daß sie einen Einfluß auf diese Beziehungen ausüben könnten. Die Sozialdemokratie hat so vernehmlich, daß es sich auch die, welche nicht zu ihrem unmittelbaren Einflußkreis gehören, wohl gemerkt haben, dem Arbeiterstand eingeschärft, daß diese Dinge aus dem ungerechten Mehrprofit bestritten würden, der eigentlich ihnen gebührte. So kommt es, daß teils die Dummheit und das alte bäuerliche Mißtrauen gegen die Herren, teils die Verhetzung durch politische oder persönliche Feinde der Fabrikherren keinen großen Einfluß dieser Wohltätigkeit in den Gemütern der Arbeiter aufkommen läßt. Das ist natürlich vollständig ausgeschlossen, wenn die Verwaltung dieser Einrichtungen selbstherrlich und nach persönlicher Gunst oder gar nach der politischen Gesinnung eingerichtet ist. Man muß es unbedingt als einen Fortschritt gelten lassen, wenn der Arbeiter keine Wohltätigkeit, sondern sein Recht haben will. Dazu ist er durch die ganze neuere Arbeitergesetzgebung erzogen, und das ist gut. Darum handeln ohne Zweifel die Fabrikanten am klügsten, die die Verwaltung solcher Unternehmungen einfach den Arbeitern selbst in die Hand geben und sich nur eine allgemeine Oberaufsicht vorbehalten. Im allgemeinen kann man sagen, daß dann die Arbeiter mit gutem Takt und Instinkt schon die Leute herausfinden, die sich ihrer Sache am zuverlässigsten annehmen. Man muß also mit jedem Rest der echt mittelalterlichen Anschauung brechen, die das persönliche Wohltun ohne Regel und Recht als das Ideal der Menschenliebe hinstellt. Dafür ist natürlich neben allen jenen rechtlich geordneten Beziehungen noch Raum genug. Wo die Verhetzung noch nicht allzu groß ist, wird persönliche Unterstützung und Teilnahme immerhin noch gewertet, die Fabrikant und Familie des Fabrikanten der kranken Arbeiterfamilie erweist. Freilich darf man auf keinen Dank rechnen und noch gar seine Betätigung in einem desto treueren Verhältnis zur Fabrik erwarten. Denn gerade diese Leute sind merkwürdig oft die ersten, die sich eine andre Arbeitsgelegenheit suchen. Durch diese Verhältnisse wird viel Idealismus und Güte, wie sie viel mehr in den Kreisen der „Blutsauger“ vorhanden sind, als man denkt, auf einmal

oder langsam zerstört. Von der Seite muß man die Dinge auch einmal betrachten.

Ganz anders wird ja das Verhältnis, wenn die Fabrik aus der Hand des Besitzers und seiner Familie in die einer Aktiengesellschaft übergeht, wenn also nicht mehr „der" Fabrikant, sondern „das" Kapital die Leitung bekommt. Dann wird alles unpersönlicher und kälter. Dann wird das persönliche Verhältnis zwischen Arbeitsherrn und Arbeitern auf Null zurückgebracht oder es wird nur zum Scheine und aus Berechnung aufrecht erhalten. Karl Fischer entwirft davon ein wie immer prachtvoll getreues Bild, wie er in dem Stahlwerk seine Entlassung bekommt. Wie hart und kalt geht da alles zu! Und wenn natürlich die Herren der Fabrik auch nicht immer in Streitfällen die liebenswürdigsten sind, so weiß ich doch von manchem Fall, wo sich in Prozeß- oder anderen persönlichen Angelegenheiten der Arbeiter auf dem Kontor Rat geholt hat, was unter den kälteren Verhältnissen einer Dividendenfabrik langsam aufhört. Und wenn auch, wie es Bechtolsheimer hübsch beschreibt, beim Jubiläum eines Arbeiters der Herr Direktor ihm eine kleine Rede hält und einen Spazierstock mit silbernem Griff schenkt, so ist doch die persönliche Beziehung zwischen Arbeitsherrn und Arbeiter auf immer dahin. Welche Entwicklung in einer verhältnismäßig kurzen Zeit von dem Gesellen an, der im Hause des Meisters ißt und mit ihm das Leben teilt, bis zu dem Zustand, daß selbst die Angestellten der Fabrik kaum einen Teil der Arbeitermassen kennen können!

An dieser Zerstörung des Gemütsverhältnisses nimmt, wie schon angedeutet, der Arbeiter selbst mit aller Kraft teil. In der Regel will er gar nichts derartiges mehr, sondern weist jeden Versuch als eine Beleidigung mit der Empfindlichkeit aufstrebender Stände zurück. Es gibt in einfacheren Verhältnissen ja immer noch manche Arbeiter, die viele Jahre in derselben Arbeit bleiben. Aber sonst ist das ein unruhiges Hin und Her, gegen das sich die Fabrikanten nur durch allerlei Verabredungen unter einander schützen können, soweit sie die Konkurrenz dazu kommen läßt. Die meisten Arbeiter halten es nirgends lange aus. Sie haben einmal die Ruhe verloren und treiben sich nun unstät durch die Welt. Dabei kommen auch manchem durchaus modernen Theoretiker, der sonst über die altmodischen Verhältnisse der guten alten Zeit witzelt, erhebliche Bedenken, wie dieses Umherfahren auf die gemütliche Seite des Lebens wirken muß. Dann liest man mitunter einmal ein verstecktes Wort über die erziehliche Bedeutung der alten Zünfte, die nach dem großen Grundsatz geordnet waren: Erziehung durch Gemeinschaft. Man versteht es dann, wie teuer die moderne

Ernst Josephson †: Bildnis des schwedischen Kunstkritikers Renholm. (Ausstellung der Berliner Sezession 1909.)

Jahrgang 1909

sie immer daran denken müssen. Das ist der herrschende Gesichtspunkt, unter dem sie ihre Arbeit anzusehen pflegen. Und wenn sie eine andere Arbeit erbitten oder bekommen, dann ist auch dies dabei der herrschende Leitgedanke.

Daß unter diesen Umständen auch kein persönliches Verhältnis zu der Arbeit selbst, sowenig wie zu der ganzen Fabrik aufkommen kann, versteht sich ebenfalls von selbst. Nur die sogenannten gelernten Arbeiter zeigen einem mit einem gewissen Stolz, was sie machen, oder erklären einem ihre Maschine, die sie zu bedienen haben. Was sollen auch die andern viel zeigen und erzählen, wenn sie ein Stückchen an einem Artikel fertig machen, dessen ganze Fertigstellung nur die Interessierteren übersehen! Man liest oder las wenigstens früher, als man sich zuerst mit diesen Dingen beschäftigte, wie viel günstiger Handwerker und Bauer daran sind, als ein moderner Fabrikarbeiter; denn sie übersähen doch ihre ganze Arbeit oder schafften etwas Ganzes zusammen. Wenn man meint, daß dieses im Gefühl der Leute oder gar in ihrem Bewußtsein eine größere Rolle spiele, dann trägt man wieder sein eigenes Gefühl in sie ein; aber damit ist ja nicht bestritten, daß dieser Umstand seine Folge für das ganze Seelenleben in seinem unbewußten Grunde langsam zeigen muß. Denn er läßt den Berufsstolz nicht aufkommen, der doch in der Seele jedes andern Arbeiters, zumal des Beamten, des Kaufmannes und des Gelehrten, eine große Rolle spielt und doch auch segensreiche Folgen hat. Wenigstens gibt er einem das Gefühl, daß man seinen eignen Wert in der Welt besitzt und seine Stelle ausfüllt. Doch davon soll nachher noch die Rede sein.

Die Eintönigkeit und der Zwang der Fabrikarbeit wird nun, gemäß einer sehr begreiflichen seelischen Gegenwirkung gegen beide, sehr häufig dadurch weniger spürbar gemacht, daß viel Ulk zwischen der Arbeit getrieben wird. Davon geben Karl Fischer und auch Bromme zum Teil ganz ergötzliche Proben — wer wird es den Leuten nicht gönnen und sich nicht an ihrem schlagfertigen Humor und an ihren lustigen Streichen freuen, wenn sie sich gegen dumme oder eingebildete Kollegen richten! Daneben bekommt man freilich auch den Eindruck, daß es zumal in kleinen Betrieben recht bummlig hergehen kann, daß die Schnapsflasche eine böse Gefährtin ist, und daß auch die unglaublichsten Gemeinheiten mitten in der Arbeit möglich sind. Von dem schrecklichen Neid und der Eifersucht der Arbeiter untereinander geben diese Bücher auch eine Ahnung; die Kenntnis gerade davon ist einem um so nötiger, je mehr man sich die Arbeiter, wie man das so gern mit seinen politischen Gegnern zuerst tut, als eine einheitliche ge-

schlossene Masse vorgestellt hat. Die Ränke und Schlänke, die die Verdrängung eines Kollegen und das eigne Aufsteigen zum Ziele haben, machen in dem ja freilich bittern Wettbewerb manchen Arbeiter zu einem Schurken, — wie in höhern Kreisen auch.

Wechsel der Arbeit und Arbeitslosigkeit. Überall liest man in unsern Büchern von dem Wechsel der Arbeit. Es ist beinahe komisch, was Fischer und Bromme nicht alles schon gewesen sind. Bald ist es Leichtsinn und Trotz, bald irgend ein von ihm unabhängiger Umstand, der den Arbeiter wechseln läßt. Geht er aus sich, so leitet ihn immer die Hoffnung, dabei höher zu kommen. Freilich wie gering ist doch diese! Denn das gehört auch zu den Dingen, die niederdrückend auf die Seele wirken, wenn sie auch nicht immer empfunden werden, daß der Stachel des Strebens beinahe völlig fehlt. Wer einmal Proletarier ist, kann höchstens auf der Leiter des Lohntarifs ein paar Groschensprossen höher klimmen. Oder er wechselt überhaupt seinen Beruf, kauft sich einen kleinen Kram oder richtet sich einen Milchhandel ein, wenn er nicht sozialdemokratischer Parteiwirt werden kann. Jedenfalls ruiniert dieser schnelle Wechsel viel in der Seele, was ihr einen festen Halt und was ihr ihren Stolz gibt. Denn wie viel von beidem verdanken doch andre ihrem festen Beruf, mögen sie auch noch so sehr über seine Schattenseiten seufzen! Wenn die umfassendste Seite des Lebens gar keine idealen Faktoren in die Seele wirft, wie arm muß die dann werden! — Wie furchtbar das Los der Arbeitslosigkeit ist, davon machen wir uns keine Vorstellung, die wir schon unruhig werden, wenn unser Bankkonto einmal eine kleine Summe zugunsten der Bank als Schlußergebnis aufweist. Aber auch dieses größte Elend scheint zur Folge zu haben, daß diese Menschen die Wohltat der Stumpfheit oder des Humors als Schutz der Seele gegen seine Wirkungen empfangen. Oder muß man sich nicht aufs höchste darüber wundern, daß so wenige in solcher Lage verzweifeln oder sich auflehnen! Aber wiederum — auf die Gesamtstimmung muß zumal wiederholte Arbeitslosigkeit aufs schwerste einwirken.

Unter dem Gesichtspunkt der Fabrikarbeit selbst muß man nun auch einmal die Bedeutung der Sozialdemokratie für die Arbeiter ansehen lernen. Gewiß hat sie sehr viel häßliche und widrige Seiten. Aber sie könnte sich nicht halten, wenn sie nicht zugleich etwas Ideales wenigstens für diese Leute an sich hätte. Und das besteht darin, daß sie eine gute und richtige Ergänzung zu ihrer ganzen Arbeit und deren Bedingungen bildet. Sie bietet ihnen nämlich einen hohen Lebensinhalt, und zwar eine große Hoffnung und ein großes Lebensideal, das ihnen als Licht in dem grauen

so ein Balg weggestorben ist! Uns stirbt keins weg!" — Es ist geradezu schrecklich, wenn eine sonst anständige und besorgte Frau alle mütterlichen Instinkte so völlig verleugnet. Aber es ist auch zum Verzweifeln, wenn man die von Bromme durchaus glaubhaft geschilderten Verhältnisse bedenkt.

So wird der Kinderreichtum gefühlt, so wird die Geldknappheit und die Krankheit immer gefühlt, mag sich gerade gegen die letztere das Gefühl langsam etwas abstumpfen. Aber das Schlimmste ist, daß so vieles bald nicht mehr gefühlt wird. Denn das Menschenleben hat seinen Inhalt und seinen Wert nicht bloß in dem, was man als Lust empfindet, und seinen Unwert nicht in dem, was Schmerz macht. Sondern eine objektive und tiefer greifende Auffassung zieht gerade die Fähigkeit zu fühlen als entscheidend bei dieser Frage nach dem Inhalt und Wert in Betracht. Und da ist es denn entsetzlich, wie bald das Gefühl für manches sich abstumpft oder erstirbt, was bisher gefühlt worden ist. Bechtolsheimer bringt in einer seiner feinen Skizzen die Geschichte von der Anna aus der Pfalz, die sich mit ihrem Mann aus dem eigenen Heim auf dem Lande in die Stadt gemacht hatten, natürlich voller Hoffnung. Sie geraten in eine Mietskaserne mitten zwischen allerlei Gesindel, es ist ihr schrecklich, alles anzusehen und zu hören, was es da gibt. Sie entsetzt sich über die Unterhaltungen ihrer Nachbarn und Arbeitsgenossen — aber bald schläft der Sinn für das Reine ein; sie hört alles und sieht alles und denkt nichts mehr dabei.

Mit feinem Sinn hat derselbe Verfasser auch die P i e t ä t zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht, die ja bekanntlich mit der Sitte das Dorf regiert — uns oft zum Ergötzen, aber man lernt sie immer höher schätzen, wenn man die Verwüstungen bedenkt, die ihr Aufhören mit sich führt. Wie wenige von den Fabrikarbeiterkindern kannten noch den Namen ihres Großvaters, während jeder Bauer weit hinauf die Geschichte seiner Familie und die seiner Nachbarsleute und Dorfgenossen kennt. Die Geschwister sowie die Eltern und Kinder werden auseinander gerissen in weite Entfernungen, und nur selten gibt einmal ein steifer Brief dem einen Kunde von dem Ergehen des andern. Der Urväter Hausrat fehlt in den Wohnungen und wird durch den geborgten Kram nur schlecht ersetzt. Vor allem hört die für den Bauern und jeden einfachen Naturmenschen so wichtige Beziehung zu den Toten auf. Sie sind entweder auf dem Dorf zurück geblieben oder sie liegen weit draußen in dem Massenkirchhof, wo man sie kaum unter den vielen tausend Gräbern finden kann. Und die Macht der Toten über die Lebenden kann überaus groß und segensreich sein. Es ist ein gar nicht abzuschätzender Gewinn, wenn der Bauer vor

oder nach der Kirche schnell noch einmal an das Grab geht, das in dem alten rechten „Kirch"hof liegt. Aber solche Imponderabilien gehen alle zugrunde. Tradition, Ehrfurcht, Verbindung mit dem Reich der, wenn auch nicht hohen Ahnen, Verflochtenheit mit Brauch und Sinn der Vergangenheit, mit großen Familienverbänden — das alles ist für Millionen dahin; die Entwicklung hat ihr Ziel erreicht, den Menschen ganz auf sich zu stellen und zu vereinzeln; sie hat das Ziel erreicht, die altmodischen, unwägbaren Werte auszuschalten und nur auf das zu achten, was man schauen und greifen kann. Es ist wirklich, um konservativ zu werden, wenn das nur etwas ändern könnte. Aber jammern möchte man, daß der Sturm der neuen Zeit mit Gleichgültigkeit oder auch unter Hohn und Spott so manchen ehrwürdigen Baum gefällt hat, der noch sehr gut hätte stehen bleiben können. Wie viel lernt man verstehen und gerechter beurteilen, was man so oft übersieht und verachtet!

Einen tiefen Eindruck von diesem furchtbaren Verlust an Gemütswerten gibt nicht nur der Pfarrer Bechtolsheimer, sondern auch der Nationalökonom Sombart. Aus seinem großstädtischen Gesichtswinkel schildert er vor allem das Elend der Frauen- und Kinderarbeit. Und das ist erst der größte Jammer, der Triumph des Kapitalismus, die Auflösung der Urzelle der Nation, die Sprengung der elementaren Lebens- und Erziehungsgemeinschaft, der Familie. Und die Frauen sind auch nicht imstande, sich bessere Lebensbedingungen zu erkämpfen. Denn es fehlt ihnen, wie den Bauern alten Schlages, noch der Sinn für die Macht der Organisation, der Sinn für die Solidarität. Die Frau tut die Kinder in die Krippe und dann in die Kleinkinderschule, um zur Arbeit zu rennen. Wie darf man der Sozialdemokratie vorwerfen, daß sie die Familien auflöse! Besteht die Absicht dieser Partei nicht zum guten Teil eben darin, daß die Mißstände, die der Kapitalismus gezeitigt hat, verallgemeinert und zur Norm gemacht werden! Mit ihrem kalten und rohen Verstand zieht sie auf so manchem Gebiet unerbittlich die Folgerungen aus ihrem System, gegen die freilich nicht nur das Gemüt der andern Volksklassen, sondern auch das vieler ihrer Anhänger Verwahrung einlegt. Denn auch der verbissenste und gläubigste Sozialdemokrat würde sich mit seinem Herzen gegen die Auflösung der Familie wehren, wenn sie wirklich in der Linie der ganzen Parteidoktrin läge. Auf dem Gebiet der Religion freilich werden wir sehen, wie sehr der furchtbare intellektualistische Geist der Sozialdemokratie das Gemütsleben verwüstet hat.

Das gemütlich-sittliche Leben.

Wieder gehen wir von dem Gegenstück, dem bäuerlichen Leben, aus, wie es sich da immer noch vorfindet, wo der Typ rein erhalten ist. Hier herrscht vor allem die Macht der Sitte. Wie es die Alten gemacht haben, so macht man es heute noch, und so wird man es auch noch weiter machen. So wird gemäß einer an sich wohltätigen Einrichtung der menschlichen Seele das Leben mechanisiert. Und das gibt dann die Sitte mit ihrer starken Macht. Daher kommt es, daß in dem echten bäuerlichen Leben alles so festgefügt und so schwerfällig ist. So hat es der niedersächsische Pfarrer Borée unter dem Decknamen L'houet beschrieben.

Die Sitte hängt aber mit der bodenständigen Art des Bauern zusammen. Denn das müssen wir dem Geschichtsmaterialismus zugeben, daß überall da, wo sich keine entgegenstrebenden Gedanken und Lebensrichtungen geltend machen, der träge, passive Teil des Lebens, also hier die Bodenständigkeit, sich mit ihrem großen Einfluß in dem seelischen Leben bemerkbar macht — nur einen unbedingten Zwang können wir nicht zugeben.

Diese ganze Unterlage des Seelenlebens ist, wie wir gesehen haben, bei dem Fabrikarbeiter in der Regel weggefallen. Er wird losgelöst von allen Einflüssen, die sonst das Leben der Seele tragen und fördern, losgelöst von dem festen Boden und auch von der Vergangenheit. Das sind die zwei wichtigsten Stücke, die die Sitte schaffen und tragen helfen, wozu nur noch die Gemeinschaft zu treten hat. Diese drei Dinge geben dem Menschen einen Halt, den er so lange nicht entbehren kann, als er seinen Schwerpunkt noch nicht in sich selbst gefunden hat und noch keine Persönlichkeit geworden ist. Darum finden wir den typischen Fabrikarbeiter, also den reinen Proletarier, in der Verfassung der Haltlosigkeit. Allgemein sind die Klagen über seine unzuverlässige und treulose Art; von Dank ist nicht im geringsten die Rede. Es ist der moderne Nomade, der von allen haltenden Bändern losgelöste moderne Normalmensch. Sombart macht darauf aufmerksam, wie die enge und jämmerliche Wohnung zumal dazu beiträgt, daß die Gefühle zerstört werden oder gar nicht aufkommen, die das feinste und tiefste Teil des Menschen ausmachen; denn wenn sich die wichtigsten Lebensereignisse, die das Leben des Menschen entstehen und vergehen lassen, Geburt und Tod und alles, was mit beiden zusammenhängt, nicht mehr in der keuschen Stille vollziehen können, in die sie gehören, sondern vor einer Öffentlichkeit, die sich gar nichts darum zu bekümmern hat — wo soll dann Schamgefühl, wo Achtung vor den Eltern, wo soll

die Ehrfurcht vor dem Tode herkommen? Und das sind doch einige von den Gefühlen, die dem Menschenleben seinen innersten Reichtum, seine Kraft und seinen Halt geben. Mit der ganzen Flüchtigkeit und Fahrigkeit des Daseins, die sie heute hierhin, morgen dorthin führt, so daß das Leben der oft so nötigen Überwachung durch feste Gemeinschaften entbehrt, mit dieser Fahrigkeit hängt auch der große Leichtsinn in der Beurteilung aller Arten von Fehltritten zusammen. Man scheut sich nicht mehr voreinander, weil man sich unter einander gar nicht oder zu gut kennt. Bechtolsheimer macht das an einer traurig-lustigen Geschichte, die von der Entführung und der festlich gefeierten Heimkehr einer durchgebrannten, aber dann von ihrem italienischen Galan verlassenen Wirtsfrau handelt, sehr anschaulich klar. — Natürlich muß immer wieder gesagt werden, daß solches nicht von allen gilt, sondern nur von denen, die unter den genannten Bedingungen stehen und sich ihrer Gewalt nicht entziehen.

Besprechen wir einzelne Punkte ausführlicher.

Das sexuelle Gebiet. Hier hat leider kein Stand Grund, irgend einem andern viel vorzuwerfen. Viele Bauerndörfer stehen in dieser Beziehung tiefer als die Fabrikbevölkerung; das hängt natürlich mit den ganz verschiedenen Bedingungen zusammen, unter denen jeder Stand in die Ehe tritt. Aber die Gemeinheit ist doch auch in der Fabrikbevölkerung geradezu ungeheuer; Bromme gibt schreckliche Einblicke in dieses Gebiet. Die sozialdemokratischen Blätter haben nicht den geringsten Grund, sich darüber zu beklagen, daß die Reichen die Töchter des Volkes verführen und verderben; das besorgen die Söhne des Volkes schon zur Genüge. Dagegen sollen die Roheitsvergehen weniger zahlreich sein als in ländlichen Bezirken. Der Diebstahl freilich ist in jeder Form, zumal als Fabrik- und Felddiebstahl, verbreitet genug; und die wenigsten halten es für ein Unrecht, wenn sie sich selbst für ihre geringen Löhne schadlos halten.

Das Verhältnis zur Natur wird von Sombart und Bechtolsheimer sehr genau beachtet. Und das mit Recht. Denn die Natur hat ihre tiefsten Beziehungen weniger zum sittlichen als zum Gemütsleben des Menschen. Wer regelmäßig seinen Spaziergang oder seine Sommerreise machen kann, vermag vieles wegzuspülen, was seine Seele verdirbt, und kann sich feine Empfindungen und manche Augenblicke glücklichen Genießens in der Tiefe seines Innern bewahren, die ihn in Verbindung mit der verborgenen Seele der Welt zu halten vermögen. Man kann sich immer wieder in der Natur seinen Seelenfrieden zurückholen und sich ein stilles glückliches Land der Reinheit langsam im Grunde der Seele anbauen. Das fällt für die

meisten Proletarier weg, die es gerade als Gegengewicht gegen die aufreibende Arbeit an den Maschinen und auf dem Gebiet des Mechanischen überhaupt am nötigsten hätten.

Zwar suchen die Arbeiter ihr Vergnügen, wenn es die Umgebung nur irgend erlaubt, im Wald und Feld. Aber wie weit ist der großstädtische Proletarier von der Natur getrennt! Und was dann übrig bleibt, ist nicht schwer zu sagen. Die ganze Lebensweise, die Art, wie das Geld verdient, und die Art, wie gearbeitet wird, begünstigen wieder jene Leichtfertigkeit im Geldausgeben und Verschwenden. Denn die Gebundenheit an Maschine und Fabrik, die ihn die Woche über zum Sklaven macht, läßt ihn um so leichter ausschlagen, wenn das Bargeld am Samstag ihm in der Hand lacht. Ungezählte Vereine, an deren Gründung die Herrn Kneipenwirte ein großes Interesse haben, geben dem Leichtsinn und auch dem Ehrgeiz, der nach einer Schleife und einem Pöstchen verlangt, weiten Spielraum. Die Bewegung gegen den Alkohol ist noch sehr wenig in diese Kreise eingedrungen; und das Entsetzlichste und Traurigste kann man auch des öfteren sehen, betrunkene Weiber und sogar Kinder. —

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die Gewalt der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung sich auf dem Gebiete des sittlichen Lebens sehr stark geltend macht. Man kann sagen, daß in mancher Beziehung sich geradezu eine Umwälzung aller sittlichen Begriffe vollzogen hat. Dabei will ich nur das eine streifen, daß unsere Arbeiterversicherung eine unglaubliche Verführung zur Lüge und Heuchelei für viele darstellt, die lieber ohne als mit Arbeit leben wollen. Es ist ein Jammer, daß auch die Sozialdemokratie, die doch sonst so weit den Mund aufreißt, wenn es sich um die Sünden der Besitzer handelt, nicht den Einfluß auf ihre Leute gewonnen hat, um ihnen diese Lügerei als ehrlos und unkameradschaftlich auszutreiben. Mehr Nachdruck wollen wir darauf legen, daß sich im Kampf mit der herrschenden Klasse eine Klassenmoral ausgebildet hat, die einen ganz gewaltigen Rückschritt in der sittlichen Entwicklung darstellt. Die Sozialdemokratie braucht gar nichts zu sagen von der Moral der höhern Stände und der Klassenjustiz: sie hat ebenso ihre Standesmoral und Klassenjustiz und weiß kaum etwas davon. Und das äußert sich vor allem gerade im wirtschaftlichen Kampf des Streiks. Gewiß, wir erkennen an, daß das nicht unberechtigte Gefühl der Rechtlosigkeit verbittert, wir erkennen an, daß in dem Arbeiter als Waffe die Berufung auf die Gerechtigkeit sehr verständlich ist — er ist gegenüber aller willkürlichen Behandlung aus frühern Zeiten auf das allerempfindlichste auf sein Recht bedacht. Aber

dann muß man auch Recht Recht und Moral Moral sein lassen. Jedoch es ist bestätigt worden von Leuten, die die Dinge kennen, was auch ein sächsischer Pfarrer zur Zeit des Streikes von Crimmitschau erklärt hat, daß der Streikbruch schlimmer beurteilt wird als Diebstahl und Mord. Das ist ein Rückgang in der sittlichen Entwicklung, den sich eine Partei, die sich an der Spitze der Kultur wähnt, nicht erlauben dürfte. Denn das ist doch wohl der Sinn dieser Entwicklung, daß das Gebiet, auf dem die Moral gilt, immer erweitert wird. Versucht das die Partei in bezug auf die internationalen Beziehungen gegenüber allem hochmütigen Chauvinismus, so ist sie damit im Recht. Aber ein Unrecht ist es, die Moral wieder auf den Vorteil der eignen Klasse einzuschränken.

Dabei soll freilich nicht verschwiegen werden, daß eben dieselbe Einschränkung auch ihre Lichtseiten hat, nämlich die Solidarität und den großen Opfersinn für die Partei, die Arbeitskollegen und die Zukunft, der einen großen Idealismus voraussetzt. So ist auf diesem Gebiet alles in Fluß.

Die Selbstschätzung ist im allgemeinen gewachsen. Und zwar zum guten Teil durch die Sozialdemokratie. Liebster, ein Leipziger Pfarrer, macht in seiner Schrift „Die Kirche und die Sozialdemokratie“ (Gießen 1908) mit Recht auf das so ganz verschiedene Aussehen und Auftreten der Leute aufmerksam: macht der nichtorganisierte Mann häufig einen gedrückten Eindruck — oft gehört er auch nicht zu den geistes- und willenskräftigen Leuten —, so läßt der Sozialdemokrat in bezug auf Sicherheit und Kraft des Auftretens selten etwas zu wünschen übrig. Diese Sicherheit geht oft genug in Frechheit und finstern Trotz über, der jedem besser angezogenen Menschen ein „Blutsauger“ ins Gesicht schleudern möchte. Bromme macht darauf aufmerksam, daß sich in der Tat bei näherem Zusehen die Arbeiterschaft nicht als eine gleichmäßige Masse — man könnte mit einer Retourkutsche sagen als eine fortschrittliche Masse darstellt. In der Arbeiterschaft unterscheidet er vielmehr die „gebildeten, strebenden“ Arbeiter von dem „Lumpenproletariat“ — so sagt der Sozialdemokrat selbst, wehe, wenn das jemand anders sagte! — und die erste Klasse fühlt sich der zweiten gründlich überlegen. Denn sie besteht aus im ganzen soliden, fleißigen und auch bildungshungrigen Menschen, während die zweite aus dummem, faulem und leichtsinnigem Pack zusammengesetzt ist.

Der Menschenfreund, der sich für das tiefste seelische Geheimnis des Menschen interessiert, kann nicht um die Frage herum, wie sich denn wohl diese Massen des arbeitenden Volkes bei sich selber im innersten Grunde fühlen. Wieder muß die Antwort ganz uneinheitlich ausfallen. Am schlimm-

sten ist es da, wo gar nichts mehr gefühlt wird. Viele haben wenig Frieden in sich und haben dazu auch reichlich Grund, wenn wir an ihre Lebensverhältnisse und die Unmöglichkeit denken, auf der sozialen Leiter höher zu kommen. In sozialdemokratischen Gegenden erzeugt die Parteipredigt eine gründliche Unzufriedenheit und eine tiefe Verbitterung. Und merkwürdig — es sind das meist die bestbezahlten und auch gescheitesten Leute. Das darf nur der enge Parteigeist ihrer wirtschaftlichen Gegner unbedingt verurteilen; für den objektiven Blick des unparteiischen Beobachters steckt dahinter dieselbe Sehnsucht, und zwar berechtigte Sehnsucht, in jeder Weise höher zu kommen, wie in den Kreisen dieser Tadler auch. Ein feiner Kenner der Volksseele schreibt in der Chr. Welt 1908, S. 1212, daß unser Volk, soweit es gesund und wohlgenährt ist, vom Pessimismus nichts wissen will, sondern voll von zukunftsfreudiger Stimmung ist. Und man gewahrt gewiß in den schon oft genug erwähnten günstigeren und einfacheren Verhältnissen genug Behagen, um die Verallgemeinerung der sozialdemokratischen Literatur als Hetzerei abzulehnen. Freilich aus Bromme spricht eine tiefe unheilbare Unzufriedenheit und Verbitterung. Wie wünschte man dem Manne selbst und seinen Genossen etwas von der prachtvollen Art des älteren Fischer! Aber es sind wohl die äußeren und inneren Bedingungen geschwunden, um diese Stimmung allgemein zu machen: denn die Ideale des Lebens haben sich im ganzen Zug der Zeit erhöht, und das hat die Unzufriedenheit zur natürlichen Folge bei denen, die nicht mitkommen, und es sind jene inneren Kräfte religiöser und moralischer Art fast völlig abhanden gekommen, die das Leben Fischers so leicht und behaglich durch alle Hemmnisse hindurch tragen. Doch davon soll nachher noch die Rede sein.

Das geistige Leben.

Gehen wir wieder von dem Durchschnittsbauern aus, so ist ohne Zweifel das Interesse und Verständnis für geistige Dinge gerade nicht besonders hoch — man ahnt nicht, welches Martyrium so mancher Landpfarrer in seiner dörflichen Gemeinde ein Leben lang auszustehen hat. Freilich ist es in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten dank unsrer trefflichen Volksschule und dank der Presse viel besser geworden. Aber der Bauer, der kleine Taglöhner und Handwerker gibt doch immer noch das Mindestmaß für geistiges Leben ab, so schlau und pfiffig er in bezug auf seine Interessen auch sein kann. So schlimm wird es ja wohl nicht mehr sein, wie bei dem oft genannten Karl Fischer, diesem sonst so hellen und umsichtigen Menschen: er will einen Brief schreiben, und davon berichtet er: „und als

ich mich besonnen hatte, welches Jahr wir haben — es war 1861 — da schrieb ich." So wie die Leute eben vom Lande kommen, sind sie meistens nur für die ungelernte Arbeit zu gebrauchen. Ich weiß von einem Fabrikanten, dem nicht nur im Zorn die Worte entfahren sind, daß viele seiner Arbeiter nur darum keine Sozialdemokraten sind, weil sie dafür zu dumm wären; wenn sie nur solche wären, dann würden sie auch gescheiter und für die Arbeit besser zu gebrauchen sein. Das ist gewiß ein glänzendes Zeugnis für die Sozialdemokratie aus berufenem Mund. Und in der Tat, das kann man wohl sagen: sie kommt nur dahin, wo einigermaßen höhere Interessen sind, und wo sie herrscht, da weckt sie höhere Interessen. Sie gilt schon jetzt in weiten Kreisen als die große Weckerin des geistigen Lebens der Leute; was die Volksschule begonnen, was aber alle bürgerlichen Veranstaltungen nicht fertig gebracht haben — wer hat sich übrigens in solchen Kreisen außer in Wahlzeiten um das geringe Volk bekümmert? das rächt sich jetzt bitter — das hat die Sozialdemokratie fest in die Hand genommen.

Nur darf man natürlich dem Selbstlob der Genossen auch nicht alles glauben. Daß es nun so allgemein diesen großen Bildungshunger in diesen Kreisen der Arbeiter gäbe, das ist so ohne Einschränkung auch nicht wahr. Bechtolsheimer stellt das aus seiner Erfahrung heraus sehr in Frage. Der Stumpfsinn und die Ermüdung nach zehnstündiger Arbeit ist in der Tat zu groß, um noch hohe Anforderungen an den Geist zu stellen. Aber ohne Zweifel zieht doch auch in weitern Kreisen das Interesse für geistige Bildung langsam an. Vor mir liegen die ausgefüllten Fragebogen, die irgend eine Vereinigung zur Veranstaltung von Bildungskursen für Arbeiter ihren Lehrlingen vorgelegt hatte. Die meisten haben die Frage nach den Büchern, die sie besitzen, mit „Keine" beantwortet. Als Dichter, die sie kennen, erscheinen, wenn auch meist in fürchterlicher Rechtschreibung, Goethe, Schiller, Freiligrath und ein Ortsdichter, dazu auch noch Gellert und Luther. Wenn diese Antworten um der Nachbarschaft der Gefragten willen oft den Verdacht erwecken, abgeschrieben zu sein, so geht doch daraus wenigstens das Verlangen hervor, nicht ungebildet zu scheinen. Das Theater ist schon mehr besucht worden; man schwärmt für die „Räuber", „Rienzi" und „Das weiße Rößl". Es streckt sich doch also wenigstens die Sehnsucht in höhere geistige Gegenden empor. Daß es so viele sind, die sich am Abend noch hinsetzen und ihre Lücken in den verschiedenen Elementarfächern ausfüllen und sich sonst manches Gute sagen lassen, macht dem ganzen Stand doch alle Ehre.

So kommt denn allmählich eine bedeutende Hebung des geistigen Interesses und Verständnis zuwege. Eine jede Maschine, dieses Stück

Eisen und Stahl gewordenen Geistes, zwingt doch zum Nachdenken. Im allgemeinen wird man bemerken, daß sich der gewöhnliche Mann ganz vortrefflich ausdrückt, wenn er auseinandersetzen will, wovon er etwas versteht und wenn er Er selber bleibt. Beispiele für diese Tugend und der entgegengesetzten Fehler haben wir an den beiden Fischer: ist der eine voll von der Kunst, die dargestellte Natur ist, so leidet der andere an dem fürchterlichen Übel der geschraubten Halbbildung. Bromme ist dagegen wieder reiner Typ; nicht für die Arbeiter im allgemeinen, aber für die höchste Schicht der Intelligenz. Es ist wirklich schade, daß der Mann nicht in andre Hände und in eine andre Laufbahn gekommen ist. Wieder rächen sich die Sünden der Gesellschaft an ihr, indem sich die geistigen Kräfte, die sie nicht erkannt und gepflegt hat, gegen sie stellen. Mag es auch solcher Arbeiter nicht übermäßig viele geben, Bromme ist doch nicht der einzige. Er erwähnt eine ganze Reihe von Arbeitskollegen, die genau denselben Eindruck machen wie er. Man glaubt es nicht, was diese Menschen in ihren paar müden Mußestunden sich zusammenlesen, welche Bücherei sie sich unter dem Widerstand und dem Geschimpfe der Frau aus Nebengroschen selbst anschaffen. Mit dem unverbrauchten Gedächtnis des „Volkes", d. h. der Naturkinder, kennen sie zum Teil ganze Stücke aus unsern Klassikern auswendig und zitieren auch prachtvoll — man möchte wirklich neidisch werden. Sie haben ihre besondere Liebhaberei, wie etwa Bromme die für Geographie. Was sich Bromme alles in der Heilanstalt zusammenliest, ist unglaublich. Und immer ist es nur das Große und Gute. Die Sehnsucht nach oben wird doch nun einmal am besten von den Dichtern und zwar den klassischen gestillt. Aber diese ist zur Beschämung für viele, die ihren Schulekel noch nicht überwunden und die Klassiker nicht mehr in die Hand genommen haben, wirklich in diesen Schichten vorhanden. Gibt es hier doch so viele, die sich an die schweren Gedankengänge von Marx heranmachen. Wie oft habe ich große Sammelwerke, etwa ein Konversationslexikon, in der Wohnung kleiner Techniker und besserer Schlosser gesehn!

Jedenfalls herrscht in diesen Kreisen ein großartiger, man könnte sagen abergläubiger Respekt vor der „Wissenschaft". In den Gedanken dieser Leute ist „die" Wissenschaft eine beneidenswert einfache Größe, ein delphisches Orakel, eine Bibel — kurz, sie nimmt die Stelle ein, die die Menschen immer und überall ausgefüllt haben mit irgend einer Größe, die ihnen die Antwort auf die letzten Fragen geben sollte, wenn sie nicht zu Skeptikern geworden waren. Natürlich gilt diese Wissenschaft auch ihnen nur als absolut, wenn sie ihnen den Willen tut: die Wissenschaft

hat den Geschichtsmaterialismus, hat den Sozialismus, hat den Monismus „bewiesen". Die Wissenschaft beweist auch, daß die Sozialdemokratie siegen muß. Es ist doch immer nur die ganze gläubige Hingebung, die die Halbbildung stets zu Sklaven von Autoritäten macht, die dann diese gläubige Halbbildung in ihren Dienst stellen und sie nur so gebrauchen können. Und doch steht noch immer die Bildung und das Wissen selbst auf einer niedrigen Höhenstufe. Jener Pfarrer Mensing aus Dresden macht in der Christlichen Welt darauf aufmerksam, daß für die meisten Arbeiter die Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens noch jetzt eine große Entdeckung sei, die sie immer wieder gegen die altmodische Art hervorkehren, wie ihnen leider im Religionsunterricht der Begriff des Wunders als ein unentbehrlicher religiöser Grundbegriff beigebracht worden ist. Die Gesetzmäßigkeit gerade sei es übrigens, der den Leuten erst rechtes Zutrauen zur Welt gebe, daß alles in ihr ehrlich und ordentlich zugehe und man sich auf die Dinge verlassen könne — so verlangt es ihr Sinn für Gerechtigkeit, von dem oben schon die Rede war.

So wird der jung erwachte Intellekt vor allem kritisch angewandt. Wieder rächt es sich, daß man den Volksunterricht so durchaus autoritativ gestaltet — um so süßer schmeckt, um so bitterer wird darum aber auch die natürliche Gegenwirkung gegen diese Art, also die grundsätzliche Kritik und Verneinung. Sombart spricht richtig von einer intellektuellen Hypertrophie, von einer einseitigen und übertriebenen Pflege des Verstandeslebens in den Kreisen, über die die Sozialdemokratie herrscht. In der Tat sagen alle Stimmen, daß man ihr in allen Dingen nur auf dem Wege des Verstandes beikommen könne. Gegen die Kritik muß die Gegenkritik gesetzt, Beweisgrund muß gegen Beweisgrund gestellt werden. Diese einseitig kritische und verstandesmäßige Richtung hängt nun auf das innigste mit jener Unzufriedenheit und Verbitterung zusammen — was Ursache und was Wirkung ist, das bleibt schwer zu entscheiden. Und wie immer schlägt dann der Intellektualismus in allerlei Fehler und Gefahren aus; daß er zum Dogmatismus wird, wurde schon erwähnt, aber zugleich führt er zum Scholastizismus, d. h. es bleibt der Menschengeist in der Welt der Begriffe hängen, arbeitet nur mit Vorstellungen und Schlußfolgerungen, statt sich die Dinge selbst wieder anzusehen. Sombart sagt, man beschäftige sich mehr mit Botanik als mit den Blumen.

Aber wir wollen nicht vergessen, daß in der Intelligenz und in der Disziplin unserer Arbeiterschaft zum Teil die Größe unserer industriellen Vorherrschaft begründet ist. Diese geistigen Fortschritte werden wir wohl unter dem Plus der ganzen Entwicklung zu buchen haben.

Die Religion.

Von ihr wird zuletzt gesprochen, nicht, weil sie etwa die geringste Stellung hätte in der geistigen Verfassung des Menschen, sondern weil sie gerade für sein ganzes Wesen ausschlaggebend ist. Man kann ruhig sagen, daß sich in der Art, wie sich der Mensch zu dem stellt, was über ihm ist, gleichsam die Summe aller äußern und innern Einflüsse geltend macht, unter denen er steht. In ihr macht sich älteste Vergangenheit bemerkbar, wie sich auch allerlei schon anmeldet, was erst die Zukunft bringt. Weil die Sozialdemokratie eine sehr verwickelte Größe und beständig in Bewegung ist, darum kann man durchweg nicht sagen: Die Arbeiterschaft stellt sich so oder so zur Religion. Hat vor zehn Jahren die oben erwähnte Umfrage von Rade großes Aufsehen gemacht, die ein im allgemeinen recht trostloses Bild ergab, so macht der genannte Pfarrer Liebster in seiner Schrift „Kirche und Sozialdemokratie" darauf aufmerksam, daß sich seit jener Umfrage das Bild wieder sehr verschoben hat. Er schaut etwas mehr mit Hoffnung in die Zukunft hinein. Aber wir müssen versuchen, wieder unter unserm Gesichtspunkt die Sache aufzufassen.

Jedenfalls gehört Religion zu den allerrätselhaftesten Stücken des menschlichen Geisteslebens. Hier ist sie, und dort ist sie nicht, und man weiß gar keinen Grund für beides. Aber diese Himmelstochter kleidet sich doch in irdische Gewänder, und diese bestimmen oft genug ihr Schicksal. Die Religion nämlich erscheint niemals, ohne in eine enge Verbindung mit allerlei kulturellen Dingen getreten zu sein. Sie hängt darum auf das engste mit der Weltanschauung, mit der wirtschaftlichen Lage und mit der ganzen politischen Verfassung einer Zeit zusammen. Geben ihr diese Dinge zwar einen starken Halt in dem Bewußtsein oder auch in dem unbewußten Grundgefühl einer Periode, so bekommt sie dagegen aber auch alle Stöße zu spüren, wenn eine neue Zeit wider die Kultur einer alten angehen will. Das ist unsere gegenwärtige Lage, das ist im besondern der Schlüssel zur Stellung der Sozialdemokratie und der von ihr geleiteten Arbeiterschaft. Das Christentum, wie wir es überkommen haben, hat doch offenbar eine sehr innige Verbindung mit der alten Naturansicht und dem alten Weltbild, mit der ländlich-kleinbürgerlichen Gedanken- und Gefühlswelt und mit dem herrschenden Staate geschlossen. Das erste Band besteht z. B. in dem noch weit verbreiteten alten Weltbild, das die Welt in drei Stockwerken aufbaute, Hölle, Erde und Himmel. Die zweite Verbindung zeigt sich z. B. in der Art, wie in den Evangelien und auch im Kleinen Katechismus Luthers immer das agrarische Wesen in den Grundanschauungen und in den

Bildern vorherrscht, das dritte Band dagegen ist mit dem Worte Kirche klar genug ausgedrückt, Kirche, sofern sie mit dem Staat und den in ihm herrschenden Klassen und Ständen amtlich und durch Gewohnheit vielfach verquickt und vermengt ist.

So weit nun die Fabrikarbeiter jenem kleinbürgerlich-agrarischen Denken noch angehören, stehen sie zur Religion an sich nicht anders denn andere Stände auch, d. h. es herrscht keine einheitliche Stellung, sondern ein jeder macht es, wie es seinem Bedürfnis entspricht. Es gibt aber eben darum auch unter dieser Schicht noch Tausende von religiösen und kirchlichen Leuten, zwei Eigenschaften, die gemäß der allgemein ländlich-kleinbürgerlichen Weise fast ganz zusammenfallen. Und das Interesse in diesen Kreisen ist immer noch so stark, daß sich die Sozialdemokratie stark überlegt, ob sie eine grundsätzliche Feindschaft zu diesen beiden Größen einnehmen soll, wie sie das wohl am liebsten täte. Denn ihr Weltbild steht dem kirchlichen gerade so entgegen, wie ihre ganze Politik sie gegen jeden Verbündeten des Staates aufbringt. In beiden Beziehungen hat die Kirche offenbar viel gefehlt und sich selbst große Schuld an der scheinbar unüberbrückbaren Entfernung zwischen ihr und der Arbeiterschaft zuzuschreiben. Sie hat nämlich einmal, ihren agrarisch-kleinbürgerlichen und ihren altgesinnten und konservativen Mitgliedern zuliebe, sich auf das alte Denken festgelegt, das eine Auffassung von Natur und Welt vertritt, das den „modern denkenden" Arbeiter um seiner oben geschilderten rein verstandesmäßigen Richtung willen aufs äußerste reizen mußte. Sie hat es ferner aus denselben Gründen für richtig gehalten, in den politischen Ringplatz hinabzusteigen und für die herrschenden politischen und sozialen Zustände als „Gottes Ordnung" einzutreten. Das ist ihr nicht gut bekommen; denn sie hat fast gar nichts erreicht und viel Mißtrauen gesät. Und weil für sie selbst und das Volk Religion und Kirche so innig verbunden waren, darum hat der Gegensatz gegen sie auch den gegen die Religion hervorgerufen, wie auf der andern Seite freilich diese Verbindung die Religion mannigfach, wenn nicht gänzlich, stützen und tragen muß.

So ist die religionsfeindliche Stellung des größten Teiles der Arbeiterschaft zu erklären. Sie ist aber, wie gesagt, wohl nicht ganz unabänderlich. Der wichtigste Beweggrund zu dieser Hoffnung ist die Erfahrung, daß das menschliche Herz mit seinem Sehnen und Hoffen nicht totzukriegen ist. Immer spielen allem kritischen Verstandeswesen die unverwüstlichen Gemütskräfte den Streich, daß sie sich ans Träumen und ans Emporfliegen geben. Gerade je einseitiger verstandesmäßig die ganze Art der Arbeiterseele wird,

desto sicherer kann man in manchen Leuten auf eine starke Gegenwirkung des Gemütslebens rechnen. Dabei spielt die ganze Arbeitsstätte mit ihren äußeren Bedingungen eine wichtige Rolle. Zwar hat gewiß der Geist der Maschine das Seine getan, um die Religion, diese feine Tochter der Stille, zu töten. Denn es ist gewiß nicht ohne einen tiefen Grund, daß gerade der Bauer der frommste Stand der Bevölkerung ist, mag die sittliche Höhe dieser Frömmigkeit sein, wie sie will. Denn wenn Religion nicht ohne das Gefühl der Abhängigkeit von unbekannten Mächten besteht, so erklärt sich die bäuerliche Religion leicht daraus, daß die Bedingungen seines wirtschaftlichen Gedeihens, das Wetter, sich sowohl der Durchsichtigkeit wie erst recht der Beeinflussung entzieht. Dazu gibt die so häufige Einsamkeit der Arbeit einem zum Sinnieren und zur Versenkung neigenden Bauer leicht Gelegenheit, sich mit diesen Dingen der Religion zu beschäftigen. — Wird der Mann aber aus dieser Sphäre herausgerissen und in die so streng gesetzmäßig eingerichtete und scheinbar durchsichtigere Welt der Fabrik und der Industrie hineingestellt, dann verliert die Rebe des Glaubens an höhere Mächte den Pfahl, der sie bisher hielt. — Nebenbei — ist es nicht auffallend, was für einen Einfluß doch das geschichtsmaterialistische Denken auch auf das ganze Denken über religiöse Dinge gewonnen hat? Aber man kann nicht um diese Dinge herum, wenn man den Gründen der Lage nachforschen will. — Jedoch die Gegenwirkung bleibt, wie schon oben bemerkt, nicht aus. Das materialistische Denken gibt auch wiederum dem religiösen nach. Denn das ganze Wesen der Industrie ist doch nicht so durchsichtig und der Mann hat sein Geschick noch nicht so in der Hand, daß er nicht imstande wäre, zu höhern Mächten zurückzukehren, wenn nur ihre Verkündigung ihm in seinem Denken nicht zu große Opfer abfordert. Und dabei machen sich die rein aus den Tiefen des Gemütes kommenden Beweggründe auch geltend. Diese gehen natürlich ihre ganz besondern Wege. Denn von jenen Leuten, die an etwas glauben und auf etwas hoffen müssen, hängen die einen ihr besseres Teil an die Zukunftsträume des Parteiglaubens — auch das Christentum begann mit einer Religion der Zukunft, ehe es den Schwerpunkt in die Vergangenheit legte —; die andern gehen zu allen möglichen Glaubensweisen, Theosophie, Spiritismus, Sekten aller Art, Heilsarmee, überall sind Leute aus dem Proletariat zu finden. Und das klare Gefühl dafür hat bisher der Partei noch verwehrt, das entscheidende Wort zu sprechen. Auch in den wissenschaftlich führenden Kreisen der Partei macht sich mit der Gegenwirkung gegen Marx wenigstens der Versuch eines Verständnisses für die ideale Macht der Re-

ligion geltend. Natürlich ist davon gar nichts für das Christentum zu hoffen, so lange es die Verbindung mit jenen kulturellen Bedingungen aufrecht erhält, die das Klassengefühl der Sozialdemokratie und auch der Arbeiterschaft überhaupt verletzen. Vielleicht stellt sich einmal für die amtlichen Träger der Religion der Augenblick ein, wo sie sich fragen, ob jene Bande nicht eine starke Lockerung vertragen können.

Schluß.

Wenn wir das Ergebnis unserer Aufrechnung ziehen, dann werden wir etwa so sagen. Es kommt bei der Schätzung des Ertrages unserer ganzen Entwicklung natürlich zuerst darauf an, auf welchem Standpunkt man steht und welche Dinge man am höchsten schätzt. Sieht man in erster Linie auf die äußere Lebenshaltung, dann hat sich das Bild unsrer handarbeitenden Volksschichten sehr zu seinen Gunsten verändert, wie neuere Berechnungen besagen, sogar so, daß der deutsche dem englischen Arbeiter nicht mehr viel nachgibt. Sieht man auf die geistige Entwicklung, so schließt die Berechnung ebenfalls mit einem starken Plus; das Streben der Arbeiterwelt, an den geistigen Gütern der nationalen Kultur teilzunehmen, ist im ganzen sehr groß und hat schon viele Früchte gezeitigt. Anders ist das Bild, wenn man auf die Gemütswerte den Hauptnachdruck legt. An diesen ist unser Volk nach allen Zeugnissen, die wir vernommen haben, zurückgegangen. Und das ist schade. Aber vielleicht ist dieser Rückgang nicht ein dauerndes Minus, mit dem wir unsere wirtschaftliche Entwicklung belasten müssen, sondern nur eine Meliorationsschuld, die sich abtragen läßt. Und das wäre sehr gut.

Lovis Corinth:
Die Religionen und die Kunst.

Es ist nur ein scheinbar philosophisches Thema, mir ist nicht so wohl in meiner Haut, daß ich auf das Eis zum Tanzen gehen möchte, indem ich meinem Handwerk den Laufpaß gebe, um die schlüpfrige Bahn des Theologisierens und Philosophierens zu betreten. Ich will nur zeigen, wie innig verwandt Religionsgefühl und Kunstgefühl miteinander sind oder wo möglich ein und dasselbe sind, und nur zur Erläuterung dieses, meines Hauptthemas, werde ich hin und wieder einige unabwendbare Gedankenäußerungen auch über das geistige Wesen des Religiösen hineinflechten, die zwar meine persönliche Überzeugung sind, deshalb aber nicht die Überzeugung der ganzen Welt zu sein brauchen.

Die Empfindung, daß ein göttliches Etwas über das Weltall schwebt, ist jedem Menschen in das Herz geschrieben. Dies ist die Poesie, die wir Menschen gemeinsam besitzen, die den nüchternsten Kaufmann zum Träumer macht und den grimmigsten Atheisten zum sentimentalen Lyriker, denn so schroff der Gottesleugner seine Dogmen aufrechthält, er setzt immer nur etwas Anderes für das Weggeworfene auf den Thron. Der Grund des Glaubens an ein höheres Wesen ist zwar in einer Jahrtausende alten Kultur zu suchen, wo auch alte eingeborene und überbrachte Gedanken nicht so leichten Kaufs aufzugeben sind, aber hauptsächlich ist dieses Bejahen einer Gottheit das Einzige in dem Anfang der Schöpfungszeit gewesen, was den Menschen vom Tier unterschieden hat. Sobald der Mensch denken lernte, besaß er auch das Bewußtsein, eine höhere Macht über sich zu haben.

Allen Geschöpfen ist das Angstgefühl gemeinsam. Um so stärker wird diese Furcht bei allen Wesen, wenn die Naturgewalten hier wie dort und überall Vernichtungen senden, ohne daß irgend ein Schutz gegen sie zu finden möglich ist. Der Blitz und der Donner kommen aus den höchsten Höhen, aus aufgetürmten Wolken, nichts kann ihnen widerstehen, die gewaltigsten Bäume und die trotzigsten Felsen zerbersten vor ihrem Strahl.

Hier setzt bei dem Menschen die Ehrfurcht ein und eine egoistische — wenn auch zuerst simpel empfundene — Gedankenschulung bringt ihn zur Anbetung, indem er listig hofft, daß er selbst als der kluge Fromme durch

Gebete und Opfer der furchtbaren Gottheit weniger vernichtungswert erscheinen könne.

Um etwas Handgreifliches für seine Anbetung zu haben, schuf er sich ein Bild, das all das Gefährliche und Furchtbar-Göttliche darstellen sollte. Die Mythe der Bibel, daß Gott den Menschen sich zum Bilde geschaffen hat, ist schon lange von der modernen Menschheit überwunden; es ist das Umgekehrte: Falls Affen ein Religionsgefühl in sich hätten, würden sie sich einen Riesenaffen als den Repräsentanten darstellen; so weit, daß Menschen einen Menschen als Gott darstellten, war die Menschheit nicht einmal an der Schwelle ihrer Entwickelung gekommen. Sie sammelten Alles, was ihnen im Leben Angst und Furcht einflößte, und machten aus diesem Gemisch ihr erstes Götzenbild und so das erste Kunstwerk. Unter der Menschheit selbst gab es einen Individuenunterschied noch nicht, alle waren über denselben Kamm geschoren, und so wurden diejenigen Tiere Vorbilder zur Erschaffung von Gottheiten, welche die Menschen nächst den unsichtbaren Naturgewalten am meisten zu fürchten hatten. Sie nahmen die Furchtbarkeit vom brüllenden Löwen, die wütende Stärke vom Büffelstier, die Schärfe des Auges und das rätselhafte Schweben durch die fremden Regionen der Wolken vom Adler. In späteren Epochen kam zuerst das Menschenindividuum. Vielleicht hatte das erste Individuum einen derartig dämonisch fratzenhaften Gesichtsausdruck, daß es schon durch sich selbst seiner Umgebung Furcht einflößte und diese noch durch Umkleiden mit Tierfellen usw. vielfach erhöhte.

Durch diese fratzenhaften menschlichen Ungetüme erfuhr das primitive Götzenbild eine differenziertere Komplikation, und die unwillkürlich ausgeübte Kunst erhielt hier vielleicht ihre erste modernere Auffrischung und Auffassung.

Die Menschheit entwickelte sich unaufhaltsam weiter, waren es zuerst Grimassenreißer, die vor der Menge hervorragten, so traten jetzt Stärkere vor Vielen hervor, die auch mit der brutalen Stärke einen individuellern Verstand paarten. Dieses waren die Tyrannen. Sie waren stärker wie die gefürchteten Löwen und Büffel, sie befreiten ihre Genossenschaft von diesen Schädlingen und verstanden es, diese ihnen zugewandte Gunst dahin auszunutzen, daß sie ihre Genossenschaft knebelten und sich dienstbar zu machen wußten. Die Priester machten bald, durch gegenseitigen Vorteil angefeuert, gemeinschaftliche Sache mit dem Zwingherrn, und nun wurde er als die höchste Gottheit, als „Gottkönig" in den Grenzen seines unterjochten Stammes angebetet. Nun wurde sein Bildnis das Hauptstück

des Götzenbildes; die Attribute der noch immer gefürchteten Tiere umgaben ihn.

Wir sind mit einem Sprunge in die assyrische und babylonische Kultur hineingeraten: „Denn, heißt es in der Bibel, Nebukadnezar, der König, hatte ihm (Holofernes) geboten, daß er alle Götter in den Ländern vertilgen sollte, auf daß alle Völker ihn allein für Gott priesen".

Hier könnten nun wohl manche theologische Betrachtungen angereiht werden, aber uns ist es lediglich um den Zusammenhang von Kunst und Religion zu tun, und diese Kunst war freilich unter der Macht dieser Religion bei den Assyrern und Babyloniern zur höchsten Entfaltung gediehen. Die Architektur, die Malerei und Skulptur, auch die Wissenschaften wurden in seltener Vollkommenheit gepflegt; charakteristisch ist es, daß die Kunst durch die Anbetung des König-Gott ins Ungeheure und Gewaltige in Ausdehnung und Auffassung sich verstieg. Die Mauern von Ninive und Babylon, auf denen bequem ein Sechsspänner umdrehen konnte, sind jedem geläufig; ebenso die mächtigen Baalsgötzen, die Molochs usw.

Diese asiatische Kunst ist auf den Okzident so fruchtbringend geworden und geblieben noch lange, nachdem die mazedonischen Phalangen Alexanders des Großen der Macht dieser Kolosse auf tönernen Füßen den Garaus gemacht hatten.

Wie in Asien die Babylonier den Weltstaat jener Epoche bildeten, so bildeten ihn in dem schwarzen Erdteil die Ägypter. Europa war zu jener Zeit noch ein vollständig neues Land. Beide Kulturstaaten standen in regem Verkehr, und beide hatten auch ähnliche Kunstanschauungen; die Großartigkeit der Architektur war den Ägyptern ebenso geläufig (die Pyramiden, die Tempelbauten). Aber in der Skulptur und Menschendarstellung waren sie bereits differenzierter geworden. Ich möchte diese feinere, individuellere Behandlung der Skulptur und Malerei wohl dem vielfach komplizierteren Religionswesen zuschreiben. Die Pharaonen legten mehr Wert darauf, wahre Könige als Götter zu sein. Die Priesterkaste war nächst dem Könige der mächtigste Bund im Staate, alsdann kam zuerst die Kriegerkaste. Die Religionslehre war von tiefen Weisheiten angefüllt, und die Eingeweihtesten pflegten wohl das Bewußtsein einer einigen Gottesexistenz. Das Volk war ebenfalls auf einer höheren Bildungsstufe angelangt, so daß bereits die Kleinkunst ins Leben trat, Motive aus dem Volksleben, aus den Sitten und Gebräuchen. Einige dieser interessanten Skulpturen sind bis auf uns gekommen. Im Louvre in Paris ist eine derartige Statue in zweidrittel Lebensgröße farbig, die einen Schreiber

darstellt, der in der bequemen orientalischen Hockstellung auf einem Papyrus seine Notizen macht.

Sie ist so lebenswahr und frisch im Eindruck, daß man glauben könnte, jene Zeit im Spiegel zu sehen; ein konserviertes Leben aus jener Zeit wie ein eingeschlossenes Insekt, das vor vielen tausend Jahren bei einer Naturkatastrophe in flüssigem Harze gefangen wurde und uns nun von jenen Zeiten kündet.

Zwischen diesen beiden mächtigen Völkern hatte sich das jüdische Volk niedergelassen. Es hatte die Theologie seines Stammesgottes seinem Aufenthalt in Ägypten zu verdanken und empfing durch die spätere babylonische Gefangenschaft die poetische Ausdrucksweise.

Es war das einzige Volk des Altertums, das einen einzigen Gott allein im Geiste und in der Wahrheit anbetete.

„Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist."

Dieses Gebot hatte Moses von Jehova empfangen. Nur in Umschreibungen durfte Gott genannt und angerufen werden.

Die Priester wachten streng über strikte Ausführung dieses eifersüchtigen Gesetzes. So manchesmal wollte das natürliche Kunstgefühl mit Gewalt die Schranken durchdringen, und goldne und erzene Bildnisse wurden auf die Altäre gestellt, aber immer wieder wurden sie gestürzt und vernichtet.

Hier ist nun der Beweis, daß beide Gefühle, Religionsgefühl und Kunstgefühl, Hand in Hand gehen: In dem jüdischen Volke gab es kraft dieses Gebotes in der ganzen Zeit seines Bestehens als Staat weder Künstler noch Kunsthandwerker. Salomo mußte Former in Erz und in Stein bei seinem Tempelbau sich von den benachbarten und befreundeten Phöniziern ausborgen. Ja, das eifersüchtige Gesetz war vielleicht schuld daran, daß es noch zur Zeit der ersten Richter keinen Schmied in Israel gab, und wer ein Schwert oder eine Pflugschar brauchte, mußte sie bei den Philistern machen lassen.

Je mehr nun das Kunstgefühl bei den Juden in der Schaffung von Bildnissen behindert war, desto mehr machte es sich in der Formenkunst des Dichtens Luft, und noch heute zeigt die Bibel, in welch hohem Maße das jüdische Volk dieser Kunst fähig war. Die Vollendung erhielt seine Dichtkunst, als es durch die babylonischen Gefangenschaften mit den Kunstanschauungen dieses Landes vertrauter wurde. Die Visionen der Pro-

pheten wie auch ihre Ausdrucksweise sind durchaus babylonisch; diese setzt sich fort in den Attributen der vier Evangelisten und in der Offenbarung des neuen Testaments. Rudimentäre Überbleibsel wie die Wappenabzeichen der Ritter, Adligen und Fürsten des Mittelalters und bis auf unsere Zeit hin die heraldischen Figuren auf unsern Orden: der geflügelte Löwe, der doppelköpfige Adler usw. lassen auf jene ersten Kulturstufen zurückweisen.

Verwandt mit dem von Moses gestifteten Monotheismus ist die muhamedanische Religion. Sie verbot, Menschenbilder zu schaffen, aber in allem Übrigen konnte sich der menschliche Geist künstlerisch betätigen. Architekturen und farbige Ornamente wurden in tausenden Arten und Formen gebildet; das Kunsthandwerk, die Teppichweberei, Kunsttischlerei brachten es zu immer reicher entfalteten Blüten.

Jedoch wollen wir uns nun wieder auf die antike Zeit zurückschrauben.

Lange Zeit spielte in diesem Kulturkonzert der Mächte Europa gar nicht mit. Man möge bedenken, daß z. B. die glänzende und klar geschilderte Herrschaft Salomos noch 100 Jahre vor dem mythischen trojanischen Krieg in der Geschichtsforschung auf den Kalender gesetzt wird. Das Land in Europa, das die nächste Anwartschaft hatte, von Kunst und Wissenschaft in diesen weit vorgeschrittenen Ländern zu profitieren, war natürlich das, welches am günstigsten geographisch mit ihnen in Nachbarschaft lag, und das war Griechenland. Durch seine Inseln, die im Süden in der Nähe Ägyptens lagen und im Osten die Westküste Asiens direkt einsäumten, trat es vor allen übrigen Landen zuerst mit der Kultur in Beziehungen.

Ein liebliches Land, über dem der Himmel in ewigem Blau prangte und zu den Füßen das purpurne Meer, das vielleicht selten sich in peitschende Wogen wandelte, schafft sich auch fröhliche Gottheiten. Der Donner und Blitz wurde schon nicht mehr als das grausige Naturelement gefürchtet, vielleicht schon nach heißen Zeiten lebhaft herangesehnt, und so wurde bereits in Zeus der gütige Vater des Menschengeschlechtes verehrt, nur seine Attribute zeugten noch von einstiger Fürchterlichkeit.

Hier fand die Kunst einen günstigen Boden. Das sensible Volk modelte sich bald die steife Kunst ihrer Lehrer nach eignen Regeln lebensvoll um. Die Religion war eine reine Naturanbetung, jeder schöne Mensch konnte irgend eine Gottheit darstellen, auf den Wiesen und in den Wäldern hausten die Götter zweiten Ranges, roher und sinnlicher in ihrem Gebaren. Faune und Pane, die selten Nymphen, die aus ihren Bäumen und Bächen in ihre Nähe kamen, ungeschoren vorbeiließen.

Eine glückliche Politik und eine glühende Vaterlandsliebe, die es ihnen

möglich machte, ihre einstigen Kulturspender, als diese als Gegengabe Unterwerfung verlangten, hinter den Hellespont zurückzuwerfen, brachten die Künste auf die höchstentwickeltste Stufe, die unsre Erde je aufzuweisen gehabt hat.

„Es ist ein unsäglich entzückender Zustand, zwischen den schwankenden Gräsern auf irgend einem Stück Marmor zu sitzen, die Augen schweifen zu lassen über die blendend helle attische Landschaft hin. Hymettos zur Linken, Penthelikon als Begrenzung der Ebene; der Parnes bei leichter Rückwärtswendung des Kopfes sichtbar. Silbergraue Gebirgswälle, im weiten Kreisbogen um Athen und den Götterfelsen gelagert, der mit dem Parthenon auf dem Scheitel alles beherrscht. Hier stand Athena aufrecht mit der vergoldeten Speeresspitze. Vom Parnes grüßte der Zeus Pernetios, vom Hymettos grüßte der Zeus Hymettios. Vom Pentele ein großes Bild der Athene. Attika war von Göttern bewohnt, von Göttern auf allen umliegenden Höhen bewacht, die einander mit göttlichen Brauen zuwinken. Gradeaus unter mir liegt tiefblau in die herrliche Bucht geschmiegt das Meer. Aegina und Salamis grüßen herüber."

So beschreibt Gerhart Hauptmann in seinem griechischen Frühling die Landschaft um Athen. Jetzt noch ein Stück Land, mit den reizendsten Schönheiten geziert, aber immerhin ein Land, das durch das Heute die Ahnung auftauchen läßt, um wieviel schöner es vor anderthalb tausend Jahren war, da noch die Ruinen lebendige, schönheitsstrotzende Tempel waren, die in ihren göttlichen Verhältnissen den menschlichen Geist priesen, da noch die Malereien von den Mauerflächen blickten, in ihrer starken Farbigkeit wetteifernd mit dem tiefblauen südlichen Firmament. Als Perikles seinen Kummer über das undankbare, zänkische Volk in der Werkstätte seines Freundes Phidias bei Betrachtung der unsterblichen Schöpfungen auf Stunden vergessen konnte. Wo Phidias seinen Zeus ersann und von demselben unberechenbaren Volke nebst den feurigsten Lobeshymnen der Unterschlagung angeklagt wurde, weil er nicht alles gelieferte Gold in die göttliche Statue verbraucht haben sollte.

Und doch war dieser griechische Plebs künstlerisch veranlagt. Niemals mehr hat es Menschen gegeben, die als Empfänger den Kunstwert eines Werkes so zu schätzen wußten, wie die Griechen

Als Griechenland vor dem aufstrebenden Rom verblaßte und in dessen Macht kam, starb doch die griechische Kunst nicht. Das nüchterne Rom war wohl reich an Feldherren, aber Künstler erzeugte es nicht. Mit dem Aufgebot aller Mittel, die sich eine in Aufschwung befindliche Stadt leisten

konnte, importierte sie die Künstler meistens aus Griechenland direkt oder aus den einstigen griechischen Kolonieen. Das brutale Macht entwickelnde Rom brauchte auch im Äußern bei Kunstwerken in der Art des Vortrags eine gleißnerische Wirkung. Man wird an die assyrischen Zeiten gemahnt, denn dort wie hier genoß der König — in Rom imperator genannt — göttliche Verehrung.

Nur daß sich das assyrische primitive und naive Zeitalter in Rom in ein raffiniertes und blasiertes geändert hatte. Es lag nichts an dem innern Wesen der Kunst — höher wurde der Vortrag, das Technische geschätzt; das Virtuosentum gedieh.

Welches Heil, welche Rettung konnte die Kunst um ihrer selbst willen erwarten? Ringsum die Welt angefüllt von gewinnsuchenden Spekulanten im Genre des Crassus oder beutelustigen Soldaten, wie Lucullus einer war. Die Griechen selbst, zu Tänzern und Lakaien heruntergekommen, aber immer noch mit dem Mantel der ihnen aus Gottes Gnaden zugeeigneten Kunst drapiert. An der Spitze des Staates größenwahnsinnige Imperatoren, der idiotische Caligula, der einfältige Claudius, der eitle Nero — die Senatoren speichelleckerisch, die Konsuln und Tribunen bestechlich.

Und doch wurde bereits — ohne daß die offizielle Welt es gewahr wurde — an einer vollkommnen Regeneration der Kunst gearbeitet. Zwar hätten die griechischen Bildhauer und Maler ungläubig den Kopf geschüttelt — Künstler, welche in der antiken Welt den Aristokraten gleichgehalten wurden, ja noch viel höhere Achtung genossen, weil sie vermöge ihrer göttlichen Begabung niemals der Sklaverei überantwortet werden durften. Sie würden an dem Verstand derjenigen gezweifelt haben, die da behaupteten, daß ihre privilegierte alte Kunst durch eine neue verdrängt werden sollte, die in einer Gesellschaft entstände, welche ihre mystischen Zusammenkünfte in den geheimsten Katakomben Roms feierte. Diese sonderbare Sekte betete einen Gott an, der den Kreuzestod gestorben war. Eine Todesart, welche die schimpflichste war, ihr wurden nur verbrecherische Sklaven und die Verworfensten im Volke überantwortet. Freilich bestand die ganze Sekte hauptsächlich aus Sklaven, die sich in den paar freien Stunden von der Herrschaft wegstahlen, und diesen zugesellt die Ärmsten und Verlassensten Roms. Es sollten zwar einige Provinzial-Hauptleute Anhänger geworden sein. Wenigstens glaubte ein Hauptmann aus Capernaum an diesen neuen Gott, als derselbe noch als Mensch auf Erden wandelte und seinen Knecht gesund gemacht hatte; ein anderer Hauptmann, der zu der Kreuzigung abkommandiert war, war Zeuge gewesen, daß in der Todesstunde

die Erde sich verfinsterte und der Vorhang des Tempels zu Jerusalem zerriß. Überwältigt von diesen fürchterlichen Gefolgschaften der Hinrichtungsstunde hatte er gläubig ausgerufen: Wahrlich, dieser ist in der Tat Gottes Sohn gewesen.

Sie nannten sich nach dem Namen ihres Heilandes: „Christiani". Zwei wunderliche Männer waren in Rom die Verbreiter der Lehre:

Der erste war ein uralter Mann, der in seiner Jugend Fischer gewesen und noch von dem Herrn und Heiland selbst zum Jünger erkoren und Petrus von ihm genannt ward. Der zweite ein Jüngerer und Frischerer, ein Teppichwirker aus Tarsus, der Paulus hieß.

Diese wunderliche Gesellschaft glaubte sich auserwählt, in den Himmel zu gelangen, wenn das jüngste Gericht, das nahe herbeigekommen, die Abrechnung über Gerechte und Ungerechte halten würde.

Ihre Kunst, in der sie ihre Frömmigkeit kleideten, war von einer kindlichen Primitivität, wie die Anhänger der neuen Lehre es selbst waren; es war kein gelernter Künstler unter ihnen. Ihnen genügte eine kindische ungeschickte Hieroglyphe als Bedeutung des Kreuzes oder des Hirtenstabes, dann zeichneten unbeholfene Hände Fische, Tauben, ein Lamm und schließlich den Menschensohn — wie er sich immer genannt hatte — selbst, in den einzelnen Phasen seines Lebens. Was an Geschicklichkeit abging, ersetzte vollständig die fromme Empfindung der Seele und ihr fanatischer Glaube.

Wir wissen alle, daß aus diesen ersten schüchternen Ursprüngen sich die gewaltige Kirchenkunst Italiens entfaltet hat, deren Blüten der rätselhafte Lionardo und der ernste Michel Angelo waren. Es war keine Rede mehr von Naivität und Primitivität dieser Kunst auf ihrer höchsten Stufe, und dennoch erinnert ein Ausspruch Michel Angelos an die einstige Einfachheit: Nämlich als der Papst Julius ihm vorwarf, daß er an den Fresken der sixtinischen Decke so armselig verfahren wäre und nicht genügend Gold und Prunk aufgewendet hätte, antwortete ihm der große Michel Angelo: „Die Menschen, die ich dort gebildet, waren auch arm, als sie noch lebten."

Wir wissen auch, daß Raffael dies in Jahrhunderten Erworbene nochmals durch sein Talent in sich zusammenfaßte und daß nach ihm allmählich die Kunst in Italien erlosch.

Dieses allmähliche Erlöschen italienischer Kunst scheint bei oberflächlicher Beobachtung ein zufälliger Unglücksfall, der das reiche Land betroffen hatte. Aber dem ist nicht so: Das Schicksal und das unabwendbare Gesetz ind die Ursachen davon gewesen — es mußte geschehen, da Italien alt,

im Besitze bequem geworden und gleichgültig war gegen den Geist, der durch das übrige Europa wehte.

Martin Luther trat gegen die römische Kirche auf; durch seine Energie im Kampfe mit ihr wankte sie in allen Fugen.

Seine Taten waren indirekt der Anstoß, daß Raffael der letzte der Großen Italiener war. Die römische Kirche hatte zum Teil ihre Glaubwürdigkeit eingebüßt, und es galt nun mit Verstand, List und auch Tücke, mit Torturen und Ketzerverbrennungen den verlorenen Standpunkt wieder zu gewinnen. Wo aber Bewegungen nicht durch innere Gefühlsnotwendigkeit, sondern durch Verstand ins Leben gerufen werden, hat die Kunst noch immer ihren Boden verloren. So auch hier.

Sonderbarerweise sind Raffael und Luther beide in demselben Jahre 1480 geboren. Luther gab den Deutschen eine eigne Glaubens- und Gefühlsanschauung, außerdem daß er ihnen noch durch seine Bibelübersetzung eine gemeinsame Schriftsprache schuf. Durch ihn wurde Germanismus und Romanismus oder vielmehr Latinismus definitiv getrennt als zwei geistig vollständig verschiedene Charaktere.

Aber in der Welt geht nichts verloren, die Kunst wurde in Italien zu Grabe getragen, um an einer anderen Stelle der Erde wieder zu neuem Leben auferweckt zu werden.

Eigentümlich ist es, daß die Reformation Luthers der Kunst seines engeren Vaterlandes weniger fruchtbringend war. Zwar sind Dürer und Holbein jedenfalls durch Luther reicher geworden, aber die wirkliche Frucht erntete das Küstenland niederdeutschen Stammes, das niemals fest mit Deutschland zusammenhing; es waren die Länder, die heute Belgien und Holland heißen.

Noch merkwürdiger ist es, daß hier die beiden größten Genies fast zu gleicher Zeit leben und die ausgesprochensten Antipoden sind. Rubens der letzte Vertreter des römischen Katholizismus und Rembrandt der Neuerer, der eine neue Auffassung der Malerei gründet.

Beide sind, wie gesagt, Landsleute: Rubens ein Flame, Rembrandt ein Holländer. Wie sich beide Länderteile ihr Schicksal bereitet haben, so ist auch das Schicksal beider Künstler geworden.

Dieses Stück Niederdeutschland wollte die habsburgische Verwandtschaftspolitik dem spanischen Reiche zuschanzen und dem Katholizismus zurückerobern. Es gelang nur im Süden, in Flandern und Flamland. Rubens, der Antwerpener war, kam bereits früh an den Hof der von Spanien eingesetzten fürstlichen Statthalter; er war als ein anstelliger

junger Mann sogar dort sehr beliebt. Von Anfang an gehörte er vollständig zu der Partei der fremden Eroberer, später im Mannesalter hat er sogar diplomatische Aufgaben bei seinen Kunstreisen mit übernommen. Von Überzeugung war er ein Katholik. Und so feiern wir in ihm den letzten Verherrlicher katholischen Religionskultus. Seine dekorativen, übergroßen Kirchenbilder zeigen noch einmal und viel mehr wie in Italien selbst den katholischen Prunk und Pomp. Er ist der Vater des Barockstils, den die Jesuiten in ihren Kirchen so sehr liebten. Nach ihm ist Keiner mehr aufgetreten, der die römische Lehre in Bildern so sachgemäß und künstlerisch zugleich vor Augen geführt hat.

Dagegen war Rembrandt der Sohn des sich freigerungenen, protestantischen Hollands. Ihm ist durch sein ganzes Leben die lutherische Bibel Begleiterin gewesen, aus ihr hat er seine Motive geschöpft und zwar wieder als ein vollständig Neuer. Er bringt die einfachen Szenen und die einfachen Menschen wieder auf die Bildfläche. Am besten lernt man seine Naivität und einfache Auffassung erkennen, wenn man Bilder aus italienischen Schulen mit den seinigen vergleicht; namentlich bei den Venetianern waren aus den einfachen Jüngern und Christus selbst Fürsten, Barone und Grafen geworden. Von ihm aus fängt wieder eine neue Epoche in der Malerei an. Kunsthistoriker nennen ihn den ersten modernen Maler. Interessant ist uns, daß in ihm die Kunst wieder neue Triebe gewann, und ebenso interessant, daß er und Rubens Anfang und Ende zweier Kunstkulturen und zweier Religionsanschauungen bedeuten.

Wir sind nun so ziemlich an das Ende unserer Betrachtungen angekommen. Um ein bestimmtes Urteil über Ereignisse in der Weltgeschichte fällen zu können, ist eine gewisse Distanz notwendig. Zwar könnten wir noch eine größere Spanne Zeitraum nach Rembrandt schildern, aber die Kunst fing im ganzen an zu stagnieren. In Holland versiegte sie ebenso schnell wieder, wie sie aufgetaucht war. In Frankreich wurde sie die Dienerin des Sonnenkönigs, Ludwig des Vierzehnten, um dann in geistreiche, sehr künstlerische, aber frivolere Schilderungen von Boudoir- und Parkszenen unter seinem Nachfolger zu endigen.

Dann kam die Revolution, die alle Menschenkraft für ihre Zwecke in Anspruch nahm. Aber derartige Erschütterungen haben mehr mit dem Verstand als mit dem Gefühl zu tun. Kunst aber braucht ihre Anregung wie die Religion aus dem Innersten der Seele; nur so gedeihen beide. Diese Zeit erzeugte Philosophen und Staatsmänner, aber keine Künstler.

Im vergangenen Jahrhundert, nachdem die Welt sich beruhigt hatte,

wurde auch wieder die Kunst lebendig. Aber es wurden keine Neuerungen geboren, sondern man ging den Pfad weiter, den seinerzeit Rembrandt gewiesen hatte und weshalb er auch der erste moderne Maler genannt wurde.

Neue Zusätze in unsrer Kunst erhielten wir aus Japan und in letzter Zeit aus Indien, so daß endlich jene Kultur, die parallel der babylonischen und assyrischen vor Jahrtausenden ebenfalls in dem Herzen von Asien entstand und sich dem östlich gelegenen Indien, China usw. zuwandte, auch zu uns den Weg gefunden hat.

So sehen wir, daß Alles in der Welt seine Zeit hat. In der Kunst beobachten wir das Erscheinen und Vergehen von immer wieder neu auftauchenden Anschauungen. Sie steigt mit dem Erwachen und dem Erkennen von Gefühlen der Menschenseele, sie fällt, sobald die seelische Begeisterung verloren gegangen ist. Wir können daher wohl an den innigen Zusammenhang von Religionsgefühl und Kunstgefühl glauben.

Unser größtes deutsches Genie hat diese Empfindung in den paar Worten ausgedrückt:

„Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, der hat auch Religion;
Wer aber diese nicht besitzt, der habe Religion!"

NORD UND SÜD
Jahrgang
1 9 0 9

Georg Kolbe: Kämpfende Männer.
(Ausstellung der Berliner Sezession 1909.)

Albrecht Wirth:
Die Serbenfrage.

Es gibt Finnen und Finnen. Die Einen haben eine Literatur, haben Städte und haben ein Parlament zu Helsingfors; die anderen, Syriänen und Permjaken, sind Halbnomaden, die auf der untersten Stufe der Kultur stehen. Ebenso gibt es Serben und Serben. Man wird das Problem nie verstehen, wenn man nicht haarscharf zwischen den einzelnen Verwandten unterscheidet. Die Bewohner des Königreichs Serbien sind Schweinezüchter und Weinbankphilister, die viel schreien und wenig tun, und die es niemals fertig gebracht haben und nie fertig bringen werden, ihr Land in Ordnung zu halten. Ihre Vettern dagegen, die Söhne der Schwarzen Berge, sind Krieger und Herrenmenschen, die ihr Land sehr gut in Ordnung halten, Politiker, die genau wissen, was sie wollen, Soldaten von guter Zucht und unerschrockene Vaterlandsfreunde, die sich seit Menschengedenken, seit zum ersten Male Montenegro überhaupt von den Strahlen der Geschichte beleuchtet wurde, unabhängig behauptet haben.

Da schäle mir Einer aus diesen Widersprüchen die zugrunde liegenden Rassenanlagen heraus! Aber damit nicht genug, es gibt noch eine dritte Art von Serben. Das sind diejenigen, die unter fremder Flagge leben, unter ungarischer, österreichischer, türkischer. Das sind im allgemeinen ganz brave, fleißige Menschen, die zufrieden sind, wenn sie einen guten Erwerb und im übrigen ihre Ruhe haben. Aber sie sind wie die weißen Mäuse. Gar nicht sehr gefährlich einzeln. Und auch nicht sonderlich angriffslustig. Aber es kann doch vorkommen, daß sie einen mächtigen Mann, wie Bischof Hatto, in die Flucht treiben und sogar auffressen. So sind die unter fremder Flagge lebenden Serben unzweifelhaft im Vordringen begriffen. Der Linie des geringsten Widerstandes folgend, haben sie sich zunächst gegen ihre früheren Beherrscher, gegen die Nachfahren der stolzen Venezianer, gewandt. In sämtlichen Städten an der Ostküste der Adria, von Kattaro bis hinauf bis Triest, mit alleiniger Ausnahme von Zara, sind die Stadtverwaltungen in slavische Hände übergegangen. Zu dem Vordringen hat eine Erscheinung viel beigetragen, die man auch sonst in der Gegenwart viel

beobachten kann. In der Dsungarei haben sich bei dem letzten großen Aufstande (1895—97) Mohammedaner und Buddhisten gegen die chinesische Bedrückung zusammengeschlossen. In Indien scheint es, als ob Brahmanentum und Islam ein Bündnis schließen wollten. Ähnlich ist auch in Dalmatien und Bosnien der Nationalismus drauf und dran, die Kluft der Religionen zu überbrücken. Das Rassenbewußtsein wird stärker als das Gefühl, das bisher die Jahrhunderte hindurch das ganze Leben beherrscht hatte, das Gefühl der religiösen Gegensätze. Diese Entwickelung ist allerdings nicht von selbst erfolgt. Sie ist zum Teil von außen hineingetragen, zum Teil durch Agitatoren hervorgerufen worden, die das dumpfe und zufrieden dahin dämmernde Volk zur Unzufriedenheit und zum Kampfe anstachelten.

Es handelte sich bei der letzten Krisis, die vorläufig überwunden ist, um eine weltgeschichtliche Entscheidung. Man kann vier Zeitalter deutscher Ausdehnung unterscheiden. Zunächst die Landnahme. Angenommen, was jedoch nicht sicher ist, daß von jeher germanische Stämme in Nord- und Ostdeutschland gehaust haben, so sind jedenfalls der Süden und der Westen der heutigen deutschen Welt erst in hell-historischer Zeit von Germanen erobert und besiedelt worden, ungefähr seit dem Aufbruch der Kimbern und Teutonen und dem Vorstoß Ariovists. In einer zweiten Epoche, der Karls des Großen und der Ottonen, wurde der Osten, den man geräumt und slavischen Horden überlassen hatte, allmählich wieder zurückgewonnen, und zugleich wurde die Ausdehnung nach Süden zu weiter fortgesetzt. Fränkische und schwäbische Ritter zogen nach Rom und Apulien; Moselländer und der deutsche Orden ließen sich in Siebenbürgen nieder; südlich der mittleren Donau aber erklärte sich der serbische Zar Nemanja zum Vasallen des zum heiligen Lande fahrenden Barbarossas. Durch den Tod des Kaisers blieb diese Anerkennung deutscher Macht ohne fruchtbare Folgen. Eine dritte Epoche war mit der Ausbreitung des Hauses Habsburg in Ungarn und Italien, sowie der Hohenzollern in Preußen und Polen erfüllt. So mancher dieser Expansionsversuche scheiterte. Weder in Italien noch auf dem Balkan konnte unser Volkstum dauernd Fuß fassen. Ganz Serbien, das Prinz Eugen schon erobert hatte, mußte wieder aufgegeben werden. Auch die jetzt einsetzende überseeische Ausbreitung kann man nur als einen halben Erfolg ansprechen, insofern unsere Volksgenossen jetzt in großer Gefahr sind, amerikanisiert, australisiert und verrußt zu werden. Eine letzte Epoche kolonialer Expansion hat das letzte Menschenalter gebracht.

Bosnien und die Herzegowina wurde besetzt, und deutsche Pflanzstaaten wurden in Afrika und Schantung gegründet. Möglicherweise hat dabei Österreich das bessere Teil erwählt. Zum mindesten erfreut es sich eines unschätzbaren Vorteils, insofern seine Kolonien sich örtlich unmittelbar an das bisherige Reich anschließen. Wenn die Habsburger nun noch einen Schritt weiter gehen wollten, so nähmen sie lediglich die Politik von Barbarossa und Prinz Eugen wieder auf. Einmal muß es doch zur Entscheidung kommen, wenn sie auch jetzt wieder verschoben worden ist. Für die südliche Ausbreitung des Deutschtums handelt es sich um Fortschritt oder Stillstand, für die Serben gar um staatliches Sein oder Nichtsein.

Wir stehen also vor einem weltgeschichtlichen Scheidewege. Es ist einmal nicht zu leugnen, daß rings in der übrigen Welt für das Deutschtum nicht mehr viel Platz ist. In den sämtlichen überseeischen Kolonien des neuen Reiches leben heute — 25 Jahre nach der Gründung der Kolonien — im ganzen noch nicht einmal 20 000 Deutsche. Zwanzigtausend! Dabei beträgt der jährliche Geburtenüberschuß im Reiche demnächst eine Million. Der Abfluß unserer Bevölkerung nach eigenen Kolonialgebieten entspricht mithin ungefähr $^1/_{1800}$ des vorhandenen Überschusses. Es leuchtet ein, daß ein so dürftiges Palliativ auf die Dauer das hypertrophische Ekzem nicht heilen kann. Wie aber helfen? Es gibt keine andere Aussicht, als die auf den Südosten. Denn auch von den Millionen unsrer Volksgenossen in Brasilien und Canada, sowie in der Union ist kulturell wohl manches, staatlich aber kaum etwas zu hoffen. Eine wirkliche Ausdehnung seines Besitzstandes und seiner Macht kann das Deutschtum nur im Südosten erhoffen. Daß auch dort die Ausdehnung nicht ohne bittere Kämpfe erfolgen könne, wer möchte das in Abrede stellen? Aber wir gleichen bereits einem geschlossenen Dampfkessel, der überhitzt ist, und der, wenn ihm nicht durch ein Ventil Erleichterung geschaffen wird, krachend birst. Wir gleichen zwei Mühlsteinen, die kein Korn mehr zu mahlen haben, und die sich daher selbst — siehe Harden-Eulenburg, die Novembertage, Peters-Prozesse, Lippischen Erbfolgestreit — zermahlen und sich gegenseitig tiefe Wunden beibringen. Auch für Österreich könnte lediglich eine Diversion nach außen den ersehnten Frieden im Innern, könnte den lange umsonst gesuchten Ausweg aus einer Sackgasse schaffen, in den sich der Nationalitätenhader verrannt hat. Die Geschicke der beiden Nachbarreiche muß man aber vereint betrachten, da nicht nur durch die feindliche Koalition der anderen

Mächte, sondern auch durch den gemeinsamen Kampf gegen die Slaven diese Einigkeit ganz von selber gegeben ist.

Allerdings ist auch auf der anderen Seite ein gemeinschaftliches Zusammengehen aller Slaven gegeben, die sich ohne Ausnahme durch germanisatorische Entwürfe bedroht fühlen. Der Graf Bobrinski, Adelsmarschall und Führer der konservativen Agrarier, fabelte neulich von $5^1/_2$ Millionen Deutschen im russischen Reiche — die Statistik weist deren nur 2 Millionen auf — die Polen und Tschechen hetzten allenthalb gegen das, was sie fälschlich (aus rassenhaften und politischen Gründen fälschlich) den „Pangermanismus" nennen; auch Bulgarien ist jüngst von der Seite Österreichs wiederum auf die Seite Rußlands gelockt worden. So stehen sämtliche Slavenvölker, denen sich noch die Slovenen anschließen, äußerlich wenigstens zusammen, und die Serben bilden lediglich ein Glied in der großen panslavistischen Kette. Da nun die Serben zufällig an der strategischen Stelle sitzen, wo der Durchbruch des Deutschtums nach dem Süden erfolgen soll, so haben sie augenblicklich den Hauptstoß des deutschen Angriffes auszuhalten. Man kann auch nicht einmal sagen, daß die Serben den jüngsten Strauß angefangen hätten. Angefangen hat doch eigentlich Ährenthal, der im Januar 1908 seinen Plan der Sandschakbahn enthüllte und am 6. Oktober die endgültige Einverleibung Bosniens und der Herzegowina aussprach. Die bislang noch unabhängigen Serben wehrten sich lediglich ihrer Haut, eine Fortsetzung der österreichischen forward-policy befürchtend. Von ihrem Standpunkte aus hatten sie vollkommen recht, Zeter und Mordio zu schreien, denn es ging ihnen tatsächlich an den Kragen. Auch waren sie wirtschaftlich an die Wand gequetscht, namentlich im Land der Karagjorgje und der Obrenowitsche, das vom Meere abgedrängt und der Gnade seiner Nachbarstaaten, in erster Linie Österreichs, völlig preisgegeben ist. Importieren kann das kleine Königreich schließlich auch, wie es jüngst bei den Waffenlieferungen geschah, über das türkische Saloniki und das bulgarische Varna; allein für den Export ist es fast ausschließlich auf den nördlichen Nachbar angewiesen. Denn die Bulgaren haben nur eine geringe Kaufkraft, und die nächst anstoßenden Vilajette der Türkei haben selbst Vieh und Getreide genug; so ist der einzige Großabnehmer serbischer Erzeugnisse, vor allem des Viehs, der Donaustaat. Macht also Österreich die Klappe zu und sperrt es die Grenzen so ist Serbien ruiniert. Um aus diesem unerträglichen Zustande herauszukommen, war gleichfalls den Manen König Peters ein Krieg willkommen. Lieber ein Ende

mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende! So jedenfalls konnte es nicht weitergehen. Auch waren die Serben keineswegs derart vom Größenwahn besessen, daß sie sich in der Einbildung wiegten, als ob sie allein den waffenstarrenden Nachbar bestehen könnten. Ganz folgerichtig suchten sie daher nach geeigneten Bundesgenossen. Sie glaubten denn auch deren gleich viere gefunden zu haben. Nämlich Rußland, der Rassenverwandtschaft halber; Frankreich, weil es bisher fast alle Staatsanleihen des kleinen Königreiches auf sich genommen hatte; Italien, weil dessen König mit einer serbischen Prinzessin vermählt ist; endlich England, — nun, sagen wir, weil England immer den Schwachen beisteht; und alle vier ließen zuletzt den Schwachen im Stich.

Ich habe mich bemüht, mich einigermaßen in die Gedanken der Serben hineinzuversetzen. Man braucht ja nicht immer gleich seine Gegner Halunken zu schelten. Man freut sich im Gegenteil, wenn man Feinde gefunden, die unsrer Klinge wert sind, und der Jäger muß doch Art und Gewohnheit des Wildes genau erforschen, auf das er pirschen will. Leider sind ja nun nicht alle Serben der Klinge wert. Die Bewohner des Königreiches haben im Grunde nie etwas Rechtes geleistet. Ihre glorreichste Erinnerung ist — ihre größte Niederlage. Nämlich die Zermalmung serbischer Macht zugleich und Unabhängigkeit auf dem Amselfelde. Auch in den berühmten Freiheitskriegen zur Abschüttelung des Türkenjoches sind sie zwar stets tollkühn an das Unternehmen herangegangen, aber bei der Durchführung haben sie stets versagt, haben geradezu und buchstäblich überall die Flinte ins Korn geworfen. Nur die russischen Freiwilligen und einige einheimische Räuber zeigten Mut und Ausdauer. Herausgeholfen hat dem Volke Milans und Karagjorgjes stets nur fremde Hilfe. Mehrfach Österreich, wie schon in den Tagen Prinz Eugens und später wiederum — recht unnötiger Weise — nach Slivnitza; dann die napoleonische Erschütterung mit ihren mannigfaltigen Peripetien; in der Folge der reiche russische Onkel. Dabei war das Verhältnis zu Rußland lediglich in der Theorie gut und herrlich, in Wirklichkeit aber war es erbärmlich. In den Spitälern wurden 1876 Dutzende von russischen Offizieren behandelt, die in den Rücken geschossen waren — durch Serbenkugeln. Lediglich Ranküne. Auch sonst geht es praktisch mit dem Panslavismus gar nicht zum besten. Ab und zu durchbraust eine gewaltige Woge der Begeisterung die slavischen Lande, und mit donnernder Stimme rief man zum heiligen Kriege auf: wenn es aber dann zur Tat kam, so schlug die Flut der Begeisterung sehr rasch in

niedrige Ebbe um, und die trennenden Gegensätze traten schnell und scharf hervor. Die Russen wollen von den Polen nichts wissen, und die Südslaven weder in der Realpolitik noch im geselligen Verkehr von den Russen. Hilfe nehmen die kleineren slavischen Volkheiten gerne an, aber ihre Unabhängigkeit möchten sie sich doch auch gerne erhalten. Es ist genau das Verhältnis wie zwischen Deutsch-Schweizern und Reichsdeutschen. Dabei sind die deutschen Brüder durch Sprache und Kultur noch viel enger verbunden als die einzelnen Slavenvölker, die sich untereinander nur mit Mühe oder garnicht verständigen können, und die durch schier unübersteigliche Mauern in ihrer geschichtlichen und kulturellen Entwickelung von einander getrennt sind. Bei den Slaven kommt noch die religiöse Scheidewand dazu. Auch bei uns gibt es ja verschiedene Religionen, aber deren Bekenner wohnen bei uns außer etwa in Niederbayern, mehr oder weniger durcheinander gewürfelt. Nicht so in der slavischen Welt. Da gehört im großen ganzen ein ganzes Volk einer einzigen bestimmten Konfession an. Daher ist der Gegensatz zwischen Polen und Russen, sowie zwischen den griechisch-unierten Serben und den katholischen Serben, die sich Kroaten heißen, weit tiefer und breiter. Die Gegensätze spielen denn auch sofort in das Politische hinüber. Die Slaven, die der griechischen Kirche angehören, schauen auf Rußland; die dem Papste zugetan sind, halten es mit dem katholichen Erzhause Österreich. Daher es denn auch möglich war, daß man einen Kroaten, den General der Infanterie von Varesch mit dem Kommando der Drina-Armee gegen Serbien betraut hatte. Der Loyalität der Kroaten waren nach der Zeit Wallensteins die Habsburger stets sicher. Immerhin ist zu beachten, wie oben ausgeführt, daß in allerjüngster Zeit die religiösen Gegensätze zu Gunsten der nationalen Einheit zu verblassen beginnen.

Zur völligen Durchdringung der Serbenfrage gehört auch notwendig mit das Verhältnis zu den südlichen Nachbarn. Das Verhältnis hat naturgemäß häufig geschwankt, und nur innerhalb eines Jahres hat sich die Feindseligkeit der Türkei in enge Freundschaft und wiederum in Feindschaft verwandelt. Ähnlich geht es mit den Griechen. Noch vor kurzem waren die Nachfahren des Themistokles erbitterte Gegner der Serben; seitdem sie aber in den Bulgaren viel gefährlichere Widersacher erkannt haben, haben sich die griechischen Komitatschi mit den serbischen verbündet. Auch die Albanesen haben nicht stets dieselbe Stellung eingenommen. Nachdem sie in den letzten Jahren im Sandschak unaufhörlich auf Kosten der Serben vorgedrungen waren, haben sie sich seltsamer-

weise für die Integrität Bosniens und gegen Österreich ins Zeug gelegt, um neuerdings abermals gegen ihre slavischen Mitbürger und Nachbarn Stellung zu nehmen. Gerade die Albanesen haben wenig Grund, den Srbske, oder, wie sie sie nennen, den Naschki, besonders wohlgesinnt zu sein. Im 14. Jahrhundert, als das Glück der Serben den Zenith erflog, als Montenegro in seiner heutigen Gestalt zum ersten Male am Horizonte der Geschichte auftauchte, da überfluteten serbische Scharen ganz Albanien und ergossen sich selbst bis in die Hochtäler von Akarnanien. Als ich im letzten Jahre in Dodona war, war ich sehr erstaunt, mitten in einer griechischen Umgebung ringsum slavische Bezeichnungen der Bergspitzen zu hören. Auch tragen einige Orte der Nachbarschaft slavische Namen. Man erzählte von einem Dorfe Zerkowitza, von dem nicht weniger als 44 andere slavische Niederlassungen ausgegangen seien. Es war eine dramatische Epoche, die auf jene Sturmflut folgte. Zu gleicher Zeit brachen die Türken von Südosten herein, und kamen die Venezianer von Nordwesten, während die Madjaren sich bis zur Adria ausdehnten und unter ihrem König Ludwig dem Großen sogar Italien vorübergehend für sich gewannen. Unterdes fochten die Fürsten Akarnaniens wie die Häuptlinge der Albanesen gegen die eingedrungenen Serben. So war die Hand aller gegen alle. Zuletzt wurde in dem eigentlichen Albanien alles Slavische ausgetilgt. Aber noch jetzt herrscht zwischen den Zrnagorzen und Skipetaren tödliche Feindschaft. Das hat sich vorzüglich im Jahre 1877 und folgenden gezeigt. Der jetzt noch lebende Bibdoda, gewöhnlich Prenk (von principe) Pascha genannt, der Fürst der Mirditen, machte sich anheischig, obwohl er zur Heeresfolge nicht gezwungen war noch ist, tausend Anhänger aufzubringen, um dem Padischah gegen Montenegro zu helfen, und ist denn auch wirklich gegen Podgoritza und Cetinje ins Feld gerückt. Die Söhne der schwarzen Berge rächten sich aber bald darauf. Sie beanspruchten bei dem Berliner Kongresse den Nordsaum Albaniens mit den Hafen Antivari und Dulcinjo und erhielten ihn auch tatsächlich zugeteilt. Sie mußten ihn jedoch erst mit den Waffen erkämpfen. Der Widerstand der Malsoren war denn auch so wirksam, daß die Montenegriner die Hälfte ihrer Forderung nicht durchsetzen konnten und den Strich von Gusinje und die Kantone am Skutari-See den Albanesen lassen mußten. Bis in die jüngste Gegenwart besteht eine Art bewaffneter Bereitstellung auf den beiderseitigen Grenzen. Beständige Katzbalgereien mit Schmugglern tragen dazu bei, das Gefühl des Hasses nicht einschlafen zu lassen. Man muß indes dem Fürsten

Nikita die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er auch einige seiner eigenen Untertanen erschießen ließ. Sie wurden bei dem Herüberschmuggeln von Tabak betroffen. Das montenegrinische Produkt, zu dessen Ausbeute seit einigen Jahren die venetianische Società di Antivari das Monopol hat, ist nämlich so über alle Begriffe schlecht, daß die Malsoren, wie ich selbst mehrfach zu erfahren Gelegenheit hatte, es sogar als Geschenk verächtlich ablehnen: um ein solches Kraut zu schützen, sind eben die grausamsten Maßregeln notwendig. Umgekehrt ist der nordalbanesische Tabak der beste der ganzen Türkei, zumal er allein vertragsmäßig den Polypenarmen der osmanischen Regie nicht ausgesetzt ist.

Es ist der Natur der Dinge nach ausgeschlossen, daß die Hohe Pforte jemals dauernd mit den Balkanslaven gut Freund bleiben kann. Die Osmanen selbst verfügen über eine zu geringe Kopfzahl, als daß sie sich anders als durch Herrenmaßregeln behaupten könnten. Alle Balkanslaven zusammen — die Mazedonier, die zuerst einwanderten, vermutlich seit dem 6., vielleicht sogar schon dem 5. Jahrhundert, die Bulgaren, die unter ihrem tscherkessischen Herrscherstamme gegen 650 einen Staat gründeten, und gegen 850, mit jenem fremdrassigen Stamme verschmelzend, ein neues Volkstum bildeten, endlich die Serben, die erst seit dem 10. Jahrhundert Bedeutung gewinnen — belaufen sich auf rund $9^1/_2$ Millionen, und wenn man, wie manche tun, Dalmatien noch mitrechnet, elf Millionen. Dem gegenüber ist die Kopfzahl der Osmanen in Europa gewiß nicht höher als $1^1/_2$ Millionen, oder gar, wie einige glauben, nur 1,1 Millionen. Innerhalb des Osmanischen Reiches selber, soweit dies in Europa belegen ist, verhält sich die Menge der Slaven zu der der Türken etwa wie $1^1/_2 : 1$, und die aller Fremdvölker zu den Türken wie $4^1/_2 : 1$, wobei allerdings zu bemerken ist, daß genaue Schätzungen jener Menge überhaupt nicht vorliegen, da ja die Bevölkerungsstatistik der Balkanhalbinsel so sehr im argen liegt, daß die durch nationalistische Interessen beeinflußten Angaben gelegentlich bis um $1000^0/_0$ schwanken. Schon allein dies Gefühl numerischer Schwäche muß die Türkei zum Freunde Österreichs machen.

August Strindberg: Mittsommer.

Ein ernsthaftes Lustspiel.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Emil Schering.

Fortsetzung.

Drittes Bild:

Auf dem Laubmarkt.

Der Laubmarkt am Kanal unter der Ritterholmskirche zu Stockholm. Marktstände mit Laub, Blumen, Spielsachen, Pfefferkuchen, Bonbons, Backwerk. Eiswagen, Maibäume. Im Vordergrund eine Laube, in der Bier, Weißbier, Backwerk serviert wird. In der Laube Telephon. Nebenbei eine Bank unter den Linden. Man sieht den untern Teil der Ritterholmskirche mit dem Grabchor Carls XII.

Frau Lindgren bei der Laube. Frau Andersson beim Grünkramstand. Frau Sjöström bei den Pfefferkuchen, fächelt sich dann und wann mit einem Laubzweig. Der Polizeikonstabler kommt von rechts.

Der Konstabler
(nimmt die Pickelhaube ab und trocknet den Schweiß): Guten Morgen, Frau Sjöström! Ist der Dampfer „Birkenfjärd" gekommen?

Frau Sjöström:
Guten Tag, Konstabler, es ist etwas warm heute!

Der Konstabler:
Heute und alle Tage! Aber hat die Frau gesehen, ob der Birkenfjärd gekommen ist?

Frau Andersson:
Nein, Konstablerchen, er hat noch nicht gepfiffen.

Frau Lindgren:
Das weiß ich gewiß, wohl hörte ich ein Boot pfeifen unter den Südbergen...

Frau Sjöström:

(mit Suada): Südbergen, ja, das war das Sigtunaboot... aber der Birkenfjärd ist hier auf die Minute, wenn nur die Uhr im Riddarholm schlägt... der versagt nie, obgleich der Kapitän so so ist... Vielleicht muß der Konstabler auf einen warten, der mit dem Boot kommen soll... einen Länsmann, der einen armen Teufel gegriffen hat... ja, wir nennen sie arme Teufel, die sich selbst nicht beherrschen, sich nicht lenken können, sondern ihre böse Begierden überhandnehmen lassen und gleichsam...

Der Konstabler

(gutmütig): Liebe Frau Sjöström, wie kann man bei dieser Wärme so viel sprechen... Ich habe einem ausgerissenen Landwehrmann aufzupassen, das ist alles!

Frau Andersson:

Oh, Herzliebster, soll er sitzen, sogar am Mittsommerabend?

Der Konstabler:

Nein! Er soll nur in die Kaserne gebracht und ins Glied gesteckt werden. — Frau Lindgren, kann ich in die Laube hineingehen und ein Glas Weißbier trinken...

Frau Lindgren:

Wie gern, wie gern! Sei Er so gut, Konstablerchen!

Der Konstabler

(geht in die Laube hinein).

Zwei Schornsteinfegerjungen

(kommen, Pfingstrosen an den Mützen; treten an die Pfefferkuchen).

Erster Schornsteinfegerjunge

(zu Frau Sjöström): Was kostet der da?

Frau Sjöström

(fächelt mit dem Zweig): Was sagt er, mein Jungchen?

Zweiter Schornsteinfegerjunge

(schreit): Er fragte, was das große Brot da mit der Mandel drin kostet?

Frau Sjöström

(freundlich): Ich bin nicht taub, mein Freundchen; aber das große Brot ist so teuer, daß es ein armes Schornsteinfegerlein nicht kaufen kann.

Erster Schornsteinfegerjunge:

Sie nennt uns arm!

Frau Sjöström:

Ja, denn die Alte findet, daß es schade um euch ist; daß ihr schwarz

herumlaufen und in den Schornsteinen umherklettern müßt, wenn die Sonne scheint; und darum sollen die kleinen Jungen je einen kleinen Pfefferkuchen zum Geschenk haben!

Frau Andersson:
Das ist eine nette Frau, muß man sagen, die an die Armen denkt!

Zweiter Schornsteinfegerjunge:
Oh, arm sind wir nicht, wir nicht!

Frau Sjöström:
Dann aber hochmütig!

Erster Schornsteinfegerjunge:
Durchaus nicht, wir verlangen nur nichts...

Frau Andersson:
Hat einer so 'was gehört! — Die kleinen Rotznasen, die sich die Gesichter nicht rein waschen können und schwarz an den Händen sind wie Meerkatzen, die behaupten, daß sie nicht arm seien...

Frau Sjöström
(schlägt mit dem Zweig den Jungen auf die Finger): Gehst du mit den Fingern, du Spitzbube... Ja, sehen Sie, Frau Andersson, das sind die guten Zeiten, alle Menschen haben Geld...

Zweiter Schornsteinfegerjunge:
Hören Sie, Frau! Der Junge hier ist Schornsteinfegermeister Örnqvists Sohn, sein Vater zahlt für zwanzigtausend Kronen Steuern; der Junge soll nur das Handwerk lernen, um den Alten zu beerben; so steht's! — Und jetzt gehen wir baden, denn dann sollen wir mit dem Alten im Tiergarten Mittag essen; das heißt, wir radeln nach dem Tiergarten hinaus, Frau!

Frau Sjöström:
Weiß ein lebendiger Mensch, ich glaube, die Welt ist verkehrt!

Frau Andersson:
Das sind die guten Zeiten! Sehen Sie, Frau Sjöström; es gibt keine Armen mehr! Zwanzigtausend Kronen im Jahr..

Frau Sjöström:
Und gibt seinen Kindern keine Erziehung, sondern läßt sie so herumlaufen...

Frau Lindgren:
Ja, aber das, finde ich, ist schön; das heißt die Arbeit ehren.

Der Konstabler
(aus der Laube): Bravo, Frau Lindgren, ganz recht!

Erster Schornsteinfegerjunge:
Sieh die Polizei!
Zweiter Schornsteinfegerjunge:
Ja, aber der ist nicht so schlimm, ich kenne ihn. Er ist ein besserer Mann gewesen, der heruntergekommen ist! — Jetzt laufen wir jedenfalls! Dann gehen wir statt dessen zum Konditor, wenn wir gebadet haben...
Erster Schornsteinfegerjunge:
Dann marsch!...
(Sie laufen ihres Weges).

Der Konstabler:
Ja, es sind andere Zeiten, Frau Lindgren, und andere Menschen und andere Sitten. (Will bezahlen.)
Frau Lindgren:
Das kostet nichts!
Der Konstabler:
Frau Lindgren, ich bin nicht reich, wie jener Schornsteinfegerjunge, aber ich will nicht, daß man sagt, ich lasse mich bestechen. Bitte! — Es sind auch hier andere Zeiten!
(Die Uhr schlägt zehn in der Ridderholmskirche.)
Frau Lindgren:
Ja, verzeihen Sie, Herr Konstabler, aber es waren Zeiten, als die Polizei...
Der Konstabler:
Sagen Sie's nur! ich weiß es schon! oder richtiger, sagen Sie's nicht!
Frau Andersson:
Aber das Boot kommt ja!
Der Konstabler:
Ohne gepfiffen zu haben! Gut, dann stehe ich hier und passe auf. (Stellt sich in den Schatten der Laube.)

(Ein sehr alter Leierkastenmann kommt.)

Frau Andersson
(freundlich): Es ist nicht erlaubt, hier zu spielen!
Der Leierkastenmann:
Nein, wo Leute sind, darf man nicht spielen, aber wo keine sind, da darf man!

Der Konstabler:
Seid nicht bitter, alter Pinello, sondern spielt nur. Es ist Mittsommerabend, und da ist Jubel und Klang! — Ich stehe hier und sehe nach, daß die Polizei nicht kommt! Spielt auf!

Der Leierkastenspieler:
Gott segne den Herrn dafür!

Der Konstabler:
Schwatzt nicht! sondern spielt: Bella Italia, Amate sponde!

Der Drehorgelspieler
(gerührt): Pur vi torno a riveder! (Er spielt die Mandolinata.)

(Knaben und Mädchen kommen herein, sommerlich gekleidet, Blumen an Hüten und Mützen, in den Händen Schwimmkleider in weiß mit roten und blauen Streifen tragend; sie kaufen den größten Maibaum, bilden einen Kreis und tanzen, nachdem sie ihre Schwimmkleider auf das Brückengeländer gehängt haben. Wenn sie aufgehört haben zu tanzen, legen sie Geldstücke auf die Drehorgel, nehmen die Kleider und gehen.)

Der Drehorgelspieler:
Grazie, grazie. Ah! null' altro che pianto al mondo dura?
(Neue Knaben und Mädchen kommen; sie sind abwechselnd so mit Pfingstrosen und Fliedern überkleidet, daß die Köpfe nicht zu sehen sind. Sie tanzen eine Quadrille.)

Der Drehorgelspieler:
Non mi destar! Deh! parlo basso!
(Der Tanz hört auf. Jetzt kommt ein Zug. Ein hellgrüner Schein strahlt von der Drehorgel aus und beleuchtet folgende: 1. Die Grünkramfrauen mit Körben auf dem Kopf, die Kohl, Spinat, Karotten, Zwiebelbündel, Kartoffeln, Kohlrüben, Spargel usw. enthalten. 2. Die Beeren- und Obstfrauen mit Körben voll Melonen, Apfelsinen, Kirschen, Stachelbeeren, Erdbeeren usw. 3. Die Fischfrauen mit allerhand Fischen und Krebsen, Hummern, Austern usw. 4. Die Frauen mit Hühnern, Wild, Gänsen, Tauben, Enten in den Federn. 5. Die Frauen mit Fleisch und Würsten. 6. Die Frauen mit Brötchen, Zwieback, Brezeln. 7. Die Frauen mit Körben, Holzgefäßen usw. 8. Die Frauen mit Topfblumen: Rosen, Calla, Azaleen, Narzissen, Fuchsien, Tulpen, Palmen, Farnen.)
(Diese ziehen alle im Vordergrunde vorbei, so daß von den Marktständen und Verkäuferinnen nichts zu sehen ist. Der Drehorgelspieler steht noch unten im Vordergrund, und es sieht so aus, als webe er alle diese Bilder aus der Drehorgel hervor, die immerfort die Mandolinata spielt.)

Der Konstabler
(tritt hervor): Die Polizei kommt!

Der Drehorgelspieler
(hört auf zu spielen, der Schein erlischt).

(Amalie mit Maria an der Hand, Luise und darauf Julius mit einer Reisetasche.)

Amalie:
Ja, Mariechen, jetzt bekommst du Spielsachen, dann müssen wir dahin gehen, wohin wir sollen! (Amalie kauft im Spielsachenstand.)

Luise
(zu Julius): Warum trägst du seine Reisetasche, wo er so unartig gegen dich war?

Julius:
Ich habe es ja übernommen, und ich pflege zu halten, was ich verspreche... Aber was kam über Ivar, daß er bei Essingen an Land ging?

Luise:
Es sah so aus, als sei er vor dem Korporal bange... vielleicht hatte er was mit der Landwehr zu tun...

Julius:
Wer kann wissen! Luise, ich bleibe hier, bis er kommt; denn er kann seine Reisetasche nötig haben, und ich will ihn nicht an den Strand setzen...

Luise:
Du bist eine treue Seele, Julius, aber du kannst hier den ganzen Tag vergebens sitzen...

Julius:
Oh nein; dauert es zu lange, so gehe ich... Du und ich, wir treffen uns in einer Stunde auf dem Klarakirchhof, nicht wahr?

Luise:
Abgemacht! Ich habe nur einige wenige Besorgungen zu machen. Bist du fertig, Amalie?

Amalie:
Jetzt bin ich bereit!

Julius
(tritt vor und umarmt Maria): Adieu, mein Kindchen!

Maria:
Wir wollen doch heute abend nach Hause und werden tanzen?

Luise
(zu Julius): Sag nur ja!

Julius:
Das wollen wir gewiß, mein Püppchen.

Amalie
(geht mit Maria und Luise): Adieu, Julius!

Luise
(zu Julius): Adieu, mein Freund!

Julius:
In einer Stunde also! (Setzt sich unter die Linde.)

(Der Graf und Hagberg im Gespräch.)

Der Graf:
Sehen Sie, Herr Hagberg, ich will natürlich dem Kapitän nicht sein Brot rauben, und nicht um irgendwem durch die Konkurrenz zu schaden, habe ich die neue Dampfergesellschaft gegründet; aber uns hat lange ein zeitgemäßes Boot gefehlt, und wir können sehr wohl für zwei Platz haben... Dagegen möchte ich — ich spreche zu Ihnen als Aktienbesitzer — daß das neue Boot unserm alten Steuermann gegeben wird, der nach fünfundzwanzigjährigem treuen Dienst und durch sein humanes Wesen es wirklich verdient.

Hagberg:
Ganz meine Meinung, Herr Graf!

Der Graf:
Gut! Und da wir einig sind, so kann ja die Übergabe des Bootes heute abend geschehen, um die Festlichkeit zu erhöhen, und dem Alten eine angenehme Überraschung zu bereiten.

Hagberg
(gerührt): Ja, Herr Gott; der arme Lindgren hatte ja das Unglück, ein Boot zu ruinieren, aber dafür hat er leiden müssen... es soll mir eine große Freude werden, einen Menschen glücklich zu sehen... da man sich nicht länger über eigene Erfolge freuen kann!

Der Graf:
Haben Sie auch Unglück gehabt, Herr Hagberg, daß Sie so gefühlvoll sind?

Hagberg:
Ob ich...? Mein ganzes Leben ist ein Unglück gewesen, Herr Graf.

Der Graf:
Ist es nicht undankbar, so zu sprechen? Sie haben eine Tochter. die Ihnen Freude macht...

Hagberg:

Ja, aber ich kann ihr nie anders als zur Last sein... so ist es!

Der Graf:

Ich weiß, was Sie meinen... aber auch dem kann geholfen werden! Allem kann geholfen werden!

Hagberg

(macht ein Zeichen des Abschieds): Allem?

Der Graf:

Ja, allem! — Sollen wir uns jetzt trennen und jeder seinen Weg gehen? — Nun, sei es, denn Sie haben recht: auf den Edelmut der Menschen ist kein Verlaß, und ich bin auch nur ein Mensch! Leben Sie wohl — bis heute abend!

Hagberg

(geht nach einer andern Seite).

Frau Andersson

(zu Frau Sjöström): Nein, das habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen: der Graf ist so weit gekommen, daß er dem Pfandleiher die Hand reicht...

Frau Sjöström:

Ja, dem Pfandleiher; die muß es auch geben! Und was den Grafen angeht: seht das alte Ritterhaus dort über dem Kanal an; geschlossen ist es... ich entsinne mich, wie sie da zum letzten Mal lärmten... und seitdem ist es nicht angenehm für den Grafen gewesen!

(Der Steuermann und der Maschinist kommen; treten zu Frau Lindgren an die Laube.)

Der Steuermann

(zum Maschinisten): Setz Er sich hierher, Meister, ich möchte die Alte einen Augenblick begrüßen!

Der Maschinist:

Man muß nicht so von seiner eignen Mutter sprechen... ja, ich finde, es ist nicht recht!

Der Steuermann:

Meister ist immer so genau... Aber setz Er sich da, nachher gehen wir, um uns das Haar schneiden zu lassen, und dann machen wir einen kleinen Streifzug in die Stadt hinauf.

Artur Kampf: Der Clown.
(Große Berliner Kunstausstellung 1909)

Der Maschinist:
Ich weiß nicht, ob das gehen wird... denn ich glaube, wir kriegen Gewitter, und ich habe keinen Regenschirm...

Der Steuermann:
Er ist kein Seemann, versteht sich, da darf er vorm Wasser bange sein! Adieu so lange!

Der Maschinist
(setzt sich neben Julius).
(Es bewölkt sich.)

Der Steuermann
(zu Frau Lindgren): Guten Tag, Mutter, hast du meine...sogenannte Gemahlin getroffen?

Frau Lindgren:
Guten Tag, lieber Lars! Ja, sie war zeitig heute morgen hier..

Der Steuermann:
Und wollte Geld haben? Ja, sie soll was kriegen! Sie soll...

Frau Lindgren:
Ja, das Geld, das Geld!

Der Steuermann:
Und die Kinder! Wenn sie klein sind, sagt man: werden sie nur größer, so braucht man keine Dienstboten; und wenn sie größer werden, sagt man, sie müssen Erziehung haben!

Frau Lindgren:
Siehst du denn keinen Lichtstrahl?

Der Steuermann:
Keinen! Wer ein Fahrzeug ruiniert hat... ja, das wird immer von den Kameraden benutzt, wenn man sich um etwas bewerben will! — Aber es ist einerlei; es muß doch gehen, doch gehen! — Wie ist's denn mit dem Handel, Mutter?

Frau Lindgren:
Einen Tag nach dem andern! nach dem andern! wenig, wenig!

Der Steuermann:
Und ich bin dir schuldig...

Frau Lindgren:
Das wissen wir, das wissen wir; aber man muß Mensch sein! — Geh und halte keine Rede! Meister wartet auf dich!

Der Steuermann:
Ich schäme mich eigentlich...

Frau Lindgren:

Geh und rüttele dich ein wenig auf! Du bist beim Meister in guter Gesellschaft!

Der Steuermann:

Es geht wohl, solange du etwas vermagst, aber wenn du müde wirst...

Frau Lindgren:

Ich hörte eben einen Vogel singen: alles ordnet sich, und das tut es; hält man nur ein wenig sauber, draußen und drinnen! Aber fängt man an, unsauber zu werden — dann ist es aus! — Aber das hast du nicht getan... darum wird es dir wohl ergehen! So spricht die alte Lindgren! Adieu, Junge! So geh doch! geh!

Der Steuermann:

Danke für die Worte, Mutter! und möge dein Traum in Erfüllung gehen! (Geht zum Maschinisten zurück, worauf beide abziehen.)

Der Fischer

(kommt, tritt an Julius heran).

Julius:

Nun, Langbucht, kann Er mir sagen, wo ich den Kandidaten zu fassen kriege?

Der Fischer:

Er sprang ja ans Land bei Groß-Essingen... und da traf er wohl auf ein anderes Boot. Er ist wohl bereits an Land.

Julius:

Könnte er nur seine Reisetasche kriegen, denn er hat wohl wichtige Sachen darin; er kann ja Papiere und Geld darin haben!

Der Fischer:

Nun, da weiß ich Rat, bring Er die Reisetasche nach dem Hotel Rosendal, denn da kehrt er stets ein.

Julius:

Wie heißt es?

Der Fischer:

Ro-sen-dal!

Julius

(schreibt): Ich will's aufschreiben. Rosendal! So! Ist es weit?

Der Fischer:

Nein bewahre! Und frag Er nur die Polizei, den ganzen Weg! Jetzt

gehe ich in die Versammlung, wir treffen uns heute abend. Grüß Er schön! Danke, danke! Glück zu! (Geht.)

Julius

(zu Frau Lindgren): Bitte, sagt mir — denn ich bin fremd hier in der Stadt — ist es weit bis zum Hotel Rosendal?

Frau Lindgren:

Rosendal? Das geht wie ein Tanz, wenn Er die Pferdebahn nach der neuen Brücke nimmt und sich dann ins Boot setzt...

Julius:

Neue Brücke? Danke sehr! Danke sehr, danke! (Geht.)

Der Korporal

(von links).

Der Konstabler

(von rechts).

Der Korporal:

Nun?

Der Konstabler:

Keine Spur!

Der Korporal:

Dann will ich nach Marieberg telephonieren, denn da kommt das Boot vorbei! (Zu Frau Lindgren.) Darf ich, gute Frau, einen einzigen kleinen Augenblick das Telephon benutzen?

Frau Lindgren:

Bitte, Herr Distingsjonskorporal!

Der Korporal:

Ich danke tausend Mal! (Geht in die Laube und telephoniert.)
(Es dunkelt noch mehr auf der Bühne.)

Der Konstabler

(zu Frau Andersson): Ein Student ist hier nicht zu sehen gewesen?

Frau Andersson:

Nein, ich habe keinen gesehen!

Frau Sjöström:

Ich auch nicht! — Aber nun kommt Regenwetter an diesem gesegneten Tag, wo man eine Krone verdienen sollte!

Der Konstabler:

Es ist nur ein kleines Gewitter, das bald vorüber geht! Brummt nicht vorzeitig, es klärt sich schon wieder auf!

Frau Sjöström:
Ja, das sagt Ihr; meine Pfefferkuchen vertragen wohl Donner, aber Regen vertragen sie nicht!

Der Korporal:
Komme nicht heran wegen des Gewitters! So muß man denn warten! (Setzt sich; schwadroniert.) Hätte man je gedacht, daß eine solche Pflichtvergessenheit unter dieser elenden Jugend herrscht... Hat nicht Reichstag und Regierung... ja der Reichstag ist dort oben — (zeigt hinter sich) und die Regierung? Ja, wo man die hat, weiß man nie!... Gesetze gestiftet, daß das und das geschehen soll! Jetzt soll also dies geschriebenes Gesetz sein... aber, hast du nicht gesehen, gehen die Lümmel hin und tun so, als sei das Gesetz für sie nicht geschrieben! Keine Pflichten gegen Vaterland und Königshaus, keine Schuldigkeiten, nur Rechte...
(Es donnert.)

Der Korporal:
Ich glaube — es donnert! — Und diese Studenten sind am schlimmsten! Ich hasse sie!

Der Konstabler:
Man soll niemand hassen!

Der Korporal:
Als Christ, versteht sich, soll man nicht hassen, aber man ist auch Mensch!... Es gibt keinen Krieg mehr, sagen sie!... Frag den König dort oben! im Grabchor meine ich!... Da liegt nämlich Carl XII!...

Der Konstabler:
Ja, laß ihn liegen!

Der Korporal
(brüllt): Was heißt das!

Der Konstabler:
Für alle Tage laß ihn liegen...

Der Korporal
(heult): Taugt er nicht, hat er einen Fehler, ist er nicht der allergrößte König, den wir in der schwedischen Geschichte gehabt haben?

Der Konstabler:
Nein!

Der Korporal:
Konstabler!

Frau Lindgren:
Es klingelt jetzt, Korporalchen...
Der Korporal
(zu Frau Lindgren): Danke sehr, Frau... (Zum Konstabler, indem er in die Laube hineingeht)... Er war so groß... so groß...
Frau Lindgren:
Es klingelt von Hessingen...
Der Korporal
(zum Konstabler): Ja, das ist er!
(Es blitzt. Die Frauen fangen an ihre Waren zu bedecken.)

(Ivar schleicht hinter den Ständen hervor; er hat einen Strohhut auf, und sein Schnurrbart ist abrasiert.)

Ivar
(zum Konstabler): Verzeihen Sie! Herr Konstabler, haben Sie vielleicht einen Gardisten mit einer Reisetasche gesehen?
Der Konstabler:
Einen Korporal, meinen der Herr!
Ivar:
Nein, einen jungen Landwehrmann!
Frau Andersson:
Doch ja, er war eben hier und fragte nach dem Wege nach Rosendal.
Ivar:
Nach Rosendal? Was hätte er dort zu tun?
Der Konstabler:
Er sollte wohl die Reisetasche dort abliefern!
Ivar:
Auf Rosendal! Dann bin ich verloren!
Der Konstabler:
Wenn ich den Namen erfahre, so werde ich die Sache in Ordnung bringen!
Ivar:
Den Namen? Hm!
Der Konstabler:
Ja, ich kenne den Kammerdiener auf dem königlichen Lustschloß draußen..!
Ivar:
Wohnen die Königlichen dort?
Der Konstabler:
Jawohl; und hier scheint ein Mißverständnis vorzuliegen!

Ivar:
Ist hier ein Telephon?

Der Konstabler:
Ja, dort drinnen; aber es ist augenblicklich besetzt. (Fixiert Ivar scharf.) Verzeihen Sie: ist Ihr Name nicht Lundberg?

Ivar:
Ja! Und?

Der Konstabler:
Ivar! — Kennst du mich nicht wieder?

Ivar:
Ja! — Du scheinst tief gesunken zu sein!

Der Konstabler:
Immer gleich grausam! — Nun bin ich nicht gesunken, obgleich es so aussieht...

Ivar:
Du hassest mich, weil...

Der Konstabler:
Nein, ich hasse niemand, und zum Beweis will ich dir einen großen Dienst leisten! —

Ivar:
Das ist nicht nötig!

Der Konstabler:
Nicht! — Weißt du, wer dort drinnen steht und nach dir telephoniert?

Ivar:
Nach mir?

Der Konstabler:
Es ist ein Korporal!

Ivar:
Von der Garde? (Nähert sich der Laube.)

Der Konstabler:
Geh nicht dorthin! — Hör mich an! Ich habe einen Haftbefehl für dich; aber die Polizei hat mit Rücksicht auf den heiligen Abend auch eine allgemeine Instruktion, heute bei gewissen Vergehen durch die Finger zu sehen. Willst du dich also davonmachen, so werde ich dazu den Rücken kehren!

Ivar
(erweicht): Das hatte ich nicht von dir erwartet...

Der Konstabler:
Das glaube ich schon! Aber geh deiner Wege; wir treffen uns schon wieder!

Ivar:
Danke! (Hinaus.)

Der Drehorgelspieler
(der sich abseits gehalten hat, erscheint jetzt wieder. Er stellt sich so, daß er das Grabchor der Ritterholmskirche fixieren kann).

Der Korporal
(aus der Laube): Jetzt habe ich ihn!

Der Konstabler:
Oh nein! Wo ist er denn?

Der Korporal:
Ich hab' ihn in Marieberg!

Der Konstabler:
Nun, dann faß ihn doch!... (Blickt nach dem Grabchor hinauf.) Nein, was ist das?
(Es blitzt; und bei jedem Blitz erscheinen Skioptikonbilder im Fenster des Grabchors Carls XII.: 1. Ein Spanier und ein Amerikaner. 2. Ein Buer und ein Engländer. 3. Ein Chinese. 4. Ein Kosake. 5. Carl XII. in Hut und mit gezogenem Degen. Während die Bilder erscheinen, wird folgendes gesprochen.)

Der Korporal:
Ja, was ist das?

Der Konstabler:
Ach, das ist der Drehorgelspieler da unten!

Der Korporal:
Nein!

Der Konstabler:
Ja gewiß; sieh nur, wie er dasteht und Chosen macht. Alle diese Italiener können zaubern.

Der Korporal:
Zaubern können sie nicht!...
(Jetzt erscheint Carl XII.)
(Arbeiter und Jungen, die sich gesammelt haben, fangen an zu hurrahen.)

Der Korporal:
Das sind brave Burschen! Noch einmal!

Alle:
Hurraah!

Der Konstabler
(nimmt eine Pfeife hervor und pfeift).
(Das Volk schweigt.)

Der Korporal:
Das ist der König der Könige!

Der Konstabler:
Für Korporale, ja! — Das waren die Zauberkünste des Drehorgelspielers! Geht jetzt beiseite, Leute, so sollt ihr sehen, wie ich zaubere. (Pfeift dreimal auf der Pfeife.)

(Der Himmel hat sich aufgeklärt, der Donner hört auf.)

(Der Hintergrund ändert sich ins Ritterhaus mit der Statue Gustav Wasas; die Kinderscharen kommen wieder und sammeln sich um die Statue.)

Der Konstabler:
Das ist der Landesvater, der Mittsommerkönig, und auf den wollen wir das kleine Volkslied singen!

Alle
(singen folgendes Lied, mit Worten und Musik von Richard Dybeck):

Stolze Männer, Mannesmut
Gibt's im alten Schweden gut.
Kraft im Arm und in der Brust,
Jugendwarm in Kampfeslust.
Augen blau,
Schau und trau,
Lächeln Blumentäler durch.
Nord, der Erde Riesenhand;
Nord, des milden Herzens Land!

Töne noch aus früher Zeit
Gibt's im alten Schweden heut,
Wild dem Meeressturme gleich,
Mild wie Grabesseufzer weich.
Lauschet drauf,
Ihr Freunde, auf
Heimisch, hundertjährig Lied.
Lauschet, liebet, lernt es doch;
Singet, singt's dann selber noch!

Viertes Bild:

Auf dem Klarakirchhof.

Links sieht man den untern Teil vom Chor und die Luke der sagenhaften „Klara-Nonne“[1]). Im Hintergrund die Häuser, welche die nördliche Seite begrenzen; sowie die Baumpflanzungen. In der Ecke rechts ist Hagbergs Fenster. Rechts die niedrige Mauer, Kirchhofspforte, Gräber usw. der östlichen Straße zu. Bänke hier und dort.

Orgelspiel aus der Kirche: Haydns Schöpfung.

Hagberg sitzt am offnen Fenster und raucht eine Zigarre. Arme Kinder tanzen im Kreis um ein Grabmal, das aus einer Marmorsäule mit einer Urne besteht.

Der Konstabler
(kommt; tritt an Hagbergs Fenster heran): Pst! — Herr Hagberg!

Hagberg:
Ja!

Der Konstabler:
Ist Frau Rundqvist hier gewesen?

Hagberg:
Die Restauratrize? Nein, ich habe sie nicht bemerkt ...

Der Konstabler
(deutet auf die Kinder): Sieh einer die an! — Das ist auch ein Maibaum!

Hagberg:
Ja, die Armen. Und die Musik nehmen sie von der Kirche!

Kinderstimmen:
Die Polizei! Lauft!
(Die Kinder laufen ihrer Wege.)

Der Konstabler:
Halloh! Kinder! Seid nicht bange!

Hagberg:
Alle sind vor der Polizei bange!

Der Konstabler:
Ja, es ist so, aber angenehm ist es nicht!

---

[1]) Anm. d. Übers. Strindberg schreibt 1882 in „Alt-Stockholm“: „Die Klara-Nonne“ ist eine sehr mystische Person, von der jeder Junge der Klara-Schule um 1860 wußte, ohne jedoch sie je erblickt zu haben. Daß sie im Grabgewölbe auf der Ostseite der Kirche lag, wo eine Luke zu sehen war, das war sicher; denn man sah ihren Sarg dort unten blinken.

Hagberg:
Was ist angenehm, lieber Herr! Ist das angenehm, was ich hier vor habe? Aber man muß sich damit schleppen, sich damit schleppen!

Der Konstabler:
Ja, was muß man nicht!

Die Restauratrize
(kommt mit Lina): Du kannst dort in die Allee gehen und warten, mein Kind!

Lina:
Ja, aber Tante, ich habe Besorgungen in der Stadt zu machen ...

Die Restauratrize:
Wir gehen nachher zusammen ... Sieh da ist mein Freund ...

Lina
(geht nach rechts).

Der Konstabler:
Nun, Frau Rundqvist, jetzt habe ich die Sache ins Reine gebracht. Bitte, setzen Sie sich!

Die Restauratrice:
Danke, setzen Sie sich selbst, Herr Richter!

Der Konstabler:
Unmöglich, liebe Frau, da ich bis auf weiteres Konstabler bin. Richter bin ich übrigens niemals gewesen! — Aber zur Sache!

Die Restauratrize:
Zur Sache!

Der Konstabler:
Sie wollen Fräulein Lina adoptieren, weil sie Ihre Tochter ist, außerehelich geboren, nach dem Tod des gesetzlichen Mannes. Rechtlich können Sie dies nicht tun, denn nur ein Mann kann durch Heirat oder Adoption einem Kind gesetzliche Eltern geben!

Die Restauratrice:
O, was soll ich tun! Lasse ich es beim alten, hat ja das arme Mädchen keine Huld und keinen Schutz, und nehme ich sie an, so hänge ich ja ihre und meine Schande aus!

Der Konstabler:
Hören Sie, Frau Rundqvist, in unsern Tagen, in diesen Zeiten tilgt jede ehrliche und herzhafte Handlung eine frühere weniger wohlbedachte Handlung aus. So weit sind wir doch gekommen!

Die Restauratrize:
Was soll ich also tun?

Der Konstabler:
Tun! Schreiben Sie in die nächste Anmeldung Ihr Kind als Ihr Kind ein, und machen Sie ein Testament zu ihren Gunsten! Die ganze Welt weiß ja, daß sie Ihre Tochter ist, und dies Vertuschen wird nicht respektiert; reines Spiel dagegen wird immer geachtet!

Die Restauratrize:
Dann wird es die ganze Welt wissen!

Der Konstabler:
Die weiß es!

Die Restauratrize
(trocknet die Tränen): Aber wie soll das Mädchen mich nennen?

Der Konstabler:
Wie nennt eine Tochter ihre Mutter? Hören Sie, Frauchen; weiß Fräulein Lina von all dem?

Die Restauratrize:
Sie hat es lange geargwöhnt, aber heute morgen erhielt sie volle Gewißheit ...

Der Konstabler:
Es hat jemand geklatscht?

Die Restauratrize:
Ja, Kandidat Lundberg war so barmherzig ...

Der Konstabler:
Der muß doch immer dabei sein! — Das ist also alles, was getan werden kann, und das ist das einzig Richtige! Trösten Sie sich damit!

Die Restauratrize:
Aber ...

Der Konstabler:
Kein Aber! Die Sache geht ihren stillen Gang, ohne Erklärungen. Es wird, wie es ist, und wenn eines schönen Tages jemand zufälliger Weise hört, daß das Mädchen Sie Mama statt Tante nennt, so findet er das ganz natürlich! — So! jetzt ist die Sache abgetan! Sie brauchen es den Leuten nicht auf die Nase zu binden. Die Leute wollen am liebsten mit Dingen nichts zu tun haben, die sie nichts angehen!

Die Restauratrize:
Ja, Sie haben recht! Wie einfach ist das! Wenn nur die Menschen...

Der Konstabler:

...gibt's ja nicht! Frau, seien Sie nicht vor den Menschen bange, die sind nicht gefährlich, und übrigens, sie sind ebenso bange vor Ihnen und mir. Vor mir besonders!

Die Restauratrize:

Vor Ihnen, wo Sie so nett sind ...

Der Konstabler:

Stehen Sie nicht da und loben Sie mich, denn dann ...

Die Restauratrize:

Gott segne Sie, und haben Sie Dank für Ihre guten Worte! Wir treffen uns heute abend! (Geht.)

Der Konstabler

(sieht nach Hagbergs Fenster hinauf): Adieu, Herr Hagberg; wir treffen uns heute abend! (Geht.)

Hagberg:

Adieu, guter Herr.

Der Graf

(kommt mit dem Komminister [Unterpfarrer]; sie setzen sich auf eine Bank).

Der Komminister:

Such Resignation!

Der Graf:

Wie soll ich das können? Wo ich keinen Grund finde für die Leiden, die ich leide. Mein Vater wird von einem schlechten Menschen getötet, an einem schlechten Ort und unter Umständen — jawohl! — die nicht schön für sein Andenken sind. Was habe ich verbrochen, daß ich einen entehrten Namen tragen muß, einen Namen, der nicht genannt werden kann, ohne daß man stutzt ... Ich kann auf kein Postamt gehen, in keine Bank, nirgendwohin, wo einem der Name abgefordert wird, ohne daß ich eine Miene lese, die sagt: aha, das ist der! Der? Ich war es ja nicht! Es war mein Vater! Und e r war ja nicht der Mörder, sondern das Opfer! Und gleichwohl, ich gehe einher als der Sohn eines Mörders!

Der Komminister:

Ja, den Ratschluß der Vorsehung durchdringen wir nicht, aber hast du die Kraft, dich zu beugen, mit den Fragen aufzuhören, den Klagen ein Ende zu machen, so wirst du ein Wunder sehen ...

Der Graf:

Glaubst du an Wunder?

Der Komminister:

Gewiß tue ich das!... Siehst du, Prüfungen werden wie Schlingen von der Vorsehung ausgelegt... Besteh' die Prüfung, geh' nicht in die Schlinge, und du wirst Wunder sehen!... Ich hatte einmal einen Feind, er war mir gleichgültig, aber er haßte mich: ohne sichtbaren Grund; vielleicht weil mein Name ihn reizte; er war ein wenig ungewöhnlich und hatte zuviel Buchstaben; vielleicht weil meine Nase nach oben zeigte... ich weiß nicht, aber das geringste kann es bewirken. Nun, er nimmt sich vor, mich zu verfolgen, und einmal macht er meinen Namen auf einer Postkarte lächerlich. Jung und reizbar war ich, aber ich beherrschte mich, schwieg und litt. Weißt du, fünf Jahre danach traf ich den Feind, der war, was man bekehrt nennt. Er bekannte mir: von dem Augenblick an, wo er meinen Namen verunglimpft hatte, war es mit seinem eignen aus. Da er ein öffentlicher, vielbemerkter Mann war, kam sein Name oft gedruckt vor; aber jetzt war er fast immer unrichtig buchstabiert, und zwar auf eine so infame Weise, daß es ehrenrührig wurde. Er war im Begriff, sich in der Kunst einen Namen zu machen, aber er bekam ihn niemals, denn von Land zu Land, im tiefsten Deutschland und im fernen Amerika mußte er heißen ... wie er nicht hieß! Schließlich kam sein großer Tag, wo er in einer hiesigen illustrierten Zeitung abgebildet werden sollte. Aus Furcht vor dem Schicksal geht er in die Druckerei, um die letzte Korrektur zu überwachen und sicher zu sein! Er sah die Form schließlich in der Presse liegen, hörte, wie die Dampfmaschine geheizt wurde, und ging, dieses Mal ganz sicher.... Folgenden Morgen öffnet er die Zeitung — und unter seinem Porträt steht ... der häßliche Name!

Der Graf:

Kann man das erklären?

Der Komminister:

Nein, aber weißt du, wie er seinen guten Namen wiederbekam? Ja, siehst du, da er nicht erklären konnte, warum der Faktor just die Nacht betrunken daher kommen und die Revision verlangen mußte, sowie rückwärts las und verkehrt korrigierte, so fing er an zu grübeln; und dann suchte er schließlich die Ursache zu seinem Mißgeschick in dem kleinen Vergehen, das er gegen mich begangen hatte; tat Abbitte ... und seitdem hat er seinen Namen behalten dürfen! und ich meinen! Ich will damit sagen: ich fiel auf die Versuchung, mich zu rächen, nicht hinein und blieb unverletzt, aber er erhielt seine Strafe auf eine voll=

kommen wunderbare Art ... Indessen, jetzt sagst du, daß du deinen Namen ändern willst, weil dein Vater ihn entehrt habe!

Der Graf:

Ja, das ist meine Absicht!

Der Komminister:

Hüte dich vor Ungeduld! Leide, leide bis zum Letzten, und dein Name kann einmal wieder geehrt werden, so geehrt, daß du ihn vermissen würdest! ...

Der Graf:

Auf welche Weise geehrt?

Der Komminister:

Auf die Weise, auf die unsere Zeit Erfindung, Kunst, Wissenschaft ehrt... Du hast einen Neffen, der bereits in der Wissenschaft einen großen Namen hat, so groß, daß du in einigen Jahren dadurch geehrt sein wirst, denselben Namen zu tragen ...

Der Graf:

Das wußte ich nicht, daß er so bemerkenswert ist ... Hm! Dann bereue ich es, einen Taugenichts und einen mittelmäßigen Menschen unterstützt zu haben, statt meinem eigenen Verwandten zu helfen ...

Der Komminister:

Das ist ja leicht zu ändern ... Und meinst du Ivar Lundberg, so ist das allerdings ein ungewöhnlich schlechter Mensch ... Ein dummer, unwissender, roher, hochmütiger ... der dazu geboren ist, hinter dem Pflug zu gehen ...

Der Graf:

Meinst du?

Der Komminister:

Ja, sicher; ich bin einmal sein Lehrer in der Schule gewesen, und dann habe ich ihn konfirmiert ... Und daß er Student wurde, ist mir noch heute unerklärlich. Das muß nicht mit rechten Dingen zugegangen sein!

Der Graf:

Etwas Betrug, meinst du? Ich glaube auch so etwas gehört zu haben. Jetzt aber weiß ich, wie ich handeln werde... Danke, mein Freund! (Erhebt sich.)

Der Komminister:

Vergiß nicht, um was ich dich bat! Fall nicht auf die Versuchung hinein, auch wenn sie noch so bitter ist!

Der Graf:
Ich werde ihr mit allem Mut begegnen, den ich aufbringen kann!
Der Komminister:
Komm und zeige dich mir dann, daß ich mich mit dir freue.
Der Graf:
Das werde ich! Wenn ich noch eine Freude im Leben haben kann!
Der Komminister:
Du! der andern soviel Freude macht ... Leb wohl! (Geht nach links.)
Der Graf:
Leb wohl! (Geht nach rechts.)

(Ein Stadtbote [Dienstmann] ist gekommen und hat sich auf eine Bank gesetzt, um seine Zeitung zu lesen.)

Julius
(kommt mit der Reisetasche).
Luise
(gleich hinterher): Aber lieber Julius, wo bist du gewesen?
Julius:
Ja, wenn ich das wüßte! Aber jetzt bin ich unglücklich für alle meine Tage, und das ist, weil ich dumm bin!
Luise:
Du bist nicht dumm, aber du bist ein guter und leichtgläubiger Mensch, und es ist durchaus nicht dumm, das zu sein. Setz dich und erzähle, was geschehen ist!
Julius:
Ja, ich fragte nach Rosendal; und so kam ich dahin. Aber ich konnte keinen Glockenstrang finden und darum trat ich ein.
Luise:
In Rosendal?
Julius:
Ja! ja! ja! — Nun, ich kam in einen großen Saal hinein, und da saß eine Frau und spielte Piano; da ich sie nicht stören wollte, so schwieg ich; und da ich müde war, so setzte ich mich schließlich.
Luise:
Das ist zu verrückt, zu verrückt!
Julius:
Nach einer Weile hörte die Frau auf zu spielen; und dann wandte sie sich zu mir um und sagte: Nun, mein Engel, wie findest du Waldteufels Neuestes? ...

Luise:
Was sagtest du da?

Julius:
Ich? Ich sagte nichts; aber sie!

Luise:
Was sagte sie?

Julius:
Sie sagte auch nichts, aber sie schrie, schrie ...

Luise:
Armer Julius!

Julius:
Dann kam ein General herein! Und dann schrie er; und dann kam ein Landeshauptmann; und dann schrie der; und dann kamen drei Minister ...Da dachte ich...denn zu sprechen wagte ich nicht...jetzt werde ich enthauptet!

Luise:
Nun, wurdest du's?

Julius:
Nein!... Schließlich sagte der General, er sehe, daß ein Mißverständnis vorliege, und er war der höflichste von ihnen... Und kannst du raten, wer es war?

Luise:
Das kann ich durchaus nicht!

Julius:
Ja, du, das war der Prinz!

Luise:
Nein, was du sagst!... Aber jetzt hast du wohl genug bekommen von Ivar und seiner Reisetasche?

Julius:
Ja, jetzt gehe ich mit ihr nach Rosenbad! Es ist gleich hier nebenan! — Wo treffen wir uns?

Luise:
Im Tiergarten; dann können wir nachher auf die Schanze gehen!

Julius:
Gut! wir treffen uns im Tiergarten!

Luise:
Du bist doch auf Langbucht nicht böse, daß er dich den weiten Weg gelockt hat?

Max Klein †: Anachoret.
(Große Berliner Kunstausstellung 1909).

Nord und Süd
Jahrgang
1909

Julius:
Böse? Ich bin niemals böse.

Luise:
Nein, du bist gut, Julius; und es sind nur die Bösen, die böse werden wegen Kleinigkeiten! (Geht nach links.)

Julius
(geht nach rechts).

(Man hört an eine Pforte der Östlichen Straße klopfen. Ein älteres Weib steckt neben Hagbergs Fenster den Kopf zum Fenster heraus.)

Das Weib:
Wer klopft so laut an die Pforte?

Ivars Stimme:
Das geht Euch nichts an! Öffnet nur!

Das Weib:
Er muß nicht so garstig sein!

Ivar:
(kommt, tritt ans Fenster heran): Wohnt hier nicht der Pfandleiher?

Das Weib:
Das Kontor ist heute am Mittsommerabend geschlossen!

Ivar:
Das ist doch der Teufel selbst!

Das Weib:
Er muß nicht so böse fluchen, nur schlechtes Volk tut so 'was!

Ivar
Hörst du, Weibstück ...

Das Weib:
Pfui!

Der Alte
(hinter dem Weib): Was ist los? Will ein Saufbold seine Uhr versaufen? Gehst du, Kerl!

Ivar:
Komm herunter, du alter Ochse, ich will dich lehren!

Der Alte:
Gehst du, du!

Ivar:
Schäme dich!

Der Alte
(gießt ein Waschbecken über Ivar aus): Gehst du, du!
Ivar
(besudelt): Polizei! Polizei!

Hagberg
(im Fenster): Was ist? Was ist?
Ivar:
Ja, das Pack da begießt mich mit Wasser!
Hagberg:
Sehr schlimm, sehr schlimm!
Ivar:
Nein, ich glaube, das ist der Großhändler.
Hagberg:
Und der Kandidat! — Was ist los, was ist los?
Ivar:
Ja, hm, ich hatte mein Geld in der Reisetasche, die ein Idiot fortgetragen hat. Darum dachte ich meine Uhr zu versetzen, denn ich habe heute noch keinen Bissen gegessen. Aber nun hat das Schwein von Pfandleiher geschlossen ...
Hagberg:
Soo? Soo? Er will wohl auch frei sein am Mittsommerabend.
Ivar:
Soll so ein Schwein frei sein?... Warum wird er der Brandstifter genannt?
Hagberg:
Weil sie seinen Hof in Brand gesteckt haben!
Ivar:
Und darum hat er den Namen bekommen?
Hagberg
(gutmütig): Dazu kann man doch nichts machen... So etwas kann das Leben einem bieten!
Ivar:
Hör Er, Großhändler ... Er kennt doch meinen Vater ...
Hagberg:
Ja, das ist ein feiner Mann und ein freigebiger ...
Ivar:
Ob er das gerade ist, weiß ich nicht ...

Das Weib
(im Fenster): Pfui Teufel, dazustehen und schlecht von seinem Vater zu sprechen!

Ivar:
Halt die Schnauze!... Ja, will der Großhändler mir nicht einen Fünfziger pumpen?

Das Weib:
Er spricht ja wie ein ... ja, wie ein Hafenarbeiter!

Ivar
(zu Hagberg): Will Er nicht?

Hagberg:
Ja, wenn ich könnte, aber ich kann nicht!

Ivar:
Kann nicht?

Hagberg:
Nein, ich kann nicht, weil mein Gewissen es mir verbietet!

Ivar:
Gewissen? Hat der Großhändler Gewissen? Dann ist er wahrhaftig kein Großhändler!

Hagberg:
Nein, das habe ich auch niemals behauptet! Im Gegenteil!

Ivar:
Was Teufel ist der Herr denn?

Hagberg:
Ich habe das Kontor da unten!

Ivar:
Der Pfandleiher!

Hagberg:
Ja!

Ivar:
Ah!... Hör Er, der Herr läßt ja mit sich reden, und ... was ich da sagte...

Hagberg
(wehmütig): Was Sie von mir sagten, das tut mir nicht weh... aber das von Ihrem Vater!

Ivar:
Das nehme ich zurück! Aber hör Er jetzt: ich bin ein hungriger Mitmensch ...

Hagberg:
Warum aßen Sie nicht auf dem Dampfboot?

Ivar:
Hm! ... Adieu, Herr Hagberg! Adieu! Adieu!

Hagberg
(schließt sein Fenster): Wenn die Jugend wüßte! Ja ... wenn! Wenn ich selbst gewußt hätte!

Ivar
(tritt an den Stadtboten [Dienstmann] heran): Geh Er und versetze Er diese Uhr für mich!

Der Stadtbote:
Ich? Nein, nicht um alles in der Welt!

Ivar:
Was ist das? Ich bezahle natürlich gut.

Der Stadtbote:
Daran kehre ich mich nicht!

Ivar:
Will Er nicht gehen, so werde ich Ihn zwingen!

Der Stadtbote:
Hört! Der Herr ist gewiß vom Lande!

Ivar:
Nein, ich komme aus London und Berlin, und da weiß man solche Faulpelze zu behandeln ...

Der Stadtbote
(erhebt sich und schlägt Ivar den Hut herunter): Schämen Sie sich! Ich gehe, wenn ich will, und für höfliche Leute immer!

Ivar:
Polizei!

Der Droschkenkutscher
(kommt): Was ist das?

Ivar:
Polizei! Ach so, es ist keine da! — (Zum Kutscher): Fahren Sie mich zur Wache!

Der Droschkenkutscher:
Nein, nein!

Ivar:
Weigerst du dich zu fahren?

Der Droschkenkutscher:
Du? ... Ich fahre, wen ich will ...
Ivar:
Dann fahr' zur Wache!
Der Droschkenkutscher:
Nein, ich will Sie nicht fahren!
Ivar:
Weißt du, wer ich bin?
Der Droschkenkutscher:
Er sagte es eben selbst: ein armer Bummler, der seine Uhr verpfänden will. Nur Bummler gehen zum Pfandleiher!
Ivar:
Ich bin Student!
Der Droschkenkutscher:
Das konnte ich mir denken! Denn die gibt es überall — bei den Garden, in der Irrenanstalt, und ich glaube, wir haben auch einen im Zuchthaus!
Ivar
(schlägt um): Fahr' mich, du kriegst einen Schnaps!
Der Droschkenkutscher:
Danke, aber ich schnapse nie!
Ivar:
Ich glaube wahrhaftig, das ganze Land ist Pietist geworden!
Der Droschkenkutscher:
Ich antworte nicht für das Land! (Geht.)

Ivar:
Stadtbote!
Der Stadtbote
(milder) Was ist?
Ivar
(niedergeschlagen): Woher soll ich was zu essen kriegen?
Der Stadtbote:
Arbeiten Sie!
Ivar:
Aber ich bin Student!
Der Stadtbote:
Das bin ich auch!

Ivar:
Sie?
Der Stadtbote:
Ja, das sind ja jetzt alle Menschen, damit ist nicht zu prahlen! Kontoristen, Apothekerlehrlinge, Leutnantsburschen, alle ...
Ivar:
Ist es so?
Der Stadtbote:
So ist es!
Ivar:
Wie bist du Student geworden?
Der Stadtbote:
Ich habe mich durchgeschwindelt ... ich schäme mich eigentlich davon zu sprechen! Ja, es ist schändlich ...
Ivar
(verlegen): So?
Der Stadtbote:
Und es geht jetzt um, wie Sie sehen!
Ivar:
Geht um!
Der Stadtbote:
Alles geht um! Aller Schwindel geht um!
Ivar:
Ist Er auch Pietist?
Der Stadtbote:
Was meint Er mit Pietist?
Ivar:
Ich meine ... hm ...
Der Stadtbote:
Er weiß nicht, was Er meint, schwatzt bloß ...

Der Korporal
(kommt von rechts, ohne Ivar zu bemerken): Stadtbote!
Ivar
(schleicht allmählich heraus, rückwärts hinter Bäumen und Grabmälern).
Der Stadtbote:
Das bin ich!

Der Korporal:
Ist dies der Klarakirchhof?

Der Stadtbote:
Jawohl!

Der Korporal:
Dies ist der Klarakirchhof! ...

(Amalie geht über die Szene.)

Der Korporal:
Nein, sieh einer die Kleine! ... Hat der Stadtbote einen Studenten gesehen?

Der Stadtbote:
Von draußen ist wohl nichts zu sehen?

Der Korporal:
Von draußen ist nichts zu sehen! ... (Bekommt Ivar zu Gesicht, der sich hinter einem Baum verbirgt. Der Korporal erhebt sich auf den Zehen, gafft fürchterlich und starrt). Sieh einer den! ... Polizei! Polizei!

Der Konstabler
(kommt, tut so, als jage er Ivar nach, aber läßt ihn laufen.)

Der Korporal:
Nimm ihn fest!

Der Konstabler
(halblaut zu Ivar): Wir treffen uns im Tiergarten! Ich muß mit dir sprechen!

Ivar
(nickt bejahend und läuft).

Der Korporal
(läuft hinterher): Nimm ihn fest! Nimm ihn fest!

Schluß in der Juli-Nummer

Karl Bleibtreu:
Napoleon in dichterischer Gestaltung.

Ein Jahrhundert ist jetzt gerade verflossen, seit der korsische Imperator mit seinem Kolossusschritt die Erde erzittern machte. Man sollte denken, daß eine so märchenhaft großartige Erscheinung die Dichter aller Völker zur Gestaltung gereizt hätte. Doch bleibt verhältnismäßig die Ausbeute einer Napoleonspoesie gering, und es fällt auf, daß weit mehr der deutsche als der französische Geist sich mit ihm beschäftigt hat. Italien spendete nur die Ode Manzonis auf seinen Tod, England die Stanzen Byrons im „Harold", sowie dessen ziemlich scharfe Ode nach Napoleons Sturz, und später das „Bronzezeitalter", worin das eherne Relief des Cäsarenantlitzes sich von den Zwergen der legitimistischen Reaktion abhebt. Aus Goethes Karmen an Maria-Luise blieb nur die Einleitungsstrophe lebendig: „Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen, er überschaut's in klarem Geisteslicht, das Kleinliche ist alles weggeronnen". In Frankreich sprach Lamartines Ode an Bonaparte die kleinliche Moralinsäure einer verlogenen klerikal-feudalen Reaktion aus, fand aber doch am Schluß das tiefe Wort: „Wer weiß, o Gott, ob vor dir nicht das Genie eine Tugend ist?" Es folgte de Vigny mit seiner merkwürdigen Novelle: „Militärische Größe und Sklaverei", worin das Dämonische geistreich herausgearbeitet, im übrigen aber der Gewaltige mit jener nörgelnden Skepsis verunstaltet wird, die für den Wissenden geradezu auf verleumderischer Entstellung beruht. Nun stimmte Béranger seine Volkslieder an, dies große Andenken zu ehren, oft mehr gutgemeint, als dichterisch, und V. Hugo ließ einigen Bombast erschallen, indem er gleichsam eine poetische Vendômesäule für den Heros aus rhetorischen Antithesen erbaute. „Er, überall Er!" Damit ist das Register französischer Poesieopfer vor dem Altar des Napoleonbildes erschöpft, denn Farcen wie Sardous „Madame Sans-Gêne" wird man nicht ernst nehmen, und Rostands schwülstiger „Aiglon" hat mit der eigenen Person des Kaisers ja nur indirekt zu tun. Wie man sieht, ist hier von Gestaltung fast nie die Rede, denn selbst bei Vigny

bildet er ja nur eine Episodenfigur. Die lyrischen Ergüsse aber werden weit überstrahlt schon von Zedlitz' Zyklus auf den Toten von St. Helena und gar von Heines „Zwei Grenadieren" und dem Entsprechenden im „Buch Le Grand". Wirkliche Gestaltung wagte überhaupt erst Grabbe in den „Hundert Tagen". Dies angebliche Drama — reinhistorisch und ohne Frauen — wendet sich natürlich nicht an die Bühne, und der Mißgriff eines plumpen Bearbeiters, es vor neun Jahren auf die Bretter zu bringen, versagte. Das wahrhaft Bedeutende bei Grabbe liegt eben überhaupt nicht im Dramatischen, vom Theatralischen im Bühnensinne ganz zu schweigen, denn vom Begriff des wahren Dramas (plastische Charakterentwicklung durch widerstreitende Leidenschaften) hat er keine Ahnung. Sondern er stellt sich als kulturhistorischer Epigrammatiker dar, der in bunter Szenenfolge das Milieu einer weltbewegenden Zeit hervorzaubert, etwa wie in Gobineaus „Renaissance". So atmet denn alles umrahmende Beiwerk eine unleugbare Genialität, die Figur Napoleons selber aber verschwimmt in historischer Pose.

Für den Zweck, einen menschlich greifbaren Napoleon auf die Beine zu stellen, scheint ohnehin unumgänglich nötig, ihn nicht auf historischem Postament, sondern als Privatmenschen vorzuführen. Und gerade hier, während bei andern großen Tatmenschen das die gewöhnliche Menschheit am tiefsten bewegende Problem der Liebe gar nicht oder nur künstlich herangezogen werden kann, stellt sich das Erotische nicht nur zwanglos ein, sondern bietet in der Josefinengeschichte geradezu einen Schlüssel zum Werden des imperialen Märchentraums. Der verstorbene K. von Heigel hat daher in Possarts Auftrag ein recht effektvolles Bühnenspiel „Josefine" zurechtgezimmert, das freilich mit der Wirklichkeit naiv umspringt. Ganz im Bann der Legende erscheint hier die kokette und lüderliche Kreolin als die edle Dulderin, ihr gestrenger Eheherr als der barsche Egoist, der politischen Zwecken auch die treue Gattin opfert. Dichterische Qualitäten besitzt das Opus natürlich nicht, eher noch die stets durchgefallene „Josefine" von Hermann Bahr, worin nun umgekehrt die galante Dame als eine Femelle im übelsten Sinne, eine dummschlaue Demimondaine auftritt, die von Bonaparte nur gesellschaftliche Deckung ihrer messalinischen Gelüste erwartet. Das verzerrt die Wahrheit nach entgegengesetzter Richtung, denn schlechtweg eine Dirne war Josefine nicht. Bahrs düsterer Hahnreih Bonaparte ist vollends ein Fatzke, trotz einiger nicht übel empfundener charakteristischer Züge. Ähnlich versucht ein Bühnenspiel von Carry Brachvogel den Brumaire-

streich höchst unhistorisch — denn Bonaparte war längst zuvor über Josefines Verhältnis zu Barras unterrichtet und in Ägypten durch ganz andere Skandalaffären seiner Ungetreuen in Wut gebracht — mit angeblich erst jetzt erfolgter Entdeckung des Josefinencharakters zu verknüpfen. Trotz Matkowskis erschütternder und bedeutender Verkörperung des übertölpelten Genies fiel das Stück auf Nimmerwiedersehen in Berlin durch. Weit feinfühliger als bei Bahr war hier doch die Würde der Napoleonsfigur pietätvoll bewahrt, und manches besaß einen dichterischen Wurf. Der Wirkliche Geheimrat Witz, um mit Heine zu reden, bestand freilich darin, daß die beiden genannten Spiele, worin Josefines Verhältnis zu Barras gestreift, gedanklich reine Plagiate nach Bleibtreus „Schicksal" vorstellten, Bahrs Stück aber, wovon bei Carry Brachvogel keine Rede sein kann, in durchaus unerlaubtem Grade. Wir wollen auf diese seinerzeit vielbesprochene unerquickliche Angelegenheit hier nicht eingehen. Jedenfalls sind die genannten Stücke — von episodischem Auftreten eines Napoleon in v. d. Pfortes lächerlich unhistorischem „1812", wobei bezeichnenderweise der körperliche Zwerg York im Berliner Hofschauspielhaus vom Riesen Molenar verkörpert wurde, ganz abzusehen — die einzigen modernsten, in denen Napoleon gestaltet werden soll. Denn Shaws „Schlachtenlenker" wird wohl jeder Vernünftige, geradeso wie Shaws „Cäsar", als Ausgeburt eines espritvollen Witzlings ohne jeden Respekt für die Wirklichkeit, von der Liste ausscheiden. Bleiben also nur Bleibtreus Versuche, der großen Gestalt näherzutreten. Dies ist geschehen (von militärwissenschaftlichen Werken hier zu schweigen, ebenso von den historisch-philosophischen Büchern „Der Geniekaiser und die Welt", „Der Imperator"), aphoristisch in den balladesken Prosaskizzen „Heroica", in der Skizze „Das Geheimnis von Wagram", in den groß angelegten umfangreichen Schlachtbildern „Aspern", „Waterloo" (München, Langen), „Napoleon bei Leipzig" (4. Auflage), neuestens in der Novelle „Romantische Liebe", und endlich dem in dreifacher Form vorliegenden Napoleonsdrama „Schicksal", „Der Übermensch". Die erste Form, die mit Bonapartes Rückkehr aus Italien schließt, wurde 1893 in München von Possart (vorher in Bremen) dargestellt, die zweite (in Buchform — Band III der dramatischen Werke — vorliegend) in Berlin, die dritte, vom Autor allein als maßgebend aufgefaßt, 1896 am Stuttgarter Hoftheater. In den zwei späteren Formen wurde das Josefinenproblem bis zur Scheidung verfolgt, in der letzten realistischer der unsaubern Wirklichkeit angepaßt und mit

zahlreichen neuen Details versehen, früher allerdings zu sentimental-pathetisch bezüglich der „armen" Josefine, mit Rücksicht auf die allgemein verbreitete Legende. Doch es bleibt fraglich, ob der Bühnenschein in diesem Falle schroffe Anlehnung an die Wirklichkeit verträgt, ob für das vorschwebende Problem — endgültige Abwendung des Weltgebieters vom Gemütsleben — nicht die Legende dichterischer wirkt, als die historische Realität. Josefine war eine Illusion, auch für Napoleon selber, der rührend ihren Tod beklagte und ihrer in ritterlicher Treue auf St. Helena gedachte. Wenn also die maßgebende Form „Der Übermensch" sowohl Napoleon als Josefine realistischer zeichnet, so umschwebt die älteren Formen eine gewisse jugendliche Naivität (vor 22 Jahren entstanden), die man vielleicht ungern mißt. Das Wesentliche bleibt aber, daß hier das Napoleonproblem überall bei der Wurzel gepackt wird, daß man das W e r d e n dieses Außerordentlichen verfolgt, worin allein das Dramatische sich ausprägen kann. Wertabschätzungen sind mir begreiflicherweise hier versagt, und wenn der Literarhistoriker Professor Koch einmal schrieb, die 3 ersten Akte von „Schicksal" seien schon mehr wert, als Gerhart Hauptmanns sämtliche Erzeugnisse, so möchte ich ganz aufrichtig dies um so weniger unterschreiben, als ich überhaupt auf kein e i n z e l n e s meiner Werke, sondern nur auf deren Gesamtheit Gewicht lege. Eins aber bleibt jedenfalls bestehen: Verknüpfung der Schicksalsidee mit der seltsamen Person Josefines, was tatsächlich historisch gegeben ist, insofern sie sich als Napoleons Spielerglück darstellte: durch sie erhielt er die „Armee von Italien", ohne die er sonst nie zu welthistorischer Größe aufgewachsen wäre; mit der Scheidung verließ ihn sein „Stern".

Ferner muß betont werden, daß man den Feldherrn „bei der Arbeit" aufsuchen muß, daß also der Imperator in den genannten großen Schlachtbildern klarer hervortritt, als es je auf der Bühne geschehen könnte.

Ernst Friedegg:
Künstlerbriefe.

Aus den unveröffentlichten Originalen mitgeteilt.

Etwa vor zwei Jahren ist in Wien der Komponist Adalbert von Goldschmidt gestorben. Er stammte aus einem vornehmen Bürgerhause — der Vater war Prokurist des Bankhauses Rothschild, und er lernte des Lebens Notdurft spät kennen, erst in seinen letzten Jahren. — Er sollte dem Berufe seines Vaters folgen, aber mit wilder Gebärde wies er die ihm vorgelegten Arbeiten zurück, und sein Arbeitstisch füllte sich statt mit Buchauszügen mit Skizzen musikalischer und dichterischer Art. Eines Tages entlief er den Bureauräumlichkeiten des alten Bankhauses und gab zu Hause fest und bestimmt die Erklärung ab, er werde Komponist werden.

Der Aufführung einer Messe von Goldschmidt in der Minoritenkirche in Wien wohnte der Generalprokurator Eduard von Liszt bei, ein Onkel Franzens von Liszt. Eduard von Liszt ist selbst ein tüchtiger Musiker gewesen und ein Anwalt aufstrebender Talente. Der junge Goldschmidt gefiel ihm, und er zog ihn in den engen Kreis, der bei ihm verkehrte. So oft der „große Franz" nach Wien kam, wohnte er bei seinem Onkel. So ergab sich eines Tages die Bekanntschaft mit Goldschmidt von selbst. Er durfte dem Meister einige Kompositionen vorlegen, und er wurde gelobt und ermuntert. An seinem Schaffen nahm Liszt lebhaften Anteil, so sehr, daß er ihn später zu sich nach Weimar zog. Goldschmidts weltliches Oratorium „Die sieben Todsünden" nannte Liszt oft ein „großmeisterliches Werk", und seine Oper „Helianthus" schickte er empfehlend nach Leipzig, wo sie auch gespielt wurde, und er führte sie selbst mit beschränkteren Mitteln in Weimar auf.

Darauf bezieht sich der folgende Brief Liszts, den ich im Nachlaß Adalberts von Goldschmidt gefunden habe:

„Verehrter Freund,

Bei meiner Ankunft hier (vor 10 Tagen) erhielt ich Ihr eminentes, großmeisterliches Werk. Seine Widmung ehrt und erfreut mich. Der mächtige Eindruck, den mir die erste Lesung mit Ihnen, in Weimar, gewährte, befestigt sich durch die zweite, die ich jetzt vornahm, ohne einen Takt zu übergehen, und selbst viele Seiten wiederholt betrachtend . . . .

Sie stehen der merkwürdigen Dichtung des Sünden-Septennariums keineswegs nach, und Sie haben deren Eigenheiten poetisch kühn erfaßt, mit musikalisch kräftigen Klauen und Flügeln.

Mein Wunsch ist nun, das Werk in seiner vollen Gestaltung und Wirkung, mittelst Stimmen und Orchester zu hören. Hoffentlich trifft sich bald Gelegenheit.

Metzdorffs Clavierauszug lobe ich als vortrefflich, wenn auch einiges Detail der Fingermäßigkeit, ohne Beschädigung des Klanges, erleichtert werden dürfte.

Empfangen Sie, verehrter Freund, meinen herzlichen Dank.

Treu ergebenst
F. Liszt."

29. Jänner 1880, Budapest.

Ein zweiter Brief Liszts interessiert besonders durch ein Urteil über Mottl. Der berühmte Dirigent wollte augenscheinlich damals Komponist werden.

„Sehr geehrter Freund,

Ihren Brief erhielt ich in Wiesbaden, wo vom 5ten bis 8ten Juni nicht weniger als 5 Concerte nebst täglich vielstündigen Proben stattfanden. Die Frühlingssymphonie von Bronsart — ein jugendliches Meisterwerk — ward vorzüglich ausgeführt und eminent dirigiert von Bülow.

Selbstverständlich werde ich die Oper von Mottl zur hiesigen Aufführung (im nächsten Winter) besonders empfehlen. Einliegende Antwortzeilen bitte ich Sie Mottl einzuhändigen. Möge sein Vorname Felix ihm glücken.

In aufrichtiger Freundschaft stets ergebenst

F. Liszt."

12ten Juni 79, Weimar.

Liszt blieb dem um viele Jahre jüngeren Komponisten bis an sein Lebensende treu, und zu einer Zeit, als er öffentlich nicht mehr auftrat, kurz vor seinem Tode spielte er bei einer Matinee in der Familie Goldschmidts auf dem Klavier und gab so dem Hause des Freundes eine höhere künstlerische Weihe. Jede Matinee bei Goldschmidt war übrigens im Musikleben der Donaustadt ein großes Ereignis, und alles, was berühmt war oder es werden wollte, drängte sich dorthin zum Vortrag. Die Altistin Marie Wilt, die damals am Himmel der Wiener Hofoper als

allererster Stern glänzte, und von der heute noch eine ältere Generation Wiens schwärmt, empfahl seinem Wohlwollen eine ihr unbekannte Sängerin mit folgenden Zeilen:

„Lieber Herr von Goldschmidt!

Haben Sie die Güte und Gefälligkeit und lassen Sie an einem Sonntag ein Fräulein * * * ein Lied singen oder zwei. Ich kenne sie nicht, aber ich wurde bestürmt, für dieses Fräulein etwas zu tun, damit sie bekannt wird. Sie wissen, wie angenehm solche musikalische Pressionen für uns Künstler sind. Sie befreien mich aus dieser Lage, wenn Sie es möglich machen, daß sie bei Ihnen gehört wird.

Ihre treue Freundin
Marie Wilt."

Als Klotilde Kleeberg, die sehr bekannte Pianistin, die vor kurzem jung gestorben ist, zum erstenmal nach Wien kam, schickte sie Moritz Moszkowski zu Goldschmidt. Und als Herr von Pierson ihm Schwierigkeiten machte, wandte sich Moszkowski mit seinen Ballettbeschwerden an Goldschmidt um Hilfe. Er schrieb unter dem 17. 1. eines nicht bezeichneten Jahres:

„Liebster Herr von Goldschmidt! Ich bin wirklich durch das große und werktätige Interesse, das Sie für mich immer wieder von Neuem an den Tag legen, so gerührt, daß mir die Worte fehlen, um Ihnen zu danken. Ich bin gewiß nicht arm an guten Freunden, aber kaum hätte ich mich jemals getraut, von irgend einem unter diesen das zu erbitten, was Sie beständig aus freiem Antrieb für mich tun. Sie haben es sich nun aber freilich selbst zuzuschreiben, wenn ich schließlich anfange, einen Mißbrauch mit Ihrer Freundschaft zu treiben und dem Danke gleich wieder eine Bitte folgen lasse. In der verzwickten Lage meiner Ballett-Affäre kann mir Hilfe einzig und allein aus Wien d. h. mit anderen Worten von Ihnen kommen, und diesem Umstande wollen Sie es verzeihn, wenn ich Sie in der qu. Angelegenheit nochmals mit einem Gesuch belästige. Lassen Sie mich Ihnen also den Stand der Dinge in Kürze auseinandersetzen. — Pierson hatte mir noch vor Ihrer Abreise bestimmt versprochen, den Laurin im Januar, und zwar gegen Mitte dieses Monats herauszubringen. Als ich erfuhr, daß die Proben dazu ebenso wie die zu „Reimbergers Puppe", (die zusammen gegeben werden sollten), wiederum eine Unterbrechung erfahren hatten, schrieb ich einen Brief an Pierson, worin ich ihm mitteilte, daß ich nunmehr mein Ballet zurückzöge und auf die

Aufführung an der Berliner Oper Verzicht leistete. Als Antwort hierauf erhielt ich eine Depesche von ihm, in der er mich um eine Besprechung bat. Ich ging zu ihm, und das Resultat unserer Unterredung war, daß ich mich von meinem Entschlusse abbringen ließ, dagegen das positive feste Versprechen erhielt, daß Laurin in den ersten Tagen des Februars gegeben werden würde. Auf Grund dieser Vereinbarung sah ich nun vorläufig von den wichtigen Schritten zur Ermöglichung einer Aufführung in Wien ab, da ich mich begreiflicherweise nicht zwischen zwei Stühle setzen wollte. Inzwischen habe ich nun meine fast bestimmten Anzeichen, daß (wegen Mangels einer neuen einaktigen Oper) Laurin wiederum hinausgeschoben werden soll, und nun ist meine Geduld absolut erschöpft. Wenn mir also von der Wiener Hofoper eine bindende Zusage für den nächsten Winter gemacht würde, so wäre ich mit Berlin einfach fertig und obendrein sehr zufrieden. Möchten Sie nun eine hierauf bezügliche Anfrage an den Baron v. Besecny[1]) richten? Halten Sie diese Anfrage für aussichtslos, dann kann sie natürlich ganz unterbleiben, und ich muß nach wie vor à la merci de la bonne volonté des Herrn Pierson leben. Durch die Annahme in Wien geschähe mir ein großes Glück.

Mit herzlichen Grüßen Ihr dankbar ergebener

Moritz Moszkowski."

Goldschmidt stand auch mit Liszts Freundin, der Fürstin Wittgenstein, in Korrespondenz, und die folgenden 3 Briefe der Fürstin beweisen, wie sehr sich damals fast in jeder ihrer Zeilen der Geist Liszts spiegelte. Manche seiner Aussprüche kehren in ihren Briefen wörtlich wieder. Sie schreibt:

„Ich danke Ihnen herzlichst, mein Herr, daß Sie mir einen Brief geschrieben haben, der mir viel Freude machte, da ich daraus erfuhr, daß die Personen, mit denen Sie in Paris verkehrten, Ihre schöne Musik nach Gebühr gewürdigt haben. Ich freue mich aufrichtig, daß Ihre Sieben Todsünden aufgeführt werden sollen, und da Sie es mir in so liebenswürdiger Weise versprochen haben, bitte ich Sie, mir die Zeitungen zu schicken, die über die Aufführung Ihres außerordentlichen Werkes berichten werden. Sie gebrauchen die Wendung „in Szene setzen". Sollen denn auch szenische Bilder die Aufführung begleiten? Solch eine Art lebender Bilder mit Musik? Das wäre entzückend, herrlich, wundervoll und entspräche meinen Ideen von Regie. Ich möchte nämlich oft die gegenwärtige Ordnung, die Künste mit einander zu verbinden, geändert

[1]) Generalintendant der Wiener Hoftheater.

sehen. So oft sind die Eindrücke des Ohres nur eine Begleitung der Eindrücke des Gesichts! Warum sollten die Gesichtseindrücke nicht auch einmal eine Begleitung zu den Eindrücken des Gehörs bilden? Aber freilich — alles zu seiner Zeit! Nur Geduld! Wir werden einmal schon dahin kommen! Es fragt sich nur, ob das heute oder morgen sein wird!

Sei dem nun, wie immer, ich hoffe, über die Fortschritte der Aufführung von Ihnen auf dem Laufenden erhalten zu werden, für die Gounod augenscheinlich großes Interesse hat.

Ihre
Eveline Fürstin Wittgenstein."

10. Mai.

Aus Rom am 30. November eines nicht genannten Jahres, jedenfalls um 1880:

„Ich war hocherfreut, mein Herr, über die Gelegenheit, Ihnen zu sagen, welche Freude ich empfinde, wenn ich von Ihnen sprechen kann, und welche Freude ich hatte, Ihre Werke zu hören. Liszt spricht davon mit Bewunderung und mit Begeisterung, und Ihre Darstellung der Sieben Todsünden ist nach seinem Urteil umso packender, als sie den Kampf und die Schönheit des Sieges zur Empfindung bringt. Vielleicht ist die Zeit für das volle Verständnis Ihres Vorwurfs und Ihrer Musik noch nicht gekommen. Aber wir (Liszt und ich) sind Leute der Zukunft. Sie gehören durch dieses Werk nicht nur der Musik, und das ist schon viel, sondern auch zur Vorhut der Zukunft. Sie können also doppelt sicher sein, daß Ihnen eine ganz große Zukunft beschieden ist. Das macht Ihre Werke so wertvoll. Sie tun gut daran, nach Paris zu gehen. Sie werden dort Boden gewinnen. Man wird Sie kennen lernen und wird Sie schätzen. Keiner von denen wird Ihnen widerstehn, die Ihr Werk noch nicht kennen. Da diese Unglücklichen augenblicklich die Majorität bilden, möchte ich Sie nicht auffordern, für immer zu bleiben. Geben Sie aber unbedingt Ihre Werke als Visitenkarte in Paris ab, und kommen Sie dann unbedingt zu einer fortgeschritteneren Zeit wieder, in Tagen, wo eine neue Generation Ihre Sieben Todsünden begreifen und schätzen wird. Und möchten Sie inzwischen nicht nach Rom kommen? Es wird sich dazu eine günstige Gelegenheit ergeben, und ich kann Ihnen versichern, daß Sie das Terrain hier für sich geebnet finden werden — auch für eine Aufführung Ihres Oratoriums und das Verständnis des Werkes. Haben Sie am Ende gar die schlechte Idee, von Paris aus nach

London zu gehen, wo es ganz undenkbar ist, ernste Musik spielen zu lassen! Kennen Sie Bach? Empfangen Sie die besten Glückwünsche, mein Herr, von

Fürstin Eveline Wittgenstein."

Aus Paris:

„Die entzückende Person, die mir Ihre freundliche Sendung übermittelt hat, wird Ihnen gesagt haben, wie sehr ich von den Gedanken, die Sie den Todsünden eingegeben haben, gerührt war und wie entzückt ich gewesen bin, so viel Gutes über Ihre Komposition sagen zu hören. Es ist eine schöne Sache, die Häßlichkeit des Schlechten zu zeigen, die allmählich sowohl hinter dem dicken Vorhang, hinter dem die Faulheit schläft, als hinter der leichten Draperie, welche die Wollust nur leicht verhüllt, zum Vorschein kommt[1]). Beide sind immer häßlich, wie Tätigkeit und Keuschheit immer schön sind, wenn sie verbunden als Tugenden (nicht als Zufall) erscheinen[2]). Aber der Text ist so kahl und banal. Die Kunst allein, die Kunst par excellence, vor allem die Musik hat sich in Ihrem Werk in ein strahlendes und rührendes Licht gerückt. Sie haben den Text zu bewegen und zu Kraft zu bringen verstanden. Der Stoff Ihrer Oper ist womöglich noch interessanter. Ein historischer Vorwurf. Der Knoten ist wunderbar geknüpft. Denn er führt rasch und direkt zur Schlußkatastrophe. Es scheint mir nur, daß es darin des Guten zu viel gibt. Würde das Werk nicht sehr gewinnen, wenn ein Teil der Dialoge gestrichen würde? Philosophische Auseinandersetzungen sind dem Drama nicht sehr günstig. Übrigens — wenn große Meister in einem Genre lange Zeit hindurch Erfolg gehabt haben, sollten nicht die, die nachher kommen, indem sie von den errungenen Fortschritten profitieren, sich hüten, auch Ihre Fehler nachzuahmen — so die Länge der Opern Meyerbeers und Wagners? Die Länge der Werke dieser Meister ist einfach unerträglich. Das Publikum wird — dessen bin ich gewiß — mit desto größerem Enthusiasmus aufnehmen, je mehr daran relativ gekürzt wird.

Sie sehen, mein Herr, an meinen Bedenken, wie groß das Interesse ist, das ich an Ihnen nehme. Nur deswegen sage ich Ihnen das. Wollen Sie, ich bitte, an die Unwandelbarkeit dieser meiner Gefühle glauben.

Eveline Fürstin Wittgenstein."

---

[1]) Deutsch fortfahrend.

[2]) Nun wieder französisch.

Einen interessanten Beitrag zur Entdeckung unseres jetzt in aller Munde befindlichen Weingartner liefert der folgende Brief Hamerlings, der Goldschmidt das Libretto zu den „Sieben Todsünden" geschrieben hat.

Graz, 18. Juli 80.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Endlich habe ich einen Menschen gefunden, einen prächtigen jungen Menschen, der mit seinem schönen Compositionstalent eine gediegene Claviertechnik verbindet und der darnach glüht, mir die 7 Todsünden vorzuspielen, dies auch schon theilweise, vom Blatt weg, zu meinem und seinem größten Genusse gethan hat. Da ich ihm aber nun den Clavierauszug zu gründlichem Studium übergeben will, so bitte ich Sie, falls Ihr Weg Sie doch noch in nächster Zeit hierher führte, mir den Tag Ihrer Ankunft vorher bekannt zu geben, damit ich den Clavierauszug rechtzeitig von Herrn Felix Weingartner — so heißt mein junger Mann — zurücknehme und bereithalte.

Ihr warm ergebener
Rob. Hamerling.

Im folgenden Briefe Hamerlings, ddo. Graz, 14. Dezember 1877, spiegelt sich die Psyche des Dichters:

„Hochgeehrter Herr und Freund! Ihrer so wohltuend warmen, herzlichen, liebenswürdigen Einladung könnte ich mein schmerzliches „Non possumus" in Gestalt der beiden folgenden Tatsachen entgegenhalten: Erstens: ich würde um alles in der Welt nicht nach Wien gehen, wenn ein Schauspiel von mir dort zur Aufführung käme; und selbst im gegenwärtigen Falle, wo ich nur zur kleinen Hälfte persönlich beteiligt bin, würde die Aufregung eine viel zu große, eine unerträgliche für mich sein.

Zweitens: ich bin zu invalide, zu krank für eine kalte Winterfahrt — und da mir nichts schrecklicher wäre, als wenn Sie dies Kranksein für einen „diplomatischen Schnupfen" hielten, so fühle ich mich gezwungen, zur schmählichsten, allerelendsten Prosa hinabzusteigen und Ihnen zu sagen, daß ich seit einigen Tagen an eigentümlichen Blutungen leide, die umso bedenklicher, als sie nicht hämorrhoidaler, sondern bis jetzt ganz rätselhafter Natur sind, und die mir für den Augenblick vor allem Ruhe zur Pflicht machen. Ich glaube, daß man diesen Tatsachen einiges Gewicht nicht absprechen würde. Und doch sind nicht sie entscheidend — ein dritter Grund fällt ausschlaggebend mit eherner Wucht und ge-

bieterischer Notwendigkeit in die Wagschale; ein Grund, der leider nicht mitteilbar und ganz und gar in eigentümlichen Umständen, in individuellen Verhältnissen begründet ist. Ich kann nichts weiter hinzufügen, als: Mit schwerem Herzen muß ich auf den freudigen persönlichen Mitgenuß Ihrer Schöpfung verzichten! Ich bin es freilich gewohnt, daß zwischen meine sehnlichsten Wünsche und ihre Erfüllung sich überall ein böses neidisches Fatum drängt!

Mit Spannung, ja mit beinahe peinlich krankhafter Spannung sehe ich dem 22. Dezember entgegen. An Ihrem Erfolge zweifle ich nicht im geringsten; aber ich kann mir denken, wie die Wiener Kritik mit Ihrem Librettisten umspringen wird! Man wird mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen, mir wieder eins zu versetzen. Sollte es Ihnen unbekannt sein, daß die Wiener Redaktionsstuben von meinen intimsten — Feinden wimmeln? —

Doch, es komme für mich, was kommen mag. Mir liegt in diesem Falle an Ihrem Erfolge mehr als an dem meinigen. Ein vertrauensvolles Glückauf rufe ich Ihnen aus ganzer Seele zu! Haben Sie den entscheidungsreichen Abend hinter sich, so gedenken Sie einen Augenblick Ihres warm ergebenen, in ängstlicher Zurückgezogenheit der geflügelten Stunde entgegenharrenden Genossen

Rob. Hamerling."

Daß Hans v. Bülow neben seiner Gabe zum Sarkasmus auch über harmlosen Witz verfügte, beweist der folgende Brief, den er als Danksagung für ein süßes Geburtstagsgeschenk an das Ehepaar Goldschmidt sandte:

Hannover, 8. Januar 1879.

„Verehrtestes liebenswürdigstes Ehepaar! In dem Momente, wo ich Ihnen meinen Dank stammle, hat das Objekt meiner Danksagung bereits zu existieren aufgehört, es ist ein Geist geworden. Viele Herzensnachbarn haben sich daran beifälligst erquickt, namentlich deshalb, weil ich meinen (Ihren) Gästen stolz verkündet, daß die schöne Torte des Schaums eine Liebesgabe der Frau Musikdirektor Engel sei. Sie werden mich hoffentlich nicht dementieren — wogegen ich mich verpflichte, die Glinkakritik der Nordd. Allg. künftig Herrn Emil Mayer in die Galoschen zu schieben. Doch — lieber einen kurzen herzlichen als einen langen scherzlichen Dank, den ich noch lieber baldigst mündlich auszusprechen hoffe.

Devotissimo (di more) servo
Hans von Bülow."

Trotz seiner damaligen Geldnot wußte Bülow sich doch auf geistreiche Art zu revanchieren, indem er eine Torte mit nicht quittierter Rechnung sandte:

Hannover, 18. März 1879.

„Verehrtester, Süßigkeiten von mir — das klingt zu unglaublich — impertinent; deshalb lege ich meine Rechtfertigung bei: wie Sie sehen, bin ich nur Kommissionär eines Konditors, der mich durch seinen Auftrag nicht nur aufs höchste ehrt, sondern sogar aus einer peinlichen Verlegenheit erlöst. Mögen Sie sich der Ihnen zugemuteten Aufgabe gewachsen zeigen d. h. sich so wohl befinden in diesen aufregenden Tagen, als es Ihnen wünscht

Ihr ganz ergebener Diener
Hans von Bülow."

Einen charakteristischen Beitrag zum Kapitel: Wien und Wiener Kritik liefert der folgende Brief des berühmten Bildhauers Tilgner:

„Lieber alter Freund! Von allen Seiten höre ich mit aufrichtiger Verehrung und Freude über Deinen Erfolg sprechen. Es ist so selten, daß man hier in Wien etwas gelten läßt. Du bist gerade lange genug in Deiner Vaterstadt verkannt gewesen, daß Dir jeder, der Dich persönlich kennt, den Erfolg gönnt. Ich drücke Dir die Hände und wünsche von ganzem Herzen, daß dieser glänzende Erfolg in Wien alle Deine Neider und Widersacher erdrücken möge. Hierbei möchte ich betonen, daß Dein anscheinend heftigster Feind[4]), dem Du so viel angetan hast, sich wirklich nicht so schlecht benimmt. Er sagt: „Mein Gott! Ich bin ein alter Mann. So oft ich über ein Werk berichte, kommen stoßweise Schmähbriefe. Das bin ich gewöhnt. Ich könnte, wenn ich wollte, mich auch rächen, glauben Sie nicht? Glauben Sie nicht, daß über einen solchen Feind, wenn ich meinen Einfluß geltend mache, kein Wort in unser Blatt kommt? Das liegt mir fern. Im Gegenteil, ich würde mich freuen, wenn das nicht bloß verletzte Eitelkeit, sondern wirklich der Ausfluß eines wirklich vollkommenen Talentes ist." Und ich habe die Überzeugung, daß er ehrlich gesprochen hat . . . . Es ist Dir vielleicht gleichgiltig, was er sagt und was er von Dir denkt, aber warum sich nur Feinde machen? Es ist nicht der Mühe wert. Das rät Dir Dein treuer Freund

Viktor Tilgner."

[4]) Eduard Hanslick, der Musikreferent der Neuen Freien Presse.

Von der Bescheidenheit eines wahrhaft großen Kritikers gibt der folgende Brief Zeugnis:

„Mein Herr, ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie sich die Mühe genommen haben, bei mir vorzusprechen, um mir den Brief meines Freundes Professor Hermann zu bringen.

Ich bin leider in der Musik nur ein Laie, der im Kapitel keine Stimme hat. Ich plaudere über Musik nur ganz gelegentlich in den Zeitungen, an denen ich mitarbeite, und mein Einfluß ist gering, so gering, wie Sie das kaum glauben werden. Aber wenn ich Ihnen nützlich sein kann, indem ich auf Ihre Konzerte da und dort hinweise oder indem ich Sie mit einigen maßgebenderen Kritikern, als ich es bin, in Verbindung bringe, stehe ich gerne zu Ihrer Verfügung.

In besonderer Wertschätzung
Francisque Sarcey."

Zum Schluß möge noch ein ebenfalls unveröffentlichter Brief Massenets folgen:

Paris, 2. Juni 1885.

„Werter Herr, ich dachte, daß Sie längst wieder in Wien wären. Die Zeitungen haben ja Ihre Abreise gemeldet. Ach — die Zeitungen! Wenn sie melden, daß sich jemand nach Amerika eingeschifft hat, kann man ihn höchstens auf dem Wege nach einer Vorstadt vermuten!

Das ist meine Entschuldigung dafür, daß ich Sie nach der Aufführung Ihres schönen Werkes nicht besucht habe. Leider mußte ich wegen der Première von Manon und der Herodiade von Paris abwesend sein; wie sehr bedaure ich, daß ich die prachtvolle, klangvolle Orchestermusik nicht mit anhören konnte, auf die ich mich so sehr gefreut hatte, der ich Ihr Talent und Ihr großes Streben bewundere!

Ich bitte Sie, sich nun meiner manchmal zu erinnern. Ich kann Ihnen nicht oft genug sagen, wie wert mir Ihre Familie ist, ich kann die Gefühle der Sympathie nicht vergessen, die mir Frl. von Goldschmidt eingeflößt hat. Sie ist eine echte Tochter des schönen Wien, das ich sehr liebe.

Betrachten Sie mich als Ihren stets treu ergebenen

Jules Massenet."

Ein Brief von Peter Altenberg mag als ein Beweis für die Güte und Freigebigkeit gelten, mit der Goldschmidt auszuhelfen wußte, wo Not und Mangel herrschte.

Lieber, lieber Herr von Goldschmidt, das ist ja wirklich wunderbar!

Diese aristokratische Liebenswürdigkeit, dieses Zeichen Ihrer freundschaftlichen Gesinnung.

Ich bin sehr, sehr leidend, bin in einer der schwersten Nervenkrisen meines Lebens.

Da trifft so ein Hauch von Ideal-Menschlichkeit destomehr die bedrängte Seele!

Ihr

Peter Altenberg.

Die Noblesse, die Goldschmidt dem Wiener Dichter gegenüber hier bezeigte, ist um so rühmenswerter, als er damals selbst bereits in schwierigen materiellen Verhältnissen steckte. Ein Kreis von Freunden suchte ihm hierüber fortzuhelfen, aber er hatte trotzdem dauernd mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, wie der letzte der Briefe, den wir hier folgen lassen, ein Schreiben an Josef Lewinsky vom 16. Februar 1899, nur zu deutlich bestätigt:

Sehr verehrter Freund! Aus der beiliegenden Nota des Dr. Heinrich Löwy ersehen Sie, daß die auf die Gaea-Gesellschaft (?) entfallenden 720 Gulden nun zu zahlen sind. Als vor einem Jahre Herr Dr. Steger die Begleichung der Rechnung mir zumutete, war das, wie Sie und Dr. Hirschfeld ja eingesehen haben, ein rein persönlicher Standpunkt, und Sie sind nach den Statuten unserer armseligen Vereinigung vollkommen berechtigt, eine Anweisung zu unterschreiben. Die Unterschrift eines zweiten Komiteemitgliedes und die meine machen die Anweisung zu einer giltigen (bei der Anglobank). Ich bitte Sie nun dringlichst, Ihren Namen unter die beigeschlossene Anweisung zu setzen. Es muß gezahlt werden. Der Advokat braucht es, und ich k a n n e s n i c h t b e g l e i c h e n. Der Fond ist noch — ich weiß es nicht genau, aber ungefähr — 3000 Gulden hoch. Ob er nun 2300 wird — ist ganz gleichgiltig. Meine Sache ist vernichtet, niemand kümmert sich um mich und meine Kunst und mein Werk, alle Hoffnungen, die ich einst hegte und pflegte, waren nur große Enttäuschungen.

Ich bin ein gebrochener Mann und habe keine Hoffnung mehr in diesem Leben — keine — gar keine.

Verzeihen Sie, teurer Freund, diesen Ausbruch meiner Stimmung, die mich verzehrt, er gehört gar nicht hierher. Aber Sie waren immer

so gut mit mir, und da wird selbst ein Einsamer mitteilsam und geschwätzig.

Was nun die Sache Dr. Löwy betrifft, so können Sie sich vollkommen auf meine Anschauung bezüglich Ihres Rechtes verlassen. Dr. Steger war verletzt, daß man ihm die kleinen Geschäfte nicht übertragen hat — voilà tout. Ich sende sodann die beiliegende Anweisung an Dr. Hirschfeld.

In treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit

Ihr

Adalbert Goldschmidt.

Rogalla von Bieberstein: Die Bedeutung der englischen Heeres- und Invasionsfrage für Deutschland.

Selten hat die Rede eines Militärs und Parlamentsmitgliedes ein so weit hallendes Echo in der Welt geweckt, wie die Lord Roberts im englischen Oberhause. Seine Forderung eines englischen Landheeres in Stärke von 1 Million Mann hat jedoch nicht sowohl dadurch besondere Bedeutung für das Ausland und namentlich Deutschland, daß ein derartiges Heer das Inselreich kräftiger vor Invasion beschirmen würde wie das bisherige und die Flotte, wie vielmehr dadurch, daß dieses Heer, wie König Eduard anstreben soll, auch den Verwickelungen auf dem europäischen Kontinent gewachsen zu sein und daher offenbar in diese einzugreifen bestimmt sein würde. Daß aber England durch seine der deutschen fast dreifach überlegene Schlachtflotte schon heute genügend gegen Invasion geschützt ist, gilt in den Fachkreisen mit ganz vereinzelten Ausnahmen als zweifellos, und der Nachweis, daß dies nicht der Fall sei, den Lord Roberts zu führen versucht, ist leicht zu widerlegen. Umsomehr aber gewinnt die Ansicht Berechtigung, daß es sich bei der Forderung Lord Roberts' nicht sowohl um den Schutz gegen Invasionsgefahr, wie vielmehr um die Vertretung der seit dem Krimkriege ruhenden Politik der bewaffneten Heeresintervention Englands bei Verwickelungen auf dem Kontinent, und zwar namentlich zur Unterstützung Frankreichs in einem eventuellen Kriege mit Deutschland handelt.

Wie bekannt, hat die englische Flotte wiederholt den dänischen Hafen Esbjerg der Westküste Jütlands, bezüglich einer dortigen Landung englischer Streitkräfte von, wie man annahm, 100000 Mann, aufgesucht und rekognosziert und selbst eine Landungsübung dort vorgenommen. Wie wenig Aussicht auf Erfolg aber eine dortige Landung der Zahl und Operationsbereitschaft der norddeutschen Truppen gegenüber haben würde, wurde bereits mehrfach nachgewiesen, und schon Fürst Bismarck erklärte, daß, wenn die Engländer dort landeten, man

sie „arretieren" würde. Wenn man jedoch heut von militärischer Seite als die vorherrschende Anschauung der englischen Militärkreise bezeichnet, daß bei dem angenommenen Kriege England nach Vernichtung der deutschen Flotte 4 bis 5 Armeekorps bei Antwerpen landen werde, deren selbständige Operationsaufgabe der Angriff auf die durch Belgien den Durchbruch versuchenden deutschen Streitkräfte sein würde, so geht diese Darlegung von der Voraussetzung entweder eines Bündnisses Englands mit Belgien, oder von einem passiven Geschehenlassen der Landung und der ihr folgenden Operation seitens Belgiens aus. Beides aber erscheint irrig, weil das neutrale Belgien sich, wenn auch im unmittelbaren maritimen Machtbereich Englands, jedoch in dem ihm weit bedrohlicheren der deutschen Landmacht befindet, und bei deren weit wahrscheinlicherem Siege die Kosten des Krieges auch seinerseits tragen würde. Belgien müßte daher, im Fall ihm die englische Landung aufgezwungen wird, gegen dieselbe mit seiner Armee Front machen, anderenfalls es die Konsequenzen eines Einverständnisses mit England sich aufladen würde. Im übrigen ist die Annahme eines deutschen Durchmarsches durch Belgien, ganz abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, ja Ausgeschlossenheit dieses Neutralitätsbruchs, schon deshalb hinfällig, da er dem deutschen Heere durch die dadurch bedingte Operation zur Vertreibung der belgischen, auf Kriegstärke immerhin etwa 145000 Mann zählenden Streitkräfte in die Befestigungen der Maaslinie und Antwerpens, mehr Kräfte entziehen, wie ihm nützen würde. Das Eingreifen des englischen Hilfsheeres würde sich daher von Calais, Boulogne, Havre und eventuell Cherbourg, auf Reims und Mézières zu richten haben, und für die ersten, sehr wichtigen, blitzartig erfolgenden Entscheidungen an Maas und Mosel zu spät kommen.

Die Regierung Englands hat bekanntlich die Forderung Lord Roberts' unter Betonung der heutigen Stärke der englischen Flotte und der durch erstere bedingten Heeresbudgetsteigerung um 20 Millionen Pfund Sterling (400 Millionen Mark) abgelehnt[1]), und es ist nicht zu erwarten, daß jene Forderung bei der liberalen Majorität des Unterhauses Zustimmung findet. So günstig nun auch der für sie gewählte Zeitpunkt erscheint, da die Besorgnis vor dem Anwachsen der

[1]) Das derzeitige Heeresbudget inkl. des indischen beträgt rund 957 Millionen Mark.

deutschen See- und Handelsmacht, ungeachtet aller ausgetauschten friedlichen Versicherungen und Besuche, in England kaum ganz verschwunden und heut wieder neu angefacht ist, und überdies dort große Arbeiterscharen beschäftigungslos sind, so daß sie der Kriegsminister ins Heer einstellen will, so würde doch die geforderte, gewaltige Heeresverstärkung bei zu erwartender Wiederkehr der Arbeiternachfrage dem englischen Arbeitsmarkt unersetzliche Kräfte entziehen. Namentlich aber auch der im stetigen Wachstum begriffenen englischen Flotte, deren Personal heut bereits 128000 Köpfe stark ist und die zuweilen Mangel an Ersatz in einzelnen Dienstzweigen hat. Überdies würde die neue gewaltige, für das Landheer geforderte Summe auch die weitere Verstärkung des eigentlichen Horts Englands und seiner Seegewalt und Weltherrschaft, die der Flotte, erschweren, mindestens beeinträchtigen. Auch ist man bekanntlich in England von alters her, schon aus Besorgnis einer Minderung der bürgerlichen Freiheiten und der Macht des Parlaments, dem Militarismus, der allgemeinen Wehrpflicht und der Bildung eines großen Landheeres abgeneigt, da es der Gewalt der Krone bedenklichen Vorschub leisten könnte. Immerhin ging die Regierung auf die Forderung einer größeren Bereitschaft gegen die Invasionsgefahr mit dem Hinweis ein, daß der Generalstab Pläne ausarbeite, die es England ermöglichen sollen, zu jeder beliebigen Zeit und an jeden beliebigen Ort die größtmögliche Truppenmacht zu werfen, während jedoch hauptsächlich die Flotte die Verteidigung der Küsten sichere.

Lord Roberts motivierte seine Resolution mit der Invasionsgefahr, die z. B. von Deutschland drohen könne. Bisher nahm man in England an, daß unter dem Schutze der das Inselreich verteidigenden Flotte die Landung eines Invasionsheeres schon von mindestens 120000 Mann unmöglich, dagegen die eines Truppenkorps von zirka 10—15000 Mann, also etwa einer Division, zu einem rasch vorübergehenden „Raid" ausführbar sei. Lord Roberts zufolge sind jedoch die die Möglichkeit einer Heeres-Invasion seitens Frankreichs betreffenden, 1905 zutreffenden Ermittelungen Balfours bezüglich Deutschlands 1908 nicht zutreffend. In Deutschland seien jederzeit Schiffe für 200000 Mann verfügbar. Diese Truppenzahl könne während mehrerer Monate des Jahres in den Bezirken der zunächst gelegenen Häfen ohne Mobilmachungsmaßregeln zusammengezogen, und vermöge der guten Eisenbahnverbindungen in weit gerin-

gerer Zeit als in Frankreich nach den Häfen gebracht und eingeschifft werden. Lord Roberts nimmt mit seinen Darlegungen einen England und die englische Flotte überraschenden Überfall an. Ein solcher gilt jedoch, wie überhaupt die Invasion eines Heeres in England, sowohl in den britischen, wie auch in unseren maßgebenden Fachkreisen für völlig ausgeschlossen, und wird dies auch in einer der neuesten Ausgaben der „Marinerundschau" betont und nachgewiesen. Beim heutigen Stande des Nachrichtenwesens ist sowohl die Zusammenziehung einer Truppenzahl von 200000 Mann an der Küste, auch ohne Mobilisierung und Einziehung der Reserven, wie auch die der dafür erforderlichen Fahrzeuge, ohne rechtzeitig in England bekannt zu werden, völlig ausgeschlossen, und die unlängst erfolgte Vereinigung der Hauptkräfte der englischen Flotte in den heimischen Gewässern, und zwar der Kanalflotte in Portland, der Heimatflotte und der Nore Division in Sheerneß, Portsmouth und Devonport und nur der atlantischen Flotte in dem nur 36 Stunden Fahrtzeit von der Nordsee entfernten Bearhaven, zielt gerade auf die größte Aktionsbereitschaft gegenüber der deutschen Flotte ab. Wäre jedoch die englische Flotte etwa vor Ausbruch eines Krieges mit Deutschland, wie häufig in Manövern, in den portugiesischen oder sonstigen ostatlantischen, oder den Mittelmeergewässern oder anderwärts engagiert, so würde sie zweifellos beim geringsten Anzeichen einer politischen ernsten Spannung rechtzeitig nach den heimischen Gewässern beordert werden. Die Invasionsflotte hätte daher unbedingt mit ihr zu rechnen und müßte sie zuvor gründlich schlagen, damit die Transportflotte für 200000 Mann, die auf etwa 270 Dampfer zu veranschlagen ist, ihre Truppen und ihr Kriegsmaterial in Sicherheit zu landen vermag. Die Landung allein aber und der siegreiche Vormarsch in Feindesland genügt nicht, um entscheidende Erfolge England gegenüber zu erringen, sondern selbst das bestausgerüstete Invasionsheer bedarf des beständigen Nachschubs an Munition, Ersatzmannschaften, Proviant und Ausrüstungsstücken, um dauernd operationsfähig zu bleiben. Dazu aber gehört, daß die Invasionsflotte die Nordsee völlig beherrscht und daher die englische Flotte gründlich geschlagen und gänzlich von ihr vertrieben hat. Da diese jedoch über 52 Linienschiffe und 34 Panzerkreuzer mit zusammen 1174139 Tonnen gegenüber 22 deutschen Linienschiffen und 8 Panzerkreuzern mit zusammen 340010 Tonnen verfügt, und da nur ein geringer Teil jener Streitmacht sich in ausländischen Gewässern be-

findet[2]), so ist die britische Überlegenheit eine so bedeutende, daß auf ihre Bewältigung durch die deutsche Flotte, ungeachtet deren Kriegsgeschultheit und vortrefflicher Ausbildung von Führern und Mannschaft und ihres modernen Materials, nicht zu rechnen ist. Eine Überraschung Englands, ein plötzlicher unerwarteter Anfall auf dasselbe, wie etwa der der Japaner auf die russische Flotte auf Port Arthur, ist deutscherseits sowohl aus Gründen loyalen politischen Verhaltens, wie der Aufmerksamkeit Englands nicht entgehen könnend, ausgeschlossen. Wenn Admiral Finnis behauptete, er hätte bei einem der jüngsten Flottenmanöver eine supponierte deutsche Armee von 70000 Mann an der Küste Schottlands, durch Nebel begünstigt, jedoch auch ohne dies zu landen vermocht, so übersah er dabei, daß diese Armee bereits eingeschifft war und nicht der Zeit für ihre Versammlung und Einschiffung bedurfte, die den englischen Gegenmaßregeln zugute käme.

Die deutsche Nordseeküste hat überdies nur 4 Stellen, an denen sich die Invasionsflotte und ihre Begleitflotte zu sammeln und auszulaufen vermögen, und zwar die in ihren Fahrtrinnen nur schmalen Mündungen der Elbe, Weser, Jahde und Ems. Der Weg aus der Ostsee um Kap Skagen, zur Entlastung des Transports durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal, ist zu weit, eventuell dänischerseits bedrohbar, und würde eine zu erhebliche Trennung der Flotte bedingen. Allein den erwähnten 4 Stellen gegenüber ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die englische Flotte rechtzeitig vor ihnen erscheint und den Kampf mit großer Überlegenheit aufnimmt, und die Fahrt der Transportgeschwader verhindert. Eine heimliche Versammlung von 200000 Mann aber und einer Transportflotte von etwa 270 Dampfern an der deutschen Nordseeküste, wie sie Lord Roberts annimmt, ist, wie nochmals betont sei, beim heutigen Stand des Nachrichtenwesens und der Telegraphie völlig ausgeschlossen und daher auch eine überraschende Landung eines derartigen Heeres an Englands Ostküste. Dagegen erscheint es nicht unmöglich, wenn auch keineswegs wahrscheinlich, daß, selbst wenn die englischen Kreuzer bereits die deutschen Nordseehäfen

[2]) In ausländischen Gewässern befinden sich nur die 6 Linienschiffe, 4 Panzerkreuzer und 4 geschützten Kreuzer des Mittelmeergeschwaders, und ferner in China, Ost- und Westindien, Australien, am Kap und an der Westküste Nordamerikas in Summa 7 Panzerkreuzer, 22 geschützte, 2 ungeschützte Kreuzer und 9 Kanonenboote.

beobachten, bei Nacht oder Nebel, mit verdeckten Feuern und Lichtern, es einem deutschen Raidgeschwader gelingt, ihre Linie zu durchqueren, ohne daß der Kurs desselben erkennbar wird, und ohne daß die englischen Geschwader dasselbe auf seiner Fahrt anzuhalten vermögen. Bekanntlich gilt den heutigen Abwehrmitteln an Torpedobooten, Unterseeboten 2c. gegenüber die Aufrechterhaltung einer engen Blokade als ausgeschlossen. Von den Goodwin Sandsands, und zwar von den „Downs" bei Dover bis zum Firth of Forth ist die englische Ostküste, an welche die 10 Tiefen Linie fast überall nahe herantritt, in einer Ausdehnung von über 100 d. M., mit wenig Ausnahmen, zu einer Landung geeignet; allein ein solcher Raid mit 10—15000 Mann würde nur vorübergehenden, verhältnismäßig geringen Erfolg haben können, und selbst eine durch ihn hervorgerufene Panik an der Londoner Börse brauchte Englands Widerstandskraft nicht zu erschüttern, und es fragt sich sehr, ob das deutsche Streifkorps bei der Rückfahrt den englischen Geschwadern entgehen würde. Dies muß jedoch, nur bei Nacht und anhaltendem Nebel möglich, fast als ausgeschlossen gelten.

Was die von Lord Roberts als möglich angenommene Landung eines Heeres von 200000 Mann anbetrifft, so nehmen Einige an, daß, wenn diese 200000 Mann einmal gelandet seien, die Eroberung Englands gewiß sei. Allein die Verhältnisse liegen heut ganz anders, wie zur Zeit des 1805 mit 185000 Mann geplanten Invasionsunternehmens Napoléons[3]). Beherrschte der Kaiser damals den Kanal für 24 Stunden, so durfte er gewiß sein, durch einen raschen Vormarsch auf das damals fast schutzlose London den Widerstand Englands zu brechen und dort den Frieden zu diktieren. Denn damals war die Landarmee Englands an Zahl außerordentlich schwach und ein längerer Widerstand unmöglich. Heut verfügt jedoch England, wenn auch über kein den großen Heeren des Kontinents an Zahl auch nur annähernd ebenbürtiges Heer, so doch über ein stehendes Inlandheer von 136000 Mann und über etwa 200000 Mann Territorialarmee. Der Kriegsminister

---

[3]) Napoléon hatte bei Boulogne eine Armee von 172000 Mann Infanterie, 9000 Kavallerie, und gleichzeitig eine Landungsflotte von 2413 Fahrzeugen und 16738 Mann Bemannung in den nordfranzösischen Häfen zur Landung in England versammelt. Der kühne Plan sollte zur Ausführung gelangen, sobald die Geschwader von Antwerpen, Brest, Cadix und den Mittelmeerhäfen sich zum Schutz der Landungsflotte vereinigt haben würden. Die Niederlage bei Trafalgar verhinderte die Ausführung des Plans.

Haldane behauptete zwar in einer Rede in Gullane, England besitze einschließlich der Reserven eine reguläre Armee von 320000 Mann, die besser ausgebildet sei, als irgend eine andere (??), könne binnen kurzer Zeit 4 Divisionen mobil machen, und verfüge über Waffen, Vorräte und Mannschaften, die zur Mobilmachung von 6 Divisionen oder mehr ausreichten. Er habe einschließlich seiner Territorialarmee 570000 Mann in Bereitschaft, um einer Invasion begegnen zu können. Deshalb sei er wegen der Landesverteidigung in keiner Weise beunruhigt. Wenn nun auch dieses großenteils aus den sehr minderwertigen Elementen der Territorialarmee zusammengesetzte Heer kaum gegenüber 200000 Mann deutscher Truppen die Hauptstadt London, ungeachtet dann improvisierter zum Teil schon vorbereiteter Befestigungen, erfolgreich zu verteidigen imstande sein würde, so würde dennoch England mit dem Fall der Metropole heut nicht zum sofortigen Friedensschluß genötigt sein, da einerseits der Widerstand in den mittleren und nördlichen Landesteilen fortgesetzt werden könnte, andererseits aber die Kräfte des Invasionsheeres sich in Ermangelung des Ersatzes von Munition und Mannschaft und mannigfachen Kriegsmaterials verzehren würden, wenn die englische Flotte nicht völlig geschlagen und damit die Nordsee für den deutschen Nachschub frei wird. Man schreibt überdies bekanntlich Moltke die Äußerung zu, man könne wohl ein Heer nach England bringen, aber schwer wieder heraus.

Großbritannien bedarf somit zu seinem Schutz eines denen der Kontinentalmächte ähnlichen großen Heeres im Inlande nicht, und wenn eintretendenfalls ein größerer Teil der englischen Flotte in fernen Gewässern engagiert und das Königreich daher durch seine Flotte weniger stark und selbst schwach verteidigt sein würde, so kommt überdies fortan in Betracht, daß England in naher, fast bündnisähnlicher Entente zu Frankreich steht und daher voraussichtlich auf dessen Flotte zählen dürfte.

Der u. a. angenommene Fall, daß sich die englische Flotte zur Verteidigung Indiens in den indischen Gewässern befände, läßt nur die Flotte des zur Zeit mit England im Bündnisverhältnis stehenden Japans als Gegner der englischen Flotte in Betracht ziehen, da keine andere Flotte, mit Ausnahme etwa der der Union, ein höchst unwahrscheinlicher Fall, in den indischen Gewässern aufzutreten und nachhaltig zu operieren vermag, bevor die englische mit ihr abgerechnet hätte. Für die erfolgreiche Bekämpfung der japanischen, nur 14 Linienschiffe und

12 Panzerkreuzer zählenden Flotte bedarf es jedoch nur eines Teils der englischen, 52 Linienschiffe und 34 Panzerkreuzer zählenden Flotte, und ähnlich liegen, in Anbetracht ihrer Überlegenheit an Dreadnoughts, die Verhältnisse der Flotte der Union und annähernd selbst einer höchst unwahrscheinlichen Koalition beider gegenüber. Der Two power standard der englischen Flotte sichert das Königreich vor unliebsamer Überraschung durch eine feindliche Flotte.

Die geforderte englische Heeresverstärkung eröffnet jedoch, namentlich hinsichtlich der Vertretung der politischen Interessen Englands auf dem Kontinent, eine neue Perspektive. Sie soll, wie erwähnt, nach König Eduards Absicht eine Verwickelungen auf dem europäischen Festlande gewachsene Armee schaffen und damit die Entente Englands mit Frankreich in eine Allianz verwandeln. Allein jene verlangte Verstärkung des englischen Heeres und sein etwaiges Auftreten auf dem Kontinent enthält vor der Hand keine ernste Gefahr für Deutschland, da es vieler Jahre bedürfen würde, bevor sie eine große, kriegstüchtig geschulte, britische Operationsarmee zu schaffen vermag, und da sie, wie man englischerseits zunächst selbst annimmt, nur etwa 4—5 zu Operationen verwendbare Armeekorps — und seien es auch mehr — aufbringen würde, und weil diese, wie dargelegt, zu der ersten, der wichtigsten Entscheidung an Maas und Mosel zu spät kommen würden. Mit den ersten großen Kämpfen an den Landesgrenzen wird überdies erfahrungsmäßig die Hauptwiderstandskraft des in ihnen unterliegenden Heeres gebrochen, und gewinnen die späteren Kämpfe, wenn auch noch hartnäckig und schwer, wie 1870/71, weniger 1866, meist nur sekundäre Bedeutung. Der Nachteil des Robertsschen Planes liegt bis jetzt für Deutschland wesentlich darin, daß er den alten latenten Gegensatz zwischen England und Deutschland wieder auffrischt, nationale Feindschaft zu entfachen, und beiderseits zu neuen, sich in ihrer Wirkung kompensierenden Rüstungen für Flotte und Heer anzuregen geeignet ist, und damit die Lasten der Wehrmacht, und somit die Steuern von neuem steigern würde, während er von keinem entscheidenden Nutzen und Einfluß für England zu werden vermöchte.

Wilhelm Krag*):
Die Auktion.

„Das ist doch platterdings unmöglich!" Der Major riß seine runden Augen weit auf, sein Mund öffnete sich ein paarmal weit, was das untrüglichste Kennzeichen bildete, daß er überwältigt war. Und in dem „Intelligenzblättchen" konnte etwas stehen, was ihn in diesem Grade überraschte!

„Der Teufelskerl hat vollständig den Kopf verloren," brummte er wieder und blies eine Rauchwolke auf das „Blättchen", so daß das kleine Zeitungspapier einen Augenblick verschwand. — —

Bassen Brause wollte Wibleskau verkaufen! — Und in öffentlicher Auktion! Hier stand es ja in dem Blatt angezeigt! — Wohnhaus und Nebengebäude jeglicher Art, und die dazu gehörigen Herrlichkeiten, darunter ein leidlich erhaltenes Sägewerk. —

Nun ja, dies Sägewerk, dachte der Major, das konnte wohl kaum leidlich wohlerhalten genannt werden. Es war angefault, so daß das Wasser mitten aus der Rinne lief und Gras und Schlingpflanzen an den Wänden wuchsen. Aber ach! was knüpften sich nicht für viele schöne Erinnerungen an dieses „leidlich wohlerhaltene Sägewerk!" Denn dort war es ja, wo der Leutnant und seine Freunde so manches liebe Mal ihr mitgebrachtes Frühstück eingenommen hatten, wenn sie draußen bei Boilewatne auf Jagd waren. —

— Ferner Geräte jeder Art und der Bestand an Vieh. — Hm, ja! Geräte ja — die waren rein zum Erbarmen, und das Vieh bestand bloß aus zwei alten Kühen, einem Schwein, einigen Hühnern und einer Herde Schafe. Ja, und dann Bella nicht zu vergessen! Jetzt war Bella mindestens zwanzig Jahre alt, und auf dem einen Auge blind; — es war die reine Komödie, Bassen Brause — den schweren Kerl — auf diesem hinfälligen Tiere dahergeritten kommen zu sehen.

Aber es war doch zu gut, um in öffentlicher Auktion, die „angezeigt" wurde, verkauft zu werden — angezeigt obendrein, pfui — wie ein ge-

*) Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Frida E. Vogel.

Max Fabian: Träumerei.
(Große Berliner Kunstausstellung 1909.)

wöhnlicher Höker seine Waren in der Zeitung zum billigsten Preis anzeigt.

Ferner verschiedener Hausrat, wie Möbel, Tischzeug, Silber, Porzellan.

„Verrückt!" knurrte der Major, ballte die Zeitung in einen Klumpen zusammen und warf sie in eine Ecke.

Kurz danach saß er im Sattel, und hinüber nach dem Paradies ging es, so schnell seine dicke Stute laufen konnte. —

Als der Major über den Hügel nach Wibleskau geritten kam, sah er schon von weitem den Leutnant auf dem Hof stehen.

Schon das mißfiel ihm. Denn ein Kavalier, der seine eigene Auktion im „Blättchen" angezeigt hatte, mußte nach der Meinung des Majors am liebsten einsam in einem dunklen Zimmer sitzen und sich hinter vorgezogenen Gardinen schämen.

Aber da stand der Kerl mitten auf dem Hof, als ob nichts passiert wäre. Und als der Major näher kam und Bassen Brause vergnügte Miene sah und entdeckte, daß er im Jagdanzug war und Flora und Diana an der Koppel hatte, — ja, da erzürnte er sich maßlos über seinen Freund und mußte sich aus allen Kräften beherrschen, um ihm nicht sofort seine Meinung laut und nachdrücklich zu sagen. — Aber er glich einer glühend roten Sprenggranate, als er in das Haus ging. Und als sie die Tür fest zugemacht hatten, brach es los.

Was die verdammten Jungensstreiche bedeuten sollten — ? War es aus Spaß geschehen, müßte er, zum Teufel nochmal — sagen, daß dies der niederträchtigste Spaß wäre, den er je erlebt hätte.

Ach nein, es wäre gewiß kein Spaß. Es wäre der traurigste Ernst, antwortete Bassen.

Der Major stierte auf ihn und nahm eine verachtungsvolle Miene an.

„Ernst hin und Ernst her," fauchte er. „Willst du mir einbilden, daß du in vollem Ernste Wibleskau an jeden Bauernjungen verkaufen willst?"

Ja, um so schlimmer, sagte der Leutnant still. Es wäre nur die bittere Notwendigkeit.

Der Major mußte ein Ende auf und ab gehn, bevor er reden konnte. Endlich blieb er mit gespreizten Beinen, die Hände in den Seiten, vor dem Leutnant stehen.

„Ich verstehe, der Teufel soll mich holen, keinen Muck davon!" — Und er rollte den Kopf hin und her, um anzudeuten, wie unbegreiflich es ihm vorkam.

Der Leutnant seufzte und begann zu erzählen.

Es war Bitterkorn, der das ganze verursacht hatte. Gleich nach jener Herbstjagd, wo sein Köter Jan erlegt wurde, hatte der elende Holsteiner Bassen Brause auf alle erdenkliche Art chikaniert. Und vor dieser Zeit war der Leutnant so unvorsichtig gewesen, sich völlig in die Gewalt dieses Menschen zu geben, und er konnte auf keine Weise mehr von ihm loskommen. Den ganzen Winter hatte das Vieh ihm die unverschämtesten Mahnbriefe geschickt, das letzte Mal hatte er ihm damit gedroht, ihn vom Hofe zu jagen und Wibleskau und alles, was ihm gehörte, zu verkaufen, um sein Guthaben zu bekommen. Und um einer solchen Schande zu entgehen, hatte der Leutnant es vorgezogen, alles zusammen freiwillig zu verkaufen und es so bekannt wie möglich zu machen, damit dem Prokurator keine Zeit bleiben sollte, herumzulaufen und mit seinen Plänen zu prahlen.

Als Bassen Brause seine traurige Erzählung beendet hatte, nahm der Major ihn bei beiden Schultern und schüttelte ihn hin und her, wobei er ihm streng in die Augen sah.

„Und weshalb hat Er denn früher kein Wort davon gesagt? Weshalb kommt Er nicht erst zu seinen alten guten Freunden? — Weshalb kommt Er nicht zuerst zu mir?"

„Zu dir, Major?" Der Leutnant lachte hell auf.

„Gerade zu mir! Es würde mir selbstverständlich eine Kleinigkeit gewesen sein, diese Lappalie zu ordnen!" antwortete der Major würdig und strich sich den Bart.

„Du ordnen? Du, der selber ein armer Teufel ist. — Auf welche Weise, mein Bester?"

Der Major machte eine kreisförmige Handbewegung:

„Ich konnte ja zum Beispiel das Ganze gekauft haben — unter der Hand, verstehst du, ohne daß irgend einer seine Nase reingesteckt hätte."

Der Leutnant bekam einen neuen Lachanfall. — Aber das Geld? Woher würde er denn das Geld bekommen haben?

„Geld —!" sagte der Major verächtlich. „Ich habe niemals festes Geld. Ich habe — unter uns gesagt — meine jährliche Rechnung mit meinem Freund Jan Seehuusen. — Und er hätte sicherlich bei einem solchen Anlaß mir eine etwas erheblichere Summe vorgestreckt."

Der Leutnant lächelte noch immer; — doch dann seufzte er und sagte, daß nun jedenfalls nichts mehr in der Sache zu tun wäre.

„Nichts?" brummte der Major. „So, das glaubt Er nicht? Sehr gut. Doch nun will ich was sagen: Erlaubst du, daß ich bis zum Abend das so ordne, daß alle Forderungen Bitterkorns an dich Konsul Jan Seehuusen übertragen werden? Nun, Alter? Ich rate dir einzuwilligen; denn angenehmere Männer, als mein Freund Jan es in Geschäften ist, findest du einfach nicht; das kann ich dir aus langjähriger Erfahrung versichern."

Der Leutnant saß einen Augenblick in tiefen Gedanken. Dann trat er ans Fenster und sah hinaus. Der Major schwieg; es wunderte ihn nicht, daß seine geniale Erfindung überraschend für den armen geplagten Bassen Brause kam; — es war bloß ärgerlich, daß er sich dem Major nicht schon längst früher anvertraut hatte, dann hätten sie die skandalöse Anzeige im „Intelligenzblättchen" vermieden.

Endlich wandte sich der Leutnant um. Er war sehr, sehr ernst. Langsam ging er zu dem Major hin und drückte ihm die Hand.

„Ich danke dir, lieber Major," sagte er. „Aber ich kann das nicht annehmen. Ich verbiete dir, etwas dergleichen vor dem Konsul zu erwähnen. Ich will es nicht haben."

— Es half alles nichts, wie der Major auch schimpfte und sich gebärdete. Bassen Brause war unerschütterlich. Es wäre kein bloßer Vorwand, sagte er. Was er jetzt tat, war das Resultat von vielen langen gründlichen Erwägungen.

Doch als der Major auf Ehre und Gewissen wissen wollte, was der Leutnant anzufangen gedachte, wenn die Auktion gehalten war, antwortete Bassen Brause:

„Das bleibt mein Geheimnis. Doch ich gelobe dir, daß du keine Schande von mir haben sollst, mein lieber Major von Knarren."

Und darauf lächelte er mit einem sonderbaren und stolzen Lächeln. — — —

* * *

Jeden Abend saßen der Holzfäller und die alte Guri zusammen in der Gesindestube und klagten. Das schläfrige Milchmädchen Karen nahm es ruhiger; jedenfalls sprach sie wenig. Doch das war auch nicht nötig; denn die beiden anderen sprachen um so mehr. Besonders war Hinke-

Guri untröstlich. Sie hatte sich daran gewöhnt, Wibleskau als ihren eigentlichen Aufenthaltsort anzusehen, und sie wußte sicher, daß der Leutnant sein Brot mit ihr teilen würde, solange er noch eine Rinde übrig hatte. Das war ja auch recht und billig, meinte sie; denn sie hatte nicht umsonst der Frau aus Berge — der schönen Rebecka — so viele Jahre lang gedient.

Und nun war alles vorbei! Nun sollte der Leutnant von Wibleskau! Ach herrjeh, so etwas Schlimmes, daß sowas passieren mußte!

Den letzten Abend vor der Auktion saßen sie wie gewöhnlich zusammen um den Herd und aßen. Nun hatten sie ihr trauriges Tagewerk vollbracht: alle Kleinigkeiten in Bündel zusammengebunden, so daß sie auf einmal verkauft werden konnten. Denn der Leutnant wollte nicht, daß die Auktion länger als einen Tag dauern sollte. Am Abend sollte alles erledigt sein. Und da war keine Zeit, den verschiedenen Kleinkram einzeln aufzurufen.

Jetzt waren sie fertig, und nun saßen sie zum letzten Mal um den Herd.

Hinke-Guri weinte ihre bitteren Tränen, und der Holzhauer saß und dachte voller Angst an seine Zukunft.

Aber Karen Roland lag wie gewöhnlich mit dem Oberkörper auf einem der Betten und schlummerte. Sie konnte unmöglich ein Herz im Leibe haben, Karen Roland!

Da hörten sie plötzlich jemand über den Hof kommen.

Wer konnte das wohl sein?

Die Schritte kamen gerade auf die Gesindestube zu; da war jemand am Schloß, — dann öffnete sich die Tür, und herein kam der Leutnant.

Er setzte sich zu ihnen an den Herd und fing an, mit ihnen zu plaudern, und er sagte, daß sie nicht traurig darüber zu sein brauchten, weil sie nun von Wibleskau mußten; denn sie sollten keine Not leiden. Dafür hätte er gesorgt. — Dann zog er eine Flasche und einige Gläser vor, und nun sollten sie alle zusammen ein Glas trinken. Und dann dankte er ihnen allen für die Zeit, wo sie zusammen gewesen waren, und dann tranken sie, aber Hinke-Guri kam es in die verkehrte Kehle, und sie hustete alles wieder aus. Und das war Sünde, denn es war ein süßer, prächtiger Wein, der wie Manna über die Zunge floß.

Er drückte jedem einzeln die Hand — auch der verschlafenen Karen, die gerade rechtzeitig aufgewacht war, um ihren Anteil Wein zu bekommen,

das Scheusal. — Aber mit Hinke-Guri machte er ein besonderes Aufheben; er klopfte sie auf die Schulter und dankte ihr, weil sie so gut gewesen wäre — jetzt und in alter Zeit.

In alter Zeit! Ach Herr, das genügte völlig, daß Hinke-Guri in Tränen zerfloß, und sie weinte lange, nachdem er schon längst seines Weges gegangen war; — ja, sie weinte den geschlagenen Abend, das alte Geschöpf!

— Bassen Brause blieb oben auf seinem Zimmer sitzen: — noch war viel bis morgen zu ordnen — ein ganzer Kasten mit Briefen, die durchgelesen und einer nach dem andern verbrannt werden sollten. — Nur ein einziges kleines Bündel blieb verschont. Es mußten sehr alte Briefe sein; denn das Umschlagpapier war vergilbt und zerfallen. —

Als der Kasten leer war und der letzte Bogen Papier als ein spröder Aschenhaufen drinnen im Ofen lag, saß der Leutnant eine ganze Weile still, die Hand vor den Augen. Das Talglicht begann im Leuchter herunterzubrennen und flackerte hie und da an dem langen, qualmenden Docht hoch. Aber er merkte nichts. Er saß immer noch mit der Hand vor den Augen, unbeweglich, als ob er schliefe. Traurig und öde war das Zimmer, worin er saß. Jedesmal, wenn das Licht aufflackerte, sah man die kahlen Wände und die leeren Fenster, die auf die schwermütige, zusammengesunkene Gestalt dort an dem einsamen Tische starrten.

Die Lichtschnuppe fiel glühend in den Talg hinunter und erlosch mit einem letzten Zischen.

Da fuhr er auf und sah sich um. Ein bleicher Schimmer des abnehmenden Mondes fiel durch das Fenster. — Es war lange über Mitternacht. —

Er tappte sich in den Gang hinaus, wo er tief innen in einem Wandschrank ein neues Licht fand. Er steckte es an und setzte es in den Leuchter, ging dann und weckte seine Hunde, die unten schliefen. Die waren verwundert, glaubten, daß sie auf die Jagd sollten, schnüffelten und schrien vor Freude. Aber sie sollten nicht auf die Jagd. Sie gingen alle drei nach oben. Er stellte das Licht auf den Tisch, setzte sich auf den Stuhl und schwatzte mit Diana und Flora. Sie verstanden ihn nicht, aber sprangen zu ihm herauf, jeder an einer Seite. Und er nahm sie um den Hals, drückte ihre Köpfe an sich und schaukelte hin und her, während sie wedelten und winselten. —

Als er sich ein Weilchen später erhob, glaubten die beiden, sie

sollten wieder hinunter auf ihre Schlafplätze, aber er rief sie zu sich; — sie sollten die ganze Nacht bei ihm sein, sagte er, und heute nacht sollte keiner von ihnen schlafen.

Er ging zum Eckfenster hin, dort wo der Mondschein leuchtete, und sah in die Nacht hinaus. Er rief die Hunde zu sich; sie stellten sich mit ihren Vorderpfoten auf das Fensterbrett, an jeder Seite von ihm einer, und er nahm sie wieder um den Hals, und er sprach wieder mit ihnen, mit seiner tiefen, ernsten Stimme. Er sprach mit ihnen von den schönen Tagen, die sie zusammen auf Wibleskau verlebt hatten, — von den vielen Streifzügen durch das Gebirge, wo die drei jeden Stein und jeden Strauch kannten; — er nannte jeden Ort bei dem ihnen dreien bekannten Namen. Und jedesmal, wenn er einen der Namen nannte, kläfften die Hunde und heulten traurig.

Wieder ging er zum Tisch hin, und er setzte sich, die Hunde dicht neben sich. Er nahm das letzte kleine Bündel Briefe, löste behutsam das Band, faltete sie einen um den andern auseinander und legte sie vor sich hin.

— Es war eine zarte Mädchenhandschrift, die Buchstaben waren rührend unbeholfen, wie bei einem Kinde.

„Liebwerter Bassen Brause — —“

Er las Rebeckas Briefe wieder durch, einen um den andern. Und einen um den andern nahm er sie und hielt sie in das Licht. Das Papier krümmte sich, nach und nach, wie das Feuer es verzehrte, und die großen Buchstaben glitten langsam in die Vernichtung. —

Danach setzte sich Bassen Brause zum Schreiben hin, und saßen die Hunde und stierten ihn an — stumm, ängstlich; denn so hatten sie ihren Herrn niemals vorher gesehen.

S. T. Hrn. Premier Major U. F. S. v. Knarren.

Meyn lieber Freund!

Dieses schreybe ich Dir, meyn lieber Major, die Nacht, bevor die Auktion über meinen Hof und Besitz gehalten wird. Morgen werde ich Dich wiedersehen und mit Dir sprechen, doch morgen gegen Abend, wenn Du dieses hier zu Händen bekommst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Ich schreybe Dir das itzt schon, damit Du zur Genüge verstehen kannst, daß, was ich thue, ich mit voller Überzeugung thue, und weil ich finde, daß es das Letzte und Einzige ist, was mir noch zu thuen übrig

bleibt. Denn das Leben war mir niemals lieb; doch lebte ich es, solange es auszuhalten war. Aber — nun halte ich die Zeit für gekommen, wo es beendet werden muß, freiwillig und in Ehren, wie es sich für einen alten Soldaten geziemet.

Doch nichts mehr von denen Dingen. Ich weiß, meyn lieber Major, daß Du meyne Handlungsweise respektiren und sie honett finden wirst. Nun bitte ich Dich, als meynen Freund, sorge für die alte Bella; ich kann mich nicht von ihr trennen, aber ich habe auch nicht das Herz, ihr eine Kugel zu opfern. Es war stets etwas an dem Thier, was mich weich ums Herz machte, als wäre sie ein Frauenzimmer. Diana und Flora dagegen werden mir folgen und ein ehrenhaftes Ende finden. — Wenn Du selbst das Herz dazu hast, so gieb auch Bella eine Kugel, aber laß sie niemals in andere Hände als in Deine kommen. Meyne Waffen bitte ich Dich auch zu behalten. Es sind ein paar schöne Stücke darunter, von denen ich weiß, Du findest Gefallen an ihnen. — Ich sende Dir auch meyn rechtlich aufgesetztes Testament, über welches ich Dich zu verfügen bitte. Du wirst daraus ersehen, daß meyne Diener nebst einer Frau mit Namen Guri das erhalten sollen, was möglicherweise aus meyner Auktion übrig bleibt.

Also lebewohl, liebwerter Major. Dank für Deine mannhafte Freundschaft, die mir stets teuer gewesen war, und sey zum letzten Male gegrüßt von Deinem alten Kameraden Bjarne von Brause.

Er war kein Briefschreiber, der grauhaarige Leutnant, und es verursachte ihm ungewöhnlich große Beschwerde, diese Zeilen niederzukratzen. Mal auf Mal mußte die Feder gespitzt werden; denn er hatte eine so schwere Hand, daß die Spitze allzuschnell ihre Elastizität verlor und sich nach beiden Seiten auseinanderspreizte.

Als er endlich fertig war, graute die Dämmerung vor den Fenstern, und ein Vogel hatte schon zu singen begonnen. Er löschte das Licht, das jetzt fast niedergebrannt war, trat zum Fenster und las den Brief durch. Dann faltete er ihn zusammen, versiegelte ihn und steckte ihn in seine Innentasche.

„So Flora! So Diana!“ rief er, daß es in dem leeren Zimmer dröhnte. „Kommt jetzt! Auf Jagd wollen wir! Auf Jagd! Noch ein einziges Mal auf Jagd!“ —

Eine Weile später zogen alle drei ihres Weges; — der Leutnant sang mit einer harten und rauhen Stimme; er hob den Kopf hoch. — „Hallo! Hallo!“ schrie er, jedesmal, wenn der Refrain kam.

Hinter den Gipfeln um Voilewatne röteten sich die Wolken bereits; auf dem Grase lag der Nachttau, fein und grau wie Spinnengewebe. — „So Flora! So Diana! Vorwärts mit euch!"

„Hallo! Hallo!"

* * *

Scharenweis strömten die Menschen zu der Auktion auf Wibleskau. Da kamen freundlichgesinnte, welche den armen, ruinierten Leutnant in billigem Mitleid trösten wollten, und da kamen übelgesinnte, die sich an dem Anblick erfreuen wollten, wie das Heim eines „Hochgestellten" um und um gekehrt und mit Sack und Pack an jeden Xbeliebigen verkauft wurde.

Aber weder die Wohlgesinnten, noch die Übelgesinnten kamen auf ihre Kosten.

Schon als die Leute auf dem großen Hügel von Wibleskau waren, hörten sie einen solchen Lärm von dem Hof her, wie er nicht aus einem Trauerhaus, wie dies hier sein mußte, zu kommen pflegte. — Da ertönte fröhlicher Geigenklang und Gelächter und Geschrei, als ob da oben Hochzeit wäre. Und weckte das bereits auf dem Hügel die Verwunderung der Leute, so wurde diese zur direkten Sprachlosigkeit, wenn sie auf den Hof kamen. Denn da war ein Gewimmel und eine Munterkeit und ein Traktament, als ob es ein Hochgestellter war, der eine lärmende Gesellschaft feierte.

Auf der Scheunenbrücke stand der Spielmann und strich aus Leibeskräften die Geige. Und Burschen und Mädchen tanzten, und sie lachten, lachten, denn das schien das Verdrehteste zu sein, was sie jemals mitgemacht hatten. Und auf dem Hofe waren zwei lange Tische gedeckt, die standen brechend voll von Brot und Butter und Schinken und Räucherwaren, und zwei Fässer mit schäumendem Bier, und hier konnte sich jedweder aus Leibeskräften gütlich tun. Jedesmal, wenn ein Faß geleert wurde, kam ein volles an seine Stelle; ja, wenn das kein Wunder war, so gab es keine Wunder mehr.

Der Leutnant selbst ging in voller Uniform herum — so fein, daß es nur so um ihn blitzte! Die Feder am Hut und den Säbel an der Seite und blanke Stiefel und weiße Handschuhe; — wahrhaftig! der sah gerade aus wie ein Mann, der von Haus und Hof mußte!

Und er war jetzt so nett und freundlich, wünschte jedermann will-

kommen, und bat sie zuzulangen bei dem, was das Haus zu bieten hatte, — er war ein Wirt, bei dem man gern zu Gaste sein mochte!

Drinnen im Saal saßen seine Freunde, die aus der Stadt, wie die rings von Paradies. Und es schien auch, als ob sie bloß zum Vergnügen gekommen wären, denn sie prosteten und sangen und hielten Reden, daß man es ein ganzes Ende weit hören konnte. Ja, gewiß, das war die prächtigste Auktion, die man sich nur vorstellen konnte!

Und die Sonne schien so warm, und die Vögel sangen um die Wette mit der Geige und dem Magister; aber drinnen in der Gesindestube saß der Lehnsmann und rief Großes und Kleines auf, immer haufenweise, so daß die Gebäude schnell geräumt wurden. Das war etwas anderes, als was die Leute gewohnt waren, wenn sie sitzen konnten und sich einen Halbschilling nach dem andern abzwacken ließen — auch wenn es sich bloß noch um einen alten Mörser oder Spaten handelte!

Prokurator Bitterkorns Sekretär saß an der Seite des Lehnsmannes. Von Anfang an hatte er eine Miene, als ob ihm bereits das ganze gehörte, denn er hatte ja die Weisung, den Hof zu kaufen, wenn er nicht allzu hoch getrieben wurde; doch das wurde das armselige Gut natürlich nicht. Er würde genau das bieten, was der Leutnant dem Prokurator schuldete, und dann bekam er den Zuschlag, und dann war die Affäre in Ordnung.

Bereits um die Mittagsstunde waren Scheune und Stall von allem Vorhandenen geräumt, und nun kam der große, spannende Augenblick des Tages: nun sollte Wibleskau verkauft werden!

Es wurde eine kleine Pause in der Auktion gemacht; denn nun wurde Botschaft in den Saal geschickt, um die „Feinen" zu holen. Sowie die Nachricht eintraf, entstand ein Lärm von zurückgeschobenen Stühlen und dann kamen sie, Arm in Arm, — Konsul Seehuusen und der Major gingen voran, und dann kamen der Magister und der Regimentschirurg, und Döble auf Skar und wie sie alle zusammen hießen. Prächtig anzusehen waren sie — in Uniformen oder in zivilen Staatskleidern; doch der Magister war in Helm und Harnisch!

In der Gesindestube wurde ihnen sofort Platz gemacht; doch keiner von ihnen setzte sich. Sie blieben unten an der Tür fröhlich und plaudernd stehen; sie lächelten alle vergnügt, und die Leute waren nun fest überzeugt, daß das Ganze Komödie wäre.

Der Lehnsmann rief Wibleskau auf und legte dann ausführlich alle Herrlichkeiten des Hofes dar.

Als er hiermit fertig war, fiel sogleich ein Angebot.

Es ging ein stilles „Ah!" durch die Versammlung, so überwältigend war das Gebot, und der Sekretär des Prokurators glotzte sich vollständig dumm darüber — hörte er richtig? Denn das waren genau dreihundert Taler mehr, als der Leutnant dem Prokurator schuldete, und also hatte der Sekretär nichts mehr hier zu tun. Konnte das möglich sein?

Der Lehnsmann traute auch seinen eigenen Ohren noch nicht, denn er fragte noch einmal, und unten von der Tür hörte man wieder ganz deutlich die überwältigende Summe.

„Keiner mehr?" fragte der Lehnsmann; doch da brach die ganze Versammlung in Lachen aus, denn es würde sich wohl keiner finden, der noch verrückter wäre.

Also fiel der Hammer, die Kaufsumme wurde in das Protokell eingetragen, und der Lehnsmann fragte nach dem Namen.

„Jan Seehuusen," antwortete es von der Tür. Wieder ging da ein „Ah!" durch die Versammlung; — aja, nun verstanden sie das; und es begann ein eifriges Flüstern und Fragen ringsum, und alle mußten lange Hälse machen, um Jan Seehuusen zu sehen.

Doch er hatte sofort das Lokal verlassen, zusammen mit dem Major, welcher ihn noch fester als vorher am Arme hielt und sich hierin und dorthin umsah — prustend vor Zufriedenheit mit Jan und sich selbst, und glühend vor Lust, „den verdammten Holsteiner" zwischen die Finger zu kriegen.

Firlei, firlei! sang die Geige, und der Tanz fing von neuem auf dem Hofe an — mit Stampfen auf den Boden, mit Klatschen auf die Wade, mit Saitengeklimper und kecken Sprüngen. —

Nun sollte damit begonnen werden, alles, was im Wohnhause war, zu verkaufen. Es ging eine stille Botschaft an Bassen Brause: ob es vielleicht nicht nötig wäre, das Geschäft fortzusetzen?

Doch der Leutnant lächelte so seltsam — ja, selbstverständlich sollte es fortgesetzt werden: Sack und Pack sollte bis zum Abend verkauft werden.

Der Lehnsmann zog von dem Hof — mit der Hornbrille auf der Nase, die Gänsefeder hinter dem Ohre, das Protokoll unterm Arm, und eine kostbare Flasche, die schwer in der rechten Schoßtasche schaukelte. Er setzte sich in die große Küche, und nun wurde in jagender Eile alles

verkauft, was sich im Hause vorfand. Zimmer nach Zimmer wurde seines ärmlichen Mobiliars beraubt; schließlich kam die Reihe an den Saal, wo die feinen Leute noch saßen und pokulierten. —

Aber wahrhaftig, sie mußten nun raus! Mit der Flasche und dem Glas in der Hand gingen sie nach dem Lusthause hinüber, welches auf dem Hügel direkt über dem Badeteich des Leutnants lag.

Doch unter dem Hügel von Wibleskau schlich sich der Sekretär des Prokurators gerade so beschämt entlang, wie er vorher hochmütig gewesen war. — Und dann hatte er nicht einmal Zeit gehabt, bei dem Gelage mit dabei zu sein, wie alle die anderen, die sich voll und satt an den Tischen unten auf dem Hofe gegessen hatten. Gott mochte wissen, wie viel Hunderte von Talern der verrückte Leutnant für die Bewirtung ausgegeben hatte. Huf ja — und Bitterkorn! Er würde wohl rasend werden! Er, der so seelenvergnügt umhergegangen war, weil er nun endlich dem hochmütigen Buben das Genick gebrochen hatte!

Oben im Lusthause hielt Major von Knarren eine gewaltige Rede auf seinen Freund und Wirt — den tapferen Soldaten, den braven Kameraden. Er konnte es nicht unterlassen, an einen gewissen Herrn zu erinnern — einen gewissen Schubiack von einem gemeinen Holsteiner — der Konsul stieß ihn unruhig an; doch das half nichts, denn als der Major zu dem Schubiack kam, war seine Stimme wie Kanonengedonner.

Aber der Magister saß und sang mit seiner hellen Stimme einen wehmütigen Gesang von dem Leben, das vergeht, und den Haaren, die ergrauen, und dem Tode, der uns alle erwartet. —

* * *

Endlich waren alle die Fremden fort; — man hörte die letzten Wagen den Weg nach Voilewatne zu rollen.

Hinke-Guri stand auf dem Hof und schluchzte, denn nun sollte sie von Wibleskau weg! Aber erst mußte sie dem Leutnant Lebewohl sagen, der drinnen einen letzten Gang durch die leeren Zimmer machte. Beide Hündinnen hatte er mit sich. Da kam er; — er war noch in voller Uniform, und in dem Gürtel steckten drei lange, blanke Pistolen.

Da brach Hinke-Guri in ein solches Weinen aus, daß sie kaum ein verständliches Wort reden konnte. Sie fragte die ganze Zeit dasselbe, und das war, wohin der Leutnant nun zu machen gedachte —! Ob es wahr wäre, daß er wieder in den Krieg ziehen wollte? Denn das dürfe er wirklich nicht; — Hinke-Guri hatte die ganze Nacht von Flundern

geträumt, und von roten Flundern, und das bedeute etwas so Abscheuliches, daß sie es nicht zu sagen wagte. Doch in den Krieg dürfe er gar nicht ziehen.

Der Leutnant tröstete sie, so gut er konnte, und sagte, nein, es wäre wahrhaftig nicht wahr, — er wollte nicht in den Krieg. Und dann steckte er ihr einen Reichstaler zu, und darauf gab es ein Danken und Segenswünschen den ganzen Hügel hinunter.

Jetzt war bloß noch der Holzhauer übrig. Er stand und schloß die Gesindestube ab und band die Schlüssel mit allen anderen Schlüsseln vom Hause zusammen, denn so sollten sie dem Konsul gegeben werden, war ihm gesagt worden.

Ja, der Leutnant sagte dasselbe, und dann gab er ihm einen großen schweren Brief mit Siegellack darauf und sagte, daß er damit vorsichtig sein und ihn dem Major an diesem Abend bringen müßte. Er konnte Bella nehmen, und in dem feinen Karren, das einzige, was auf dem Hofe noch nicht verkauft war, hinunter fahren.

Der Leutnant ging selbst zu Bella herein und spannte sie an, und er streichelte sie und sprach wirklich so sonderbar zärtlich zu ihr, wie es dem Holzhauer vorkam. Und dann kam die Reihe an ihn selbst; Lebewohl, lebewohl —; aber so sicher glaubte der Holzhauer nicht, daß der Leutnant wirklich in den Krieg wollte, denn er war so feierlich, als er Lebewohl sagte.

Damit fuhr auch der Holzhauer von Wibleskau, beladen mit Schlüsseln und Brief und unruhigen Gedanken.

Jetzt war nur der Leutnant und seine beiden Hunde übrig. Die Sterne entzündeten sich da oben; Nebel lag über den Wiesen. Aber auf dem Hofe war alles still. Dunkel und verschlossen lag das Haus mit all seinen erloschenen Fenstern. Dunkel und verschlossen lagen Gesindestube und Schuppen, Kuhstall und Scheune. Kein Stampfen von Bella, kein Schnauben der Kühe, nicht einmal ein Hühnergekluck.

Alles war tot auf Wibleskau.

Und als er über den Weg entlang gen Voilewatne ging, klang sein Schritt scharf und hart in der Einsamkeit zwischen all den ausgestorbenen Häusern.

Diana und Flora gingen an seiner Seite, ganz still und verwundert. Sie verstanden nichts von all dem, was heute vorgefallen war. Sie verstanden auch nicht, warum sie jetzt — so spät, in den Wald gingen.

Ebenso nicht, daß er kein Gewehr mithatte, bloß die drei kleinen lächerlichen Pistolen.

Sie verstanden nicht, weshalb er so lange stehen blieb und über die Bucht sah, das letzte Mal, wo man sie vom Weg aus erblicken konnte. Und hier redete er auch etwas Unverständliches vor sich hin und strich sich über die Augen.

Seltsam war das alles. Flora winselte ein bißchen, sie war stets etwas ängstlich; aber gleich streichelte der Leutnant sie und sprach so innig und gütig mit ihnen, daß sie außer sich vor Glück wurden.

Seltsam war es; — denn sie gingen einen andern Weg als gewöhnlich. Und er hatte sie die ganze Zeit angekoppelt. Es half nichts, ihn fragend anzusehen; — er war gleichsam ganz weit weg von ihnen.

Sie kamen an eine kleine Lichtung im Walde. Hier setzte er sich zwischen sie hin. Sie krochen zu ihm und leckten ihm Gesicht und Hände.

— Da klang ein Schuß. Dann noch einer. Diana und Flora lagen tot im Grase.

Er nahm den Hut mit dem hohen Federbusch ab und stellte ihn vorsichtig auf die Erde. Dann legte er sich zwischen seine beiden Hunde, deren Glieder noch bebten. Er starrte zum Himmel empor, wo nun alle Sterne der Nacht funkelten und blitzten. Eine Sternschnuppe fuhr strahlend quer durch den Wald und erlosch ebenso rasch, wie sie entflammt war.

Dann schloß er die Augen. —

Der dritte Schuß hallte dröhnend durch den Abend.

* * *

Major Ulrich Friederich Schousboe von Knarren marschierte an der Spitze seiner Kompagnie, und die Regimentsmusik spielte einen Marsch, der eines Soldaten würdig war. Denn mit allen Ehren sollte Bassen Brause beerdigt werden; das hatte der Major geschworen.

Als der Sarg hinuntergesenkt war, befahl der Major „Feuer!" und es knallte ein Salut, wie er sich für einen Offizier gehörte, der im Krieg gewesen war.

Aber dreimal knallten die Salven; denn der Major meinte, daß Bassen Brause sie alle drei verdiente: erstens eine als Soldat, dann eine als Jäger, dann eine als braver Kamerad.

Mit dem Hute in der Hand stieg er dann auf das Grab und sah zu seinem Freund hernieder. Und nun wollte der Major eine kleine Rede halten; aber weiß Gott! er konnte nicht! Er konnte nicht, denn er weinte. Ja wirklich, die Tränen strömten aus seinen großen runden Augen, und er sah wunderlich lächerlich aus, wie er da so stand, dick und tapfer in seinen hohen blanken Stiefeln, den Säbel mit starkem Arm erhoben, den berühmten Bart mutvoll gesträubt und die rote, prächtige Nase stolz und glänzend mitten im Gesicht — und das alles tränenüberströmt! Tränen liefen über die stolze, rote Nase, Tränen über die wettergebräunten Backen, Tränen, Tropfen auf Tropfen in den berühmten Bart!

Und der Mund blieb sperrangelweit offen stehen — und der ganze Herr Premier-Major Ulrich Friederich Schousboe von Knarren schluchzte wie ein Kind um seinen toten Freund.

Rundschau.

Vom künstlerischen Gleichgewicht.

Was ich sagen möchte, geht von der Lektüre eines Buches aus, das für sich wohl kaum eine Besprechung an diesem Ort erforderte: Franz Pfinz, von Oskar Loerke (S. Fischer Verlag). Denn obwohl mit sichtbarem Talent geschrieben, enthält das Büchlein weder eine Erzählung noch etwas, das sich selbständig zu halten vermöchte. Es ist eine Studie über den seelischen Krankheitsfall eines Menschen, der uns gesund oder krank nichts angeht. Ein Lehrer, der sich einbildet, ein großer Musiker zu sein, daraufhin mit einem bescheidenen Seitensprung aus der Stellung geht, Dirigent wird, daran scheiternd in Verdruß und Kälte verdirbt, sein idyllisch bürgerliches Eheglück mit dem bescheidenen Frauchen verliert und sich aufhängt. Man kann nicht sagen, daß dies schlecht geschildert sei, es ist sogar so überzeugend, daß man das Modell zu sehen meint; nur fragt es sich, ob das schon ein Buch ist?

In dem neuen Buch von Hermann Hesse („Nachbarn", S. Fischer, Berlin) steht eine Geschichte Walter Kömpff, die eigentlich dieselbe ist, wenn auch in der entgegengesetzten Anwendung: Der Franz Pfinz geht an seinem Sparren zugrunde und der Walter Kömpff daran, daß er seinem Sparren nicht treu bleibt; zwei ärmliche Gehirne, die im Leben nicht funktionieren können. Das aber ist der Unterschied: bei Hesse liest man mit steigendem Vergnügen und einer wahrhaften Befreiung, als der Mensch endlich hängt, bei Loerke mit wachsendem Verdruß, der sich bis zum Widerwillen steigert, so daß man das Buch, gründlich verstimmt, zur Seite legt. Dabei ist nicht etwa Hesse oberflächlicher, vielmehr packt er die Sache von innen heraus, während Loerke mehr von außen heran geht. Für die geschilderte Verschiedenheit der Wirkung ist aber auch das gleichgültig; die beruht eben im künstlerischen Gleichgewicht, von dem an diesen Beispielen gesprochen werden soll.

Loerke beginnt seine Erzählung, indem er uns seinen Helden Pfinz (der natürlich kein Held ist) vorstellt, als er im besten Glück ist; dann quält er ihn vor unsern Augen langsam zu Tode, und zwar mit der schönsten Objektivität; er wird weder höhnisch noch lustig, auch nicht einmal traurig, eigentlich ist er als Erzähler gar nicht da, wenigstens kaum anders als treu berichtend, und was wir sehen, ist sein Modell. Wenn das nun wirklich ein Held wäre, der etwas täte, statt zu leiden, so würden wir bald genug gespannt zusehen, ob es ihm geriete, wir würden unwillkürlich durch die Teilnahme ein Stück von dem Helden werden und das Bewußtsein der großen und starken Absicht haben, wenn nachher die Enttäuschung käme; wir würden

selbst den Untergang noch etwa wie eine Bestätigung dieser Absicht fühlen und mit jenem trotzigen „Und doch", darin die Tragik sich deutlich macht, dem „Opfertod" beiwohnen. Um handgreiflich zu werden: wir würden den Niedergang des Opfers als Schatten und die große Absicht als Licht sehen, und zwar je heller hier, je dunkler es dort würde. In diesem geheimnisvollen Gegengewicht erhebt sich die tragische Wirkung über das bloß Traurige, in diesem durch den Dichter klug geweckten Lebenstrotz gegenüber dem traurigen Fall.

Bei diesem Franz Pfinz gibt es kein derartiges Licht gegen den Schatten, das äußerliche Schicksal des Leidenden hat keine Gegenlinie, es geht alles denselben Weg, der Autor, der Held und wir, die Leser: wie man im Traum manchmal sinnlos traurige Wege bis zu Ende geht. Da hilft alle Schilderungskunst (auch der Landschaft), schließlich nur den verdrießlichen Eindruck zu verstärken. Man hat unnötigerweise einer Vivisektion beigewohnt, ohne zu wissen wozu; man hat kein Gesetz, nur einen Fall gesehen und ist verstimmt, weil der traurig war. Der Dichter war da, aber der Künstler fehlte, der aus dem Motiv das Gegenmotiv herausholte und eine Komposition machte, d. h. ein vollkommenes oder doch im Gefühl so abgewogenes Gleichgewicht; darin ein Sinnbild der Welt, an der auch nichts für sich im Abrutschen begriffen ist.

Dagegen zeigt Hesse an demselben Motiv gerade seine sichere Künstlerhand. Er setzt, ehe er uns mit seinem Walter Kömpff belästigt, mit einer Schilderung der Kleinstadt ein, führt uns launig in die engen Sträßchen und läßt darin vor unsern Augen den Menschen langsam wachsen, an dem er uns seine Weisheit zeigen will. Wir ahnen wohl, auch der Sparren, irgend etwas Geistiges statt Kaufmann zu sein, könnte den Walter Kömpff mit seinem schwachen Gehirn nicht retten. Aber wir hoffen doch von Anfang darauf, weil wir darin eine Rettung für ihn sehen. Und je mehr er in seinem Kaufmannskram äußerlich zwar etwas Rechtschaffenes wird, aber innerlich immer mehr in Lebensgefahr gerät: desto lebhafter hoffen wir auf den Ausbruch, und als der schließlich kommt, aber viel zu spät und ihn vernichtend, spüren wir alles wie eine Vergeltung. Wir fühlen — plump gesagt — die Idee gerettet und wenden uns von diesem gar nicht großen Schicksal mit dem Gefühl zurück, einen Blick in das geheimnisvolle Getriebe der Natur- und Weltgesetze getan zu haben, in denen wir mit wohligem Schauern (denn w i r leben noch und haben die falschen Schritte nicht gemacht) auch die Wurzeln unseres Lebens spüren.

„Am nächsten Tag erzählte er den Hühnern den Tod seines Vaters, aber er klatschte nicht in die Hände wie bei Vater Antons Scheiden und weinte auch keine Träne." Das ist der letzte Satz bei Loerke, und bei Hesse lautet er so: „Und wenige dachten daran, wie nahe wir alle bei dem Dunkel wohnen, in dessen Schatten der arme Walter Kömpff sich verirrt hatte." Darin liegt alles; ich könnte nicht sagen, daß in der Geschichte von Hesse mehr Gefühl stecke als in der von Loerke oder eine größere Gabe zu schildern (Loerke stellt einen Helden sogar viel drastischer hin), aber Hesse hat als Künstler sein Motiv in einem Bild aufgelöst,

und Loerke hat es für sich — wenn auch mit zartem Pinsel — hingestrichen, bevor ihm ein Bild einfiel. Aber erst, wenn das innere Bild vollkommen im Gleichgewicht kristallisiert ist, kann eine gute Hand vielleicht ein Kunstwerk daraus machen.

Wilhelm Schäfer.

Albert Langen.

Ein Nekrolog.

Er war ein Mensch von genialen Instinkten. Von ungeheuren Energien und einem nicht gewöhnlichen Unternehmungsgeist. Er nutzte die revolutionäre Gesinnung und förderte sie, er trug sie in die Massen, er steckte selbst die Bourgeoisie an: er schuf den „Simplizissimus".

Das ist die unvergängliche Schöpfung eines leidenschaftlichen Temperaments und eines spekulativen Kopfes. Es war eine Wohltat, daß das Blatt existierte, daß es da war. Jeden Montag. Es wurde zu einer segensreichen Institution.

Die kulturelle Bedeutung des „Simplizissimus" ist schlechterdings nicht zu überschätzen. Hier hatte die Reaktion, das Muckertum aller Schattierungen einen überlegenen und unbarmherzigen Gegner. Er griff an, er entthronte, er demaskierte, er kitzelte, er stach und biß und peitschte. Er verspritzte Gift nach allen Seiten, er schändete durch Wort und Bild überlebte Institutionen, er machte „das deutsche Familienleben" lächerlich, er tötete schonungslos..., er war von einem unheilbaren Cynismus, unsentimental und von einer göttlichen Frechheit. Er war ein Organ des Hasses, — eines Hasses, den der Schmerz geboren hatte, der wirkte und wohltat.

Er war es, — und er ist es zuweilen auch heute noch, wenn das revolutionäre, rücksichtslose Temperament Th. Th. Heines sich austoben kann. Aber der bissige Köter, als den ihn einst Heine zeichnete, hat manche seiner Zähne verloren, er ist zahmer und gefälliger geworden, er gibt schon Pfötchen, und ich fürchte, bald wird er anfangen zu wedeln.

Diese Wandlung des „Simplizissimus", die wir schmerzhaft miterlebten, erwähne ich, weil sie mir für seinen Schöpfer charakteristisch zu sein scheint.

Derselbe Mann, der dem „Simplizissimus" Leben und Richtung gab, der ihm die feinsten und radikalsten Köpfe gewann, hat ihn nach und nach literarisch wie künstlerisch „umgewertet". Er hat diesen Gipfel des Cynismus langsam nivelliert. Er hat ihn, — der einst eine reine Quelle seltener und raffinierter Genüsse für alle kultivierten Köpfe war, — um eine Auflage von 90 000 Exemplaren zu erzielen, — mausern müssen zu einem Blatt, das nun jeder Konfektionär mit Vergnügen liest; — dieser spekulative Kopf, der den revolutionärsten Künstlern die Möglichkeit gab, sich auszusprechen, hat dem Geschmack des großen Publikums ohne Gewissensbisse Konzessionen gemacht.

Er wollte wirken. Er wollte Geschäfte machen. Mit Züst oder dem Simplizissimus. Und das ist es: Er war ein Revolutionär, der Geschäfte machen wollte.

In ihm war vom Abenteurer, Enthusiasten und Geschäftsgenie gleich

viel. „Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte." Er kannte die Instinkte der Masse und suchte sie zu befriedigen.

Dennoch: er schuf Werte, oder vermittelte sie doch zum mindesten. Er hatte bestimmte und scharfausgeprägte Sympathien. Er muß sogar von Literatur etwas verstanden haben. Jedenfalls hatte er ein feines Witterungsvermögen. Sein Verlag hielt sich auf einer anständigen Höhe. Und als erster brachte er (was ihm nicht vergessen werden soll): Knut Hamsun, Frank Wedekind, Heinrich Mann.

Dieser Verleger hatte eine besondere Physiognomie, — und eine große Geste. Er war nie kleinlich, immer: unbedenklich, kühn und nach Neuerungen begierig.

Obschon er aus Köln stammte.., er hatte wenig von einem Deutschen. Oder — vielleicht, wer will es wissen? — ein neuer Typus beginnt sich zu bilden. Wedekind hat ihn gezeichnet, Rueberer ihn gekritzelt. Der Banausios in Rueberers unglücklichem „Wolkenkuckucksheim", der den Olymp für 40 000 Millionen kauft, sollte Langen sein. Der Dichter von „Hidalla oder Sein und Haben" hat das Fragwürdige seines Wesens tiefer erfaßt und eindringlicher gestaltet. Wedekind karikierte einen Verleger: Langen alias Launhart, alias Georg Sterner („Oaha"), der naiv-skrupellose Egoist.

Wedekind aber ist — auch noch als Pamphletist — ein Dichter, und kein Photograph. Langen war mehr, war komplizierter, war reicher, als uns das — die mannigfaltigen Züge vereinfachende — Porträt des bösen Wedekind glauben machen will. Er hatte mehr Mischungen. Er war weit mehr als ein bloßer Ausnutzer der Talente, er war ein Anreger, meinetwegen einer, der dabei nach seinem Vorteil schielte, aber doch einer, der den Wert eines Menschen zu schätzen wußte; — aber doch: ein Wecker, ein Ansporner, einer, der Möglichkeiten bot und diese Möglichkeiten erweiterte.

Und er stützte solche, die in der bürgerlichen Gesellschaft zum Verhungern die größte Aussicht hatten. Meinetwegen: aus Berechnung; das tun auch andere. Er scharte sie um sich: die Entwurzelten wurden anerkannte Künstler, — und verdienten Geld, viel Geld, sie behielten ihre revolutionäre Gesinnung und wurden — Kapitalisten.

Sie lernten von ihrem Herrn und Meister. Ja, sie hätten ihm einmal fast übers Ohr gehauen; eine Palastrevolution brach aus; sie forderten größere Gewinnbeteiligung; die Revolutionäre besannen sich auf das kommunistische Manifest. Und das Geschäftsgenie mußte nachgeben. Scheinbar wenigstens, denn es behielt sie trotzdem alle in der Hand. Er blieb — trotz allem — der überlegene Sieger. Er beherrschte immer die Situation.

Er war — unter allen Verlegern — vielleicht der skrupelloseste. Und dennoch: ein Kultur-Faktor. Und dennoch: ein Förderer. Ein seltenes, ganz ungewöhnliches Geschäftsgenie mit amerikanischen Manieren und amerikanischen Ideen.

Er kam immer zur rechten Zeit. Und er verstand auch, zur rechten Zeit zu sterben. Andere überleben sich. (Rudolf v. Gottschall wurde 200 Jahre, und andere sind auf dem

Wege dazu.) Das Beste an ihm, im moralischen Sinn: das Jugendliche, die radikale Leidenschaft war verpufft, die Unternehmungslust war geblieben. Kommerzielle Betriebe reizten ihn bereits mehr als literarische. Er beschäftigte sich ebensoviel mit Automobilen und dem Verkauf von Züstwagen als mit seinem Verlag, und er — der internationale Revolutionär — begann schon, Heimatskunst zu protegieren.

So toll wie sein Leben, so abrupt sein Tod. Mit vierzig Jahren. Auch hier noch etwas Überraschendes. Eine schöne Geste. Ein plötzlicher, ein unwahrscheinlicher, ein charakteristischer Tod. Ein schöner Abgang.

Wilhelm Herzog.

Politischer Dialog im Café.

.... „O Madame, Sie sind immer noch in Berlin! Oder schon wieder? Und von alle dem wußte ich nichts! .. Ach, Sie sind hell geworden wie der Frühling! Verzeihen Sie, Madame: ich bin verliebt in Ihr schönes blondes Haar; und in Ihre stahlgrauen Augen, die ernst bleiben, auch wenn Ihr Gesicht lacht.. Sie haben in Berlin jemanden gefunden, der Sie beruhigt? Der auf der Straße Ihre Pakete trägt? O, das macht mich glücklich... Auf die Reichstagstribüne aber wollen Sie so bald nicht wieder kommen?! Ich habe Sie so tief bedauert damals; in Ihren Mienen war ein ganz naiver Schreck darüber, daß Sie sich in e i n e m Raum mit zweihundert Männern fühlen konnten, ohne irgendwie interessiert zu werden...

Und trotzdem sind Sie, seit jenem heroisch ertragenen Eßlöffel voll Parlamentarismus, ein bißchen Politikerin geworden? Und wollen, daß ich Ihnen, wie neulich, einiges aus jenen Sphären sage?... Madame: ich durchschaue Sie — und ich bewundere Sie! Denn Sie haben den h y g i e n i s c h e n W e r t der Politik für ästhetische Menschen entdeckt! U n s e r e Schlachten — nicht wahr? — geschehen auf den Schlachtfeldern der Liebe oder der Kunst. Wir sind zärtlich und neurasthenisch—: alles, was jene andern, die politischen Menschen, nicht sind. Deshalb ist die Politik für uns eine fremde Welt: vielleicht eine zurückgebliebene, notwendig-triviale Welt. Aber in ihr gilt noch (woran wir längst nicht mehr glauben): die Realität, das Ereignis, die Tatsache. Ach, wir haben von Oskar Wilde die Verachtung aller Tatsachen gelernt (falls wir sie nicht schon hatten); und wir beneiden ein wenig jene ehrenhaften Männer, die, im Bereich der Gesetzesvorlagen und handfester Parteistimmungen, ein Dasein ohne Skrupel und ohne Nerven führen...

Von Zeit zu Zeit wollen nun auch Sie Ihre romantische Seele an den Vorgängen dieses unromantischen Theaters orientieren? Wollen nächstens sogar wieder in eine Loge der Stolberg-Arena schleichen, wenn Bülows halbe Milliarde (die Lieben nennen das böse Feilschen „Reichsfinanzreform", weil das so viel hübscher lautet) aufs neue vors Plenum kommt?... Madame, Sie sind sehr klug! Uns ist Politik Medizin; Erlösung von den fortwährenden Verantwortungen, die uns die Sorge um uns selbst auferlegt; „gesunde Wirklichkeit"; immerhin auch ein Reich der T a t; und jetzt, zum

Beispiel, eine Möglichkeit für Sie, bei Ihrem Absynth von dem Herrn mit den Paketen zu träumen, während ich Ihnen über sehr ungefährliche Dinge Vortrag halten muß...

Pardon, Madame: nehmen Sie eine Pariser Waffel? Die halten sich, in ihrem Stanniol, sehr lange frisch... Bedenken Sie, wie ehrlich in Frankreich die klügsten Literaten gleichzeitig in den Reihen des Parlamentarismus marschieren. Wie Herr Maurice Barrès, der das Buch: „Vom Blute, von der Wollust und vom Tode" schreiben konnte, als Deputierter eines Pariser Arrondissements pflichtschuldig seine Interpellation einbringt, so oft im Palais Gutenberg etwas mit der Telegraphie nicht in Ordnung ist... Seltsam, wie sich da der Geist und die Tat, die der Tag erfordert, vereinen! „Wir sind nicht Frankreich; die Geschichte des Geistes ist bei uns nicht eins mit der Geschichte der Tat; und keine Namen gehören uns, die ein vom Geist belebtes und geführtes Volk beschwören, gleich den Namen Voltaire, Lamartine, Zola." Das hat Herr Heinrich Mann geschrieben, selbst einer derer, die den Willen zur Wirkung in sich spüren, und die der eigenen Verfeinerung manchmal müde werden.. Ist nicht diese französische Sachkenntnis in Tagesdingen weltmännischer, als die Weltfremdheit unserer meisten Schriftsteller? Sie erinnern sich, daß Herr Sudermann einmal so etwas wie ein parlamentarisches Drama zu schreiben versucht hat: die Geschichte eines konservativen Ehebrechers, der im Reichstag als Sprecher seiner Fraktion die unantastbare Heiligkeit der Ehe zu stabilieren hatte. In diesem Drama: „Es lebe das Leben" kommt jene berühmte politische Dame vor, „an deren Tische entre poire et fromage die Geschicke mar [illegible] etzesvorlage besiegelt worden sind". Das ist die Naivität des deutschen Pseudoromantikers, nicht wahr? Die Auffassung eines unpolitischen Volkes..

... Im Reichstag geht's jetzt um das Geld. Die Regierung braucht 500 Millionen; und den Konservativen paßt die Art nicht, wie ein Teil dieses Geldes beschafft werden soll. Sie machen eine „allergetreueste" Opposition gegen die Ausdehnung der Erbschaftssteuer. Das ist nicht ihre gewöhnliche Rolle; immerhin eine Rolle, die sie mit Verve exekutieren. Es bleibt bewunderungswürdig, was aus diesen positivistischen Gouvernementalen, sobald sie ihren sentimentalen oder materiellen Komfort verletzt sehen, für kaltblütige Verneiner werden können. Dann kommen, unter dem modischen Firnis, die alten Herrenmenschen wieder zum Vorschein: breitbeinige Männer in Boxerstellung, die, böse lächelnd, den Feind erwarten. Dann erblicken wir, was heute so selten geworden ist: unverhüllt einmal wieder die M a c h t —: ohne die Toga der parlamentarischen Courtoisie, ohne den Gehrock diplomatisierender Humanität. Auch das wirkt beruhigend auf Menschen, die die Richtpunkte des Lebens verloren haben, wie wir —: da steht, strotzend in brauner Erdhaftigkeit, die alte, stramme Gruppe der Macht, dc [illegible] cherbewußtseins: die Kon servativen! Neben ihnen erscheinen alle übrigen Parteien mehr oder weniger verzärtelt, von Konventionen und Humanismen angekränkelt...

Ach, dieser widerspenstigen Lieblinge Zähmung ist peinlich für den Fürsten Bülow, den Kanzler, dessen koketter Traum es ist, ein Agrarier und ein Mann von Geist zugleich zu sein. Ist er nicht ein wenig in derselben Lage, wie, im Jahre 1787, der französische Premierminister Loménie-Brienne? Der sollte, kurz vor der großen Revolution, auch Geld für die leeren Staatskassen beschaffen und sah sich einem mißwilligen Parlament gegenüber. „Anstatt baren Geldes gab es nichts als rebellisches Debattieren und Widerspenstigkeit", schreibt Carlyle in seiner Geschichte der französischen Revolution. Die „Notabeln" wollten eben auch damals nicht. Da wandte Herr Loménie ein diabolisches Mittel an: die Verbannung des lebensfrohen Parlaments von Paris in die Provinz. Eines frühen Sommermorgens wurden die Parlamentarier von Häschern, die mit königlichen Haftbriefen ausgerüstet waren, zwangsweise in Kaleschen gepackt und ohne Aufenthalt nach Troyes in der Champagne expediert. Dort blieb das Parlament einen traurigen Monat lang — fern von den Säulengängen, den Springbrunnen, den Kaffeehäusern und den Frauen des Palais Royal. Dann schloß es „teils nachgebend, teils beharrend seinen Waffenstillstand, wie es bei Parlamenten Brauch ist". So der gute Carlyle, unwirsch und bekümmert. An Stelle der von der Regierung geforderten Landsteuer wurde eine andere bewilligt: „auch eine Art Landsteuer, aber nicht so drückend für die einflußreichen Klassen, da sie hauptsächlich auf der stummen niederen Klasse lag..." Das war damals eine romantische Art, mit Parlamenten umzugehen: den Herren all die süßen Reizungen der Residenz zu entziehen! Zwei Jahre später wurde die Bastille gestürmt...

Pardon, Madame: nehmen Sie noch eine Zigarette?"

Madame: „O wie Sie mich erschreckt haben! Es war so angenehm, Ihnen zuzuhören... Wovon sprachen Sie doch? Von den Pariser Frauen, nicht wahr? O, die haben eine Manier, dazusitzen — es gibt nichts Weiblicheres!.. Wollen Sie mir einen Curaçao triple sec bestellen, mein Lieber? Ich bin heute so glücklich ... Die Konservativen sind wahrhafte Männer — sagten Sie? Ach, lieber Freund..."

Stefan Wronski.

Bildende Kunst.

Die Berliner Kunstausstellungen.

In dieser neuesten Großen Kunstausstellung malt Charles Ricketts, einer der englischen Aussteller dieses Jahres, den Vertreter der „Kunstkritik" wenig schmeichelhaft als Schnitter Tod, im Zylinder und Gehrock, mit Papier und Crayon, wie er die zartesten Hoffnungen erbarmungslos knickt. Herzloser Geselle! Wie schlimm mußt du sein, wenn selbst ein längst Anerkannter — denn das ist Ricketts — dich anklagt! Aber ein Trost bleibt uns immerhin: Gerade die Große Berliner Kunstausstellung ist diesmal sehr hübsch. Nicht als Todesbringer sind wir durch ihre Säle gerannt.

Da hängt in demselben Raum wie die Gemälde von Ricketts, die manchmal nur zu sehr mit einem effektvollen Romantisme kokettieren, ein Bild, das „Seraphitra" heißt, von Augustus E. John. Ein englischer Maler, den man bei uns noch nicht kennt, doch dessen Namen man freudig überrascht in Springers Handbuch schon genannt und gewürdigt findet. Ein Bild nun aber, das anfangs Verwunderung weckt. Eine unschöne, lange, karikaturhafte Frau, gegen den freien Himmel in der freien Natur aufgestellt. Was soll diese Darstellung? Was will sie? möchte man fragen, wenn nicht inzwischen die Erkenntnis aufdämmerte, daß in der Form dieser Malerei die dekorativen Werte liegen, die man in zahllosen anderen Formen anderer Malereien so oft schon vergebens gesucht hat. John leitet die Schlagkraft seiner breit und mit witzigem Phlegma hingestrichenen Farben nicht direkt aus der Wirklichkeit ab. Er harmonisiert erst die Töne. Um der Eindringlichkeit einer Wirkung willen, die künstlich ist und die doch so natürlich anmutet, daß in ihr nichts mehr von ringender Arbeit, von Absicht erkennbar ist, schöpft er augenscheinlich aus einer frischen Erfindergabe Komplexe, die etwas überaus Gutes und Richtiges, etwas sofort Überzeugendes haben. In einem vollends reizenden kleinen Bild „Nirwana" sind Violett, Blau und Rosa mühelos einfach verbunden. Eine gewisse weltmännische Nüchternheit wirft, um das zu erleichtern, ihre staubgraue Note hinein. Von Whistler kommt das wohl irgendwie her.

Das ist einer der Höhepunkte der Ausstellung. Einen andern findet man — wenn man nicht etwa auch John Sargents zahlreiche Porträts und unter diesen zumindest Mrs. Elsie Swinton, die bleich und im schwarzen Samtkleid auf schwarzem Grund Gemalte, dazu rechnen will — in den Gemälden von Friedrich Stahl, dem Deutschflorentiner. Stahl hat ja vor zwei Jahren mit den ersten

quattrocentistischen Bildern, die er zeigte, noch stärkere Wirkungen ausgeübt als mit den neuesten Einsendungen, deren Art man eben schon kennt, und die darum weniger überraschen. In der Überraschung gerade lag ein beträchtlicher Teil der fast betörenden Macht, die er damals gewann. Wenn man sein leuchtendes Kupferrot, das aus einem tuschartig feinen, neutralen, graubraunen Grundton das eine Mal in Form eines Gewands, ein andres Mal in einer Mütze, einem Lippenpaar aufglüht — wenn man dieses Rot, das einem sonst zarten Bild eine fast perverse Lebendigkeit gibt, nun schon kennt, bleibt von der Poesie solch einer Stahlschen Novelle (Novellen sind seine Bilder) nur noch ein Restbetrag übrig. Etwas von seinem Duft wird verwischt; ein Gemälde wie die „Hochzeit im alten Venedig" ist in der Tat fast nur noch eine geschickte und pikante Illustration. Doch wie schlagend wirkt gleich darnach wieder der juwelenhafte Ton, die Geschlossenheit, die Erfindungstiefe in der kleineren Arbeit „Ausfahrt"! Wie echt empfindet man hier das Visionäre, Befremdende, Lockende einer älteren Kultur! Und schließlich — wie ist solch eine Komposition bei Stahl gezeichnet, geformt! Das bleibt unangetastet, auch wenn man die Farben zergliedert, wenn man sie abschält, und seine Heiligengruppe „Hoffnung" ist für den Kenner ein Erlebnis, das er genießt und nachgenießt, und dessen wundervoll ausschwingendes Linienspiel ihm nicht mehr entschwindet. Man findet nicht oft diese treffende, haarscharfe und dennoch diskrete Zeichenkunst. Vielleicht hat sie hier nur ein Einziger noch, und der Eine ist ein Witzblattzeichner der „Fliegenden": ist René Reinicke. Weiß man, wer Reinicke ist? Dieser Mann der bescheidenen Gouachen, der Interieurs aus der Bürger- und Kleinbürgerwelt, für uns war er immer ein Künstler und ein Humorist in der Stille, ein lächelnder Meister, ein Wilhelm Raabe des Pinsels. Vielleicht aber kennt ihn die heutige Simplizissimus-Jugend nicht mehr. Vielleicht wird ihn mancher in seiner Kollektion hier erst wiederentdecken.

Ein starker Vorzug der Ausstellung liegt gerade darin, daß man viele solcher Gruppen in eigenen Sälen vereinigt hat. Die Orientierung erleichtert es mindestens, im Vorbeischreiten zu sehen, daß an der einen Stelle das Reich der Düsseldorfer oder der Luitpoldgruppe, dort das der bayerischen Gruppe, dort der Wiener beginnt. Von den Kollektionen einzelner Künstler fühlt man sich angeregt, wenn man darin so wertvolle Talente wie Dettmann oder Otto H. Engel studieren kann, die man oft zwar in eine übergroße Geschicklichkeit ausarten sieht, und denen trotz aller bewußten, absichtlichen, manchmal verstimmenden Tüchtigkeit gelegentlich eine Genialität unterläuft. Wenigstens möchte ich Dettmanns Aquarell „Brief an den Vater" in diese höchste Kunstgruppe einreihen. Mit ganzen Sammelausstellungen sind ferner die Dresdener Hans Unger und Oskar Zwintscher vertreten, zwei einander entgegengesetzte Koloristen, ein überzarter und ein überkräftiger, zwischen denen man wählen kann, und von denen man sich doch für keinen entscheiden muß.

Will man aber das überraschendste Neue der Ausstellung kennen lernen, so muß man in einem langen und liebevollen Besuch sich davon überzeugen lassen, wie sehr vor allem das Niveau der Berliner Gruppe mit allen ihren mehr oder weniger klingenden Namen durch die jahrelange Aufklärungsarbeit der Jüngeren gehoben, verbessert ist; man muß die Maler, die man so oft übergeht, die Hans Herrmann, Genzmer, Bennewitz, Willy Hamacher, Fenner-Behmer, Obronski, Sandrock, Schlichting in ihren Fortschritten verfolgen, und man wird mit ehrlicher Freude finden, daß es ein Umlernen im Stil, eine Entwicklung zu leichterer, freudiger, moderner Malweise gibt, und daß solcher Fortschritt nicht nur Scheinblüten treibt. Man wird bei Kallmorgen trotz mancher spielerischen Bedenklichkeit — so etwa im bilderbuchhaften „Hausierer" — immer noch die gesunde Landschafterkraft und bei Hans Looschen die feine Skala zarter Lichtimpressionen genießen. Man wird wieder einmal sehen, daß Arthur Kampf „malen kann", wenn auch im „Clown" eine gewisse temperamentarme Gleichgültigkeit manchen enttäuschen mag. Man wird vor allem in Skarbina den Meister, der sich aus mancher Verirrung immer zurückfindet, grüßen. Manch gutes Bild zeigt er diesmal; sein bestes darunter scheint mir das Freilichtbildnis einer Dame („Im Sonnenschein") zu sein, das hell-lila gegen grün steht.

Ein Sammelpunkt freundlicher Überraschungen ist diesmal die Große Kunstausstellung. Die Kunstschau der Sezession dagegen, die viel kleiner, gepflegter, anspruchsvoller veranstaltet ist, hat gerade an Überraschungen viel weniger als die ältere Schwester zu bieten: Bei dieser — wer nicht den Ketzerruf fürchtet, bekennt es! — fühlt man ein Höherstreben, ein Suchen und Kämpfen. Die Sezession aber steht seit Jahren auf einem Niveau, auf dem es für sie, wie es scheint, nur mehr ein Ausruhen gibt.

Es wäre unwahr zu sagen, daß in ihren Ausstellungsräumen, weil es die intimeren sind, weil sie nur 272 Gemälde und 56 Skulpturen enthalten, nicht auch wieder Ballast mitschwimmt. Ich sehe in den Bildern von Beckmann und Brandenburg und, wenn ich meinen Geschmack nicht preisgeben soll, auch von Baluschek mancherlei Arbeiten, die man zur Diskussion gar nicht stellen kann. Strathmann, der witzelnde Mosaizist, würde der Kunstwelt nicht fehlen, wenn er nicht da wäre. Jan Veths geduldspielartig gepinselte Bildnismanier ist überhaupt nur eine Kaprice der Herren. Von Trübner sieht man gleichgültiges Skizzenwerk, von Oberländer die kleinen harzbraunen Scherze, die in der Sezession weniger komisch als ehrenmitgliedhaft wirken. Pechstein ist eine Entdeckung, die wir noch nicht verstehen. Von Brockhusen sieht man eine lange Wand mit Bildern bedeckt, von denen eines oder vielleicht zwei uns durchaus genügen würden. Das alles ist eine ziemlich tote Belastung. Das muß man von der Gesamtsumme abziehen. Das spricht in den Erinnerungen, die diese Ausstellung hinterläßt, gar nicht mit.

Es bleibt überhaupt nicht sehr viel, was gebucht werden kann. E. R. Weiß, der vorzügliche Gra-

phiker und Ornamentzeichner, hat sich einer Art Experimentmalerei ausgeliefert, von der man erst reden dürfte, wenn sie zu einem Resultat geführt hat. Der energische gute Landschafter Kardorff zeigt leider nur ein zartes und zages Porträt. Der aparte Fritz Rhein stellt just schwächere Arbeiten und Max Slevogt ein Frauenbildnis aus, das man einem genialen Mann gern einmal verzeihen wird. Es ist Pech, wenn der Geschmack auf die Suche geht und sich gerade an seinem sympathischen Nerv nicht berührt fühlt. Ulrich Hübner, dieser frische, natürliche, sonst unverbildete Mensch, der uns so prachtvolle Seebilder gegeben hat, daß er vielleicht in einem kunstfroheren Lande als hier schon berühmt wäre, malt sein geliebtes Travemünde gerade diesmal in der brillanten Manier des Guardi, die sich ja auch beim Kopisten noch dekorativ macht, doch ihr Verdienst völlig einbüßt. Ich suche die Höhepunkte der Ausstellung. Zweifellos gibt es einige. Der eine heißt Leistikow, in dessen Gedächtnisausstellung eine warme und dennoch nicht schwüle, nicht treibhausgeborene Harmonie liegt. Der zweite ist Ferdinand Hodler. Der dritte ist Liebermann. Namen also, die nicht gerade Entdeckungen darstellen. Der Sezession braucht es zu solchen Vorführungen eigentlich nicht mehr, und doch ist man freilich entzückt, Hodlers Wandbild für die Jenaer Universität „Aufbruch zu den Freiheitskriegen" als eine so farbenstarke und einfache, Kleistisch geistreiche Lösung — ein Wandbild in richtiger Friesform — bezeichnen zu können. Und Liebermanns „Judenwinkel aus Amsterdam" und sein Porträt des Geheimrats Rathenau gehören sicher zum Schönsten aus dem Atelier dieses Meisters, wenn auch das Bildnis ein klein wenig so aussieht, als wäre daran der Zirkel, den der Geheimrat kokett in der Hand hält, nicht unbeteiligt.

Man sieht noch zwei interessante Franzosen, Vuillard und Le Beau, und im übrigen eine kleine glückliche Reihe kräftiger Arbeiten von Mosson, König und Stutz, Oppenheimer und Bondy, von Breyer zum Teil auch; schließlich lernt man einen noch unbekannten verstorbenen schwedischen Maler Ernst Josephson kennen, dessen Bilder in jenem besseren, feineren, eleganteren Sinn „akademisch" sind, den man etwa von Belgien her kennt. In der Sezession befremden sie, in der Großen Ausstellung wären diese Arbeiten musterhaft. Aber so wendet sich Alles: Die Große Ausstellung hat statt dessen die modernen und überraschenden Intérieurs von August v. Brandis, um die wieder die Sezession, wenn sie überhaupt noch Werbekraft in sich fühlt, werben müßte.

Alfred Gold.

Ferdinand von Reznicek.

Es lichtet sich beträchtlich in der alten Garde des „Simplizissimus": Bruno Paul zog nach Berlin und legte den Zeichenstift für Karikaturen aus der Hand. Ein vorzeitiger Tod ereilte den wackeren Lokalhumoristen J. B. Engel, den ausgezeichneten Rudolph Wilke und vor wenig Tagen erst den tätigen Verleger Albert Langen wie den Freiherrn von Reznicek. Allesamt Leute vom Bau, vom Grundbau

sogar; alle noch Männer in guten, in den besten Schaffensjahren.

Auch Reznicek starb mit nur vierzig Jahren zu früh. Er wurde am 16. Juni 1868 in Wien geboren und kam als fescher junger Bursch nach München zur Malerei. Ob er sehr bedauert hat, daß nur ein Zeichner aus ihm wurde? Als solchen haben wir ihn kennen gelernt, ist sein Name Millionen Ohren vertraut geworden als einer der ständigsten unter den Mitarbeitern des besten deutschen und vielleicht europäischen Witzblattes. Mit diesem frühen Ruf durfte der Verstorbene schon zufrieden sein; als richtiger „Kunstmaler" hätte er ihn vielleicht nie erlangt.

Von Anfang an war er als Zeichner außerordentlich „fertig", hatte er seine Spezialität, die er im Lauf der Jahre zur Virtuosität zu steigern wußte. Aus Wien kam er, in München arbeitete er, und Baron war er von Hause aus. In seinem Strich lebt alles das auf, in einer ganz unnachahmlich persönlichen Form. Er karikierte eigentlich nicht, auch da nicht, wo er übertrieb. Er illustrierte Witze und witzige Situationen. Er plauderte sie aus, er „plauschte" auch, aber stets in Hut und Handschuhen, durchaus tiptopp. So blieb er, der elegante Causeur des Salons, öfter noch der indiskret lächelnde Kenner des intimen Boudoirs. Ein Kenner jener Welt schlechtweg, in der man sich nicht langweilt, um keinen Preis, vielmehr die Langeweile durch einen Schuß erotischer Paprika allemal zu verscheuchen weiß. Im Mittelpunkt dieser Welt steht bei Reznicek die mondäne, die elegante Frau; neben ihr zur Belebung des Hintergrundes, also mehr als Dekoration, der Kavalier.

Sie und immer wieder „sie" hat er mit rastlos beweglichem Stift verherrlicht, wienerisch zierlich und münchnerisch keck; in allen erdenklichen Situationen, die das weite Reich der Pikanterie eröffnet: beim Flirt, am Abend und am Morgen, auf der Hochzeitsreise und auf Besuch beim Freunde, im Bade, im Ballsaal und beim Sport. In all diesen oft rücksichtslosen Enthüllungen der weiblichen Schwäche, in den pikanten Entkleidungen wußte Reznicek mit behendem Stift die künstlerische Grenze zu wahren, blieb er der galante Mann von Welt, der zwar das „Gemeine" kennt, das Frivole schätzt, aber die Phrase auch im bestrickenden Gewande einigermaßen mitleidlos durchschaut. Was er anpackt, entstofflicht er zeichnerisch bis zum gewissen Grade immer. Bei der Gewagtheit seiner meisten Stoffe gewiß ein starker Beweis seiner künstlerischen Unbefangenheit.

Seine Kraft der Charakteristik ist dabei ziemlich eng begrenzt und auf die Abwandlung weniger Typen festgelegt. Sein Frauentypus steht von Anbeginn fest und kehrt in Backfischen wie in reifen Weltdamen unverbrüchlich wieder. Nur die Mode verändert diese große Familie. Reznicek übernimmt ihre kapriziösesten Einfälle mit vollendeter Sicherheit und setzt sie in zeichnerische Stilleben um. Er liebkost mit der Zärtlichkeit des Gourmets in seinen Situationsschilderungen das gesamte Rüstzeug weiblicher Koketterie, vom Spitzenschleier bis zum Strumpfband. Er ist mit den Geheimnissen einer Damentoilette

aufs intimste vertraut, er versteht seine Frauengestalten zu kleiden, beherrscht die sehr wandelbaren Nuancen des jeweiligen Schicks bis in die letzten Feinheiten derjenigen Körperhaltung hinein, die gerade modern ist. Daher kommt es, daß seine gepflegten Menschen, auch seine Herren, immer wieder neu berühren, obgleich sie im Grunde immer dieselben, immer vom Stamme Reznicek sind. Er gibt ihnen zwar nicht immer „Seele", aber fast immer ein wenig Rasse und prickelndes Temperament und den unverwüstlichen Charme einer sorglosen Weltläufigkeit.

Seine Schwäche war das Zuviel. Weil er leicht produzierte, als ritterlicher Lebemann Geld brauchte und bei seiner schnellen Beliebtheit an Aufträgen keinen Mangel litt, münzte er sein Talent gehörig aus, zeichnete farbige Einzelblätter als Wandschmuck, lieferte Sektreklamen, Buchtitel, farbige Postkarten und dergleichen mehr. Das hätte er ungestraft tun können, wenn sein Talent nicht eine Spezialität gewesen wäre, die sich im satirischen Tagesdienste ohnehin bald wiederholen und dadurch ermüden mußte. So wirkte er zu Anfang seines Auftretens eigentlich überzeugender als in den letzten Jahren. Es gibt eine ganze Menge Gelegenheitsblätter von ihm, die seines Talentes nicht würdig sind, in denen die lebendige Erfindung hinter eine recht äußerliche Manier der Verwendung bewährter Formen zurücktritt. Die liebenswürdige Eleganz wird da zur faden Süßlichkeit, die Pikanterie verzerrt sich zur zynischen Fratze hin. Beurteilt man ihn aber nach seinen besten Einfällen, und vor allem: vergleicht man die Arbeiten seiner Mitbewerber mit den seinen, so sieht man ohne weiteres, wie schwer er zu ersetzen ist. Er war ein Frauenlob von Bestimmung, ein Lyrikus, auch wo er zu geißeln schien, und fand immer noch ein schelmisches Epigramm, wo ein anderer längst sein Heil bei der plumpen Geschmacklosigkeit gesucht hätte. Als Liebling der Grazien war er gefeit gegen die Gefahr, sich künstlerisch zu verlieren. Die Lücke, die er in unserer zeichnerischen Publizistik hinterläßt, wird nicht sobald geschlossen sein.

Eugen Kalkschmidt.

Bücher über bildende Kunst.

Man gestatte mir auf einige vortreffliche Bücher hinzuweisen, die von bildenden Künstlern sprechen, — von Künstlern und ihrer Kunst, von ihrem Ringen und ihren meist späten Erfolgen.

Die stärkste, in vieler Hinsicht umwälzende Bewegung in der neueren Malerei ist der Impressionismus, der von den heute schon fast klassisch zu nennenden großen französischen Malern in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts zu Paris in die Wege geleitet wurde. Die Geschichte des Impressionismus ist noch nicht geschrieben worden; aber ein schöner, vorarbeitender Beitrag zu einer solchen Geschichte liegt in den an persönlichen und sachlichen Reizen reichen Aufzeichnungen vor, die Théodore Duret unter dem Titel „Die Impressionisten" herausgegeben hat. Das Buch ist in

einer deutschen Ausgabe, gut übersetzt, im Verlag von Bruno Cassirer zu Berlin erschienen. Diese deutsche Ausgabe ist mit einer Radierung von Cézanne (der einzigen, die dieser Künstler gemacht hat), drei Radierungen von Renoir und weiter je einer von Guillaumin, Pissarro und Berthe Morisot geschmückt; außerdem ist eine große Fülle von instruktiven Abbildungen vorhanden.

Duret hat dem Kreis der impressionistischen Maler persönlich nahe gestanden, und unter seinen Augen hat sich die Entwickelung dieser mächtigen Bewegung vollzogen. Er plaudert in seinem Buche, das durchaus nicht geistreich, sondern sachlich und eher nüchtern geschrieben ist, über die Freunde im Café Guerbois, über Manet und seine Anhänger. Er erzählt von der berühmten ersten geschlossenen Ausstellung, welche die Verkünder der neuen Malweise in einer Mietswohnung des Boulevard des Capucines im Jahre 1874 wagten. Diese Ausstellung, die alle Pariser Bürger vor den Kopf stieß und den Veranstaltern nichts als Haß und Hohn eintrug, hat den Namen „Impressionisten" in Anlehnung an ein Monetsches Bild, das sich „Impression: Aufgehende Sonne" nannte, entstehen lassen. Es folgten Jahrzehnte der ärgsten Verkennung, die Kritik verhielt sich abweisend, die Impressionisten waren berüchtigt, aber nicht berühmt, und ihre materielle Lage war beklagenswert. Die entscheidende Wendung zur Anerkennung erfolgte erst in den Jahren 1894—95. Der Sieg hatte lange auf sich warten lassen, diese mutigen, standhaften und ehrlichen Künstler hatten Entbehrungen, Schmach und Hohn reichlich über sich ergehen lassen müssen, — nun auf einmal kamen die Sammler und rissen sich um ihre Bilder, von denen sie sich erst lachend abgewendet hatten. Duret erzählt die Leidensgeschichte der großen Maler in fast referierendem Ton, aber es ist ergreifend, sie zu lesen. Er widmet dann den einzelnen Streitern ausführliche Essays: Pissarro, Monet, Sisley, Renoir, Berthe Morisot, Cézanne und Guillaumin. Seine sachliche Art, über die Künstler, die er liebt, zu schreiben, ist sehr sympathisch: man merkt immer, daß hier ein Mann spricht, der sehr klar zu sehen versteht, dessen Urteil durch nichts beirrt ist, der eigentlich zwar gar kein Kunstschriftsteller ist, der aber das große Verdienst hat, künstlerische Werte früh und mit Sicherheit erkannt zu haben. Sein solides, vortrefflich orientierendes Buch, das so kostbaren radierten Schmuck aufweist, wird sich gewiß viele Freunde gewinnen.

Auch Julius Mayr ist kein Kunstschriftsteller von Beruf, und doch ist ihm ein vortreffliches Buch über seinen Freund Wilhelm Leibl geglückt. Das Buch ist ebenfalls bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen und mit vielen Abbildungen und Tafeln nach Gemälden geschmückt. Über denjenigen Künstler, der die stärksten malerischen Qualitäten unter allen deutschen Malern des abgelaufenen Jahrhunderts aufwies, ist hier mit großer Liebe, mit Verständnis und sachlichem Ernst ein schönes, grundlegendes Werk geschrieben worden. Julius Mayr stand Leibl im Leben lange Zeit nahe, so daß er vielerlei Persönliches über den Meister zu berichten weiß, was den Reiz seiner Darstellung erhöht. Besonders der

Mensch Leibl tritt uns aus diesem Werk plastisch und außerordentlich liebenswert entgegen, besonders dem Menschen Leibl ist mit diesem Buche ein Denkmal gesetzt worden. Über das Malerische des Leiblschen Genies hat Meier-Graefe einsichtige Worte gesagt, und seine Aussagen sind von Mayr durchaus nicht übertroffen worden. Das Mayrsche Werk hat vor allem einen biographischen Wert, der es für den Leibl-Freund unentbehrlich macht; denn es war bisher so gut wie nichts authentisch Biographisches über den Einsiedler von Aibling in die breitere Öffentlichkeit gedrungen. Hier rollt sich nun das ganze, aus Fleiß und wiederum Fleiß zusammengeschweißte Leben dieses prachtvollen Menschen ab, von der Geburt in Köln bis zu dem allzu frühen Tode und Grabe in Würzburg. Ein schlichtes und doch ein ungeheuer inhaltvolles Leben, das zwar von äußeren Erfolgen und Ruhm nicht besonders erfüllt war, dem wir aber unsterbliche Werke verdanken, die zu einer Richtschnur wurden für die Malerei unserer Zeit und der Zukunft. Es gab kein Talmi in diesem Leben, sondern Alles darin war von lauterem Gold. Und Alles war deutsch darin: dieser Meister ist das Glied einer mit vollkommener Sicherheit zusammengefügten Kette, welche die deutsche Tradition in der malerischen Kultur hat entstehen lassen.

Noch ein drittes Buch sei erwähnt, das einen Gelegenheits-Kunstschriftsteller zum Verfasser hat: ich meine den Band kleinerer Aufsätze, den Friedrich Naumann unter dem Titel „Form und Farbe" im Buchverlag der „Hilfe" zu Berlin herausgegeben hat. Naumann erscheint in diesem Buche als ein populärer Dozent, als ein Aufklärer mit äußerst vernünftigen Ansichten. Er plaudert in einem sehr ansprechenden und liebenswürdigen Ton über ältere und moderne Meister, über Landschaftskunst, über die Probleme der Malerei, über Bildhauerei, Baukunst und Kunstbildung im allgemeinen. Sein natürliches, temperamentvolles Empfinden ist von einer wohltuenden Gesundheit und Sachlichkeit. Sein Urteil ist immer von rein malerischen Gesichtspunkten diktiert, er weiß, daß es bei einem Gemälde lediglich auf die gute Malerei ankommt und nicht auf Ideen oder auf das Poetische. Man sagt mir, daß sich Naumann selbst in der Natur mit dem Pinsel zu üben pflege. Das wird niemanden Wunder nehmen, der seine sympathischen kleinen Aufsätze kennt: sie sind von so persönlicher Frische und zeigen einen so engen Kontakt mit den handwerklichen Wesenheiten der Malerei, daß man sich diesen Schriftsteller sehr wohl vorstellen kann, wie er sein intensives malerisches Empfinden mit dem Pinsel zu bannen sucht.

Zum Schluß empfehle ich noch ein weniger populäres, ein vielmehr ziemlich tief grabendes Buch. Es hat einen Mann zum Verfasser, der von Berufs wegen über Kunst zu schreiben pflegt, einen Mann, den wir als einen außerordentlich ernsten und vornehmen Darsteller künstlerischer Themata schon seit langem kennen und schätzen. Sein Buch heißt „Paris" und ist, mit vielen Abbildungen nach Gebäuden, Plätzen und Kunstwerken geschmückt, im Inselverlag zu Leipzig erschienen. Karl Scheffler ist der Autor.

Das Buch bietet einen so großen Genuß, weil es die Gabe einer so starken Persönlichkeit ist, weil es von einer Intelligenz diktiert wurde, die nur bedeutende Maßstäbe kennt und die allen ästhetischen Erscheinungen gegenüber einen sehr sicheren Standpunkt innehat. Schefflers Buch handelt besonders über die künstlerische Kultur in Paris, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat, über die Menschen faßt er sich kürzer, aber was er auf kleinem Raume über sie sagt, wiegt infolge der Schärfe und Klarheit des Urteils mehr als mancher ausführliche Aufsatz. Ich denke besonders an seine Bemerkungen über die Pariserin, die einen psychologischen Scharfsinn von seltener Schulung verraten und dem verzwickten Wesen der Pariser Frau treffsicher bis an die Wurzel nachgehen.

Scheffler entwickelt uns die großzügige Schönheit von Paris zunächst an der Hand des bedeutenden, sinnvoll überdachten Stadtplanes, der, da man ja gern vergleicht, uns mit Schmerzen an den kleinlich-unkünstlerischen Plan von Berlin denken läßt. Er gibt dann eine Entwickelung der auf Pariser Boden gewachsenen Architekturen, wobei über das Wesen besonders der Gotik und des Rokoko Bemerkungen fallen, die von dem Vertrautsein mit den intimsten Wesensarten dieser Stile Kenntnis geben. Die Wanderungen durch die Bildersammlungen des Louvre geben Scheffler dann den Anlaß zu einer Darstellung nicht nur der französischen, sondern der europäischen Malerei überhaupt, und diese wie ein Extrakt kondensierte wundervolle Darstellung ist so reich an bedeutenden Perspektiven und klar formulierten ästhetischen Erhellungen, daß wir freudig gefesselt, ja nicht selten hingerissen sind. Scheffler begnügt sich nicht mit der beschreibenden Methode, er ist vielmehr ein Untersucher großen Stils. Er sucht nicht nur die Erscheinungen, sondern vor allem die Seele der Erscheinungen für seine Betrachtungen einzufangen. Dabei verfügt er über einen edeln Schwung der Darstellung, etwas Ideales, ethisch Festgefügtes, spezifisch Germanisches ist in seiner ganzen Art, uns seine Eindrücke und Gedanken zu übermitteln, seine Sprache ist schön und ganz unimpressionistisch; mitunter wünscht man sich sogar etwas kürzere Sätze.

Man hat hier ein kulturvolles und edles, ein im besten Sinne deutsches Buch über das große und immer verführerisch lockende Thema Paris. Ein tiefblickendes und von Liebe diktiertes Buch, geschrieben von einem wissenden, innerlich reichen Manne. Hans Bethge.

Illustrierte Bibliographie

Heinrich Rebensburg: Das bergische Haus.

Jene unbedingte Popularität, die beide Phasen der mittelalterlichen deutschen Kunst als bodenständig erscheinen läßt, hat seit der Renaissance die führende Baukultur in Deutschland nicht mehr gewinnen können; das lateinische Pathos der antiken Stilelemente will nicht zum germanischen Sinn passen. Zwar löst die wuchtige Disziplin des Barock die klassischen Formen aus ihrer Verquickung mit gotischen Reminiszenzen und einer oft komisch ungeschickten Verarbeitung, doch wird der neue Geschmack mehr und mehr exklusive Domäne des Fürstentums; bürgerliche Bauleistungen kommen als Stilprägungen kaum in Betracht — wenn man von Ausnahmen absieht, wie den pompös-eleganten Handelshäusern im alten Leipzig. Abseits von den großen und kleinen Fürstenhöfen weiß man wenig von der „Höhenkunst"; „der fürstliche Baumeister" von Paul Decker wird dem bürgerlichen Baumeister nicht zum vorbildlichen Nachschlagewerk, im Volk begnügt man sich mit den mittelalterlichen Handwerkertraditionen, die durch Renaissance und Barock nur wenig beeinflußt worden sind.

Dieser Gegensatz zwischen höfischer und völkischer Bauweise wird bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zur völligen Scheidung: das Rokoko hat fast gar keine bürgerliche Leistung inspiriert. Gleichzeitig aber entquillt einer universellen Gärung der gebildeten bürgerlichen Welt ein selbständiger Stil, der „Zopf". Er verrät deutlich den Mangel großer nationaler Empfindungen, ist im Kern literarisches Theoretisieren. Demselben Mangel an Bodenständigkeit erliegt in Deutschland das von Napoleon diktierte Empire und der romantische Neoklassizismus, der zweifellos die künstlerisch wertvollste Wiedergeburt der Antike bedeutet. —

Während die absolutistische Sphäre der Höfe, erschlafft und übersättigt von der übernatürlichen Phantastik des Rokoko, in den „klassischen" Zeitstrom einlenkt und seiner temperamentlosen Pedanterie einen königlichen Titel — Louis XVI. — leiht, feiert das Rokoko „in einem Tal bei armen Hirten" eine einzigartige, einsame Auferstehung. Freilich, diese bergische Baukunst hätte kaum vor Balthasar Neumanns Augen Gnade gefunden, sie wäre ihm sicherlich als trostlos hausbackene Versimpelung seines alle Erdenschwere überwindenden Stils erschienen. Uns aber, die wir heute die Echtheit jeder urwüchsigen Formensprache schätzen, kann diese bescheidene Kunst mehr produktive Anregung geben, als es der große Meister des Rokoko noch vermag.

Das ist das bedeutendste kunsthistorische Merkmal der harmlosen bergischen Schieferhäuser, daß sie den einzigen Punkt darstellen, wo die dem Volk bestens verhaßte Fürstenkunst im Bürgertum festen Boden faßt. Und diese Erscheinung wird um so bemerkenswerter, da hartköpfige, protestan-

tische Demokraten die Auftraggeber und biedere Handwerker die Baumeister sind. Und diese kultur-psychologisch so interessant verwobene echte Volkskunst hat seit dem Mittelalter das einzige zu ausgesprochener Eigenart durchgebildete bürgerliche „Einfamilienhaus" hervorgebracht, einen liebenswürdigen Vorboten unseres modernen Eigenhauses. — —

Eine wichtige ethnographische Grenzlinie durchzieht das bergische Land: die alten Stämme der Sachsen und Franken berühren sich hier — und diese Blutmischung ist heute noch in dem eigenartigen Charakter des bergischen Volkes, seinem Temperament und vor allem seiner Sprache spürbar. So stellt auch die ursprüngliche Struktur des bergischen Hauses eine Kombination der westfälischen und rheinischen Bauweise dar.

Als nach dem dreißigjährigen Krieg die Wuppertaler Garnindustrie sich wieder entfalten konnte, wurde mehr und mehr die agrarische Zweckform des Hauses überflüssig, man brauchte nicht mehr die massigen Kästen mit eingebauten Stallräumen. Andererseits behagte auch das leichte rheinische Haus mit den lustigen Chörlein, Erkern, unsymmetrischen Fensterreihen und dergl. nicht mehr dem gottesfürchtig-seriösen und gesund-zweckhaft denkenden Kaufmann. Damals kam die Sitte auf, daß die Söhne der Bleichereibesitzer ihre Lehrjahre im Ausland, besonders in Frankreich zubrachten, und wenn sie dort auch nicht viel annahmen, was ihre ererbte knorrige Eigenart trübte, so brachten sie doch Erinnerungen an vornehme welsche Baukunst mit und suchten sie in der Heimat zu verwirklichen. So führt das Bedürfnis nach einer den inneren Wohlstand äußerlich ankündigenden Behausung zum ersten Schritt auf dem Wege des selbständigen Stils — und zugleich zum eigenartigsten Kennzeichen des bergischen Hauses, der Schieferplattenbekleidung, die es durch alle Stilwandlungen 125 Jahre lang beibehält, bis diese hübsche Bausitte vom billigen Zement und schundigen Renaissance-Ornament sich verdrängen lassen muß.

Die Schieferplatte trat an die Stelle der alten, das Fachwerk schützenden Holzschindel und hat sie schon vor 1750 aus dem ganzen bergischen Land verdrängt. Um diese Zeit hebt sich die Bauweise hierzulande bereits merklich ab. Wichtige Veränderungen hat die Beschieferung zur Folge gehabt: alles Balkenwerk wird verdeckt und so der letzte Rest von mittelalterlicher Ornament- und Spruchschnitzerei beseitigt, namentlich fällt die schwierig zu umschiefernde Geschoßvorkragung fort, und die ruhige glatte Hauswand wird gewonnen, ein ganz modernes Geschmacksprinzip. Man belebt hie und da größere Plattenfelder, indem man sie mit primitiven geometrischen Figuren aus anders gelegten oder gehauenen Platten aufteilt. Um den Schiefer dauerhafter zu machen, bestreicht man öfters die Hauswand mit schwarzer Ölfarbe; dieser Glanz verstärkt den eigentlichen Farbton; nie erscheint das Haus trist, stets, bei Sonnenschein wie Regen, schimmert es in freundlichem Glanz. Grüne Fensterläden und blendend weißes Holzwerk an Tür- und Fensterrahmen und am Gesims beleben seine dunkle Wandfläche zu einem kräftigen, wohl abgestimmten Farbenakkord. Das Dach wird anfangs auch mit Schieferplatten gedeckt, doch kommen mit Aus-

gang des 18. Jahrhunderts fast überall braunrote glasierte gewellte Ziegelpfannen in Gebrauch. Die Haustür ist meist braun oder grün gehalten.
Die erste große künstlerische Tat ist das Haus Harkorten (Haspe, Westfalen). Das ist ein wuchtiger kubischer Bau mit hochhinaufgeschweiftem mehrstöckigem Dach und schwerfällig-barockem Zierwerk: wie eine fürstliche Umwertung des westfälischen Bauernhauses steht es da, zeigt aber schon

deutlich die entscheidenden Merkmale des „bergischen Hauses". Hier hat sich zum ersten Male die bedeutende Leistungsfähigkeit der einheimischen Handwerker erwiesen, deren Kultur mit der industriellen Blüte des Landes gleichen Stand hält. Führend ist das Zimmerer- und Tischler-Gewerbe; aus Schreinerwerkstätten stammen die Baupläne und alle struktiven und dekorativen Holzarbeiten für das Äußere und Innere des Hauses. Seine Reife erlangte das bergische Handwerk durch eine Unterweisung, die ihm von seiten der höfischen Kunst zuteil wurde. Der damalige Landesherr,

der pfälzische Kurfürst Theodor, erbaute gegenüber seiner Residenz Düsseldorf, bei Benrath am Rhein, ein Jagdschloß — es ist jetzt Eigentum der Krone Preußen, die es veräußern will —, sein Hausarchitekt Nicolaus de Pigage zog einheimische Handwerker heran und weihte die tüchtigen Leute in die Geheimnisse der fürstlichen Baukunst ein. Diese Anregungen haben dann im bergischen Land eine so vielseitige und eigenartige Durchbildung erfahren, daß man von einem besonderen Stil, dem „bergischen Barock" oder „bergischen Rokoko" reden kann.

Nach 1770 ist ein fester Haustypus gewonnen, der bis zum Versiegen der bergischen Bauweise beibehalten wird, doch ohne daß seine Wiederholung eintönig wirkt; jedes Haus hat seine eignen Proportionen, und ein bergisches Straßenbild ist erstaunlich wechselvoll belebt. — Zweistöckig erhebt sich das Haus auf rechteckigem Grundriß, die lange Seite ist Straßenfront, ihr parallel läuft der Grat des geschweiften Mansardbaches, dessen Giebel abgewalmt werden. In der Mitte der Front steht die Tür; ihr vorgelagert ist eine hohe, zweiflüglige Freitreppe, zwei Fenster flankieren die Tür und geben der großen Empfangsdiele reichlich Licht. Senkrecht über der

Haustür erhebt sich aus dem Dach ein Ausbau mit besonders geschweiftem Giebeldach. Rechts und links vom Mittellot sind symmetrisch die Fenster-

paare angeordnet. — Der vorderen Haupttür entspricht an der Gegenseite eine Hoftür; der große Mittelraum von Zimmerbreite, die „Diele", wird durch eine Querwand halbiert, in die vordere Empfangdiele, von der

die Treppe nach oben führt, und die hintere Küchendiele mit Herd und Rauchfang, großem Geschirrglasschrank usw. geschieden. —

Die Anwendung monumentaler barocker Struktur oder wuchtiger Fassadengliederung läßt dieses simple Bauschema und die schlichte Schieferhülle nicht zu; nur an wenigen größeren Bauten findet man kräftige Eckpilaster oder einen Mittelrisalit. Alle Verhältnisse sind maßvoll und milde. Alle dekorativen Elemente sind in der Mittelsenkrechten der Fassade konzentriert und nach beiden Seiten hin sanft abgedämpft. — Immer neue Formen findet der eifrige Handwerker zur Bekrönung der Tür, zur Lösung der Aufgabe, Tür und beide Seitenfenster als einheitliches Linienbild erscheinen zu lassen; er greift zu gediegenen alten Traditionen seiner Gilde, und die Rokokoschnörkel des Oberlichtes der Tür verwandeln sich in gotisches Maßwerk, oder er kombiniert kühn den romanischen Kleeblattbogen mit barockem Türsturz zu reizvoller Harmonie. Und oben im Ausstieggiebel

übt sich noch einmal der Formendrang an elastischen Dachschweifungen, Gesimsprofilierungen u. dergl. Es ist, als hätten diese Bürger und Handwerker in den eleganten Zierformen des späten deutschen Barock die ihnen angeborene Ausdrucksweise und das für sie prädestinierte Milieu gefunden, so echt und aus einem Guß geben sich diese Bauten. Immerhin muß sich das Rokoko hier eine Bezähmung seines luxuriösen Leichtsinns gefallen lassen, der Bürger verlangt Zweckmäßigkeit und wagt nicht den schwierigen Rhythmus unsymmetrischer Formen, er übersetzt königliche Launen ins Menschliche und dämpft Verschwendung zu gediegener Zierlichkeit. — —

Die späteren Wandlungen, die dies ursprüngliche Bild des bergischen Hauses unter dem Zopf und Empire erfuhr, werden immer unvorteilhafter. Die antiken Formmotive sind zu großzügig für das niedliche Schieferhaus, der Geist der klassischen Architektur zu herb und schwer. Mehr und mehr verzichtet man auf jede gebogene Linie — und schließlich bleibt noch ein einfältiges Biedermeierhaus übrig. Doch selbst dieser dürftige Rest ist fähig, unser Entzücken zu wecken. — Erfreulicherweise hat unsere heutige Architektenschaft für die Ausgrabung der bergischen Baukunst ein reges Interesse bewiesen, und es wäre nur wünschenswert, wenn eine solche Anregung Früchte tragen und dem Suchen nach einer echten einfachen Hausform einen Schritt vorwärts helfen wollte. —

Unsere Abbildungen sind mit Genehmigung des Verlages dem großen Prachtwerk über die altbergische Architektur entnommen, das Wilhelm Fülle in Barmen herausgegeben hat. Den ausgezeichneten kunsthistorischen Text verfaßte Otto Schell, das reiche Bildmaterial ist nach Originalaufnahmen von W. Fülle zusammengestellt.

Notiz.

Zu der Umfrage über „Religion und Wissenschaft" werden wir weitere Antworten im Juliheft veröffentlichen.

Die Redaktion.

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig). Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein.

Wie zu Zeiten nationalen Aufschwunges auf den Gebieten materieller Wohlfahrt große und weite Gesichtspunkte Geltung und Bedeutung erlangen, so macht sich auch in den künstlerischen Äußerungen der Volksseele eine Erhöhung ihrer Lebensregungen bemerkbar. Freilich folgt das nicht Schlag auf Schlag, und jeder geschichtliche Höhepunkt hat seine Zeit der Vorbereitung. Nicht immer zwar finden große Zeiten große Charaktere vor; wo es aber der Fall ist, werden wir sehen, daß die Anfänge für den Zusammenklang weit zurückliegen. Ein solcher Höhepunkt war das Jahr 1870, und je weiter die Zeit sich von ihm entfernt, desto mehr verblassen alle notwendigen, aber nicht Ausschlag gebenden Ereignisse, und das Dreigestirn von Regierung, Diplomatie und Heeresleitung leuchtet um so intensiver. Daß solche Zeiten, in denen der Puls des Erlebens die Lebenskraft in flutender Bewegung durch alle Kanäle treibt und der ungeheure Horizont des vielgestaltigen Lebens ungeahnte Zusammenhänge aufweist, auch den Künstler oder vielmehr vor allem den Künstler beeinflussen, ist begreiflich, denn in ihm konzentriert sich gleichsam der erhöhte Pulsschlag der Volksempfindung und ringt nach äußerer Gestaltung. Aber auch hier ist wiederum eine Zeit der Vorbereitung notwendig, und analog der Zeit, die verstreichen mußte, ehe aus dem typischen „Landjunker Bismarck" der „eiserne Kanzler" wurde und der eiserne Kanzler sich durchsetzte als „der" Staatsmann des 19. Jahrhunderts, gingen Jahrzehnte hin, ehe im Volke aus dem Menschen Bismarck der Begriff Bismarck wurde. Diesen Begriff nun festzulegen für alle Zeiten ohne jedes kleinliche und zufällige Beiwerk konnte nur einem kongenialen Geiste gelingen. Professor Hugo Lederers Hamburger Bismarck-Denkmal verkörpert ihn durchaus und vollständig. Wer von Westen kommt, empfängt völlig den Eindruck: etwas Selbstverständliches, Gewachsenes, Natürliches vor sich zu sehen, nichts von menschlichem Gehirn konzipiertes, von Menschenkraft Geschaffenes, sondern etwas, von dem man einfach sagt: ah, Bismarck! wie Fontane beim Durchwandern des Sachsenwaldes: Still! hier liegt der Bismarck irgendwo. — In Lederers Atelier, das uns der Künstler wieder für eine genußreiche Stunde geöffnet hatte, fand Fritz Stahl reiche Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß die glückliche Lösung einer solchen Denkmalsfrage einen Künstler leicht dazu verführen könnte, dieselbe Form

für weitere Arbeiten beizubehalten, und daß schließlich Manier und Schablone werden würde, was hier die geniale Lösung einer Aufgabe war. Bei Hugo Lederer hat es damit keine Gefahr. Jede neue Arbeit löst in dem Künstler ein anderes Können, gleichsam einen anderen Blick aus. Wir sahen Skizzen zu dem Krupp-Denkmal, und wir bewunderten in der Büste d'Alberts den musikalischen Fluß der Linien. Das Hauptwerk im Atelier, der Ringkämpfer, ist eine ganz individuelle Arbeit und erinnert an antike Plastiken. Dabei müssen wir in Betracht ziehen, unter wie anderen Verhältnissen diese entstanden; denn der Künstler der Antike schuf das, wovon sein Inneres erfüllt war. Fast unbewußt nahm er jede Stellung des bewegten, nackten, menschlichen Körpers in sich auf, den er im Laufe, im Kampfe, im Spiel und in der Ruhe beobachten konnte, ohne den Vorsatz des Beobachtens zu haben, während der moderne Künstler darauf angewiesen ist, einem ihm passend scheinenden Modell die vorher bestimmte Pose zu geben. Er kann also nichts Unmittelbares schaffen. In dem Ringkämpfer gelang der Eindruck einer spontanen Bewegung, die halb Begrüßung, halb Herausforderung ist, in vollendeter Weise und zugleich so, daß diese Plastik, von welcher Seite man auch herantritt, nirgends einen sogenannten toten Punkt bietet. Skizzen zu einem Reiterstandbild Kaiser Friedrichs und vom Breslauer Universitätsbrunnen mit der Gestalt eines Fechters, zäh und geschmeidig, wie die Stahlklinge, deren Spitze er prüft, ferner kleine Figurenmodelle für die Hochzeitsgabe der Provinzen an den Kronprinzen erregten das lebhafte Interesse aller Besucher und zeigten die jede Aufgabe groß und frei beherrschende Phantasie des Künstlers, die in allem ein Stück Erlebtes — innerlich Erlebtes — gibt, und die der Ausdruck einer Persönlichkeit ist.

Der Vorstand.

F. H. von Dulong gewidmet.

1.

Frühgang.

(Detlev v. Liliencron.)

Hermann Zilcher, Op. 12.

Langsam.

Singstimme.

p dolce

Wir wan - deln durch die stum - me Nacht, der Tam - tam ist ver- klun - gen. du schmiegst an mei-ne

Pianoforte.

ppp

espr.

mf

11949

Brust dich an, ich hal - - te

dich um-schlun - - - - gen. Und wo die dunklen Y-pern

stehn, ernst wie ein schwarz Ge - rü - ste, *pp* da fand ich

pp

dei - nen klei-nen Mund, die ro-the Per - - len -

1194

kü - - - - ste. Und lang - sam sind wir

wei - - ter dann weiss ich. wo-hin, ge-

pp dolciss

gan - - gen. ein hell - - blau

molto espr

ppp (Mittelstimme)

Band im Mor - - gen hing, der Tag

11949

cresc.

— hat an - ge - fan - - - - - - - - gen.

ff

Belebter.

Um O - stern war's. der Frühling will den letzten

Frost ent - thro - - nen. du pflücktest ei-nen Kranz für

espr.

leise beginnen

mich von wei - ssen A-ne - mo - nen Den legtest du mir

p

11949

mf sempre cresc. — *etwas eilen* — *f*

um die Stirn ... die Son-ne kam ge-zo - gen und hat dir

ff

blen - dend um dein Haupt ein Di - a - dem

colla voce — *string.* — *vorwärts!*

dim. — *rit.*

ge - bo - - - - - - - -

port. — **Wieder ruhig.** — *p*

- - - - - - - - - gen Du

11940

lehn - test dich auf mei - - nen Arm, wir

pp

allmählich langsamer werden

träum - ten ohn' Er-mes - - sen, die Men - schen all im

p

pp Ganz verträumt

Lärm der Welt, die hat - - ten wir ver -

pp

dim.

ges - - - - sen.

immer noch rit.

dim.

ppp

11949

Zu der Musikbeigabe.

Hermann Zilcher.

Am Ende der Konzertsaison 1901 bis 1902 tauchte in Berlin ein junger Pianist als Begleiter auf, dessen durchgeistigtes und dem Solisten sich ungemein anschmiegendes Spiel um so mehr auffiel, weil er niemals den Versuch machte, sich irgendwie vorzudrängen. Es war dies Hermann Zilcher, der am 18. August 1881 in Frankfurt a. M. geborene Sohn eines Musiklehrers, dessen ansprechende für den Unterricht bestimmte Klavierstücke eine große Verbreitung gefunden haben. Es dauerte nicht lange, da war unser Hermann Zilcher einer der gesuchtesten Begleiter; Dr Ludwig Wüllner, Tilly Koenen und andere Größen der Gesangskunst nahmen seine Dienste besonders gern in Anspruch..

Ein großes Glück wurde es für ihn, daß er für das Ehepaar Petschnikoff als Begleiter auf einer längeren Konzerttournee engagiert wurde. Wenn er bisher nur im stillen für sich komponiert hatte, so fand er jetzt ein Künstlerpaar, das freudig bereit war, seine Tongebilde in die Öffentlichkeit einzuführen. Er schrieb nicht bloß Werke für eine Violine mit Klavier oder Orchesterbegleitung, sondern vor allem bereicherte er Petschnikoffs zuliebe die dürftige Literatur für zwei Violinen mit Orchester um ein Doppelkonzert und eine Suite, zwei ganz hervorragende Werke, die überall eine sehr günstige Aufnahme fanden.

Immer reicher entfaltete sich unter diesen Umständen Zilchers eigenes Schaffen. Er hatte auch die Freude, daß seine Lieder öffentlich öfters z. B. von Ludwig Wüllner gesungen wurden. Auch Julia Culp nahm sich ihrer gern an; sie erzielte besonders mit dem „Frühgang" („Wir wandelten durch die stumme Nacht", Text von Detlev von Liliencron), welches Lied wir hier im Einverständnis mit dem Verleger veröffentlichen, stets einen gewaltigen Erfolg; und in der Tat muß man sagen, daß dieses poesie- und stimmungsvolle Lied von einer geradezu wunderbar ergreifenden Innerlichkeit ist und einem, je öfter man es hört oder singt, immer lieber wird.

Um sich durchaus als Komponist zu legitimieren, gab Zilcher im März 1904 in Berlin ein eigenes Konzert mit Orchester, wobei er auch ein ungewöhnliches Geschick als Dirigent an den Tag legte; als Hauptnummer führte er eine Symphonie in A-Dur auf, die seine Begabung auch für die große Form aufs beste dokumentierte. Allein es wollte ihm infolge seiner Jugend nicht glücken, einen von ihm sehnlichst erwünschten Dirigentenposten zu erhalten. So folgte er denn, nachdem er den Wunderknaben Franz von Vecsey auf einer Tour nach Amerika begleitet hatte und dabei mit großem Erfolge auch als Solist aufgetreten war, im Juli 1905 einem vorteilhaften Ruf nach seiner Vaterstadt, als Klavierlehrer an das Dr Hochsche Konservatorium, auf dem er einst selbst bei James Kwast, Iwan Knorr und Bernhard Scholz seine Ausbildung erhalten hatte. Hier in Frankfurt a. M. kam dann sein großes Chorwerk „Reinhart" durch den Cäcilienverein zur Aufführung, entstand ein Violoncell- und ein Klavierkonzert; vor allem vollendete Zilcher hier die Musik zu dem Traumspiel „Fitzebutze" von Richard Dehmel, das im November 1907 in Mannheim seine Uraufführung erlebte und insbesondere von den Musikreferenten auswärtiger Blätter auf das günstigste

beurteilt wurde. Wenn trotzdem dieses eigenartige Werk, das eine Mischung von Ballett, Pantomime und Oper ist, auf den deutschen Bühnen sich bisher nicht eingebürgert hat, so liegt das offenbar daran, daß das Verständnis für die feinen Fäden der Handlung dem gewöhnlichen Theaterpraktiker durchaus abgeht und daß für die Inszenierung kein rechtes Vorbild da ist. Direktor Gregor in Berlin wäre der richtige Mann, um allen den Märchenzauber der Dichtung in die Wirklichkeit zu übersetzen, freilich müßte ihm auch ein Kapellmeister zur Seite stehen, der den eigenen Zauber der Zilcherschen Musik richtig erfassen und ihren feinen motivischen und instrumentalen Witzen zum richtigen Gehör verhelfen könnte.

Im Herbst 1908 folgte Zilcher einem Rufe Mottls an die Königl. Akademie der Tonkunst in München, um fortan an einer Stätte intensiveren Kunstlebens weilen zu können. Hier führte er sich sehr bald durch ein eigenes Konzert mit Orchester aufs vorteilhafteste auch als Komponist ein, insbesondere gefiel der für seine bisher leider noch ungedruckte A-Dur-Symphonie neu hinzukomponierte Zwischensatz.

Zur Zeit arbeitet der Künstler übrigens an einer neuen Symphonie in F-Moll, deren einzelne Sätze trotz aller nötigen Kontraste doch unbedingt zusammengehören sollen, so z. B., daß gewisse Themen unter Umständen im ersten Satze noch gar nicht voll entfaltet werden, daß man den letzten Satz ohne den ersten gar nicht verstehen kann. Auch hat Zilcher die Absicht, in dieser Symphonie mit allen nur formalistischen Reprisen völlig aufzuräumen. Jedenfalls dürfen wir der Vollendung dieser Symphonie mit großem Interesse entgegensehen, wie wir denn überhaupt von Zilcher als Komponisten noch viel erwarten dürfen.

Aber freilich ein Himmelstürmer wird er nie werden; er will nicht steile Höhen erklimmen, die vor ihm noch kein Fuß betreten hat; er wünscht nicht hypermodern zu sein, sondern baut auf dem von den Klassikern überkommenen Grund und Boden weiter auf, aber immer durchdrungen von der Überzeugung, daß er als Kind unserer Zeit für deren Bedürfnisse zu sorgen hat. Das technische Rüstzeug hat er sich in der denkbarsten Vollkommenheit angeeignet, die Finessen des Kontrapunkts wendet er mit größter Virtuosität an, wie er auch die musikalische Formenlehre ganz meisterhaft beherrscht. Auch seine Harmonik versteht er möglichst mannigfaltig und abwechslungsreich, oft ganz eigenartig zu gestalten, ebenso ist seine Rhythmik nicht alltäglich. In seiner Orchesterbehandlung zeigt er großes Verständnis für feine Klangwirkungen und Farbenmischungen. Was mir aber seine Kompositionen ganz besonders lieb macht, ist, daß ich immer den Eindruck habe, er komponiere nur, um dem, was sein Herz bewegt, Luft zu machen. Oft bevorzugt er dabei eine zarte, ihm sehr gut stehende Melancholie.

Aufmerksam machen möchte ich noch besonders auf Zilchers auch in einem vierhändigen Klavierauszug vorliegende „Orchestersuite" op. 4, die von einer ganz reizenden Frische der Erfindung und ungemein ansprechend ist, sowie auf die „vier Humoresken" für Klavier op. 4, die „sechs kleinen vierhändigen Stücke" op. 8 und vor allem auf die „Lieder" op. 10, 12, 13 und 14. In diesen Liedern stört keine falsche Phrasierung oder Deklamation, stets haben die Dichterworte den richtigen musikalischen Ausdruck gefunden; nirgends ist die Singstimme auf Kosten der Klavierbegleitung, so reizvoll und ausgiebig diese auch an sich ausgestaltet erscheint, zurückgesetzt. Prof. Dr Wilh. Altmann.

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Kurfürstendamm 136.

Inhalt des 129. Bandes:
April/Mai/Juni1909

42 71-4 Z
(-lF'x4__

Now um) SW" 2
WeömWeWnatWUfi
:Organ FerbeuenKunjkvel-ejnigung
F' 'n -Gejeffj'chajt K
- ?WZ-'xö'iZg-Hochjchufe ZucYerfuy
&1-;ZLKX,W
“ o- 774(
UWlx/LKZWÄ
0-*
("xxx-("3.xx
WMI unöGüWwHY. Bel-[(11-
ng fürömYuchhanöel:
(KSchotfWerYchWYexlug-äuujwlx
_.-
33. Jahrgang Band 129 April 19Q9 Heft 385

Auguft Strindberg:
Mittfommer.
Ein ernfihaftes Lufifpiel.
Aus dem ichwedifchen Manufkript überfeßt von Emil Schering.
Erfies Bild:
Am Mälarfirand.
Rechts im Vordergrund ifi die Vorderfeite vom Gebäude des Gärtners zu
fehen: ein gelbes Holzhaus mit weißen Fenfierbögem grünen Läden; Tauben-
fehlag auf dem Dach; Bienenkörbe vorm Haus; dahinter der Garten mit Treib-
beeten, Gewächshäulern ufw.; vorm Haus fiihrt ein offener Weg zur Dampfer-
brücke hinuntey deren Landfefie zu fehen ifi- mit der Banh der Flaggenfiange
und dem Briefkafien; hier fieht ein [ehr alter Weidenbaunn und ein Kahn ift
unter den Baum hinaufgezogen. Der Mittelgrund wird von einer Landzunge
mit Steinen und Erlen gebildet. Darüber erfeheint der obere Teil des Herren-
bauies im Stil des [iebzehnten Jahrhunderts mit einem kleinen Glockenturm auf
Der fchwedifche Maler Carl Grabom der die in „Nord und Süd" zur
Veröffentlichung gelangenden Skizzen zu Strindbergs „Mittfommer“ ge-
malt hat„ ifi 1847 in Stockholm geboren. Seine Eltern waren deutich.
Er fiudierte zuerfi an der Akademie der Freien Künfie zu Stockholrm dann
in Berlim ein volles Iahrzehnß 1863-73/ bei Karl und Paul Gropius
die„ Vater und Sohn„ damals die erfien Dekorationsmaler der Ber-
liner königlichen Theater waren. Seit 1874„ alle ieit 35 Iahrem ifi
Grabow als Dekorationsmaler in Stockholm tätig. Er ifi feit langen Jahren
einer der Erfien in [einem Fach. Uns Deutiche interefiiert er; weil er zu
den meifien Dramen S t ri n d b e r g s „ des großen Dramatikerß wirk-
lich künfilerifche Farbenfkizzen gemalt hay die er dann in feinem Atelier
als Dekorationen ausführen ließ. Strindbergs klafiilches Jugenddrama
„Meifier Olof"„ die romantiichen Schauipiele „Das Geheimnis denGilde‟F
„Frau MargitE „Glückspeter'ß das höchfi eigenartige Bekenntnisdrama
„Nach Damaskus'ß die ichwedifchen Hifiorien „Folkungerlage'ß „Engel-
bre *Z „Gufiav Wafa'ß ,Erich UWG die neuen „Märchen- und Traum-
fpiele'ß das emfihafte Luiicipiel „Mittfommer‟ find in Carl Grabows Deko-
rationen aufgeführt worden. -

dem Dari). Das Gebäude iii ganz weiß mit fchwarzem Schieferdach, Der Hinter-
grund freie Fläche des Mälarfees mit k[arer wolkenfreier blauer Sonimerluft.
In der Ferne grüne Jnfeln, Holme und niedriges Land. Das Badehaus des
Herrenhofs fpringt hervor; es iii weiß gefirichen. Vor dem Gebäude des Gärtners
ifi;eine große offene Veranda mit Vänken, Auf dem Hofpw. Tifch und Bänke.

D e r G ä r tn e r
(kommt aus dem Gebäude heraus; von [einer Frau begleitet; er fieht über die
Landfchaft und den Garten hinaus): Herrlicher Morgen auf eine ruhige„
helle Nacht. Die Winde haben fich gelegt- und die armen Pflanzenkha ben
nun Ruhe; der Pfingftnord fchüttelte fie drei Tage und drei Nächtq fo
daß fie keinen Schlaf bekamen; es war recht fchade um fie. Die Luft
ifi laux daß es einem warm ums Herz wird- und der Haß der Menf chen
ift aufgetaut; das Licht ifi zurückgekommen/ und keine Nacht iii mehr. 'j

D i e F r a u:
Lieblicheh liebliche Mittfommerzeit.

D e r G ä r t n e r:
Heute ifi der Tag der Sonne- aber morgen gehen wir wieder dem
Dunkel entgegen und dann ifi es wieder Winterh und dann' wieder
Frühling

D i e F r a u
(mild): Klagfi du?

D e r G ä r t n e r:
Nein; und wozu follte das dienen? Und will ich der Verfuchung nach-
geben- denke ich immer an die- die es fchlimmer haben als ich. (Sieht
nach dem Herrenhof hinauf.)

D i e F r a u:
Du denkfi an den Grafen?

D e r G ä r t n e r:
Iny das tue ich

D i e F r a u:
Haft du ihn heute getroffen?

D e r G ä r t n e r:
Soeben - wie ich draußen im .Dag war

D i e F r a u:
Nuun?

D e r G ä r t n e r:
Er war glücklichx denn er hat den Nachtichlaf wieder gefunden- feit- das
Licht zurückgekehrt ifi.

D i e I r a u:
Der Arme! Und die Mutter?
D e r G ä r t n e r:
Davon fprachen wir nicht. - Ia. jeder hat fein Teil. und es reicht
für alle D i e F r a u:
Nicht bitter fein heute. fondern dankbar und froh D e r G ä r t n e r:
Dankbar und - froh! Ia. ja!
D i e F r a u:
Verfuch. verfuch!
D e r G ä r t n e r:
Ich werde! (Sieht nach dem Giebelfenfier des Gebäudes hinauf.) Ivar
wach?
D i e F r a u:
Ich glaube kaum! - Aber ich will ihn wecken! (Nimmt eine Hand voll
Sand und wirft den ans Fenfier.)
D e r G ä r t n e r:
Es ifi höchfie Zeit. wenn er mit Luife in die Stadt will. denn das Dampf-
boot raucht bereits im Birkenfjärd! - Hörfi du. ob er fich gerührt hat?
D i e F r a u:
Ich höre noch nichts. aber er kam ja auch fpät ins Bett.
D e r G ä r t n e r:
Er kam immer zu fpät . . .,
D i e F r a u:
Ja. warum mußten wir ihn auch zum Studium treiben. wenn er nicht
dahin gehörte?
D e r G ii r t n e r:
Weil ich in meiner Jugend lernte. daß Kenntniffe allein den Menfchen
adeln. und daß es die Pflicht der Eltern fei. durch Opfer die Kinder
aus ihrem Stand zu erheben. So lernten wir damals; aber jeßt ifi die
Zeit über uns dahin gegangen. und der Gelehrtenhochmut ift vernichtet
nach dem Geburtshochmut. Alle Stände find aufgehoben. und es gibt
nur einen Adel: Charakter und Fähigkeit. Aber das hat Ivar nicht gelernt.
und fiatt dankbar zu fein. ifi er nur hochmütig. trolzig. unleidlich ge-
worden; und er achtet uns gering.
Die F r a u:
Das Leben wird ihn etwas Anderes lehren!

W
D e r G ä r tn e r:
Laß es uns hoffen. - Ift denn Luife aufgefianden?
D i e F r a u:
Sie ifi längfi im Garten und fiicht Spargel .. . .
D e r G ä r t n e r:
Es ifi ein braves Mädchen) meine Bruderstoazter; wenn nur Joar nicht
kommt und fie etwas Verkehrtes lehrt!
D i e F r a u:
Ich glaube eher) daß Luife Ivar etwas Gutes und Kluges lehren wird.
D e r G ä r t n e r:
Er) der fich für ausfiudiert hält) glaubfi du) er nimmt Lehren an .
Genug davon) geh jeßt und werke deinen Sohn) fo gehe ich und hiffe
die Flagge!
D i e F r a u:
Hör mal) Alter: eine Kleinigkeit) die dich nicht ärgern darf
D e r G ä r t n e r:
Nur heraus damit) ich bin nicht fo reizbar . . ..
D i e F r a u;
Siehfi du) Ivar hat während feiner ausländifchen Reife etwas feine
Gewohnheiten angenommen) ifi verwöhnt geworden ., ..
D e r G ä r t n e r:
Ia) wir fühlen's .. .,
D i e F r a u:
Nun) da habe ich befonderen Kaffee für ihn gekauft) prima Java Du verübelfi mir's doch nicht . . ..
D e r G ii r t n e r:
Ich bin doeh nicht neidifch; und trinkt ihr Mokka; wenn ich nur meinen
Brafilianer kriege; den liebe ich! - Aber geh jeßt) geh jeßt . . . . (In
nach der Flaggenfiange hinuntergegangen und hißt eine weiße Flagge als
Signal für den Dampfer.)
D i e F r a u:
(geht ins Haus hinein). Da kam ich gut weg . . . .
D e r F i f ch e r:
(legt mit einem .Kahn an und ladet Fifchtrommeln aus).
D e r G ä r t n e r:
Guten Morgen) Langbucht; fifcht es fich gut?
D e r F i f ch e r:
Guten Morgen) Direktor; ja) es i| leidlich!

D e r G ä r t n e r:
Was hafi du da? Zander) Braffe und Stinte? Willfi du damit zur
SWM?
D e r F i f ch e r:
Iawohh das will ich!
D e r G ä r tn e r:
Aber du kommft zum Abend her und bringfi die Jugend mit) denn es
[dll um den Maibaum getanzt werden D e r F i f ch e r:
Ich foll doch wohl nicht die ganze Ferienkolonie mitnehmen?
D e r G ä rt n e r:
Doch gewiß!
D e r F i f ch e r:
Hm! hm) das ift doch dumm) denn eins von den Mädchen hat . . ,hm . . .
D e r G ä r t n e r :
Was hat fie?
D e r F i f ch e r:
Ia) es ift etwas auf > rie.
D e r G ä r t n e r:
Nie? Ifi es etwas zu effen?
D e r F i f ch e r:
Nee! - Aber eine Krankheit ift es auch nicht) wenn fie auch fagen) fie
ka n n krank davon werden.
D e r G ä r t n e r:
Du meinfi Diphtherie!
D e r F i f ch e r:
Akkurat!
D e r G ä r t n e r:
Armes Kind! - Jfi es Mariechen?
D e r F i f ch e r:
Akkurat! Und jeßt foll fie zur Stadt mit dem Boot) und darum werden
alle die andern Mädchen fie bis zur Brücke begleiten.
D e r G ä r t n e r:
Armes Kind! Und am Mittfommerabend ? Es ifi doch ein artiges Mädchen?
D e r F i f ch e r:
Ob Maria artig ifi? Ia) fie war doch das allerartigfie Kind) und die
andern MädÖen wurden artig) wenn fie fie nur anfahen!

D e r G ä r t n e r:
Und du willfi mitgehen!
D e r F i f ch e r:
Iax aber in der Stadt kommt ihr der grüne Wagen entgegenx und dann
nehmen die Doktoren fie und fchließen fie hinter einer Glasfcheibe ein-
fagen fie . ..
Der Gärtner:
Gefchehe Gottes Wille! - Hör mal/ Langbuchy du mußt mir einen
großen/ großen Dienft tum alter 'Bekanntfchaft wegen!
D e r F i f ch e r:
Ei Kreuzx und der wäre?
D e r G ä rt n e r:
Siehfi duh mein Junge ift heimgekommem Jvarx du weißt.
D e r F i f ch e r:
Oh wirklich/ ifi Ivar zu Haufe? Es find viele Jahre herh feit ich ihn zu-
letzt gefehen habe„ als er ins Ausland fuhr
D e r G ä r t n e r:
Und ifi immer noch Student nach fechsjährigem Studium in Deutfchland;
aber er hat ein Gebaren angenommen- das ich nicht mag Kurz
und gut„ dry Langbuchy follfi die auf dem Dampfer von mir bittenx daß
fie ihm nichts Starkes gebenh damit er wenigfiens nüchtern zur Stadt
kommt.
D e r F i f ch e r:
Das wird freilich etwas fchwer haltenx das
D e r G ä r t n e r:
Schwer? Du bift ja felbfi ganz nüchtern und grüße nur von mir!
Könnt ihr ihm außerdem einen Streich fpielen„ meinetwegen gern.
Er ift felbfi der er|e„ Leute zu hänfeln .
D e r F i f ch e r:
Sollen fie? . , , Jah aber mit Studenten läßt man fich lieber nicht ein. , .
D e r G ä r t n e r;
Ach was! Du bifi ein alter Krakeeley dux der mit feiner Zungen-
fertigkeit den Leuten die Hoffart austreiben könnte
D e r F i f ch e r:
Wir werden fehen
D e r G ä r t n e r:
Geh jetzt in die KücheX da kriegfi du eine Taffe Kaffee - hier kommt
der Graf.

Auguft Strindberg: Mittfommer
D e r F i f ch e r:
(geht mit einem Netz Fifche ins Haus hinein): Danke- dankex Direktorchen. . .
D e r G r a f
(kommt auf dem Weg zwifchen dem Gebäude und dem Garten daher): das
Boot noch nicht zu fehem Lundberg?
D e r G ä r t n e r:
Dock» es raucht im Fjärd! Der Herr Graf gedenken fich doch wohl nicht
in die Stadt zu begeben?
D e r G r a f:
Dock» können Sie fich das denken„ Lundberg! Seit Jahr und Tag bin
ich nicht da gewefenx aber gefiärkt durch den Schlaf einer einzigen Nacht-
fühle ich in mit die Krafth einen Ort wiederzufehen- wo ich fo gelitten
habe. Ich will das Grab meines Vaters befuäzen . .,
D e r G ä r t n e r:
Vielleicht darf ich die Blumen liefern?
D e r G r a f:
Eben darum wollte ich Sie bitten- Lundberg.
D e r G ä r t n e r:
Meine Btuderstochter foll gerade hinein mit Blumen und Grünkram-
und wir können ja für den Herrn Grafen ablegen D e r G r a f:
Soll Luife hinein fahren?
D e r G ä r t n e t:
Icy und Ivat. ..
D e r G r a f:
Ivar auch? Hören Sie„ Lundberg: Ihr Sohn, den ich in [einem
Studium habe unterfiüßen könnenx hat mich niemals gefehen; und wie
Sie wifien- peinigt es michh wenn man mir dankt - an Dankbarkeit
glaube ich eben nicht Laffen Sie mich darum meine Anonymität
behalten - fagen Sie auch Luife- daß fie fich nichts davon merken läßt-
daß fie mich kennt; ich kann dann in Ruhe den jungen Mann beobachten
und "ebenx wie er fich benimmt- ehe ich mich entfchließq ihm im Leben
weiter zu helfen,
D e r G ä r t n e r:
Herr Graf- ich kann nicht ander!!x als Ihr Vorgehen zu billigenh aber
ich hege gewiffe Beforgniffe- daß Ivar die Probe nicht befiehen wird . .
ll

Eine Frage: haben der Herr Graf irgend ein Urteil über den Charakter
meines Sohnes gehört?
D e r G r a f:
Ia; das habe ich wirklich; aber eine ifl; was die Leute jagen; ein anders;
was wirklich der Fall ifi. Ein begabter Junge von gutem Charakter;
aber voller Hochmut - das babe ich gehört - von andern; jeßt will
ich felbfi hören - und fehen!
D e r G ä r tn e r:
Das ifi ungefähr die Wahrheit!
D e r G r a f:
Gut! - Jetzt nehme ich einen Wagen und fahre zur nächfien Brücke;
wo ich an Bord fieige. Und ich verlafie mich darauf; daß Sie Luife warnen
und fie bitten; die Blumen bereit zu halten!
D e r G ä r t n e r:
Darauf können Sie fich verlaffen; Fyerr Graf; vollkommen!
D e r G r a f:
Das weiß ich; lieber Lundberg! Mein Vater verließ fich fünfundzwanzig
Jahre auf Sie; und es war nicht fein Schade! _ Guten Morgen; alfo;
bis heute abend; und gutes Feft.
D e r G ä r t n e r:
Glückliche Reife; Herr Graf; und viel Vergnügen!
D e r G r a f:
Vergnügen?
D e r G ä r t n e r:
Segen denn; und Friede; Friede im Sinn und Herzen!
D e r G r a f:
Danke!
(Geht nach rechts.)
L u i f e:
(kommt auf einem Zweirad).
D e r G ä rt n e r:
Sieh; da bifi du! - Komm; ich muß mit dir fprechen!
L u i f e:
(tritt vor): Ia; Oheim; was?
D e r G ä rt n e r:
Die Sache ifi die: der Graf will in die Stadt -* um das Grab feines
Vaters zu deli-chen; und ich habe verfprochen; daß du auf dem Weg
einen Blumenkranz bindefi.

L u i f e:
Der Arme!
D e t G ii r t n e r:
Jar du kennfi ja feine traurige Gefchichte - (halblaut) der Vater er-
mordet unter fehr kläglichen Umfiändem die die Familie entehrt haben. . .
die Gräfinwitwe gemütskrank und der Sohn mindefiens Grübler mit
fiark religiöfem Anfirich Du kennfi es?
L u i f e:
Vom Hörenfagen weiß ich ungefähr
D e r G ä r t n e r:
Ia; aber Ivar weiß nichtsx und er hat den Grafen nie gefehem der fein
unbekannter Wohltäter ifi . ..
L u if e:
Ift e r das? Und Ivar fpricht immer fo fchlecht von ihm!
D e r G ä r t n e r:
Das ifi traurig- aber muß wohl fo bleiben bis auf weiteres! Jetzt bitte
ich diclx vom Grafem dir nichts merken zu laffen- daß du ihn kennfiz und
auch Ivar nichts zu fagem was du von den gräflichen Familienverhält-
niffen weißt.
L u i f e:
Aber das ift unrecht gegen Ivar . . .
D e r G ä r t n e r:
Das mag fo ausfehen- aber wir müffen die Wünfche des Grafen achten!
S0- nun weißt du's! - Hafi du den Grünkram bereit?
L u i f e:
Alles ifi bereit- lieber Oheim- nur Ivar nicht. - Hier kommt Julius
mit den Körben!
I ul i u s
(mit zwei großen Köthen an einem Joch; der eine mit BlumenF der andere
mit Gemüfe. Julius ift in die Uniform der Garde gekleidetf als Landwehrmann).
D e r G ä r t n e r:
Willft du auch in die Stadtf Julius?
I u li u s:
Ich will hinein und meinen Urlaubsfchein unterfchreiben laffenx aber
zum Abend komme ich wieder- um den Mädchen beim Maibaum zu helfen.
D e r G ä r t n e r:
Das jfi gut; Julius; aber du mußt mit einen Dienft tun. (Halblaut.)
Du weißt; daß mein Sohn Ivar heimgekommen ifiz gutx und du kennfi

feine Schwächen. Nun - ich bitte dich nur: habe ein Auge auf ihm
daß er keine Dummheiten begeht,
I u l i u s:
Ei n Auge? Ia- aber nur eins„ denn das andere ift befeßt . , ,
D e r G ii r tn e r:
Ich weiß; darum fagt' ich nur eins! Das andere kannfi du auf Luife
haben„ wenn fie es nämliÖ zuläßt!
I uli u s:
Darf ich fie fragen?
D e r G ii r t n e r:
Reim nicht eher als bis du wieder Zivilifi wirft - im Herbfi! - Eine
andere Sache; was hältfi du von Ivar?
I u l i u s:
Ian . ..
D e r G ä r t n e r:
Sag's frei heraus„ du!
I uli u s:
Reim das kann ich nicht!
D e r G ä r t n e r: -
Hoffärtig„ Großtuery verachtet alles und alle„ mit einem Wort: ein höchfi
unleidlicher Menich - der geduckt werden müßte!
I uli u s:
Vielleicht! -
D e r G ä r t n e r:
Reim das ifi licher! - Aber fiilh jeßt kommt er!
D i e F r a u
(kommt aus dem Gebäude heraut'n mit einem Kaffeebreth das [ie auf den
Wh fiellt).
J v a r
(hinterher, fommeriich gekleideh Studentenmüße auf).
D i e F r a u:
Komm jeßt und trink Kaffee„ mein Junge!
I v a r:
Will nur Vater begrüßen! - Guten Mol-gem guten Morgen!
D e r G ä r t n e r:
Guten Morgem Ivar! - Hafi du fchlafen können?
I v a r:
Ohja; das heißß das Rouleau war etwas dünn . ..

D e r G ä r t n e r;
Kannfi du mir fagen) wie dick ein Rouleau fein foll?
D i e F r a u:
Komm jeßt und trink) folange er warm ifi!
I v a r:
(feßt fich an den Tifch und gießt .Kaffee in die Taffe).
D e r G ä r t n e r:
Nun) was hältfi du von unferm Heim hier am Mälarfee?
I v a r:
Ia! es ifi ja recht fchön) das heißt; der Turm dort oben drückt ein wenig.
D e r G ä r t n e r:
Wie hoch muß ein Turm fein) um dich nicht zu drücken?
I v a r;
Hm! Wer wohnt da oben? Ia) das ifi der Graf. Was ift das für eine Figur?
D e r G ä r t n e r:
Das ifi mein Herr I o a r:
Warum verbirgt er fich und geht Seitenwege? D e r G ä r t n e r:
Das ifi [ein Geheimnis; haft du nicht gelernt) fremde Geheimnifie zu achten?
I v a r:
Ich habe keine Geheimniffe!
Der Gärtner: . Z„
(fixiert ihn): NiHt? . „7
J v a r:
Nein!
D e r G ä r t n e r:
Warte nur . .,
I v a r:
Wer fo umher-fehleicht wie der Graf) hat wohl ein Verbrechen begangen!
D e r G ä r t n e r:
O Jugend! wie graufam du bifi! Wie?
Ivan
Übrigens liebe ich Arifiokraten nicht!
O e r G ä r t n e r:
Der Graf ift kein Arifiokrat) wie du's meinft! Er ift das gerade Gegenteil;

er ifi der Freund aller Menfchen. aber am meifien der der Unglücklichen;
er hat fich feine Laufbahn als Beamter verdorben. weil - weil er
einen Aufwärter gegen einen Bureauchef zu verteidigen wagte; und
neulich. als die Volksverfammlung beim Pfarrhof gehalten werden follte
und man dort keinen Plaß hatte. lud er fie in feinen eignen Park!
I v a r:
Eine Art. Reichstagsabgeordneter zu werden. verfieht fich
D e r G ä r t n e r:
Nein. nicht einmal das. Denn als bei der leßten Wahl die Stimmen
zwifrhen ihm und dem Küfter der Gemeinde geteilt waren. trat der
Graf feine Stimmen ab und fiimmte felbfi für den Küfter.
I v a r:
Ia. das ift einerlei . .,
D e r G ä r t n e r:
Nein. es ifi nicht einerlei. ob eine Befchuldigung wahr ifi oder nicht.
Und deine Befchuldigung ift nicht wahr. Aber eins ift wahr: du bifi
nicht der. der du zu fein glaubfi. ein Demokrat. denn du verachteft alle.
die nach deiner Einbildung unter dir fiehen . ..
D i e F r a u:
Friede. Friede!
D e r G ä r t n e r:
Ja. gern! gern! - Gib acht aufs Boot. ich gehe in den Garten und
pfliicke folange! (Geht in den Garten.)
Ivar
(zur Mutter): Wer trägt meine Reifetafche hinunter. Mutter?
D i e F r a u:
Das werde ich tun. mein Junge!
I v a r:
Du. warum mußt du; dann muß ich es ja felbft tun. damit es nicht fchlecht
ausfieht. Habt ihr keine Magd?
D i e F r a u:
Doch. aber wir fagen fürs erfie das Wort nicht. und fürs zweite find
die Mädchen befchäftigt
I v a r:
Dann der Gardift da; der fieht mir aus. als könnte er eine Reifetafebe
tragen.
D i e F r a u:
Der Gardifk? Das ifi ja unfer Julius. der als Landwehrmann übt.

.Lo-„,„W :3G „Zu »DKG
.VD-ZS .NZ .e
..J-:..Z-ZR.: ?ZZ-ZG .B Sem-LKW
o
-Q
li, 'i' ' |

er il": der Fre-.ind aller W:l'*'i>»>) aber an. meificn der der UnglitFlichen;
er bat ?ich feine Laufbahn als ?Rai-inc rei-dorben7 weil - weil er
cnc-n ?li-"wörter ara-*n einen *Buy-auclqef zu verteidigen wagte; und
nei-.im- ais die Volloverla nnilung dem Pfarrhof gehalten werden folltc
und man dort keinen Platz harte) '.*r er fie in [einen eignen Park'
J v a r:
Eine A1!) Rxinistagsabgeocdne'rr zn werden) verliebt [ich
Der (cart-*term
Nein, unit einmal das. 'Lei-.n alt bei der letzten Wahl die Stimmen
1n- lclen ihm und 'dem .fi-,in '*c-i l-emcinde geteilt waren) trat der
:Iliaf Feine Stimmen ab und iii-:ante fel'ofi fiir den Küfier.
'_- :1 a ,-t
4 .i du) if! einer-lei
.':c *: (Wii-ine.:
'-Le n) ..L 1| nicht einerleiF ob eine Beicbuldigung wahr ij] oder nicht.
Lind keine Zcfcltuldigung ifi nicht wahr. Ader eins ifi wahr. dn bijj
nicht der. der 'du zu *fein giaubfi) ein Oemcfrat) denn du den *rt-:47: alle.
die naa- deincr &mont-ung unter dir fichen
Ö 1 c J r a 1;:
Fric-x»„ Triebe!
Der Gartner:
Ja. gern! geri-.k *- -Hcb ach: ai-f's Boot) ich gebe in 'den Garten und
FMA* folaiLq-i 'Mehr ir* den Gatten.)
v a r
mr Mum-r): Wer trägt meine :jieiietaicbe hinunter, Mutrer'i
'F 7 i Z .- a u*
Das werd*: ich tun) mein Junge!
I v c' 1-:
Lu, war-nn muß: du; dann muß ich es ja felbft tun) damit es nicht 'Wiener
aiisiiebt. Habt ihr [eine Magd?
D i e F r a u:
Doch) aber wir fagea fürs eiiie das Wort nicht) und fürs zweite find
die 'Mädchen befrh-äfiigt
J v a r:
Dann der Gard-'ft da; der fieht rnir ausF alskönnre er eine Reif-.referie-
tragen. -
D i e F r a u: -
Der Gardifi'? Das 1| ja unfer Julius) der als Landwehrmanu übt.
'B

.-q
Szenenbild zu Strindbergs â€žMittfommerâ€œ
1. Bild. MÃ¤larfee.
Skizze von Karl Grabow.

j'j
l.
Ã¤
'F

I v a r:
Bei der Garde; ja; dann ift er doch Gardift .. .
D i e F r a u:
Aber; mein Lieber; er ift ja der nächfie nach Vater und Beetmeifier. ..
I v a r:
Ia; darüber braucht man nicht hochmütig zu fein .. .
D i e F r a u:
Ich verfiehe mich nicht auf dich; Ivar. Es ifi; als fprächefi du eine fremde
Sprache Und - warum trinkfi du deinen Kaffee nicht?
Iv ar:
Kaffee? Soll das Kaffee fein?
D i e F r a u
(if't fchmerzlich erregt; geht ins Gebäude hinein),
L u i f e: “ 7 '
(die im Garten gewefen ift und das letzte Gefpräch gehört hat; tritt vor): Warum
haft du Tante traurig gemacht?
I v a r: i
Kann ich dafür; daß fie traurig wird; wenn fie mir fchlechten Kaffee gibt?
L u i f e
(mild): Wenn du einem Menfchen eine Freude machen könnteft; eine
Freude; die fo felten im Leben if't; würdeft du nicht feinetwegen eine
fchlechte Taffe Kaffee trinken?
I v a r:
Da es ein Schmerz für mich ift; wie könnte er fich;iiber meinen Schmerz
freuen ?
L u i f e:
Sag: eine kleine Unannehmlichkeit; die du auf dich nimmfi! Das ift
die Opferfreude; fiehft du!
I v a r:
Alle rufen nach Opfern; aber niemand will brennen!
L u i fe:
Niemand? Ivar; haft du nicht deine ganze Kindheit bekommen? Ifi
nicht unfre Kindheit wie ein Mär-chem in dem man alles gefchenkt erhält;
an den Tifch geht; der fich felbft gedeckt hat; ins Bett kriecht; das fich
felbfi gemacht hat; filzen wir nicht wie kleine Götter da und nehmen nur
Opfer entgegen? Wo haft du diefe Undankbarkeit gelernt?

J v a r:
Wo? Im Leben; ich habe das Leben gefehen!
L u i f e
(plappert): Neint hafi du bereits das Leben gefehen! NunX wie fah es aus?
I v a r:
(tieffinnig): Es war fchwarz!
L u i f e
,_ (lächelt): Ohx was du fagft... War da gar nichts Weißes: war da nicht einmal ein weißes Kleid oder ein weißes Tafchentuch oder Bandende- bei Barons?
I v a r:
Ich möchte diäy bitten- fo gut zu fein und meine Gefühle und meine Geheimniffe zu achten.
L u i f e
(zieht ein kleines weißes Spißentafchentuch aus feiner Btufttafche): Jfi das das Geheimnis?
J v a r:
Bedenke„ was du tufi!
Ljuif e
(nicht fire-1g, aber ernfi): Und du„ Ivar! Bedenkfi du diclx wenn du durch- blicken läßtx daß ein junges Mädchenx deren Namen man erraten kann - daß ein junges Mädchen dich liebt! Ifi das wohl bedacht- ift das hübfclx ifi das ehrenhaft? j.-
J v a r:
Was weißt du von der Sache?
L u i f e:
Ich weiß- daß fie an einen andern gebunden ifi. Wenn nun bei diefem andern-*- dem jungen Mannt Mißtrauen entfieht- das du geweckt hafh fo haft du ja das Leben zweier Menfchen zerfiört!
I v a r:
Bift du eiferfiiihtig?
L u i f e:
(mild): Reim das feßte voraus„ daß meine Gefühle an dich gebunden find;
I v a r:
Was weißt du von deinen Gefühlen?
L u i f e:
Armer Jvar! Was fieht dir nicht alles bevorx ehe du fürs Leben auslernfi!

I v a r:
Ich bin der einzige von euch- der von einer Gelehrfamkeit fprcchen kann.
L u i f e:
Ach„ deine Gelehrfamkeit!. . . Ivan was i1t aus dir geworden? Es ifi„
als feifi du von einem giftigen Tier gebiffem und als teilte dein Gift
fich andern mit... Seit du nach Haufe gekommen bild herrfcht nur Un-
friede; du führfi einen Nebel mit din der fich auf alles legt! - Es ifi
wirklich wahr- dein kranker Geifi hat diefen fchönen Mittfommerabend
für mich in einen Gründonnerstag verwandelt; kaum [ehe ich noch„ daß
die Birken grün find und daß die Flieder blühen.
Ivam
Still!
L u i f e:
Weißt du„ deine Bosheit 1| fo groß„ daß es fchade um dich ifi.
I v a r:
Ießt gehe ich nach der nächfien Brücke voraus und hoffe meine Relie-
talche an Bord zu finden.
L u i f e:
Was willfi du in der Stadt machen?
I v a r:
Das berührt dich nicht!
Luifm
Dann glückliche Reife„ und komm heute abend mit befferer Laune nach
Haufe!
I v a r:
Wir treffen uns auf dem Boot!
L u i f e:
Ia- allerdings„ aber ich habe Begleitung . ,.
I v a r:
Den Gardifien?
L u i f e:
Den Gardiften Julius
I v a r:
Viel Vergnügen! (Geht.)
I uli u s:
(tritt vor): Ifi er gegangen?

L u i f e:
Ia) und wie er ging) kam die Sonne wieder hervor; und die Blumen
erhielten ihre Farbe wieder) und die Vögel begannen wieder zu fingen!
Was ifi über Ivar gekommen? Ifi es nicht) als fei ein böfer Geifi in ihn
gefahren?
I u l i u s:
Aber er ifi vielleicht eher unglücklich?
L u if e:
Und dann wollte er) daß du feine Reifetafche trägfi.
I u l i u s:
Das kann ich ja tuni
L u i f e:
Du bifi doch allzu artig) Julius
I u l i u s:
Zu artig kann man wohl nicht fein... und wenn es einem gut geht)
fo ifi es keine Kunft) edelmütig zu fein.
L u i f e:
Still; da kommt Amalie mit der Ferienkolonie. . . du kennfi doch Amalie?
I u l i u s:
Ia gewiß; fie ifi ein tüchtiges Mädchen. Aber es ifi fchade um fie. ,.
ich meine) es muß unangenehm für fie fein) einen Vater zu haben) den . . .
man [chief anfieht!
L u i f e:
Du meinfi) weil er ein Leihamt hat... dafiir kann Amalie nicht; und
das meinft du auch nicht... aber der Arme iii froh) daß es Montags
Leihämter gibt... Und übrigens hat er ja nichts Böfes getan... im
Gegenteil; er ifi ein guterMenfch und er unterfiüßt ja dieKolonie hier. . .
I uli u s:
Es tut einem in der Seele wohl) dich fprechen zu hören) Luife...
L u i f e:
Still dul. . . Was mich aber böfe macht) ifi) daß Amalie auf demDampfer
fehen muß) wie die Leute Anfiand nehmen) mit ihrem Vater zu fprechen . . .
Julius) fei freundlich gegen ihn) wenn du kannfi. . ..
I uli u s:
Herzliebfie) das kann ich gewiß; der Alte und ich haben zufammen ge-
fifcht) und ich erinnerte ihn fogar daran; daß ich einmal fein Kunde
gewefen fei; als ich jung und nachläffig _war

L u i f e:
Das bifi du nie gewefen. aber du findeft. es fei artig. fo zu fprechen. . ..
I u 1 i u s:
Vielleicht? Aber die Kameraden dulden nicht. daß man beffer als fie
felbfi fein will. denn da'nn nennen fie einen Heuchler....
L u i f e:
Und darum kümmerfk du dich? Sieh. hier haben wir die Gefellfohaft!
(Die Schulkinder kommen. fommerlich gekleidet. Pfingfirofen und Flieder in
den Händen; angeführt von Amalie. welche die kranke Maria führt. die winter-
lich gekleidet ifi. den Hals umwunden und eine Puppe auf dem Arm hat.)
L u if e:
Guten Morgen. Amalie. guten Morgen. Kinder! (Küßt Maria.) Und
du arme Maria. daß du in die Stadt mußt! Und die Puppe auch? Wie
heißt deine Puppe?
M a r i a:
Sie heißt Riekchen und hat Weh im Arm
L u i f e:
Riekahen ifi auch krank?
M a r i a:
Aber fie muß auf den Markt und eine Schärpe für Schornfieinfegers
Anna kaufen. denn die verheiraten fich in der Clarakirche!
L u i f e :
Was du fagfi?
A m a li e :
Sie fchnattert. die Kleine. und denkt durchaus nicht daran. daß fie
krank ifi. . . .
M a r i a:
Aber ich bin nicht krank. wenn auch der Doktor nachfehen foll. ob ich
krank bin!
A m a l i e:
Hört ihr. Kinder. .oollt ihr für den Direktor nicht ein .Lied fingen. da
fein Namenstag heute ifi?
D i e Ki n d e r:
Ia. ja!
L u i f e,-
Dann müßt ihr das fchönfie Lied nehmen. das Oheim kennt.

U m a l i e:
Was ifi das für eins?
L u i f e:
Es ifi: Blühende fchöne Täler.
D i e Ki n d e r:
Ia; ja! Das können wir auswendig!
(Innerhalb des Gartenf'takets erfcheinen jekt Arbeiter und Arbeiterinnen; die
in den Gefang einfiimmen; gleich Julius; Luife und Amalie.)
A m a l i e:
Dann beginnen wir alle auf einmal!
(Gefang für Sopran; Alt; Tenor und Vai. Worte von Topeliut. Mufik
von Hermann Palm.)
Blühende fchöne Täler;
Heim meiner Herzensruh'!
Laufchige grüne Säle;
Ort meiner Liebe; du.
Sonnige Kinder von Licht und Luft;
O ich verfieh' den feinen Duft!
Blühende fchöne Täler;
Heim meiner Herzensruh'!
(Der Gärtner und feine Frau find auf die Treppe hinaus gekommen; niäen
den .Kindern .u und hören den Gefang an.)
D e r G ä r tn e r:
Dank; Fräulein Amalie; Dank; kleine Kinder; Dank; gute Leute all zu-
fammen! - Hört ihr; Kinder; zum Dank für euren fchönen Gefang
follt ihr in den Garten gehen und Erdbeeren pflücken dürfen; wollt
ihr das!
D i e K i n d e r
(fchreien vor Freude); Iaaa!
D e r G ä r t n e r:
Aber ihr habt nur drei Minuten; bis der Dampfer kommt - ich weiß
fchon; was ich tue; feht ihr!
Amafie
(zu den Kindern): Jetzt follt ihr dem artigen Direktor hübfih danken und
auf ihn hurrahen!
D i e K i n d e r
(werfen dem Gärtner ihre Blumen vor die Füße. klatfchen in die Hände und
rufen): Hurraaaah!

D e r G ä r t n e r
Q(ruft den Arbeitsleuten zu): Öffnet die ZPforten! (Die Pforten werden geöffnet): Und nun: hinein mit euch! Nur drei Minuten!:
D i e K i n d e r
(laufen mit einem großen Freudengefchrei in den Garten hinein).
D e r G ä r t n e r
(zu Amalie, die Maria auf den Armen trägt): Säumt nur jeßt nicht! und horcht auf) wenn das Boot pfeift!
A m a l i e:
Oh nein) gewiß nicht! (Geht in den Garten hinein).
H a g b e r g
(kommt, fieht [ich um): Verzeihen Sie) ift Fräulein Amalie hier?
D e r G ä r t n e r:
Sie ging eben in den Garten!
H a g b e r g
(geht die Bühne hinunter) der Gartenpforte ausweichend): Sofo!
D e r G ä r t n e r:
Sie ifi im Garten) bitte) treten Sie ein H a g b e r g:
Danke fehr„ danke fehr! Aber ia) wollte nur wiffen) wo fie war! Danke fehr! Ich wollte nach der Stadt!
D e r G ä r t n e r:
Bitte) feßen Sie fich) Herr Hagberg.
H a g b e r g: **-
Danke fehr) aber ich wollte nur mit demÄBoot!
D i e F r a u:
Herr Hagberg) gehen Sie nicht fo von uns fort; wir möchten Ihnen im Namen der Kinder für alles“_Gute danken) das Sie für fie getan haben . . .
H a g b e r g:
Ach) das ift nicht der Rede wert) das;weiß ia, gewiß) das! Ia) ja! Ia) danke fehr) aber ich verlaffe mich nicht auf das Boot. (Gebt hinunter nach der Dampferbrücke.)
Die Frau: ' " 7*
Der arme Mann! Er will nicht) daß fich feine Tochter in feiner Ge-fellfwaft geniere) und darum geht er beifeite.

D e r G ä r tn e r:
Die Menfchen find graufam/ und das Leben ifi graufam!
D i e F r a u:
Vielleicht mehr gedankenlos- als graufam!
D e r G ä r tn e r:
Laß uns das fagen! fUnd mag es auch von Jvar gelten! Vielleicht fordern
wir mehr von ihmx weil er unfer Sohn ifi .. .
D i e F r a u:
Vielleicht! Aber ich wünfchte ihm ein großes Unglückx das ihn aus feiner
Selbftfucht weckt und ihn einfehen lehrtx daß alle Menfchen einande-
bedürfen.
Der iGärtner:
Sei-:ruhigh Alte- ich habe ein Vorgefühl. daß es keine Lufifayr'.- wird-
die er heute vornimmt- und ich glaube weisfagen zu können: wenn er
heute abend nach Haufe kommty wird er inwendig anders ausfehen. . .
D i e [F r a u:
Wie kannft du das mutmaßen?
D.'er ZGärtner:
Ia- fiehft du- er hat diefen Morgen fo gut vorgeforgt- und es gibt nicht
einen Paffagiey mit dem er fich nicht fchlecht ftände! Daß ich hier und
da ein Samenkorn ausgefireut habeh davon brauchfi du ja nicht gerade
zu fprechen!
D i e (F r a u*
Z: Ich kenne deine Pferdekuren- und diefes Mal werde ich es mit Vergnügen
fehen- denn ich bin böfe auf Jvar- am meifien weil. . . jah er fagte. en
fei Brafilianeß obgleich es reiner Java war!
D e r G ä r tn e r:
Haba! Ich möchte das Frühfiück nicht effenh das die Refiauratrice Jvar
anbieten wird. . . aber ich möchte gern ihre Konverfation hören. Hahn!
Frau Rundqvifi ifi nie um eine Antwort verlegen. wie du weißt!
D i e F r a u:
Was haft du angefiellt. du alter Krakeeler?
D e r G ä r tn e r:
Hahn! Ich muß lachen! . ..
(Das Boot pfeift.)
D e r G ä r tn e r:
Halloh! Das Boot pfeift! Alle Mann an Bord!

(Die Kinde» Amalie- Luife aus dem Garten.) 7"*'1
D e r F i f ch e r
(hinter der Ecke hervorf mit [einem Fifchbeutel). ' i
I u l i u s
(mit Jvars Reifetafche), A r b e i t e r
(mit Grünkram- und Blumenkörben),
D e r G ä r t n e r
(zu den Kindern): Left die Blumen auf„ Kinderh und verwendet fie zum
Maibaumx den ihr auf der Terme pußen follt- wenn das Boot fort ifi!
L u i f e 3 - :
(tritt auf den Gärtner und feine Frau zu). Lebt wohl- Oheim und Tante!
D e r G ä r t n e r:
Adieu- mein Hühnchen; viel Vergnügen; und vergiß Ivar nicht!
A m a l i e
(tritt mit Maria vor): Adieu- guter Direktor!
D;e r G ä r tn e r
(fireichelt Maria): Adieu„ mein Kindchen! Komm gefuno zurück!
Die F r a u
(nimmt Abfchied).
(Man hört das Geplätfcher des Damvfbootes an der Brücke. wohin alle außer
den Kindern gehen),
D e r K a p i t ä n
(des Dampfboots ifi zu hörenf wie er komxnandiert).:Stoppi
Die *F r a u
(zu Amalie): Nehmt euch in acht„ es i| windig auf dem See!
A m a l i e:
Oh„ es ifi fo warm!
Der Steuermann
(erfrheint mit BriefenL die er in den .Kaiken neben der Flaggenfiange legt):
Guten Morgen- guten Morgen!
D e r G ä r tn e r:
Guten Morgem Steuermann; herrliches Wetter.
Der Steuermann:
Mittfommerfein! - Beeilt euch dort!
Die K d' ch i n
(kommt mit einem Brief in der Hand herausgefiürzt): Steuermann! Steuer-
mann! - Bitte- nehmt den Brief hier mit!

Der Steuerman_n:
An den Bräutigam! -
D e r K a p i t ä n:
Klar?
D i e K ö ch i n
(zum Steuermann): Aber laßt ihn nicht in der Tafche fiecken!
Der Steuermann
(zieht fich zurück): Klar! - Sind die Milchflafchen mit?
E i n e S t i m m e:
Alles ift mit!
Der Steuermann*
Klar!
D e r K a p i t ä n:
Los!
(Man hört das Boot plätfchern.)
D i e F r a u
(ruft): Grüße Norlings! Und vergiß das Gärpulver nicht! - (Schreit)
Das Gärpulver!
D e r G ä r t n e r
(ruft): Das Gär-pul-ver!
(Kinder, Gärtner; Fran; Arbeiter cmd Arbeiterinnen winken mit den Tafchen-
tüchern; während man das Boot draußen plätfchern hört).
D e r G ä r t n e r
(zu den Kindern): Ein Hurrah auf den Dampfer; Kinder!
D i e K i n d e r:
Hurraah!
Fortfeßung in der Mai - Nummer.

Religidfe Grundgedanken und moderne
Wiu'enfchaft. Eine Umfrage.

x1

1)!: Theodor Elfenhans. Profeffor an
der Univerfität Heidelberg.

Von drei Seiten her hat die wiffenfchaftliche Entwicklung der
Neuzeit dem Gegenfaß zwifchen moderner Wiffenfajaft und religiöfer
Uber-lieferung feine jeßige Schärfe gegeben.

Die P h i l o f o p h i e befäfränkte in der von Kant gegebenen Kritik
der Vernunft das Erkennen auf die Grenzen der Erfahrung und zerftörte
das naive Selbftvertrauen. mit welchem die Vernunft aus eigener
Machtvollkommenheit die Glaubenswahrheiten geftjißt hatte. Die alten
Beweife für das Dafein Gottes fielen unter den kritifchen Streichen des
„AlleszermalmersK und manchem fchien das Gebäude des Glaubens
felbfij feiner Stüßen beraubtt zufammenzubrechenj wenn man nicht mehr
beweifen konnte. daß Gott ift. wie man beweiftj daß 2)(2:4. Die
Gefchi chte lehrte. befonders feit Herder. auch die Religion jedes
Volkes aus der organijchen Entwicklung feiner Eigenart unter gefchitht-
lichen Bedingungen verliehen. Es gibt danach keine allein wahre
Offenbarungsreligion. mit der verglichen alle übrigen „unwahr" find.
Der Buddhiftt der Mohammedaner. der Ifraelit- der EhriftF jeder hat
das Recht feiner gefäjichtlich gewordenen Eigenart. An die Stelle der
Dogmatik- welche die Rechtgläubigkeit allein einem beftimmten Syftem
chriftlicher Glaubenswahrheit zufprichtj tritt die vergleichende Religions-
wiffenfchaftf die alle Religionen gleichmäßig zu würdigen fucht. Dazu
kann daß die gefäjiihtliche Unterfuäjung die religiöfen Urkunden des
Nimbus befonderer göttlicher Eingebung entkleidete. Sie wurden
„Literatur" wie anderef und als folche betrachtet. Von anderer Seite

her erfchiitterte die N a t u r w i f f e n f ch a ft die Grundlagen der
überlieferten Religion. Jede neue glänzende Entdeckung befiätigte
die undurchbrechbare .Herrfchaft der naturgefeßlichen Notwendigkeit.
In diefem Weltbild war kein Raum für die Wunder der Religion. da
gab es kein Wunder auf dem Meere. keine Verwandlung von Waffer
in Wein. kein Lebendigwerden der Toten. Wo die Summe der Energie
fiets diefelbe bleibt. ift ein Eingriff von außen ausgefchloffen- und mit
den Wundern überhaupt fiel auch das größte aller Wunden die
Säföpfung aus nichts. Kein Sechstagewerk und kein erftes- von Gott
gefihaffenes Menfchenpaar. fondern eine Entwicklung aus elementaren
Formen. deren Anfänge fich in der Unendlichkeit des Raumes und der
Zeit verlieren. Auch die Entfiehung der Arten und die Abftammung des
Menfchen wurde feit Darwin in diefen ungeheuren Zufammenhang des
Entwicklungsgedankens eingereiht.
Der Gegenfaß beider Weltbilder fcheint in der Tat ein unüber-
windliäferzu fein. Und doch ift er es niäft-wennbeide geiftigen
Mächtef der Grenzen ihres Herrfchaftsgebietes
fich bewußt- die ihrem wahren Wefen entfprechen-
den Ziele verfolgen.
Die Anzeichen fcheinen fich mir zu mehrem daß in den Wiffen-
fchaften fell-fh aus denen der Gegenfaß geboren wurdef die Anfänge
feiner überwindung liegen. Suchen wir uns das* deutlich zu machen,
foweit es in Kürze möglich ift. Zuerfi an der zuleßt genannten Wiffen-
fchaft. Die Naturforfmung will nur das Tatfächliche gelten
laffen und feine gefeßliihen Zufammenhängef aber fie erzieht damit zu-
gleich zur vorurteilslofen Anerkennung des Tatfächlichen. Auch die
Religion i| ein Tatfächlichesf eine Tatfache des Geifieslebens. Was
an ihr Wahrheit oder Irrtum ift. mag zweifelhaft fein: daß fie als
geifiige Größe vorhanden ifh von der gewiffe Wirkungen ausgehem
daß fie bei vielen Völkern eine geiftige Macht von bedeutendem Ein-
fluß geworden ifi, daß viele Einzelne in ihr eine eigenartige Befriedigung
und innere Kraft glauben gefunden zu haben- ift unleugbar. Für die
moderne Wiffenfchaft gilt es in erfter Linie„ eine folche T atf ach e n -
gruppe als folche auch ganz unabhängig von der Wahrheits-
frage vorurteilslos anzuerkennen und zu verliehen. Säfon damit ift
die Sachlage wefentlich verändert. Die Religion ifl nicht mehr Ko n-
ku r r e n t i n . fondern G e g e n fi a n d der Wiffenfchaft. Als folcher
fieht fie fo wenig zu ihr im Gegenfaßf wie etwa die Kunft. Eben

damit ift aber zugleich der G e feh i >7tsfo rfä) u n g ihre Aufgabe
zugewiefen. Sie hat die Gefchichte der Religion vermenfchlichh aber
fie lehrt zugleich ihr wahres Wefen verliehen. Die religiöfen Urkunden-
auch die Bibel) find nicht mehr Quellen wiffenfchaftlicher Erkenntnis)
fondern Ausdruck religiöfen Fühlens. Der Schöpfungsbericht erfcheint
nicht länger als eine naturwiffenfchaftlime Abhandlung über die Ent-
|ehung der Welt, fondern als ein Zeugnis für die religiöfen Vor-
ftellungen von dem Verhältnis Gottes zur Welt; die Wunderberichte als
eben fo viele Beifpiele dafür) wie der fromme Glaube das) was ihm das
Höchfte iii) mit dem Glanze des Wunderbaren umgibt. Je vornrteils-
lofer diefe gefchichtliche Unterfuchung angeftellt wirdF defto deutlicher
fondert fich auch das Urfprüngliche vom bloß Abgeleiteten; das Große
vom Kleinen) defto klarer tritt auf dem Gebiete der Religionsgefchichte)
wie auf dem Gebiete der Gefchichte überhaupt die Bedeutung der großen
Perfönlichkeiten hervor) deren lebte fchöpferifche Kraft fich der wifien-
fchaftlichen Analyfe entzieht, Was zuleßt die Philofophie be-
trifft; fo richtete fich fehon Kants Kritik der Gottesbeweife ebenfo gegen
die theifiifche Meinung) das Dafein Gottes beweifen zu können) wie
gegen die entgegengefeßten Verfuche des Atheismus. Diefe Feftfeßung
der Grenzen des Erkennens aber trifft nicht bloß den naiven
Dvgmenglauben) der das überfinnliche ebenfo wie das Sinnliche zu
erkennen meint) fondern auch den naiven Materialismus; der mit dem
Dogma von der Materie als dem allein wahren Sein alles entfcheidet
und dabei nicht merkt, daß er fchon mit dem Denken des Begriffs
Materie fich felbft widerlegt. Je fchärfer diefe Kritik des Erkennens
der Wiffenfäfaft ihre Grenzen zum Bewußtfein bringt) defto mehr fcheint
fie einer Glaubensüberzeugung Raum zu gewähren) welche) ohne die
Kreife der Wifienfchaft zu fibren, Realitäten jenfeits der finnliihen
Welt zur Gewißheit erhebt,
Aber ift dies wirklich der Fall? Müffen nicht vielmehr zwifchen
Glauben und Wiffen immer wieder Konflikte entfliehen? Um im Rahmen
diefer Zeilen wenigfiens eine Andeutung für die Beantwortung diefer
fchwierigen Frage zu geben) fer' es geftattet) noch einmal kurz an Kant
anzuknüpfen) den Denker) der die neuzeitliche Auseinanderfehung
zwifchen diefen Gebieten weitaus am meifien beeinflußt hat. Die Ver-
nunftbegriffe des Unbedingten) die Ideen, zu denen das menichliche
Denken vom Bedingten aus im Streben nach fyfiematifcher Einheit der
Erkenntnis unvermeidlich gelangt. enthalten nach Kant keine wirkli>7e

Erkenntnis. fondern haben nur „regulative Bedeutung". indem fie unferer Erfahrungserkenntnis einheitlichen Abfchluß geben. Diefelben Ideen erhalten aber Realität als Forderungen (Poftulate) eines moralifchen Glaubens. Sie gehören alfo gewiffermaßen beiden Gebieten an. dem einen als bloße Regeln des Verfiandes. dem andern als Überzeugungen des Glaubens. und darin liegt zugleich eine Bürgfchaft dafür. daß beide Gebiete fich nicht widerfprechen. Zu dem ..Hinaus über Kant“. das die kommende Renaiffance der Philofophie gebieterifch fordert. fcheint mir nun auch zu gehören. daß die höheren und höchften Einheitsgedanken. in welchen das wiffenfchaftliche Bedürfnis nach Abfchluß der Welterk-enntnis fich ausfpricht. (wobei wir von den e in z e ln e n Kantifchen Ideen: Gott. Freiheit. Unfierblichkeit völlig abfehen). in demfelben Maße. als fie diefem Bedürfnis zu dienen imftande ilnd. als H y p o t h e f e n gelben müffen. Für die wiffenfchaftliäfe Begründung diefer Anficht muß im auf das ledte Kapitel meines Werkes „Fries und Kant“ (Gießen. Töpelmann. 2 Teile. 1906. ll. 216 ff.). und eine Abhandlung über ..Kants Kritik und die Erkenntnis des Tranfzendenten" (in der Zeitfchrift ..Religion und Geifieskultur". ll. Band. Heft 2) verweifen. Hier nur fo viel. daß d as f e l b e. was als wiffenfchaftliaie .Hypothefe nur Wahrfcheinlichkeit beflßt. dem Glauben unerfchütterliche Überzeugung fein kann. genau fo. wie dem über das Welterkennen reflektierenden Philofophen das Dafein einer Außenwelt zweifelhaft fein kann. während er als handelnder Menfch völlig davon überzeugt ift. Das Verhältnis von Glauben und Wiffen wiirde fich dann danach regeln. daß grundfäßlich jeder rnit wiffenfchaftlichen Ergebniffen unvereinbare Glaubensfaß hinfällig ift. daß aber die Anfprüche des Wiffens um fo vorfichtiger geltend gemacht werden müßen. je höher wir im Einheitsfireben unferes Erkennens auffieigen. und je hypothetifcher eben damit unfere Ergebniffe werden.

Daß fich wiffenfchaftliäfe Hypothefe und Glaubensüberzeugung zur Einheit einer abfoluten Welterkenntnis zufarnmenfchließen. wäre nur dann zu erwarten. wenn das Wahrheitsideal verwirklicht wäre. nach welchem erft zu ftreben doch allem menfchliäien Denken erft Sinn und Anreiz gibt.

L. Lewin
All.
])1-. L. Lewin. Profeffor an der Univer-
fität Berlin.
Meiner Auffaffung nach gibt es nur einen religiöfen Grund-
gedanken: den Glauben an einen Gott. d. h. an eine in unausdenkbarer
und unfaßbarer Mannigfaltigkeit in der Natur wirkende. allezeit und in
allem gefehmäßige Kraft. An diefe glaube ich. der ich ganz und gar auf dem
Boden experimenteller biologifcher Forfchung ftehe und das Verhalten
belebter Wefen gegen Arzneimittel und Gifte zum Gegenftande meiner
wijfenfchaftlichen Lebensarbeit und meiner Lehrtätigkeit gemacht habe.
Ich fühle mich fo unendlich klein in dem Gedankenan eine folche Kraft.
daß jeder Verfuch über ihre Artung mir eine Vorftellung zu machen von
vornherein an der übermächtigkeit auch nur der einfachften Gefchehniffe
in der belebten Natur und der völligen Ohnmacht und Unmöglichkeit
ihres Begreifens fcheitert.
Alles. was wird und ift. muß einen zureichenden Grund für Werden.
Sein und Seinsveränderung haben. Selbft die vollftändigfte Kenntnis
-der geftaltlichen Entwicklung des Werdenden zum Seienden genügt
dem Forfihenden nicht für feine volle Aufklärung. Er will die Urfache
des Werdens erkennen. Der Biolog will die Energie begreifen. die das
Werden einer belebten Zelle veranlaßt. und er fühlt als einen inte-
grierenden Beftandteil feines Erkenntnisdranges und Erkenntniszwanges
auch die Notwendigkeit zu erkennen. weshalb die gewordene Zelle oder die
gewordenen Zellgebilde reflektorifch oder automatifch Arbeit in irgend-
einer der möglichen Formen geifiig und körperlich leiften.
Zu diefer Erkenntnis fiihrt kein Pfad. Der oft von anderen wieder-
holte Saß. den ich einmal ausfpraih'): ..Das Rätfel des Entjtehens
einer Ganglienzelle des Gehirns iii nicht größer als das des Unter-
ganges ihrer Funktionen durch Morphiumeinwirkung“. foll diefes abfo-
lute Dunkel auf engem biologifchem Gebiete kennzeichnen. das auch der
moderne Menfch auf dem Wege d e s Forfchens antrifft. das die lebten

1) Lewin. Lehrbuch der Toxikologie 1897. S. 7. und 'l'l'ajtGÜ-e
(l'oxiaologie, truck et unnots pur* (F. youabet, yrofeoeenr n la
kneults (le Ueckeeine, Uernbre ile kan-nc). (le Ueäeajne. Paris 1903,
p. 30.

ZL

Fragen des Entfkehens und Seins belebter Maffen an fich und in ihrer Wechfelwirkung mit Einflüffen der Außenwelt umfaßt.
Das „Leben“ in feinen unüberfchbaren Äußerungen bis zu der leßten. dem Vergehen. als eine vielleicht befondere Energieart. ift in allen Teilen im Wefen unbegreiflich, Es unterliegt zweifellos auch im einfachfien aktiven und paffiven Verhalten einer Zelle ewig gleichbleibenden Gefehen. Die hier und da vorgenommene Übertragung einzelner. anderweitig erkannter Naturgefeße auf „das Leben" hat bisher nicht deffen Wefen. fondern nur einige wenige Erfcheinungsformen desfelbeu ohne fonderlichen Erfolg aufzuhellen verfucht. Allgemeine. immer unzureichende. rationalifiifche Hypothefen über ..das Leben‟. als Riäftungspfähle auf diefen Pfaden .des Forfchens. des Wiffenwollens. bedeuten einen größeren Zwang für den Denkenden. als die Annahme einer. unferem Begreifen zwar unzugänglichen. aber dem Gefühle für die Wahrheit individuell mehr zufagenden. einheitlichen. unminderbaren und unzerftörbaren. als göttlich bezeichneten Kraft. von der ..das Leben" in allen feinen unendlich zahlreichen Energieäußerungen für Werden. Sein und Vergehen nur ein kleiner Teil ifi.
_i
Ulli.

br. Hans Scherrer. Profeffor an der
Univerfität Heidelberg.

Ift die Frage allgemein gefiellt. fo muß man unterfcheiden zwifchen Natur- und Geifieswiffenfchaften. Die Geifieswiffenfchaften zerfallen bekanntlich in Erfahrungs- und exakte Wiffenfihaften. wie Philofophie. Gefchichte und Mathematik. Diefe lehteren faffen alle Erfcheinungen ihres Bereiches geifig auf. Die Naturwiffenfäfaften dagegen haben in ihrer Gefamtheit eine materialifiifche Richtung. verhalten fich alfo gegen diefe Frage ablehnendz fie fuchten bis jetzt alle Erfcheinungen entweder meäfanifch oder äfemifch-phyfikalifch zu erklären. Indeffen fchreib-t Alb. Koffel in feiner Rektoratsrede: „in den leßten Jahrzehnten haben

die phyfikalifchen und chemifchen Arbeiten Erfrheinungen kennen gelernt. welche unfere Grundanfchauungen über das Wefen der Materie völlig veränderten. Neu entdeckte Strahlungen. das Verhalten radioaktiver Stoffe. Umwandelung der Elemente. find Vorgänge. deren theoretifche Durchforfchung unfere Vorfiellungen über die Natur der Atome auf eine neue Bafis fiellt. Daraus geht hervor." fchreibt der Verfafier weiter. ..daß die Grundlage. auf der wir eine Erklärung der Lebenserfcheinungen aufbauen müffen. erft in der Entftehung begriffen ift.“ -

Auf Seiten der Darfteller der Entwickelungslehre der Lebewefen wird die Lamarck-Darwinfche Theorie in ihrer Annahme meihanifcher Faktoren: der Anpafiung. Auslefe und Vererbung. fchon längfi als unzureichend betrachtet. da daneben noch andere innere und felbft außer-irdifche kosmifche Kräfte angenommen werden müßen. Wenn auch eine Veränderlichkeit durch Klima und Lebensweife zugegeben wird. fo gelingt damit noch ni>jt eine völlige Umfihaffung der Arten. gefchweige eine jolche der Familien. oder gar der Ubergang von einem Naturreich ins andere. Die Arten bleiben bei der begrenzten Variabilität befiehen. eine völlige Veränderung geht nur vor fich in einer mit neuen Geftaltungs-gedanken erfüllten fchöpferifchen Atmofphäre. oder durch den Weltwillen. wie es Schopenhauer ausfpricht. und nicht bei planlofem Ungefähr. Es gab keinen allmählichen Ubergang vom Tier zum Menfchen. fo fehr man ihn auch fucht und gefucht hat. Es wurden niedere und höhere Urraffen gefchaffen; aber alle find Menfchen von Anfang an,

Der Urmenfch war roh. aber kein Tier. Er lebte gefellig. die Ge-fchlerhter gepaart. entwickelte in der Sippe als vernünftiges Wefen die artikulierte Sprache. die Sitte und das Recht. lernte Gewerbe und Kunft. und wie er forfchte. erkannte er fich abhängig von höheren Mächten, Er wird Verehrer derfelben. er hat Religion. Zumeifi find es Sonne. Mond und Geftirne. Die Religion der Urmenfchen ifi hauptfächlich Naturdienfi. Es gab in Wirklichkeit kein Naturvolk. welches fie nicht verehrte. (Vergleiche im Gegenfaß zu Gruft Häckel. welcher fie in feinen Welträtfeln zu leugnen verfucht. Scherrer. Soziologie und Ent-wickelungsgefchichte. l. S. 110 u. f.) Auch der Gegenfaß von Leib und Seele wurde ihm eingepflanzt. und er galt ihm in feinem Traumleben für geoffenbart (Näheres Scherrer ebendafelbft); daß die Seele außer-halb des Leibes fein könne. daran glaubte er. und fomit an die Unfierb-lichkeit der Seele nach dem Tode. Wer behauptet. daß ihm da ein Wahngebild vorgegaukelt wurde. der befchuldigt nicht ihn. das Gefchöpf.

fondern den Schöpfer der Täufchung! Welch' fchreckliches Urteil. welch'
fträflicher Gedanke!
Hat der Schöpfer den Menfchen nicht mit Vernunft begabt. daß
er das Wahre und Richtige erkenne; hat er ihn nicht mit einer gefchickten
Hand ausgerüftet. damit er fich alles Nötige bereite? Er hat ihn als
erfchaffenes Wefen in eine tropifche Zone geftellt. wo er nichts entbehrte
und nicht zu hungern brauchte. Er hatte nur fich umzufehen. Früchte
zu pflücken und zu fammeln; wenn auch nicht im biblifchen Paradies:
er war. wo er auch immer zuerfi erfchien. im Paradies auf Erden!
Als er fich nach der Vermehrung weiter in die gemäßigte Zone
verbreitete. Jäger. Fifcher und Hirte wurde. entbehrte er nichts. er
gewöhnte fich an Fleifchnahrung. ging auf die Jagd. fand faftige Weiden
für fein Vieh. Alles diente ihm: Pflanzen. Tiere. Waffer und Luft.
Sie fchienen feinetwegen gemacht. Wenn auch Gefahren da waren:
durch reißende Tiere. losgelaffene Elemente. Sturm und Wetter. Kälte
und Hiße. er fand den Mut. Mittel und Wege. fie zu überwinden. Bei
lichten Bli>en kam ihm alles entgegen: es boten fich die ihm nützlich
werdenden Tiere zu Gefährten und zur Zehrung an. wie z. B. der Hund
und das Rind. die Ziege. das Schaf. das Pferd und das Kamel. Die
eßbaren Pflanzen lernte er von krautfreffenden Tieren und durch eigenen
Gefchmack erkennen. Die Heilkräuter. von welchen fich heute noch fo
viele unter dem fogenannten nußlofen Unkraut befinden. gebrauchte er
wie die Tiere. zur Herfiellung feiner Gefundheit. So war für ihn auch
in kranken Tagen. bei Unwohlfein. geforgt. Hört man daneben die
Klage: es ifi nicht alles vollkommen auf diefer Welt. fo leugnen wir
das nicht; denn wer behauptet. daß diefe Welt die vollkommenfie ifi?
Es eriftieren in der Tat Übel in- der Naturwelt. Es gibt übel. die das
Leben der Menfchen bedrohen: Elemente. Raubtiere. giftige Schlangen
ufw.. indeffen vermehren fich diefe Gefchöpfe nicht in Unzahl. und fonfiiges
fchädliches Ungeziefer wird wieder durch elementare. gegnerifche Gewalven
vernichtet. - Wir können behaupten. daß fie niemals die Herrfchaft
erlangt haben. fondern im Gegenteil. daß fie feit ihrem erften Erfcheinen
nicht allein im Gleichgewicht blieben. fondern felbfi vermindert wurden.
- Die Naturwelt ift immerhin gut gefchaffen! - Selbft in geiftiger
Beziehung haben die Menfchen viel zu ihrer Kultur von der Natur
gelernt. Finger. Hände und Füße haben fie zählen und meffen gelehrt.
fogar das Dezimalfyfiem ihnen vorgezeichnet. Die Beobachtung des
Mond- und des Sonnenlaufes hat fie zur Zeitmeffung. der Wochen- und

der Iahreseinteilung befiimmt. Damit haben fie durch das Kalender-
wefen eine himmlifche Ordnung in ihr Erdenleben verpflanzt.
Da alles Gute von oben kommt; Sonnenfchein und Regen; fo wurden
die Menfchen zum Denken auf den Himmel hingewiefen. Dorthin ver-
feßteu alle Kulturvölker die allmächtigen Götter. Zu ihnen ließen fie
die göttergleiihen Menfchen hinfahren; wenn aua) die fonfiigen Geifier
der Verfiorbenen auf der Erde fich aufzuhalten fchienen. Wie fie den
geliebten Seelen der Verfiorbenen Speifen als Opfer gaben, fo brachten
fie jenen Göttern wohlriechende Brand- und Dankesopfer von den Erfi-
lingen des Erzeugten dar. Verbunden mit den Zeremonien der Priefier
wurde das ihr Kultus,
Die weltliche Ordnung aber haben die Götter nicht gefchaffen; wenn
auch hier und da Herrfcher ihre Gefeßgebungen von höheren Wefen
eingegeben vorgaben; um fie leichter befolgt zu fehen. Die menfäilichen
Ordnungen find nicht Gottes Ordnung; fondern nur die natürliche ifi
es. und es war und ifi fiets ein Mißbrauch; die menfchliihe göttlich zu
nennen! In der Urzeit war fie mehr natürlich; und daher; wie wir in
der Entwickelungsgefchiäfte bewiefen haben. gerechter; fie ifi mit der
Herrfchaft ungerecht und fchlechter geworden. - Helfen wir durch Auf-
klärung; daß fie befier wird.
Wo die Völker zuerfi in politifchen Gemeinfchaften als Ackerbauer
zur Kultur kamen, war das nicht an den wunderbaren Flüffen des
Nil und des Euphrat; weläfe periodifch die Ufer ihrer Täler und
Ebenen überfluteten; wodurch fie den Boden düngten; fo daß er hundert-
fältige Fruiht brachte? Die Kultur der Ägypter und Babylonier be-
beruhte auf der Fülle der Nahrungsmittel, welche eine zahlreiche Be-
völkerung ernährte; welche Arbeitern und Künfilern Zeit ließ; zum Dank
und zu Ehren der Götter jene erfiaunlichem koloffalen Tempelwerke unter
Leitung ihrer Priefier aufzuführen. welche wir heute noch bewundern.
Die alten Kulturvölker waren überhaupt die frömmften; troß ihrer
geringen Kenntnis von dem Wefen Gottes. Nichts tat man; ohne fie
zu fragen. Ihre Gunft war auch in natürlicher Weife zu erlangen.
Drum nichts zahlreiäier in ihrer hinterlaffenen Literatur; als Lobgefänge
der Götter-l Pfalmen und Hymnen. Wie fucht fich der bejaht-te Beamte
als gerechter Verwalter vor den Totengöttern hinzufiellen; wie peinlich
ein ägyptifches Totengericht? Nur die „reinen" Seelen nimmt Ofiris
auf! Wir kennen die 10 Gebote des Mofes; fie find nachweislich in

den Gefeßen aller Kulturvölker zu finden. - Und wiez der Gefchichts-
forfcher, fieht er nicht in* dem Gang der Entwicklung der Waffen und
der Völker den Verfiand und die Leitung ein-er höheren Vorfehung . . .*6
Doch genug für heute- das ein anderes Mal.
M Nec-.ZX WSW
])1-. J, H, van 't Hoff) Profeffor der
Univerfität Berlin, Mitglied der König-
lichen Akademie der Wiffenfchaften.
Meiner Anficht nach haben ua. die religiöfen Grundgedanken fchon
dadurch für den Menfihen als ausgezeichneter Leitfaden erwiefen, daß
fie fich durch Jahrhunderte hindurch aufrecht hielten und alfo im
Kampf ums Dafein [tüßten. Ob der bildliche Inhalt fich mit der Wahr-
heit deckt- kommt für mich in zweiter Linie. Ich fielle mich dazu, wie
auf chemifchem Gebiet zu dem Bild, das die Atomlehre bringt- und ziehe
nur den praktifchen Schluß daß die religiöfen Grundgedanken für das
Leben- die atomifiifaye Auffaffung für die Chemie im großen Ganzen
das Richtige zeigt. So neige ick» wiewohl als Naturforfcher den reli-
giöfen Überlegungen etwas fern fiehend, in fchweren Lebenslagen dennoch
dazu- darauf zurückzugreifent und noch vor nicht langer Zeit, als mit
das Schwerfte zugefügt wurdex was einem Vater von feinem Sohn
zuteil werden kann„ und alles dunkel fchien- habe ich Licht gefunden im
religiöfen Gedanken- der da fagt: Richtet nichtz damit ihr nicht gerichtet
werdet. '

Moritz Canter
xu.
Geheimer Hofrat])1-. Moritz Cantor.
Profeffor an der Univerfität Heidelberg.
Sie richteten jüngft eine Anfrage an mich. welehe. wenn ich Ihre
Meinung richtig verfkanden habe. etwa dahin ging. welchen religiöfen
Standpunkt mir meine fachwiffenfchaftliäfen Beftrebungen angewiefen
hätten? Ich könnte mit zwei Worten erwidern: Gar keinen. Ich
bin Mathematiker und befchäftige mich feit mehr als 45 Jahren mit der
Gefchichte meiner Wiffenfchaft. Beziehungen zur Religion haben fiäf
mir bei diefen Forfchungen nirgend bemerkbar gemacht. Daß gefihicht-
liche Beobachtung mich nötigte. meine Aufmerkfamkeit auf die Kultur-
zufammenhänge zu richten. welche da und dort wahrnehmbar find. i|
begreiflich. daß Kul turzufammenhänge mitunter von Kultus-
zufammenhängen begleitet find. ifi unzweifelhaft. aber der Standpunkt
des Beobachters bleibt und blieb von diefer Erfcheinung unbeeinflußt.
Wenn. um mich eines Vergleiches zu bedienen. dem heute mehr als je
Verfiändnis entgegengebraäft werden kann. ein Infaffe eines lenkbaren
Luftfchiffes dem Laufe eines Stromes in den Lüften folgt und die Zu-
flüffe fich bemerkt. welche von rechts und links fich mit dem Haupt-
gewäffer vereinigen. fo |ellt er fich keineswegs die Frage. wie die Quellen
aller Zuflüffe entfkanden fein mögen.
Wenn meine fäfriftftellerifche Tätigkeit faft ausfchließliih der Ge-
fchiihte der Mathematik gewidmet war. fo behandelte ich in meinen
Vorlefungen doch einzelne mathematifche Difziplinen. und fireute nur
gelegentlich gefchiehtliche Bemerkungen ein. Ifi nun die Mathematik
als folche geeignet. religiöfe Gedankenfolgen zu beeinfluffen? Man
wird diefe Meinung kaum hegen können. wenn man weiß. daß unter
den bahnbrechenden Mathematikern Strenggläubige und Ungläubige zu
finden find. daß z, B. Newton. Gauß. Eauchy. Hermite
als firenggläubig bekannt waren. während das Wort von Laplac e .
er habe bei feiner Darftellung des Weltfyfkems der Gotteshypothefe
nicht bedurft. hinlänglich bekannt ift.
Neben diefen perfönlichen Gegenfäßen könnte man allerdings auf
zwei der Mathematik angehörende Begriffe hinweifen. welchen man

eine Beziehung zur Religion nicht leicht abfprechen wird: Das Un-
endlichgroße und das Unendlichkleine. Meines Wiffens
hat weder das Eine noch das Andere meinen eigenen religiöfen Stand-
punkt beeinflußt. Diefer hat fich) glaube ich) abfeits der Mathematik
gebildet. Weil aber Ihre Frage auch derart aufgefaßt werden kann)
wie ich felbft mich zur Religion |elle) und ich keine Veranlaffung
habe; die Beantwortung Ihrer Frage zu verweigern; denn. wenn man
in feinem achtzigften Lebensjahre fiehn muß man; wenn je) zur Klar-
heit über die lebten Dinge gekommen fein, fo mag mein Glaubens-
bekenntnis ausgefprochen fein.

Ich glaube an ein Grieß) welches das Weltall regelt) welches vor
der Endlichkeit beftand und die Endlichkeit überdauern wird) welches
das Größte in fich faßt und bei dem Kleinfien nicht Halt macht. Mit
menfchlicher Individualität begabt. kann ich mir aber das Weltgefeß
auch nur individualifiert denken. Das Weltgefeß verdichtet fich zum
Weltgefeßgeber, Wie man diefe hörhfie Begriffseinheit nennen will,
das i| mir gleichgültig) ift es doch nur meine eigene religiöfe Auf-
faffung; die ich mir gebildet habe.

W W
nur

1)): Adolf Erman Profeffor an der
Univerfität Berlin nnd Direktor bei den
Königlichen Mufeen.

Religion und Wiffenfchaft können nur fcheinbar im Widerfpruche
ftehenj denn fie haben im Grunde nichts mit einander zu tun. Diefe ift
ein Produkt des Verfiandes und jene entftammt dem Gefühl. Und wie
weit auch unfere wiffenfchaftliche Erkenntnis vordringen mag, den
leßten Rätfeln; dem) was man eigentlich wifien möchtey kommt fie doch
niemals näher; dort behalten Gefühl und Glauben ihr altes Recht und
ihr altes Reich.

Was dem wiffenfchaftliäjen Sinne an einer Religion anftößig er-
fcheinen kann) iii nur deren Schale, und die iii im Grunde etwas

Gleichgültiges. Gewiß hat fie oft ein barockes Äußere. aber
wie wunder-lich fie auch fein mag. fie erfüllt doch ihren Zweck. dem
religiöfen Gefühle als Halt zu dienen. Nur darauf kommt es an. daß
dem frommen Gemüte irgend etwas gegeben ift. woran es fich erheben
kann. und dazu verhilft fchließlich jeder religiöfe Glaube. mag er auch
noch fo feltfam gefialtet fein.
Zu wünfehen bleibt natürlich immer. daß die Form der Religion
fich allmählich der fortfchreitenden intellektuellen Entwicklung eines
Volkes anpaffe, Freilich kann dies nur langfam gefchehen. denn der
Menge der Gläubigen. die an der gewohnten Form noch hängen. darf
kein Anftoß gegeben werden. aber der Kontrafi zwifchen Religion und
Wiffenfchaft darf doch auch nicht zu groß werden. fonft entfieht ein
Konflikt. der für beide verhängnisvoll werden kann.
Wie die Wiffenfchaft die Religion nicht fchädigen kann. fo kann fie
ihr andererfeits auch nicht helfen. und wenn ein Glaube nicht mehr aus
eigener. innerer Kraft gedeiht. bei der Wiffenfchaft findet er keine För-
derung. Darüber wollen wir uns nicht täufchen. Wer einen Aus-
druck des neuen Teftamentes richtiger deutet als bisher. oder wer die
Quelle jüdifcher Vorftellungen in babylonifchen Texten nachweift. der
fördert damit zwar die hiftorifche Wiffenfchaft. aber für unfere Religion
ifi feine Kenntnis ohne Belang. Denn das Ehrifientum ift zwar ein-
mal von dern neuen Tefiamente und von dem jüdifchen Glauben aus-
gegangen. aber längft hat es fich in feiner eigenen Weife entwickelt. und
weder die Formen. die es im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet
hat. noch fein eigentlicher religiöfer Inhalt werden durch folche For-
fchungen noch berührt. Es ift für uns ganz einerlei. ob die Uberfeßung
..unfer täglich Brot gib uns heute" das Rechte trifft oder nicht.
denn nur an dem gewohnten Wortlaute mit dem „täglich" hängt unfer
Herz. Und wenn es wirklich einmal gelänge. über Ehrifti Herkunft
und Geburt etwas zu ermitteln. für unfer religiöfes Empfinden bliebe
doch das Weihnachtsevangelium nach wie vor allein im Rechte.
In Summa: wir wollen uns in der Religion nicht durch die Wiffen-
fthaft [töten laffen und in der Wifienfchaft nicht durch die Religion.
'
Fortfeßung in der Mai-Nummer,

Kurt Aram:
Die Hageftolze. Roman.
Fortfeßung.
[ll.
Welchen Fortgang ich nach diefem Anfang erwartete. kann man fich
denken. Aber es ift ganz anders geworden. Im wirklichen Leben ifi es
ja meifiens fo. aber wenn man es wieder einmal am eigenen Leibe erfährt.
wundert man fich doch. Als eine hübfche und angenehme Liebesgefchichte
hatte ich mir die Sache zurechtgelegt. Wir find beide unabhängige Leute
und haben nichts danach zu fragen. was die Welt für gut oder fchlecht hält.
Am andern Morgen fah ich die Zofe von drüben zu mir kommen.
Ich öffnete felbfi die Haustür. hörte aber. wie Frau Bleiders vorfichtig
die Küchentür öffnete und hören mußte. daß mich die gnädige Frau fiir
fünf zum Tee einlud. Ich bedankte mich befiens. fagte felbfiverfiändlich
zu. erkundigte mich nach dem Befinden der gnädigen Frau und fchloß die
Haustür wieder. Auch die Küchentür fchloß fich hinter Frau Bleibers.
Ich war fehr zornig. Auf Frau Bleiders. die gehorcht hatte und fich
nun wohl fchon wunder was dachte. Und ich zürnte auch der Amerikanerin
wegen diefer konventionellen Einladung. zu der fie mit folcher Selbfwer-
fiändlichkeit gegriffen hatte. meinen eigenen Plänen zuvor-gekommen war
und mir fozufagen die Initiative vorweggenommen hatte. Eigentlich wollte
ich nämlich fo gegen Zwölf hinübergehen. fie zum Mittag in die Stadt
einladen. gut effen und trinken mit ihr. dann einen kleinen Ausflug machen
und weiterfehn.
Sie hatte es mir auf den erfien Augenblick angetan. Daraus folgerte
ich. daß es ihr wahrfcheinlich genau fo ging; und da wir beide anfiändige
Menfchen waren. warum follten wir uns lange etwas vormachen? Mag
die Rache auch kalt am befien fchmecken. die Liebe muß warm genoffen
werden. Kalte Küche liebe ich für meine Perfon überhaupt nicht. und die
Liebe if't kein Fafan. der erfi liegen muß. um weich zu werden.
Sie hatte ein hellfeidenes. weiches Hauskleid an. als ich hinüberkam.
Hals. Nacken. die beiden Unterarme waren bloß.

Ich wollte etwas fagen. aber fie kam mir zuvor: ..Komplimente liebe
im nicht.“
„Wer fagt Ihnen denn. daß ich ein Kompliment machen wollte?“
„Ihr Geficht!“
„Ich mache iiberhaupt keine Komplimente“. fagte ich und blickte finfter,
Sofort gab fie mir die Hand. fchüttelte fie kameradfchaftlich und be-
hauptete. das fei ihr fehr fympathifch.
„Wenn ich fage. Sie haben einen wundervollen Nacken und herrliche
Arme. fo ift das kein Kompliment. fondern einfach die Wahrheit.“
„Dann bitte ich Sie. mir auch keine Wahrheit zu fagen. denn für meine
Anatomie intereffiere ich mia) nicht im mindefken.“
„Ich dafür um fo mehr!“ fagte ich zornig. denn ich fand den Ausdruck
„Anatomie“ einfach entfeizlich.
„Dann werden wir fchwerlich gute Freunde werden“. erwiderte fie
und lud mich zum Sitzen ein.
Ich fehte mich. „Sie müffen mir fchon gefkatten. noch einmal auf
diefen gräßlichen Ausdruck .AnatomieF zurückzukommen. . .“
„Wenn es Ihnen Spaß macht? Mir nicht!“
„Ich bin doch nicht dazu da. Ihnen unausgefeizt Spaß zu machen!“
„Ich habe aber folche Leute am liebfien. Widerwärtiges habe ich
ohnehin genug.“
Ich fchalt fie eine Egoifiin. fie fagte dasfelbe von mir. und ehe wir
uns deffen verfahen. waren wir im wildefien Streifen, Als kannten wir
uns fchon viele Wochen. Sie benahm fich mindefiens fo hißig und eigen-
finnig wie ich. „Der Klügfie gibt nach“. fagte ich fchließlich. weil mir nichts
Befferes einfiel.
Sie fiutzte. machte ein fehr hochmütiges. echt amerikanifches Geficht
und entgegnete. Grobheiten vertrage fie ebenfo wenig wie Komplimente,
Da fie weder Komplimente noch Wahrheiten noch Grobheiten mochte.
fragte ich felbfiverfiändlich. was fie denn nun eigentlich gerne habe.
Sie meinte lächelnd. ein manierliches. wohl erzogenes Wefen fei ihr
am fhmpathifchfien.
„Alfo Dummköpfe“. erwiderte ich in fehr höflichem Ton,
Sie bekam einen roten Kopf. „Es ift eine merkwürdige Beobachtung.
die ich immer wieder mache. wie eingebildet und launifch alle Künfiler find.
Sie glauben. fie dürfen fich alles erlauben. verachten alle Rückfichten und
fihelten jeden Mann. der fich rückfichtsvoll benimmt. einen Dummkopf.“

..Wenn das auf mich gehen foll. fo täufchen Sie fich. denn ich rechne mich längfi nicht mehr zu den Künfilern.“
. ..Aber ich rede doch ganz allgemein. Warum müffen Sie gleich perfönlich werden?“
..Das find eben Fragen des Temperaments.“
..Reim es find Fragen des Willens und der Erziehung.“
..Wenn man kein Temperament befiht. hat man es leicht. wohl erzogen zu fein.“
..Um fo größer ift das Verdienfi. wenn es auch die temperamentvollen Leute. die Künfiler. find.‟
Wir fchwiegen eine Weile. denn fonfi hätten wir fofort wieder zu fireiten angefangen.
Ich fragte: „Lieben Sie das Meer?“
„Nein“
„Das dachte ich mir.“
..Warum ?“
„Weil ich es liebe.“
Ich griff nach einem Cake und ftopfte mir damit den Mund. Aber es wurmte mich. daß fie fo offen war. und ich fragte wieder: „Selbfiverfiändlich lieben Sie das Gebirge?“
..Warum felbfiverfiändlich ?“
„Weil ich es nicht ausfiehen kann.‟
„Sie haben recht. nichts liebe ich fo fehr wie das Gebirge.“
..Das dachte ich mir.“
..Sie fcheinen mir viel von einem Tyrannen zu haben“. meinte fie. „denn Sie vertragen es fchlecht. wenn jemand nicht Ihren Gefchmack hat.“
In diefem Augenblick war mir die Amerikanerin direkt zuwider. Am liebften wäre ich aufgefianden. hätte eine fehr wohl erzogeneVerbeugung gemacht und wäre gegangen. Aber dann fah ich fie fchwerlich fo bald wieder. Diefer Gedanke hielt mich feft auf meinem Stuhl.
„Natürliah lieben Sie auch Baumbach. Julius Wolff und dergleichen Leute. wenn Sie fie kennen?“
„Das tue ich in der Tat“. fagte fie.
..Dazu gehört Mut in der heutigen Zeit.“
„An Mut hat es mir nie gefehlt.“
Es war wie verhert. Was der eine auch fagte. der andere fühlte fich immer dadurch gekränkt und verletzt. Warum faß ich überhaupt immer noch in diefem Zimmer und ließ mir Malicen ins Geficht fagen? Und

warum ließ fie fich immer das noch von mir gefallen? Am Ende nimmt
fie doch ein fiarkes Intereffe an mir. dachte ich und fuchte durch alle mög-
lichen Krenz- und Querfragen. mit denen ich fehr harmlos tat. dahinter
zu kommen. Aber es gelang mir nicht. Auf einmal lachte fie fehr hübfch
und reizend boshaft.
..Sie wundern fich. daß ich mir Ihre Unatten gefallen laffe? Ich bin
eben ein höflicher und wohl erzogener Menfch.“
Da hatte ich es und fiopfte mir wieder mit einem Eake den Mund.
Um auf etwas anderes zu kommen. fprach ich zu ihr von meiner Ab-
ficht. fie zu Tifch einzuladen. und wie fie mir durch ihre Tee-Einladung
zuvorgekommen fei.
..Das war Ihnen wohl gar nicht lieb ?“
Ich mußte es zugeben. zeigte aber einige Verwunderung über ihre
Frage. Sie erzählte mir dann. daß fie als hübfche. gefchiedene Frau b-
trächtliche Erfahrungen über den Umgang mit Männern gefammelt habe.
die zu dem Schluffe kamen. daß alle Männer eigentlich nur ein und das-
felbe wollen. Solange fie fich einbilden. fie würden das Ziel doch noch
erreichen. benehmen fich die Männer eifrig und galant. Soweit die Männer
aber nicht mehr an diefen Erfolg glauben. ziehen fie fich zurück und ver-
fchwinden.
Ich ließ betrübt den Kopf hängen und wußte nicht gleich. was darauf
zu antworten fei. Stimmte ich ihrer Anfchauung zu. fprach ich mir fozu-
fagen felbfi das Urteil. Widerfprach ich ihr. gab es gleich wieder ein großes
Streifen. und das wollte ich vermeiden.
Da ich fchwieg. bot fie mir noch einige weitere Perlen aus dem Schätze
ihrer Erfahrung.
Sowie fie auf einen Mann Eindruck mache und er fie auffuche. glaube
er auch fchon einen Anfpruch darauf zu haben. fie zu tyrannifieren oder
wenigfiens zu beeinfluffen. Am fchlimmften aber fei es. wenn ihr fo ein
Mann einen Heiratsantrag gemacht habe. Das fei an fich ja etwas fehr
Refpektables. und der betreffende zeige ihr durch folchen Antrag ein Ver-
trauen. das fie zu fchälzen wiffe. aber er tue dann auch gleich fo. als ob er
fchon mit ihr verheiratet wäre. gebärde fich gräßlich eiferfiichtig auf jeden
andern. verlange womöglich Rechenfchaft über jeden Ausgang. über jedes
Gefpräch. das fie mit einem dritten führe. und dergleichen mehr. Darin
läge doch eigentlich eine unglaubliche Selbfiüberfchäßung. wie auch darin.
daß jeder tödlich beleidigt fei. wenn fie feinen Antrag nicht annähme, Jeder
bilde fich offenbar ein. nur er allein könne fie glücklich machen. nur feiner

fei fie würdig... „Es kommen dann fehr bald keine Blumen mehr; die Befuche laffen nach; und es dauert gar nicht lange; fo ifk der Gekränkte fiir immer verfchwunden; als habe er mich nie gekannt.“
All diefe bitteren Pillen fchluckte ich fiumm und nachdenklich hinunter.
„Ifi es nicht fo?“
„Haben Sie denn niemals beffere Erfahrungen gemacht?“
„Nie“
„Das ifi doch auch für Sie fehr traurig.‟
Sie meinte; es fei fehr gut; denn nun habe fie keine Illufionen mehr in diefem Punkt; und das könne ihr als allein fiehender Frau nur lieb fein. Ich meinte; ein Leben ohne Illufionen lei arm und öde. Sie meinte; reich fei es in der Tat nicht; aber gefund und bekömmlich. Ich erwiderte; das gelte doch wohl nur für fehr nüchterne Perfonen. Das fei fie auch) entgegnete fie.
Ich feufzte; denn ich wurde nicht recht klug aus ihr. Da fiel mir ein; wie ihr gefiriges Benehmen im Bett doch ganz anders gewefen war; und ich gab dem Ausdruck. Da wurde fie mit einem Mal ganz verlegen; bat mich; nie wieder davon zu fprechen; und behauptete; fie fei gefiern nur fo gewefen/ weil fie fich nicht wohl gefühlt habe und fich über die Maßen einfam vorgekommen fei. Ein feltener Zufiand; der hoffentlich nie wiederkomme.
Ich konnte mich nicht enthalten; ihn wieder herbei zu wünfchen; was fie ihrerfeits wieder fehr egoifiifch und echt männlich fand.
„Ich werde mich bemühen; Ihnen eine beffere Meinung von meinem Gefchlecht beizubringen.“
„Das diirfte Ihnen nicht leicht werden. Übrigens; damit Sie mich nicht mißverfiehn; meine Meinung bezieht fich nur auf Männer; die in mich verliebt find. Es gibt ja Gott fei Dank noch andere; wirklich gute Freunde.“
„Das verftehe ich nicht.“
„Soll das wieder eine Wahrheit fein; wie Sie Ihre Komplimente lieber nennen?“
Ich fiand auf; um mich zu verabfchieden; und bat fie; doch fihen zu bleiben; ich fände fchon allein heraus. Aber das ließ fie nicht zu; das verböte ihr die einfachfie Höflichkeit; fie begleitete mich.
Auf dem Gang nahm ich mich zufammen und bat fie; doch heute abend mit mir in ein Theater zu gehen.
Sie lehnte ab; denn fie habe fich fchon mit ihrer Zofe und deren Bräutigam verabredet. Ich fah wohl etwas erfiaunt drein; denn fie erklärte

mit) das [eien einfache und gerade Naturen. Lächelnd fügte fie hinzu: „Und wenn ich überhaupt mich noch einmal verlieben follte- ich glaube„ das wäre ein Holzknecht oder dergleichen. Von den komplizierten Naturen habe ich mehr als genug.“
Ich verbeugte mich fiummz denn darin lag doch wohl eine klare Beleidigung für mich.
Sie reichte mir die Hand. und fagte: „Auf Wiederfehn.“
Ich fagte auch: „Auf Wiederfehn'h wenn ich auch nicht begrifß wozu fie nach dem allen darauf noch Wert legte.
Ich unternahmz obgleich die Sonne fchon unterging und nur noch fchwach und gelb lächeltez einen langen Spaziergang, Zunächfi durch die Stadtz denn der Natur fühlte ich mich noch nicht gewachfen. In der Stadt ifk man rings von Kulturgenoffen umgeben und nimmt fich zufammen. Auf einer Wiefe wird man gleich felbfi zu einem Stück Natur und fängt an zu heulem die Zähne zu fletfchen oder zu lachen. Je nachdem, Unter Menfchen kann man das alles nicht, Auch nieht lachen. Es lei denn unter Zuhilfenahme von Alkohol.
Guy daß Mabel diefe Zeilen nie lefen wird. Sonfi würde fie wieder einmal fagem ich fei nicht normal. Bei andern i| mir das gleichgültig- aus ihrem Munde ifi es ein Schimpf für mich. Aber ärgere ich mich in ihrer Gegenwart über diefen Schimpfz findet fie mich erft recht normah weshalb ich es nicht mehr tue.
Von allen Seiten firömten die Kulturgenoffen aus den Wäldern und Feldern wieder in die Stadt zurück. Wie das liebe Vieh zu den Ställen frrömt, Alle fehen fie fimpel aus. War das ein fchöner Tag heutez fieht auf allen Gefichtern. Als ob man das nicht auch ohnehin wüßte. Als ob diefe Gefichter ein Verdienfi daran hätten! Wie wird uns das Abendeffen fchmecken! fiand auch noch auf all diefen Gefichtern gefchrieben. Weiter nichts. Es ifi doch feltfam/ daß immer wieder Leute groß werdenx die das Wort Menfch ausfprechem als fei dabei etwas Befonderes.
Als ich vor die Stadt kamx war Feld und Wald und Wiefe fiill und leer. Wunderbar fiill und leer. Man fühlte ordentlichF wie das alles auf-atmetez nicht mehr betrampeltz bejodelt und befpuckt zu werden.
Ich ging ganz leife und vorfichtig. Wie einerz der fich fchämtz weil er der äußeren Erfcheinung nach auch zu diefen Kulturgenoffen gehörtF welche die Natur unmöglich lieben kann; und mein Herz fehnte fich fo nach Liebe.
Einen fchmalen Fußfieig ging ichX der fich zärtlich durch die Wiefe

fchlängelte. der lufiige. verliebte Kerl. Und nicht weit von ihm wanderte
auf leifen Sohlen ein Bach zu Tal. Öle und da fah ruhig und gemeffen
ein Baum ins Land. Hie und da lagen einzeln und in Gruppen Sträucher
auf der Erde. Wie Tiere. die eines guten Schlafes ficher find und fich
getrofi zufammenrollen. um wach und tüchtig zu werden für den neuen
Tag. Es ift doch feltfam. daß immer wieder Leute groß werden. die das
Wort Menfch ausfprechen. als fei dabei etwas Befonderes.
An einem Rain fetzte ich mich nieder. Er gab fich willig dazu her.
fragte nicht. quälte mich nicht und ließ mich gewähren. Alles war für einen
Augenblick glatt und ruhig in mir, Dann fletfchte ich die Zähne. und dann
heulte ich. und dann lachte ich. Und dann ging ich in die Stadt zurück. Ein
dankbarer Menfch ftört die Natur ni>)t lange. wenn fie fchlafen will. Sie
hat die Ruhe nötig. Schon der Kulturgenoffen wegen.
Kaum bin ich wieder in den Straßen. wo die brennenden Laternen
jeden Abend gleich albern ausfehen. fo recht ein Produkt von Menfchen-
hand. fioße ich natiirlich fofort auf einen Freund. Es ifi nicht Freund Loffow.
der die zehn Mark nicht verwinden kann. fondern Freund Sayler. der mir
jedesmal fofort verfichert. wie fehr er mich verehre. Warum. weiß ich
nicht. und er auch nicht. Es ift bei ihm zu einer Gewohnheit geworden.
Wie bei mir. daß ich jedesmal voller Befcheidenheit diefe Verficherung
als durchaus unberechtigt ablehne. Infolgedeffen glauben wir jetzt fchon
alle beide ein wenig an diefe Verehrung. und hier liegt wohl auch das
Geheimnis unferer fogenannten Freundfchaft. Im iibrigen fiimmt nämlich
nichts bei uns zufammen. So ifi er zum Beifpiel von einer geradezu un-
glaublich geräufchvollen Beweglichkeit befeffen. Das Maul klappert ihm
unausgefeßt. Mir ifi es unverfiändlich. wo er nur all das Zeug hernimmt.
das fin) fo eilig. laut. und ohne daß der Vorrat je abnimmt. aus diefem
Maul ergießt. Seine Augen rollen unausgefeßt wie Schwungräder. die
vor Eifer verrückt geworden find. Wer dies Getriebe auch nur fiir einen
Augenblick anhalten wollte. würde unzweifelhaft zermalmt werden. Die
Arme pendeln unausgefetzt heftig auf und ab und knacken in den Gelenken.
denen offenbar das Öl ausgeht. ohne daß die Arme deshalb auch nur für
eine Minute Ruhe geben. Man fielle fich diefes Maul. diefe Augen. diefe
Arme in voller Tätigkeit vor. und man kann fich denken. was diefer eine.
einzige Menfch für einen Spektakel macht. der ihn felbft aber nicht im
geringften ermüdet. Mich um fo mehr,
Ich wollte fchnell um eine Ecke biegen. aber die rollenden Augen
hatten mich längft erfpäht. er lief. die Arme pendelten auf mich zu und riffen

Gb;
P1*:
Leo
e*"
-herzo
(1801
x.
F'

"Sie Hacriiolze- Kurt ?train
,7 . - l. . ke' luftige; oerliebte .li-.rl Und nick). weit von ihm wanderte
---- :*. ?einen ein Bach zu Tal .Sie *nd da fad ruhig und gnneffcn
.'r. .i i' cas c'tnd .Sie und :a lag.n einzeln und in Gruppen Sträucher
.-..f L- . i: re. Wie Tiere; exe eines guken Schi-les fiiher find und fick,
g-i.-.ti immnnrrirollea; um wach und tisch-ig r-.i werden für den neuen
?JZ-.cx (lt il't doch feltiam; daß immer wiefcr Leute groß werden; die das
:Zr-rr ?te-.felt audfprect-en; als fe. dabei etw-is Befunderes,
*lin mitten: Rain fehl: ich mich nieder Ei gab fich willig dazu her;
fragte man) quälte mich nicht uni' ließ mich gewähren. Alles war fu'r einen
Augenblick glatt und r-ihia in mir, .Daun flerfchte in; die Zähnemnd dann
benite ich„ und dann lachte icl-. Uni. kenn ging im in die "Stadt zurück. Ein
dankbar-er Menfch ft'ort die (Jim-.r iii-..t icmige; wenn fie lchlafen will. Sie
ha; *ie Reihe nötig. Sch-*u der .Lit-l." zeuoffen wegen.
Kann(bin ict! wieder in t.: :ni-"eu, wa die brennenden Laternen
jeden Abend gleich altem rnit-ber.; fo man ein Produkt von Menfäten-
hand;fiot;e ich natürlich fofort aufein n Freund. Es if' nicht Freu-1c Loffcw;
der die. zehn Mat!" nicht nern-inder. lim*: fenden' *Freund Sattler; der mi;
jedes-nal iofoit beef-herr, :die fehl* e. nern ucrcbre. Warum; weiß ich
inan; und er auch niht. *Es ifi bei 1(m zu enter Genobabeit geworden.
?line bei mit; daß ich jedesmal ltr-*ler Bcfcl-cidenheit diefe Verficherung
als durcli-.ns ttt."ere Feta-i alnehne. (infolgedeff-.n glauben wir jetzt fchon
alle ..-,Zce ..n i..**ijg .ui cycle Bucht-ung; und hier liegt wohl aueh das
fit„ ui.“ 1--„-: ..- 7q.-.n. .mc-- Tceunffchaft. In! übrigen fiimm* namlich
1-. . i- .--. r -* *int-h S.. iii er ,um Beifpi--l von einer geradezu un-
-:**-* - '.-."',"*!|*'!' *er--kiliel--Ä it kcfefzni(Das Maul klappen ibm
.- . . -* ._x. '*..r in r* einer :Inet-..14; wo in nur all bis Zeug hcrnin'mt;
' i- -- -*. ritt; und ,-l-ne des der Vorrat je a':n-'.i:init„ aus diefnn
* . x7 :ine *Lingen ,*ol'en mniusgefeh: wie Schwi-.ng-:ädeh die
, * . :mii-?t g*.t-d-.i*;-i fin.; ?bei die-3 Get-:jede auch .'ur für einen
i ,c't-i anhin-n irn-(lie; ana-d, n--*.veifelhaft zertna-nitwerden. Die
Z-:“.--.-e mad-:ln *transmfeäx l-efm auf rad ab und knacken in den Gelenken;
dem.. offene-ir dae Öl_ i'cl?:*i"'1„ ohne daß die Ari-ie de*!'*.lb auch nur fiir
eine Minute :Kuh: neben. Man fieile fich diefe-3 Maul) diefe Lingen; diefe
Arne in voller Tätigkeit rer; und :von inn-i fich denke-n; n-.ts :Ufer eine;
einzige *Renft* fil-x einen Speitalel i'. -:-„ *kat* im .LF-f* .iu-r nicht im
gerinaften erncüdet. Mich um fo t* *-
Zeh wollte fchnrll um eier- *"3* .- . ,.-' .er :niert-kn Augen
hatten mich liingft erfpäl?, er 'i-f x .' -- . . '-
-. h x.: und Lilien
1.
44"'

<
I w
ï¬n um?
.. ... A.
~
* L-..
.
:mmâ€˜
. ..q ,A
7'' F.
.
O
O
P u 'Z
Leo
Scherzo (1901).

-.fi

abwechfelnd mechanifch an meinen Rockknöpfen. weil ich immer noch ent-
weiajen wollte. bis ich mich in mein Schickfal ergab und das Maul klap-
pern ließ.
Zunäahfi verficherte er mir wieder. wie fehr er mich verehre. Ich
lehnte diefe Verficherung in aller Befcheidenheit als unberechtigt ab. Damit
find die Präliminarien erledigt. und er übergießt mich mit Neuigkeiten
und Klatfch aller Art. was mich nicht im geringfien intereffiert. Er muß
das fühlen. denn er wird immer geräufchvoller. damit ich ihm ja nicht fort-
laufe. Irgend etwas unter all den Neuigkeiten. die ich weiß. muß ihn
doch intereffieren. denkt er fich und klappert. Mittenhinein fagt er. ich folle
ein Glas Bier mit ihm trinken. er habe mir ganz im Vertrauen etwas fehr
Wichtiges mitzuteilen. Ehe ich noch eine Ausrede finde. hat er mich fchon
in ein Bierhaus gefchoben. Alle Gäfie fahren erfchrocken zufammen. als
Freund Sayler erfcheint. Manche kennen ihn und tufcheln über ihn. Andere.
die ihn noch nicht kennen. fperren Mund und Nafe auf wie vor einem Wunder.
Derweil haben wir uns gefeht.
Über feinen Kopf läuft ein großer Schmiß. weshalb er das Haar fehr
kurz trägt. Er ifi fehr fiolz auf den Schmiß. Mir kommt er immer etwas
unheimlich vor. Sehe ich lange hin. fo wird das Gefühl immer fiärker in
mir. als fei dem Kopf vor Zeiten einmal fein Inhalt zu viel geworden.
worauf er einfach nachgab und plahte. An der Stelle. wo der Schmiß geht.
wurde er dann wieder notdürftig zufammengelötet. Vielleicht redet Freund
Sayler deshalb fo viel. weil er Angfi hat. fein Kopf könne wieder einmal
plahen und müffe wieder gelötet werden? Nachdenklich fiat-re ich auf den
unheimlichen Schmiß.
Er redet jeßt unentwegt von feiner Schwefier. die ich gar nicht kenne.
Ich würde fie nächfiens kennen lernen. behauptet er. fie freue fich fehr auf
meine Bekanntfchaft. und mir würde die Schwefier auch fehr gefallen.
wie er beftimmt wiffe. denn fie fei ein ungewöhnlich kluges und begabtes
Mädchen. fie fpreche unzählige Sprachen und fei mächtig gebildet.
Ich fage: ..Da hat es die Natur fehr weife eingerichtet. deine Schwefrer
hat die Bildung im Kopf und du auf dem Kopf.“
Für einen kurzen Augenblick gerät fein Räderwerk in Unordnung.
der Mund fieht offen. ohne zu fpreäjen. die Augen verfuchen. ihr Rollen
einzufiellen. Mir wird fafi Angfi bei diefem Anblick. Aber Gott fei Dank.
fchon ifi alles wieder in befier Ordnung. Freund Sayler ignoriert folche
Zwifchenbemerkungen. weil fie ihn aus dem Konzept_bringen könnten und
feinen Redefluß_fiören. Die Mafchine ift wieder in vollem Gang.

Ob ih mich denn gar niht wundere. woher er fo befiimmt wiffe. daß
ih in aller Kürze feine Shwefier kennen lernen werde?
Jh finde die Frage recht indiskret und fhüttele den Kopf. was immer
am befien ifi.
Seine Schwefier kommt in acht Tagen hierher. denn Freund Sayler
hat fih verlobt.
Bei diefer Kunde fiel ich allerdings faft vom Stuhl und rief unwill-
kürlich: „Herrgoth das Mädhen. mit dem dn dich verlobt haft. das möchte
ih wirklich kennen lernen!“
k "i Freund Sayler ifk ganz entzückt über mein Intereffe und fhildert
feine Braut bis in die kleinfien Details. Nichts bleibt mir erfpart. Er ver-
fieht fih auf dergleichen. da er vor Jahren einmal ein) kunfigefchihtlihes
Kolleg hörte. Nur über einen Punkt. und es ifi der einzige. der mih wirklih
intereffiert. fagt er kein Wort. Jh warte und warte. aber nichts darüber.
Shließlih frage ih: ..Junge Mädhen find doh meift fehr gefprähig.
Mich fiört das zuweilen an ihnen. Jfi deine Braut das auh *2‟
Nein. das fei fie durhaus niht. fie fei eht weiblich und rührend be-
fcheiden und fiill. Gefhwäßige Leute feien ihm ja überhaupt. wie ich als
fein Freund doh wiffen müffe. zuwider. ..Es find meifi Flahköpfe.“
„Darin hafi du recht‟. erwidere ih.
Er redet wieder ein langes und breites über feine Braut. ihr Jnneres.
ihr Außeres. von oben bis unten und nah allen Richtungen hin lerne ih
fie kennen.
Plößlih merkt er. daß ih das niht länger mitanhören kann. Er befißt
ein wunderbar ficheres Gefühl dafür. wann fein Zuhörer dem Zufammen-
drehen nahe ifi. Er fpringt auf ein neues Thema über. denn dann geht
es wieder für eine Weile. Da er ein dunkles Gefühl dafür hat. daß ih ihn
im Augenblick niht fo hohfhäße. wie er es feiner Meinung nah verdient.
wählt er ein Thema. von dem er vorausfelzt. daß es mih zugleih ein wenig
ärgert. Er fpriht von feinen Erfolgen. Er fhreibt nämlih Büher und
Zeitungsartikel aller Art. Erft vor drei Tagen hat er ein Buch unter ganz
glänzenden Bedingungen verkauft. Es wird zugleih auch in englifcher und
franzöfifher Sprahe erfcheinen. und damit verdient er noh ertra einen
Baßen Geld. Sein lelzter Artikel im „Anzeiger“ habe ein großes Auffehen
gemacht und ihm jetzt fhon eine Menge Anerkennungsfhreiben eingetragen.
obgleih er erfi gefiern herauskam. Geheimräte. Profefforen und höhere
Offiziere hätten ihm gefchrieben. Außerdem habe er vor fünf Tagen mit

zwei der erfien Verleger über drei neue Bücher abgefchloffen. Nun habe
er drei Jahre vollauf zu tun.
Ich fiße fiumm und fiarr.
Er hält es für Neid.
Das i| eine günfiige Gelegenheitx ich fiürze mich auf meinen Hut-
fchijttele ihm eilig die Hand und laufe fort.
Da ich neidifch bin-_kann er mir meinen [chnellen Aufbruch nicht übel
nehmen. Es ifi doch eher eine Art Genugtuung für ihn.
Mir brummt der Kopß und Hunger habe ich auch. Ich gehe alfo in das
feinfie Refiaurantx denn es ifi natürlich auch das ruhigfiß und komme
allmähliäy wieder zu mir felbfi.
Kaum bin ich fo weiß fällt mir wieder die Amerikanerin ein. Herrgotß
daß man auch nie zur Ruhe kommen kann!
Vielleicht kommt fie auch hierher? Das wäre ein Glücksfall! Aber
zufammen mit ihrer Zofe und deren Bräutigam wird fie [chwerlich gerade
dies Lokalh wo eigentlich nur Smoking und Frack fiandesgemäß find- auf-
iuchen. Das ifi doch ganz klar. Aber trotzdem warte ich darauf- daß fie
ericheint.
Den vorderen Teil des nicht [ehr großen Lokals mit dem Eingang
habe ich im Rücken. Sowie allo jemand eintritt- muß ich mich vorfichtig
umdrehn, Schon damit die andern Leute nichts merken. Es ifi ein fehr
unangenehmes Gefühlx in folcher Pofition zu warten.
Und diefer Menfclx diefer Saylerh er braucht nur die Hand auszu-
|re>en„ fchon klebt ihm eine Braut daran. Es muß fchon ein fehr nettesX
befcheidenes und gar nicht modernes Mädchen feinx daß fie mit [o einem
zufrieden ift. Sie ifi jedenfalls beifer wie nichts- wie gar nichts.
Ich geriet in eine fehr ientimentale Stimmung.
Plötzlich höre ich es hinter mir raujchen. Ich weiß nicht- wiefo- aber
ich wußte ganz beftimmth das i| die Amerikanerin.
Sie war es auch, Eine nette Zofe- ein netter Zofenbräutigam- die
mit ihr waren, Zwei Herren im Frach ganz junge„ hübiche Menfchen mit
Monocle! Und fie in großer ToiletteX das heißt fehr wenig angezogen.
Sie erkannte mich nicht einmal und ließ fich ziemlich weit von mir mit ihren
Begleitern nieder.
Nun hatte ich [ie erwifcht. Glatt angelogen hatte fie mich. So eine
Kourtifaneh fo eine Kokette! Ein wahrer Segen für michx daß ich fo bald
dahinter kam. Sonfi hätte ich mich doch noch fehr ernfihaft in fie verliebt.
Nax mit der fpreche ich nie mehr ein WortF die follte [ich wundern!

Ich geriet in eine immer größere Wirtz und der Bordeaux heizte kräftig
nach.
Wie diefe blafierten Jünglinge mit den Augen ihre Schultern ab-
tafieten und tarierten! Merkte fie das denn gar nicht? Oz fie merkte es
ficherlich- und fie 'wollte es ficherlichx daß man fie fo mufiertez denn fonfi
hätte fie fich doch nicht fo irrfinnig angezogen.
Nur eins wurmte mich. Sie wußte nichtz daß ich da war und fie nun
durchfchaute. Angenehm war ihr das gewiß nicht. Es ifi keiner Frau an-
genehm.
Wie follte ich es nur anfiellenz daß fie auf mich aufmerkfam wurde?
Ich räufperte mich, Du lieber Gottz das taten andere auch.
Ich mußte zahlen„ hinausgehnz nach einer Weile zurückkommenz fe
tum als fuche ich einen Bekanntenz dabei an ihrem Tifch vorbeigehn und
höhnifch grüßen.
Ich bezahlte und ging fiinf Minuten fpazieren, Länger ging es nicht
wohl an. Sonfi hätte die Amerikanerin ja inzwifchen fich wieder entfernen
könnem und dann war es mit einer Rache nichts,
Mein Herz klopfte immer wilderz als ich zum zweiten Mal durch das
Lokal fchritt und nach Bekannten fuchte. An ihrem Tifch ftuhte ich fehr
gefchicktz fo daß fie aufblicken mußte. Ich fah fie an. Endlich erkannte fie
1ni>> und lääyelte mir harmlos fröhlich zu. Ich tat nichts dergleichem machte
nur eine förmliche Verbeugung und das entfprechende Geficht dazu und
oerfchwand.
Erfi fehr fpät in der Nacht kam ich nach Haufe. Im Flur lag ein Zettel.
Auf dem Zettel fiand: Die Amerikanerin ifi erfi um ein Uhr nach Haufe
gekommen. Zwei Herren brachten fie in einem Auto an das Haustor.
Ergebenfi Frau Bleiders.
Ich zerriß den Zettel und fluchte auf diefe alberne Amerikanerin und
die mindefiens fo alberne Zugeherirh die bei Licht betrachtet an allem
fchuld war. -
Frau Bleibers hatte mit zwei Flafchen Rotwein in mein Arbeitszimmer
gefeßt. Ich trank. Weiter weiß ich von diefem Abend nichts mehr. Jeden-
falls fchlief ich gut und traumlos.
[7.
Wenn ich an die erfien Wochen nach jener Nacht zurückdenkß fo muß
ich heute über fie lächeln. Wie einfach und primitiv war damals alles.
Ich war wütend„ grollte und machte mir das Leben fchwer. Das Schickfal

hatte mir eine Leidenfchaft zugeworfen. ich nahm fie auf den Rücken und fiöhnte und fluchte unter der Lafi. Warum warf ich fie nicht einfach von mir? Konnte ich es fchon damals nicht mehr?
Heute entzieht fich das jedenfalls meinem Urteil. heute. wo ich nicht einmal mehr flachen kann.
Damals dachte ich: Schwereres trugft du noch nie und wirft du nie wieder auferlegt bekommen. Heute muß ich. wie gefagt. darüber lächeln. Wer mir das damals gefagt hätte. vorausgefagtl Am Ende hätte ich dann doch die Laft fchleunigft von mir geworfen. Jeßt ifi es zu fpät dazu. Jeht gehört fie zu mir wie ein Stück von mir felbfi. Jn mich hinein ifi fie ge- krochen. gedieh. wuchs und füllt mir Herz und Nieren. So etwas kann man nicht mehr von fich werfen. es fei denn. man wirft fich felbfi gleich mit fort.
Damals fchwor ich mir. die Amerikanerin nie wiederzufehn. und glaubte noch an diefen Schwur. Heute weiß ich: ohne Mabel kann ich gerade fo wenig leben wie ohne Luft. Und fo lange man aus einemMenfchen nicht über Nacht einen Spickaal machen kann. fo lange wird fich das nicht ändern.
Wochenlang ging ich damals der Amerikanerin gefliffentlich aus dem Wege. Das heißt. ich nannte das fo. Es befiand darin. daß ich halbe Tage lang von meinem Fenfier nach dem ihren fiarrte und erfi davon abließ. wenn ich fie aus der Haustür treten und in die Stadt gehen fah. Dann fetzte ich mich für einen Augenblick. um mich zu erholen. Diefen Augen- blick benutzte mein Gehirn zu folgender Erwägung: Da du dir gefchworen hafi. ihr gefliffentlich aus dem Wege zu gehen. fo bleibt dir nichts anderes übrig. als zu verfuchen. ihr zufällig zu begegnen.
Jch fprang auf. machte mich zum Ausgehen fertig und fiürzte fort.
Alle bekannten Straßen auf und ab. Nur hie und da verfchnaufte ich vor einem Parfümgefchäft. einem Hutladen oder einer Blufenauslage. Sie konnte fich ja gerade in diefem Gefchäft befinden. weshalb es für mich keinen Zweck hatte. vorbeizurennen.Jch wartete einige Zeit. bis ich überzeugt war. fie weile doch nicht in diefem Laden. und rannte weiter. So eifrig wie ein Arzt. der feinen erfien und einzigen Kranken befucht. Gegen Mittag lief ich alle Gafihäufer ab. um zu fehen. ob fie nicht in einem fpeife. Dann kamen die Kaffeehäufer an die Reihe. und dann ging ich wieder nach Haufe. nachdem ich irgendwo in zEile etwas in mich hineingefchlungen hatte. Ein Stündchen wiilzte ich mich auf meinem Sofa herum und nannte das den ..gewohnten Mittagsfchlaf". und dann legte ich mich wieder auf die Lauer.

Zur Ruhe kam ich erfi. wenn ich drüben bei ihr Licht fah. Dann wußte ich wenigfiens. fie war zu Haufe. es war nicht nötig. ihr gefliffentlich aus dem Wege zu gehen.
Da es mir auf diefe Weife nicht gelingen wollte. ihr zufällig zu be-
gegnen. farm ich mir etwas anderes aus. Wenn fie aus dem Haufe trat. pflegte fie links herum um den beträchtlichen Häuferblock nach der Stadt zu gehn. Ich ging jetzt rechts herum in der Erwartung. ich würde fo am Ende des Blocks mit ihr zufammenfioßen. Die erfien Male ging ich fo langfam. wie eben eine Dame zu gehen pflegt. Ich traf fie aber nieht an der Stelle. wo ich fie erwartet hatte. Dann ging ich fchneller. Einmal lief ich fogar im Trab. Aber ich traf fie trohdem nicht. Weiß der Teufel. wie das zuging.
Endlich kam ich dahinter. Sie wanderte halt gar nicht um den Häufer-
block herum. wie ich als ficher angenommen hatte. fondern fchlug. fowie fie um die Ecke bog. einen andern Weg ein. Da konnte ich lange um diefen Block herumlaufen!
Was nun?
Ich biß die Zähne zufammen. ich mußte fie zufällig treffen. kofie es.
was es wolle!
Am nächfien Tage lauerte ich zum Ausgehn bereit an meiner Gartentür. Vor ihrem Ausgang ftand ein Einfpänner. Keine gewöhnliche Drofchke. fondern ein einfpänniges Privatfuhrwerk. Es konnte übrigens auch für jemand anders befkimmt fein.
Sie flieg ein. und ehe ich mir noch recht klar darüber war. was nun
zu tun fei. denn darauf war ich nicht vorbereitet. fuhr fie in dem hübfchen offenen Wagen fort.
Einen Augenblick dachte ich nach. dann lief ich hinterdrein. Aber der Einfpänner war firer als ich) Ich fchrie: ..Kutfcheri Kutfcher!" Aber der Kerl hörte nicht. Ich fchrie und gefiikulierte immer heftiger. Immermehr entfernte fich der Wagen. Endlich merkte ein Arbeiter. was ich wollte.
und hielt den Kutfcher an. In demfelben Augenblick erfchrak ich aber der-
maßen über meine Frechheit. daß ich aus dem Trab wieder in Schritt fiel und fo tat. als ginge mich die ganze Sache'gar nichts an. Die Amerikanerin fchaute rückwärts. Gott fei Dank. fie erkannte mich nicht. Der Kutfcher fah fich ebenfalls um. Ich trat in das nächfie Haustor. Dann fuhr der Wagen weiter. Aber der Arbeiter hatte mich erfpäht. kam eilends auf mich zu und fchimpfte mich in einer direkt maßlofen Weife. Ich fahärnte mich fo fehr vor mir. vor dem Arbeiter. vor der Amerikanerin und ihrem Kutfcher.

daß ich alles ftumm über mich ergehen ließ. Leute kamen aus den Häufern; ließen fich von dem entrüfketen Arbeiter den Vorgang berichten; halfen mitfchimpfen oder [achten. Es gab einen förmlichen Auflauf. Ich hatte mich unfterblich blamiert. Die Leute kannten mich ja faft alle. Was mußten fie von mir denken? *
Einige Tage achtete ich nicht mehr auf mein Vis-a-vis und fuchte mir einzureden; es fei für mich nicht mehr vorhanden; es fei überhaupt nicht vorhanden; es eriftiere nur in meiner Vorftellung. Den Geift Schopen-hauers zitierte ich und unterhielt lange und tieffinnige Gefpräche mit ihm. Aber was half das alles) wenn der Abend kam und es drüben hell wurde? Gar nichts half es.
Ein fchrecklicher Zuftand; für den die Pfychiater gleich eine Erklärung zur Hand haben; womit für fie die Sache erledigt ifi. Sie nennen es „Liebeshörigkeit" und damit bafia! Als wenn fo ein Wort etwas hülfe!
Endlich kam mir ein neuer Einfall. Die Amerikanerin befaß„ wie ich ja wußte; ein Telephon. Wenn ich mir nun auch ein Telephon machen ließe und fie ganz einfach und nonchalant einmal anriefe? Ich konnte mich ja immer noch entfchuldigen und behaupten; ich fei falfch verbunden worden. Dann hatte ich mir nicht das geringfie vergeben; und es ftand ganz bei ihr; ob fie den Verkehr wieder anfangen wollte oder nicht. Mir brauchte ich nicht das geringfte vorzuwerfen. Was dann'auch kommen mochte; es fiel auf fie zurück. Weshalb hatte fie auch nicht einfach abgeläutet; als ich fie durch ein Verfehen der Zentrale anrief?
Ich fchrieb an das Telephonamt und wartete drei Tage; ohne Antwort zu erhalten. Das nennt man nun im „Zeitalter des Verkehrs leben“.
Ich fchrieb noch einmal; wartete wieder drei Tage und ging dann perfönlich hin. Man behauptete; meine Briefe nicht erhalten zu haben; händigte mir aber eine Maffe Papiere aus; auf denen in ungezählten Paragraphen befchrieben fiand; was ich tun dürfe und was nicht; wenn ich erft ein Tele-phon hätte. Erft fiudierte ich die Papiere wie Liebesbriefe; dann warf ich fie beifeite. Was gingen mich all diefe Vorfchriften an; ich wollte ja nichts anderes; als von der Zentrale falfch mit der Amerikanerin ver-bunden werden.
Wieder wartete ich einige Tage und telephonierte dann dem Telephon-amt; was das eigentlich für eine Schlamperei fei? Man zeigte fich fehr nervös; wurde grob und erklärte) das Quartal fei fowiefe bald um; bis zum nächfien Erften würde ich es haben.
Das waren noch ganze acht Tage!

Ganz genau erinnere ich mich nicht mehrz wie ich diefe Tage ver-
brachteX nur fo viel weiß ich- daß mich jedes Geräufch erfchrecktez das nur
einige Ähnlichkeit mit dem Lauten eines Telephons hattez daß ich fehr
lange und melancholifch überall in die Luft fiiertq wo Telephondrähte
fich kreuztenz und daß ich erfchrakz als würde ich auf fchlechten Wegen ertappy
wenn irgend jemand vom Telephon fprach. So wie einer erfchrickß wenn
plößlich der Name einer heimlich Geliebten genannt wird.
Endlich erfchienen zwei Arbeiter und hantierten in meiner Wohnung
herumz daß fie nach wenigen Stunden wie ein Schweinefiall ausfah. Am
Abend„ als ich glaubtex es fei endlich fo weitX fagten fieF das feien nur die
Vorarbeitem morgen kämen zwei andere Leute. Sie erfrhienen denn
auchz verwandelten mein Haus ebenfalls in einen Schweinefiall und er-
klärten am Abendz bis morgen mittag würde es fo weit fein. Am nächfien
Mittag hing der Kafien denn auch endlich an Ort und Stellez das Teilnehmer-
verzeichnis war auch daz und ich dachtez jeßt endlich könne es losgehn.
Aber mir wurde bedeuten daß die Zentrale mich um fünf Uhr anrufen
werde„ ob auch alles in Ordnung feiz und erfi dann fiände mir das Tele-
phon zur Verfügung.
Das gab noch einen fchweren Nachmittag.
Selbfiverfiändlich lautete die Zentrale er| um fechs Uhr an. Es war
alles in Ordnung.
Ich ging eine Weile um den Kaften herum und faßte mir endlich
ein Herz.
Erfi als ich im Verzeichnis die Nummer der Amerikanerin fuchen
wolltex fiel mir einX daß ich mich um ihren Familiennamen noch nicht ge-
kümmert hatte. Ich wußte ihn nicht.
Ich fan-ie fo laut nach Frau Bleidersy daß fie mit einem Handtuch
und einem Krug Waffer erfchien. Sie dachte„ ich hätte mich in den Finger
gefchnitten. Ich fchalt fie aus und gewann dadurch Zeitz mir zu über-
legenz wie ich den Familiennamen der Amerikanerin von ihr erfahren
könnez ohne daß es ihr auffiele. Ich redete alfo ein langes und breites
über das Telephon und feine Vorzüge. Namentlich auch für den Haus-
halt und meine Weinlieferanten. Frau Bleiders laufchte aufmerkfam.
Unheimlich aufmerkfam. Geradefoz als warte fie auf etwas ganz
Befonderes.
Ich fuchte dann mit ihr zufammen im Verzeichnis'nach dem Meßgerz
Wicker- Schneider- und nach meinerWafchanfialt und ließ fie die betreffenden
Nummern forgfältig auf einen befonderen Zettel fchreibenz damit man fie

Nen eintretenden Abonnenten
wird der Anfang diefes Romans in Separat-
druek auf Wunfch koftenlos nachgeliefert.
-Verlag ..Nord und SÃ¼dâ€œ Berlin hf'. 35,

gleich zur Hand habe. Dann ließ ich fie nah den Nummern all meiner
Bekannten fuhen und auh fie forgfältig notieren.
Dann lahte ich und fagte: .,Donnerwetter. das wäre ein Spaß! Wiffen
Sie die Nummer der Amerikanerin von drüben? Die können wir mal an:
ulken."
Frau Bleiders kannte die Nummer niht.
„Wie heißt fie eigentlih '2"
Gott fei Dank. ihren Familiennamen wußte fie.
„Jh danke fhön. Frau Bleiders. jeßt können Sie gehen."
Aber Frau Bleiders wollte offenbar niht. denn fie rührte fih niht
von der Stelle. Das kam davon. daß ich endlich einmal leutfelig gewefen
war. Sofort wurde fie freh.
„Haben Sie mih verfianden? Sie follen mahen. daß Sie weiter
kommen!"
Frau Bleiders entfernte fih langfam, Aber fiherlih wiirde fie horhen.
Ich wurde wieder freundliher und fagte: ..Hören Sie. Frau Bleiders.
Sie könnten mir einen Gefallen tun. Ich habe fhrecklichen Durfk. holen
Sie mir ein Glas Bier. aber niht von nebenan. da ift es zu warm." Jh
nannte ein Wirtshaus. das mindefiens eine Viertelftunde entfernt lag.
Unwillig entfernte fich Frau Bleiders. Aber was blieb ihr anders
übrig. Jh war der Herr.
Nun war es alfo endlih fo weit. Jh fuchte den Namen der Amerika-
nerin. und als ich ihn fand und ihn zum erfien Male gedruckt fah. wurde
ih ganz aufgeregt. Dann küßte ich die Stelle. fo närrifch war ih. und
dann telephonierte ih. Lauter falfhe Nummern. Aber ich wurde immer
richtig verbunden. War das eine Shinderei!
Einige der Angerufenen waren fehr höflich und bedankten fich fogar.
Die meifien aber benahmen fich grob und ungezogen. Jh bekam einen
ganz roten Kopf. fo viel Grobheiten mußte ih fhlucken und mih dabei
noch entfhuldigen. Jedenfalls. auf diefem Wege kam ich niht zum Ziel.
Es blieb mir nihts anderes übrig. ich mußte die rihtige Nummer anrufen,
Jh tat es und laufhte. Ich laufhte. als hinge meine ganze Seligkeit davon
ab. aber alles blieb fiumm.
..Sprechen Sie noh 7" fragte das Telephonfräulein.
„Nein". erwiderte ih.
..Warum läuten Sie denn nicht ab?" fagte das Telephonfräulein
ärgerlich.
..Das heißt. ich möchte fchon fprehen. aber ih bekomme keine Antwort."

„Soll ich noch einmal anläuten ',7"
„Bitte feien Sie fo gut.“
Ich laufchtez daß mir die Ohren ins Telephon wuchfen.
„Haben Sie Antwort?“
„Reim“
„Ich läute noch einmal."
„Ich bitte fehr darum.“
Wieder nichts. Ich läutete ab. Sie ift offenbar nicht zu Haufe und
die Zofe auch nicht. Wie konnte es auch anders fein 'k Was gab mir ein Recht
zu verlangenz daß fie zu Haufe warz wenn ich fie antelephonieren wollte?
Meine Kniee zitterten. Ein Glückz daß Frau Bleiders mit dem Bier kam.
„Nun ?“ fragte fie.
„Ich brauche Sie nicht mehr." Ich fagte das mit fo ehrlichem Zornz
daß fie fofort verfchwand. Die Per-fon befißt doch einen guten Infiinkt.
Am Abendz als Licht bei ihr brannte- telephonierte ich wieder. Es
entfprach zwar fchwerlich den guten Sittenz denn man telephoniert eine
Dame„ die man kaum kennt- ficher gerade fo wenig noch nach fünf Uhr an-
wie man ihr zu fpäterer Stunde auch keinen Befuch macht. Aber ich mußte
eben.
Als ich ihre Stimme hörte„ verfrhlug es mir die Rede.
Ungeduldig nannte fie zum zweiten Mal ihren Namen.
„Entfchuldigen Siez gnädige Franz wir find falfch verbundenz aber. . .“
Weiter kam ich nicht. Ein ärgerliches „Ach fo!“„ ein Knatterm daß
mir fafi das Ohrenfell plaßteh aus war es.
Das hatte ich wieder einmal fehr gut gemacht. Vielleicht hatte fie
fogar meine Stimme erkannt und war nun beleidigth daß ich noch mit ihr
fprechen wollte.
Ihr Licht erlofclx fie ging alfo in die Stadt. Da machte ich mich auäy
auf in die Stadtz fie zu fachen. Lange genug hatte ich mich felbft belogen.
Ich traf fie in dem feinfien Refiaurant mit zwei Herren. Ich ging
einfach auf fie zu und erkundigte mich nach ihrem Befinden. Sie erkannte
mich gleichz fiellte mich den beiden Herren vor und lud mich einz Platz zu
nehmen. Sie ifi eben doch ein feiner und netter Menfch„ dachte ich.
Der eine Herr war Leutnant- der andere Opernfängerh was fie aber
nicht hinderteX auch noch Brüder zu fein. Beide duzten die Amerikanerinx
was mir nicht gefiel.
Ich wollte fehr geifireich [einx fand aber gar keine Gelegenheit dazuz
denn die beiden Herren erzählten unausgefeßt kleine Gefchichten. Der

eine aus der Kafernez der andere von der Bühne. Und da es fich um lufkige
Gefchichten handeltej lachten fie nach jeder Erzählung gemeinfam darüber.
Dies Lachen war das Komifchfie an den Gefchichten. Eine Art von Hühner-
gackern/ das beide leife in einer mittleren Tonlage anfeßten. Dann fank
es bei dem Offizier immer mehr und immer lauter in den Baß hineinj
während es bei dem Opernfänger immer lauter in die Höhe |ieg. Hatte
der Offizier feinen tieffienj der Tenor feinen höchfien Ton erreichtj gab
es eine kleine Kunfipaufej und dann kletterte der Baß wieder in die Höhe
und der Tenor fiieg herunterj bis fich beide Stimmen in der Mittellage
wieder zufammenfanden. Plößlich brachen fie ab„ machten möglichfk ernfte
und dumme Gefichterz und dann kam die folgende Gefchichte an die Reihe.
Die Amerikanerin fchüttelte fich vor Vergnügen. Mir wurde ganz
fchlecht bei diefer Albernheit.
Das ging fo eine gute Stundej bis eine Dame am Nebentifch einen
Lachkrampf bekam und hinausgeführt wurde.
Jah begann ein Gefpräch über Tolftoi und feine „Kreuzerfonate“.
Die Brüder bemühten fichj kluge Gefichter zu machenz und fchwiegen. Die
Amerikanerin fah mich nicht gerade fehr freundlich anj weshalb ich nur noch
heftiger gegen Tolfkoi fprach. Allmählich wurde die Amerikanerin warm
und verteidigte die Kreuzerfonate auf das äußerfie.
Da erfchien Sayler.
„Barmherziger Gott!“ feufzten die Brüden laut aber riefen fie wie
aus einem Munde: „Kellnerj zahlen l“
Doch der Zahlkellner war nicht in der Nähe.
„Hoffentlich kennen Sie den Herrn nicht?“ flüfierten'die Brüder.
„Leider kenne ich ihn“j erwiderte ich kleinlaut.
Da war Sayler auch fchon an unferem Tifchj begrüßte uns alle fehr
kordiah ftellte fich fofort der Dame vorj „die Herrfchaften geftatten doch?“
Und ehe noch jemand geantwortet hattej faß er auch fchon.
Zunächfi fchnurrte er eine Unzahl von Komplimenten für die Dame
herunterj die fchon ihrer Maffe wegen nicht wirken konnten. Dann fragte
er. woher die Dame ftamme? Darauf gab er einen langen Leitartikel
über Amerika von fich und lobte vor allemj daß der Amerikaner die Frau
fo hoaj halte. Er wiffe das aus eigener Erfahrung. denn er fei monatelang
drüben gewefen und mit Eonried und Carnegie intim befreundet. Da
fich niemand darüber wundertej ließ er fich über den wenig guten ameri-
kanifchen Kunfigefchmack ausj kam von da fehr leicht auf feinen eigenen

Gefchmack und verbreitete fich nun eingehend über die drei dicken Bücher. mit deren Niederfchrift er gerade befchäftigt fei und die ihn fiir drei Jahre völlig in Befchlag nähmen.
Die Amerikanerin wurde zufehends blaffer. Jch faß wie auf Kohlen. zumal mich Sayler unausgefeßt duzte. um feine Jntimität mit mir vor den andern kundzutun.
Es heißt doch: fage mir. mit wem du umgehfi. und ich fage dir. wer du bifi. Die Amerikanerin bekam einen netten Begriff von meinen Bekannten und von mir. Gerade als Sayler fich mitten in einer fehr ernfthaften Auseinanderfeßung über das Einquecento befand. begannen die Brüder ihr wohl abgefiimmtes Hühnergegacker.
Sayler ftuhte einen Moment. fand es dann reizend. lachte wie befeffen und bat. die Herren möchten das doch noch einmal wiederholen. das fei' ja ganz großartig.
Die Herren taten es. Auf Saylers Bitten taten fie es fogar noch ein drittes Mal. Als Sayler aber gar nicht fatt werden konnte und fie aufforderte. es noch ein viertes Mal zu verfuchen. fagten die Herren. fie könnten nicht mehr. und Sayler hatte wieder allein das Wort.
Die Amerikanerin bekam Migräne und atmete frhwer.
„Ich glaube. es ifi Zeit für mich“. meinte fie nach einer Weile.
Sofort fprangen wir alle auf. Sayler leider auch.
Kaum hatten wir bezahlt. erfchien. da es das Schickfal nun einmal fo wollte. Freund Loffow.
..Was. alfo hier pflegfi du jeßt zu fpeifen k" feuchte er mich an.
..Um Gotteswillen. weshalb ifi der .herr denn fo böfe auf Sie?‟ fragte die Amerikanerin.
„Das macht faf't gar nichts. gnädige Frau“. rief Sayler lachend. ..Mein Freund hat fich nämlich mal zehn Mark von Loffow gepumpt. und Loffow glaubt immer noch. daß er die zehn Mark wiederbekäme. Solcher Glaube hat etwas Peinigendes. wenn erfi einmal der Zweifel an ihm nagt. Jn diefem Stadium befindetZfich Loffow.“
Ich hätte den Kerl erwürgen mögen. Einmal. weil er mich vor der Amerikanerin blamierte. dann aber:auch. weil fie dazu lachte. Sie fchien Saylers Bemerkung geiftreich zu finden.
Nun ftanden wir eine Weile fiumm um die Amerikanerin her. Jeder betrachtete den andern mißtrauifch. jeder dachte: wer wird fie wohl nach Haufe bringen?

Sayler fagte: ..Nehmen wir doch einen Wagen für die gnädige Frau.“
Die Amerikanerin erwiderte: ..Ich danke. ich nehme ein Auto.“
Ich rannte fort. ein folches zu fuchen. Als ich aber endlich damit ankam. faß die Amerikanerin fchon mit Sayler und den beiden andern Herren in einem anderen Automobil. das fie zufällig erwifcht hatten.
Ich zog großartig meinen Hut und machte mit meinem Auto allein noch eine kleine Spazierfahrt. Als ich nach Haufe kam. war es bei der Amerikanerin fchon dunkel.
Fortan fah ich fie häufiger. Es fchien ihr nicht weiter aufzufallen. daß ich ihr oft in der Stadt begegnete. daß ich fie im Theater traf. wenn ich zufällig erfuhr. fie fei dort. daß ich diefelben Refiaurants auffuchte wie fie. Ich glaubte. ihr auf diefe Weife deutlich genug meine Neigung zu zeigen. Aber fie blieb durchaus harmlos. Sie war das offenbar bei den Männern. die fie kennen lernte. fo gewöhnt und dachte fich nichts weiter dabei. Sie war in der Tat auch fiets von drei bis vier Herren begleitet, Mit einem allein fah ich fie in der Öffentlichkeit nie. Mit den meifken diefer Leute duzte fie fich. und als wir uns einen Monat kannten. bot fie mir ebenfalls das Du an.
Damals hatte ich ein recht peinliches Gefühl dabei. Ich fand das un-weiblich. gar zu felbfiändig und dergleichen. Aber weigern konnte ich mich nicht. das Du anzunehmen. Das wäre zu unhöflich gewefen.
Heute fehe ich dies Du ganz anders an. Nun weiß ich längfi. weshalb fie damit fo freigebig ifi. Wie Eirce durch ihren Zauberftab die Männer in Schweine verwandelte. fo fucht fie durch dies Du die Männer zu gefchlechts-lofen Kameraden zu machen. Bei den meifien gelingt es ihr. bei mir nicht.
Ich war allein bei ihr zum Tee. als fie mir Schmollis anbot. Die anderen. die außer mir noch geladen waren. hatten abgefagt.
Mir ging das Du fehr fchroer von den Lippen. ihr nicht.
Plöhlich machte fie ein befonders fchalkhaftes Geficht und fagte: ..Meine andern eFreunde haben. wenn ich foweit mit ihnen war. noch einen beftimmten Wunfch gehabt. Ich warte eigentlich immer. daß du ihn auch äußerfi.‟
Ich ftellte mich dumm.
..Sie wollten nämlich alle einen Freundfchaftskuß.“
..Bifi du darauf eingegangen?‟
..Meißens ja.“
..Was heißt das?“
..Wenn es wohlerzogene. nette Leute waren. warum nicht ?"

..Ih finde das unappetitlih!“
Sie lachte auf.
..Jh meine es in einem moralifhen Sinne. denn daß die Leute fauber gewafhen waren. glaube ih ohne weiteres.“
..Das verfiehe ih niht ganz.‟
..Zwifhen zwei Perfonen verfhiedenen Gefhlechts gibt es keinen Freundfhaftskuß.“ dekretierte ih.
Sie wurde rot vor Arger. ..Das ift niht wahr! Warum foll mich mein Gefhlecht von der Freundfhaft mit einem Mann ausfchließen k“
..Es ifi doch fo!“ beharrte ih.
Wir fhwiegen eine Weile. dann meinte fie feufzend. ich fei fhwerer zu bändigen. als fie geglaubt habe.
..Das glaube ih auh.“
..Das finde ih gar niht angenehm!“
..Das kann ih niht ändern.“
..Wenn du dir nun Mühe gibfi?“
..Das will ich gar niht.“
„Shade“. fagte fie leife.
..Warum ?“
..Gerade mit dir wäre ih gern gut Freund geworden!“
..Warum?“
..Du bifi. wie ih glaube. ein wenig anders als die andern.‟
..Beffer?“
..Das habe ich niht gefagt.“
..Aber das wollte ih gerne hören.“
..Shon deshalb fage ih es niht.“
Nun plauderten wir von allem möglichen. Recht angeregt. recht amüfant. Nur mußte ich immer auf ihre fhönen. edel gefhwungenen Lippen fehn. Das mahte mih mit der Zeit ganz rafend. Jh ärgerte mich über die verpaßte Gelegenheit. Sie hätte es ja für einen Freund-fhaftskuß nehmen können. wenn fie es anders nun einmal niht wollte. Ich fehnte mih brennend nach diefen Lippen. Gar zu gerne hätte ih fie geküßt. Was ih mir dabei dahte. war ja meine Sahe.
..Was hafi du eigentlih ?‟ fragte fie nah einer Weile. ..Du bifi un-aufmerkfam und unruhig.“
..Niht im geringften.“
..Bitte. mah niht folhe Augen!“

..Du faheinfi nervös zu fein."
..Deine Augen genieren miaj aber!“
Sanft fchlug ich fie nieder. ..Genieren fie dich noch?“
..Das ifi häßlich!"
..Was?“
..Mich fo anzufehn!“
Ich nahm miah zufammen und plauderte wieder harmlos. Bald
wurde fie wieder zutraulich. Wie ein Freund zum Freunde. Zu merk-
würdig. daß ihre Gefühle. wenn fie wirklich einmal etwas wärmer wurde.
immer nur diefen Lauf nahmen.
Sie erzählte mir ganz plößlich recht ausführlich von ihrem früheren
Leben. Über die Einzelheiten mag ich fogar heute noch nicht reden. fo* fehr
alterieren fie mich. Kurz und gut. fie hatte einen brutalen Mann. der fie
mißhandelte. Kein Wunder. daß fie einen andern mehr lieben lernte.
Sie gefkand es ganz offen und freimütig ihrem Manne. der fie nun erfi
recht mißhandelte. fchließlich aber doch freigab. Der andere aber. den fie
liebte. ließ fie im Stich. Ihm hatte ein Verhältnis mit ihr genügt. Zur
Frau wollte er fie gar nicht.
Es war eine lange fcheußliche Gefchichte. die mir das Herz umdrehte.
gerade weil fie alles fo ruhig und fachlich berichtete. Ich nahm mir allen
Ernftes vor. ihr ein zuverläffiger Freund zu fein. Aber was kann ich dafür.
daß fie fo fchön ifi und ich fie begehre? Heute heißer denn je! Was kann
ich dafiir. daß fie mir auch als Menfch immer beffer gefällt. weshalb ich
fie erfk recht begehre? Mit allen Sinnen! Von ganzer Seele! Daß es
fich auch um die Seele handelt. weiß ich ganz genau. feitdem ich mich für
keine andere Frau auch nur noch rein finnlich intereffieren kann.
Die Teefiunde damals nahm einen Schluß. der mich hätte warnen
können. wenn es nicht fahon zu fpät für mich gewefen wäre.
Ich wollte fie nämlich mit in die Stadt nehmen. aber die Gefchichte
ihres Lebens hatte fie doch mehr aufgeregt. als fie dachte. Ganz blaß und
matt faß die fchöne Frau mir gegenüber. was mich tief bewegte. Sie fühlte
fich außerfiande. heute noch auszugehn.
Ich erhob mich fchließlich. Sie geleitete mich zur Tür.
..Nun habe ich doch noch eine Bitte“. fagte ich.
Sie fah mich fragend an.
..Nun möchte ich doch einen Kuß.“
Sie fuhr mir mit einer unendlich zarten Bewegung durch das Haar
und fagte leife: ..Das ifi lieb von dir."

Li: Hagefiolze j_ ___
ü Kurt Aram
Sie bot mir ihre Lippen. aber hol's der Teufel. meine Leidenfchaft
war ftärker als meine Vernunft, Ich küßte fie. bis mir der Atem verging.
fo fehr fie fich auch wehrte.
Endlich gab ich fie frei.
„Pfuii“ fagte fie fehr zornig und wifchte fich den Mund ab.
„Das verbitte ich mir!“ fchrie ich. und wütend warf ich die Tür
hinter mir zu.
Zwei Tage fchmollte ich. Am dritten war ich wieder bei ihr, Von
dem Kuß fprachen wir beide nicht.
Fortfeßung in der Mai-Nummer.

* ..--- x: k A * 1.
,*7 (kel/egg.
- * .11* r* (i j ** .
.ats M0 _ o treuen,
-'-;'-.-ntlichten Briefen und Tagcbuchnotizcr..
'7:' "WZ iii i.. Berlin in- Alter von mehr als Witzig Jahr-*n
d1'. * Z c.: Flora vor. Pentium-Eiche geficr'oen. Sie hat unter
,. ,r ., -. - .Kr-..igen gelebt. Ihr Gatte. Friedrich von Pommer-
.-: . - . e -- zum GeneralSteuc-r-Dürlwr - Übrigens ein Poften.
r r -- ' :z--iriifft wurde, Vic-je Funkttrn-:n wei". 3. gcaenwa'rtig
7 'ifa-.- verjeiten. Friedrich von Purcmrr--Zi'jiu wa: weg-n
.i '. *a* . -'-i-.t;'r jehr gejehi'iöt. und er durfte icht-n als Heoeimer
...-
- e'. '..i ..Icke v:rkeh-ren Frau Flora zählte noch nicht *:-;- 4"*: -atn- Gr-hcimrat wurde, In d--n ein klein wenig aid
*Ur-e' "L'1.)"-'fii'.' 'Nrheimratskreifrn bilder.- r:: i::nge Frau Re-
-rungsr-.rtr '1'-Z .*Frer bezaubernden Fr-Hfrho .-i-.r reichender Clement.
Frau Firm *.-,'-.r mic brave ordnungslirl-cr.dr dem-ar. Frau. fi.
.Orte tiber iiZrr k. .rm urd großen Erlebmjfe *.»ei Het'.- a neulich ei'.-
:aarbuclx und u-; *.-ren unveröffentlichten Eri.-mr:-..-gen will ih bier
--iges u .nc-.len 7-'- sar fogar jeden Wie aufg-zci-rnrt. dcr in hohen
'ici-fen geri (*1 .':n,*»,*,.r. und manches enrbehrt iu dcr Tai nicht der An-
r.. Am Anf-23:. :e762- .Karrisre war gerade Her: ron o'Luther preußi-
' 'r iandter in Marte. Indeflen fcheii't es. daß man mit diefer Parifer
** .cr-.Unre- -nm: allgemeir *mir-'eden gewefen ifk. und tin-*i'- :Tagre' wurde*
unter ren „Symbol-:t alt außerordentlicher (Befund-kr tra-.- Paris ge-
“. Warum? Ein hol-„r Herr meinte: ..Um Wertheiö *Zeiten zu be-
Als man drni.lt**n hohen Herrn einige Tage darauf wieder
-,t.i* r fragte* ..Watt-n. ge'-t Humboldt nah Paris? Werther ifi
' r Neiandter?" meinte e'- ..Z-a. Werther ift der (Quandt-e. aber
if": der Gefilziäte:'
'Here-.ich Wilhelm [ji. gab -- fo berichtet Frau Flora -- 'keine
-Z.;*-.-n ojcjtefie, wie die fir-Liter am preußißchen Hof iiblict- wurde.
*.- xk-e an der Seite der *Flirfiin Liegnis ein fill(brichanliä-es Arien.
"...r- *a Preufirnhcrz fühlte einen Stich. wenn es der ?fin-'iin Luife ge-
-i- .ihn Meer-*Antike von denfehwerenLei'cen der tcßteiiI .hreem [killer
7'_
07

Die FK* * x . .
Hagefiolze Kurt Aram
Sie bo' .ri-F ihre Luxor-i. me- p.- c.. Zenit-l. meine Leidenfchaf.
war fta-.kei als mei-'c Bern; .it _'..: ' 1... t - bis mit der Wem o-cgi-.g.
fu feh“ nc fich cah'wei-itx.
earn-h :ab ih fie im,
„Krimi“ fagte fie fehr t." .rg an." .rn-*rtr fich den M
.Das dert-ine ie.» .--1*!"ta*-.*iric.1. und wütend warf in.“ die Tür
und ab.
:unter *nit zu.
_Lu-ei L ..1c i-tqnc-.T- nt.
ten. Kuß i7. -....--- 1:*1 tr':e nicht.
Am dritten wer ih wieder bei ihr. Von
/
Fertiehung in der '..u »Nun-.mer
...q-.7W i _ÜNÄM_MK_ÖW" ' ZW" "5"" *-.__ 'i
...Y-.*7
-..»

Ernft Friedegg':

Intimes aus Hofkreifen.

Nach unveröffentlichten Briefen und Tagebuchnotizen.

Im Jahre 1900 i| in Berlin im Alter von mehr als achtzig Jahren
die Exzellenz Frau Flora von Pommer-Efche gefiorben. Sie hat unter
fünf preußifchen Königen gelebt. Ihr Gattez Friedrich von Pommer-
Efchet brachte es zum General-Steuer-Direktor - übrigens ein Poften.
der feither abgefchafft wurde. Diefe Funktionen werden gegenwärtig
vom Finanzminifter verfehen. Friedrich von Pommer-Efche war wegen
feiner großen Kenntniffe fehr gefchäßt- und er durfte fchon als Geheimer
Regierungsrat viel bei Hofe verkehren. Frau Flora zählte noch nicht 25
Jahre. als der Gatte Geheimrat wurde. In den ein klein wenig als
philiftrös verfchrienen Geheimratskreifen bildete die junge Frau Re-
gierungsrätin mit ihrer bezaubernden Frifche ein belebendes Element.
Frau Flora war eine brave ordnungsliebende deutfche Franz fie
fiihrte über ihre kleinen und großen Erlebniffe bei Hofe ge-treulich ein
Tagebuch, und aus ihren unveröffentlichten Erinnerungen will ich hier
einiges mitteilen. Sie hat fogar jeden Witz aufgezeichnet, der in hohen
Kreifen gerade kurfiertez und manches entbehrt in der Tat nicht der An-
mut. Am Anfang ihrer Karriere war gerade Herr von Werther preußi-
fcher Gefandter in Paris. Indefien fcheint es. daß man mit diefer Parifer
Vertretung nicht allgemein zufrieden gewefen iikz und eines Tages wurde
Alerander von Humboldt als außerordentlicher Gefandter nach Paris ge-
fandt. Warum? Ein hoher Herr meinte: „Um Werthers Leiden zu be-
enden!" Als man denfelben hohen Herrn einige Tage darauf wieder
verwundert fragte: „Warum geht Humboldt nach Paris? Werther i|
ja dort Gefandter?" meinte er: „Ia, Werther ifi der Gefandtez aber
Humboldt ifi der Gefchickte!‟

Friedrich Wilhelm lll. gab - fo berichtet Frau Flora - keine
glänzenden Hoffefle. wie das fpäter am preußifchen Hof üblich wurde.
Er führte an der Seite der Fiirfiin Liegniß ein ftill befäiauliches Leben.
Manches (pt-eußenherz fühlte einen Stiel» wenn es der Königin Luife ge-
dachte, über deren Antlitz von denfchweren Leiden der leßtenIahre ein ftiller

Glorienfchein lag. Aber man gab doch gerechterweife zu. daß dem König
das Leben zu einfam, zu öde gewefen wäre. wenn er nicht zum zweitenmal
gefreit hätte. Die dem König zur linken Hand angetraute Gattin befaß
einen feinen Takt und fiel nie aus ihrer großen Rolle. Frau Flora be-
richtet von einem originellen Hoffefi bei Friedrich Wilhelms [ll. könig-
licher Majeftät: Es war im Jahre 1836. wo Herr von Pommer-Efche
und feine Flora zum „Frühfiück mit Tanz" befohlen waren. Der König
pflegte die Fefte im Palais Unter den Linden abzuhalten - Felle. bei
denen es ungemein einfach zuging - wenigfkens nach heutigen Begriffen.
Es galt übrigens damals als etwas Befonderes. als eine große Auszeich-
nungj zu jenen Feften befohlen zu werden, Es wurden da f'trenge Ge-
feße innegehalten. nur der alte Adel wurde berückfichtigt und Perfonen
von befonderen Verdienften. Das Effen war einfach und gut. drei Gänge.
eigentlich nur eine treffliche. verfeinerte Hausmannskofi. Die Lakaicn
legten jedem auf in wahrhaft königlicher Reichlichkeit. Bei der Tafel
wurde nur halblaut gefprochen. fozufagen e011 80käj116. Es gab Wein
_ das befte Gewächs - weiß und rot. Champagner fehlte. Denn» man
fparte - allerdings ohne Geiz. Um 2 Uhr mittag begann die Tafel. Dann
hielt der König Eercle. Nachher fpielte die Kaifer-Alerander-Regiments-
kapelle Walzer. Man engagierte einander - Tanzkarten gab es nicht.
Nach dem Tanz trat der König auf Flora zu: „Him meine Frau Geheim-
rätin. if't etwas zur Erfrifchungl" Mit der unbehandfchuhten Rechten
reichte er ihr eine große bezuckerte Taffe Stettiner Baumkuchen. mit der
Bemerkung. daß diefe Bäckerei der braven Pommerfiadt Stettin eben eine
Spezialität fei und die junge Frau Geheimrätin wohl an den Aufenthalt
in Stettin erinnern würde. „In füßer Weife", fügte der Monarch
fcherzend hinzu. Der Baumknchen war der Lieblingskuchen Seiner Ma-
jefiät. Er gab ihr übrigens noch ein großes Stück davon für ihreIungen
mit.

Ienes (Isieuuer (lau-rum war nicht das einzige Feft unter Fried-
rich Wilhelm dem lll„ das das Ehepaar von Pommer-Efche mitmachte.
Frau Flora hatte übrigens auch vor den Augen der Fürj'tin Liegniß
Gnade gefunden. Sie ward oft nachmittags zum Tee geladen. In
jenen Tagen wurden frühe Stunden für die Gefelligkeit gewählt. Die
Nacht machte man damals noch nicht zum Tage.

Auch unter dem unglücklichen König Friedrich Wilhelm dem [7.
nahm das Ehepaar v. Pommer-Efche eine fehr angefehene Stellung bei
Hofe ein. und insbefondere "fand Frau Flora in intimen. wahrhaft

freundfihaftlichen Beziehungen zur Königin Elifabeth. Frau Flora war
eine fchöne und ftattliche Blondine mit großen klugen Augenf und die
Königin fchloß die junge Frau wegen ihrer liebenswürdigen Befcheidenz-
heit innig ins Herz. Sie machte fie allmählich zu ihrer Vertrautenj und
nicht felten klagte ihr die königliche Dulderim daß das deutfche Volk fie
noch immer für eine geheime Katholikin halte. während fie allmählich -
nachdem fie zur evangelifchen Kirche übergetreten war - immer mehr
erkannt haben wolltej welch traurige Irrlehren die alleinfeligmachende
katholifche Kiräje in ihrem Schoße berge. Der damalige Hof- und Dom-
prediger .Hoffmann war der fpezielle Seelforger der Königin. Er war
ein hochbegabter Mann. Die Königin hielt ebenfo wie der König felbft
auf Hoffmann große Stücke. Nur wollte Elifabeth niemals verftehenz
daß ein Pafior nacheinander vier Frauen heimführte. Sie fagte einmalj
halb im Ernft. halb im Scherz zu Flora: „Ein Blaubart im geiftlichen
Stande - das will mir nicht in den Sinn!"
Bei Hofe lernte Frau Flora Felix Mendelsfohn-Bartholdy kennen
und verehren. Friedrich Wilhelm l7. warj wie fie oft zu bemerken Ge-
legenheit hattej auf die Juden nicht befonders gut zu fprechen. Aber
Felix Mendelsfohn hatte er außerordentlich liebj und er rühmte oft fein
feines befcheidenes Wefen. Meyerbeer dagegenj Mendelsfohns berühm-
ten Kollegenj mochte er nicht leiden. Der König empfand gegen ihn ge-
radezu einen Widerwillenj und er fertigte ihn. wo es nur anging„ mit
farkaftifchen Wißen ab. Niemals zog er Meyerbeer in den Kreis der
Intimen.
über das Verhältnis des Königs zu feiner Gemahlin finden fich in
den Tagebuchblättern viele Aufzeichnungen. Die Königin war ihrem
Gemahl zugetan in aufrichtigen feelifcher geiftiger Liebe. Aber Frau
Flora fah einmal fiille Tränen auf den Wangen der edlen Fürftinj und
fie hörte fie leife flüfkern - die Kammerfrau fchickte fie unter irgend
einem Vorwand weg, um mit Frau Flora allein zu fein: „Achl Mir
blüht kein lieblich Kind an meiner Brufil Frau Flora. was find Sie
glücklich - mit Ihren Kindern! Man ift doch nicht nur Königinj man
ift doch auch Frau!"
Frau von Pommer-Efche wohnte den Vermählungsfeierlichkeiten des
Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit der englifchen Königstochter Viktoria
bei und wurde in einer Paufe der Braut vorgefiellt. Sie war übrigens
in ihren Anfchauungen ultra-konfervativ und harmonierte deshalb durch-
aus mit dem König Wilhelm und feiner Gemahlin Augufia. Die mehr

liberal angehauchte Richtung der Kronprinzeffin Viktoria. die fie wohl
aus der Heimat hatte. fagte ihr im Grunde weniger zu. Der Kronprinz
war im Grunde feines Herzens wohl auch konfervativ. aber durch feine
Gemahlin neigte er ein wenig zum Liberalismus. Prinz Friedrich Wil-
helm war Statthalter von Neu-Vorpommern. und fein gütiges Herz fchlug
befonders warm für diefe Provinz. Auch liebte er die plattdeutfche
Spraäje. Er fand fie fo gemütliäj und anheimelnd. und fpäter. als er
Flora näher kennen lernte. fprach er mit ihr gern in ihrer heimatlichen
Mundart.
Im Winter 1865 -- fo berichtet das Tagebuch - fah man bei Hofe
bereits den Krieg mit Öfierreich fiäjer heraufziehen. Bei einem großen
Hoffefie führte Bismarck - damals noch Graf - mit Frau Flora eine
fehr bemerkenswerte Unterhaltung. Sie hatte dura) ihre große
Urwüchfigkeit und ihre Fähigkeit. fchwierige Situationen rafch zu erfaffen.
fichtlich Bismarcks Wohlgefallen erregt. und kurz vor dem Souper machte
er fich an fie heran. Friedrich von Pommer-Efche war fchon lange Er-
zellenz und faß mit Bismarck im Bundesrat. Er hatte man>jmal mit dem
Kanzler Meinungsverfchiedenheiten. Bismarck daäjte ihm nicht immer
konfervativ genug. Aber Bismarck liebte ihn troßdem. Er fah es gar
nicht ungern. wenn man feine eigene Meinung ausfprach. Bei dem
Hoffefte fagte er fogar: ..Nun - es freut mich. daß Sie mir wider-
fprechen. Sie haben Charakter! Mit den ewigen Ia-Brüdern bin ich
nicht einverftandenl" Und zu Flora gewandt. bemerkte er. er fei gefiern
in der Bundesratsfißung verfiimmt gewefen. ..und dennoch Sie haben
einen famofen Mann. der kein Blatt vor den Mund nimmt. Sein
frites Verneinen hat mir importiert. Beharrlich muß der Menfch fein.
wenn er überzeugt ift von der Riäjtigbeit feiner Sache. Wiffen Sie. was
ich gefiern abend tat. um meinen Ärger zu bändigen? Ich war ein recht
forfcher Student - habe auch noch immer die Ader dazu in mir. So
hängt auch mein Rapier ftets in meinem Säjlafgemach! Ich riß es von
der Wand. nahm in die linke ein paar Walnüffe. warf eine nach der an-
dern hoch in die Luft gegen die Wand und zielte mit der Spiße des Ra-
piers fo lange nach den fliegenden Nüffen. bis es mir gelang. einige
davon aufzufpießen und in zwei Hälften zu zerfpalten. Ich konnte mich
hiebei wie ein Iongleur bewegen und meine innerfte Wut austoben.
Wenn ich dann. nach langen Verfuchen. zum Ziel gekommen war. zum
Auffpießen der Walnüffe. dann kam es wie Ruhe und Befriedigung
über mich.“

Einige Zeit nach diefem Gefpräche gab es bei der Familie Pommer-
Efche ein großes Herren-Diner. Es war im Februar 1866. Viele Mit-
glieder des Bundesrats waren anwefend- Bismarck felbft erfchien. und
das Militär war durch den Grafen Moltke vertreten. Der große Schwei-
ger war befonders "till und ernft- denn er fah, ebenfo wie Bismarck. das
Kriegsgefpenfi immer näher und näher kommen. Frau Flora war die
einzige Dame bei Tifrhe. Sie faß zwifchen Bismarck und Moltkex und
es gelang ihr fogar. dem Grafen Moltke hie und da ein Lächeln zu ent-
lockenr indem fie dann und wann plattdeutfch fprach -» was Moltke be-
fonders gern hörte- da feine Frau, die in Schleswig-Holftein geboren
war. fehr gern plattdeutfch redete. Man aß übrigens bei Frau Flora vor-
trefflich. und Bismarck bekam auch Walnüffe. Dafür fchrieb er der
Hausfrau folgenden Brief:
11. Februar 1866 - Berlin.
Frau von Pommer-Efche. Ihr geftriges Mittageffen war ganz be-
fonders gelungen. Alles glitt gut und leicht. angenehm hinunter: Worte
und treffliche Speifen und Getränke- die Nüffe brachten kein Räufpern.
fondern reizvolles Erinnern. _ Ihr Mann foll ftets feine Meinung im
Bundesrat äußern. Sie wiifen. es ift felten- wenn jemand das ,.Kaßen-
buckeln" verachtet; ich fage bravo dazu!
Bismarck.
Obwohl auf den Gemütern wegen der drohenden Kriegsgefahr eine
fchwüle Stimmung laftete. entwickelte fich gerade in der Winterfaifon
1865/1866 ein frohes gefelliges Leben- gleiäyfam als ob man vor den
ernften Dinge-n- die da kommen follten. noch einmal fo recht alles irdifche
Glück genießen wollte. und Frau Flora erhielt ftets Einladungen zu Hofe
an den beliebten Donnerstagenl die der anregendften interefianteften
Gefelligkeit gehörten.
Nach dem Feldzuge 1866 war Frau Flora auch intim befreundet
mit dem General Grafen Blumenthal- der befonders beim Kronprinzen
pekßooa grariaejma war. Nur kurze Zeit war er in Ungnade. Er
hatte fich in verfchiedenen Briefen als den Hauptfieger von Nachod und
Trautenau geriihmt7 und diefe Briefe wurden dem Hofe in die Hände ge-
fpielt, Doch die kleine Eitelkeit wurde ihm bald vergeben. Ein intimes
Band befland zwifchen feiner Gemahlin und der Kronprinzeffin Viktoria.
Dem, die Gräfin Blumenthal war auch eine Engländerin. eine höchft

originelle Frau. Frau Flora fchildert fie als einen weiblichen Dra-
goner. Wenn fie durchs Zimmer ging. fo dröhnte es. Sie leiftete das
Unglaublichfte an Gefchmacklofigkeit der Toilette. aber alles wurde ihr
gnädig verziehen. denn in ihrer unfchönen Hülle fteckte ein prachtvoller
Kern.
Frau Flora war fehr aufmerkfam gegen die höchften Herrfchaften.
und niemals überfah fie. ihnen zu ihren Geburtstagsfeften zu gratu-
lieren. Auf eine folche Gratulation fchrieb ihr der Oberhofmeifter
Graf Augufi Eulenburg aus dem Kriegslager in Verfailles folgenden
intereffanten Brief:
Verfailles. 25. Oktober 1870,
Gnädigfte Frau. Seine königliche Hoheit der Kronprinz beauftragt
mich. Euer Exzellenz .Höchfifeinen Dank für die freundlichen Glückwünfche
zum 18. Oktober auszufprechen. Höchfiderfelbe hätte gerne felbft geant-
wortet. mußte aber im Drange der Gefchäfte jede Art von Privatkorrefpon-
denz aufgeben. - Hier geht alles gut; der Fall von Metz wird jeden Tag
erwartet. und mit Paris werden wir wohl Mitte November fertig fein.
In größter Verehrung. gnädigfte Frau. Euer Exzellenz gehorfamfter
A. Eulenburg.
Feldpoftbrief.
Im Iahre 1870 ftarb Floras Gatte. und aus diefem Anlaß er-
hielt fie vom Kaifer. von der Kaiferin Augufta und vom Kronprinzen
eigenhändige rührende Briefe. Der Kronprinz fchrieb:
Karlsbad. 21./4. 1870.
Gnädigfte Frau. obwohl mich die fchweren Leiden Ihres verehrten
Gemahls im Laufe des letzten Winters wiederholentlich beforgt machten.
glaubte ich dennoch nicht. daß der fchwere Schlag. den Gott jest über
Sie und die Ihrigen verhängt hat. fo nahe bevorftände.
Heute erhielt ich hier die Trauerkunde und kann nicht dem Drange
widerftehen. Ihnen zu fagen. daß. wie während der Leidenszeit meine Ge-
danken oft und viel Sie auffuäjten. heute ich mit ganzer und aufrichtiger
Teilnahme Ihren Schmerz mitempfinde.
Wenn Gott Sie den fchwerften Leidenskelch gegenwärtig leeren
läßt. der der Gattin zugewendet werden konnte. nachdem fchon dem Mut-
terherzen foviel aufgebürdet war. fo trauern König und Vaterland zu-

gleich um den Heimgang eines echt preußifchen Beamten von gutem altem Stamme.

Die Zahl folcher bewährter Männer wird lichter - aber das Vorbild von ehrenhafter. pflichttreuer und edler Hingebung. wie Pommer-Eiche es gegeben. wird in ferne Zeiten hineinleuchten.

Ich bitte Gott. daß er Sie ftüße und ftärke. mit Ergebung ein Leid zu tragen. bei welchem dem menfchlichen. troftbedürftenden Gemüte nur zu leicht ein ..Warum?“ auffteigen möchte. und bin mit aller Verehrung

Ihr treu ergebener

Friedrich Wilhelm

Am Morgen des heiligen Weihnachtsabends 1871 erfchien in der Wohnung der Frau von Pommer-Efche ein Leiblakai des Kronprinzen und brachte folgenden Brief:

24./12. 71.

Der Weihnaärt heilige Abend trifft Sie heute in diefem Iahre von neuem in tiefe Trauer gehüllt. Wenn man von freudigen. namentlich Kindergefichtern. umgeben ift. wird der Gedanke an die von Kummer Umgebenen de|o mehr angeregt, Geftatten Sie mir deshalb. als ein ganz kleines Zeiären meines teilnehmenden Gedenkens beifolgendes von mir aus Ierufalem mitgebrachdes Papiermeffer zu überfenden. Es ift aus Ölbaumholz vom Ölberge gefertigt und trägt eine einfache Symbolik. die aber viel bedeutet.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr

Friedrich Wilhelm.

Als Frau von Pommer-Efche dem Kaifer Wilhelm am 22. März 1872 zu feinem Geburtstage gratulierte. erhielt fie am 7. April folgendes Briefchen:

Nicht aus Vergeffenheit. fondern aus Mangel an Zeit bei Durchficht von hunderten von freundlichen Telegrammen und Briefen. erhalten Sie fo fpät diefen aufrichtigen Dank für Ihre fo lieben Wünfche und das Bouquet zum 22. März.

Ihr

Wilhelm.

Und im Iahre 1882 folgendes etwas melancholifche Schreiben:
..Herzlichfien Dank für Sprache und Blumen. Wenn fie in Er-
füllung gingen. müßte ich fehr glü>lich werden. aber Menfchen können
den Willen defien nicht ändern. der über uns alle wacht.
Wilhelm.
Vom Prinzen Georg erhielt fie den folgenden Brief:
Ew. Exzellenz
und Fräulein von Pommer-Efche*) nicht mehr vor meiner Ab-
reife fehen zu können. bedaure ich wirklich außerordentlich. Sie wollen nur
auf den Bergen weileu und verfchmähen die romantifchen immer fehr be-
lebten Ufer der fchäumenden Tepel und die außerordentlich fchönen und
intereffanten Sihaufenfierl. Auch das hochelegante Theater. ein kleines
Kunftwerk im Louis xxl-Stil. und die wahrhaft klafiifche Mühlbrunnen-
kolonnade fcheinen keine Anziehungskraft zu haben. Wenn leßtere in
Italien wäre und aus den Zeiten des Auguftus oder Trajan fiammte.
rutfchten alle Touriften darin auf den Knien herum.
Daß Ew. Exzellenz noch meiner „Sappho" gedenken. freut mich fehr.
In alter Anhängliäjkeit
Georg.
Karlsbad. den 24. Iuni 1889.
Den Ihrigen viele Empfehlungen.
Diefer letzte Brief läßt den Gemütszuftand des damals fchon fchwer
kranken Prinzen Georg von Preußen erkennen. der alljährlich in Earlsbad
Erholung von feinem langwierigen Leberleiden fuchte.
Ich glaube. daß die hier mitgeteilten Briefe dazu beitragen können.
uns jene große Geftalten. deren Namen aus der preußifchen Gcfchichte ge-
läufig und lieb geworden find. auch als M e nf ch e n mit ihren kleinen
privaten Wünfchen und Hoffnungen näher zu bringen.
*) Die Tochter der Frau Flora von Pommer-Efche.

Rudolf Lennhoff:

Louis Pafieur.

Zu der Frage „Moderne Wiffenfihaft und religiöfe Grundge-
danken" darf man wohl auch die Worte eines Toten wiederholen. wenn
die Ergebnifie feiner wiffenfchaftlichen Arbeiten unvergänglich find.
noch heute fo modern. wie bei feinem Tode und wie vor Jahrzehnten.
als fie der Welt neue Tatfachen der Naturerkenntnis erfchlofien haben.
..Jn jedem von uns leben zwei Menfchen: der Wiffende. der reinen
Tifäj gemacht hat. der durch die Beobachtung. das Experiment und die
überlegung fich zur Naturerkenntnis zu erheben befirebt ifi. und der
Menfch der Gefühle. der Menfch der überlieferung. des Glaubens oder
des Zweifels. der Menfch. der feine geftorbenen Kinder beweint. der
nicht beweifen kann. daß er fie wiederfehen wird. der es aber glaubt und
hofft. der nicht fierben will. wie ein Jnfuforium ftirbt. der fich fagt. daß
die Kraft. die in ihm ifi. fich weiterbilden wird. Die beiden Gebiete.
das des Wifiens und das der Gefühle. beftehen im Menfchen. jedes für
fich. und wehe dem. der fie ineinander übergoeifen laffen will. angefiäfts
der Unvollkommenheit des menfchlichen Wiffens."

Diefe Worte fprach Pafteur um das Jahr 1875 in einer Sitzung
der „.»leuclsmie (19 meäeejne“ zu Paris. als er in einer lebhaften Dis-*
kuffion die Richtigkeit feiner Experimente verteidigte. mit denen er der
damals herrfchenden Meinung von der Urzeugung den Boden entzogen
hatte,

Die Frage der Urzeugung. der (Zell-LMU() QLqlljWW. hatte von
jeher die Köpfe befchäftigt. So glaubten die alten Ägypter. Mäufe und
Fröfche könnten aus dem Schlamme des Nils entfiehen. und noch heute
find manrhe mit den Ergebniffen der Naturforfchung nicht vertraute
Leute fchwer von dem Gedanken abzubringen. daß Flöhe ihr Dafein
der Vermengung von Sägemehl und tierifchem Harn verdanken. Die
auf forgfamer Beobachtung beruhende Wiffenfäjaft hatte indes den
Kreis der Urzeugung immer mehr eingefchränkt. und vor faft dreihundert
Jahren konnte der englifche Phyfiologe Harvey. dem wir unter anderem
die Entdeckung des Blutkreislaufs verdanken. den Saß auffiellen „0111116

animal ex 070“, ..jedes Lebewefen aus einem Ei“. Als aber fpäterhin
das Mikrofkop von einer Welt bis dahin ungeahnter kleinfker Lebe-
wefen Kenntnis gab. fand die Lehre von der Urzeugung neue Nahrung.
und wenn auh der italienifche Naturforfher Spallanzani vor fhon
hundertrmdfünfzig Jahren duch das Experiment gezeigt hatte. daß man
durh geeignete Vorfihtsmaßregeln das Auftreten von Kleinlebewefen in
fäulnisfähigen Stoffen verhindern kann. fo gelang es doh erfk Pafteur.
durh feine Experimente den endgültigen Beweis dafür zu erbringen.
daß überall. wo man noh bis fpät in das neunzehnte Jahrhundert
hinein eine keimlofe Entftehung von Lebewefen nahweifen zu können
geglaubt hatte. ftets und in allen Fällen die Keime von außen her. aus
der Luft. aus dem Waffer. durh übertragung von der *Hand aus. mit
Jnfirumenten 2c. herangebraht werden.
Jn gerader Linie haben die erften phyfikalifh-hemifhen Forfhungen
Pafteurs ihn zu feinen Unterfuhungen über die Urzeugung geführt. find
von diefen aus Wiffenfhaft. Medizin und Technik von Grund aus be-
einflußt worden und führt weiter der Weg zu Pafteurs großen Erfolgen
auf dem Gebiet der Seuhenbekämpfung und der Jmmunitätslehre.
Ju einem kleinen Städtchen im Departement Jura. zu DGle. wurde
Louis Pafteur am 27. Dezember 1822 geboren.. Der Vater war ein ein-
faher Lohgerber. Unter dem großen Napoleon hatte er in Spanien
gekämpft. mit den Erzählungen von Frankreichs großer Zeit begeifierte
er den Sohn für Frankreihs Ruhm. Seine Eltern hatten ihm nur
wenig Schulbildung zuteil werden laffen können. Aber er kannte den
Wert der Bildung. von früh bis fpät war er bei der Arbeit. um feinen
Kindern den Befuh guter Shulen zu ermöglichen. ..Er hatte eine
Leidenfhaft für Wiffen und Lernen." fhrieb Louis Pafteur nah des
Vaters Tode. ..ih fah ihn beim Studium der Grammatik. die Feder
in der Hand. um noh mit vierzig und fünfzig Jahren nahzuholen.
was ihm die Ungunfi der Jugendjahre verfagt hatte." Die Mutter.
voll von Haushaltungsforgen. gab fih große Mühe um die Gemüts-
bildung ihrer Kinder. fie war geiftreih. hatte eine lebhafte Phantafie
und künfilerifhen Sinn. So wurde der Knabe zu Ordnung. Fleiß
und Gründlichkeit angehalten. zugleih ließ man feinen auf Poefie und
Malerei gerichteten Neigungen freien Lauf. Mit ahtzehn Jahren kam
Patient* auf das „00118289 Komik‟ zu Befaneon. Er befhäftigte fih
hier mehr mit Literatur und Kunft. als mit Wiffenfhaft. Porträts.
die er in diefer Zeit gemalt. geben einen Beweis für feine Fähigkeit. zu

fehen. auch die Kleinigkeiten zu fehen. für die den meifien der Blick
fehlt. Er kam dann nach Paris auf die ..Lcole normale“. Jean
Baptifie Dumas erweckte fein Jntereffe für Ehemie. Bald ging er zu
eigenen Unterfuchungen über. Er führte Forfchungen weiter. die der
Berliner Kriftallograph und Begründer der phyfikalifchen Ehemie.
Mitfcherlich. bis zu einem gewiffen Ende geführt hatte. und frühzeitig
glü>te ihm ein großer Wurf. An der Traubenfäure und ihren Salzen
erwies er die verfchiedene Drehungsmögliäjkeit der Polarifationsebene
durch chemifche Körper. ftellte er den Begriff ..der optifch verfchiedenen
Modifikation" feft. Sofort erkannte man in ihm den bedeutenden Ge-
lehrten. dem Sechsundzwanzigjährigen übertrug man die Profeffur für
Phyfik am Lyzeum zu Dijon. fäjon ein Jahr fpäter wurde er Profefior
der Chemie an der Univerfität Straßburg. Jm Jahre 1854 erhielt er
den ehrenvollen Auftrag. in Lille eine neue Fakultät der Wiffenfchaften
einzurichten. Diefe Berufung wurde für feine fpäteren Forfchungen
entfcheidend. denn Lille war der Mittelpunkt einer bedeutenden
Gärungsindufirie. Wie kommt die Gärung zuftande? Das war eine
Frage von großer praktifcher und wiffenfchaftlicher Bedeutung. Zwei
Lehrmeinungen hauptfächlich ftanden fich gegeniiber. Es handelt fich
um rein chemifche Vorgänge. fagten die einen. Ihr Hauptvertreter war
der große Julius von- Liebig. der von einer chemifchen Kontaktwirkung
fprach. Die Urfache liegt in der Einwirkung kleiner Lebewefen. fagten
die anderen. und ihre Anficht wurde vornehmlich von Theodor
Schwann gefiüßt. Mit Eifer ging Pafteur dem Problem nach.
Schon 1857 konnte er mitteilen. daß er das Zuftandekommen der Milch-
fäuregärung entdeckt habe; fie werde hervorgerufen durch eine neue
Hefe. befiehend aus kleinen Kügelchen und kleinen Gliedern. Ein Jahr
fpäter befchrieb er die Vergärung der Weinfäure. bei der zwei Hefen-
arten tätig feien. Die eine bewirke Rechtsweinfäure. die vergäre. die
andere Linksweinfäure. die fich nicht verändere. Er konnte auch auf
künftlichem Nährboden beide Hefearten gefondert züchten. Dann* folgte
die Entdeckung des Ferments der Butterfäure. Diefe Entdeckung fchloß
eine zweite. hochbedeutfame ein. nämlich. daß es Lebewefen. eben die
Erreger der Butterfäuregärung. gibt. die nicht nur ohne Sauerfioff leben
und fich vermehren können. fondern fogar durch Zuführung einer be-
fiimmten Sauerftoffmenge getötet werden.
Es konnte nicht ausbleiben. daß folche Entdeckungen den Namen
Pafteurs weit über die Grenzen Frankreichs hinaustrugen. und daß fein

Land felbf't ihn mit hohen Ehren überhäufte. 1857 wurde er nach Paris an die Spiße der Deole normale berufen. 1863 wurde er Profeffor der Geologie. Phyfik und Chemie an der Schule der fchönen Künfte. 1867 wurde er Profeffor der Chemie an der Sorbonne. 1882 wurde er Mitglied der Akademie der Wiffenfchaften. 1887 deren |ändiger Sekretär.
Doch der Weg bis dahin war ausgefüllt mit emfiger Arbeit. mit großen. neuen Erfolgen. aber auch mit fchweren Leiden. Nachdem er die Erreger der Gärung entdeckt. lag für ihn der Schluß nahe. daß die Krankheiten des Weins und des Effigs ebenfalls durch beftimmte Lebewefen hervorgerufen würden. Die Unterfuchungen. die er alsbald begann. befiätigten feine Vermutung. Er fand. daß das Umfchlagen des Weins. das Sauerwerden. Bitter- und Fadenziehendwerden durch belebte Gärungserreger bedingt werden. Bei diefer Fefiftellung blieb er nicht flehen. fondern fuchte auch nach Mitteln und Wegen. um diefe Krankheiten. die dem Nationalvermögen fchweren Schaden zufügten. erfolgreich zu bekämpfen. Er fand. daß Erwärmen- auf eine unterhalb des Siedepunktes liegende Temperatur. die der Qualität des Weins keinen Abbruch tut. die Keime tötet. und fo führte er das Verfahren ein. das feither unter dem Namen ..Pafteurifieren‟ allgemein bekannt ifk.
Die Beobachtungen aber. daß in allen den von ihm unterfuchten Fällen die Gärungs- und Krankheitserreger. diefe nur mit dem Mikrofkop fichtbaren Lebewefen. nicht aus den betreffenden Flüffigkeiten heraus entfiehen. fondern von außen her in fie hinein gelangen und fich er| in ihn-en. als den für fie günftigen Nährböden. vermehren. machten ihn zu dem Gegner von der Lehre der Urzeugung. Den letzten Einwendungen der Anhänger diefer Lehre brach er durch ein fehr einfaches Experiment die Spiße ab. In eine vollkommen reine Glasflafche mit langem Hals brachte er eine der Fäulnis fehr zugängliche Subf'tanz. dann bog er den Hals der Flafche fo nach unten. daß die Luft zwar eintreten konnte. mitgeführte fefte Beftandteile fich aber an den Windungen des Flafchenhalfes ablagern mußten. Die Subftanz blieb keimfrei und faulte nicht.
Durch feine Unterfuchungen über die Urzengung. die nun als endgültig abgetan galt. übte er einen großen Einfluß auf die herrfchende Weltanfchauung aus. Aber immer lebhafter tritt in den leßten Jahren das Problem der Urzeugung wieder in den Vordergrund. Die Gelehrten. denen die Idee der „Schöpfung“ mit den Erkenntniffen der Naturwiffenfchaft nicht vereinbar ift. voran 'Häckel und fein Nachfolger

Ludwig Plate. vertreten die Anfhauung. daß die belebte Materie aus
unbelebter auf natürliche Weife entfianden fein müffe oder noh entfiehe.
Wenn wir das niht beweifen können. fo liege der Grund niht in der
Unmöglihkeit diefer Entfiehung des Lebens. fondern in den gegenwär-
tigen oder auh zukünftigen Grenzen unferes Wifiens.
Pafteur zog aus feinen Unterfuhungen über die Urzeugung einen
weiteren bedeutfamen Shluß. Die Unterfuchungsmethoden über die
Krankheiten des Weins und des Effigs hatte er mit gleihem Erfolg auf
die des Biers angewandt. Als er diefe Unterfuhungen veröffentlihte.
gab er dem Gedanken Ausdruck. daß Tatfachen gleiher Art fih auh für
die Krankheiten der Menfhen und der Tiere zeigen laffen müßten.
Damit hatte der Chemiker fih felbfi den Weg zur medizinifhen
Forfhung gewiefen. Äußere Umf'tände hatten ihn mittlerweile auf einem
Umwege dorthin geführt. Im Iahre 1865 wütete unter den Seiden-
raupen Frankreihs eine Seuhe. die PSbrine. mit folher Heftigkeit. daß
weite. fehr wohlhabende Gegenden gänzliher Verarmung entgegen-
fahen. Die Regierung befhloß befondere Maßnahmen. und auf Be-
treiben von Dumas. dem alten Lehrer Pafieurs. follte Pafieur den Auf-
trag erhalten. die Urfahe der Krankheit zu erforfchen. Von vielen
Seiten wurde dem widerfprohen. Pafteur felbfi zögerte. den Auftrag
anzunehmen. da er nihts von der Sahe verfiände und noh nie eine
Seidenraupe gefehen habe. ..Um fo beffer.“ antwortete ihm Dumas.
..dann werden Sie durh keine anderen Ideen geleitet werden. als zu
denen Sie durh Ihre eigenen Beobachtungen kommen." Pafieur begab
fih zu den Unterfuhungen nah Alais. im Departement Gard. Nah
zwanzig Tagen hatte er gefunden. daß die Krankheitskeime fchon in dem
Shmetterling enthalten find und auf die Eier übergehen. ..Wenn der
Shmetterling krank ift. vernichtet er alle feine Eier.“ Doh er brauhte
ganze fünf Iahre. bis er einwandsfrei Wefen und Übertragungen der
Krankheit feftgeftellt hatte und fihere Mittel zu ihrer Vertilgung an-
geben konnte.
Eine Zeitlang fhien es. als ob Pafteurs reihes Shaffen für
immer unterbrohen werden follte. Am 19. Oktober 1868 befiel ihn
ein Shlaganfall. der ihm die Sprache und die ganze linke Körperhälfte
lähmte. Wenn auh die Folgen diefes Anfalls nie ganz überwunden
wurden. fo blieb Pafieur doh noh ein Vierteljahrhundert reihen
Shaffens und größter Erfolge. Einen der größten Triumphe bereitete
ihm der fhottifhe Chirurg Lifter. den die Arbeiten Pafteurs über die

L e cÂ» P u Z:
Teekannenfiilleben
(1905).

("Lliip "PN'tlt'lll" - N'- 'Idülf Lennhoff
._.'.-'i.', Plate.. vertreten die Aufwertung. daf: die belebte Materie aus
-r'-. 'dm auf natürliche L'iieife entfianden (ein ?auffe oder noch Mtfiehe.
*tr --n 7-. [7.- mirt bern-(fen können. fo liege der Grund nina in der
L..--ree;lr-t*k**r d --'e1 Entfühung des Lebens. render.. in den g:genrrär-
tin-n *der am" zukunft-'gen Grenzen unfer-s W'i'fens, *
Pa,'.eur '.e :. e "cin-1: [interfuchungen Zioer die Urzeugung einen
weir-:ren 7 k(1.';x:--'Z 'Ci-Uli!? Die rlnterruct-nngsmrthoden über die
.K-nkft *- n er. *4'. cu:: :..-: dcs Ex'fi-_zs hatte *r mit gle1.i)e-.n Erfolg auf
d1.- t - Pere.. .-nae 1-. alt. Als er diefe Unterfuchnngcn veröffentlichte,
m.:- e.- :*e 1- '*'--.r.1--t..r .'ll (druck. daß Tatfachen g'eicher Art .ich auch fiir 'cm-
-r'. der :Vie-tinzen und der Tiere zeigen [aßen müßten.
c.; i; tm.;- der Eli-:meter fich felbti den Weg zur inc-7,)zinifc17en
.7.- im 1-1 x1-'.l"xfi'?l. Außer-e llnzftiinde hatten ihn mittlerweile .-,uf einem
i'-:n*-,_-- :ern-*n gefunrt. :71:1 Jahre 1865 wütete unter den Seiden-
--r- n Tim-.freiw- eir:e Seuche. die P-jbrinc. mit folcber Heftigken. daß
unit., jene noble-wende Gegenden gänzlicher Verarmung entgegen-
f-rhen. Lie Regierung befehloß beiondere Maßnahmen. und auf Be-
treiben von Dumas. dr'll alten Lehrer Waffeln-s. folite Puff-*ur den Auf-
trag e.*i*.*l':i-. die Uefa-.he der Krankheit zu erfo:Zchen. Von vielen
Seite. rennt-»- dem nixderfrrochcn. Puff-:ur felbft zögerte. den Auftrag
a-.zrne!_n.*.-r-, 'ea e.- niet-ts von der Sache verfifinte und noch nie eine
Seiden!.-...r *reichen babe. ..Um fo befier." antwortete ihm Dumas.
..dann werden Sie durch keine anderen Ideen gen-*tet n erden. als tn
der-cn Sie dll-a7 Ihre eigenen Beorarlitungcn kommen." Pa. **ur begab
".41 .l con linie'fuclnmgen nach Aliill". in* Departement Gard. Nach
'..*e".5!.i_(, Tagen hatte er gefunden. dat) die Kraniheitsieime jeh-*n in dcm
S.i:..- erling enthalt-:n [ind und auf die Eier übergehen. ..Wenn der
?am-t.erl-.na krank vernichtet er alle feine Eier." Doch er brauchte
ganze i'm Jahre. Ko er e'n**andofrei Wefeu und übertragungen der
.Krankheit fritgefiei't but-c uni: frau-ce Mittel zu ihrer Vernlgung an-
g-ven konnte.
Eure ?girl-:cin ?htc-1 ee, ale ob Pafteurs reiches Schaffen für
immer unterbrechen n-rke.- iellte. Am 15. Oktober 1865 befiel ihn
ein *Zw-ag'nnnl. der 1i|.'l die .Zpruwe und die ganze linie Korper-hälfte
lährnte, Wer-r! 7,--*- die Folgen dnies 'Ar-.falls nie .tanz überwunden
wurden. f-- blu(- Pafieur doit: noch ein Vierteljahrhundert reichen
Schaffer-e und größter Erfolg: Einen der großtcn Triumph*: terme-te
nur d--c ------*.*ii-te Chirurg Lifier. den die Arbeiten Puffer-rs iiber di*-

L e o P u 51
mâ€œ? Teekannenï¬illeben (1906).

Urzeugung auf den Gedanken gebracht hatten. daß auch die Wund-
eiterung durch von außen her eindringende Lebewefen hervorgerufen
würde. Er erfann daraufhin eine Methode der Wundbehandlung. die
das Eindringen von Keimen unmöglich machen follte: die Antifepfis.
Zu welchen Umwälzungen in der Heilkunde diefe geführt. deffen find
wir alle Zeugen. -
Von der Aufhellung der Urfachen der Wundinfektion bis zu der der
Infektionskrankheiten überhaupt war ein Schritt weiter in der Erkenntnis.
An ihm war freilich Pafteur zunächfi nur mittelbar beteiligt. Wohl
hatte' fchon vor über zweihundert Jahren der englifche Naturforfcher
Boyle den Gedanken ausgefprochen. daß kleinfte Lebewefen die Urfache
von Krankheiten fein könnten. den erfien Nachweis eines folchen Krank-
heitserregers hatte aber erft 1839 der fpätere Berliner Kliniker Schön-
lein durch die Entdeckung des Favuspilzes erbracht. Es hatte dann der
Göttinger Anatom Jacob Henle eine Theorie der Infektionskrankheiten
aufgefiellt. doch feine Experimente über deren bakteriologifche Urfaihen
waren nicht zwingend. Dann beobachtete 1850 der Franzofe Davaine
bei dem Studium des Milzbrands kleine Fädchen im Blute der an diefer
Krankheit geftorbenen Tiere und glaubte. es feien von außen herein-
gedrungene Mikroorganismen. Aber erfi dreizehn Jahre fpäter wurde
er durch Pafteurs Arbeiten über die Butterfäuregärung auf den Ge-
danken gebracht. daß es fich um die Erreger der Krankheit handele.
Den Beweis indeffen vermochte er nicht zu erbringen. Da überrafchte
aus der Abgefchiedenheit von Wollfiein der Kreisphyfikus bl'. Robert
Koch die wiffenfäjaftliche Welt mit feiner Arbeit ..Die Ätiologie des
Milzbrands. begründet auf die Entwicklungsgefchichte des ZQELUUI
antbrncjo." Die von Koch angewandten Methoden waren fo forg-
fam. fo vollkommen eindeutig. daß Zweifel an der Richtigkeit feiner
Beweisführung nicht mehr möglich waren. Sie waren aber auch den
bisher von Pafteur zur Reinzüihtung von Bakterien angewandten weit
überlegen. Gleichwohl fchlug zunächfi Pafieur. der fich infolge einer
Polemik mit Paul Bert der Milzbrandforfchung zugewandt hatte.
eigene Wege ein, Jhm war zwar die Arbeit Kochs bekannt. er war aber
des Deutfthen nicht genug mächtig. um fie in ihren Einzelheiten zu ver-
liehen. Seine Vernachläffigung der Kochfchen Methoden hatte mancherlei
Irrtümer zur Folge. denen weiterhin Mißverfta'ndniffe folgten. die zu
einer vieljährigen Verfiimmung zwifchen den beiden großen Männern
führten und auf lange Zeit die Forfcher um Koch und die um Pafieur

einander entfremdeten. Durh englifhe und amerikanifhe Bakterio-
logen. die ihre Studien bei Koh begonnen und bei Pafkeur fortfeßten.
fanden dann die Kochfhen Methoden in Paris Eingang. und allmählih
kam es zu einer engeren Annäherung.
Nah einer anderen Rihtnng hin aber waren Pafieurs Milzbrand-
forfhungen von Bedeutung. Sie führten ihn zu der künftlihen Ab-
fhwähung der Virulenz krankheitserregender Bakterien und zur Verwen-
dung diefer abgefhwähten Bakterien für die Shußimpfung. Den
erfien Erfolg hatte er bei der Hühnerholera. dann bei dem Milzbrand der
Rinder. zuletzt beim Shweinerotlauf.
Dann wandte fih Pafteur der Tollwut zu. Es gelang ihm niht.
ihren Erreger zu entdecken. wohl aber die Krankheit künftlih von einem
Tier auf das andere zu übertragen. Er hatte gefunden. daß das Gift
fih hauptfählih im Gehirn und verlängerten Mark der befallenen Tiere
anfammelte. Und nun benußte er dies zu künftlihen Abfhwähungs-
verfuhen. Dann führte er feine Shußimpfung ein. der Erfolg war
durhfhlagend. Aus aller Welt kamen die von tollwütigen Hunden
Gebiffenen zu Pafteur nah Paris. Taufende erhielten die Schutz-
impfung. Von den während der Behandlung Erkrankten ftarben im
Jahre 1886 noh niht einer von hundert. im Jahre 1888 war deren
Sterblichkeit fogar auf 0.770/0 gefunken. Der Andrang der Gebiffenen
war fo groß. daß das alte Laboratorium niht mehr ausreihte. Man fhlug
vor. für Pafteur ein eigenes Jnftitut zu errihten. binnen kürzefter Zeit
waren über 21/2 Millionen Francs aus freiwilligen Spenden ein-
gegangen. der Staat fieuerte 200 000 Francs zu. und am 14. November
1888 übernahm der Gelehrte die Leitung des ..Juftitut Pafieur". Es
ift feither eine der berühmteften Stätten wiffenfhaftliher Forfhung
geworden.
Pafteur hatte noh die Freude. das Blühen diefes Jnftituts zu er-
leben. umgeben von einer Schar hervorragender Schüler. Ein edler
Wettbewerb entwickelte fich zwifhen der Shule Pafieur und der Shule
Robert Koh. dcffen geniale Methoden fiir die Werke Pafieurs erft die
fefte Grundlage geliefert haben.
Wenn in dem letzten Vierteljahrhundert feines Wirkens Pafteur
den deutfhen Forfhungen gegenüber zurückhaltend war. fo liegt ein
wefentlicher Grund in feiner glühenden Vaterlandsliebe. Jn feinen
Anfangsjahren unterhielt er vielfahe Beziehungen zu Dentfhland. Er
fühlte fih hohgeehrt. als ihn 1852 der Berliner Gelehrte Mitfcherlih

in Paris befuchte. Jm felben Jahre reifte er wegen feiner Forfchungen
über die Traubenfäure nach Deutfchland und fchrieb begeifterte Briefe
über das Entgegenkommen. das ihm der Fabrikant chemifäjer Präparate
Fikentfcher in Zwickau erwiefen. über die Bereitwilligkeit. mit der ihm
die Laboratorien der Univerfität Leipzig zur Verfügung geftellt wurden.
Mit Stolz hatte ihn 1868 die Ernennung zum Ehrendoktor feitens der
medizinifchen Fakultät Bonn erfüllt. und auch im Anfang des Jahres
1870 hatte er ehrfurchtsvoll den greifen Liebig in Miinchen befucht.
Dann kam der Krieg und mit ihm für Pafteur ein Gefühl des tiefen
Abfcheus gegen Deutfchland. Auf die Nachricht. daß in der Nacht
vom 8. zum 9. Januar 1871 deutfche Granaten den flaräju (IW
planten meäjeionlee in Paris getroffen. fandte er mit einem in
leidenfchaftlicher Sprache gehaltenen Schreiben das Doktordiplom an
die Univerfität Bonn zurück.
Jn Deutfchland hat man dem Gelehrten den Deutfchenhaß des
Patrioten nicht nachgefragen. Zu feinem fiebzigften Geburtstag erwies
man ihm alle die Ehren. die einem Gelehrten von dem Rang-e Pafieurs
zukommen. fünfundzwanzig Jahre nach dem Eintritt der Entfremdung
wollte man auch vergeffen. daß er. aufgerüttelt durch die Niederlage
feines Vaterlandes. der deutfchen Wiffenfchaft den Abfagebrief ge-
fchrieben. Die Akademie der Wiffenfchaften in Berlin hatte ihm eine
Ehrung zugedacht. Man fragte ihn an. ob er fie annehmen würde. Er
antwortete. durch die Abficht fühle er fich hochgeehrt. aber er lehnte ab.
Pafteur war damals fchon fchwer leidend. Er begab fich bald
darauf aufs Land nach Villeneuve- l'Etang. mehrfach hatten ihn
wieder Schlaganfälle betroffen. Am Nachmittage des 28. September
1895. die eine Hand in der der Gattin. die ihm 46 Jahre treu zur
Seite geftanden. in der andern das Kruzifir. ift er verfchieden - bis zum
letzten Tage an Gemüt. im Lieben und im Haffen. ein Kind. an Geift ein
Riefe.

.
Treue um Treue.
(Leutnant v. Schönau-Wehr und Unteroffizier Albes.)
In einem der erf'ien Hererogefechte
Steht eine Seitendeckung im Dorn.
Die Kaffern drängen mit großen Maffen
Auf die Abteilung mit Gefchrei und Zorn.
Detlev von Liliencron:
Schon kommen fie in den Bufch gelaufen.
Da fpringt der Leutnant alleine vor.
Ein Schuß trifft fein Knie. er finkt zufammen.
Doch behält er die Leitung wie zuvor.
Unverbunden liegt er im Sande.
Sein Kommando tönt hell. der Feind muß zurück.
Bis zum Abend dauert das Ringen.
Da glänzt dem Leutnant das Siegesglück.
Nun wird er vorfichtig aufgehoben.
Ein Heilfchnitt dort ifk unmöglich. o Not.
Aber nirgends ift ein Ochfenwagen.
Er muß hier warten auf den Tod.
Ein junger Unteroffizier will helfen.
Er trägt mit drei andern den Leutnant fort.
Durch hundertunddreißig Kilometer
Tragen fie ihn bis zum fichern Ort.

Durh Bufh und üfte. durh Dorn und Dickiht.
Uber holprihte Wege auf und ab.
Langfam. langfam kommen fie vorwärts.
ie müde Greife am Pilgerfiab.
Schon will ihnen manhmal die Kraft verfagen.
Schon find fie alle dem Umfallen nah.
Doh fie haben ihn Shritt für Shritt weiter getragen.
Und endlih. endlih find fie da.
Z
Z Der Leutnant bat oft. ihn liegen zu laffen.
x Doh ftets blieb ihre Mühe bereit.
Z Bis fie mit zähfiem Herzfhlag am Ziel find.
Z Roh grade zur letzten und rehten Zeit.
Z
Z
k
Z

Julius Meier-Graefe:

Hans von Marses.

Vortrag gehalten am 8. März in der BerlinerSeceffion zur Marius-Feier.

Was uns an großen Kunftwerken beglückt. ift das Stück Leben.
das auf zauberhafte Art auf eine Leinwand. in ein Stück Ton. in eine
Folge von Akkorden gelangt ifiz die Einficht. daß die Vergänglichkeit.
die alles Irdifche bedroht. hier ausfcheidet. daß der Inhalt eines Künft-
weeks unfterblich ift. felbft wenn das Gefäß. das ihn enthielt. ver-
fchwindet, Wohl mag ein Bild untergehen. es können auch Werke eines
Genies zerftört werden. troßdem bleibt der. der es erfchuf. Wenn ein
unglücklicher Zufall uns heute aller Rembrandts beraubte. würde Rem-
brandt nichtsdeftoweniger beftehen bleiben. Weil er in taufend Wer-
ken anderer weiterlebt. weil er mit unferer Art. die Welt zu fehen. auf
ewig verbunden ifi. weil wir mit taufend ungreifbaren. unentwirrbaren
Fäden an ihm hängen. Und man müßte nicht nur die ganze Kunft. fon-
dern die ganze Kultur Europas zu nichte maäjen. um Rembrandt zu ver-
nichten.

Das Stück Leben ift der Geii't des Künfilers. der im Bilde walter.

Wir lieben nicht die Hagar oder den Abraham. oder den Saul oder den
Tobias in den Bildern. in denen diefe Perfonen vorkommen. fondern den
Teil Rembrandts. Es ift Teil einer Welt. Teil einer Schöpfung. Der
Liebhaber mag diefes oder jenes Bild für Rembrandt felbfk nehmen. mag
behaupten. daß fiäj hier einmal der Meifter ganz erfchöpfte. mag in den
Farben und Linien alles Befondere feiner Art erkennen. mag das Bild
kaufen und fein Leben lang vor ihm in gläubiger Verehrung verbringen.
Er irrt. Er hat nicht Rembrandt. fondern immer nur ein Stück von ihm.
ein ganz winziges Stü>. auch wenn es das größte wäre. Sie können
alle nachprüfen. was ich meine. Ieder hat fein Lieblingsbild. jeder von
Ihnen hat feinen eigenen Rembrandt. Das Gemeinfame ift die Welt. aus
der alle die Lieblingslieder ftammen. Denen. die darüber nachgedacht
haben. wie man über die Welt nachdenkt. um zu einer Weltanfchauung
zu gelangen. denen verfchwindet allmählich das Einzelne. das fie vorher
begeiftert zufammentrugen. Ihre Liebe wächfi über das Gelüft des Lieb-
habers hinaus. Sie vermögen fich immer weniger mit einem Tag diefes
reichen Lebens. und wäre es der fchönfte. mit einem Werk. und wäre es

das koftbarfte. zu begnügen. Sie wollen den ganzen Menfchen. Sie
find durftigen Sinnes in diefer Welt herumgereift und an kein Ende
gekommen. fie kennen ihre Fülle. Und wenn ihnen einer |rahlenden
Auges von einem Kleinod erzählt. das er ferne im Norden. in einem
einfamen Schloffe Schottlands oder tief im Süden. in einem ebenfo ent-
legenen Winkel gefunden hat. lächeln fie: fie waren auch da. es ift
wunderfchön. aber es gibt noch Schöneres. Es gibt immer noch Schö-
neres. Das ift das Wunderbare an den Werken des Genius. das
Werden. das von dem einem Werk zum andern geht. das Waihfen.
das nie aufhört. auch dann nicht. wenn das letzte Bild gemalt
i|. Und wenn mich einer fragte. woran man die Größe eines Künftlers
erkennt. würde ich ihn auf diefes Werden verweifen. Törichte Men-
fchen meinen. es gebe dafür keine Norm. der Gefchmack des Liebhabers
befiimme allein die Auswahl unter den Künfilern. Wäre dem fo. fo
wäre die Befchäftigung mit der Kunft ein trauriges Gefchäft. nicht weit
von dem Gewerbe eines Schneiders verfchieden. der den Leuten nach
ihrem Gufto Kleider anpaßt. Wenn die Kunft wirklich die höchfie Be-
tätigung des menfchlichen Geifies ift. muß es Normen geben. nach
denen ihre Werke mit voller Sicherheit erkannt werden können.
Sicher keine Normen enger. kunittheoretifcher Art. denn die find wandel-
bar. felbft die handwerklichen Erfahrungen eines Rembrandt find dem
Wandel unterworfen. Normen allgemein menfchlicher Art. denn die
Kunft bringt das allgemein Menfchliche zur Geltung. Daran können
wir uns halten. daß ein großer Künfiler von einem Punkt. von dem
taufend andere mit ihm ausgehen. unvergleichlich weiter gelangt als
die andern. daß er fpringt. wo andere fchleichen. daß er nie aufhört. zu
lteigen. daß die Kraft feines Strebens fo gewaltig ift. daß fie das Kör-
perliche. das anderen zur Grenze wird. überwindet und noch befieht als
eine der unendlichen. im Weltall kreifenden Kräfte. auch wenn ihr
Träger längft feiner leiblichen Hülle entrückt ift.
So foll man die Größe meffen. 811b ape-.eis neternitutje. So.
geehrte Anwefende. möchte ich. daß Sie *Hans v. MarSes meffen. um
ihm die volle Strenge Ihres Urteils angedeihen zu laffen. die ein Menfch
feiner Statue zu erwarten hat. und ihm die vorurteilslofe Gerechtig-
keit zu gewähren. die allein fruchtbare Erkenntnis verbürgt. Ich vermag
Ihnen nur wenig oder nichts von den Bildern zu erzählen. die find zum
Anfchauen da. dafiir wurde die Ausftellung gefchaffen. Ich möchte
Sie nur allenfalls auf das zu weifen verfuchen. was zwifäfen den Bil-

dern |e>t. Es wird Maräes fo gehen wie Rembrandt. Man wird fich
Lieblingsbilder ausfuchenz und manche werden das Gegenteil tun und
fich Bilder zum Spott, wenn nicht zum Haß erkiefen. Ich möchte Sie
darauf hinweifenx daß die Bilder immer nur als Leuchten dienen können,
um den Weg zu erkennen- den diefer wunderbare Menfch zu gehen unter-
nahm.
Er kam aus einem gebildeten Haufe, als Sprößling einer Milch-
ehet in der fich der ftrenge auf das Formale gerichtete Sinn eines klu-
genf dichterifch und noch mehr analytifä) veranlagten Vaters- Trägers
eines alten ariftokratifchen Namens- mit der Weichheit einer ganz
frauenhaften- unendlich liebenswürdigen Iüdin paar-tet in der die Rafie
nur die ftille bilderreiche Poefie des Orients übrig gelaffen hatte. Der
Fünfzehnjährige kam in das nüchterne Berlin Friedrich Wilhelms l7.
in das Atelier Steffeks, Steffek verfuchte zwifchen dem fachlichen
Preußentum feines Lehrers Franz Krüger und der Gefchmeidigkeit der
franzöfifchen Hiftorienmaler- die damals Mode waren- zu vermitteln
und war kein üblcr Lehrer für feinesgleichen, Nur nicht für Ma-
rSes. Die Atelierkameraden erzählen von fchlimmen Streichen. Der
Junge fchien zu allem möglichen, nur nicht zum Malerlernen nach Ber-
lin gckommcn- am allerwenigfien um fich der fauberen Zeichnung zu be-
fleißigen- die Steffek- übrigens ein von Herzen liberaler und gütiger
Lehrer-z feinen Schülern empfahl. Dabei hatte er fehr bald das große
Wort- tat for als fei die ganze Pinfelei nicht der Rede wert und als
käme es auf ganz andere Dinge ant die er7 Maräes- fehr wohl verflände-
nur momentan noch nicht für gut finde, fehen zu laffen; fprach in dunk-
len Andeutungenx aus denen nur das eine erfichtlich wart daß er die
Berliner Malerfchule fo gering wie möglich einfchäßte. Was er in Ber-
lin fahz intereflierte ihn nichy vielleicht mit Ausnahme Krügers und
Menzels. Ich glaubez daß ihm Krüger- zu dem er durch Defiau Be-
ziehungen hattez als Lehrer lieber gewefen wäre. Wenigftens gibt fich
in den frühen Pferdeftudien eine gewiffe Verwandtfchaft mit dem ge-
funden Realismus Krügers zu erkennen. Der Schluß der Berliner
Lehrjahre fäyeint nicht ganz freiwillig gewefen zu fein. Steffek foll den
jugendlichen Stürmer eines Tages an die Luft gefeßt haben. Die Sehn-
fucht nach reicheren Vorbildern trieb Marses 1857/58 nach München.
Man hat behaupten daß er hier Schüler Pilotys geworden lei. Das ifi
nicht der Fall. MarSes gehörte zu den Menfchen- die mit eigenem Er-
lebnis zur Einficht gelangen miifien. Er hat in einer eigentlichen Schule

Sarasin-1h 1804.
Hans von .Lear-:es:
(Mit Erlaubnis d:s Marktes-Re-
vrodultionen:Bc-rlag5 in Halle)
Zinn
O
[rtikel von
Ju
(ins
Meier-Gran e.

nicht mehr gelernt. als was ihm Steffek auf den Weg gab. Das war
blutwenig. Es langte gerade zu den Militärfzenen. mit denen er in
München verfuchte. feinen Weg zu machen. Sie geben das Niveau. von
dem aus fich der Genius des Malers erhob. Selten werden die Anfänge
eines großen Künftlers banaler und weniger verfprechend gewefen fein.
MarEes gab fich an die Arbeit. Nach und nach verfchwindet aus den
Bildern die vorherrfchende Bedeutung des mehr oder weniger hiftori-
fchen Motivs. Die Darftellung der Epifode weicht der Schilderung
der Atmofphäre. in der die Soldaten und Reitergruppen nur bewegte
Maffen darftellen. Gleichzeitig verliert die Farbe den kreidigen Lokal-
ton. Marees hatte in München die Augen offen. So fertig er fich |ellte.
fo verhaßt ihm aller Schulzwang war. er tat in München nichts anderes.
als was er von jest an bis zum lesten Tage feines Lebens rafilos ge-
tan hat: Arbeiten. an fich auf feine Weife. zuweilen abwartend. ohne
den Pinfel zu berühren. immer beobaäjtend. ftets auf das gerichtet. was
feiner Kunft nüsen konnte. So fah er hier die Vorteile der reicheren
Palette Pilotys, Mit der reicheren Farbe befreite er fich von
dem Militärbild. nicht um in Abhängigkeit von der nicht weniger
willkürlichen Hifiorienmalerei Münchens zu geraten. fondern um der
Natur näher zu kommen. Er begann. die dem Steffekfchüler unge-
wohnten Farben zu Maffenwirkungen kleinen Umfangs zu benutzen.
Dabei mögen ihn die Landfchafter wie Schleich und noch mehr
die jüngeren von der Art Liers. die damals verfuchten. die Fort-
fchritte der Schule von Borbizon auf das deutfche Terrain zu übertragen.
gefördert haben. Marees ift nie Landfchafter gewefen. auch wenn er
die beiten Landfchaften des Münchens jener Zeit gemalt hat. Er war
ein unruhiger Geifi. viel zu reich. um fich für ein beftimmtes Gebiet des
Schaffens zu entfcheiden. allem geneigt. was ihm in den Sinn kam.
Landfchaften. Bildniffe. Idyllen. Naturftudien aller Art. Damals. An-
fang der Sechzigerjahre. als er die glänzenden Pferdeftudien. die wie
das fachlichfie Abbild der Natur erfcheinen. malte. erdachte er das Bad
der Diana. ein Bild. in dem fich Corot und Wattteau die *Hände reichen.
und das trotzdem nichts anderes als ein echter Marses ift. das frühfie
Dokument der Meifierfchaft. In dem Park des Schleißheimer Schloffes
fiel ihm das Motiv ein. Er malte es mit all der fpielerifchen
Zartheit des Geiftes einer Zeit. die folche Parks und folche Schlöffer
entfiehen fah. doch wie ein Menfch von heute. der von den köftlichen
Dingen alter Zeiten träumt. Man braucht nur ein Hifiorienbild der

alten Münhener Shule daneben zu halten. um den Takt-Unterfhied
zwifhen einer nahfühlenden und nahahmenden Gefialtung zu erkennen.
Ungefähr gleihzeitig mag das bekannte Doppelbildnis entftanden fein.
auf dem er fich felbft mit feinem Freunde Lenbah gemalt hat. ein kleines
Werk. das einer Laune entfprungen fheint. und das durch die Art der
Zufammenftellung der beiden Gefihter ganze Gefhihten von der Ver-
fhiedenheit der beiden Menfhen erzählt und eine niht humorlofe Pfy-
hologie des Verhältniffes zwifhen den beiden liefert. Marses
hat fih auf dem Bilde ganz fo gemalt. wie er damals war oder fih
wenigftens gab. ein Draufgänger. der vor Gott und der Welt keine
Angft hatte und die Welt mit lahenden Augen anfah.
Er genoß in den Kreifen feiner Kameraden wahfenden Anfehens
und verdankte es namentlih ein paar Landfhaften mit Figuren. deren
Wahrheit in der Darfiellung damals revolutionär wirkte. Dabei war
eine Tiefe der Farbe erreiht. die an die beften alten Niederländer er-
innerte. Aber er verdankte es auh feinem perfönlihen Auftreten. Er
war immer mit dem Worte bei der Hand. wo es galt eine Sahe beim
rehten Namen zu nennen. und ebenfo fhnell mit dem Pinfel. wenn ein
Kamerad mit einem Bilde niht vorwärts konnte. Die Abneigung ge-
gen alles Duckmäufer- und Strebertum verfhaffte ihm bei den Alten
Münhens keine Freunde. aber verband ihm die Jungen. die von
gleihem Streben nah freiem Künftlertum befeelt waren. Niemand
hätte dem forfhen Gefellen. der die arifiokratifhe Herkunft niht ver-
barg. angefehen.- daß es ihm in Wirklihkeit miferabel ging. Sein
Atelier war eine frühere Wafhkühe zu ebener Erde. die dadurh. daß der
fpekulative Befißer ein großes Fenfter hineingebrohen hatte. niht wär-
mer geworden war. und im übrigen wurde nah Kräften gehungert.
Hatte er mal ein paar Taler von zu Haufe oder von einem Verkauf. oder.
verfhweigen wir es niht. von einem Pump. fo wurde der Arifiokrat
aufgefeßt. und man lebte herrlih und in Freuden. froh. die Mifere
wenigfiens für ein paar Tage zu vergeffen. Solhe Gelegenheiten wur-
den aber um fo feltener. je felbfiändiger die Bilder wurden. Der Vater
hielt den Beutel zu. indem fo wie fo niht viel drin war. und der Sohn.
der merkte. daß man zu Haufe immer weniger gut auf feine Kunfi zu
fprehen war. fand niht den rehten Ton. um den Vater zur Milde zu
f'timmen. Die Situation wurde nahgerade verzweifelt. als die Mutter
im Frühjahr 64 ftarb. Da fah der Baron Shark. der Befißer der heute
berühmten Sammlung. im Kunfiverein eine Landfhaft von Marses. von

der ihm ein paar wohlmeinende Gönner des Malers erzählten. fie fei
ausgezeichnet. Es war die fogenannte ..Schwemme". die heute in der
Schackgalerie hängt. wohl das vollkommenfte Bild des Maräes jener
Zeit. Er ließ fich nicht nur zum Ankauf bewegen. fondern fand Gefallen
an dem jungen Künftler. deffen kluge und vornehme Gefinnung er beffer
zu würdigen wußte. als feine Bilder. Mar-Ges gab ihm zu erkennen.
daß ihm gegenwärtig an nichts mehr gelegen fei. als von Miinchen weg-
zukommen. wo es für ihn nichts mehr zu lernen gab. Sein Traum war.
alles kennen zu lernen. was die alten Meifter gefchaffen hatten. zunächft
Italien. Schack willigte ein. Er wollte die Meifterwerke der großen
europäifchen Galerien in Kopieen für feine Galerie fammeln. Lenbach
hatte fchon das Iahr vorher mit der Realifierung diefes weitfchweifen-
den Projektes begonnen und war froh. einen Helfer zu erhalten. Ma-
rÖes nahm um fo lieber an. als Schack ihm die Wahl der zu kopierenden
Bilder frei ließ und ihm die Ausficht eröffnete. auch für die Möglich-
keiten felbftändiger Produktion zu forgen. wenn Mart-.es erft einmal
mit ein paar Kopien feinen guten Willen gezeigt hätte. So kam Hans
nach Italien.
Da ging eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Jeder von
Ihnen kennt das Gefühl des erften Augenblicks in einer fremden Stadt.
Es ift alles andere. nur keine Freude. zumal wenn man jung ift. zumal
wenn die Stadt gar keine Beziehungen zu der früheren Umgebung des
Reifenden hat. wenn fie z. B. im Ausland liegt. Nur Kommis-
voyageur-Natnren finden fich gleich überall heimifch. Man mag aus
wenig paradiefifchen Gegenden kommen. wo man zu Haufe war. der erfte
Eindruck ift. mögen die Reize der neuen Umgebung noch fo groß fein.
eine Unruhe. ein Unbehagen. Und diefes Unbehagen ift um fo größer.
je reicher das Innenleben des Menfäjen ift und je gründlicher es die Ein-
drü>e zu verarbeiten gewohnt ift. Man fühlt fich unficher vor dem
vielen Neuen. weiß noch nicht. wohin damit. ift zweifelhaft. wo man
vernünftigerweife anfangen foll. wie die Ordnung in all das Vielfältige
zu bringen ift. das die Erfahrung abforbieren foll. Der Perfönlichkeit
|eht nicht nur ein Genuß bevor. fondern eine Arbeit. Der Genuß
kommt erfk. wenn die Arbeit erledigt. wenn die brutale Neugier befriedigt
und das Neue mehr oder weniger bekannt geworden ift. wenn wir fehen.
wie wir nicht nur erfchiittert. nicht nur gleichfam körperlich bewegt. fon-
dern bereichert werden. Diefe Ihnen allen ficher bekannte Fremdheit.
diefes vage Unbehagen. muß man fich vervielfacht denken. um fich den

Zufiand eines ftark perfönlich veranlagten Künfilers vorzuftellen. der
zum erfien Mal aus dem Norden nach Italien kommt. um dort zu ar-
beiten. Denn für ihn bedeutet diefe Reife nicht nur die größte Ent-
fernung. fondern eine Entfcheidung über das ganze Dafein. Die Ar-
beit. die ich vorhin andeutete und die fich für den einfachen. wißbe-
gierigen Tourifien oft nur auf ein Ablaufen des Bädekers refumiert.
wird hier zu einem Kampf um Tod und Leben. Sehr viele Künfiler
gehen diefer Entfcheidung aus dem Wege. weil fie fich nichts von dem
Eindruck für ihre Kunfi verfprechen. Andere bleiben aus Trägheit fern.
fehr viele aus einer Schwäche. die man beinahe Feigheit nennen könnte.
Sie trauen den Alten nicht. fürchten. daß ihre Eigenart nicht fiark gefeftet
genug ift. um das Zufammentreffen mit fo vielen Meifiern glorreicher
Epochen ohne Schaden auszuhalten. und die Erinnerung an viele Lands-
leute. die mit einem Sack voll Talent hinzogen und nach Iahren leer
wie ausgetrocknete Schläuche zurückkehrden. warnt fie zur Genüge. Der
Kampf wurde von Marlies aufgenommen und fiegreich ausgefochten.
Er liefert die Elemente für die kunfiwifienfäiaftliche Wertung. die ich
an der Hand feiner Gefchichte andeuten werde. An Ihnen. verehrte Zu-
hörer. wird es fein. daraus die Würdigung des Menfchen zu gewinnen.
Während der erften Jahre in Italien kam er fich wie gelähmt vor.
Er machte die Kopieen - zum größten Teil nach Bildern in der Galerie
Pitti in Florenz - zur vollen Zufriedenheit feines Gönners. Aber
als dann Schack eigene Arbeiten haben wollte. blieb die Antwort aus.
In den folgenden vier Iahren in Nom brachte er es fafi nur zu Frag-
menten. Er konnte fich nicht losmachen von dem Eindruck der ge-
waltigen Monumente der Antike. des Quattrocento und Einguecento.
Michelangelos Säiatten bedrü>te ihn. Er wäre fich kindifch. lächerlich
vorgekommen. hätte er in der Gegenwart folcher Zeugen weiter wie in
München feine (ofen Natureindrücke hingemalt. Entweder mußte man
eine Kunft finden. die all das Große. was er hier empfand. in einer der
Alten würdigen und doch vollkommen perfönlichen. daher neuen Form
ausdrückte. oder aufhören. Die Klärung der Aufgabe konnte nur durch
ein innerliches Durchleben gelingen. durch ein Einordnen der neue-n
Eindrücke und ein Abwägen-. Ein vorzeitiges Darauflosmalen hätte
ihn zu einem Abtrünnigen gemacht entweder von den Alten oder von fich
felbft. und er war viel zu intellektuell veranlagt. um fich auf den Zufall
zu verlafien. Solange er nicht ganz klar war. durfte kein Bild begonnen
werden, Das dauerte dem Baron Schack. der inzwifchen regelmäßig die

kleine Rente fihicktej zu lange. Er war gewohntf fein Geld beffer an-
zulegen. Schwindf Böcklin und Feuerbach arbeiteten für ihn zu fehr be-
fcheidenen Bedingungen und galten ihm für ungleich bedeutendere Künft-
ler, weil fie produzierten. Wer konnte dafür bürgem daß MarÖes fich
überhaupt noch zur Arbeit aufraffen würde. Es kam zu harten Briefen.
In feiner Angft felzte fich MarSes hin und malte zwei Bilderj jedes eine
Landfchaft mit Männern- Frauen und Kindern7 Bilderj die einem fehr '
klugen Pfychologen und Kenner fichere Hinweife auf eine große Zukunft
geben konntenj aber da fie gar kein anfprechendes Motiv enthielten und
natürlich nicht die Spuren der inneren Unficherheit des Künftlers ver-
fchwiegenj von Scharf nicht verftanden wurden. übrigens teilte Ma-
rGes in feiner Ehrlichkeit dem Baron noch ausdrücklich mitf daß er mit
dem Refultat ganz unzufrieden fei und bätej die Bilder nicht aufzuhän-
gen, Das gefchah denn auch. Erft nach dem Tode ift eins der Bilderx
unter dem Titel „Römifche Landfchaft'ß in die Schleißheimer Galerie ge-
langt. Die Bilder entfchieden den Bruch. Man kann Schack daraus
keinen Vorwurf machen. Er war fchon infolge feiner fehr fchlechten
Augenz die ihn nötigtenj ein Bild hart vor das Geficht zu haltenj um
es überhaupt zu fehen- zu keiner ernften Kritik imfiande und immer von
Beratern abhängig. Mit größerem Recht könnte der Vorwurf die Be-
rater treffent die damals Einfluß auf Scharf befaßen. Doch auch
ihnen mag die Einficht gefehlt haben.

Der Bruch drohte die Eriftenz des Künfilers zu vernichten, Er war
auf einmal fchlimmer daran als je in Münchenj und die fchweren mora-
lifchen Depreffionenj die ihn fchon während der ganzen äußerlich un-
fruchtbaren Jahre geplagt hattenj machten die Situation noch bedenk-
licher. In diefem Moment erwies fich Konrad Fiedler als Helfer.

Fiedler war wefentlich jünger, ein philofophifcherf fein gebildeter
Kopfj der in dem Verhältnis zur Kunfi nicht wie Scharf die
Befriedigung einer Liebhaberei oder der Eitelkeitj fondern den
geiftigen Dafeinszweck fah, Er war fchon als Student in den
Befilz eines großen Vermögens gelangtj hatte eben fein Studium
als Jurift beendet und war nach Italien gekommenj um eine zufagende
Sphäre zu finden. Die wurde ihm in der Nähe von Maräes. Sie wur-
den Freunde. So wenig fich Marlies über feine Pläne ausfprachf Fied-
ler ahntej welche künfilerifchen Fähigkeiten in diefem Menfchen ohne Bil-
der fiecktent und der Iüngfte des Kreifes, der Bildhauer Adolf Hilde-
brandt ein fchwärmerifcher Verehrer von Marees- von unerfchütterlichem

Vertrauen auf die große Zukunft. trug wohl das feine zum Verfiändnis
bei. Ungebeten kam Fiedler dem Freunde zu Hilfe. Nächfk Maräes
fchulden wir dem hochherzigen Manne das meifte an der Realifierung
der Marsesfchen Pläne. Ihrer Art nach konnten fie dem Künftler
keinen Pfifferling einbringen und mußten fcheitern. fobald er darauf
angewiefen war. Fiedler hat von 1868 an das Leben des Freundes
gefiäfert und ftellte fich fo zu Mat-Ges. daß diefen nie die Laft einer Ver-
pflichtung drückte. Er hat die geifkige Anregung. die er MarSes fchuldete.
fo hoch angefchlagen. daß er fich in Wirklichkeit noch als der Ver-
pflichtete fühlte. Und er hatte recht. Wie Marees feine Pflicht fo.
wie er fie getan hat. mit Verzicht auf allen äußeren Ehrgeiz tun mußte.
weil er fie fah. fo mußte Fiedler handeln. weil er die Notwendigkeit
feiner Handlung erkannt hatte. Er zahlte mit feiner Großmut nur einen
Bruchteil der Schuld ab. zu der Marees* heldenmütige Hingabe die
Welt verpflichtete.
Die erfie Folge war eine 1869 von Fiedler und Marees gemeinfam
unternommene Reife nach Spanien und Frankreich. die die fiark er-
fchütterte Gefundheit Marees' wieder herfiellte und feiner Kunft von
größtem Vorteil wurde. Die Entfernung von Rom entriickte ihn für
kurze Zeit aus dem Bereich feiner allzu fchwer genommenen Probleme
und gab ihm mit dem Lebensmut die Harmlofigkeit der Äußerung
wieder. Er fah in Madrid Velasquez. Greco. Goyaz in Paris die
SchätZe des Louvre. Das typifch Malerifche der Meifier. die ihm zu Ge-
ficht kamen. lockte feine faft vergeffenen Farbenträume wieder. und fo
entfiand eine Reihe von Bildern. die wie die Fortfeßung der Münchener
Periode erfcheinen. In ihnen überließ fich Mai-Ges ganz ungezwungen
feinem einzigartigen Improvifationstalent. Der Pinfel folgte ihm wie
einem haftigen Säfreiber. der viel mehr zu fagen hat. als ihm Zeit bleibt.
die Feder. Das Bild mit dem orangepflückenden Reiter zeigt eine
Gefchmeidigkeit des Malerifchen wie keins der friiheren Werke. Das
Mädchen im Vordergrund ift in einem ganz reinen im Moment
hingeftrichenen Rofa. Man fpürt hier und noch mehr in dem fol-
genden Bilde. eine abendliche Waldfzene. was MarSes von den Fran-
zofen und von Velasquez gelernt hatte. Und doch werden Sie nicht die
geringfke Abhängigkeit von Velasquez bemerken. In diefer ganz ein-
fachen. faft primitiven Darftellung |eckt eine legendenhafte Einfalt. die
der Virtuofität des Spaniers fern lag. Dabei merkt man in diefen und
den andern Bildern fchon. daß Marees langfam feinem großen Ziel

näher kommt. Es fteckt etwas Uritalienifches. Venezianifches.
ja etwas Antikes in diefer weichen Maler-Idylle. Man ahnt den Weg.
wenn auch das entf>jeidende Refultat viel fpäter erft gelingen follte.
Dies Bild und manche andere eutftanden in Rom. wohin Mar-ses
im Herbfi 69 zurückgekehrt war. 1870 wurde er einberufen. kam aber
nicht. wie er wünfchte. vor den Feind. fondern mußte Garnifon-
dienft tun. Von 70-73 blieb er in Deutfchland. zuerfi mit
Hildebrand in Berlin. dann in Dresden. wo ihm Fiedler im
Garten feines Freundes Koppel. des noch heute dort lebenden
Lufifpieldichters. ein Atelier baute. Dort malte MarSes mehrere
glänzende Bildniffe. und zwar fireng nach der Natur. während feine
Kompofitionen immer aus dem Kopf entftanden. Er hatte in Dresden
einen angenehmen Kreis. war auch oft in Eroftewiß. dem Gut Fiedlers
bei Leipzig. Alle. die ihm nahe fiainden. waren von der geradezu zau-
berifchen Macht feiner Perfönlichkeit fo hingeriffen. daß man ihm alles
zuliebe tat. Aber die Sehnfucht nach Italien überwand die Freude an
dem Behagen. Eine günftige Veranlaffung kam dazu. Er hatte in Jena.
der Vaterfiadt Hildebrands. den jungen Zoologen Dohrn kennen gelernt.
Dohrn warb in Deutfchland um Geld und um wiffenfchaftliche Helfer.
um in Neapel eine Station für das Studium der Seetiere zu errichten.
Er fprach Maräes von feinem Unternehmen. Das hart am Meere zu
erbauerrde Haus follte auch einen großen Erholungsraum mit einer Log-
gia nach dem Meere zu erhalten. wo man abends nach der Arbeit zu-
fammen käme. um zu plaudern oder zu mufizieren. damit der Wiffenfchaft
nicht der Segen der Kunft entginge. Gleich kam Marlies die Jdee. auch
den bildenden Künften ihren Plaß in diefem Heim der Arbeit zu ver-
fchaffen, ..Ich male den Raum mit Fresken aus". fchlug er vor. ..Und
Hildebrand macht die Skulpturen dazu.“ Dohrn ging mit Freuden
darauf ein. Das fchnell Befchloffene wurde eben fo fchnell ausgeführt.
Das Haus war noch nicht fertig. als MarSes im Sommer 73 mit
Hildebrand in Neapel erfchien. Jm Juni begann er. im November war
er fertig. Um einen Begriff von dem Umfang der Arbeit zu erhalten.
müfien Sie fich einen Saal von faft 14 Meter Länge und 5 Meter
Breite vorftellen. deffen fämtliche Wände in einer *Höhe von 3.50 vom
Plafond aus. in der Fenfterwand fogar von faft 5 Meter mit Fresken
bedeckt find. Der langgefireckte Raum war fo ungünfiig wie mögliä).
Dazu kam. daß Marees fich nie mit der Freskentechnik befchäftigt hatte.
Die Art diefer Technik einer vergangenen Zeit widerfeßt fich allen Ge-

wohnheiten moderner Künftler. Für den Maler unferer Tage ift das
Bild. die von dem Rahmen begrenzte Flähe. deren Größe er beliebig
wählen kann. die Welt, Er malt feine Bilder wie Gelegenheitsge-
dihte. den Moment der Jnfpiration benußend. und ifi daher unverhält-
nismäßig weniger abhängig als die alten Meifter. die für einen be-
ftimmten Platz und einen beftimmten Zweck zu fhaffen hatten. Die
Freskentehnik verlangt. wie Sie wiffen. eine augenblicklihe Reali-
fierung. Da die Malerei 8] fresco. d. h. auf den frifhen Kalkbewurf
der Mauer aufgetragen werden muß. damit fih die Wafferfarben mit
dem Kalk verbinden und dadurh dauerhaft werden. ift der Maler ge-
nötigt. fiets das Stück zu malen. deffen Kalkunterlage für ihn bereitet
wird. und fih fo zu beeilen. daß der Kalk bis zur Beendigung des Srü>s
niht trocknet. Dazu kommt. daß die Farben auf der naffen Flähe ganz
anders ausfehen als im trocknen Zuf'rand. und daß nur ganz befkimmte
Farben benußt werden können. Alle diefe Eigentümlihkeiten der Tehnik
mahen die Jmprovifation. die Hingabe an den momentanen Eindruck.
auf die fih der Staffelei-Maler unferer Zeit fiüßt. faft unmöglih. Der
Künfiler muß fein Bild fozufagen vollftändig fertig im Kopf haben. um
mit keiner Unterbrechung rehnen zu müffen. Die Malerei kommt
daher leiht in Gefahr. mehr die Reproduktion eines vorher in
Form von Kartons entworfenen Bildes. mehr eine Dekoration
der Flähe. als felbftändige Schöpfung zu werden. und droht.
wenn ihr auh die Dekoration gelingt. all der Reize vet-luftig
zu gehen. an die uns die großen Staffelei-Maler Venedigs und vor allem
Hollands gewöhnt haben. Das ift der Mangel aller modernen Fresken.
daß fie fich lediglih auf das Dekorative befhränken und darin natürlih
von den alten Freskenmalern übertroffen werden. die durh den Zu-
fammenhang ihrer Kunfk mit der Arhitektnr viel beffer auf das Dekora-
tive gezühtet waren und daher von den Neueren unwillkürlih oder
bewußt nahgeahmt werden. Es trifft fowohl auf die Freskenverfuhe der
deutfhen Nazarener und des Cornelius zu als auh auf die der Fran-
zofen. von den Shülern Jngres' bis Puvis de Chavannes. wenn auh auf
diefe in etwas geringerem Maße. weil fie mit mehr Kultur vergingen.
Weder fie. noch die Deutfhen noh die Engländer haben die Abhängig-
keit von den Alten abfhütteln können. Und ob die Vorgänger wie bei
den Deutfhen Raffael. oder bei den Engländern Botticelli. bei Puvis
de Chavannes Giotto heißen. immer fiehen die Alten in den modernen
Dekorationen im Vordergrunde. und was die Nachahmer dazu getan

.mnew„ cocnem.
.xu-om wu::ww
...Zu “mw W
„Ü„»v„m
-2.
c
'oa-
.Z
“_-

*,'..i
2 v-.-n_Maci Julius Meier-Graefe
_ . .-.. . .. ..-.._ ._._._-______
,.- ....,_..-. _-". ...L.. -..,_ ____
'rn-..qui -- mar-ne* K. ..i-er. Fiji den Maler unfreer Tage tft das*
?*- k. d.- rec. den. Rar-7.!! begrenzte Fläche. der-.n Größe er beliebig
*xxl-..u kun. die Wl- Er malt feine Bilder wie Gelegenheitsge-
*-.t-'r. dcn Moment der Aufric-atior benutzend und cf't daher unrerhält-
mem-"71g weniger abhängig als die alten Meiftcr. dic für einer. be-
fi *.r'c'; *_llaß und ehr-:c befkimmten Irre-ck zi'. fchaffen hatten'. Die
.'.*-.-s:.n*e.t*n.'t verlangt wie Sie wiffcn. cine augenblicklihe Realit
mim... La t-'e MTM(**l f1 91-100. d. h. .ruf dcn frifchen Kalkbewurf
'**c 'FN-,7.7 axfcatr.. :2 [retten muß. damit fich die Watt'erfarden mit
d... Jeu?! "Trinken du* tat-111.4) dauerhaft werden. if't der Maler ge-
... :_-.t, "tete dcr*- ?tüci zu .mie-,2. dcfien .italkunierlage für ihn bereitet
rei-r. *ur t*: i. ct. rec-lem daß dcr Kalk bis zur Beendigung des Stücks
---:h: ter:: *. r-.rzu k--co .1'. daß die Fark-rn auc' der naffen Fläche ganz
.ir-*er* t':--*Z"n al» :rccknm Zcfiand. und daß nur ganz beilimmte
Kati-ei- '*r'lu**' n-e:dr- (nc-cn. Ill-'*- dief- Eigentümlichkeäten der Technik
mau-:n :1. älter-rei.. e .1_ die Hingabe an den momentanen eindruck.
a**r' dc* fich der ("Lai-.im *7.,* i..r "niet-er Zeit fiützt. faft unmöglich. Der
.'Lürf't'er int-ß fci-i L'. .- fur-acer' **cütta'ndia fertig im .Kopf haben. um
u.it keiner Uut**rk*:cc*-i--n twin-'Y .u müßen. Die Malerei kommt
daher 'richt in "i ot. --7- *.cc Reproduktion eines vorher in
Ferm von .Kurt-1, e -- *nen Bildes. mehr eine Dekoration
,k
dc.- TlLs-e. als -' L" Schöpfung zu werden. und droht.
"r--txtl ihr .-*.*- *.. .ert-Lan gelingt. all der Reize rerlktfiig
e,--'- -i. - 1 :.c» -. . -k-*n J'aifelei-Maler Venedigs und vor allem
Feld-18*** --
.-. -.- "as der Mangel aller modernen Fresken.
cc.- -' ' '. - c' . '-L*-koratcrc l-eiajränken und darin natürlich
:.2'- *-- -. * . .' - .* *.n il-rrroficn werden. die durch den Zu-
»U - - "c wei: *ct 'vr Architektur Ziel beifer auf das Dekora-
..er - *.- . n l'.-L' "-'t-*c im*: der Neue-ren unwilltürli-.h oder
-* 2 - -r *untern -'.*'s *if-t :streit auf die Freskenvcrfnche der
s"'-*. ---* '- .Up-.ier *cnc d-- *- -t- .-- :k :.1- ais anch auf die der Fran-
.» r- . 7er-, 'Schü-ern .is "ce k." * de Chavannes. wenn auch auf
'--*- ".- .t'ras gerinceren* 2-" .-7- kel". -1. .rie mehr Kultur vorgingen.
r fie. noch di- 'Det-.ici r 'ti-F, c'i- .':.cl'i1:der haben die Abhängig-
*' * **en den Alten akut-*nm k7-nn . Und ob die Vorgänger wie bei
' r. Deutf-hen Ola-'fach :.-- .-*i er." Engländer'. Bott-(celli. bei Pudis
"r -Zbavannes (fl-7* .q i--**'..*t. .mmer fich-.n die Alten in ten modernen
..
*ker-(tionen ir. Ll--cterz:.'--de. und was die Nachahmer dazu getan
eff*

190'
Jsraels: Armes Leben.
Tert von Herman Bang.

haben. dient niäit zur Verbefierung der unerreichbaren Vorbilder, Ma-
rees ift der einzige. der einen anderen Weg gewählt hat. In den Ne-
apler Fresken findet auch der vorfichtigfte Spürfinn keinen alten Meifier.
fondern immer nur MarSes. Weder im Motiv. noch in der Ausführung
hat er fich an andere angelehnt. fondern hat felbfiändig gefchaffen. und
wenn etwas an die Alten erinnert. fo ift es die Vollkommenheit des Re-
fultats. die Ruhe diefer [killen Bilder. ihre Machtfülle. ihre Schönheit.
d. h. Eigenfchaften. die weder an das Alte noch an das Neue gebunden
find. fondern überall da zutage treten. wo ein gottbegnadeter Künfiler
feine Aufgabe löft. Er entnahm die Motive der meifien Fresken dem Kreife
von Intereffen. dem die zoologifche Station dient: Es find Fifcher. die
zur Arbeit ziehen. mit dem Rehe befchwert. Ruderer. die den Kahn heim-
wärts geleiten. An einer andern Wand hat er Dohrn mit feinen Genoffen
und Freunden verewigt im Gefpräch beim Weine am Strande des Meeres,
wo fie abends nach dem Bade zufammenzukommen pflegten. Die vierte
Wand endlich zieren zwei fchöne Idyllen. die ohne den anderen Bildern
zu widerfprechen den Sinn in weitere Empfindungswelten leiten. Die
Fifcher und die anderen Menfchen find nicht nach irgend einem alten
Schema ftilifiert. fondern tragen die typifchen Züge der famofen ge-
bräunten Kerle. die am Strande Neapels und Sorrents herumlungern.
die jeder von Ihnen. der mal im Süden Italiens war. kennt. Nackt find
fie nicht weniger echt getroffen. Und doch ftört uns kein Realismus.
keine enge Detaillierung des Zufälligen. und doch wirken fie in ihrer
Größe wie vereinfachte Gefialten Michelangelos.
Und diefes Meifterwerk. das alle Wanddekorationen. die feit den
großen Zeiten der Freskomalerei entftanden find. übertrifft. ifi noch heute
fo gut wie unbekannt. und in den wiffenfchaftlichen Werken über Malerei
werden alle möglichen Stümpereien oder manierierten Freskopinfeleien
erwähnt. nur nicht die Dekoration der Bibliothek in Neapel. Noch
merkwürdiger aber ift. daß Marees felbfi. kaum daß die Arbeit vollendet
war. darüber wie über einen überwundenen Standpunkt fprach. Er
fträubte fich geradezu. Bekannte hinzuführen. und erwähnte im Gefpräch
diefe Arbeit ebenfo wenig wie irgend eine der früheren. So war er. Ein -
Ziel galt ihm genau fo lange. als es nicht erreicht war. Befaß er es.
fo fah er ein weiteres. und das erreichte erwies ihm nur die Mängel. die
in Zukunft überwunden werden mußten, So hatte er es in München ge-
macht. als ihm die ..Schwemme“ und Bilder ähnlicher Art. Landfäfaften
von einer in Deutfchland ungefehenen Stärke. gelungen waren. So hatte

er es wieder gemacht. als ihm die Erfahrungen auf der Reife nach Spanien
und Frankreich eine glänzende Bildnismalerei und eine Legendenkunft
voll neuer Reize erfchloffen hatten. So tat er jetzt wieder. Ein anderer.
und es brauchte weiß Gott kein Menfch ohne Ehrgeiz zu fein. hätte fich
fefigefeßt auf dem Niveau der Fresken. froh. endlich den fiäferen Port
gefunden zu haben. und hätte alle kommenden Aufgaben auf
ähnlichem Wege gelöfi. So macht man fich einen Namen. Denn
der Welt. die immer fiumpf und blind ifi. muß dasfelbe fo oft
wie möglich vorgekaut werden. bis fie die Wahrheit glaubt. und fie nennt
Leute eigenartig. die eine Art act iofjnjturn ausfchlachten. Dadurch
aber unterfcheidet fich der Künfiler vom Handwerker und das Genie von
der Muffe der Menfchheit. daß es keufch i| und reich. Es gibt dasfelbe
nur einmal. fo wie die Sonne in ihrem Tagelauf nur einmal mit ihren
Strahlen diefelbe Stelle befruchtet.
Deshalb fehen wir Marses an diefer bedeutfamen Station feines
Lebens nicht Halt machen. fondern den Anlauf zu einem neuen Wurfe
nehmen. Ein paar Jahre blieb er mit Hildebrand in Florenz. Es iit
wieder eine Periode der Sammlung wie die erfien Jahre in Italien. nur
daß fie nicht fo lange ohne äußere Merkmale bleibt. Schon 1874
mehren fich die Anzeichen der Entwicklung. Die zahlreichen kleinen Bil-
der mit nackten Figuren erweitern den noch verhältnismäßig armen
Rhythmus der Neapler Fresken. Er kommt in manchen den pompejani-
fehen Bildern der Antike nahe. wenigftens in der Art des Motivs. Aber
die Anordnung der Körper folgt nicht dem Schema der antiken Deko-
rationen. und die Körper felbfi erfcheinen uns fleifchiger. beweglicher.
menfchlicher. Ihre Zierlichkeit fiellt nicht das Räumliäfe in Frage. fon-
dern hebt gerade den Raum. die weite Tiefenwirkung. hervor.
Und nun kann man beobachten. wie fprungweife die Macht der Ge-
ftalten zunimmt. Jm Januar 1880 entftand aus einem fpontanen An-
laß der erfie der drei heiligen George. Es ift das kleine Bild. das heute
in der Nationalgalerie hängt. Die Haltung des Ritters ift typifch für
die neuen Abfichten. Sie läßt das dramatifche Moment des uralten Mo-
tivs ganz unberückfichtigt. Der Unterfchied zwifchen den vielen verfehl-
ten Gex-rgs der neueren Kunfi und diefem Bilde befteht darin. daß die
Maler der anderen Georgsbilder an den Vorgang glauben oder fich fo
fiellen. als ob fie daran glaubten. während das Marsesfche Bild auf ganz
anderen Vorausfeßungen als Glauben oder Urglauben beruht. Maräes
glaubte nicht an die Drachengefchichte. glaubte um fo weniger daran. als

er fich fell-ft in der erfken Faffung des Drachentöters dargeftellt hat und genau von fich wußte. daß er zwar allerlei in feinem Innern haufende Ungetüme getötet. aber nie den fagenhaften Widerfaiher des Heiligen. Fiir ihn wurde die ganze Epifode zu einer Form. zu einem Zeremoniell. das ihm die Gelegenheit zu einer dekorativen Bewegung gab. Das heißt. er machte das daraus. was der Betrachter vernünftigerweife von einer modernen Darfkellung diefer Gefchichte erwarten kann. Und nicht nur das: er befiärkt diefe Erwartung und befriedigt fie vollkommen. indem er das zum Monumentalen erhebt. was immer nur fiir uns der wirkliche Inhalt f olcher Bilder fein kann: die Würde. Indem er fo das Motiv ins Allgemeine fteigert. gibt er ihm die Wahrheit. Diefer kleine Georg ifk der unmittelbare Vorgänger der drei großen Reiterbilder. Georg. Mar-tin und Hubertus. Das etwas gewaltfam Stilifierte des kleinen Bildes. das freilich ganz von fleckiger Farbe umhüllt wird. verfchwindet in der neuen Faffung unter der breiten malerifchen Behandlung. Das frühere Bild wirkt wie glänzender Zierat. Die fpäteren find nicht nur mächtiger an Farbe. fondern gewinnen noch neuen Reichtum aus der gewaltigen Bewegung der Gefialten. Die erhaltene vollftändige Faffung diefer Bilder fällt in die letzten Jahre. Man kann als Zwifchen-fiufe dahin etwa den Roffeführer betrachten. fozufagen der Pol des Ma-rsesfchen Genius nach der Antike hin. Den Roffeführer halte ich fiir die vollkommenfte Auslöfung antiken Geiftes durch die Hand eines Malers. und zwar denkt man hier nicht an die pompejanifche Handwerkskunfi. fondern an die edelften Erfäfeinungen der Antike. wie wir fie in der Plaftik eines Phidias befißen. Man glaubt wirklich jene erhabenen Gefialten wiederkehren zu fehen. denen gegeben war. die gewaltige Wucht von Lebensfülle mit vollkommenem Ebenmaß zu vereinen.
In den Hefperiden geht Mat-Ges einen Schritt weiter. Er verzichtet auf die unmittelbare Mithilfe der Antike, Die Form ift noch einfacher. der Zufammenhang der Gefialten durch die Kombination der Stellungen noch entfchiedener betont. Sie ftehen wie Wefen einer anderen Welt vor uns. Niäfts von den Nervenftrapazen der unferen. Nichts von der fieberhaften Erregung unferer materiellen Gelüfte. Und auch nichts von jener uns heute allzu paffiv erfcheinenden Schönheit. die vielen Werken der Antike allein den Reiz gibt. Der Typus der Geikalten verewigt in einem uns längft entrückten Eden den Ernft und die Würde unferer geifiigen Afpirationen.
Schluß in der Mai-Nummer.

Hugo Salus:

Eichauer Tanznovelle.

I.

Ju der Langengaffe von Eichau fieht feit etwa zwei Jahren das neue
zweifiöckige Haus des Leinwandgefchäftes Neudorf und Sohn. das nach
der etwas großfprecherifchen Sitte der Kleinftadt ..Haus Neudorf" ge-
nannt wurde und das mit feinen Stuckverzierungen und Spiegelfcheiben
-- den erfien diefes nordböhmifchen Städtchens -- den Eichauern als
der Gipfel moderner und fafi verfchwenderifcher Baukunfi erfcheint.
Der alte Neudorf hatte es gebaut. als fein Sohn Heinrich in die Firma
aufgenommen wurde. und dabei fehr gut gerechnet. Denn die Bäuerinnen
der wohlhabenden Umgebung trugen ihre Kattunleibäjen viel |olzer.
wenn fie aus dem Haus Neudorf gekauft waren. und die ..echt englifchen"
Leinwandhemden der Eichauer konnten auch nicht blauer leuchten. wenn
fie etwa in Prag gekauft worden wären. So war den ganzen Tag
über ein beträchtlicher Kundenderkehr in dem langen Neudorfifchen Laden
- diefe fchlichte Bezeichnung hatten fie auch auf das neue Lager herüber-
genommen -. aber in der Dämmerung kamen nach ihrer alten Gewohn-
heit die Freunde von Heinrich Neudorf rü>wärts im Magazin zufammen.
faßen auf der „Pudel“. wie der Ladenpult in Eichau genannt wird. oder
auf den Kiffen. die hier herum lagen. und fprachen über die Ereignifie
des Tages. Neudorf Vater und Mutter. die troß ihres Vermögens und
Alte-rs das Handeln nicht aufgeben konnten. überwachten vorn die Ab-
wickelung der Gefchäfte oder kamen wohl auch ab und zu ins Magazin.
um mit den jungen Leuten zu fpreihen. Aus dem fchmalen Hofe. den
fie wohlwollend um feiner drei. vier Bäume willen Garten nannten.
kam frifche Luft in das Magazin. und fo faßen die jungen Leute an-
fpruchslos beieinander und unterhielten fich. .Heinrich Neudorf. der
Baftler. hatte das Meffer oder die Feile in Händen und fchnißelte an
einer Holzleifte herum. denn er war ein großer Laubfäger vor dem
Herrn. der nach braun bedruckten Vorlagen "ters von neuem Kafien.
Zigarrenftänder oder Vogelbauer verfertigte. und der in feinen Tafchen

immer irgend ein Stückhen Zigarrenkiftenholz herumtrug. daran er in
freien Augenblicken fhnißte oder feilte.
Adolf Stein fhaute ihm träumend zu. er kam aus dem Tuh-
gefhäft feiner Eltern in der Kirhengaffe her. die Kinder waren ihm
wie immer nahgelaufen und hatten fih an dem feltfamen Him und
Herpendeln feines Kopfes erfreut. denn er begleitete feine Shritte mit
ganz gleichmäßigen fhwingenden Bewegungen feines Hauptes. als ob er
fih fehr verwundere. und die Kinder redeten fich. wer weiß wiefo. ein.
daß er in einem Ohre eine Fliege habe. die ihn zu diefen Shwingungen
zwinge.
Julius Dur. aus einem Galanteriewarengefhäft. war der Wihe-
maher des Kreifes. Jn feinem dunklen Gefiht irrlihtelierte es immer-
fort. er war in der Leihbibliothek abonniert. fhon wegen feiner Shwefter
Julie. die als Shöngeift galt. er deklamierte gern den Monolog aus der
..Jungfrau von Orleans“. oder mit einem großen Aufwand von Stimme
die Verfe des Zriny:
..Jh foll mih fchonen? Soll den Funken Kraft . .
Natürlih las er in den Zeitungen immer zuerft die Theater- und
Kunftnahrihten. und fie hatten ihn im Verdaht. daß er dihte. Aber
man konnte ihm nihts Beftimmtes beweifen.
Der Lehrer Bernhard Tafhner war früher Mediziner gewefen.
aber er konnte die Krankheiten niht vertragen. wie er behauptete. Und
als er etwa 6 Jahre feines Lebens daran gefeßt hatte. fih daran zu
gewöhnen. da gelang es feinen Verwandten. ihn an der heimatlichen
Volksfhule als Lehrer unterzubringen. troß feines Durhziehers auf der
linken Wange. der als anfrührerifh fafk ein Hindernis für feine An-
fiellung geworden wäre. Aber die Kinde-r hatten ihn fehr lieb und er
fchien ihnen ein Held und Vorbild.
Bald nah ihm kam heute fein Kollege. der junge Doktor Mar Wohl.
in das Magazin. Bernhard Tafhner nannte ihn mit nie verfagendem
Lacherfolg bei den Freunden ..Herr Kollega“. undDoktor Mar benützte
ihn. um mit ihm über feine Fälle zu fprehen. was ihm ein Lebensbedürfnis
war. Ganz armer Häusler Kind aus Langental. einem Dorf in der Um-
gebung. hatte er das freie Burfhenleben ganz im Stile der vielen armen
Studenten getroffen. die fpärlihe Kofitage bekommen. faule Mittelfhüler
unterrichten und allerhand Shreibarbeit verrihten müffen. um ihr Leben
zu frifken. Und dann war er bald nah feinen Prüfungen nah Eihau
gezogen. wo er befonders bei den Bauern der Umgebung fehr beliebt

war. da er ihre Sprache redete und ihre Art genau kannte. Denn er
war felbfi ein Bauer. brav. ordentlich und ftreng gegen fich und feine
Pflichten. Jm Verkehr mit den Bürgersleuten zurückhaltend. war er
Frauen gegenüber. wie alle jungen Aerzte. faf't ängftlich. förmlich und
würdevoll. weil er eine große Achtung vor dem Doktortitel. den er er-
worben. befaß und fich nichts vergeben wollte.
..Du kommfi gerade zur rechten Zeit.‶ rief ihm Julius Dur zu. ..leg
deinen Doktorhut auf den Pudel. -- womit ich nicht fagen will. daß
er damit auf den Hund gekommen i| - denn ich habe gerade anfangen
wollen. euch eine fehr wichtige Mitteilung zu machen."
„Was denn?" riefen die Freunde ungläubig. ..was wird da wieder
für ein fchlechter Wiß herauskommen?"
..Nein. etwas Ernftes und Erfreuliches.“ fagte Julius. ..Ich habe
im .Vergehen Leopold Hammer getroffen. und der hat mir verraten. daß
nääjfter Tage feine Schwägerin Therefe aus Prag wieder auf die Ferien
herkommt!"
Er blickte triumphierend einen nach dem andern an und genoß
die Freuden eines gern gehörten Boten. indem er von jedem Gefichte
das Vergnügen über feine Nachricht ablas.
..Das ift fein.“ fagte Adolf Stein und fchüttelte den Kopf dazu.
als hörte er etwas fehr Beforgniserregendes.
„Proft Blume." fagte Bernhard Tafchner. „das ift wirklich eine
angenehme Nachricht; die wird wieder etwas Leben in diefes Neff
bringen. Freut's dich etwa nicht. Herr Kollega?"
..Warum denn nicht.‶ fagte Doktor Mar Wohl und fiellte fich fehr
gleichgültig. ..wenn es euch allen gefällt. ift mir's fchon auch recht."
Aber feine Worte klangen etwas unficher und er fchaute auf den
Boden.
„Warum follte es mich denn nicht freuen? Es wäre fehr günftig
für Eichau. wenn recht viele Prager herauskämen. denn die Luft hier ift
ausgezeichnet. und Eichau könnte ganz gut eine vorzügliäje Sommer-
frifche werden." Und er fprach in diefem Sinne weiter.
* Die anderen nickten nur. wie aus einem Traume. zu feinen Worten.
obgleiäj fie nicht fo hygienifch dachten. aber es war ihnen lieb. daß er
fprach und daß fie träumen konnten. Jm Mittelpunkte diefer fonnigen
Gedanken fiand ein gar nicht großes. aber fehr anmutiges Mädchen. das
fie immer lachend vor ihren Augen fahen. heiter. wohlwollend und wie
die Erfüllung alles deffen. was junge. befcheidene Männer fich für ihr

Herz erhoffen. Sie hatten fie wirklich alle lieb gewonnen. als fie im
Vorjahre zum erften Male bei ihrer Schwefier Hammer zu Befuch war.
und dabei hatte fie etwas Großfiädtifches in ihrem Wefen. etwas Freies
und Schwebendes. wonach fich Kleinftädter eigentlich am meiften fehnen.
kurzum. fie fchien ihnen die verkörperte Grazie. Doktor Mar Wohl hatte
fich damals gegen den tiefen Eindruck. den Therefe auf alle Freunde
machte. mit ganzer Kraft gefperrt. er hatte. wie das fo feine Bauernart
war. fich nicht gefangen geben wollen. fchon weil die anderen fo entzückt
waren. und war eigentlich reäjt unfreundlich gegen die Pragerin ge-
wefen. Sofort hatte er jenes Abwehrgefühl in fich wachfen gefühlt. daß
er als Mann um die Gunfi eines Mädchens buhlen folle. und er hatte
fich. da er das Mädchen gegen alle gleichmäßig freundlich befand. ver-
leßt zurückgezogen. Einmal aber war die Pragerin. der er in der
Kafianienallee gegen den Steilberg begegnet war. mit ihm gegangen. da
er feiner Bauernpraris nachging. und da hatte er ihr einfaches und gutes
Wefen kennen gelernt und war felbft wärmer geworden. Er hatte ihr
von feiner Iugend erzählt und von feinen Erinnerungen an die Prager
Hochfchuljahre. und fie hatte ihm fehr freundlich zugehört. Da war ihm
fehr wohlig ums Herz geworden. Er erzählte ihr von den Leiden der
kleinen Bauern. die feine Patienten waren. und fie hatte ihm verftänd-
nisvoll zugenickt. kurz. er fühlte fich fo frei diefer Großftädterin gegen-
über. daß er im Herzen bedauerte. fich früher von ihr fo zurückgezogen
zu haben; denn fie fuhr am nächften Tage wieder heim.
..Ich komme im Winter nach Prag.“ fagte er ihr beim Abfchied.
..Da befuchen Sie uns doch. Herr Doktor." fagte fie freundliaj und
reichte ihm die Hand.
Da war er ganz überzeugt. daß er fie in Prag auffuchen werde.
ja er hatte feltfamerweife in der nächften Zeit immer auf einen Brief
von ihr gewartet. fo innig befchäftigten fich feine Gedanken mit ihr;
denn ich kann ihr doch nicht fchreiben. fagte er ganz ernfi zu fich. wie
würde das ausfehenl
Er hatte mit keinem feiner Freunde über fie gefprochen. fo gern fie
im Herbfte ihrer in ihren Gefprächen gedachte. aber er hatte auch nicht
verraten. daß er vor Weihnachten. da er bei der Ärzteverfammlung in
Prag war. öfter durch die Zeltnergaffe. wo fie wohnte. und über den
„Graben" gegangen war. und daß er ihr endlich auch begegnet war. Da
hatte er fie mit zwei jungen Leuten getroffen und fie hatte ihn fafi freund-
lich gegrüßt und fchien zu erwarten. daß er fie anfpreche. Aber fo war

er eben: da hatte er nur fehr förmlih den Hut gezogen und war rafch
im Gedränge verfhwunden und trug feither einen Groll gegen das
Mädhen und doh auch gegen fih im Herzen. und. wenn er ihrer gedahte.
wogegen er fih vergeblih ftemmte. fo fah er immer erfi die beiden jungen
Leute. die mit ihr gegangen waren. und verbiß fih förmlih in den Ge-
danken. daß fie folhe hauptfkädtifhe Nichtstuer begünfiige. und mit denen
wollte er nicht ..in den Wettbewerb treten". Das habe ih niht not-
wendigl. fhloffen feine Selbfigefprähe. als ob fie ihn beleidigt hätte.
Als Frau Hammer ihn kurz nahher fragte. warum er denn niht
in Prag mit ihrer Shwefier gefprohen habe. fie habe von der Be-
gegnung gefhrieben. da fiellte er fih verwundert und fragte glut-
übergoffen:
..Alfa war es wirklich das Fräulein Shwefier. das ih in Prag
fah? Sie ging mit jungen Herren und ih habe fie niht fiher erkannt.
Ih war fehr in Gedanken damals."
E-r verabfhiedete fich rafh von Frau Hammer. von der er doh fürs
Leben gern mehr erfahren hätte. und da ihm in den nächften Tagen das
liebe Gefiht Therefens im Traume zulähelte. da ärgerte er fih beinahe
über feinen Traum und fagte fih am Morgen: ..Angelaht? Ia freilih.
ausgelaht hat fie mih! Ih bin ihr wahrfheinlich zu kleinfiädtifch!"
Nun aber. da er die Freunde mit glückfeligen Augen um fich herum
fißen fah. nun hörte er fich plötzlih reden. von der guten Luft Eihaus. von
den Wäldern in der Nähe. vom gefunden Trinkwafier. und er wunderte
fih auf einmal über feine Stimme und brah feine Worte ab. Sie hatten
ihm fheinbar gar niht mehr zugehört. Da faß Heinrih Neudorf. er
hielt fein Holzleifthen abwefend in Händen. und ein liebes dummes
Lächeln lag um feine Lippen. Adolf Stein hatte den Kopf auf die Seite
gelegt und laufhte wohl der Fliege in feinem Ohr. die das Wort
Theres. Theres fummte. Iulius Dur aber hatte ein ungemein verbind-
liches Läheln im Gefihte. er fah ganz deutlih Therefe in feinem Galan-
teriewarenladen die Kunden bedienen; fie lähelte die Käufer nur fo
in das Gefhäft herein. wie eine Soubrette etwa. und diefen Traum
wollte er heuer womöglih zur Wirklihkeit mahen. Und wie fie in feinem
Galanteriewarengefhäfte ftand. fo fiand fie jetzt gleihzeitig lähelnd in
dem Tuhlager Steins und irn Haus Neudorf. lähelnd. die Kundfchaft
bedienend und fehr. fehr tühtig.
Bernhard Tafhner war aufgefianden. er fiihrte mit feiner leeren

Fauft kräftige Hiebe durch die Luft und fagte. wer weiß warum:
..Dummes Zeug! Ifi alles blöde und lääjerlichl"
Aber er verfcheuchte damit wohl nur ein Bild. das ihm allzu
lo>end erfchienen fein mochte; denn er wollte Iunggefelle bleiben. Be-
dingungslos Iunggefelle.
..Ihr macht übrigens furchtbar blödfinnige Gefichter.‟ fagte er dann
lachend zu feine-n Freunden. ..ungewöhnlich blödfinnige Gefichte-r. wie
ihr jeßt dreinfchaut!"
..Du brauchft es nicht erft zu machen.‟ wehrte fich Dur. ..du haft
es ohnehin. Aber im habe euch noch etwas zu fagen. was merkwürdiger-
weife zu meiner erften Mitteilung paßt. Wir müffen doch etwas ver-
anftalten. wenn jetzt die Theres Elfter herkommt. fie foll doch fehen.
daß wir nicht ganz verbauert find. Und da trifft es fich gut. daß vorhin
ein Herr bei mir im Gefchäft war. ein Tanzkünftler. der uns feine Dienfte
anbietet. Ihr wißt. wie jeht in der Hauptfiadt der Sechsfchrittwalzer
gefällt. und wir können ihn noch nicht. Ich wenigftens kann ihn nicht
tanzen.“ fagte er. da Doktor Mar gleich abwehrende Armbewegungen
machte. und die andern riefen: ..Wir können ihn auch niäjt." und waren
gleich Feuer und Flamme für die Idee.
..Ich habe den Tanzlehrer herbef'tellt. er ift ein Fremdländer. fafk
ein Franzos." fügte Iulius Dur hinzu. ..wir müffen ihn mieten. bevor
ihn vielleicht die andern jungen Leute wegfchnappen!"
..Freilich.“ fagte Adolf Stein. ..die Beamten vom Bezirksgericht
oder von der Pofi; das wäre fo etwas für die Herrfchaftenl‟ Denn es
beftand natürlich. wie in allen Kleinftädten. eine eiferfüchtige Spannung
zwifchen den verfchiedenen Berufsklaffen. ..Das möchte ihnen fo paffen.“
..Ich werde ihretwegen nicht tanzen lernen." fagte Mar Wohl biffig
und gekränkt. ..wenn wir ihr ohne Sechsfchritt nicht recht find. dann
foll fie bei ihren Prager Säjöntuern bleiben. ich tanze überhaupt nicht!
Ihr könnt ja übrigens tun. was ihr wollt!"
..Werden wir auch.“ fagte Bernhard. ..gewiß. Herr Kollega.
ganz Ihrer Anficht; aber ich bin kein Spielverderber und fäjließe mich
der Mehrheit an."
Indem kam der alte Neudorf mit feinem ftändig beforgten Geficht
aus dem Laden ins Magazin und meldete einen Herrn Lopaffa. der fich
auf Julius Dur berufe. ..Macht nur keine Dummheitenl" feßte er mit
einem verwarnenden Blick auf feinen Sohn Heinrich hinzu. denn er hatte

ewig ein Mißtrauen gegen fremde Menfchen und fürchtete immerfort
für feinen allzu vertrauensfeligen Erben. ..Er fäiaut fehr verdächtig aus.“
Und dann kam .Herr Lopaffa in das Magazin. er machte eine Ver-
beugung vor den Herren. die ein Kunftwerk von gezierter Eleganz und
vornehmer Körperzucht fein follte. als ob er vor einem Kreife von
Königinnen und Edelfrauen feine Aufwartung machen wollte. er wehrte
Julius Dur mit einer runden Handbewegung ab. deffen Begrüßung ihm
feine Verbeugung ftörte. und dann fagte er: ..Lopaffa. Korograf.“
Er war ein kleiner. fehr würdevoller Herr. mit grauen. lockigen
Haaren. mit einem Zwicker auf der fchmalen Nafe. einem armfeligen.
aber fehr kühn gebundenen Halstuch. einem dunkelblauen. etwas ab-
genülzten Bratenrock und grauen engen Hofen. und hatte fehr hohe
Stöcke(an den Halbfchuhen. die mit breiten Mafihen gefchmückt waren.
und nun zog er eine Photographie aus der Rocktafche. die er mit einer
neuerlichen Verbeugung - ..Komplimank" hauchte er dabei zwifchen
den lächelnden Lippen hervor - Bernhard Tafchner. der ihm wohl als
Würdigfter erfcheinen mochte. überreichte. ..Zum Weitergeben.“ er-
klärte er.
Es war feltfamerweife fein eigenes Bild. aber in einem Pelz mit
breitem Kragen. aus dem fein kleiner Kopf wie der eines Kapuziner-
affen herausragte, Er moäite diefe Erinnerung an einen wohlhabenden
Winter für befonders wirkungsvoll halten und feßte erklärend das Wort
„Selbftporträt" hinzu.
..Sehr fchön." erklärte Tafchner. und die Freunde. die über feine
Schultern fahen. fagten: ..Wirkliäf. fehr fchön!‟ wobei fie weiter nichts
dachten.
Und dann machte Herr Lopaffa einige „Pas“. wie er fagte. zwifchen
den Kiffen und dem Pulte. um den Herren zu zeigen. was für ein Künfiler
er fei. Und als Dur ihn fragte. ob er den Sechsfchrittwalzer unter-
richten könne. da fing er mit feinem armfeligen Stimmchen den Donau-
walzer zu fingen an. fehr fchnell. und hoppfte 1. 2. 3. 4. 5. 6 hin und
her. daß feine Rockfchößel nur fo wirbelten.
..Das ift ferr ellegant!“ fagte er keuchend ..ferr ellegant!“
Die jungen Männer fahen ihm mit bewundernden Blicken zu.
der .Herr Lopaffa fchien ihnen wirklich ein Vorbild aller Nobleffe. und
Dur konnte es kaum erwarten. ihm feine Pas nachzutanzen.
Sie wurden bald handelseinig. der Herr Ehoreograph verpflichtete
fich. keine anderen Stunden zu erteilen. und fchon heute abend follte im

„Himmel‟. dem Wirtshaus. wo er abgefiiegen war. die erfie Tanzfiunde beginnen.
..Und die Damen?‟ fragte der Tanzmeifier.
..Das ift ein Geheimnis." erwiderte Adolf Stein. ..Das foll eine überrafchung bleiben.“
..Auch recht." fagte Lopaffa etwas enttäufcht. ..Ich bin ferr für Damen. Aber bitte!“
Und an diefem Abend fingen die jungen Leute ihre Tanzfiunden an. Nur Doktor Wohl kam nicht in den „Himmel“. Er faß zu Haufe und ärgerte fiäf.

ll.

Wenn in den näihfien Tagen eine von den Töchtern Eichaus zufällig erfi im Haus Neudorf. dann im Tuchgefchäft Stein und zum Schluß im Durifchen Galante-riegefchäft Einkäufe zu beforgen hatte. da mußte es ihr wohl auffallen. wie ausnehmend höflich fie von den jungen Kaufleuten begrüßt wurde. Es konnte vorkommen. daß der junge Dur tänzelnd aus dem Dunkel des Ladens auftauäfte und eine ungemein eindrucksvolle. hofmännifche Verbeugung machte. wobei er leiäjt die drei Phafen der Verbeugung mit dem Kommando Kom-pli-mang begleitete. oder daß Adolf Stein wie ein Rokokohöfling ihr den Stoffreft dar-reichte, Denn er wußte erfi jest. was richtige Eleganz bedeutete. und die Fliege in feinem Ohr fummte jetzt eine gar vornehme Melodie. Und wenn fie dann aus der Kirchengaffe durch die Kreuzgaffe in die Lange-gafie ging. da konnte fie das Glü> haben. Bernhard Tafchner zu begegnen. der feinen Ziegenhainer wie das Galanteriefiöckchen eines Zeremonien-meifiers mit graziöfen Fingerfpilzen balancierte und er einen Sihlips trug. einen Schlips. von dem man träumen konnte. Und wenn die lange Kranz Anna oder Leckner Rosl ihren Spielgenoffen aus den Kindertagen verwundert anglolzte und lachend fragte: ..Was habt denn Ihr? Ihr habt wohl verrückte Schwämme gegeffen. daß Ihr gar fo nobel tut?". da konnte es der Verwunderten gefchehen. daß der An-geredete fehr ärgerlich wurde: ,.Wiefo denn. mein Fräulein?". denn es verdroß ihn. daß ..die Dame“ fo zutraulich zu ihm fprach und ihm feine vornehmen Träume fiörte. Und Heinrich Neudorf vergaß ganze Tage lang. an feinen Leifichen herumzufeilen. weil er halt gar fo fchwer lernte und Meifter Lopaffa mit ihm die größte Arbeit hatte; während

er von Herrn Dur ganz begeiftert war und einmal über das anderemal
ausrief: ,.Serr talentiertz werden Furore machen! Wenn nur fchon
Damen kämen!"
Auf die Damen fchien Meifier Lopaffa fehr fchwer zu verzichten;
aber er durfte das Geheimnis nicht verraten. und fo fchien er fich in
feiner Verbannung an der Kellnerin im „Himmel“ fchadlos zu halten.
oder er fiand beim Gaffenfchank des Gafthaufes. wenn die Dienftboten
in ihren Zinnkrügen oder Glasflafchen Bier holten. Und dann gab es
ein Kreifchen und Quietfchen unter den Mägden. wenn der Herr Hopfaffa
- fo fprachrn fie das Wort Lopaffa aus - plößlich unter ihnen auf-
tauchte und feine Gunftbezeugungen unter ihnen austeilte.
..Schöne Frailein!“ fagte er mit begehrlichem Augenblinzeln. oder
er pürfchte fich an ein ftrammes Küchenmenfch heran und machte einen
fpißigen Mund. wie ein Thunfifch. der freilich auffällig rafch zufammen-
klappte. wenn die handfefie Dame ihm auf die Finger klopfte und ihn
gar nicht melodifch: „Hand von der Butten. alter Sauigel!“ andonnerte,
..Aber. aber!" fagte dann fehr beleidigt Herr Lopaffa.
..Ich werd' Ihnen was aber-n.“ grollte es zurück. und wie die
Schlußfolgerung aus vielen Erfahrungen: ..Ie älter die Mannsbilder
werden. je fchlimmer werden fie!“
Indeffen war Fräulein Therefe Elfter aus Prag angekommen. Die
Freunde hatten durch ihren Schwager Hammer die Stunde der Ankunft
erfahren und hatten am Vorabend befchloffen. daß zwei von ihnen. Bern-
hard Tafchner. der ohnehin jest Ferien hatte. und Heinrich Neudorf. auf
den Bahnhof hinausgehen und fie begrüßen follten. ..Eine Deputation.
das macht fich ausgezeichnet!“ Doktor Wohl konnte nicht in Frage
kommen. er war von feiner Praxis abhängig und benahm fich in den
letzten Tagen überhaupt fehr merkwürdig. Aber als der Prager Zug
eben die große Kurve um Alt-Eichau machte. ehe er in die Station ein-
fuhr. erfchienen keuchend noch Adolf Stein und Julius Dur mit je einem
großen Blumenftrauße in Papiermanfchetten. obgleiäf das gegen die
Vereinbarung war; Dur behauptete. daß feine Schwefter Iulie diefe
Blumen fchicke. Da winkte fchon ein Tuch aus einem Fenfier. das
Ehepaar Hammer trat auch eben auf den Perron. und lachend fprang
Therefe aus ihrem Wagen, Sie lachte den Herren freundlich zu. dann
lag fie an der Bruft ihrer Schwefker und bemerkte gar nicht die herr-
lichen. abteiligen Komplimente. die von den vier Schülern Lopaffas vor-

geführt wurden. Und dann ging die ganze Gefellfchaft durch die Felder
nach Eichau.
..Sie find gar nicht älter geworden.‟ fagte Adolf Stein aus der
Tuthbranche.
..Aber noch fchönerl“ fagte Dur aus der Galanteriebranche.
..Wenn dies möglich war.“ fagte Bernhard Tafchner mit Jnnigkeit
und machte eine Armbewegung wie im Turnfaal.
Heinrich Neudorf hätte furchtbar gern auch was gefagt. was in
diefe Melodie gepaßt hätte. aber es fiel ihm leider beim ftärkften Drü>en
nichts ein. und fo fagte er. was ganz richtig war: ..Fräulein müffen
eine fehr heiße Fahrt gehabt haben!“
..Es war zu ertragen." lachte ihn Fräulein Elfcer an. ..Es ifi fehr
lieb von Jhnen allen. daß Sie fich bei der Hide herausbemühten!"
Als fie aus der Vorftadt über die Brücke kamen. "fand unter dem
Schilde des ..Peter Seliger Sihufter Meifter". das aber fo künfilich
gemalt war. daß alle Welt ..Peter Schulter. Seliger Meifier" las. Doktor
Wohl. Und eben hatte Dux dem Gafte das Säfild. das eine der beiden
Sehenswürdigkeiten des Städtchens bildete. gezeigt und fie lachten alle
herzlich in den Sonnenfchein. Doktor Wohl hatte den Hut gezogen und
fchien Fräulein Elfter begrüßen zu wollen. Da er fie aber fo lachen
fah. da ftieg eine dunkle Grollwelle in fein Gefiäjt. und er war plößliih
in dem Haufe des Seligen Meifiers verfchwunden.
„War das nicht der Doktor Wohl?“ fragte There-fe. ..Es fchien
mir fo!“
..Es ift doch merkwürdig. daß er dich nicht begrüßen kam.“ fagte
Frau Hammer.
..Ach. er wird wohl Eile haben." meinten die Freunde. ..Wer weiß
denn. wer im Haufe krank ift!"
In dem Haufe befand fich aber alles wohl. nur der Doktor nicht.
Der ftand hinter der Haustür und ärgerte fich über fich. über feine
Freunde und über das Mädchen. auf defien lachendes Gefiiht er fich fo
innig gefreut hatte. auf diefe Augen. die damals in der Kaftanienallee
unter dem Steilberg fo vertrauensvoll zu ihm emporgefchaut hatten. auf
diefes liebe. einfache Geficht. das er fich aber im Augenblicke ihrer Be-
gegnung ernft und errötend vorgeftellt hatte. Er fiampfte mit dem Fuße
und fchaute. wie ein Bub. der Räuber und Gendarm fpielt. hinter dem
.Haustor hervor. ob die Gefellfchaft fchon verfäjwunden fei. Und dann
fchlich er begoffen und fehr ärgerlich nach Haufe.
ll):

[Il.
Am näehfien Tage lag Eiehau unter einem Himmel- der wie aus alter
blaßblauer Bannerfeide gefponnen warf in blendendem Sommerglanze
da; es war ein rechtes Jubelwetter, und Julie Dur ging in einem weit-
läufigen Sommerkleidehen _ fie fagte Kleidchem obgleich fie eine fehr
wohlgenährte und umfängliche Jungfrau war - zu den Freundinnen-
vor allem zu Hammers- um für Nachmittag einen Ausflug nach Lichtenau
zu befprechen.
Julie Dur war durchaus die Schwefier ihres Bruders Julius.
Es war gewiß fchon ein Wunder-t daß ihren Eltern der Name Julius
in ihrer Familie nicht genügt hattet daß fie dann noch eine Julie haben
mußten; einen folchen Einfall der Eltern können Kinder nie mehr los
werden. Sie war aber auch in ihren Neigungen und Wünfchen die
Sehwefter von Julius- fie las mit ihm die Romane aus der Leihbibliothek
und war nicht bloß auf die Gartenlaubea fondern auch auf die Moden-
welt abonniert- fo daß fie in Eichau als das Orakel in Modeangelegen-
heiten galt. Sie war leider fehr dick geratent und das kränkte fie fehr,
da fie für ihr Leben gern recht fchlank und zierlich gewefen wäre. Zier-
lichkeit ftrebte fie nun trod ihres Umfanges in ihren Bewegungen an,
die niäft zu ihrem Vorteil ausfielen; aber fie hatte nicht das Gefühl für
das Gezwungene ihrer gewollten Zierlichkeitf die in das Gegenteil um-
fäilug-
Eben war fie bei Therefe gewefen und war ganz entzückt von der an-
geborenen Lieblichkeit der Pragerin; ihr Vorfehlag für Nachmittag war
mit Freuden angenommen wordent und nun ging fie zu den andern
Freundinnent um fie zu einem Stelldichein auf dem Marktplatz einzuladen.
An der E>e der Herrngafie traf fie Doktor Wohlf dem fie von dem
Ausflug erzählte; die jungen Männer wollten nach Gefchäftsfchluß nach
Lichtenau kommen. Doktor Wohl fagte zu„ wenn feine Praxis es erlaubte,
auch zu erfcheinen.
Für die Schüler Lopafias war die Frage zu entfeheiden- was fie
Abends mit ihrem Meifter anfangen follten- da die Tanzfiunde heute aus-
fallen mußte.
„Ich gehe mit nach Lichtenauf" fagte Lopafia- „damit ich die Damen
kennen lerne. Ich bleibe nicht länger allein im Himmel."
Der Himmelwirt trat zu den Herren hinzu und bat heimlich Neu-
dorf mit dringenden Worten- nur ja Lopaffa nicht allein zu laffen-

['09
Hans von Marees: Die Ruderer (Freskenï¬udie).
(Mit Erlaubnis des;MarEes- Re: j,
produktionen- Verlags in Halle)
Zum Artikel von Julius Meier-Graefe.

fonfi gebe es gewiß beim Ausfchank gefährliche Szenen. So gaben fie
fich darein und befchloffen. Meifter Lopaffa mitzunehmen.
..Jetzt wiffen es die Leute ja ohnehin fchon. daß er Tanzlehrer ifi.
in Eichau bleibt fo kein Geheimnis verborgen." meinte Bernhard Tafchner
bitter. ..Ich habe gewiß nichts verraten.“
..Wir auch nicht." fagten die andern.
..Alfo hat es der Himmelvater verraten." meinte Dur.
Sie verblieben dabei. daß Bernhard Tafchner ihn abholen und fie
dann gemeinfam mit den Damen nach Lichtenau gehen follten. indeffen die
andern Freunde narhkämen.
Es machte kein geringes Auffehen auf dem unregelmäßigen Markt-
plaß von Eichau. als zur beftimmten Stunde die hellgekleideten Mädchen
mit ihren Müttern fich an der befprochenen fchattigen Ecke verfammelten.
Man trug damals jene aufgebaufchten und mit künfilichen Rundungen
verfehenen. wie aufgeblafenen Kleider. die wie vom Tapezierer gepolftert
fchienen. und vom Rathausturme auf dem Plaße mußte die Gefellfchaft
etwa wie eine Ausftellung von Kanapees und Fauteuils ausfehen. die
langfam durcheinander gefchoben wurden. und dies um fo mehr. als
einige der Mütter feltfame Kleider aus Rips. Damaft oder großblumigen
Möbelfioffen anhatten. Man wollte der Großftädterin doch zeigen.
daß man auch Gefchmack hatte. So fah die liebliche Therefe eigentlich
fait ärmlich unter den Damen aus. als fie in ihrem hübfchen. hellen
Kleide und dem breiten Strohhut mit ihrer Schwef'ter erfchien.
..Na.“ zifchelte die lange Kranz-Anna zwifchen ihren dünnen Lippen
hervor. ..die hätte fich auch was Feineres anziehen können! So geht
man nieht. wenn man was auf die Gefellfchaft gibt! Ich bitte dich.
Refel. fchau dir nur den Tafihner Bernhard an. was der gleich für Stiel-
augen kriegt! Übrigens. fo fchlank wie die bin ich fchon lange! Nein.
Fräulein Elfier." fagte fie dann mit einem füßliäfen Lächeln. ..wie wir
uns auf Sie gefreut haben! Wie nett. daß Sie wieder naäf Eichau ge-
kommen find."
Und wie Fräulein Kranz fo freuten fich. fafi mit den gleichen
Worten. die andern jungen und alten Damen über das Wiederfehen.
Nun kam noch Iulie Dur angefegelt. ein Staatsfchiff mit geblähten
Segeln. und knirte hier und knirte dort. An ihrem Vorderarme hing
eine Pompadour aus Perlenftiä'erei. Modenwelt Seite 364. und fie
duftete nach einer Seife. die feltfam an Mäufegegenwart gemahnte.
Aber fie war in dem Auslagefenfter ihres Gefchäftes als das Neuefte

bezeichnet. ..Ehik Paris" |aud auf dem Zettel. Und in vierzehn Tagen
wird ganz Eichau fo riechen. Ehik Paris!
Bernhard Tafchner war indeffen Herrn Lopaffa abholen gegangen.
jeßt brachte er ihn und ftellte ihn der erftaunten Gefellfchaft als den
großen Ehoreographen. Monfieur Lopaffa. vor. Himmel. Himmel. was
machte der kleine Tanzlehrer für Verbeugungenl Er balancierte nur fo
auf feinen hohen Stöckelfchuhen zwifchen den Sofas hin und her.
drückte fein zierliches Hinterteil graziös durch feinen dunkelblauen Braten-
rock. machte hier ein Komplimang und dort ein Komplimang und fchon
hatte er Julie Dur mit ihren fchönen Rundungen entdeckt. ,.Ei. ei. ei!“
fagte er und fchnupperte an ihrem Mäufeparfüm herum. und nicht lange
danach hatte er feine Pelzphotographie aus der Tafche gezogen. und fie
waren auch fchon in ein fehr angeregtes Gefpräch vertieft. indefien die
ganze Schuljugend von Eichau um die Gefellfchaft herumftand. Buben
und Mädel; und die Buben fagten ganz glückfelig: „Der Herr Lehrer
Tafchner!" und die Mädel hatten begehrliche Augen. da fie die herr-
lichen Kanapees betrachteten. aus allen Läden waren die Verkäuferinnen
und Kommis herausgetreten. der Polizeimann fchleppte feinen gebogenen
Säbel über das Pflafter. und dann feßte fich langfam. langfam die Ge-
fellfchaft in Bewegung. Über den Häuptern der Damen fchwankten jetzt
Sonnenfchirme. die wie Baldachine über dem Bette einer Königin
ausfahen. und die Kinder liefen hinter dem Zuge einher bis zum Wächter-
haufe auf der Lichtenauerfiraße. wo der Bahnübergang ift. Dann blieben
fie ftehen und fchauten mit fehnfüchtigen Augen dem prächtigen Bilde
nach. lange. lange. Und als fie langfam nach Haufe gingen. da rafften
fich die Mädel ihre dünnen Röckchen mit gefpreizten Fingern bis über
die braunen Knie. und die Buben ließen ihre Weidengerten durch die Luft
pfeifen und fchauten verwegen drein. wie der Herr Lehrer Tafchner.
Lichtenau i| etwa eine halbe Stunde von Eichau entfernt. Aber
die Eichauer Damen gehen langfam und die Sonne fchien heiß vom blauen
Himmel. So gab es ein allgemeines freudiges Aufatmen. als der fchattige
Wirtshausgarten erreicht war. und man feßte fich. Die Wirtin und ihre
Töchter taten fehr erfchrocken über den maffenhaften Befuch. der Wirt
mit den Söhnen war auf dem Felde. und fie gingen von einer zur
andern und fragten nach ihren Wünfchen. Es gab Buttermilch und
Bier. und nur Lopaffa hatte auf die Frage. was der Herr wünfche.
großartig: ..Lachs mit Mafchonäs" verlangt. als ob er das immer be-
fiellte.

..Mafchonäs?" fragte die Wirtin. ..Mafchonäs haben wir heute
nicht. aber Schmierkäs ift da.“
..Unerhört." fagte Lopaffa. Dann aber befiellte er Blutwurft. denn
er hatte fcheinbar einen gefegneten Hunger. und dazu vertilgte er unge-
heure Mengen Senf. den er auf dem breiten Meffer lebensgefährlich in
den Mund fchob. Alle andern aber bekamen Buttermilch und Hausbrot.
welches Fräulein Therefe gar nicht genug loben konnte. Es war wirklich
ein Leckerbiffen.
..Ie. unfer Herr Doktor kommt!“ Über die niedrige Gartenmauer
fah man Doktor Wohl daher kommen. er hatte. wie zu feiner Entfchul-
digung. fein Infirumentenbefteck in der Hand. als hätte er eben eine
Operation erledigt. und die Frau Wirtin brachte ihn in niäft geringe
Verlegenheit. als fie den Eingetretenen fragte: ..Wo find Sie denn ge-
wefen. Herr Doktor. wer ift denn krank im Dorfe?“
Da war Doktor Wohl fehr rot geworden. er antwortete der neu-
gierigen Wirtin nicht. lüftete vor den Damen den Hut und fchien wirk-
lich einen Augenbli> zu fchwanken. ob er fich nicht an einen Nebentifch
fehen folie. Aber Fräulein Therefe war auf ihn zu gegangen und
fragte ihn:
..Kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr. Herr Doktor?“
..Aber gewiß. Fräulein Elfier.‟ fagte er unfiiher. ..Wie können
Sie nur fragen! Darf ich mich zu Ihnen felgen? Wenn Sie erlauben.“
fagte er dann zu Frau Hammer. die neben ihrer Schwefter gefeffen war.
Und mit jener Umftändlichkeit. mit der in der heimatlichen Bauern-
|ube ein Befuch endlich Platz genommen hätte. mit kurzen Verbeugungen
und Räufpern feste er fich neben Fräulein Elfter an den Tifch,
Es gehört mit zu den großen Ungerechtigkeiten des Lebens. daß
die Welt von den fogenannten Gebildeten und Angehörigen der gelehrten
Stände auch fordert. daß fie fich nach den Gefeßen der Wohlhabenden
zu benehmen verliehen; aber fo ein armer Bauerniunge oder Kleinftädter
kommt in irgend ein Landgymnafium. wohnt dort ärmlich bei armen
Leuten. bekommt vielleicht bei der und jener Kleinbürgerfamilie einen
Mittagstifch und bezieht dann die Hochfchule der Hauptftadt. in der
er doch immer wieder der arme Bauernjunge bleibt. da fein Verkehr
ebenfo arme Burfchen vom Lande find und er durch die Straßen der
Hauptfkadt all die Iahre als ein Fremdling und ängftlich hindurch geht.
ohne je auch nur Gelegenheit zu haben. die reichen Leute kennen zu lernen.
So kommt er dann als Arzt oder Mittelfchullehrer wieder aufs Land

zurü> und ift don) der unbeholfene Bauernjunge geblieben. der er war.
Wenn er durch Begabung oder feinen Bauernfleiß aber einmal zu Wohl-
habenheit oder Anfehen kommt. dann fißt er vielleicht an der haupt-
fiädtifchen Tafel oder auf Reifen in den vornehmen Badeorten bei Tifche.
und doch fieht das Auge des Menfchenkenners an dem Herrn mit der
feinen Goldbrille und dem charakterifiifchen Holzfchnittgeficht. an einer
Bewegung beim Herausnehmen des Bratens aus der Schüfiel des fer-
vierenden Kellners genau den Bauernjungen. der mit feinem breiten
Löffel in den Mustopf langt oder der mit zurückgelegtem Kopfe den
Ehampagnerkelch Uusfchlürft. als wäre es ein Milcheimer; und feine
Tifchnachbarin mit dem wundervollen. blendenden Nacken freut fich über
den originellen Gelehrten oder Künfiler an ihrer Seite. der fich fo felbft.-
verfiändlich über alle die Lächerliäjkeiten der Sitte hinwegfeßt; deren
Beherrfchung doch zeitlebens feine Qual und fein-e ftille Sehnfucht be-
deuten . . .

Nun aber faß Doktor Wohl glücklich und geborgen neben Fräulein
Elfter aus Prag und wollte es fich gar nicht eingefkehen. wie glückfelig
er war.

..Jch habe wirklich geglaubt. Sie kennen mich nicht mehr." fagte
Therefe. ..fchon in Prag. als ich Sie im vorigen Winter traf. wußte ich
nicht ficher. ob Sie mich mit Ihrem Gruße meinten. fo rafäj find Sie
vor mir entflohen.“

..Ach Gott.“ antwortete er. ..Sie haben ja in Prag ganz andere
und beffere Menfchen. als ich es bin.‟ Da fchaute fie ihn mit ihren fanften
Augen an und fchüttelte ihren lieben. lieben Kopf und fagte:

..Merkwürdig. Herr Doktor. das Sie anders fcheinen wollen. als
Sie find! Eigentlich ift das die allgemeine Eigenfihaft der Leute hier.‟
fügte fie hinzu. ..aber ich glaube doch. daß ich Sie beffer kenne!‟

..Sie?" fragte er; und da überkam es ihn wieder. daß er etwas
fagen mußte. das er eigentlich beim Ausfprechen felbfi nicht recht ver-
fiand. und er fagte unficher:

..Und Sie. Fräulein. woll-en fein. was Sie fcheinen."

..Das verfiehe ich nicht.‟ antwortete die Pragerin in ihrer fihlichten
Weife.

Da fchämte er fich fehr. er fühlte. daß er fich dumm benehme und
daß es diefes Mädchen doch fo gut mit ihm meine; daß ihre fcheinbare
Überlegenheit nur ihre Einfachheit war. während er diefen unausftehlichen
Zwang in fich fühlte. anders. vornehmer oder gebildeter zu fprechen. als

ihm ums .Herz war. Jn diefem Augenblicke aber kamen glücklicherweife
Töne eines heitern Liedes von der Straße herx und die drei Freunde
Julius Dur- Heinrich Neudorf und Adolf Stein kamen Arm in Arm
und fingend des Weges gezogent in einer aufgetragenen Lufiigkeit- fo
wie fie fich etwa Handwerksburfchen vorftellten oder Studenten auf einer
Bierreife- und fo kamen fiel wie ein Bild aus der Gartenlaubef als
wäre es ihnen gar nicht um die Wirkung zu tun, unbekümmert und
fröhlich in den Garten gezogen. Sie warfen ihre blumengefchmückten
Hüte auf den Tifch neben der allgemeinen Tafel und riefen dann laut:
„Wirtfihaft- Wirtfchaft! Etwas zu trinken! Wir verdurfien!"
Und dann erft fchienen fie die Gefellfchaft zu merken und kamen
lachend zu den übrigen; und fie unterhielten fich prächtig über ihren
gelungenen Saferz.
Doktor Wohl war erleichtert aufgefiandem da er die drei hatte
kommen fehen7 er war fehr frohf daß er das unerquickliihe Gefprääf
nicht fortfeßen mußtef darum ging er den Freunden entgegen und beteiligte
fich an ihrer Begrüßung. Auch die andern hatten fich von ihren Sißen
erhoben und Lopaffat der Julien fthon fehr nahe gerückt wart hopfte wie
ein trunkenes Böcklein zwifchen den Bäumen des Gartens. Er warf die
Füße in die Höher wie ein ruffifcher Dorftänzer- und klatfchtc dabei in
die Händel es war ihm fehr wohl ums Herz. Und nun bekam er Julie
Dux-t die ihm breit im Wege ftand- zu faffenf er wollte fie wie am
Schluffe eines Balletts auf feinem linken Vorderarm nach rückwärts ge-
beugt halten- aber das mißlang und Julie ftolperte wie ein dicker Mehl-
fa> hin und her„ fo daß er fie faffen mußte; und da kam der Lehrer der
Grazie auch auf feine Koften.
„Kleine Fräulein!“ keuchte ert „abety kleine Fräulein!"
Julius Dux hatte die Gelegenheit wahrgenommen und feßte fich
auf den freigewordenen Plaß Wohlsf natürlich nicht ohne mit über:
legenem .Humor auszurufen: „Doktor- du erlaubft dochi'J worüber er
fehr lachte,
Dann fprach er fehr gebildete Sachen über das Prager Theater
und unterhielt fich ausgezeichnet. Bernhard Tafchner aber hatte das
Jnftrumentenbefieck des Herrn Kollegen erwifcht und hielt einen Vortrag
über die Pinzetten und Meffer- deren glänzende Schneide Heinrich Neu-
dorf fehr lockte. Denn er hatte ein reizendes Leiftchen zu einem Photo-
graphierahmen in der Arbeit- das fehr fcharfe Meffer gebraucht hätte,
Doktor Wohl hatte fich unter eine der dunklen Kaftanien gefeßt- er fchaute

finnend zu Therefen hinüber und fühlte fich ertappt. da ihre Blicke fich
trafen.
Warum fpielt fie mit mir? dachte er beleidigt. Als aber dann Herr
Wechsler Hammer in der Gartentür erfchien und von allen begrüßt wurde.
da f'tand er plößlich. er wußte felbft nicht wiefo. neben Therefen. die
ihn erftaunt anblickte. Er faßte ihre Hand und fagte zwifihen den Zähnen
hervor:
..Sie haben vorhin gefagt. daß Sie mich beffer kennen. als ia,
glaube. Alfo wofür halten Sie mich. Fräulein?“
..Für einen fehr guten Menfchen.‟ fagte fie und fchlug ihre Augen
voll zu ihm empor. ..fiir einen fehr braven Menfchen. der fich nur nicht
traut es zu zeigen! Da haben Sie meine Hand. ich fchwöre es Ihnen.“
Er hielt ihre Hand in der feinen. ..Wirklich?" fragte er und biß
fich auf die Lippen. als überlege er etwas Bedeutungsvolles. Aber er
war ganz rot geworden. feine Lippen zuckten.
,.Wirklich. für einen guten?“
..Und für einen lieben Menfchen.“ feßte Therefe hinzu.
..Trotzdem ich mia) zu Jhnen fo dumm benehme?“ fagte Wohl.
..Glauben Sie denn. ich fühle das nicht? Aber Sie find lieb; o. Sie
machen mich fehr glücklich. ich werde Ihnen das nie vergeffen!“ Er
machte große Bewegungen mit den Armen. die fühlte er plößlich felbft.
er wußte nicht mehr. was er fagen wollte. ..Jeßt muß ich aber fort!“
ftammelte er. ..aber ich gehe gern.“
Dann riß er Bernhard Tafchner feine Infkrumente aus der Hand.
er fchaute auf die Uhr. als ob er as fehr eilig hätte. und fort war er.
Die Felder um Lichtenau lagen in fchönem. fattgelbem Dämmer-
fchein da. die fernen Berge hoben fich in fcharfen Umriffen vom flim-
mernden Himmel. und Doktor Wohl lief zwifchen den Feldern hin und
fchüttelte immerzu den Kopf: „Es ift nicht zu glauben." fagte er vor fich
hin in die zitternde Luft. ..nicht zu glauben! Sie hält mich für einen
lieben Menfchen! Und wie fie das gefagt hat! Die lieben. lieben Augen!
Und die Stimme! Da müßte man wirklich gut werden. wenn man
diefe Stimme immer hören könnte!“
Er lief eine Stunde lang zwifchen den Feldern. er hob feine Hand.
darin ihre Finger gelegen waren. zu den Lippen und küßte fie. dann
faßte er fein dummes Inftrumentenbefteck. das gar nichts dafür konnte.
und küßte es auch und lief durch die Felder und grüßte fie und nickte
ihnen zu. Dann blieb er wieder ftehen. es fchien ihm eine Erinnerung

an den Tanzmeifter durch den Kopf zu gehen- denn er machte ein paar
nngelenke Tanzfchritte und legte den rechten Arm im Bogen» in die Luft-
aber dann zog er ihn näher an feine Brnfi heran- als ob er etwas fehr
Holdes im Tanze an fich zöge- befann fiat) aber und fagte laut in den
fiillen Frieden hinein: „Mir kommt vor; ich bin verrückt!"
Dann bückte er fick) im Schreitcn und riß ein paar Mohnblumen aus
und blaue Kornblumen- er hielt fie zwifchen den Fingern und blieb flehenf
als die Sonne ganz verfchwunden war. „Ich follte eigentlich zurück-
kehren/' aber er wußte ficher nicht, was er fagtef und plößlich ftand er
vor einer Hütte nnd wunderte fich febrf denn es war die Hütte- darin
feine Eltern gewohnt hatte-nf er war ganz nnbewußt bis Langental ge-
laufen- da trat er ans Fenfterf an dem er feine Mutter das leßtemal
gefehen hatte, ehe fie gefiorben warf er legte fein Blumenfträußlein daran
nieder-f und dann lief er den gleichen Weg zurück; nur um Lichtenau
machte er einen großen Bogenf als fürchte er feinen Freunden zu be-
gegnen. Er kam todmüde nach Eichau in feine Wohnung es war fpät
abends- dort feßte er fich ans Fenfterf er hatte einen Laib Brot vor fich
und fcvnitt mit dem Tafchenmeffer große Bifien von dem Brote herunter,
und zwifchen jedem Bifien fagte er febr- fehr zärtlich in den Abend
hinein:
„Refel- mein Nefely ici) bin dir gut!"
Aber er fagte „gutt'ß wie es die Bnrfchen in Langental fagen . . ,
Fortfeßung in der Mai-Nummer.

Leutnant Rottmann:

Hinter den Kuliffen der Diplomatie.

Es ift eine Eigenheit der Weltpolitik- daß ihre Erfolge oder Miß-
erfolge meift als vollendete Tatiachen zur Kenntnis der Öffentlichkeit
kommen- während die unmittelbaren Urfachen derfelben in tiefes Dunkel
gehüllt bleiben. Selbft bei weniger wichtigen Angelegenheiten pflegt
der Diplomat die größte Zurückhaltung und Verfehwiegenheit zu be-
obachten. Um fo größer ift natürlich von jeher das Intereffe gewefem
das den Erinnerungen und Denkwürdigkeiten von Staatsmännern und
fonfiigen bedeutenden politifchen Perfönlichkeiten entgegengebraäfi wird.
Sind diefe doch in der Regel zunächft die einzigen zuverläfiigeren Quellen-
aus denen der Laie ebenfowohl wie der Gefchichtsforfcher den inneren
Zufammenhang der einzelnen Begebenheiten erfehen und fo zu einer
riäytigen Beurteilung derfelben kommen kann. Und wie häufig find
fchon gerade die an fich kleinften und unbedeutendften Dinger ein unvor-
fichtig hingeworfenes Wort oder dergleichen- der Anlaß zu Ereigniffen
von größten ja welterfchütternder Bedeutung gewefen! Haben doch gar
oft fäpon kleine menfchliche Schwächem wie Egoismus- Ehrgeiz oder
Mißgunft blutige Kriege heraufbefihworen! Und gerade das ift das
befonders Intereffante an folchen Aufzeichnungen der leitenden Staats-
männer- ebenfo wie überhaupt aller mit der großen politifchen Welt in
nähere Berührung gekommener Männer- mögen fie immerhin auch
von mehr oder weniger perfönlichem Standpunkt aus verfaßt fein- daß
fie uns nicht nur mit den einzelnen Momenten bekannt machent die
fchließlich zu dem der Mitwelt als fertige Tatfache bekannt gewordenen
Ereignis geführt habent fondern daß fie uns vor allem auch einen
tieferen Einblick in die perfönlichen Motive- die allerhand kleinen RW-
fichten und Erwägungen der leitenden Perfönlichkeiten gewähren.

Von diefem Gefichtspunkt aus ifi auch das jüngft in Petersburg
erfchienene Werk von Karßow „Hinter den Kuliffen der
Diplomatie" unferer Beachtung wert. Es behandelt die Vor-

H. Rottmann': Hinter den Kuliffen der Diplomatie
gefchirhte des ruffifch-türkifchen Krieges 1877/78
und dürfte gerade augenblicklich von befonderem Intereffe fein. da die jetzige Krifis auf der Balkanhalbinfel einen Rückblick auf die damaligen Ereignifie und vor allem auf die damalige Politik Öfterreichs und Rußlands befonders nahelegt. Den Gang der Hauptereigniffe als bekannt vorausfeßend. entwirft uns Karhow in feiner Abhandlung nicht nur ein intereffantes Bild von den leitenden Staatsmännern Rußlands in diefer Zeitperiode. fondern führt uns vor allem die mancherlei Gründe. die diefe Perfönlichkeiten bei ihren Entfchließungen geleitet haben. auf Grund bisher größtenteils noch unbekannter Quellen vor Augen und trägt fo zur Vervollftändigung des Bildes der bereits damals überaus verwickelten Zuftände auf dem Balkan bei.
Der Auffaß if't auf Grund eigener Erinnerungen und Aufzeichnungen des Verfaffers. der fich 1876/77 felbft bei feinem Onkel. dem damaligen diplomatifchen Vertreter Rußlands in Belgrad. in Serbien aufgehalten hat und fo unmittelbarer Zeuge der Ereigniffe gewefen ift. gefchrieben und obendrein von diefem Onkel. A. N. Karßow. durchgefeheri und durch Überlaffung von eigenen Aufzeichnungen und Privatbriefen wefentlich vervollftändigt worden. fo daß er als ein wertvoller Beitrag zum Verfkändnis der damaligen Zeit bezeichnet werden kann.
Der Verfaffer b e g in n t feinen Auffaß mit einer E h a r akte r i fiik de r für die damaligen Ereigniffe auf dem Balkan in Frage kommenden leitenden Perfönlichkeiten Rußlands.
und zwar zunächft mit der feines eben erwähnten Onkels A. N. Karßow. Andreas Nikolajewitfch Karßow war. nachdem er fchon früher einige Zeit als Sekretär in Belgrad. danach als Konful in Ierufalem und Korfu tätig gewefen war. im Frühjahr 1875. alfo unmittelbar vor dem Ausbruch der Krife. als Gefandter nach Belgrad verfeßt worden.
Er hatte zweifellos hervorragendes diplomatifäjes Gefchick. Er war nie Anhänger einer Partei oder auch nur einer beftimmten Richtung. Sein Ehrgeiz beftand einzig und allein darin. Rußlands Ehrenfchild hoch zu halten und die empfangenen Infkruktionen möglichfi gut und genau auszuführen. Ieder fogenannten yoljtjque personelle hielt er fiäj unbedingt fern. Hierin unterfchied er am wefentlich von feinen Kollegen. wie Ignatiew. u. a.. die den jeweiligen Strömungen folgten und fich in der Öffentlichkeit wie in den Hofkreifen

einen Rückhalt zu fchaffen fuchten. Sein lebhaftes und offenes Wefen. feine witzige und fcharffinnige Unterhaltungsgabe verfchafften ihm viele Sympathien und ficherten ihm gleichzeitig einen großen Einfluß auf feine Umgebung.

An der Spiße des Minifteriums des Auswär-
tigen ftand damals der Reichskanzler Fürfi A. M. Gortfcha-
kow. Unzweifelhaft ein hochbegabter Staatsmann mit umfaffender politifäfer Erfahrung. war er indeffen damals fchon zu alt. um die Schwächen des Alters bezwingen zu können. Waren Egoismus. Groß-
manns- und Reklamefucht. Knauferigkeit und Lüfiernheit fchon immer hervorftechende Eigenfchaften feines Charakters gewefen. fo traten fie jetzt um fo mehr hervor und trübten ihm die ihm früher eigene Klarheit des Blickes. Seine den Untergebenen gegenüber ftets zur Schau ge-
tragene Nichtachtung verwandelte fich mehr und mehr in Zynismus und Unanftändigkeit. Auch erzählte man fiäi von den Liaifons des alternden Kanzlers in der Refidenz die heikelfien Gefchichten. Dabei war er aber. fchon von Jugend auf bei Hofe verkehrend. ein überaus gewandter Hofmann. Dank feiner Klugheit und feinem Wiß war er Meifter im Erzählen von Anekdoten und Bonmots. die fogar in dem affektierten Kreife der Kaiferin Maria Alerandrowna ein geneigtes Ohr fanden. Konnte indeffen eine derartige Perfönlichkeit den Ereigniffen. die wie eine finftere Gewitterwolke Rußland bedrohten. gewachfen fein? Nur mit fich felbfi befchäftigt. fah er in den Fragen der äußeren Politik bloß den Rahmen. aus dem feine eigene Perfönlichkeit fich möglichft herausheben follte. Deshalb verzieh er es auch dem Fürfien Bismarck. den er als feinen Schüler betraihtete. nicht. daß er von ihm überflügelt worden war.

Von feinen Untergebenen andrerfeits war ihm vor allem Ignatiew ein Dorn im Auge. da er glaubte. in ihm feinen Nebenbuhler fehen zu müffen.

Der General Ignatiew war 12 Jahre lang. von
1864-1876. Gefandter in Konfiantinopel. Da fich
Gortfchakow für die Türkei nur wenig intereffierte. fo erfreute Ignatiew fich fafi völliger Selbftändigkeit. Alle Schritte Rußlands der Türkei gegenüber während diefes Zeitraumes tragen auch deutlich den Stempel feiner Perfönlichkeit. Seiner politifchen Tätigkeit widmete er fich mit Begeifierung und ungezügeltem Ehrgeiz. Wäre er fchon an jedem

anderen Plau eine hervorragende Perfönlichkeit gewefen. fo erlangte
er in Konftantinopel fehr bald die führende Stellung. Man nannte
ihn deshalb 18 ?jetz-Zoltan; und er war es in der Tat auch: die
türkifchen Minifter fürchteten ihn und waren in feiner Hand.
Das Hauptziel der Jgnatiewfchen Politik war.
die Vernichtung der Türkei und die Gründung eines chrifi-
lichen. vorzugsweife flawifchen Reiches an ihrer Stelle. Eine folche
Politik entfpraih den Anfichten der liberal gefinnten Kreife Rußlands
und gleichzeitig der p0litjque .198 uatjonuljtse des Napoleonifchen
Frankreich.
Jgnatiew war ausgefprochener Praktiker. politifche Prinzipien
waren ihm gleichgültig. Auch fehlte feiner Anfchauungsweife die Tiefe.
die hifiorifche Grundlage.
Seine Erfolge während feiner Amtszeit in Konftantinopel um-
gaben ihn mit einem folchen Glorienfihein. daß er von vielen gleichfam
als der Führer des gefamten Slawentums angefehen wurde. Vom
Jahre 1875 ab jedoch. befonders nach der Ermordung des Sultans Abdul
Aziz. begann fein Einfluß in Konftantinopel zu fchwinden. Nur die
äußeren Mißerfolge vermochten die Türkei zu zwingen. ihm wieder zu
gehorchen und ihm fo eine Revanche für die Niederlage zu geben. die
er auf demfelben Konfiantinopeler Boden erlitten hatte. auf dem er
einft unbefchränkt geherrfiht hatte.
Jn Petersburg arbeitete gegen ihn eine ganze
Eli q u e. Ihr Oberhaupt war der Gortfchakow unter feinen Gehilfen
am nächften ftehende. der Direktor des afiatifchen Departements
Stremouchow.
Man möchte faft fagen. den entgegengefeßten Typus eines Diplo-
maten verkörperte der damalige ruffifche Gefandte in Wien.
Nowikow. in fiäf.
Er war fiarrer Theoretiker und betrachtete alles vom wiffenfchaft-
lichen Standpunkt aus. Jede Frage wurde genau erwogen und prinzi-
piell und hiftorifch bis zu den kleinften Einzelheiten analyfiert. Genau
war er bis zur Pedanterie. Bezeichnend dafür i| eine kleine Epifode.
die fich 1870 während der Anwefenheit Thiers* in Wien ereignete.
Nowikow hatte diefem eine Mitteilung feiner Regierung übermittelt.
dabei aber eine ganz nebenfächliche Einzelheit vergeffen. Da nun Thiers
am närhfien Morgen fchon fehr zeitig von Wien wieder abreifte. fo

erfchien Nowikow bereits früh um 6 Uhr bei ihm im .Hotelf um die
vergeffene Mitteilung noch nachzuholen. Diefe Gewiffenhaftigkeit
frappierte Thiers fof daß er fich zu feinen Sekretären mit folgenden
Worten wandte: „32111193 39118, 110111* präciaer 1111 point 1'3111118338.-
(16111- (18 [L1188i0 8'218(18W (18 graue] matio. 8L t0118 110118 uyioua
StS aussi eckupuleux (18.118 le travail, peut-&fie 168 1111111161111 (16
notre pam-je 116 oerajent 113.8 arrjreß.“
In feinen diplomatifthen Fähigkeiten war Nowi-
kow natürlich keineswegs mit Ignatiew zu vergleichen.
Er befaß weder Selbftbeherrfchung noch das Verftänduis- richtig mit
den Leuten umzugehen. Vor einem Tadel von oben fürchtete er fich
bis zur Lächerlichkeit: fo hatte er ein für allemal angeordnetf daß ihm
fämtliche Telegramme bereits entchiffriert vorgelegt werden follten- weil
er während des Entchiffrierens vor Aufregung faft krank wurde. Ferner
vermochte er oft das Wefentliche nicht vom Unwefentlichen zu unter-
fcheidenz wegen der geringf'ten Kleinigkeit konnte er in Verzweiflung
geraten. Stark fühlte er fich nur in feinem Arbeitszimmer- am Schreib-
tjfän weil er hier für jede Frage ein ganzes Heer von Argumenten
beibringen konnte.
Am Anfang feiner Karriere zahlte auch er als echter Schüler der
Moskauer Alma mater den panflawiftifchen Ideen feinen Tribut. Als
er jedoch mit den flawifchen Völkernt befonders mit den Bulgareuj
durch feine dienftliche Stellung näher bekannt geworden warf vollzog fich
in feinen Anfchauungen ein entfchiedener Umfehwungf und er verhielt
fich von da ab der flawifihen Frage gegenüber fehr
ablehnend und betrachtete vielmehr eine An-
näherungzwifchen Rußland und Öflerreich-Ungarn
als das wichtigfte politifche Ziel. Sie fchien ihm nicht
nur als Gegengewicht gegen die militärifehe Machtftellung Deutfch-
landsf fondern auch als Unterpfand für eine freundfchaftliche Löfung der
Krifis auf der Balkanhalbinfel- deren Ausbruch jeden Tag zu erwarten
warf unbedingt notwendig. Und in der Tat gelang es ihm durch feine
offene und korrekte Handlungsweife fehr baldx das Vertrauen und die
Gunf't der öfterreiäfifchen regierenden Kreife zu gewinnen,
Neben diefen Diplomaten kommt für die damaligen Ereigniffe
auf dem Balkan auch noch die Kaiferin Maria A let-au-
d r o w n a in Betracht- die„ wenn auch etwas maskiertf einen g r o ß e n

Einfluß auf die Politik ihrer Zeit befaß. Sie ergab fich
in hohem Grade den panflawiftifchen Ideen. in denen fie
auch ihren Sohn Alexander erziehen ließ. dem fie obendrein in Pob-
jedonofzew einen Erzieher der reinften Moskauer Schule gab. Nam
der Anficht diefer panflawiftifchen Schule ift die Befreiung der übrigen
Slawenvölker der hifiorifche Beruf Rußlands. Die Zarin Maria
Alerandrowna war zweifellos eine Frau von hervorragendem Geift. aber
fie hatte doch ihre befonderen Ideen auf politifchem Gebiete. im Gegen-
faß zu Katharina ll.. diefem Urbild des Realismus auf dem Throne.
Diefe hätte niemals eingewilligt. die Intereffen Rußlands irgendwelchen
legitimifiifchen Forderungen der Zeit unterzuordnen. Die Zarin Maria
Alerandrowna dagegen nahm die allflawifche Lehre für bare Münze.
glaubte blind an fie und bemühte fich. fie den Tagesfragen der Politik
anzupaffen.

ll,

Am 10./4. (n. St.) 1875 benachrichtigte Gortfehakow von Berlin
aus telegraphifch die ruffifchen diplomatifchen Vertreter im Auslande.
daß duräj die zwifchen der ruffifchen und der deutfchen Regierung ge-
pflogenen Unterhandlungen ..nunmehr der Friede in Europa
gefichert fei.“
Seitdem waren kaum 3 Monate vergangen. da brach
in Bosnien und der Herzegowina der Auffiand aus.
Rußlands Politik. die fich in der letzten Zeit fait nur mit den Verhält-
niffen an der Rheingrenze befchäftigt hatte. mußte fich jetzt nach den
Ufern der Donau wenden. Für Bismarck. der eine Koalition zwifchen
Frankreich. Rußland und Offer-reich gefürchtet hatte. konnten die Er-
eigniffe im Olten kaum gelegener als gerade jeßt kommen. Daher auch
der Verdacht. daß der Aufftand überhaupt ein Werk Bismarcks war.
.Hatte es doch. wenn der Boden auch durch die Tätigkeit d e r r e v o l u-
ti o n ä r e n O m l a d i n a fchon vorbereitet war. bisher an Geld ge-
fehlt. Diefes erhielten die Infurgenten jeßt nach Mitteilungen des
Wiener Gefandten Nowikow aus einer unbekannten Quelle über Prag.
Schifchkin. der Vorgänger Karßows in Belgrad. hat-te in der Omla-
dina eine rein revolutionäre Vereinigung gefehen. Bei der Gefandt-
fchaft in Konftantinopel war man jedoch der Anficht. daß die Omladina
durchaus keine revolutionären. fondern vielmehr nationale und patrio-

tifche Ziele verfolge. Im Übrigen äußerte fich der Ge-
fandte. General Jgnatiew. über die Auffaffung. die er
von der durch den Aufftand auf dem Balkan gefchaffenen L a g e hatte.
in einem Telegramm nam St. Petersburg. deffen Jnhalt er dem Ver-
faffer der Abhandlung perfönlich mitgeteilt hat. e tw a f o l g e n d e r -
maßen: Da die Tatfachen der Gefchichte bewiefen. daß Rußland
jedesmal. wenn es im Often gemeinfam mit Öfierreich-Ungarn und
Deutfchland gehandelt habe. betrogen worden fei und feine Kräfte um-
fonfi vergeudet habe. fo dürfe es fich diesmal nicht wieder mit diefen
Staaten verbünden. fondern müffe fich vollkommene Freiheit des Handelns
wahren. Überdies fei fich der Sultan Abdul Aziz der Bedeutung der
augenblicklichen Lage völlig bewußt und. um den Feuerbrand zu löfchen
und den Auffiand zu unterdrü>en. zu den notwendigen Opfern bereit.
Vom Standpunkt der unmittelbaren Jnter-
e ffen R u ßla n d s a u s . insbefondere für die von ihm gewünfafte
Erhaltung des Friedens. hatte diefes politifche Pro-
gramm Jgnatiews fehr wichtige Vorzüge. Es brachte
Rußland weder in Konflikt mit England. noch legte es ihm irgend
welche Verpflichtungen gegenüber Deutfchland oder Öfterreich-Un-
garn auf. und zwifchen der Türkei und ihren auffiändifchen Untertanen
übernahm es lediglià) die Rolle des wohlwollenden Vermittlers. nicht
mehr. Fraglich wäre es allerdings gewefen. ob der Vorfäflag des Sul-
tans. ein Stück Land an Montenegro abzutreten. die Beendigung der
Krifis und die Wiederherfiellung der Ruhe herbeigeführt hätte. Allein
Jgnatiew hatte ja auch durchaus nicht die Erhaltung des Befißfiandes
der Türkei im Auge. nur mußte er wünfchen. daß der Zufammenbruch
der ottomanifchen Herrfchaft nicht auf einmal erfolge. fondern allmäh-
lich. damit Rußland nicht zur Einmifchung und zu Blutvergießen ge-
zwungen würde.
Leider war man jedoch in St. Petersburg fchon
anderweitig gebunden. Prinz Alexander von Heilen. der
Bruder der Kaiferin Maria Alexandrowna. war nämlich in einer ver-
traulichen Mifiion vom Kaifer von Öfierreich zum Zaren gefandt wor-
den; und ihm gegenüber hatte fich der Zar durch die Erklärung gebun-
den. daß er ohne Wiffen des Kaifers von Öfterreich auf der Balkan-
halbinfel keinerlei Schritte panflawifiifchen Charakters unternehmen
werde.
Zudem glaubte Gortfchakow in dem Programm Jgnatiews Abfichten

auf den Pofien des Minifters des Auswärtigen fehen zu müffen und be-
mühte fich deshalb. das Gefühl der Abneigung. das er feit 1855 gegen
Öfterreich hegte. unter dem Einfluß des Neides auf den Fürften Bismarck
auf der einen und der Rivalität Jgnatiews auf der andern Seite bezwin-
gend. die Wagfchale zu Öfterreichs Gunfien zu beeinfluffen und die
politifchen Anfchauungen Jgnatiews zu diskreditieren.
Jn der Tat verfah der Zar die Depefche Jgnatiews. anfiatt mit
den gewohnten anerkennenden und billigenden Worten. mit Randbe-
mcrkungen. aus denen Mißbilligung und Gereiztheit unfchwer zu erfehen
waren. Neben die Stelle. wo Jgnatiew von der Ergebenheit des Sul-
tans Abdul Aziz fprach. fchrieb er fogar: ..Je 1171i que faire (le 80:1
amjti
NachAnficht des Fürf'tenGortfchakow kam es dar-
auf an. mit Öfterreich unmittelbar zu verhan-
deln und vor allem Deutfchland nicht in das Ge-
h eimnis einzuweihen. Rußland kehrte alfo wieder zu den
politifchen Traditionen Maria Therefias und ihres Sohnes Jofef ll.
zurück. Während aber das frühere Preußen nur ein kleines Königreich
war. f'tellte das damalige Deutfchland eine erfiklaffige Militärmacht
dar. Zudem lag feine äußere Politik in der Hand eines Staatsmannes.
der feine Genialität durch eine ganze Reihe großer Erfolge bewiefen
hatte. Die ruffifche Diplomatie hätte vielmehr die Gefühle perfönlicher
Gegnerfchaft überwinden und mit der dominierenden Stellung Deutfch-
lands rechnen müffen. Wollte Gortfchakow wirklich eine Politik im
großen Stile beginnen. fo mußte er Jgnatiew von Konftantinopel nach
Berlin verfeßen. um fich. gefiüßt auf deffen diplomatifches Gefchick. mit
dem Fürften Bismarck auf die eine oder andere Weife auseinanderzu-
fehen. Der alte Kanzler tröftete fich jedoäj mit der Hoffnung. es werde
ihm gelingen. den Fürf'ten Bismarck zu umgehen und hinter feinem
Rücken die Balkanfrage nach feinem Wunfche zu löfen. Das Mittel
hierzu war nach feiner Anficht die entente d. rien): mit
Öfterre i ch. An Stelle des Jgnatiewfchen abwartenden Pro-
gramms. das in feinen Hauptzügen auch der Politik der iibrigen euro-
päifchen Mächte entfprach. ifolierte fich Rußland alfo von
jetzt an mit Öfterreich. rü>te von den Seemächten England.
Frankreich und Italien ab und ficherte fiäj in keiner Weife gegenüber
Deutfchland. Es brauchte fich in feinem Übereinkommen mit Öfter-

Hinter de * .iliffen ter Diplomatie H. Rottmam*
'MH nur de.- flei-.ifce *IX-73 ',1 . .*en. nnd Rußland ftand in visit-ge.-
*Zinianlmi dem fefigefÖlWU---q *"iege det iibrigen Mächte gegeniilc-
Zin.) was nai- dak- - i-dethaupt von Öftetteict-
lj :i g a : n ,zu e t w a k t e n!" Erklärte es vielleicbZ, naäkdem der
Kai-,Hk Fi. .ii Joief nimm-et dem Zaren feine Ergebenheit [kette vctf'ieb-.n
:ii-cn, *Kine 7ikcreikwilligicit, Rußland zu helfen und in Glii> und Uri
cine* ftin Weichick zu teilen? Keineswcgs'. Es gab det' tufiif-,k-en Arm-e-
-inr 'feine Erlaubnis, in die ftmtegiiilke SaFgaffe, genannt Bailnnhail--
:np-l. contre-(fen, und verfp-aeh ibm feine diplomatifche Hilfe. Mi!
('na(.*.id :ind Denkfehland entzweite es fich nicht, fondern unterbiqli. 18***_,.e2.*e-l mit beiden
Niaaften bis zuletzt die denil 11- bcften X-xzitiz.'n,ie-
11km- niiee. waiz iwifcl-en Wien und Petersbnrg verhandelt trend*
ii*2:!-'e B :mai-cf zudem eingehend unterriclnet. Auch behielt fich Ö'ft.;
tried, ..ne Rußland direkte Hilfe zu leifiem obendrein das Recht voe-
fil-1". :few *.*c-tzugehen, fobald es dies ftir notwendig halten werde. 'Z-
-mon- Rußland alfo das Rifiko nnd die Lafien eines etwaigen Kriege!-
um* auf fick, wiihrend Öfterreieh-Ungarnf in freundfihaftlithen Pe
ziebimgen mit den Feinden Rußlandv lebend und im Rücken dc.- ri 7
.fh-:n Armee feine Streitkräfte unverfihrt erhalte-nde alle Trümef- *.7
feine .Hand bekam. D i e g an z e A b m a ch n n g zioifchen den 'ec-"een
Mächten bildet fon-.it ein in der Gefcbiafte beinahe nnerhöete .k
Beifniel eines marcließae (Kopen,
A u ß er d e in aber dient das Übereinkommen noch a l s e Z n B e-
weie für den alten Erfahrungefaß- daf-4 das fehle-ä)-
t-i'.e S, qftcm, wenn ce nur folgericbtig durchgeführt
wied, immee noch befier ifit als daß zwei oder drei
.- olletne gleichzeitig nebeneinander beftehen und
7 -e ei* e immer wieder das zei-"fortx was das andere zuvor gefchaffen hat.
Ziegen die Beeinfläge des Generals Ignatiew richtig oder falfH ge.
wefen feith ','ie wurden in Petersburg nicht gebilligt: die vom Smian
angebotene Freundfchaft wurde vom Zaren abgelehnt. Dan-ii alu.:- wat-
det Moment gekommem wo es befier gewefen wätef wenn Ignatiem den
Pofien vtklnffen hätte. auf den er ein Jahrzehnt mit font-en! Erfolge
tätig gewefen war, 'Sc-'n weiteres Vetbleiben in Konfiantinovel bracht-.-
nn: Sax-*iden- ebenf: *ik-m felbjt wie der cnffif-Hen (Zaäfe. Denn natur-
.iemn'ß fuhr er! di". Urinal-eit und die Schwankungen der offiziellen In-
ii *.?ficn-.n iii-Emittent', f--itf nach feiner eigenen Anffafinng nnd liber-
3»-:ig*in_z .u wiilem :ind wahrend Ntwiww nnd Andtaffo an dem öfter-
1.(-

Hans von Marees: Bildnis des
Oberï¬leutnants Georg von Mat-Ges.
(Mit Erlaubnis des Marktes-Re-
produktionen-Verlags in Halle)
Zum Artikel von Julius Meier-Graefe.

I
**'K
/'1 *-z 17i(.t1 . K c-
. 977-77

reichifch-rufiifchen Sonderübereinkommen arbeiteten. verhandelte er mit dem Marquis Salisbury auf völlig entgegengefeßter Grundlage. Nicht genug damit. kam es fogar foweit. daß A n d r af f y. um den Einfluß Jgnatiews unter allen Umftänden zu befeitigen. forderte. daß diefer in die zwifchen Öfterreich und Rußland geführten Unterhandlungen überhaupt nicht eingeweiht wiirde. So gefchah das Unglaubliche. daß der ruffifche Gefandte in Wien. N o wiko w. mit Erlaubnis des Fürften Gortfchakow dem öfterreichifchen M'inifter fein Ehrenwort gab. daß der General Ignatiew nichts von der Konvention erfahren werde.

Schluß in der Mai-Nummer.

Q

Arthur Seidl:
Das Ereignis der Dresdner ..Richard-
Strauß-Woche“.
Fortfeßung.
ll.
An den Vormittagen der ..Strauß-Woche“ war ich fleißiger Gafi in
meiner lieben. von früher her fo wohlvertrauten Dresdner Gemäldegalerie.
Welches Glück fiets wieder. durch diefe Säle alle zu fchreiten und am Schluffe
die ..Madonna Sifiina‟ zu erleben ! Aber ..Sirtinifche Madonna" und..Elektra"
oder gar „Salome“ - wie reimt fich das wohl zufammen? Oder beffer:
wie kannft du es an ein em Tage in einem und demfelben Bufen und
Gemüte bei dir felber vereinigen? Gemach nur. gemach! Es geht fchließ-
lich doch zufammen. ebenfo wie fich fchon in den Sälen diefer Sammlung
die „Madonna" mit den ..Salome's" der alten Meifier und wiederum die
Gefialten oder Vorgänge der Ehrifienlegende mit denen der Antike für
das Schauen auch ganz zwanglos zufammenfinden! Erfiaunt frägt man fich
da. gerechter Weife: Warum denn finden wir an f ol ch e m Orte die antiken
Erotismen. die blutigen großen Schlächtereien. die perverfen Herodias-
töchter mit ihrem Johanneshaupte in der Schüffel. gemalt auf der Lein-
wand. nicht ebenfo anfiößig oder abfioßend. wie dargefiellt auf der Bühne?
Und warum erregt es denn nicht unfer kirchlich-religiöfes Ärgernis. auf
Paolo Veronefe's fiolz venezianifcher ..Hochzeit zu Kanaan" den Herrn
Iefum. der fich doch ausdrücklich als ..nicht von diefer Welt“ bei Lebzeiten
bekannt hat. inmitten folch' reichen Prunkes und Gepriinges. in einem welt-
lich-glanzvollen Rahmen vorzufinden. mit dem er und feine Lehre nun
einmal nichts zu fchaffen hatte? Gar bald merkt man aber. daß es fich hier
nicht mehr nur um rein technifche Kunfifragen. fondern vielmehr um
tiefere Kulturprobleme notwendig handelt. daß wir über die Einzel-
pfyche des Schaffenden hin aus. der hier nur ein geniales. doch be-
fcheidenes Werkzeug ernfier Weltideen bleibt. zur großen Kulturpfyche der
Menfchheit übergehen müffen- fortzufchreiten haben. Und der alfo erwei-

terte bezw. geklärte Blick erkennt alsbald deutlichj daß fich jene große
Menfihheitkulturj in Höhenzug wie Dekadencej von jeher vornehmlich nach
drei wefentlichen Hauptrichtungen bewegt hatj als da find: Vergött-
lichung des Menfchlichenj in der Erhebung zum Übermenfchen; das Menfch-
lich-Allzumenfchliche des Rein- und Nurmenfchen als folchenz endlich
die Bei-tierung des Menfchlichen zum Untermenfchen. Beifpiele fiir die erfi-
genannte Richtung wären u. A. Dantej Zauberflötej Faufij Parfifal und auch
eben jene „Sittinifche Madonna" : eine Barfußtänzerin der Renaiffance aus
der „Harmonie der Sphärenlß bei deren lichtem Herabfchweben im rhyth-
mifchen Schwunge edelfier Linien kein Befchauer frevelnd mehr an das
moderne Schlagwort einer „Nacktkultur" denken wird; eine firahlende
Mutter von arifiokratifcher Unnahbarkeitj durch deren jungfriiuliche Un-
beriihrtheit der Menfch zur Erlöfung überwunden ifi und das Göttlichej
gleichfam wie ein Allerheiligfiesj als Myfierium hinter dem weggezogenen
Vorhange hervor-j unter vollendetem Gleichgewichte reinfier Farbenwerte
wahrhaft anbetungswürdig in die irdifche Erfcheinung tritt, Symptome
und Dokumente wiederum für die letztere Kulturfirömung wären etwa
alle die Leda'sj Io'sj Europa'sj trunkenen Satyrn oder gar Salome's
u. ah die ins Untermenfchliche hinüberklingen oder hinabführen, Ausflüffe
und Vertreter aber jener oben aufgezeigten mittle re n Tendenz und
Mittellinie find neben einem Prometheusj Philoktet auch wieder
die germanifche Kriemhildj der nordifche Hamlet u n d die antike Elektra.
1.- ac *
„Wir müffen über die Antike umlernenE fo fagte ich fchon anläßlich
meines erfien Artikels zur Sache im vorigen Hefte„ wenn anders wir näm-
lich der Hofmannsthal-Strauß'fchen „Elektra" wirklich gerecht werden wol-
len! Gewiß ifi diefe neuzeitliche „Elektrall-Dichtung nicht ohne weiteres
als „Antike‟ an zufprechen; natürlich ifi Hugo von Hofmannsthalj der Dichter
ihrer modernen Faffungj troß aller fchuldigen Berufung auf fein hellenifch
Vorbildj noch lange nicht Sophokles. Allein es ift eitel Bildungsheucheleij das
klaffifche Drama der Antike mit Chören - Afchylosj Sophoklerh Euripidesj
etwa gegen Hofmannsthal-Strauß und ihr Mägdeenfemble o h n e allen
Chor äfihetifch ausfpielen zu wollen. In der Afchyleifchen „Orefiie" e r -
leben wir die blutrünfiig-meuchlerifche Abfchlachtung des edlen Aga-
memnon unter atemlos laufchender Spannung der Umf'iehenden ebenfo
hinter der Szene; und bei Sophokles lautet der Elektra aufmunternder
Ruf an Orefi ins Haus hinein eher n o ch graufamer: „Kannfi duj fo triff

fie fiärker noch!" - ganz abgefehen auch davon. daß Ehryfothemis dort
durch ihre mehr praktifche Klugheit und ein realpolitifches Verhalten weit
weniger fympathifch erfaheint. Richard Strauß felber kennt feinen Sophokles
fo gut und genau wie nur irgend einer. hat er doch fchon am humanifiifchen
Gymnafium zur Schüleraufführung ..Elektra'i-Ehöre ehedem komponiert!
Vollends mit ch rifilirh e n Einwänden darf man ihm und feinem Tett-
autor nicht etwa kommen wollen; daß ein derartiges Argument fchon
bei ch r i fi l i ch e n Malern gelegentlich niayt mehr verfängt. wie viel mehr
nicht einem antiken Drama gegenüber erfi recht deplaciert erfcheint. das
haben wir uns bereits oben bei einem Paolo Veronefe recht klar machen
können. Wohl aber gibt es noch immer zw e i e rlei. ganz verfchiedene
und höchft gegenfäßliche Arten von ..Antike“; und vor allem müffen wir
uns erfi fiark und befähigt dazu machen. auch jenes fi a r k e Griechentum
elementar ausbrechender Leidenfchaften und rauh-primitiver Urempfin-
dung eines R e in - menfchlichen o hn e alle chrifiliche Zähmung --
kurz: die peffimifiifche Antike erhabener Refignatio n. die troß allem Furcht-
baren dennoch „Jul“ fagt zum Leben - beherzt auszuhalten und kraftvoll
zu ertragen: ..So fierben - fiegend. vernichtend!" wie es
am Schluffe von Friedrich Niehfches Dionyfos-Dithyrambus ..Leßter Wille“
heißt - d a s ifi's. was wir (ungeachtet all unferer humanifiifch-hellenifchen
Bildung) von den Griechen erfi noch lernen müffen!
Schon einmal (in meinen Vorträgen vom ..Modernen Geift in der
Tonkunfi“z Berlin 1900. ..Harmonie") hatte ich darauf hinzuweifen. wie
ein Nießfche für die Ausgrabung und Erweckung griechifcher Antike im
19. Jahrhundert etwas ganz Ähnliches wie weiland Winckelmann im
18. Jahrhundert geworden fei; wie er uns in Verbindung mit Jakob Burck-
hardts ..Kulturgefchichte der Griechen‟ erfi die fo notwendige. lebendige
Ergänzung zu jenem einfeitigen Winckelmann'fchen Ideale noch gebracht
und heraufgeführt habe. fo daß wir die beiden Gegenpole der hellenifchen
Welt und griechifahen Geifies nunmehr fcharf zu erkennen vermögen. Diefes
Erbe aber ifi von uns tatfäohlich fo recht erfi anzutretenz und es lebt zweifel-
los in diefer. und zwar noch mehr der Strauß- als der Hofmannsthal'fchen
„Elektra“. die ihm beredfame Worte gegeben und zeitgemäßen Ausdruck
nunmehr verliehen hat. Diefe beiden Gegenpole find nun einmal: Ethos
und Pathos; das ..Apollinifche“ eines mehr ruhenden Tra um-Bildes
in edler Einfalt. plafiifcher Würde und fchönem Ebenmaß der Linien. -
,und das ..DionyfifcheU eines überfchäumenden. ekfiatifchen Ra uf ch es
in bewegten Rhythmen und einem erhabenen Ubermaße der Formen.

D ort: Symmetrie und überfichtliche ..Melodie“; hie r: freies Metron.
wo nicht Ametrie und ..unendliches Melos". D o rt: der geruhige ..Apoll
von Belvedere“ oder die ..Venus von Milo“ das Ideal der Zeit mit ihren
Ausgrabungen; hier: die ..tanzenden Mänaden" vom Pergamon-Fries
oder von der Via Preneftina als kofibare. hochbedeutfame Funde u n f e r e r
Tage. So verhält fich denn Winckelmann - Leffing-Goethe zu Burckhardt-
Nießfche ungefähr wie Gluck'fcher Stil zu R. Straußens Weife. demgegen-
über eines Mendelsfohn antikifierende Chöre fo etwa flache Literatur-
oder impotente Philologie-Antike nur bedeuten wiirden. Man könnte
(entfprechend oder analog) zuletzt auch von einem mehr männlichen und
einem weiblichen Griechentume fprechen. zwifchen denen der Zwitter einer
Art von Hermaphrodit-Antike (eben Mendelsfohns archäologifches Mafi-
zieren) jufi mitten inne läge. Wie dem nun auch fein mag. fo viel ifi ficher:
mit dem Winckelmann-Ideale unferer Klaffiker und den archäologifchen
oder philologifchen Experimenten unferer Sahulmeifier ift Geifi und Wefen
der Antike jedenfalls noch lange nicht erfchöpftz und mit Fug und Recht
hat fchon einer der vo rbereitenden Effays zur Dresdner Tagung im
Feuilleton eines vielgelefenen Blattes (der feinempfindende Felix Zimmer-
mann in den ..Münchner N. Nachrichten“) den ganzen. entfcheidenden
Nachdruck d a r a uf verlegt. daß Hofmannsthal-Strauß nicht ohne guten
Grund die vorgefchichtlich-rauhe mhkenifche Urzeit mit Eyklopenmauern
in noch rohen Quader-n als Lokale und Milieu befonders betonen. Hier
ifi der Menfch noch ..Menfch". hier d a rf er's fein! Allerdings herrfcht
und züchtet hier auch noch keine Spur irgend einer chrifilichen Anwand-
lung; aber trotzdem waltet ein fiarkes Ethos fchon in dem hochflutenden
Pathos. befteht als fittliches Ziel und foziale Aufgabe elementarer Rechts- wie
göttlicher Weltordnung eine äußerft firenge Moral der vernichtenden Blut-
rache. Und. wie felbft fchon der führende Chor in der Sophokleifchen „Elektra“
unbedenklich anerkennt: es kann Unerhörtes. Entfehliches. ganz Außerordent-
liches im Menfchenleben geben. dem gegenüber fein Wort verfagen muß.
feine Lehren. Betrachtungen. Ermahnungen nichts befagen und nicht
mehr gelten. weil es fich feiner Beurteilung zuleßt doch entzieht als ganz
erorbitantes. aus dem gewohnten Kreife herausfchreitendes. Erlebnis.
(Ähnlich fagt der alte Republikaner Verrina im Schiller'fchen..Fiesko“.
feine abnorme Mördermiffion rechtfertigend: ..Es gibt Taten. die fich
keinem Menfchenurteil mehr unterwerfen - nur den Himmel zum
Schiedsmann erkennen - d a s ift eine davon. Geh! Ich will weder
deinen Tadel noch deinen Beifall.“) Wer zumal in eine folch' grauen-

hafte Ausnahmekonfiellation und tragifcheVerfirickung mit feinem Lebens-
fchickfale hineingef'iellt erfcheint. alfo daß alle moralifchen Halte und gefell-
fchaftlichen Bande. felbfi der nächften Familie (bis auf den einzigen Halt
und fefien Pol: „Bruder“). tranken gleichwie der eigene Dafeinsboden
unter den Füßen. für d e n hat ja auch das Leben aufgehört. von Wert
zu fein. -* für ihn wird das Dafein zum diifier-tragifchen Gefchicke ohne
jedes Glücksanrecht. zur fchweren. dem Wahnfinn in die Arme treibenden
Laft oder zu einer einzigen. aufopfernden Pflichterfüllung von eiferner
Notwendigkeit: Lebensgenuß und Dafeinsfreude find unter fotanen. tief-
fchmerzlichen Umfiänden ohnedies fchon dahin. für immer verfcherzt und
verloren. Gewiß nicht eben „verföhnend“ oder befonders „erquicklich“
mutet das uns an. vielmehr ift es voller Schrecken und atemverfeßendem
Erfchauern ob der graufigen Abgründe und gräßlichen Schlünde. die fich
da vor unferen entfelzten Blicken auftun. in markerfchütterndem Wehe
tobender Seelenausbrüche und fchriller Mißklänge an unfer Ohr fchlagend
-* nicht „Harmonie“ alfo. fondern „Diffonanz“; aber doch beileibe nicht
„Kakophonie“! Denn wer. der die Pfychologie diefes gewaltig waltenden.
zermalmend erhebenden Menfchendramas bis hierher aufmerkfam verfolgt
hat. der Modernes mit Antikem vorurteilslos zu vergleichen und den Seelen-
ton wie Geif'iesuntergrund in diefen hart einherfchreitenden Vorgängen
ernfilich mit zu würdigen weiß: wer wollte nicht -- nach des alten Arifio-
teles unvergänglich guter Lehre - gewaltige „Furcht“ vor den dunklen.
jähen Tiefen des Lebens und machtvolles „Mitleid" mit dem alfo ver-
härmten Menfchengefchöpf anläßlich diefer ergreifenden ..Elektra'l-Hand-
lung empfinden. wo er bei „Salome“ im Grunde doch nur Ekel und Haß
empfunden?! Salome: einTier - nicht mehr Menfch; Elektra hingegen:
ganz Menfch - nicht Tier (als welches fie den niederen Mägden nur
e r f ch ein t)l „Jft fie nicht ein Königskind. und duldet folche Schmach?
_Es gibt niahts auf der Welt. das königlicher ifi als fiel“. . .. „Gepreßter
Atem. pfui! und Röcheln von Erwürgten. nichts Andres gibt's in diefen
Mauern!“.... „Sie haben etwas Fürchterliches vor!“.... „Was haben
fie gemacht mit deinen Nächtenl“. . .. „Ein Bett von Balfam. darauf die
Seele ruhen kann. die e i n e Wunde ifi. ein Brand. ein Eiter. eine Flamme!“
„Wir find bei den Göttern. wir V ollbring en d en!“.... „Tanz'
und fchweige!“ - d a s find die bedeutfamen Angelpunkte unferer fo
großartig wilden Handlung: jucipjt: tragoeäja 0regteja, Und man muß
da noch näher im Einzelnen nachgehen. wie felbftändig der M u f i kd r a m a -
tike rSrauß mit dramaturgifch wirkfamen. beträchtlichen Kürzungen an der

Originalvorlage verfahren iftz wie feinfühlig er fich beifeinenz vom „Elektra"-
Dichter befonders gewünfchten .hinzufügungen oder Umfiellungen im Terte
erwiefen hatR um es vollends zu begreifenx daß es i h m glücken konntez den
Autor-Poeten noch wefentlich zu verbeffernf in feinen Intentionen erheblich
zu vergrößern und zu vertiefem ja fiellenweife fogar fchon ganz vergeffen zu
maäyen; während doch Oskar W i l d e ' s Drama feinerzeit durch den Hin-
zutrit feiner Mufik nur noch dekadenter herauskommen wolltex eher noch
vergröbert und unangenehm verfinnlicht erfchien,
Gerade die umgekehrte Wirkung von damals ift alfo diesmalz erfreu-
licher und packend-hinreißender Weife„ eingetreten: alles Sinnliche ift enorm
durchgeiftigtz das Pathologifche zum hohen Pathos erhobenx und - wo
dort allenfalls noch die Hyfterie a'nno naerore anklingt - diefes Kleinliche
zUr Gefundheit des tragifchen Kothurns und zur Wucht wahrhaft antiken
Ernfies hier erlöft bezw. hinübergerettet. „Auch ich wurde anfangs durch die
geniale Auffaffung der Chfoldt (als „Elektra") beeinflußt; aber allmählich
drang in mir die Erkenntnis durchz daß die Elektra den g r o ß e n drama-
tifchen Zug haben muß. Ich denke fie mir als die Perfonifikation der Rachez
und als Rachegöttin habe ich fie denn auch mufikalifch charakterifiert.“
Diefe Worte aus des Komponiften eigenem Munde gegeniiber einem
Interviewerz lange noch vor den Dresdner Aufführungenh fie bilden
fo den Schliiffel nun zum Ganzen. Und darum ifi auch nichts widerfinniger
und ungerechterf als oberflach nur wieder beim Äußerlichen zu verweilen
undz in wohlfeilen Vergleichen fäzon fiecken bleibend etwa zu fagen: daß
hier die Perverfität nur eben von der Hyf'terie abgelöft wordeny an die
Stelle des Judengemaufchels das Mägdegekreifch im Quintettfatze nun ge-
treten feix daß die „blutrünftige Phantafie“ und „ruchlofe Handlungsweife“
in beiden Werken fo ziemlich diefelbe bleibeh auch in der Diktion- d. h. in
fo manchen thpifchen Redewendungen oder ähnlichen Motiven und Per-
fonenz aber felb| in der Ouvertürenlofigkeit und dem Einakter einer nächt-
lichen Handlung anf unveränderter Szene mit Fackeln und fpielenden
Rotlichternz in der Tanzraferei etc. etwas wie Rezeptwiederholung doch
deutlich hervorgucke - ganz abgefehen noch davonx daß fchließlich b e i d e n
Werken der Charakter der „Katafirophe‟ (letzter Akt einer ausgefallenen
Reihe vorausgegangener Vorbereitungen darauf hin) nach Art des italie-
nifchen „Verismo" gemeinfam wäre. Wer hier über den zufälligen „Ana-
logien" noch immer nicht die tief greifenden Unterfchiedefehen will oder
erkennen kannh der ifi für Ku n fibetrachtung wohl überhaupt rettungs-
los verloren. *
-t *

So will ich denn hier zugleich auch ganz offen fagenx worin mir eine „Salome" - wie ich mich eben jetzt wieder„ anläßlich ihrer folennen Wiederholung zu Dresdenz leider überzeugen mußte - troß all meiner perfönlichen Freundfchaft und Verehrung für Strauß noch immer u n goutabel bleibt- warum ich fie meinem Gefchmacke nun einmal nicht „affimilieren" kann. Daß fich in diefem abweifenden Urteile moralifche- der Kunfi fremdex Argumente und Hintergründe- kirchlich-religiöfe Unterftrömungen bei mir geltend machtem erfcheint von vorneherein ganz ausgefahloffen. Hatte ich doch von der Uraufführung des Wilde'fchen D r a m a s im „Akademifch-dramatifchen Vereine“ zu München feinerzeit den entfchiedenfieny fo zu fagen zwingenden Eindruck davongetragen- daß diefe glänzendeF intenfiv-anfchauliche Entrollung des Kulturbildes der judaifchen Dekadencep folch einprägfam-iiberzeugende Schilderung von der Fäulnis der Sitten und eines Verfallmilieusp in das der religiöfe Heldz Prophet- Erlöfer und Weltheiland hinein geboren wardx weit eindringlicher und über feine Erden-Miffion ungleich belehrender auf Anfchauung wie Gemüt wirken müffex als manche noch fo gut und ernft gemeinte Bibelpredigt unferer Herren Paftoren.
Alleiny was ich künftlerif ch vermiffe- ifi der dramatifch-notwendige Gegenfaizx der lebendige Kontrafi hierzu; des „Iochanaan‟ Geifieswefen und Weltanfchauung ift weder voll und tief ausgefchöpftz noch auch entfprechend charakterifiifchz auf dem Grund etwa fynagogaler Pfalmodien und altjüdifcher Mufiküberlieferung im archäifchen Ton aufgebaut (wie etwa ein Wagner das Kunft- und Zunftmilieu feiner „Meißerfinger‟ künfilerifch fo wirkfam und ungemein plaftifch aus Bach-Händel'fcher Formengebung gleichfam herausdefiilliert - „fiilifiert‟ hat; Wilde hat als Dichter diefe orientalifche Phantafie in üppigen Iuwelengleichniffen und Blumen- oder Fruchtbildern wenigfiens getroffen). Auch des Iochanaan Religions-Lehre oder Buß-Predigt müßte als eindrucksvoll mind efte n s gleichberechtigh wo nicht bereits überragend in wahrhaft leuchtenden Farben- wie die orientalifche Sinnenverderbnieh hell erglänzenx ftatt deffen er mehr vom Standpunkte des fkeptifchen Autors (Komponiften) oder aus dem Gefichtswinkel der Prinzeffin: als „wunderlicher Heiliger'h eine „verbotene Frucht" gleichfamz die nur um fo mehr reiztx und als „Euriofite“ nur eben„ hier aufgenommen erfcheint. Zwar hat diefer „Johannes“ in feinem großen Hauptthema unter Straußens eigener Stabführung diesmal etwas breitere Züge angenommen und auch entfchieden impofantere Phyfiognomie gewonnen als vordem unter Schuchs Direktion; im Übrigen aber lehrt und ifi er trivial wie noch mals irgend ein Naturapoftel oder Laien-

prediger. Daß wir in jener „Salome“ ferner fo r m ell weit mehr noch
eine ..fymphonifche Dichtung mit lebenden Bildern“. hingegen in der
„Elektra“ ein wahrhaftiges Drama von machtvoll ausfchreitender Hand-
lung. vorwärts drängender Kraft und atemverfeßender Spannung wie
innerlichen Wirkungen vor uns haben; fowie. daß W i l d e 's Profa auch zu
einer mehr zerhackten. aphorifiifch-abrupten mufikalifchen Diktion in bunt-
fchillernder Detailmalerei wie bizarrer Pointierung den Komponiften
verleitet hat. wohingegen Hofmannsthals Versdichtung ganz unwillkürlich
zu mehr gefchloffenen metrifchen Gebilden und in größeren Linien wieder
zufammenfaffenden mufikalifchen Formen rein ftilifiifch führen mußte.:-
das fei hier nur gefireift und ganz nebenbei als fachlich mit erwähnt. Kommt
man mir aber mit der großen. fchlechterdings gefchmacklofen (Berliner)
..Erlöfungstheorie“ bezüglich des Salomekuffes und Opernfchluffes -
je nun. fo meine ich erfiens: ..Sättigung ihrer perverfen Lüfte und
fadiftifchen Launen“. jawohl - aber beileibe nicht ..Erlöfung von einem
mißleiteten. zum Böfen erzogenen und ungezogen-verzerrten Willen“
Und d a n n empfinde ich überdies noch: ein gewiffer Goethe hat diefes
Problem einer Erlöfung der Dirne. wenn es denn fchon ein folches fein foll.
in feiner Ballade vom ..Gott und der Bajadere“ längfi weit plaufibler
doch gelöfi. Immerhin zugegeben einmal. daß Richard Wagner gar nicht
fo unrecht gehabt haben könnte. als er in feinem ..offenen Briefe über
Frz. Lifzts finfonifche Dichtungen“ (Bd. lt'. feiner ..Gef. Schriften") den
denkwürdigen Sah niederfchrieb: ..Die Mufik kann in keiner Verbindung. die
fie mit anderen Künfien eingeht. aufhören. die e rl ö f e n d e Kunfk zu fein“
- was folgt nun gerade für unferen Fall daraus? Ich denke: daß folche un-
vermeidliche Wirkung fich doch auch bei einer m u fi k a l i f ch e n „Salome“
im idealifierenden Sinne äfthetifch in der Tat rnit geltend machen muß
und dann erfi recht der fatalfie. pfychologifche Nonfens bezw. dramaturgifche
Defekt für den Ausklang hierbei entfieht. Denn ich vertrage diefes
Drama als gefunder Menfch ..äfihetifch“ doch überhaupt nur. wenn fich
mein phyfiologifcher Ekel vor diefem Scheufal in Menfchengefialt zum
Schluffe in den. felbft bei dem Wüfiling Herodes noch moralifch mit anklin-
genden. Entrüfiungsausruf radikal auslöfen kann: ..Man töte diefes
Weib!“ Ift fie jedoch inzwifchen weihevoll ..erlöfi“.-was foll dann noch
d i e f e s ..erlöfende“ Wort? Das ganze Drama fteht dann einfach in der
Luft und - ich kann mir da nun einmal nicht helfen: der angefammelte
Ekel fchlägt fich mir vernichtend alsbald auf die leidigen Magennerven.
Daher denn auch d i e s mal. wie ftets vorher. eine förmlich phyfifche Zer-

fchlagenheit bei mir in allen Gliedern. als Refultat folch' verwegenen
„Spieles“ mit dem Blute. Nein. nein - und abermals nein! Dem Ganzen
vermögen wir höchfiens noch angemeffen beizukommen. wenn auch kaum
vollauf gerecht zu werden. wenn wir es rein „artifiifch‟ nehmen und als
„Variete“ in jenem weitefien Sinne zu faffen fuchen. in welchem der geift-
reiche Kopf Oskar Panizza fchon anfangs der neunziger Jahre mit einer
befonderen Studie in der Eonrad'fchen „Gefellfchaft“ das Uberhandnehmen
des Varietes und fein überwucherndes Eindringen mehr und mehr felbfi
in die ernfie Kunfifphäre herein haarfcharf prophezeit hatte. (Auch etwas
Anderes übrigens hat er. unheimlich-vifionär gleichfam. feinerfeits voraus-
gefehen; als er nämlich. die Allüren unferer fhmbolifiifchen Dichterlinge
wie gleicherweife Hartlebcns Art und Weife perfiflierend. im „Kunfiwart“
ehedem folgende Spott-„Phantafie“ etwa veröffentlichte: „Ein Engel trat
herzu; der hielt in feinen Händen ein abgefchlagenes. blutendes Haupt.
Und ich frug den Engel. ob es das Haupt Otto Erich Hartlebens wäre.
Der Engel verneinte es. Jch ä rg erte mich aber. daß es nicht das
Haupt Otto Erich Hartlebens war.“ Jedermann erinnert fich noch der
graufigen Vorgänge mit dem abgetrennten Haupte des Dichters beim
Tode Hartlebens vor einigen Jahren. Das abgefchlagene Haupt Otto
Erich Hartlebens und Jochanaans. die „Salome“ von Wilde. Klinger
und Strauß und die Literatur-Salome's. Lou's. Lolo's. etc. bei Wede-
kind und Nießfche - dazu Panizza felber heute im Jrrenhaus: eine wahre
Gänfehaut kann einen fchon überlaufen bei der nachdenkfamen llberfchau
über unfere korrnmpierte Zeit und einer fiillaufmerkfamen Kulturbetrachtung
unferer Tage!) Doch. um wieder auf befagtes „Variete“ zurückzukommen:
Mimi. tanzt. räckelt. fchleift und fchnalzt. lockt. girrt und zerrt gar noch.
wie in Dresden. eine Aino A ckts „höchfi naturwahr“ diefes entmenfchte
Frauenzimmer auf der Bühne herum - nun. fo wird das „Variete“
zwar noch vollends echt und der Darfiellungsfiil 9- 19- kelllme falklle
ganz „ideal“. aber auch das „Tier“ einer depravierten geilen Raffe dann
vollfiändig und die Sache nur um fo unausfiehlicher für mein perfönliches
Empfinden. So fieh' ich hier und ka n n nicht anders: „Jch will dich
nicht anfehn. Du bifi verflucht. Salome. du bift v erfl u ch t!“ (Text.
S. 22.) „Der Kopf eines Mannes. der vom Rümpfe getrennt ifi. ifi ein
ü bler Anblick!“ (S. 40.) ..Sie ifi ein Ung e h e u e r. ich fage dir.
fie ifi ein Ungeheuer!“ (S. 46.) „Man tö t e diefes Weib!“ (S. 47.)
Wir dagegen wollen „Sodoms Ende“ - „das Ende!“ d. h, keine
niedergehende Raffe. fondern auffteigende Kultur,...

Schluß in d-er Mai-Nummer.

Mar Meyer (Bernftadt):
Polarwind und Erdbeben.
Zeitungsberichte:
Die Kataftrophe hat fich in unferen Gegenden. ähnlich wie bei dem
Erdbeben in San Franzisko. durch einen ungewöhnlich hohen Baro-
meterftand bemerklich gemacht.
Berlin. Wie verlautet. werden in nächfter Zeit einige namhafte
deutfche Geologen den Schauplaß der Erdbebenkatafirophe in Süditalien
zwecks wiffenfchaftlicher Forfchung befuchen. Es foll der Verfuih ge-
macht werden. die Reichsregierung für die Expedition zu intereffieren.
Wenn man fich davon emanzipiert. die irdifchen Gefchehniffe nur
nach ihren letzten. uns fichtbaren Phafen zu bewerten. und wenn man
fiatt deffen verfucht. von einem erhöhten Standpunkt aus die Entwicke-
lung zu verfolgen. fo wird man in vielen Fällen durchfchnittlich befrie-
digende Refultate erlangen und oftmals förmlich in einer Partitur
lefen können. Dies gilt nicht nur für das ganze Gebiet der Ge-
fchichtsforfchung. der Naturwiffenfchaften. der Medizin 2c.. fondern.
wie erwähnt. für alle Gefchehniff-e. die fich auf Erden und im Welten-
raum unferen Sinnen zugänglich abfpielen und deren jeweilige Phafen
wir Menfchen miterleben, Eine Epidemie z. B. ift das Ergebnis einer
Menge von Faktoren und vor langer Hand vorbereiteten Um-
|änden und Gefchehnifien; ni>jts wäre verkehrter. als beim Ausbruche
einer folchen die fymptomatifchen Begleiter. die bakteriellen Kleinle-be-
wefen. zum Ausgangspunkt der Unterfuchungen zu machen. und große
Gefichtspunkte dafür außer acht zu laffen.
Jm Vordergrund des allgemeinen Intereffes ftehen in jüngfter Zeit
die als Erdbeben bezeichneten Bewegungen der fefien Erdrinde. Die
Wiffenfchaft unterfcheidet zwei Formen der Erdbeben: einmal die vul-
kanifchen. d. i. beim Durchbruch feurigflüffiger Lava und gafiger
(Waffer-) Dämpfe entfiehenden Lockerungen und Erfchütterungen. und
zum anderen die durch Schrumpfungen der fefien Erdrinde an gewiffen
Stellen bedingten Verfchiebungen. Berftungen 2c.. welche als tektonifche
Erdbeben bezeichnet werden. Die Erfahrung hat gelehrt. daß die vul-
kanifchen Erdbeben (Ausbruch des Vefuvs. Ätna. des Krakataua 2c.)
fich auf kleine Gebiete befchränken. während die tektonifchen Erdbeben.

die Schrumpfungen der Erdrinde. die ausgedehnteften und verheerendf'ten Erderfchiitterungen darftellen. Man hat feftfiellen können. daß z. B. das (tektonifihe) Erdbeben von Liffabon im Jahre 1755 fich von Grön- land bis Afrika und Amerika ausdehnte. und daß das Erdbeben vom 6.-7. Januar 1874 einen Erfchütterungskreis von Darmfiadt bis Ne- apel. Sizilien. Algier und weiterhin bis nach Ungarn darftellte. Auch zeitlich haben derartige Erdbeben oft einen großen Umfang angenommen. fo das Erdbeben vom Jahre 1855 in Wallis. das noch im Jahre 1857 fortdauerte- und die dreijährige Erdbebenperiode in der grieihifchen Provinz Phokis vom Jahre 1870-1873 mit 35 fehr fchweren und zirka 300 mittelfchweren Erdfiößen.

Das jüngf'te Erdbeben von Meffina. das eine Reihe blühender Ortfchaften in Trümmer legte und Taufende von Menfehenleben ver- nichtete. wird von den Geologen nicht als ein vulkanifäfes bezeichnet - denn die hauptfächlich in Frage kommenden Vulkane Ätna und Stromboli waren gar nicht in Tätigkeit. - fondern als ein tektonifches. Man nimmt an. daß Sizilien von drei fogenannten „Schüttergebieten" (d. i. weniger fef'tes und abgefchloffenes. fondern verfchiedenartig zu- fammengefeßtes. im gewiffen Sinne verfchiebliches Erdreich) umgeben ift. und daß diefes befonders gefährdete Gebiet feit dem großen kala- brifäfen Erdbeben im Jahre 1783 eigentlich nie recht zur Ruhe gekommen ift. Nach übereinf'timmenden Beobachtungen kamen die Erderfchütte- rungen Meffinas im Jahre 1846 weder vom Ätna noch von den äoli- fchen Infeln. fondern von der kalabrifihen Küfte herj und die ver- heerenden Beben von 1905 und 1908 in Kalabrien boten die gleichez nicht vulkanifche. fondern tektonifche Erfäfeinung dar. -

Woduräf entf'tehen nun die vulkanifchen und insbefondere die ver- heerenden tektonifchen Erdbeben? Bei Beantwortung diefer Frage müffen wir auf die Uranfänge der Entftehung irdifeher bezw. kosmifcher Materie zurückgekommen:

Ein abfolutes Nichts oder einen lee-ren Raum gibt es nicht im Weltall, Es ift überall ein Stoff. eine Materie vorhanden. Diefer Stoff ift fiändig in Bewegung. indem er fich ausdehnt oder zu- fammenzieht. Die hierbei wirkende Kraftl) erfiheint uns als eine zwei- fache. als Ausdehnungs- und Zufammenziehungs-

1) Vergl. Ur. Koenig: Das Leben. fein Urfprung auf der Erde. Berlin 1905.

kraft. Die Zufammenziehung nehmen wir auch wahr als Kälte,
chemifche Neigung und negative Elektrizität. die Ausdehnung als Wärmez
Licht. chemifche Trennung und pofitive Elektrizität. Bei diefem Zufammen-
ziehen und Auseinanderfireben bilden fich fowohl Verdichtungen und An-
häufungenz als auäz dünne Stellen von Materie. Wir kennen die erflrren
in den Weltkörpern. die leßteren in der feinfien Verdünnung der Materie.
dem Ather.
Jede Materie kann fich nun in drei verfchiedenen Zuftänden dar-
ftellen: gasförmig7 flüffig und fefi, Aggregatzuftände find von der Ausdeh-
nung und Zufammenziehung abhängig. Ift eine große Ausdehnungskraft
vorhanden. wie z. B. bei der Sonne- fo äußert fich diefe in Wärme (die
Sonne hat zur Zeit zirka 7000" L) und in gasförmigem Zuftand der
Materie. Bei geringerer Ausdehnung und dadurch ermöglichter größerer
Zufammenziehung vermindert fich die Wärmef und die Materie tritt in den
flüffigen Zufiand, bis fie fchließliih bei Überwiegen der Zufammenziehung
unter weiterem Temperaturrückgang in den fefien Zufiand übergeht. Das
Erdinnere befindet fich zur Zeit noch im Zufiande großer Ausdehnung.
demzufolge in einer Art gasförmigem Zufiande unter fehr hoher Tempe-
ratur. und wird durch die im Zufiande der Zufammenziehung d. i. Erkal-
tung fefigewordene Erdrinde von allen Seiten ftramm umfpannt. Ur-
fprünglich war nun die gefamte Materie der Erde in allen vom Mittel-
punkt der Erde gleich weit entfernten Teilen gleichmäßig gefpannt. d. h.
jeder derartige Teil hatte das gleiche Ausdehnungs- bezw. Zufammenzie-
hungsvermögen. Diefes Verhältnis wurde aber unterbrochen. einmal da-
durch. daß das Erdinnere an gewiffen Stellen die fefie Rinde duräzbrach
(vulkanifche Emptionen). und zum anderen durch die fpätere Erwärmung
der Erdoberfläche durch die Sonne. Hierdurch entftanden verfchiedenartige
Spannungsverhältnifie auf der Oberfläehe der Erde. der Erdrinde. die
wir als die Elemente kennen. Die Mafie des Erdinnern entweicht durch
Öffnungen der Erdrinde kontinuierlich. und zwar fowohl durch das
Befireben des Erdinnern. fich auszudehnen. als a u ä) d u r ch d e n
Druck der immer fefter werdenden und dadurch
ich r u m p f e n d e n E r dr i n d e. Wir .kennen diefe Austrittsöff-
nungen des Erdinnern in den früher und jetzt noch tätigen Vulkanen.
Unter dem Einfluß der eruptiven Vorgänge haben fich nun in der Um-
gebung der Krater Veränderungen der Erdrinde herausgebildet. die in
Zermürbung. Verfäiiebung und Duräzhöhlung beftehen. Ein jeder neue
Ausbruch zieht nun diefe _ gegenüber der folider befchaffenen Erdk

rinde -- minderwertigen Gegenden mitfamt ihren oberirdifchen Be-
fiedelungen in Mitleidenfchaft. Dies find die vulkanifchen Erfchütte-
rungen der Erdrinde. die zumeift nur die nähere Umgebung der Vulkane
betreffen. Aber auch die fonftige fefte Erdrinde ift Veränderungen
unterworfen. die ihrem Charakter nach als Zufammenziehung und Er-
kaltung auftreten. Man kann fin, diefes Verhalten beiläufig vorfiellen
unter dem Bilde eines Apfels. deffen Schale allmähliäf fchrumpft und
dadurch gewiffe Verfchiebungen erleidet. wie wir fie als Falten (auf
der Erde Gebirge) und Vertiefungen (Einfenken der Erde) kennen. Wie
alles irdifche Gefchehen. vollzieht fich nun der Vorgang der Ausdehnung
des Erdinnern und der Zufammenziehung der Erdrinde rhythm if ch
oder periodifä). in gleiäier Weife. wie auch unfer Zentralkörper. die
Sonne. ein gewiffes rhythmifches Verhalten der Ausdehnung und Zu-
fammenziehung zeigt. Wie wir oben gefehen haben. nehmen wir die
Ausdehnung als Wärme und die Zufammenziehung als Kälte wahr. Es
ifi nun fehr wahrfcheinlich. daß in den Jahrmillionen die zeitlich jeden-
falls verfchiedenen Phafen der Ausdehnung und Zufammenziehung der
Erde und der Sonne fiih zeitweife unterftüßen konnten. fo daß z. B. ein
zeitliches Zufammentreffen der Zufammenziehung der Sonne gleichzeitig
mit der Zufammenziehung der Erde die Eiszeiten brachte. Gegenwärtig
liegen Anzeichen vor. daß fich die Sonne in einer Phafe gefieigerter
Ausdehnung befindet. Wie find aber die dermaligen Verhältniffe auf
der Erde? Wenn wir Zufammenziehung als Abkühlung gewahren. fo
fprechen mancherlei Umfiände für eine zunehmende Zufammenziehung
der Erde. die fich befonders in dem Gebiet der Erdrinde uns bemerkbar
machen muß. Diefe Zufammenziehung kann nun unmöglich ohne Ver-
änderung der oberflächlichen und tiefen Schichten der Erdrinde vor fich
gehen. Sie kann eine ganz allmähliche und unmerkbare fein. wie wir fie
u. a. in dem Verfchwinden oder Sichtbarwerden von Kirchtürmen. Berg-
kuppen 2c. von einem gewiffen Standpunkt des Beobachters aus kennen.
oder eine plöhliche. ftoßweife. wie fie uns die tektonifchen Erdbeben mit
ihren Umwälzungen. Terrainverfchiebungen. Erdfpalten 2c. zeigen.
Zwifihen beiden Arten find zahlreiche Übergänge möglich. die fich als
leichte Vibrationen des Bodens. unterirdifche Getöfe. Bodenfchwankungen
und leichte Erdfiöße zeigen. Überall da. wo fefies Urgeftein die Erdi-
rinde bildet. find in hifiorifmer Zeit gröbere Veränderungen der Erd-
oberfläche dura) Schrumpfungsvorgänge nicht mehr zu beobachten ge-
wefen. die eigentliäfen fchweren Erdfenkungen. Seebeben. Einfkürze

unterirdifcher Gebilde. Bodenerhöhungen 2c. find zumeift oder wohl aus-
fchließlich in der Umgebung von früher oder noch jetzt tätigen Eruptions-
ftellen (Vulkanen) zur Beobachtung gekommen. wobei wahrzu-
nehmen ift. daß die minder folide Befchaffeuheir
der Erdrinde in der Umgebung diefer Vulkane
einer Preffung durch die Zufammenziehung der
übrigen feften Erdrinde nicht ftandhalten konnte.
Es ift hierbei ohne großen Belang. ob gleichzeitig mit den
indirekten Verfchiebungen durch Preffung von den Seiten auch direkte
Einwirkungen infolge mehr oder weniger (Seebeben) fichtbarer erup-
tiver Vorgänge und Eindringen von Waffer (Küftengelände) im Spiele
waren. Für uns bleibt die Hauptfache die Kenntnis
des Vorhandenfeins einer Reihe von Stellen der
Erdoberfläche. deren Gefüge uns an der Hand der
gefchichtlichen Erfahrung den Beweis erbrachte.
daß hier eine Minderwertigkeit der Erdrinde
gegenüber Gewalten aus dem Erdinnern und
gegenüber der zufammenpreffenden Einwirkung
der übrigen. folideren Gef'teinsrinde der Erde
v o rl i e gt. Die gefchichtliche und geologifche Erfahrung hat uns der-
artige Orte bekannt gegeben. Wenn nun die Zufammenziehung uns als
Abkühlung. Kälte erfcheint. fo muß fie uns unter diefen Erfchei-
nungen auch bei der zur Zeit vorherrfchenden Zufammenziehung. auf
welche wir gus der Häufigkeit der vulkanifchenund tektonifchen Erdbeben
fchließen können. entgegentreten. Das finnfällige Merkmal einer Abküh-
lung kann nun nach irdifchen Begriffen nur eine Abkühlung der Luft fein.
die entweder ihre Urfache haben würde in einer Abkühlung der Erdrinde
oder in einem ftärkeren Uberfließen kalter. trockener. die Ausfirahlung
der Erdwärme nach dem Weltenraume geftattender Polarluft. Welche
von beiden Urfachen der Kälte die Oberhand hat. oder ob beide gleich-
zeitig einwirken und fich ergänzen. kann hier nicht Gegenftand der
Erörterung werden. Tatfache ift nur. d aß Vieles dafü r fpr i cht.
daß ein länger dauernder. kalter Polarftrom fo-
wohl dem Erdbeben von San Franzisko. als auch
dem leßten Erdbeben von Meffina vorausgegan-
gen war. Wie Zeitungsberichte melden. hat fich
in Sizilien und Kalabrien die Kataftrophe ähn-
lich wie beidem Erdbeben von San Franzisko

durch einen ungewöhnlich hohen Barometerftand
bemerkbar gemacht. Ein hoher Barometerftand ift
die Folge des Eindringens der eifigenz fchweren
Polarluft. Aber nicht nur in der Gegend des Erdbebengebietes,
fondern im Bereiche fafi der ganzen nördlichen Halbkugel zeigte fich die
auffällige Wirkung des eifigen, zufammenziehenden Polarftromes. Die
Wetterkarte vom 28. Dezember 1908 verzeichnet morgens 8 Uhr:
Wilna _31"- Bromberg _28"- Petersburg _204'- Hoyerswerda -149,
Riga _-190- Memel _16", Wärmegrade findet man - jedenfalls
als Wirkung des Golffiromes - nur auf den Faröer 097 Island +1"z
Biarriß +9" 0. Betrachten wir die Wetterkarte des ganzen vorigen
Jahresz fo finden wir ein ftetes überwiegen des kaltem trockenem ein-
fchrumpfenden Polarftromes mit kaltem hellem fternenklaren Nächten,
feltenen Niederfchlägenz zeitig eintretende firenge Fröfte fchon im
Oktober, und Verfiegen zahlreiäfer Quellen im Erdreich. Eine folche
monatelange Trockenheit der Luft, die zu vermehrter Wärmeausftrahlung
nach dem Weltenraum führen mußtez konnte unmöglich ohne Einfluß auf
die Gefamtoberfläehe der Erdrinde bleibenf um fo mehrz als auch die vor-
hergegangenen Jahre in ihrer vorwiegenden Trockenheit und Luftkälte das
Eharakteriftikum des vorherrfchenden Polarftromes in fiäf trugen.
Waren fchon die lehten Jahre erdbebenreiehz fo machte fich der zufammen-
ziehendez auskühlende- austrocknende Einfluß des vorherrfihenden Po-
larftromes im vergangenen Jahre fo |ark geltendz daß er fogar ä lte r e
v u l ka n i f ch e G e b i e t e (des fächfifchen Vogtlandes) in Mitleiden-
fchaft zog. Der neuerlich langdauernde7 von allen Seiien wirkende
Froft mußte nun den Gipfelpunkt der Erfcheinungen bringenz nachdem
die vorherigen Jahre fchon vorgearbeitet hattenz und löite die vorhandene
Spannung und Preffung an verfchiedenen von friiher her als gefährdet
bekannten Stellen explofionsartig ausz denn nicht nur von Sizilien
und Kalabriem fondern auch von den äolifchen Jnfelnz der Jnfel
Stromboliz Montenegro, Ungarn 2c. werden Erdbeben und Erdftöße ge-
meldet.
Wenn fomit ein Fingerzeig gegeben iftz welcher Hauptfaktor bei
Entfiehung der verheerenden tektonifchen - und vielleicht auch vul-
kanifäfen - Erdbeben im Spiele iftf fo kann es nicht Hauptaufgabe der
Forfchnng feinz an Ort und Stelle der Erfcheinungen Urfachen nach-
zugehen- wie nach Zeitungsberichten einige namhafte deutfche Geologen
planenz fondern es muß darauf ankommenz die entfernteren Urfachen zu

'k
f'_k-...'._1
x
i
* l
|
Hat-s 'aon Max-Ws: Die Reitf-hule.
(Mit Erlaubnis det. Mare-es: 37e-
produttionen:*-I7e:lags in Kalle)
Jun: Artikel von Julius Meier-Graefe.

erforfchen. als deren eine hauptfächliche die Einwirkung des
P o l arw i n d e s mit zwingender Notwendigkeit erfcheint. Die f e
Forfmungen hätten fim dann inder Hauptfame
auf meteorologifmem Gebiet zu bewegen. wäNmw
die geologifchen Unterfuchungen nur Bekanntes erweifen würden. näm-
lich. daß gewiffe Gebiete der Erdrinde ihrer Struktur nach eine geringere
Widerfiandskraft gegenüber Preffungen aufweifen. Der Natur der
Sache nach können diefe leßteren Forfchungen nur ein fekundäres In-
tereffe gegenüber den Forfchungen nach der Grundurfache bieten, Sie
können die ganze Konfiguration der Gegend. die Formation der Ge-
fieinsarten ec. zum Gegenf'tand der Unterfuchungen machen. gewiffe ge-
fährdete Bezirke näher befchreiben und an der Hand vergleichender
Analogien diefe oder jene Erdformation als gegen Preffungen wenig
widerftandsfähig bezeichnen. Da aber feit hiftorifchen Zeiten die ver-
fchiedenen Erdbewegungen fich nur an gewiffen bekannten. bevorzugten
Stellen in verheerender Weife einzuftellen pflegen. fo ift das Einzige und
Richtige. was die Menfchheit bei folcher Sachlage tun kann. dief e
Gebiete nicht mehr zu befiedeln, Meffina foll nun in der
Tat nicht wieder aufgebaut werden, Es wäre aber geboten. die bereits
wiederholt betroffenen Gebiete Kalabriens. Siziliens. der Umgebung
des Vefuvs. Ätna. San Franzisko 2c. als „tabu“ zu betrachten. mögen
immer auch gewiffe neue Eifen- und Holzkonf'truktionen der Häufer
gegen Schwankungen eine größere Sicherheit darbieten. Die Erde ift
nicht fo übermäßig bevölkert. daß fiir Neubefiedelungen nicht doch Plaß
wäre. Ebenfo wie auf behördliche Anordnung gewiffe Senkungsge-
biete in den Kohlenrevieren von den Bewohnern dauernd geräumt
werden müffen. fo würde die Landesregierung der Erdbebengebiete wohl
daran tun. ihre Untertanen von dem Wiederaufbau zerftörter
Ortfchaften und der Wiederbefiedelung zerftörter und ftändig ge-
fährdeter Landesgebiete abzuhalten. Wer im Wald gewandelt
ift. wird die Beobachtung gemacht haben. daß Ameifen oft gerade auf
begangenen Pfaden oder auf bebauten Ackern ihren kleinen Bau eta-
blieren und unverzagt immer wieder aufbauen. wenn auch der Fuß des
Wanderers und die Pflugfchar das ganze kleine Reich des öfteren zerftört
hat. Genau fo handelt der Menfch. wenn er die Stätte verheerender
Naturgewalten allzu vertrauensfelig immer wieder zu ftändigen Wohn-
pläßen wählt.

Marcel Herwegh und Victor Fleury:
Briefwechfel Georg und Emma Herweghs
mit Ludwig Feuerbach.
Schluß.
Ludwig Feuerbach an Emma Herwegh.
Rechenberg. 31, Juli 1865.
Liebe Emma!
Ich will Dir nur fagen. daß mir Deine unerwartete briefliche Er-
fcheinung an meinem Geburtstag große Freude gemacht hat. fo große.
daß ich. ob ich gleich mir jede Auszeichnung diefes Tages vor einem
andren gewöhnlichen verbeten hatte. doch unmittelbar nachdem ich Deinen
Brief empfangen und gelefen hatte. zu den Meinigen fagte: Jetzt willige
ich ein. daß wir diefen Abend mit den Schwefiern und ein paar Freunden
bei Schultheiß verleben. was denn auch ausgeführt wurde. und zwar in
einer fehr fchliehten und geräufchlofen. aber eben deswegen mir zufagenden
Weife. Sagen aber. Du halt mir eine Freude gemacht. heißt bei Leuten.
denen Freude Andern machen felbfi Freude macht. Dank fagen.
Könnte ich nur auch meinen Dank durch eine That ausdrücken. und Dir
Deine Sorgenlaft erleichtern! Aber wie kann ich. um d e n Gegenfiand
Deiner Sorgen zu berühren. den Du in Deinem Briefe erwähnt hafi.
Deinen Mann* an einen Ort einladen. der mir felbfi nicht gefällt. der
abgefehen von feinen alterthümlichen Sehenswürdigkeiten. Niäns dem
Leibe. Nichts dem Geifie bietet?
Empfange Dank auch für die iibrigen Mittheilungen Deines Briefes.
Deinen Dank an meine und Eure hiefigen Bekannten. wie auch an meinen
Bruder habe ich bereits pünktlich ausgerichtet. Verzeihe die Kürze mit
dem unüberwindlichen Trieb. endlich mir felbft wieder anzugehören. Erft
gefiern hatte ich wieder einen. obwohl mir und den Meinigen höchfi
lieben und angenehmen Fremdenbefuch. nämlich von einem Tyroler Frei-

geiftl). der fchon vor zwei Jahren meinetwegen hier war. aber mich damals verfehlt hatte, Das Befte wünfchen Dir und den Deinigen die Meinigen und ich. Dein treuer alter Freund
L. Feuerbach.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach. .

Zürich. den 22. Oktober 1865.

Lieber Ludwig!

Hätte ich eine Ahnung davon gehabt. daß Dich mein Brief zu einem Schreiben an O. Wigand antreiben würde. indem Du zu Gunften von Georg auf eine Gabe verzichten willfi. die Dir vor Allen gebührt. keinen Federzug hätte ich gethan. Wohl ifi es eine Schande. und wir haben ja dies Eapitel bei unferm lebten Wiederfehn befproäjen und waren darüber einig. daß eine Schillerftiftung in Deutfchland exiftiren kann. die nicht nur einen Dichter wie Herwegh ignorirt. fondern bei Gelegenheit. wo man ihr ihn in Erinnerung brachte (eine Sache. die Georg nicht weiß). ihr Veto decretirt. während Männer wie Gußkow. Auerbach. Bodenftedt. Seeger. Alle felbfiverftändlich ihr .Honorar bezogen; - aber glaubft Du wirklich. daß Georg ein Anerbieten annehmen würde. das man ihm auf Kofien feines liebfien Freundes bewilligt. ohne jede Spontaneität. gleichfam wie ein Almofen. fiatt eines Zeichens freiwilliger. wohlverdienter Anerkennung? Nun und nimmermehr! Das ifi ja das Gräßliche. daß Diejenigen. welche mit Leichtigkeit dienen könnten. und in einer Weife. die den Empfangenden keineswegs unfrei machen oder im Mindefken demütigen würde. jeder Einficht. jeder Befcheidenheit. jedes Anftandes bar find. und nur die den nöthigen Herztakt befißen. deren Mittel kaum zur eignen kleinen Eriftenz ausreichen. Ich Sefiehe. daß ein regelmäßiger Beitrag der Schillerfiiftung vor allem mir ein Trofk wäre. weil es mir die Möglichkeit gäbe. in Ruhe zu fierben. da mir das unfelige Teftament meiner Eltern fo die Hände bindet. daß ich nicht einmal die Macht habe. im Fall ich vor Georg fterbe. ihm auch nur das Kleinfie zu hinterlaffen. -- Aber ich wiederhole Dir. daß ich im Moment. wo ich erführe. daß man D i r diefen dürftigen. diefen magern Beweis von Anerkennung gegeben hätte. augenblickliäj die Erfte wäre. die auf eine Zurückfendung des Geldes dringen würde.

1) Es war K o n r ad De u b l e r. aber nicht aus Tyrol. fondern aus dem Salzkammergut.

Was nun das Einweihen Dritter in diefer delikaten Sache betrifft.
fo kann ich Dir nicht genug anempfehlen. und nicht ein falfcher Stolz.
nicht Eitelkeit laffen mich dies wiederholen. fondern das Gefühl der
Menfchenwürde. damit äußerft vorfichtig zu fein. Ein Wort in die
Öffentlichkeit. und Alles wäre umfonf't. und Georg würde. das weiß ich.
Nichts annehmen. und wenn ihm viele Taufende angeboten würden.
Die Perfon. an die Du fchreibf't. zu errathen. ift mir unmöglich. Sollte
es Lüning fein? Diefe Leute. Alle berechnen die Lebensfähigkeit eines
Mannes wie Georg nach dem. was er drucken läßt. und da feit Jahren
nur hie und da eine Perle erfchienen if't. die von der Mittelmäßigkeit und
dem Neide totgefchwiegen wurde. heißt es: Herwegh w ar. Dann find
wieder Andere. die fich einbilden. der Dichter müßte im tiefften Elend fein.
um produciren zu können. und führen zum Beleg in ihrer Dummheit
Schiller an. der die Not in der [einen Bedeutung nie gekannt. und
wahrlich nicht deshalb war. was er gewefen. fondern troßd e m!
Was aber ein Geif't wie Schiller gcwefen wäre in einer freieren
Atmofpbärc? Das fällt diefen Leuten nicht im Schlaf ein. gefchweige
im Wachen. Dann if't wieder eine Sorte. und das ift die Schlimmfte.
das find die feierlich Niederträchtigen. die Sorte. denen der Genius als
eine Gabe der Götter. die fich nicht erobern läßt. verhaßt ift. und die
fich freuen würden. uns. ich meine Georg. völlig am Boden zu fehen.
Es if't die Sorte. die das berühmte ..Sprißleder“ erfand und allem guten
Wiffen zum Trotz ausbeutete. Bei diefem Anlaß fällt mir ein. daß ich mir
ein Exemplar meiner damaligen Brochurel) hab' kommen laffen und Dir
als mein einziges Opus mit diefem Briefe unter Kreuzband fchicken werde.
Daß ich Diaz. den ich fo wahrhaft. fo tief verehre. für den ich felbft
Wunder thun möchte. nun fo betrüben muß! Jm Augenblick quält mich
zu Allem noch Georg's Gefundheitszuftand. - Die letzten Nächte waren
wieder entfeßlich; die Stöße vom Herzen nach dem Kopf heftig. kurz.
die ganze Wirkung der kurzen Badekur wieder vernichtet. Nur ich ftehe
in all dem Kampfe mit meiner derberen Natur ungebeugt. und wehre
mich wie eine Verzweifelte gegen die immer wachfende Flut. aus der ich
meine Kleinodien retten möchte mit dem Preis meines armen Lebens.
Könnte ich den Glauben. den ich in der Bruf't trage an der ganzen
Bedeutung Georg's. könnte ich den übertragen. dann wäre die Hülfe da.

1) Nämlich: Zur Gefchichte der deutfchen demokratifchen Legion
aus Paris. in der Emma Herwegh die Lüge vom ..Sprihleder" widerlegt.

Denn fo gewiß ich weißt daß diefer Kampf, wenn er nicht bald endetz ihn
vernichten fo ficher weiß ick» daß Georgz frei von den vernichtenden Feffeln,
wie ein Adler feine Schwingen erheben und Größeres fchaffen wiirde,
denn jel
Wie felten kommt Hülfe aber im richtigen Moment!
Hätte ich heute fo vielz um reinen Tifch zu machen und fort zu gehen
-- dann gebe ich Dir mein Wortz follten dief welche mir dazu geholfen,
noch Dinge fehenz die unbezahlbar find.
Und nun leb' wohl! Gräme Dich nicht zu fehr und habe Dank für
jeden liebevollen Gedankenf den die Freundfchaft für Georg und der
Glaube an ihn Dir eingiebt.
Led' wohl!
In unwandelbarer Zuneigung und Freundfchaft
Eure
Emma Herwegh.
Grüße Deine Schwefternz D e in e n B r u d e r und wer fich fonft
unferer erinnert. Georg? Grüße füge ich nicht hinzuf da er keine
Ahnung von di ef er Eorrefpondenz haben darf.
Wenn Du die kleine Brochure gelefen- deren Lekture Varnhagen zu
dem Ausfpruche veranlaßtez dem einzigen- an dem mir liegt: „Aus diefer
Brochure fpricht aus jeder Zeile die Wahrheit, diefen Menfchen
gehört doch die Zukunft"z fo fage mir offenz wie fie Dir gefäfienen?
Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.
Zürich den 2. November 1865.
Lieber Ludwig!
Daß Du, inmitten eigener Dir wichtigen Ereigniffe und ernf'ten
Arbeitenf Zeit gefunden, mir fo erfreulich zu fchreiben und fo lebhafte
Theilnahme für das Schickfal des Freundes zu zeigenz wiirde meine An-
erkennung, Verehrung und Zuneigung zu Dir nur fteigern, wenn ich dies
alles nicht in Dir vermutetf ja ich kann fagenz gewußt. Es ift dies
aber der Grundz weshalb auch ick» der das Schreiben jetzt eine Folter
ifif den Ausdruck innigfter Theilnahme an dem frohen Ereignißz das
Euch betroffenf nicht länger zurückhalten will. , . , Was Lüning betrifft,
fo theile ich Deine Anficht über ihn- fo weit fie fich auf die Anftändigkeit
des Charakters beziehtz unbedingt - aber keineswegs Deine Hoffnungen,

Lüningift Fortfchrittlert Nationalvereinler- und in jenen Kreifen- glaube mih ift keine Sympathie für den Dichter der Freiheit- für den Anti-nationalvereinler. für den Gegner der Fortfchrittspartei zu fuchen. Es ift aber fehr„ fehr traurig und der Neff ifl Schweigen.

. . . Wohl halt Du recht. daß man den Leuten oft in die Ohren fchreien mußp wenn man nicht vergeffen werden willf aber Diejenigen- auf die das Quantitative wirkt. find es doch nicht, für die Ihr gewirkt habt- und wem der Geifi etwas gilti wem fich der Genius auch in einer Zeile fchon offenbart. dem hätte der erfte Band der Gedichte eines Le-bendigen fchon genügen müßen, wenn ihm kein zweiten Nichts mehr gefolgt wärex um diefen Eindruäp diefes Gefchenk nie zu vergeffen. -

Ich habe mein eigenes Leben immer wie eine Miffion aufgefaßß ein fchöneres7 reicherest das fich mir zugefelltf zur vollflen Erfcheinung. ich kann nicht fagen bringen zu helfenz denn das wäre dumm- aber nie darin zu ftörenz und nun komm' ich mir fo namenlos ohnmächtig vor - und hatte doch beftes Wollenz ein ganzes Leben wahrfter Liebe daran gefeßt. Ich fage DirF Ludwig ich bin namenlos traurig und ende. um Dich nicht tiefer zu verftimmen.

„Entbehren follft Dut follfi entfagenz dies ift der ewige Gefang.
der Jedem in die Ohren klingt.“

Grüße Bertha- der meine Wünfche nicht minder gelten als Dir und Lorchenp und behalte uns lieb. Alfo Schlechtes haben fie Dir von Georg gefagt? wenn er tot iftz werden fie ihn leben laffen. Ol die Gemein-heit„ der Neid mittelmäßiger Naturen7 denen die Schönheit allein fchon Grund ift. um fie in den Koth zu ziehenI) Led* wohl! Ich fürchte Nichts fo fehrf als die eitlen und dummen Menfchen - denn denen ift, wenn Du fie in ihrer Eitelkeit verleßefi - und wie leicht i| das gefaiehen - Nichts heilig. Bis auf einen gewiffen Punkt- glaub' mir. gehört auch der fonft fehr ehrenhafte Lüning dazu. Er ifi eine bef>7ränkte Lokalgrößez und hat fich dadurch auf Gebiete verirrt- von denen er wenig verftand und auf denen er im beften Fall keine eclatante Dummheit machenF aber auch keine hindern wird. Die Großmanns- und Staatsmannsfucht |e>t diefen Herren allen in größerer oder kleinerer Dofis im Leibe und wo die beginnt -_ ade- wirkliches Verftändnißz ade Selbftverleugnung, ade freu-

1) Vergl. mit Emma Herweghs Ausfprnch: „Freilich hat das deutfche Vaterland für feine beften Söhne felten bei Lebzeiten mehr zu bieten! als Elendr Verfolgung oder freie Wohnung im Kerker.“

diges Anerkennen der hohen edlen Befähigung anderer und feiner begabten Naturen.

Taufend Dinge fallen mir im Schreiben an Di>7 noäy ein - aber theils habe ich kein Nechh Dich zu ermüden- dann glaube ici» daß Deine Güte mich Dein und mein Format vergefien läßt- ich meiner mich vergefien läßt- was- wer Du bift - theils fage ich mir, wozu Dir fagent was Du unendlich beifer weißt als Viele- als ich? Nur im Herzen unterordne ich mich dem Weiten nicht- und das macht mich auch Deines Gleichen- edler- guter Freund. Leb' wohl!

Deine
Emma Herwegh.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach,
Zürich, den 21. November 1865.

Lieber Ludwig!

Du bift wirklich ein Abgrund von Güter aber trotz Alledem und Alledem fürcht* in» Georgs Worte: „Was hilft dem Fink die Sonnen- nähe- Den tot ein Adler trägt hinan-“1) werden auf ihn- auf uns pafien.

Ich habe keine Ahnung- an wen fich Otto Wigand hie r gewandt haben kann, und zu welchem Zweit? Ich weiß nur) daß wir hier außer Rüfiow Niemanden haben- mit dem wir verkehren, und ein großer Theil der hiefigen Deutfchen uns nichts weniger als freundfchaftlich gefinnt find, Der Deutfche war und ift ein Barbar- und was Hölderlin in feinem Hyperion über diefen Punkt fchreibt- gilt noch heute. - Es genügt ihnen- daß Jemand unter dem Schuß der Mufen und Grazien geboren iitf daß er den Stempel des Genius trägty um ihn zu verkeßern und zu ver- folgen. Nur wer den Blick duck nach unten gewandt- entgeht ihrem Haß. Die Weiten fagen offenf daß fie fich nicht intereß'ieren- die andern würden- wenn man fie fragteF Bedingungen |ellen um zu helfen- die der wahre Poet nie eingeht und nur erfüllen kann und v on f elb ft er - fü l lt- wenn er in freier Luft athmet7 folglich n a ch d e m ihm geholfen, aber nicht vorher. -

Daß ich meinen Glauben- mein Verfiändnis auf Andere übertragen könnte! auf Solche nämlich denen es ein Leichtes wäre zu dienen, und

1) Aus Herweghs Gedicht: Schlechter Troft,

diet wenn fie meine Überzeugung hätten- mit wahrer Herzensfreude
fich dazu anbieten würden. - Für die große Menge der Begüterten ifi
der arme Dichter tott fobald er nicht mehr d ru cke n läßt. - Siex die
der Welt Nichts geben und Nichts hinterlafien, was ihren eigenen Staub
überlebt- fie find die Erfterenf diex wenn man fich an fie wenden würdex
in Erinnerung der guten Stundef die der Dichter ihnen nicht ungebeten
und unbezahlt gegeben hatt antworten würden: „Er thut ja Nichts mehr,
wozu folien wir beifieuern? Wenn er fich wieder einmal zeigt- dann ift's
etwas Anderes!" Wie gejagtx unter dem DruckF dem, für eine Natur
wie die .Verwegh'sF v e r n i ch t e n d e n Druck täglicher Sorge* ver-
langen diefe Philifierfeelen Zeichen und Wunder) die nur der freie Geifi
geben und fchaffen kannt und machen ihre Wohltaten von diefen Zeichen
abhängig. Du verfiehft mich ja, fonfi wiirde ich nicht fo redenf wie
ichis thue. Bis jeßt- wie gefagtx ift uns Nichts angetragen worden-
wohl aber wächfi der Strom der Sorge tägliä» und wäre ich nicht von
folchem Stoff, der fich fo lange als möglich gegen den Untergang der
Seinen wehrt- wir wären fchon längfi überflutet. Und doch untergräbt
dies ewige unausgefeßte Lawirenx denn weiter ifi es nichtsf auch m e i n e
phyfifche Kraft und es kommt oft eine Schwermuth über mich- eine Ver-
zweiflung über die eigne Ohnmachy die fchrecklich ift. Dein letzter
Brief wirkte aber elektrifcl» weil mehr als Allest ja eigentlich allein die
wahre G ü t e mir noch imponirte und die fprach aus jeder Zeile Deines
lieben Schreibens,

. . . Von Georg fchreibe ich nichts. Du kannfi Dir denkent wie
gedrückt er ifi. -* Auch habe ich ihm Deinen fo guten Rat bis jeßt noch
nicht mitgetheiltt da mir's leider noch gar nicht fiäyer fäfeint, daß in den
Fall kommen werden- ihn befolgen zu könn en. Kommt die Gelegen-
heitf dann foll er befolgt werden.

Hat fich Otto Wigand an Jemanden in Zürich gewandt, und ift defien
Stimme befiimmendt fo wüßte ich, die Hand aufs Herz gelegtt Ni e -
manden der "hiefigen Deutfchem bei dem ia) ein wahres Interefie
für Georg vorausfeßen dürfte. Im beften Fall find fie indifferenh
und ich verfichere Dir- ich habe Georg's Feinde und Freunde ftets mit
wahrer Virtuofität erratenf felbfi Q äjatanoe.

Daß Dir meine kleine Schrift behagt hat, daß Du ihr die W a h r-
heit angefühlt haft- ift mir der größte Triumph- den ich haben konnte,
der Einziger an dem mir Etwas liegtt und dort» wenn Etwas* gerade ein
fäfiagender Beweis dafür ifif daß ich nicht zum Smriftfiellern

geboren bin. wie fo Manche mich glauben machen wollten. fo ift es
diefes unlitterarifche. naturwüchfige Produkt. zu dem Nichts erforderlich
war. als ein gerader. offener Sinn und das Herz auf dem rechten Fleck.
Leb' wohl! und habe Dank für fo viel Güte.
Deine Freundin
Emma Herwegh.

Emma Herwegh an Ludwig Feuerbach.

Zürich. den 26. Auguft 66.

Lieber Ludwig!

Um Dir handgreiflich zu beweifen. daß eine Freundfchaft. die ein
halbes Menfchenalter gewährt hat und auf wahrhafter Uebereinftimmung
der Denk- und Gefühls-Weife beruht. fich nicht durch eine kurze Diffonanz
irreleiten oder gar fchwächen läßt. komme ich Dir. meinen Gruß zu Deinen
Geburtstag zu bringen und Dir zu fagen. daß ich. vor Vielen. mich
Deines Dafeins freue. Möchte es mir vergönnt fein. einmal in guten
Tagen einige Zeit mit Euch zu verleben. Bis jest hatte ich zwar nicht
die Rolle der weißen Dame. die fich fiets v o r dem Unglück zeigt. aber
ich kam fiets kurz nachdem der Blitz eingetroffen. und fo muß ich fafi
aus Liebe zu Euch wünfchen. Jhr fähet mich niemals wieder. - Kannft
Du oder Bertha. oder Lorchen einen Moment finden um mir zu fagen.
wie es Euch geht. fo werdet Ihr mir einen Herzensdienft erweifen.
Von mir kann ich fagen: left. w o ich bin. daß ich noch immer hier in
Zürich als verlorener Poften fiße. weil noch kein Mittel vorhanden mich
zu befreien und unfere Sache n o ch nicht entfchieden ift. während Georg
und Ada in Lichtenthal find - und Jhr wißt mehr als Euch lieb fein wird
zu hören. faft mehr als ich wirklich und länger zu tragen mich gewachfen
fühle. Alles ..Sinnlofe" greift den anfiändigen Menfchen namenlos an
und fo geht es mir. die vor der Hand durch materiellen Zwang hierher
gebannt ift ohne Nußen für mich und die Meinen. nur ein armfelig
Werkzeug eines harten Gefchicks. Sag' Lorchen und Elifen mit meinen
beften Grüßen. daß ich wiederholt Briefe vom jungen Imbriani er-
halten habe. der nach dem unglü>lichen italienifchen Feldzug unv er-
. wun det mit 999 feiner Landsleute in öfierreichifche Gefangenfchaft
geraten ift. von der er bald erlöft fein wird. und fich fofort an mich
gewandt hat. um fich durch mich in direkte Beziehung zu feinen Eltern

zu feßen. Natürlich wurde ihm fofort der verlangte Beiftand geleiftet
und fo erwarte i>j nächftens einen Brief aus Jtalien von ihm. - Für
jeden guten Italiener muß der Ausgang diefes Krieges. trotz dem
Wiederbefiß Venetiens. furchtbar befchämend fein. Welcher rechte Mann
läßt fich ohne Erröthen fein gutes Recht f chenken? Aber ich will
mich nicht auf diefes Gebiet verirren. fondern Dir nur fagen. daß ich
Dich aufrichtig und unwandelbar lieb habe und verehre und daß ich nicht
nur fiir die Deinen. niäft nur für Deine Freunde. an deren Spiße ich
mich ohne jede falfche Befcheidenheit mit fielle. fondern zum Briten aller
gut und hoch gefinnten Menfchen wünfche. daß Du wenn möglich ewig
lebft.

Leb' wohl!

Deine Freundin

Emma Herwegh.

Nach Feuerbachs Tod fäfrieb Emma Herwegh folgenden Brief an
eine Freundinl):

den 15. September 1872.

Liebe Freundin! Es ift wieder eine kleine Ewigkeit verfloffen.
feit ich Jhnen das Leßtemal fchrieb. aber ich weiß. Sie find nachfichtig
in der feften Ueberzeugung. daß das Band. welches zwifchen uns befteht.
unauflösbar bleibt. ob ich rede oder fchweige. und daß ich doch bei jedem
für mich wichtigen Ereigniß zuer| an Sie denke.

Kein Wunder darum. wenn fich meine Feder heute plößlich in Be-
wegung feßt. erhalte ich doch fo eben die Nachricht vom Tode unferes
Freundes Ludwig Feuerbach.

Sie können mir darauf antworten. daß ich längft darauf hätte ge-
faßt fein können. da er fchon fo lange krank. ja gewiffermaßen fchon feit
mehr als einem Jahr halb tot gewefen. Liebe Freundin. wer das könnte!
Ich habe fo viel und weife von dem fich auf den Tod geliebter Menfchen
Vorbereiten reden hören. ich habe Bekannte mongtelang am Kranken-
lager ihrer Kinder und Freunde fißen fehen. der Arzt hatte ihnen alle
Hoffnung genommen und beim wirklichen Erlöfchen faßen fie wie zer-
fchmettert da.

1) Frau Earl Mayer in Stuttgart.

Welch inniges Freundfchaftsverhältnis zwifchen unfern beiden Familien feit mehr als 25 Jahren befiand. davon hatte ich Ihnen oft erzählt. aber was jeder Einzelne von uns an ihm verloren. das wiffen weder Sie. noch Jene unferer Landsleute. die bei aller Verehrung für den Unfterblichen fich des bedürftigen Sterblichen erft erinnerten. als die helle Sonne diefes Geifies fchon zum fchwachen Fünkchen abgebrannt war. Es i| fo unendlich traurig. daß das Richtige fo felten rechtzeitig gefchieht. Acht und fechzig Jahre find freilich ein hohes Alter. befonders für einen Mann mit diefer angefpannten Gehirnthätigkeit. dennoch hatte er. wenn ihm die quälenden Sorgen des täglichen Lebens früher abgenommen worden wären. uns noch etliche Jahre länger und in voller Kraft erhalten werden können; er hätte vielleicht noch etwas Freude erlebt für das viele Gute. das er uns Allen gegeben.
Daß die Regierungen nicht darauf bedacht gewefen find. diefen Mann. der aller Knechtfchaft an die Wurzel ging und fie bis in ihre leßten Schlupfwinkel aufgefucht. das Leben zu erleichtern. dariiber kann fich Niemand wundern. der Feuerbachs Schriften gelefen. Sie konnten doch den Feind alles Deffen. was fie verehren oder wenigftens verehrt haben wollen. nicht unterfiüßen. Das wußten fie. und fo blieb fein Leben auch rein von all den lächerlichen Auszeichnungen. die von dem freien Mann ja nur als Demüthigung angefehen werden können. Oder war's Ihnen vielleicht möglich. fich einen Mann wie Ludwig Feuerbach mit einem jener Anerkennungszeichen auf der Bruft. als Ritter oder Komthur u. f. w. vorzufiellen? Der bloße Gedanke daran macht mich trotz aller tiefer Traurigkeit lachen. So unter dem frifchen Eindruck der Todesnachricht rufe ich mir unwillkürlich das ganze lebensvolle Bild des lieben Menfchen vor der Seele zurück. wie mir*s ein| vor fafi 26 Jahren zum Erftenmal entgegentrat. Es war in Heidelberg im Jahre 1846. Wir waren Alle jung und verfolgten gleiche Ziele. Jeder in feiner Weife.
Bei der erflen Begegnung fiel mir die unendliche. ich möchte fagen rührende Befcheidenheit. die fait an Schüchternheit grenzte. auf. während fein gedrucktes Wort die Geifier fchon fo mächtig ergriffen hatte. und diefe Schüchternheit verlor fich erft nach und nach bei näherer Bekanntfchaft. Dann. das eigenthümliche fchwere Sprechen.
Mir machte es den Eindruck. als kofie ihn jedes Wort Geburtswehen. als miifie er's erft erfinden und wolle für die Wiedergabe feiner eigenfien Gedanken nicht in den vorhandenen Sprach- und Phrafenfchaß greifen.

Wenn das Wort ..keufch“ im Denken wie im .Handeln auf einen
Menfchen unferer Zeit noch paßt. fo war's auf Feuerbach. defien ganzes
Wefen. Streben und Wirken lauter war und wahrhaft bis in's Innerfte
hinein. Seine ganze Erfcheinung hatte. troßdem er klein war. Etwas
durch und durch Vornehmes. trug das Gepräge wirklichen Adels. und
wenn er im vertrauten Gefpräch. wie dies ja mit uns oft gefchah. nach
mühevollem Ringen feinen intimen Gedanken freien Lauf ließ. dann kam*s
Einem vor. als würde er plößlich groß. und man begriff wie wenig den
..Allerhöihften" Fürften an der Erhaltung eines folchen Geiftesfürfien
gelegen fein konnte. vor deffen Macht ihnen die ihrige als eine fehr
ephemäre erfcheinen mußte. wenn ihnen auch im Grunde das. was er
lehrte. fo ziemlich ein böhmifches Dorf geblieben fein mag.
Und dabei war diefer ..Materialift". wie er fich felb| im vollen
Bewußtfein feiner einheitlichen Weltanfchauung nannte. und wie ihn
feine Feinde. um ihm in den Augen des geiftigen Pöbels Etwas anzu-
hängen. zu nennen pflegten. fo einfach. fo anfpruchslos. wie ich überhaupt
wenig Menfchen kennen gelernt. feinen jungen. ihn überlebenden Bruder
Fribi) ausgenommen. der ihm an Schlichtheit. Uneigennüßigkeit und Güte
gleichkommt. ..Schein ift das Wefen unfrer Zeit.“ fo rief er einft aus.
Nun. er durfte es fagen. denn das feine war's nicht. Er führte das
Leben eines Weifen. ohne fich deshalb für beffer zu halten als Andre.
Und während ich dies fchreibe. wird diefes edle. große. warmfühlende
Herz zur Ruhe getragen. die ihm im Leben fo felten vergönnt war. All
das Licht. was von ihm ausfirahlte. hat eigentlich feinem eigenen Leben
gefehlt. Die Worte von Leibnitz. wel>7e er einfk feinem Bruder auf den
Grabfiein fchrieb: „Es ift nicht nöthig zu leben. aber nöthig zu denken.“
drückten fo recht feine tieffte Anfchauung aus. und was er an Sonnen-
blicken gehabt haben mag. fie konnten ihm gewiß nur auf diefem Wege
kommen.
Nun. die größten Gewaltsmenfchen werden trotz aller bezahlten und
unbezahlten Propaganda längft in ihr Nichts zerfallen fein. wenn von
dem kleinen Grabhügel auf dem Johanniskirchhof. der jetzt die Hülle
unferes lieben Toten umfihließt. noch ein helles Licht ausgehen wird
und leuchten von Gefchleajt zu Gefajlecht.

1) Verfaffer von ..Die Kirche der Zukunft“ und ..Gedanken und
Thatfaäjen".

„Wenn der Leib in Staub zerfallen.
Lebt der große Name noch.“

Leben Sie wohl. liebe Freundin. und verzeihen Sie mir. Jch glaubte Ihnen. die Feuerbach nie mit Augen gefehen hat. ein recht faßliches Bild von ihm geben zu können. in) fühle. es ift mir nicht gelungen; vielleicht war ich zu ergriffen. Jch will*s fpäter verfuäxen.

Ihre
Emma Herwegh.

Rund
Im letzten Hefte der „Zeitfchrift
für Afihetik und allgemeine Künft-
wiffenfchaft“ (herausgegeben von
M. Deffoir) unterfucht Ernfi Bac-
meifier das Wefen der T r a g ö d i e
im Sinne der Anthropo -
genie, Die moralifche Weltan-
fchauung„ auf der fich die Tragödie
von den Griechen an bis zu Hebbel
aufbautex ift nicht mehr die des
modernen Menfchen; es entfieht
die Fragez ob wir überhaupt noch
eine eigentlich tragifche Dichtung
produzieren und die ältere Tra-
gödie rein genießen können. „Wir
follen die Tragödie fowohl dem
äfthetifchen Metaphyfiker wie dem
moralifchen Metaphhfiker aus den
Händen ziehen und fie dabei nicht
dem pfychologifchen Hygieniker
oder dem moralifchen Pathetiker an-
heimfallen laffen. Wir follen fie ohne
Metaphyfik erklären und wollen doch
von ihrem tiefften Gehalt nichts
wegleugnen oder verfchweigenz noch
auch ihn theologifch fälfchen." Die
Erkenntnis welche den altem fiarren
Gegenfaß zwifchen Gott und der
Welt löft„ die natürliche Entwick-
lungslehrez muß auch den alten Be-
griff der Tragik fiürzenx ändern-
und vielleicht einen neuen begrün-
den. Heut erfcheint uns die Welt
nicht mehr wie das apollinifche
Traumbild eines dionyfifch leiden-
den Gvttes (im Sinne von Fr. Rieh-
fche) und in der Individuation kann
keine metaphyfifche Schuld gefehen
werdem wie bei Hebbel- denn die
u.
fcha
Geburt if'c ein Heraufgehobenwerden
aus der Tiefe und dient mit zur Ent-
wicklung der Welt überhaupt. Den
Untergang des Individuums ver-
fchuldet nur fein Mangel an biogene-
tifcher Tüchtigkeit.
Man könnte nun fagen: .hervor-
ragend unfähig/ unter den Lebens-
bedingungen der Zeit fich zu be-
hauptenz ift vor allem das große-
feiner Zeit vorauseilende Indivi-
duumz das dann mit feiner Ungeduld
das Allgemeine in Verwirrung fetzth
von dem aber doch der Zufchauer
eine verföhnende Ahnung feiner
eigenen Zukunft mit fortnimmt.
AberdiefeKonftatierungüber
das Leben könnte zum L e b e n s -

impulsz wie ihn die griechifche
Tragödie vermitteltez nur bei einem
Parterre von Geniesz Staatsman-
nern und Pädagogen werdem nicht
bei dem Zufchauer-fchleHtweg. Wir
möchten aber gerade daran fefi-
haltenf daß die Tragödie der Zu-
kunft innerhalb des literarifchen Ent-
wicklungsganges verbleiben und da-
her mit dem Griechen fo gut wie mit
Shakefpeare etwas Gemeinfames
haben muß.

Nun verläuft die Entwicklung ja
auf die Weife„ daß die Gattung als
folche zwar einer jeweils höheren
Stufe zuftrebt/ aber immer nur ein-
zelne Individuen diefes Streben
verwirklichen und ihre biogenetifche
Vorzüglichkeit zeugend weitergeben.
Diefe Vordringenden fchädigen na-
türlich die Gattung in einzelnen An-

gehörigenx und es erfolgt eine Gegen-
wirkung„ womit die Gattung fich
felbft gegen ihre Weiterentwicklung
firäubt. „Hier liegt ein Problem„
das Kampfz Sieg und Vernichtung-
metaphyfifches Recht und reales Un-
recht in fich fchließt. Sollte es nicht
das tragifche Problem fein ?“ Diefen
Kampf zwifchen dem entwicklungs-
füchtigen Individuum und der kon-
fervativen Gattung können wir im
Pflanzen- und noch mehr im Tier-
leben beobachten und die Tiermuttem
die fich für ihre Brut dem Feinde
opfertz die den individuellen Lebens-
willen zugunften der fozialen In-
fiinkte unterdrücktx kann uns einen
tragifchen Schauer erwecken. Aber
die eigentliche Tragik beginnt erft
da„ wo das Individuum fich be-
w u ßt um der Gattung willen
aufgibtz wo dem objektiven ein fub-
jektives Leiden entfpricht. Bei den
Menfchen offenbart fich der Gat-
tungswille objektiv am ftärkften als
das Gefehh das jedem Angehörigen
der Gattung die gleichen Vorteile
fichert; fubjektiv als Mitleid oder
als Sittlichkeiß der zuliebe der Wille
zur Macht gebrochem der Anfpruch
auf höhere Entwicklung aufgegeben
werden kann. Das tragifche Problem
des Menfchen ift alfo „die fubjektive
Hemmung des im Sinne der Ent-
wicklung bevorzugten Individuums
durch den in ihm felbft entfiehenden
Gattungswiderfpruch d. h. d e r T ri-
umph der Sittlichkeit über
die Leidenfchafy mag fich
nun diefer Triumph als bloßer Ver-
zicht oder im Untergange des wollen-
den Menfchen offenbaren. Das Ver-
föhnende fehlt aber diefer Tragik
nicht. Die Uberwindung der Leiden-
fchaft bedeutet zugleich einen fitt-
lichen Machtzuwachs und damit
einen fubjektiven Gewinm falls wir
nicht an der vifionären Zukunfts-
perfpektive des animalifchen Über-
menfchen fefthalten wollen. Zum
eigentlichen Grundproblem der Tra-
gik wird fomit das der Entwicklung
überhaupt; mit der Anthropogenefe
ift ein für alle Mal menfchliches Leid
verbunden. Tragifch aber ift nach
unfern Vorausfeßungen „d i e U m -
wandlung eines leiden-
fchaftlichenMenfchen durch
Leidenx die feiner Leiden-

fchaft entfprangem in
einen fittlichen Menfchenf
wodurch er fich im Sinne
der Entwicklung erhöht“.
Der tragifche Dichter trägh po-
tentielh alle egoifiifch-finnlichen Be-
gehrungen mit vorzüglicher Kraft in
fich. An feine Bilder gebannth feiert
das egoiftifche Individuum in uns
eine große Stunde. Daher das ani-
malifche Wohlgefühl angefichts eines
Richard oder Macbeth. Wenn aber
derfelbe Dichter unter feiner drama-
tifchen Phantafie die Sittlichkeits-
erfahrung des Lebens in fich trägh
daß der Leidenfchaft immer Leiden
entfpringe„ fo nimmt feine Phantafie
eben die tragifahe Richtung an. Und
wir felbft werden in diefe Richtung
gezwungem wenn wir einen großen-
leidenfchaftlichem animalifch ftarken
Menfchen feinen Willen der Sittlich-
keit aufopfern fehenp die gerade auf
Grund diefes fchwerenKampfes um
fo firahlender hervortritt. Je größer
das Leid„ um fo tiefer die tragifche
Wirkung. Sehen wir nun einen
wirklich großen Dichter wie Shake-
fpeare auf folchen Pfaden wandeln-
fo hat er fich inftinktiv im Sinne der
Entwicklung des Lebens nach moder-
ner Auffaffung entfchieden. Und
ohne es zu wollen„ greift er damit

in diefe Entwicklung felbfi mit ein.
Nur Durchgangszeiten vorwiegend
animalifchen Empfindens„ möchten
wir zu Bacmeifiers Ausführungen
hinzufügem werden anders urteilen;
die Sturm- und Drangperiode hörte
aus Shakefpeares Macbeth nicht das
innere Widerfireben der „humanen“
Natur gegen den leidenfchaftlichen
Willen heraus: fie fchilderte den
„großen Kerl'h den fiarken. genuß-
freudigen. liebenswürdigen Men-
fchem der fchlechtweg „unter dem
Übergewicht der Nichtswürdigkeit“
zugrunde geht. Aber gleich in feiner
erften Tragödiq im „Götz von Ver-
lichingen“ entwickelt ein Goethe den
inneren Widerfpruch in diefer Vor-
ftellung des „großen Kerls'h und die
Umarbeitung des Jugenddramas be-
tont den feelifchen Konflikt des Hel-
dem der den Verfall des Rechts und
der Sitte aufhalten will und dabei
felber Recht und Gefeß verletzt.
Gleich Goethe ift nachher Schiller
über die leidenfchaftlichen Tiraden
der Stürmer und Dränger zur wirk-
lichen Tragödie vorgedrungem in-
dem er in der Seele Karl Moors den
Widerfpruch zwifchen leidenfahaft-
lichem und fittlichem Streben zum
tragifchen Konflikte fich verfchärfseöi
.
ließ.

Buddhiftifche Malereien.

Die leßten Wochen haben Berlinx
foweit es wollteh mit der Kunfi der
gelben Raffen Afiens ziemlich ver-
traut gemacht. Auf die berühmte
chinefifche Ausfiellungz deren künft-
lerifcher Wert fpa'ter angezweifelt
wurdez deren bildender Wert aber
außer aller Frage fiehß kam die
Ausfiellung der Sammlung Mosls
im Kunfigewerbemufeumx die einen
-
wirklichen Schuß an kleinen Metall-
arbeiten Japans zeigte und die neben
Brinckmanns Hamburger Japan-
Sammlung ihresgleichen in Deutfch-
land kaum mehr hat.
Und nun weiter zurückgehend
am Entwickelungsweg diefer fernen
Kunfi hinab werden buddhifiifche
Wandmalereien aus Mittelafien
im Völkerkunde-Mufeum ausgefiellt.
Beamte diefes Mufeums. das all-
mählich fo vollgefiopft wurde. daß
man Einzelheiten kaum mehr her-

ausfieht/ unternahmen wiederholt
Forfchungsreifenh von denen fie fiets
gut beladen zurückkamen. Es find
die Ergebniffe einer diefer Reifen.
einer Erpeditionz die am Rande der
Wüfie Gobi endigte und deren Leiter
die Profefforen von Lecoq und Grün-
wedel waren. die nun wenigfiens zum
Teil bekannt gemacht werden. Mö-
gen auch vielleicht die manichäifchen
Miniaturenfragmente. Stoffeßen
und Schriftprobenz die gleichzeitig
zu fehn find- für den Sammler und
Kenner mehr Wert haben„ weil fie.
wie es heißt. in Europa einzig findz
fo geht das große und reine Inter-
effe/ das Intereffe an fich felbfi doch
zu den Wandgemälden. die die Rei-
fenden in den Ruinen des Klofiers
Bäzäklik in der Oafe Turfan in
einem vierecligen Tempelbau ge-
funden haben und die mit großem
Gefchick von den Wänden gefägt und
auf dem Landwege nach Berlin ge-
bracht worden find.
Die größern diefer Bilder fiellen
eine riefenhafte fchwere Buddhafigur
dar. in einen Mantel mit griechifchem
Faltenfall gehülltz und umgeben von
einem Kranze anderer Menfchen-
darfiellungenz die alle dasfelbe kon-
ventionelle Geficht haben. Nur
manchmal ift ein Portrötkopf unter

Jahrgang _ Leo PU?:
Vignette.

Rundfihau
in dic-ie Entwjr'lung felbfi 1:i'..' ein
Nur Diir-.ikziaiieszciten vorine cui
anirnolifciicn Empfindens, *ier-'niert
nur in Barmeifiers Ausfuhr; hmm-flirten. werden anders llri-'-- r.;
rie Sturm- und Tran-:periode ll." ir
aus Shieipearcs Macbeth nimt das
innere Widerftrcben der ..winner-i“
Natur gegen den leidenia--liu-.m-:n
Wilien heraus- fie fchilderre den
..großen .il-*i-i". den fiarken. item-ß-
freu:i.ze- . lie'oeiisirurci-*r-i Men-
iäier. der f.*--*.r*i-re1 ert-*.- rem
[imma-.unt dcr *.ii.v-1--i.rcigkeit“
rue-un!:- ..-bt. Ne:- ..-e->- in feiner
. T* .Jedi-Y i:'- „ii“ *t* --on Ver-
lur- 1-* ** ---*--.-.-.-': .nn **-r-erne den
in -:--.- - :cc-i. t* l'. d1--1'er Vor-
' a :1 .*-s .ll' '*'l .*'("'e"*_ und die
Urmel-e *xy-.*- :er F.:- ..*-*: kran-.as be-
t-*m k-'n ir- 't'q-'i .*. '-.i'-k' des Öti-
ren. :er "der, *le *71:1 rr* :lights und
k r SWE auil.. ici' 1!-*ll und dabei
ie er :li-:cr: *md linie-t5 verletzt.
.rm-r- iii-..nee :fi nachher Schiller
irrt' k-k leckt-'*.kiekliitk'en Lit-"dcn
der Exile-'ue i. .r *Oetinger zur wirk-
lr-ven L1--,-.'-:x-: Witterung-en. in-
[Crit ct in :-- - ..*- .-*r Karl Moore den
7).'1*i.'.“.--...*.'* ini-.Ua leideiifihaft-
!*.-.7'--. ** um* irn-:Win 7rie-rn zum
tri . Kinn .ko-ü. in; Z --* .'..m:i'en
irc 9c. *1'.
cr?-
:deckt-7 ft-rk'ka.: men.
Lie ohr'. 1': .-l-et. '
lere-:i: :.- rec-iu,
arl'nqi .u x: :1- .-*is *.ieniluh ver-
traui ge.*.:-'-- '3.:' die berühmte
charmant L'i -c-“rell-ii-g. deren künft-
lcr-.ia'yer CLI-*t fpäter angezweifelt
wurde. dern bildender Wert aber
a1:*.“.er alle! Frage fieht. kam die
'ins-"tellnm' :er Sammlung Mosls
ini .niinf'tge'i-crheuiufeuni. die einen
re.: Wifi-1.
't [-.r "i-.mii der
li- i
._ x -
,_- _
22-. iin-hen Schaß an kleinen :ü .-
a-r--ren _Japanszeigte und die - -
'Kaufmanns Hamburger _-4.-
S .unulung ihresgleichen in 7.".
'-.-' d k-i-nu mehr hat.
Und nun weiter u.-.*'..*7 -
an' Entwickelungsweg rn-i- - - .*...rfi hinab werden l* ,r *
Wendtkalereien aus ein::
.m*Wölferkunde-Mufeuni a: . - ..* .-
Beamte diefes Mufeums. c.. (-

marin- fo vollgeftopft wine.- '
man Einzelheiten kaum mehr --
ausiiel-i. unternehmen ,iu-e
Zerfaiunasreifeiiuxon dene-:fa-
.
gut beladen zariickkamen. e'- - ,
die Ergebniffe einer diefer .ABZ-.-
einer Ervedition. die am Run-*c* .' -.
Wiific (iiobi endigte und dere-e. xi* ..
die Profefforen von Lecoq und &ix-.1. .-
wedel waren. die nun wenigikens zw*:
Teil bekannt gemacht werden. Alle:
gen auch vielleicht die manichüüm---r
Miniaturenfragmente . Steffen. -.
und Schriftprohen. die gleichen-ir.
zu fchn find. fiir den Sammler no'.-
Kenner mehr Wert haben. weil -.-*.
wie es heißt. in Erl-apa einzig zum.
fo geht das große und reine _Kur--
effe. das Intereife .in fiel. felix' i“. .n
zu den Wandgemalden. die *ci-
-
fenden in den Ruinen de.l .Ki.*'*:*..z
Bäzäklik in der Oafe :Zn-fer. '-
einem viereckigen Tempeleun .i -
funden haben und die mit grab-*.1
Gefrhick von den Wänden geia *.t ..---
auf dem Lai-.dwcge nach Berlin „*-
bracbt werden find.
Die größer!! diefer Bij-"er '*:-'.lcq
.eine riefenhafte fchwere Bildfdoiia'- r
dar. in einen Mantel mit ,armani-:-
Faltenfell gehuiit. undumzeber. r
einem Kranz.: anderer Mende» -
dükfi-"lllU'q-Fi. die alle dasfelbe tor..
ventroneL-.e (befuhr haben. inaiirhiuai if(cm Portratkovr' :3 t*-

L e o P u ÃŸ i
Vignette.
W
q.
W
I'.

ihnen. wohl das Bildnis irgend eines Mönchs oder eines berühmten Gelehrten der Zeit. während in der Ecke ganz en mjnjature die Stifter gezeigt werden. Andere find reicher im Inhalt. und die kleinern der Wandgemälde fieigern fich bis zu leidenfchaftlichen Erzählungen von Abenteuern. die Menfchen unheimlich mit böfen Geifiern haben.
Der Ort der Ausfiellung deutet an. daß die Finder die Sache vor allem wiffenfchaftlich genommen wiffen wollen. und was die Gemälde aufdecken. ifi freilich allen Intereffes wert. Sie fiammen von einem Punkte. wo fich wiederholt verfchiedene Völker fchnitten. und wo China in Indien hereinzuwogen beginnt. Aber das Seltfamfie ifi. daß auf einem der Gemälde. inmitten indifcher Mönche und religiöfer Darfiellung. im Schatten des Buddhakoloffes. ein durchaus germanifcher Kopf fieht mit dimtem du nkelrotem Bart. breitem Schädel. hellen. grünblauen Augen und dem kraftvoll fmwerfälligen Geftus des Germanen.
Die Gemälde fiammen aus dem (i. bis 9. Jahrhundert n, Chr. Dem Kunfthifioriker geben fie gleichfiarke Werte als wie dem Ethnographen. und fie fiehen an der Scheidegrenze zwifchen dem alten Europa und Afien. Sie tragen das Erbe des klaffifchen Griechenlandes in fich und find bereit. an China abzugeben. das felber hinwiederum fich für Japan zur Verfügung hält. So bilden fie das koftbare Bindeglied zwifchen den künfilerifchen Kulturen zweier Erdteile. eine Brücke im Werden des künftlerifchen Ausdrucks von Zeit zu Zeit und von Volk zu Volk.
Alle diefe Bilder. die kleinem wie die großen. geben Darftellungen des religiöfen Lebens oder der Mythologie des Buddhismus. Die erfiern haben im Verhältnis zu ihrem Inhalt eine feierliche Pracht der Starrheit. Sie find ohne Perfpektive gemalt: der übergroße Buddha ifoliert in der Mitte. der Kranz der Menfchen rundum neben und übereinander; ihre Gewänder fließen wie farbige Ornamente ineinander. Die Gefichter haben das entfernte Unbewußte im Ausdruck. das fchematifch Typifierende des

Menfchenkopfes und gleichen Blu-
men. Der ganze Bau eines folchen
Bildes ifi auch etwas Blumenhaftes.
Diefe feierliche und erhabene
Kompofition findet für unfer unge-
wohntes Auge fafi einen Gegenfaß
in dem grellen Lichtklang der Farben.
die fie bedecken. Inden Tiefen ruht
das braune warme Ziegelrot. auf
das fich hellere rote Klänge in fachten
Übergängen auffelzen. bis auf ein-
mal. faft fireiterifch. ein grünfpan-
grüner Ton aufleuchtet. einen me-
tallifch fchimmernden Kreis fchlägt
und wie ein Sonnenfunkeln auf
einem dunkeln ruhigen Teich blüht.
Es ift möglich. daß diefe Wand-
bilder in den dunkeln Cellas von
Höhentempeln gedacht find. daß das
Tageslicht dann nur gedämpft drüber
firich oder daß fie nur im Lichte von
Lampen und Kerzen. vielleicht in
vielfarbigem Licht ftanden. fo daß
im Prinzip diefe Farbenplößlich-
keiten von Rot zu Grün nur neu-
traler Natur waren und bloß als
Kontrafie zu funktionieren hatten.
Aber auch wie die Bilder nun im
Lichte des Berliner Saales fiehn.
bauen fie die Größe ihrer Konzep-
tion und die Monumentalität ihres
Stils unwiderftehlich auf. reißen die
Seele mit in die Vorftellungsformen.
LL

in die entlegene pflanzenhafte Phan-
tafie diefer fernen Raffen hinein.
aus denen fie entf'ianden find. Jn-
nerlich tragen fieBerwandtfchaft zu
der ruhigen Reife und dem feftlichen
Ernft der ägyptifchen Kunfi. Sie
find ja auch aus demfelben Boden
erwachfen. aus dem Gefühl einer
Religion. die nicht nur im Augenblick
innerliäjer Fef'ilichkeit agiert. fon-
dern wie eine Sonne den Schatten.
fo alle Verrichtungen des Lebens
durch den Alltag begleitet.
Während diefer Art die großen
blumigen Ornamente der Buddha-
bilder in phantafiifchem Stil. in
bunter Monumentalität und feier-
licher Starrheit an den Wänden
fkehn. dem Auge gleich ein großes
bezwingendes Bild. verfenken wir
uns gepackt und forfchend in die
Fülle der Darfiellungen der kleinern
Bilder erzählenden Inhalts. Auch
fie find natürlich religiös. und das
bedeutendfte fiellt den Raub eines
Kindes durch einen böfen Geifi und
die Verfolgung diefes böfen Geifies
dar. Es ifi wunderbar. wie hier die
Angfi und die Wut in der Darfiellung
Stil gewonnen haben. Es fchreit
alles vor Grimm. die Menfchen und
die Geifierz' es ift ein Kampf gegen
Gut und Schlecht. die zu etwas Neu-
tralem geworden find. Brutalität
des Gefchickes und das verzweifelte
Sich-wehren. Die Bewegung fiürzt
und raf't. Kampf und Wehr wirbeln
durcheinander. alle Muskeln zerren
fich. alle Jnf'iinkte fließen wie Quellen.
die aus der Erde brechen. Es ifi der
arme nackte Alltag. der kärgliche ge-
liebte Befilz des Menfchen krampf-
haft verteidigt gegen die Gewalt des
finftern Gefchickes - ein Rhythmus
von Wut. künfilerifch bewältigt in
der ornamentifchen Stilkraft der
Darfiellungsweife. Auch hier ohne
Perfpektive. Auch hier - noch in
gefieigertem Maße - ein fafi raffi-
niertes Abwägen und Jneinander-
verfchatten von roten Farbenwerten.
auf denen - ein von der Sonne ge-
troffenes niederbliizendes Schwert
im Getümmel fchwarzer Eifenrüfiun-
gen - das metallifcheGrünfpangrün
grell fitzt,
Man fieht nebenan die feelifch
nüancierten Jmpreffionen alter chi-
nefifcherKakemonos und auch ein we-

nig japanifchen Plauderton. und man
erblickt erftaunt die fieile Kraft diefer
buddhiftifchen Wandgemälde durch
China und durch einige Jahrhunderte
hindurch degenerieren. bis fie zu den
köftlichen Pikanterien. zu den fpiele-
rifchen Raffinements der Jnfelkultur
Japans wurden. die heute uns Euro-
päer fo fehr erfrifcht.

Norbert Jacques.

Bilderbuch.

Der Maler.

Es fkand ein fchüchterner Knabe
mit verwunderten. hungrigen Augen
in diefer Welt. Träumte und fchaute
die Leute auf eigne Art an. wenn
fie etwas mitihm vorhatten. Schließ-
lich hatte fich die Sippe ein Rechtes
vorgenommen. das der Knabe wer-
den follte. Er aber ging aus dem
Haufe der Brüder und fehte bunte
Farben auf Pappe und Leinwand-
fiücke. Und ftand abfeits.

Ein Mädchen ging auf den Stra-
ßen derfelben Stadt. Sie war fiolz
und fanft. Und ein holdes Säjweigen
war im Wiegen ihrer Glieder. wenn
fie zur Seite der Schwefier fchritt.

Da lag nächtens der Knabe mit
weiter Seele in der tönenden Finfter-

nis und fieberte nach dem Tage. Und wenn die Sonne brannte„ malte er feine Sehnfucht. Und malte nichtsx das nicht feine jugendliche Liebe war,

Ihre Brüfie waren wie weiße Margueriten unter dämmrigen Erlenbüfchen und um die Schlankheit ihrer Hüfte lag die Trunkenheit feiner fchwermütigen Jahre.

Und Bild an Bild fiand in dem winkligen Dachftübchen. Und Niemand wußte um ihre Schönheit.

Da tat ein Tag jäh alles kund:

Um ein unfauberes Papiergeld hatte der Knabe die ftummen Zeugen feiner zerwühlten Einfamkeiten drangegeben. Drangegeben und angftvoll verfchleudert:

Weil ihn die Geliebte wiffend gemacht mit einem ihrer Blicke.

Weil ihn der Spiegel wiffend gemacht.

Weil er nicht mehr an feine Liebe glaubte und örmliche Kleider trug.

Die Erfchaffung.

Und es kämpften um die Welt der gute Gott mit dem böfen.

Und es fiegte am Ende der gute über den böfen Gott.

Doch weil der gute Gott dem böfen verziehx reichten fich Beide die Hand und erkannten fich als Brüder.

Keiner wußte um fein Woher.

Da fprach Einer zum Andern: weil wir Brüder find„ wollen wir ganz Eins werden!

Sie kamen übereinx daß aus dem fiärkften Teufel und dem reinften Engel ein neues Gefchlerht erftehen folle, Die Andern follten im Lichte zerflirren und im Dunkel verwefen.

Übers Jahr gebar der reinfie Engel dem fiärkften Teufel ein Zwillingspaar: Adam und Eva.

Die beiden Götter aber wandelten fich in fteinerne Säulen/ als fie erkannten- was gefchehen.

Und find nicht mehr: der gute Gott und der böfe Gott.

Die Menfchen aber wiiten gegen fich und untereinanderh weil fie nicht wiffen um des Woher der beiden alten Götter: des guten und böfen Gottes.

Die Alte und das Mädchen.

Großmutter wohnte mit ihrem Enkelkind allein im tiefen- grünen Wald. Wo die Schwertlilien am

fpringenden Bachwaffer und die
Laubbäume wie raufchende Infeln
im fonnenbeglänzten Frieden der
Matten fianden.
Das Enkelkind hatte eine ftille
Arth zwei große„ liebe Augen in
feinem zarten Gefichtchen. Und da
der Sommer leuchtetex legte es
feinen Leib nackt und frifch auf ein
rotes Tuch in den grünen Wald,
Träumte und lehnte den Blondkopf
in den gebogenen Arm. In der
Sonne fchwirrten die Mücklein. In
den Bäumen die Singtoögelx die
fprangen und öffneten weit die
kleinen- gefiederten Kehlen.
Am Waldrande aber kniete und
ichlurfte die Alte„ tat wuntertötige
Kräuter in ein kariertes Leinen-
fäckchen- und das Hündchen fchnappte
mit der fleckigen Schnauze hinter
taumelnden Weißlingen her.
„Soll ich dir heute Abend den
Tee fiedenf Kind? Daß du wieder
froher werdeft und ganz gefund!“
Es war die alte Frage. „
Es lag die Kleine in ihrem fla-
chen Atem auf der blumigen
Wiefe und fchüttelte leife nur das
Köpfchen. Sagte auch wohl einmal:
:1*

Rundfchau
„Laß gehnx Großmutterh bis der
Winter kommt.“
Die Alte ging weiter abfeits dann
nach den Kräutern fuchen.
Doch als der Her-bft aufprangte„
da fprang dem Mädchen das Herz
in der Brufi.
Drei Tage drauf lafen die from-
men Brüder die alte Frau in ihrer
Hütte aufy nahmen fie zu fich ins
Klofier und pflegten fie.
Doch die Großmutter fiarb.
Mußte fkerbenh weil fie keine Atze-
neien trank.
Die Heckenrofen.
Im Torgange zur Seite der nie-
dern Ladentür ftanden Rofen zum
Verkauf. Gelbe und rote und weiße.
Dunkelfamten erfchloffene SchoßeF
flattrige duftbetäubte Marquifen.
Und ein Standglas voll zarter/ knof-
penhafter Heckenrofen.
Von großen Herren und fchim-
mernden Sälen tufchelten die üppi-
gen Schweftern untereinanderh von
knifternder Seide und Frauenhaar.
Die armen Heckenröslein aber wag-
ten kaum aufzufchauen und waren
wohl ein wenig traurig. Denn fie
wußten es nicht„ warum man fie aus
dem Hag gefchnitten.
Da kam ein Herr gegangen. Der
hatte altex gute Augen und nahm die
fchüchternen Heckenrofen in feine
Hände. Und trug fie davon.
Durch breite Straßen gerieten
fie in ein fiilleres Viertel der Stadty
wo enger die Häufer ftanden und in
holprige Gaffen lehnten. In einem
muffigen Flure fchlurfte ein Weib
in braunem Plunder vorbei und
maulte mit lieblofer Stimmez daß
fich die Heckenröslein ängfiigten.
Als fie aber allein in einer ver-
hangenen dumpfen Kammer warenx
drin der Widerfchein zweier Talg-
kerzen glänztez löfte der fchweigfame
Herr fie aus aller Feffel und ftreute
fie hin über ein grobleinen Leichen-
tuch. Draus fchaute vor ein fchmaleß
liebesz wächfernes Gefiehth und ge-
kreuzigt lag der Gott in einem Paar
gefalteter Mädchenhände.
Da blühten die Rofen.
Der Riefenfiarke.
Es kam aber eines Iahres ein
Riefenfiarker aus dem Lande der
aufgehenden Sonneh trug ein Fell
um die gefchwungene Lende und

eine Keule in den breiten Händen.
Und fprachh wie er alles fah:
„Was lebt ihr fchmerzhaft dahinh
ihr Menfchem und zerquält und
wißt nichß welche Quellen aus euren
Pulfen fpringen und welche Götter
geknebelt verderben in eurer Vrufi.“
Und es nahm feine Keule der Rie-
fenftarke und fchrotete alle Schwa-
chen und Siechen niedey alle Klebri-
gen und Verkalktenh alle„ die vor
bröckelnden Gößen opferteny und alle
Marktfchreier einer neuen Morgen-
röte.
Die alle traf die Keule auf den
letzten Schnaufer.
Da ließ der Kaifer feine Arkeley
auffahrem ein blankes Geftück auf
den fiolzeften aller Berge im Reiche
fiellen und traf fo gut den Riefen-
fiarkenh daß deffen .herz vom grünen
Plan aufrauchte.
Iohannes Leonardus.

Dialog aufderReichstags-
tribüne.

...„So„ dies ifi die Präfidialloge.
Seien Sieh bitteh vorfichtig beim
Hinabfteigen der Stufenx Madame!
Sie find wirklich ein bißchen erregt. .

Rundfchau
Hier. bitte: wir müffen uns mit der zweiten Reihe begnügen. Jmmerhin hat man von diefer Tribüne aus einen guten Überblick. Erinnern Sie fich noch. wie wir gemeinfam eine Sitzung im Palais Bourbon befuchten? Es war ein allerzärtlichfter Oltobertag. Paris flimmerte in lächelndem Duft. die Deputiertenkammer war foeben wieder eröffnet. und Monfieur Pierre. ihr Direktor. bewies eine bewundernswerte Liebenswürdigkeit. als wir uns in letzter Minute bei ihm melden ließen. Einer fchönen Frau hätte er nichts verweigert: kaum fein Herz. ja: nicht einmal eine Eintrittskarte zur Tribüne. Die war fchon überfüllt und doch ihre erfie Sitzreihe noch beinahe ganz frei. Der Logenfchließer. pathetifch und unanfechtbar. gab die Erklärung: „l-e premier rang est regiert-e aux c18me8l“ Und fo durften wir. die zuletzt Gekommenen. in guter Ruh' die erften Plätze einnehmen: ich. als Jhr Begleiter. neben Jhnen! Ja. in Frankreich braucht man nicht einmal felbft eine Dame zu fein: auch der. der neben ihr hergeht. genießt in diefem Lande alle Privilegien der Galanterie... Sie haben dann fpäter. aus vergittertem Verlies heraus. eine Sitzung des Londoner Parlaments angeftaunt (Gott fei Dank: ohne die Sehnfucht der „8ullragett6“, aus dem Käfig in die untere Arena felbfi hüpfen zu dürfen). Und nun find Sie. liebe und immer noch fehr ungeduldige Romantikerin. in einer Loge des deutfchen Reichstags gelandet. mit dem heimlichen Wunfche - Sie lächeln. Madame ? -. fchöne intereffante Männer fehen. große Gefien bewundern und auch ein bißchen Abenteuerlichkeit vermuten zu dürfen... Ach. ich fürchte: Sie werden nicht auf Ihre Rechnung kommen. Madame!, . .
Wie gefällt Ihnen der Sitzungsfaal? Etwas bürgerlich-braun und überladen mit Emblemen. nicht wahr? Sehen Sie: da gegenüber haben ein paar Wochen lang die Gemälde des Herrn Angelo Jank gehangen. Jetzt find's wieder leere. fchmuhige Flächen. Könnte man es übrigens nicht „fymbolifch“ finden. daß diefer große Saal gar keine

F e n fi e r hat. von der Straße her
gar kein Licht empfängt? (Und doch
werden hier. merkwürdiger Weife.
foviel Reden „zum Fenfter hinaus“
gehalten!) Zwar der Plafond ift
aus Glas; aber felbfi von dort. von
oben her - mit Fauft zu fprechen -:
das liebe Himmelslicht
trüb durch gemalte Scheiben
bricht!
Deswegen müffen fchon mittags
hier die Bogenlampen brennen:
die Gefeße des deutfchen Volkes
werden bei künfilicher Beleuchtung
geboren. Vor reichlich fechs Jahren.
in den Dezembertagen des Jahres
1902. als die Obfiruktion gegen das
Zuftandekommen des Zolltarifs ihren
Höhepunkt erreicht hatte. dauerte
einmal die Sitzung fo lange. daß die
weißen Bogenlampen ftreikten. Sie
begannen unruhig zu zucken. dann
glommen fie gelb wie ein Nebeltag.
und fchließlich wurden die dicken
Kugeln ganz lichtlos. Sie erlofchen.
Da mußten fie an ihren Drähten in
die Tiefe des Saales herabgelaffen
werden. und dann feßten Mechaniker
ihnen neue Kohlenfiifte ein. Die
Abgeordneten aber ftanden neugierig
darum herum... Ja. damals gab
es. vorübergehend. fo etwas wie

Rundfchau
W
Heroismus in den deutfchen Reichs-
tagsverhandlungen l. . ,
[wog t0ng ago. Der alte Kar-
dorff. der unbedenklichfie Rufer im
Zollftreite. der „Staatsfireichler“
vom Napoleonstage. dem 2. De-
zember 1902 - er ifi dahin: dahin
mit feinem ägyptifch gefchnittenen
Graukopf und feiner filbernen Rafe
(die echte war ihm auf irgend einem
Paukboden abgehackt worden). Ießt
find unheldifche Zeiten im deutfchen
Reichstag. Das ift heute fo eine
rechte Normalfißung. Sie haben
recht. Madame. nicht auf den Redner
zu hören; es hört ja niemand auf
ihn. Er fcheint es auch gar nicht zu
erwarten. Er fagt. in ungepflegtem
Deutfch. Dinge. die jeder längfi weiß.
Dinge. die er felbft im vorigen Jahre.
zum felben Etatsteil. mit denfelben
Worten gefagt hat. Und die er. falls
er das nächfte Frühjahr erlebt. pflicht-
eifrig zum dritten Male. zum tau-
fendften Male. abhafpeln wird. Mit
denfelben Worten. o! Das fcheint
die deutfche Parteipolitik fo zu ver-
langen. Diefe Redner müffen über-
zeugungstreue Abhandlungen her-
beten. mit möglichft viel Statifiik
und anderem ungenießbaren Mate-
rial. Die Abhandlungen werden
übermorgen im heimatlichen Ge-
finnungsblättchen des Redners ge-
druckt fiehen. . . Und fchon fängt der
nächfte. ebenfo graue Herr feine
Litanei an. eine Kapuzinade mit
endlofer Statifiik. .. Ach. das ift
die übliche Art. hier zu debattieren.
Alles Perfönliche. alles Dramatifche
wird mit einer Angftlichkeit. die fchon
faft raffiniert geworden ifk. fernge-
halten. Und Sie. Madame. - Sie
lieben doch gerade alles Perfönliche
fo abgöttifch! Sie haffen das ent-
feßliche Wort: „Saäylichkeit'h und
Sie find verliebt in alles. was hier
verfemt ift: in MGdifance. Bosheit.
Florettfiiche und Romantik! Im
Palais Bourbon haben Sie be-
merkt. wie die Abgeordneten fich
ins Wort fielen. Zwifchenrufe mach-
ten. wie der Redner fchlagfertig rea-
gierte. höflich die Antwort des Geg-
ners abwartete. fie elegant parierte
und dann blilzfchnell zum Ausfall
überging, .. Das war wie ein er-
regender Dialog; war Dramatik.

war Theater! kiel-18: bei uns find
alle diefe hübfchen Dinge verboten.
Wir find fachlich. das heißt: lang-
weilig aus Prinzip. Wir fpielen der
Nation kein repräfentatives Theater
vor. wie die Franzofen; fondern wir
lefen aus Denkfchriften Statiftik ab!
Wir bieten keine Gefien. Und gar
das Wort „Pofe“ - das finnliche
Nationen. wie die romanifchen.
immer begeiftern wird; denn be-
deutet es nicht: Konzentrierung der
Perfönlichkeit zu einem gewollten.
durch Selbfizucht erwachfenen Stil!?
_ diefes Wort. diefer Begriff findet
hier keine Statt. Ich kenne nichts
Entzückenderes als „Pofen“ (Sie
ftimmen mir darin bei). und ich be-
grüße felbfi die fchwachen Anfälze
dazu. die fich im deutfchen Reichstage
vielleicht fchiichtern einmal hervor-
wagen...
Da gab es einen agrarifchen Ab-
geordneten. den Grafen Reventlow
(einen Bruder der begabten Münch-
ner Schriftftellerin). der hatte fo
etwas wie einen eigenwilligen. nicht
approbierten Stil. Mit einer kalten.
fehr höflichen Devotion. die wunder-
voll war. brachte er feine gut präpa-
rierten Angriffe gegen die Regierung
vor. als wenn fie kleine gefellfchaft-
liche Selbfiverftändlichkeiten wären.
Das war die blaguo jkoiae, die Sie

an Stendhal lieben. Madame; das war etwas. wie die fröhliche Vosheit. die Nießfches geifiiges Element war. in fcharfer. reiner Luft. . . Graf Reventlow ifi jung gefiorben. Und Herr bc Diederich Hahn ifi zwar auch ein forfrher. frifcher Wortführer agrarifcher Jntereffen. aber keineswegs eine problematifche Natur. wie es Reventlow war...
Sehen Sie (Sie beftehen. wie Nora. auf dem Wunderbaren. Madamel): der Abgeordnete da auf der Linken hat einmal einer vielfach bedrängten Prinzeffin zur Flucht verhelfen! Alfo doch ein bißchen Romantik. Er ift gut gekleidet und Sozialifi. Wegen aller diefer Dinge verfpottet man ihn - unbegreiflicher Weife. .. Und nun wollen Sie ..literarifche“ Abgeordnete fehen? Ich glaube: es gibt keine. Dies Parlament ifi fehr unliterarifch gefiimmt. Es hat feine konzeffionierte Aktenfprache (..regierungsfeitig hat ins Auge gefaßt werden miiffen“; und fo). und wer hier in literarifch wertvoller Form fpreihen wollte. wiirde belächelt werden. Vor Jahren war der Münchner M. G. Conrad Mitglied des hohen 'Haufesz und man zuckte über ihn die Achfeln. als er eine ..literarifehe“ Rede hielt. Sie wiffen. daß auch Marimilian Harden einmal daran gedacht hat. fich in den Wallotbau abordnen zu laffen -: feine blendende Redekunfi hätte hier fehr wenig Würdigung genoffen. .. Und nun find Sie fchon ganz melancholifch geworden. Madame.. . . Ja. fehr verführerifch geht es in diefen Hallen nicht zu. Jch glaube. alles liegt daran. daß in Deutfchland der Parlamentarismus noch keine Earriere ifi. wie in wirklich konftitutionellen Ländern. Die Ausfiäjt. Minifier werden zu können. oder auch nur die Möglichkeit. Minifier ftürzen zu können. wiirde auch unfern Parlamentariern mehr Temperament. Ehrgeiz. Verve und Stil geben. ..Ziele!“ Jetzt ift das höchfie die Erhaltung des Mandats. Wieder etwas fehr Undramatifches. Darüber hinaus geht der ..Wille zur Macht“ nicht. Ja: große Parteien des Parlaments wehren fich gerade jetzt (in Gefchäftsordnungsfragen) gegen jede Erweiterung der eigenen

parlamentarifchen Rechte. . . Das
ifi wohl etwas fehr Deutfches: die
Macht und das Glück zu fürchten.
Und hierin wenigfiens wäre diefe
Verfammlung von Männern der ge-
mäßigten Zone repräfentativ. . .“
. , .M a d a m e: ..Und diefe
Herren duellieren fich wirklich nie?!
Oi. .. kommen Sie. mein Freund:
Sie dinieren mit mir im Briftol; und
dann wollen wir nnterfuchen. ob
Liane de Vries noch fo fchön ifi. wie
vor fünf Jahren in den Folies Ber-
gdre. Sie kaufen Milton-Zigaretten.
Muratti; und der Whisky auf der
Terraffe im Wintergarten ifi immer
fehr erträglich gewefen!“
Stefan Wronski.

Bildende

Botticelli.

Von Henry Bryan Binns.

Uberfeßt von Alice Fliegel.

Fortfetzung.

Wir kommen nun zu den fpa'teren und bewegteren Jahren von Botticellis Leben und Wirken - zu jenen Iahrenh in denen der Dominikaner-Prior von St. Marco dem Künftler und Menfchen Botticelli- wie auch der Stadt Florenz- fein Siegel aufdrückte. Savonarola lebte fchon einige Zeit in Florenzx ehe er die Stadt 1490 zu feiner Heimat machte; fein Geifh der bald die ganze Welt rebellifch machteX beherrfchte die Stadt und ihre Menfchenh in deren Herzen die düfierem feurigen Prophetenworte von der Korruption der Kirche und der Republik einen Widerhall fanden, Das Jahr 1492 brachte nicht nur den Tod Lorenzos und damit den Untergang des goldenen Zeitalters für Floreng fondern auch die Entthronung eines Kirchenvaters aus dem Haufe Borgia. Diefes Jahr war das Ende einer Epoche. Durch die Macht und das Faszinierende feiner geiftvollenx außergewöhnlichen Perfönlichkeit brachte es der feltene Mönch noch fertigx die Stadt eine Zeitlang zu halten, Er begrüßte Karl All. von Frankreich als einen neuen Cyrus- als einen von Gott Gefandten- der gekommen war- um die zertretenem geheiligten Freiheiten der gefchändeten Republik

Kunft.

wieder aufzurichten und zu fchüßem und als der König und feine Armee öffentliche Angriffe und Bedrohungen zu fürchten hatten„ war es Savonarola/ der ihnen ihren Weg zeigte. 1496 rang und kämpfte er um fein Heiligftes und Größtes mit dem Papfte- doch fehon zwei Jahre fpäter brach feine Gewalt über Florenz in Stücke. Unter dem Wutgefchrei des höhnifcheny aufgereizten Pöbels fiat-b er am Galgen.

Sandro- der Dichter-Malen war weniger glücklich- als Pico della Mirandola; der fchöneh bewundern* Jüngling und getreue Anhänger des todesmutigen Predigers und Propheten fiarbF in das Gewand eines Mönches gekleideth in den Anfangszeiten diefer Unruhen. Sandro!! Bruder Simone gehörte auch zu

Savonarolas Getreuen und mußte
deshalb die Verbannung erleiden-
und zweifellos war auch Botticelli
felbft von Savonarola fiat-k beein-
flußt. Nach dem Drama vom 23.
Mai 1498 wurde Botticellis Werk-
ftatt ein Treffpunkt für die vielen
unbefchäftigten Künftler/ die der ver-
lorenen Sache treugeblieben waren„
und während der langen Abende
fprachen diefe Menfchen von den
erfiorbenen Tagen h in denen „Ehrifius
der König von Florenz war“. Länger
als ein Jahrzehnt durchlebte Sandro
einfame„ böfe Tage. Ghirlandajo
fiarb im gleichen'Jahrefwie Pico- und
Botticellis geliebterSchülerFilippino

ging 1504 vor ihm in das Grab.
Die Pollajuoli weilten auch nicht
mehr unter den Lebenden. Leonardo
war nur ein feltener. flüchtiger Be-
fucher feiner Werkftatt. und Michel
Angelo teilte feine Zeit zwifchen
Florenz und Rom, 1503 gehörte
Botticelli mit zu den Künfilern.
deren Rat man wegen der Stellung
des „David“ einholte.
Mit feinem Bruder zufammen
hatte Botticelli noch ein kleines Ver-
mögen. Aber die Menfchen. die feine
Kunft protegiert hatten. waren ge-
fiorben. es waren Zeiten der Un-
ordnung und Unruhe - die ganze
Welt fchien aus den Fugen gegangen
zu fein. und Votticelli fuchte Trofi in
dem Studium von Dantes Werken.
Ein dicker Band Zeichnungen von
Botticellis Hand. die die Göttliche
Komödie illufirieren. blieben uns
unvollendet erhalten. Ob wir fie
dem Tode desjenigen danken. für
den fie befiimmt gewefen waren.
oder dem Künfiler felbfi. läßt fich
nicht nachweifen. Sandro fiarb am
17. Mai 1510 und wurde auf dem
Allerheiligen-Friedhof begraben.
ll.
Botticelli war ein Florentiner
in demfelben intimen Sinne. wie
Dante einer war. und nur in feiner
Vaterfiadt können feine Werke die
volle Bewertung und richtige Be-
urteilung erfahren; trotzdem aber
haben bemerkenswerte Proben feiner
Kunfi von Zeit zu Zeit ihren Weg
auch nach anderen Plätzen genommen.
und die ihm zugefchriebenen Gemälde
find weit verfireut. New lYork-be-
fiizt eines von Botticellis fchönfien
und frühefien Werken. die Madonna.
die ehemals dem Prinzen Ehigi ge-
hörte. und deren Verkauf nach Ame-
rika fich an dem unpatriotifchen
Prinzen fchwer rächte. St. Peters-
burg hat eine ..Anbetung der Kö-
nige“. die der Zeit angehört. die
Sandro in Rom verlebte. Der „St,
Sebafiian“. der für Lorenzo gemalt
wurde. hat feinen Weg nach Berlin
gefunden. außer ihm befißt Berlin
noch die Bardi-Madonna. Die fiark
befchädigten Fresken. welche die
Heirat des Lorenzo Tornabuoni ver-
herrlichen. befinden fich oberhalb
eines Treppenhaufes im Louvre;
Rom hat die Sirtinifchen Fresken.

Mailand befiht zwei Madonnen-
bilder. und Bergamo hat ein Paneel.
während die Londoner National-
Galerie fünf Werke des Meifiers auf-
zuweifen hat. die den verfchiedenfien
Perioden feines Schaffens ange-
hören.
Doch in Florenz find die meiften
von Botticellis Werken. und nirgends
gelangt man fo in den Bannkreis
diefes Zauberes. wie in Florenz, In
den Uffizien von Florenz. in dem
Saale des Lorenzo Monaco. befindet
fich. umgeben von Fra Angelicos
Heiligen und Engeln. Botticellis
Meifierwerk ..Die Geburt der Ve-
nus“. Eine umfangreiche Leinwand
mit Wafferfarben gemaltL). hat es
1) Obgleich Botticellis Zeitge-
noffen fchon anfingen. das Öl für
ihre Staffeleigemälde zu verwerten.
blieb er felbfi bei den Wafferfarben.
unter denen das Eidottergelb am
meifien verwendet wurde. Faft alle
Gemälde Botticellis. feine Fresken
ausgenommen. find auf Holz ge-
malt. Nur ..Pallas und der Eentaur“.
„Venus“ und die ..Geburt Ehrifii“
(1500) wurden auf Leinwand aus-
geführt.
16c)

doch für den erfien Augenblick den
Anfchein. als fei diefes Bild auf Holz
ausgefiihrt worden. da eine Faltung.
beinahe ein Riß. gerade fichtbar.
quer über das ganze Bild geht.
Es ift in den blaffen. kühlen
Farben des frühen Morgens
gehalten. nur das fchwere. rote
Gewand. das die liebliche Ge-
fialt der Wanderin fchmeichelnd um-
hüllt. bringt einen fatten Ton in die
mattfarbige Schönheit. Über das
graue Meer hinweg blickt man in
weites Land. Die Morgenwinde
wehen und fchaffen ein klares. reines
Licht. Die Göttin fieht auf dem
Rande einer großen. fchimmernden
Mufchel. die fie getragen hat. und
durch die Schwere ihrer wunder-
famen Gefialt neigt fich die
Mufchel etwas nieder. als fich
die holdfelige Frau nach vorn
beugt. um an das Ufer zu fchreiten.
Die Gefialt der Venus. groß. fchlank
und fafi im Mittelpunkte des Gemäl-
des fiehend. wird von den Winden
umweht. ihre Belichtung ift diefem
Wehen und Fluten angepaßt -
aber die Göttin bebt vor dem Früh-
lingswinde nicht zurück. Ein reiz-
volles Bewegen. Schweben und
Schreiten geht von ihr aus. doch ihr
Antlitz trägt nicht den Ausdruck des
Bewußtfeins diefes frühlingsfrühen
Wanderns - gleich einer Nacht-
wandlerin fchwebt Venus wie ver-
zaubert über das weite Meer. Das
reine Leuchten ihres lebensvollen.
ätherifchen Leibes. das Fluten des
reichen. fonnengoldenen. lockigen
Haares. das der Wind hebt. und das
die Göttin mit der einen Hand hält.
während die andere auf ihrer Bruft
ruht. geht in vollendeter Harmonie
mit dem füßen. gedankenfchweren.
verträumten Ausdruck ihres blumen-
gleichen Antlißes zufammen. In
firengem Gegenfahe zu diefer meer-
geborenen Verkörperung der Liebe.
diefer Wanderin aus einer unbe-
kannten Sehnfuchtswelt. fieht das
fchlichte. fehr irdifch ausfehende
Mädchen. das die Göttin begrüßt
und fie in den reichen Mantel hüllen
will. Diefe Mädchengefialt. die den
Frühling darfiellt. trägt ein matt-
farbiges Gewand. in das Kornblu-
men eingewebt find. Ihre fchweren.
dunklen Haarflechten hat fie mit

Olivenzweigen bekränzt. gleich der
Göttin in ..Pallas und der Centaur".
Die Falten und Bewegungen des
Mantels. den das Mädchen dem
wehenden Winde entgegenhält. bil-
den eine köfiliche Linie mit den Be-
wegungsformen der fchwebenden
Venus. Außer der Gefialt der
Göttin. die eigentlich gar nicht die
Venus. fondern viel eher die Mufe
von Sandros Kunft. das Ideal feiner
Sehnfucht. darfiellt - liegtdie Eigen-
art des Gemäldes in dem verworre-
nen und doch harmonifchen Zu-
fammengehen bewegter Linien. in
dem Schimmern der bleichen Glieder
und in der wunderbaren Tönung der
Schleier. mit denen Botticelli die
Frühlingswinde fymbolifiert - jene
Winde. die das Waffer zu ihren
Füßen beunruhigen und den Wan-
derer auf feinem Wege grüßend ent-
gegenfliegen.
Es würde fehr töricht und zweck-
los fein. wenn man durch eine Be-
fchreibung verfuchen wollte. die
myfiifche Bedeutung diefes äußerfi
dekorativen Werkes zu geben. Doch
diefe Bedeutung nicht zu erkennen.
hieße: dem ganzen Botticelli ver-
ftändnislos gegenüberfiehen. Wenn
man das Bild als eine reine Illufira-
tion einiger Verfe Politians oder

einer Hymne Homers anfieht. fo
würde diefe Anfchauung ein end-
[ofes Kritifieren nach fich ziehen.
Die Gefialt der Venus ift wun-
derbar gezeichnet und meifierhaft
ausgefiihrt - die Klippen. die
.Wellen und Lorbeerbäume find
fkizzenhaft hingeworfen. Nur dem
Befchauer. deffen Geifi mit jenem
Geifie zufammengeht. der in diefen
zauberfchönen Linien. Tönen und
Farben gebunden if't. kann fich die
Schönheit dieferMeifierfchöpfung er-
fchließen. Um Botticelli zu ver-
fiehen. muß man ihn lieben.
Ju demfelben Raume hängt ein
weniger umfangreiches Bild des
Künftlers. die „Anbetung der Kö-
nige". Es ift auch ein Meifierwerk
und eines eingehenden Studiums
wohl würdig. aber Welten trennen
es von der „Venus“. Es ifi mit reif-
lich durchdachter und hoher Kunfi
ausgeführt. und im Gegenfatz zur
„Venus“ entfiand es in den Jahren.
die dem Aufenthalt in Rom voran-
gingen. Es enthält Porträts der
Medici und. was fiir uns noch wich-
tiger ift. ein Porträt des Malers
felbft 1).
In der „Anbetung der Könige“
fieht Botticelli abfeits von den an-
deren. in der rechten Ecke unter dem
Pfauhahn. Er ift in einen orange-
farbenen Mantel gekleidet. über feine
Schulter hinweg blickt ein fchlan-
ker. hochgewachfener Mann. mit
einem machtvollen. rätfelhaften
Antlitz. Die Kompofition diefes
Bildes mit den dreißig Gef'talten
und den reichen verfchiedenen
Farben wurde oft. und mit
Recht. fehr anerkannt. Trotz der
klaren Judividualifation der ver-
fchiedenen Perfönlichkeiten und der

1) Es gibt zwei Einzelporträts
von Sandro. die charaktervoll und
hochintereffant find: in der Londoner
Nationalgalerie befindet fich das
Bildnis eines Jünglings und in der
Florenzer Akademie das Porträt
eines Mannes. der eine Medaille
hält. Andere Porträts. wie die-
jenigen des Giuliano dei Medici in
Berlin und Bergamo. ferner ein
Bildnis der Simonetta. mögen wohl
inLBotticellis Werkfiatt entfianden
fein. zählen aber nicht zu feinen
eigenen Werken.

muf'terhaften Ausarbeitung alle des
prächtigen Beiwerks. haben doch
die Einheit der Zeichnung. mit
der originellen Gruppierung im
Halbkreis. und die Vornehmheit
und Sicherheit in der Führung
der Linien nicht gelitten. Die-
fes Bild malte Botticelli als
Rivale von Ghirlandajo. für deffen
Werk es längere Zeit irrtümlicher-
weife gehalten wurde. doch die
große Jntenfität der Realifation.
durch die es fich auszeichnet. war
dem in feiner Art gewiß fehr' wert-
vollen Künfiler Ghirlandajo nicht
eigen.
Diefe beiden Gemälde aus dem
Saale des Lorenzo von Monaco
find zwei Repräfentanten der
beiden Reiche. zu deren Diener
fich Sandro machte. Jn der
„Venus“ vermählt fich die rei-
ne Einbildung und die Phantafie
mit platonifchen Ideen und einer
neuen Auffaffung von den Möglich-
keiten dekorativer Kunfi. die „An-
betung“ verrät die Atmofphäre. in
der allein die Herren im 15. Jahr-
hundert in Florenz zu leben ver-
mochten. Nur wenige Bilder
Botticellis gehören ausfchließ-
lich dem einen oder dem anderen

Reiche am man fühlt nur heraus„
welcher Einfluß bei dem einen oder
dem anderen Gemälde der vor-
herrfchende gewefen ift. Zu
der erften Kategorie gehören
in erfter Linie die Bilder. die klaffifche
Motive behandelm der „Frühling"x
in der Akademie von Florenz! zählt
vor allen Dingen zu ihnen. Un-
nachahmbar und unübertroffen ift
hier die berühmte Gruppe der Gra-
zien- die wunderbar rhythmifche Be-
wegung ihres Tanzes- die Fülle der
einander fliehenden und fich wieder
eng verfchlingenden Linien. Viel-
leicht ifi hier fogar Botticellis Kunfi
von einer gewiffen Manieriertheit
und Forciertheit des Gefühles nicht
ganz freix aber er arbeitete trotzdem
mit einer beinahe vollkommenen Ein-
heit der Grazie und Konzeption und
mit einer ftarken Gefühlsintenfität.
Uber die literarifche Bedeutung und
Beziehung diefes Werkes ifi viel ge-
firitten worden. Doch es ifi eigent-
lich nebenfächlicl» ob Botticelli durch
Lucian oder Alber-ti. durch Verfe von
Politian oder Lorenzo dazu angeregt
wurdex vom Standpunkte des Kunfi-
werkes aus kommt das erft in zweiter
Linie in Betrachß fowohl für Botti-
cellis fchöpferifches Arbeiten- als auch
für die Bewertung des Bildes. Der
„Frühling" fiellt in erfter Linie eine
Verkörperung der Schönheit dar„ und
zwar in einer launifch-wunderlichem
beinahe bizarren Gruppe von Ge-
fialtenx die zwifchen dunklen Bäumen
in fchimmernder Weiße leuchten,
Durch die Stämme ftrahlt der farb-
lofe„ klare Himmeh während das
Gras„ das die köfilich geformten
Füße fireifem reich und bunt an
Blumen ifk.
Diefes Bild„ auf dem die Ge-
fialten beinahe Lebensgröße er-
reichenx hat viel Gemeinfames mit
der „Venus“. Es gehört aber trotz-
dem einer früheren Periode an und
entfiand eher uni diefelbe Zeith wie
die „AnbetungC als der Künfiler
ungefähr 34 Jahre alt war.
Einige Jahre fpäter entfkand
„Pallas und der Eentaur“. Der
Geftalt der Göttim fo fchön wie fie
ifth fehlt doch die Lebensfülle und
der Bewegungsreichtumh wie er uns
im „Frühling" und in der „Venus“
erfreut; vielleicht verfchwendete der

Künfiler zu viel von feiner Sorge
und feinem Denken an die Bekrän-
zung mit den fymbolifchen Oliven-
zweigem die fich um Brufiz Arme und
Haupt derGöttin fchlingen. Anderer-
feits aber ift der melancholifche Cen-
taurX den die Göttin an der fiat-renx
fchweren Stirnlocke führt„ einer
der vollkonimenften Beweife Botti-
cellifcher Knnfk. Es gehört mit zu
den charakterifiifchfien Eigenfchaften
Botticellis„ daß in uns beim Betrach-
ten diefes Bildes das Gefühl auffteigy
als fei es unfere eigene Hand„ die
mit fefiem Griff diefe tiefdunklen
Locken packt/ genau fo„ wie wir beim
Anblick der „Venus“ davon träumem
daß es u n f e r Leib ifi- den die Früh-
lichter in zitterndes Schimmern
tauchenh und den die Morgenwinde
kühl umwehen.
Hinter der Gefialt des Eentaur
erhebt fich eine Maffe überhängendes
Felsgefiein; unten in der Bucht liegt
ein Boot. Fafi immer ift auf Botti-
cellis Gemälden irgend ein land-
fchaftlicher Ausblick. Die Farben-
fiimmung diefer großen Leinwand
ifi fehr reizvoll. Pallas Athene ift
in einen weiten grünen Mantel ge-
kleidet- unter dem ein weißes Unter-
kleid hervorfchimmerß das mit den
dreifachen Ringen der Medici ge-

ö ___
..-
fchniückt ifi. Die Göttin ifi mit Olivenzweigen bekränzß ihr roftbraunes Haar weht hinter ihn und ihre Füße find mit einer Art orangefarbener Sandalen bekleidet. Es gibt fo leicht nichts Wirkungsvolleres und feiner Durchdachtesj als den Kontrafi. den ihre lichte Schönheit zu der finfterem wilden„ pathetifchen Gefialt des Eentaur bilden den fie als einen Gefangenen mit fich führt.

lll.

Nun müffen wir zu den berühmteften jener Bilder übergehem die Botticellis andere und„ meiner Anficht nach„ weniger künftlerifche Art charakterifieren. Zunächfi aber will ich die Bindegliedeß die zn'ifchen den beiden Gruppen erifiierem kurz erörtern.

Da i| zunächfi die „Verleumdung"„ ein BildF das zu einer Befchreibung gemalt wurdej die Alberti in feiner „Abhandlung über die Malerei" von einem Gemälde Apelles' gibt. Es ifi ein verhältnismäßig kleines Paneel (2 zu 3 Fuß lang» das zehn Figuren und einen forgfältig ausgearbeiteten Hintergrund des fkulpturell ausgeführten marmornen Gerichtshofes aufweift. Diefer Hintergrund ifk mit Arabesken und Bas-Reliefs tatfächlich überhäuft. Diefe Schöpfung gehört Sandros reiferen Jahren an; eine Leidenfchaft. die oft theatralifch wirkth verdirbt den Eindruck des Bildes. Die hilflofe„ knabenhafte Figur der Unfchuldh die fich mit gefalteten Händen von der damenhaften Verleumdung vorwärtszerren läßt„ zwingt uns beinahe ein Lächeln ab; und unglücklicherweife verkörpern diefe beiden Gefialten die Grundidee des Bildes. Ihre unglückfeligen Pofen verderben die Wirkung der edlen Geftalt der Treue„ die am äußerften linken Ende des Bildes mit erhobenen Armen fteht„ das vornehme Geficht dem Himmel zugewandt. Diefe Gefialt gleicht in der ganzen Auffaffung der Venus Anadyomene - nur daß fie auf diefem Bilde leider gar nicht angebracht iii. Die bunte Phantafie„ die fo verfchwenderifch bei der Erfchaffung der Bas-Reliefs

tätig war„ zeugt von dem Ideen-
reichtumh den Sandro felbft in den
doch wahrfcheinlich auch fehr trüben
Zeiten feines Florenzer Aufenthaltes
fein eigen nannte.
Zugleich mit der „Verleumdung“
will ich - wenn auch nur flüchtig -
die verfchiedenen Paneele über das
Leben des heiligen Zenobius er-
wähnenj von denen fich zwei in der
Sammlung von Mrs. Ludwig Mond
befinden. Sie wirken weniger thea-
tralifch„ aber beinahe noch erzwun-
gener und gefuchter als die „Ver-
leumdung“„ doch ebenfo wie fie be-
weifen fie Botticellis illuftrative Be-
gabung und find reich an fchönen
Farben, Wir finden da eigenartig
rotej gedämpfte graue„ lila„ blaue
und fehr viel weiße Töne. Diefe
Bilden ebenfo wie die Paneeleh die
die Gefchichte der Virginia und Lu-
cretia illuftrierenz wurden höchfi-
wahrfcheinlich 1490 gemalt und wa-
ren für Hochzeitstruhen befiimmt.
Eine wichtigere Gruppe Botti-
cellifcher Bilder ftellen die feahs Ge-
mälde dar - einfchließlich der fchon
befchriebenen „Anbetung“ -„ die
ihren einheitlichen Mittelpunkt in
den drei Gefialten der heiligen Fa-
milie finden„ ganz gleichj ob fie nun
„Anbetung der Könige“ oder „Ge-
burt Ehrifki“ benannt werden. Be-

fonderer Erwähnung bedürfen auch
die Sirtinifchen Fresken. Alle diefe
Bilder find reich an Figuren. die
nicht felten in weite. forgfältig ftu-
dierte und ausgeführte Landfchaften
hineinkomponiert wurden. fo daß es
doch den Anfchein hat. als hätte
Leonardo. der Botticelli das Jnter-
effe für Landfchaftsbilder abfpricht.
mit feiner Behauptung unrecht. Ab-
gefehen von der fchon erwähnten
„Anbetung“ gehören eine „Anbe-
tung“. die fiah jetzt in der Peters-
burger Kathedrale befindet. und die
Szenen aus dem Leben Mofes' in
der Sirtinifahen Kapelle zu den am
reizvollfien und lieblichfien kompo-
nierten Bildern diefer Gruppe. Sie
entfianden zu gleicher Zeit in Rom.
Auf dem erftgenannten Gemälde ift
die heilige Familie - ähnlich wie
auf dem Rundbild in der National-
Galerie - in einem hölzernen
Schuppen verfammelt. der zwifchen
den Ruinen und Säulen eines alten
Ordens. einesTempels oder vielleicht
auch eines Königspalafies errichtet
wurde. Es weifi'ungefähr vierzig
Figuren auf. abgefehen von den
Pferden. die Sandro gern feinen
Bildern einfügte. obgleich dies durch-
aus nicht immer ein glücklicher Ein-
fall war, Sehr oft. wie das z. B.
auch mit dem Schlachtroß des Holo-
fernes der Fall ift. find diefe Pferde
nicht einmal naturgetreu dem Leben
nachgezeichnet. fondern irgend einem
toten Modell. Nur felten. fo in der
Mediceanifchen „Anbetung“. fühlen
wir das Nachfchaffen des lebendigen
Tieres. Diefe St. Petersburger
„Anbetung“ ift breit und detailliert
in der Erfindung und gibt viel Jnter-
effantes. aber fie leidet an diefen auf-
dringlichen und ausgeklügelten Ge-
fühlen. die den weniger guten Schöp-
fungen Sandros anhaften. Jn feinen
befien Werken wirken feine Gefialten
als herrliche Phantafiegebilde und
geben uns eine fo reiche Offenbarung
der Schönheit. daß fie mehr in uns
erwecken als das reine Jntereffe am
künftlerifchen Vorwurf. Jm Grunde
genommen find fie nicht lebenswahr.
aber fie verkörpern Symbole und
Ideen des menfchlichen Lebens. und
deshalb find fie fähig. den Kontakt
zwifchen vergeiftigter Auffaffung und
Lebenswahrheit zu verfchaffen. Dies

ift aber nicht der Fall in einer der „Anbetungen“. die ich befchrieben habe. noch in irgend einer der Sirtinifchen Fresken. ausgenommen Mofes an der Quelle.

Jn diefer wunderbaren Hauptfzene eines umfangreichen Freskogemäldes find z. B. die Schafe dem Leben fo naturgetreu nachgefchaffen. daß fie das Recht einer-'Individualität . beanfpruchen können.

Schluß in der Mai-Nummer.

Piyche-

Zarte junge Mädchenblume. , . Holdefte! Jn der fchlanken Kraft. der herben Anmut der hingeftreckten Glieder eine Wonne den Augen. Die Phantafie fchaut die behende Nymphe über die Gräfer der Wiefe flüchtig eilen zu munterem Spiel. hört das helle Lachen von den geöffneten Lippen klingen... Nie wieder wird fie lachen. wie fie noch eben lachte. die Süße. Schöne... Nie wieder mit jener kindhaften. frohen unfchuldigen Heiterkeit. mit der fie über das Grün der Fluten tanzte. während ihre kleinen Flügel im Sonnenglanze fchillerten.

- Der Pfeil hat fie ins Herz getroffen - ihr Gefchick ift befiegelt. wenn auch noch nicht vollendet -

Bildende Kunfi
fie gehört dem Gotte zu füßem Schauder und feliger Not... Von neuen. unbekannten Schmerzen überwältigt. preßt die Jungfrau die Hand auf das zuckende Herz. und in ihren Zügen malt fich das Leid der Sehnfucht. Ruhelos wird es fie durch die Länder treiben. den Götterjüngling Eros zu fuchen. der nach kurzer beraufchender Luft durch dunklen Befchluß der himmlifchen Mächte ihr entrafft wurde. Aber auf den Wegen der Qual und des Kummers. in unendlicher Treue und mutvollem Beharren wird fie aus einer irdifchen Nymphe Pfyche die Göttliche. welche Zeus unter den Himmlifchen eine Stätte gewähren darf zur Seite der ewigen Liebe - wird fie das Sinnbild der unfterblichen Seele des Menfchen. die durch Genuß zum Leiden. durch Leiden zur göttlichen Erkenntnis gefiihrt wird.

Eine alte rührende Mythe. ,.

Mehr als Mythe - täglich wiederkehrende Wahrheit. unendliche Wirklichkeit. Wer fah nicht fchon. im Innerfien ergriffen. auf dem Antliß eines blühenden Mädchens plötzlich jenen Ausdruck füßen Schmerzes fich bilden. jenen leidvollen Blick der Augen in die Ferne. jene Läffigkeit der jungen beweglichen Glieder - alle jene Zeichen. welche ihm fagten. daß Gott Amor das Herz getroffen habe? Und daß jetzt das Gefchick beginnen will durch Begehren und Sehnen. durch Freude und Entfagungen in dern mädchenhaften Körper die fühlende Seele des Weibes zu bilden?

Das unfierbliche Gefetz des Werdens. das in einem jeden von uns mit geheimen Kräften und Schmerzen der Sehnfucht wirkt und fchafft. es offenbart fich hier in dem holden Mädchenkörper und wird zu einem Symbol endlos fich wiederholenden Menfchenfchickfals.

Denn wer von allen. die da leben. trüge nicht des Eros ewigen Pfeil im Herzen?

Gabriele Reuter.

Ich fah euch einmal -

(Zu Israels: „Armes Lebeni'.)

Ich habe fie gefehen. die zwei.
Ich fah fie in Dänemark.
meiner Heimat.
Vom Fenfier meines Coup-5s.

wo ich. in eine Decke gehüllt. auf
einem roten Polfier faß. fah ich fie
- eine Mutter und das Kind.
Es war gegen Sonnenuntergang.
Braun und arm und endlos lag die
Heide da. im Dämmerlicht - die
nahe Nacht erwartend. Kein Haus.
Kein Laut. Kein Leben. Kein Weg.
Nur die braune Heide. ftill.
fchweigfam und geftorben.
Aber im Wefien die rote Sonne.
Dortfah ich fie.dortkam fie
mit ihrem Kind gewandert,
Der Rücken war gekrümmt. feine
Lafk war fchwer. die Füße fchleppten
müde über die Erde hin. fiumpf wie
bei dem. der lange gegangen ifk und
weiter gehen muß. Der Kopf
war ebeugt. Doch fah ich
ihr Geficht. Oder war das ein
Geficht? Es war verwittert.
verwittert von Wetter und
Mühe und Wind und Streit und
Regen. verwittert. während es fo
ftarr wurde. daß es einem verwit-
terten und grauen Stein glich. Hier
lebten wohl nur die Augen. wenn
fie lebten. Aber fie fah ich nicht.
Sie ruhten auf der Erde. mit der
die fchweren Füße kämpften. So

__.__.._-*__._.q___ -r
wanderte fie dahin. während ich auf
meinem Polfker vorbeijagte.
Neben ihr trippelte ihr Kind.
In Lumpen gehüllt. mit Fetzen um-
wickelt - wie ein kleines Bündel.
das Beine hat.
Geweint hatte das Kleine. Jch
fah es jetzt. ich fah es jetzt. wo ich fein
Antlitz zu fehen bekam. Sie hatte
geweint. fo daß die hellen Tränen
noch über die kleinen und hohlen
Wangen rannen. Ihre Füße taten
ihr wohl weh. Sie fchmerzten fie
wohl von dem Trippeln im Heide-
kraut und dem Stoßen an den
Steinen und dem Stechen im Sande
und von demWeitermüffen - immer
weiter. die armen. kleinen Füße.
Die Kleine hatte geweint.
Aber jeht blieb fie mit den Fin-
gern im Munde fiehen. mit großen
Augen. mit dem Kopf vorgefireckt.
blieb fie fiehen und ftarrte dem Zuge
nach - ein Wunder. ein Staunen.
eine große Schlange. die zifchte und
aus einem gewaltigen Horn fchwar-
zen Rauch fchnaufte und wie der
Wind durch die Heide lief.
Aber die Mutter rief. Sie erhob
nicht den Kopf. wandte ihn nicht.
Erhob nicht den Blick. veränderte ihn
nicht. Sie fah nur die Erde und
kannte nur den Weg. mit dem fie
noch zu kämpfen hatte.
Das Kind hatte noch Augen und
f a h und konnte fich wundern. Die
Mutter fchleppte fich nur weiter
unter ihr e r Bürde. unter der
Tageslaft auf ihrem Rücken.
Ah. der Tag wird kommen. wo
auch du nicht. du Kleine. den Kopf
mehr wenden wirft. Und das Leben
hat keine Wunder mehr für deine
matten Augen. Aber nur die Erde
fiehft du und mißt die Lafi des
Tages. während du dich weiter
plagft. wie fie fich jetzt plagt. die
dich gebar.
..Mißt die Laft des Tages“.
fage ich.
Ach nein.
Du mißt nichts mehr. Auch die
Fähigkeit des Meffens wirft du ver-
lieren und nicht mehr denken. auch
nicht über die Laft des Lebens. Da
wird ein Tag kommen. wo auch die
Gedanken tot find. Und auch du
gehft nur weiter. durch das Land.

über die Steine. durch das firuppige
Heidekraut. weiter. immer weiter.
mit der Tageslafi auf deinem Rücken.
Habt ihr denn gar keine Gedan-
ken. ihr Armften. die ihr firebt und
wandert?
Hm. wer weiß es?
Wenn ihr. an den Sonnabend-
abenden. die Tür der Hütte. das
Haus erreicht. deffen Dach über der
Füllung zufammenfällt - dann
können. wenn der Wind günfiig
ifi. einige Töne von Glocken über
die Heide fchallen - aus der Ferne.
aus weiter Ferne.
Laufcht ihr dann und lächelt?
Wer weiß es?
Auch die Glocken des Himmels
haben fo weit zu gehen. um euch
zu erreichen und - felbft Gott. er
ifi fo weit. fo weit fort...
...Ich fah euch einmal. euch
zwei. die ihr durch die dürre Heide
wandert.
Herman Bang.

_MMR
DramaUfwe

Gerhart Hauptmann:
„G r i f e l d a,"*)
(Erfiaufführung am Leffingtheater.)

Wer nicht „Erucifigitei“ fchreit„
ift verdächtig ein Glied der „Ge-
meinde'h ein Hauptmannornane zu
fein. Das ift das Mitteh die ftarke
Mehrheit vom Premierenabendnach-
trägliah um ihr Gewicht zu bringen.
Der großen Menge beigezählt zu
werden- fchmeichelt fchon ohnedies
dem Einzelnen nicht. Was kann ich
für meine Perfon dagegen tun?
„Grifelda“ ift ein neues lyrifches
Bekenntnis Hauptmanns. Die qua'-
lerifche Selbftanklage eines Mannes.
Nebenbei _ und zum Schuß vor
profaner Neugierde bemerkt: Eine
Geftalter-Phantafie kann auch das-
was nicht erlebt war) fo lyrifch aus-
fühlen- wie die Natur diefes Ge-
fialters es erleben würd e
Was bei anderen Reue ift- ifi bei
dem Dichter Gedicht.
In die Reue mittelwüchfiger
Naturen ließe fich gerade „Grifelda“
nicht überfeßen. Die Mittelwüch-
figen find davor gefchüßß den ge-
liebteften Menfchen mit übermäßiger
Leidenfchaft martern zu müffen.
Hauptmanns Markgraf Ulrich von
Saluzza liebt Grifelden mit fo furcht-
barer Leidenfchaftx daß er all das.
was um feine undihre Zwei-Einfam-

*) Das Buch ifi in S. Fifchers
Verlag Berlin erfchienen.

Beriwte

keit gebreitet liegt„ verabfcheut und
haßt. Es jammert ihn jedes Atem-
zuges der Geliebteny der an die Welt
da draußen verloren geht, Es grant
ihm davor/ daß ein Kind die Kraft
ihres Leibes fangen foll. Jay wahn-
wihige Pein bereitet dem Manne
der Erbe„ der im Schoß Grifeldas
reift. Um des Weibes Alleinbefiß
wütet er gegen Grifeldas Mutter-
tumh gegen fein eigenes Vatertum.
Zweifellos ifi folche Leidenfchaft
dem Irrfinn verwandt. Aber ziehe
mir erfk einer fein fa'uberlich die
Grenze zwifchen den großen Leiden-
fahaften und dem Wahnfinn! Daß
höchfte Leidenfchaft nicht lange dauref
das unterfcheide fie- fagt man,...
Iax wenn ein Typhus glücklich
überfianden ifiy hat es der

Arzt zu erkennen bequem:
er war nicht tödlich. Und fie- die
nichts von dem furchtbaren und
herrlichen dionyfifchen Feuer
ahnenf die fich mit ihrem Man-
gel an Brennf'tofß an Wahn-
finnsfähigkeiten des Genies-
dem Typus des Normalmen-
fchen (für den es bis heute nur eine
negative Definition gibt) nähernx
fie mögen mit fittlicher Genu -
tuung fagen: eine Liebesleidenfcha th
fie gegen die Nachkommenfchaft
eifertz fei wider die Natur.
Aber was ift denn alle Tragik
überhaupt? Immer ein Konflikt der
Natur mit der Kultur. Zumeift liegt
der tragifche Fall fox daß die Natur
eines Einzelnen einer Gefamt-Kul-

tur. den Konventionen der Gefell-
fchaft. den Gefeßen des Staates.
leidend und kämpfend entgegenfieht.
Der Liebende in ..Grifelda“ jedoch
hat die allgemeinen Gefeße der
Natur gegen fich. (Sie wird ver-
körpert von Grifelda mit ihrem echt-
weiblichen Ausgleich bräutlicher und
mütterlicher Gefühle.) Ulrichs Zügel-
lofigkeit. fo kulturlos fie fich gebärdet.
ift Liebeskultur. . .. Denn aus dem
Erdreich der Liebe gewachfen. ver-
leugnet diefe Leidenfchaft die ur-
fpriingliche funktionelle Befiimmung
der Gefchlechtsliebe. Sie ifi. wie
alle pfychifchen Verfeinerungen der
Liebe bis zum fogenannten Pla-
tonismus. eine Entartung des rein-
animalifchen Zeugungstriebes. dem
hier die feelifche Eiferfucht den Lohn
des Schaffens wehren will. Schopen-
hauer. im Garten der Venus ein
blinder Barbar. verhöhnt unfere ge-
famte Liebeslyrik und anerkennt an
der Liebe nichts weiter als die Pro-
pagation des Menfchengefchlechtes.
Wenn wir das als Blasphemie. als
begrenzte Kulturlofigkeit des Weg-
bahners der geifiigen Kultur emp-
finden. fo bekennen wir uns unwill-
kürlich zu jener Liebe um ihrer felbfi
willen. die in ertremer Ausfchließ-
lichkeit nur das Weib will und nicht
an das Kind denkt.
Daß jedes Dritte. und wäre
es das Kind der Liebenden. die
weltvergeffene Liebe zweier Men-
fchen verbittern und verwirren
mag. liegt im Möglichkeitsbereiche
feltener großer Leidenfchaft. Doch
nicht verdient etwa nur die
Leidenfchaft den Titel der Größe.
die fich am Ende gegen die
Natur kehrt. aus der fie fiammt,
Wir wiffen. daß auch Heißlie-
dende im Kinde die Wiedergeburt
des Geliebten lieben. (Ehamiffo:
.. . . . und daraus dein Bildnis
mir entgegenlacht.“) Das find die
inftinktiven Tröfiungen. die fich die
Liebe gibt. wenn fie fich teilt. Und
die Liebe des Weibes. das geboren
hat. teilt fich faft immer. Wo es
beim Weibe nicht gefchieht (Rita
Allmers in ..Klein Eyolf“). dünkt
uns das unweiblich. Wir glauben
dann an ein Zuwenig. nicht an ein
Zuviel feelifcher Fähigkeiten. ob nun
banale Genußfucht. Hyfierie oder

feruelle Überreiztheit das unficht-
bare Mutterband zerriß. . . . Anders
beim Manne. Des Mannes fiarke
Liebesleidenfchaft ift unbedingter und
egoiftifcher. Auch weil Vaterliebe
weniger körperlich ift als Mutter-
liebe. empfängt fie erft von dem
wachfenden Kinde gewiffe intellektu-
elle Stiißen. deren die Mutterliebe.
die wie die Weibnatur iiberhaupt
primitiver ifi. gar nicht bedarf. So
wenigftens kann es fein. Jft es
fo. dann mag in einem Manne von
gewaltiger Liebesleidenfchaft jener
Widerftreit gegen die zeugende Natur
entfiehen. den Hauptmann in der
..Grifelda“ fchonungslos hervorge-
zogen hat. - deffen fcheu unter-
drückte Stimme aber fchon viele
liebende Männer in ihrem aufrichtig
belaufchten Herzen vernommen ha-
ben mögen.
Man darf von Hauptmanns
Märchenfiück ..Grifelda“ mit nicht
geringer Berechtigung fagen: es
fei Naturalismus im Mantel der
Romantik. Denn die pfychologifche
Unerbittlichkeit. die mir der eigent-
liche Kern der Dichtung fcheint. ifi
tendenzlofe Naturaliftik. Da fei nun
mit Verwunderung fefigefiellt. wie
wenig eigentlich die äfihetifchen Ge-
müter unferer Zeitgenoffen in der

f ogenannten naturalifiifchen Schule
gelernt haben. Am ehefien laffen
fie noch heute jenen äußerlichen
Naturalismus gelten. der in der
Tat nur eine Übergangserfcheinung
war: die Photographie eines Milieus.
eines fozialen Zufiands. Aber vor
der pfychologifchen Vertiefung der
naturalifiifchen Treue flüchtet fich
der äfihetifche Wunfch der meifien.
ohne daß fie es wahr wiffen wollen.
zum Schillerfchen Tendenz-Drama.
wo die Szene zum Tribunal wird
und der Dichter über Gut und
Böfe richtet. Es wurden gegen
Hauptmanns naturaliftifche Seelen-
fpiegelung. deren Lyrik kühn und
wahrhaft ifi. Plaidoyers für das
Kindbett gefchleudert. als habe der
Dichter ein foziologifches Prinzipien-
werk gegen Zolas ..Fecondite“ auf-
gerichtet. Julius Hart. ein fo ver-
ehrenswerter Kunftkenner. ruft ent-
rüftet nach dem Zweck der Kunfi.
den er zutreffend „Fruchtbarkeit“
nennt. aber minder zutreffend mit
der Leibesfruchtbarkeit identifiziert.
Hauptmanns Held. fo fagt er. wolle
„das“ fierile Weib. er predige (?)
Unfruchtbarkeit. Alfo fei Unfrucht-
barkeit das Symbol diefer Haupt-
mannfchen Kunfi. Und dann fogar
mit naivem Pathos: ..Soll denn
dasSchöpfen. Zeugen. Kinderkriegen
aufhören?“ - Das ifi gefprochen
wie ein patriotifcher Franzofe. Und
warum denn nur? Weil der Dichter
auf ficherer pfychologifcher Fährte
den erotifchen Eigennuh eines lei-
denfchaftl--chen Mannes fchilderte. . ,
Die Theorie vom oberfien drama-
tifchen Fortpflanzungsgefeß fcheint
mir übrigens gewiffe Vorwürfe ge-
gen Shakefpeares Julia und Goe-
thes Clärchen zu involvieren. Beide
Mädchen tragen vielleicht die Frucht
ihrer Liebe unterm Herzen und
denken nicht daran. als fie des
Geliebten wegen fierben gehen...
Hauptmanns ..Grifelda“ iii das
reine Drama eines Gefühls. alfo. fo
bunt auch die Begebenheiten den
Schauplatz beleben. ein lyrifches
Drama. Eine Fruäzt des Subjek-
tivismus und im Wefen von der
Sagefunabhängig. deren Über-
lieferungen den Dichter nur reizten.
fie durchaus zu verkehren. Die zuerfi
von Boccaccio erzählte Gefchichte

von der vielduldenden Grifeldis war
ein erfies Lanzenbrechen für das
Weib im Kampf der Gefchlechter.
Jener Markgraf von Saluzzo. der
aus Prahlfucht feiner Liebfien die
unmenfchlichfien Schmerzen und
Demütigungen zufügte. war ein
gemeiner Kerl. und von feinem
Schwarz fiach doppelt hell das
geprüfte Weiß der Frau ab. Frie-
drich Halm mifchte eine leife
Nora-Ahnung in die Schlußwen-
dung feines Dramas. Grifeldis
erkennt das nichtswürdige Spiel und
verläßt endgiltig den Gatten. Auch
Hauptmanns Ulrich quält Grifelden.
entzieht ihr das Kind; aber er felbfi
ifi von Liebe fo gefoltert. daß er
nur fich zu wehren. nicht die Geliebte
zu foltern glaubt. Eine charakterifti-
fche Einfeitigkeit des Bewußtfeins
im Liebeswahn. .. Er tötet das
Tier. das die Geliebte fireichelt; er
verjagt;den Vater aus ihrer Nähe; er
bäumt fich. foll der Arzt den heiligen
Leib der Wöchnerin betafien; er
fiöhnt in Grifeldas fchwerer Stunde
dreifache Qual des Mitgefühls; er
g'ibt den neugebornen Nebenbuhler
in fremde Pflege; und zitternd war-
tet er des erfien Liebeswortes der
Genefenen beim Wiederfehen. Aber
diefes erfie Wort ruft nach dem

Kinde. . . .! Da :glaubt ffich der Eiferfüchtige entthront und flieht in die Wildnis.
Auch Grifelda wird von inneren Bewegungen. nicht - wie in der Sage - von tyrannifcher Gewalt aus dem Haufe des Gatten getrieben. In der Harmonie ihrer zweigeteilten Gefühle ahnt fie nicht den Grund von Ulrichs wilder Erregtheit und findet keine andere Erklärung. als daß der Markgraf. der fie. die Bauerstochter. zum Weib genommen. das Kind um feiner Herkunft willen verfchmäht. Ihr ältefter Adel. Bauernblut. empört fich gegen die Niedrigkeit junkerlicher Uberhebung. So irren die Herzen an einander vorbei. Aber in fich verkettet. wie Urmann und Urmännin. reißt fie innere Schickung wieder einander zu. Hauptmann hat es unterlaffen. vor dem leßten der neun fzenifchen Bilder die Umkehr des Markgrafen zu erläutern. Mir fehlt die Erklärung dafür. daß Ulrich. der noch daran glaubt. in feiner Liebe enttäufcht zu fein. dasKindfich holenläßt. Aberfür die letzte Löfung brauche ich nicht und gibt es wohl auch nicht eine „Erklärung“. Sie hatten fich getrennt; fie glaubten fich verloren; fie find voll Groll und Irrtum; aber jetzt - jeßt fehen fie fich wieder. Bloß fehen: und alles vergeffen ! vergeffen! Nur es nicht verloren haben. das Liebfie! Nur nicht verloren haben! Blick in Blick getaucht -Z „Warum hab' ich dir dies angetan? Ich faffe es nichtl“. . . Und: ..Küffe mich!“. .. Und: „Du mußt mich weniger lieb haben. Geliebter!“
Ia. wenn ihr's nicht fühlt.,.! Erklärung? Vielleicht; Wer die Pranke im Fleifche fühlte. wer das Leben für verloren hielt. befcheidet fich. Oder: Zwietraaht ifk Spuk der Einfamkeit. Ihn verfcheucht. als wär' er nie gewefen. ein Wiederfehen.
Diefe tief-lyrifche Dichtung . . . . Und fo toll-voll von Begebenheiten ifi fie. daß es die fünf Akte fprengte und fich das Stück mit lofen Szenenbildern helfen mußte. Aber alles Drum und Dran hängt nur wie Kleider an des Stückes Leib. (Die Nebenfiguren find Marionetten.fie verleugnen jede bildnerifche Liebe des Dich-

ters.) Und das Drama der beiden
Herzensgefialten beginnt auch erfi
mit dem zweiten Teile des Stücks.
Was voraus geht. iii eine Komödie
für fich (..Der Widerfpenftigen Zäh-
mung" in neuerGefialt) und hat einen
gefonderten Inhalt: einen fozialen
nämlich und nicht den lyrifchen. Da
freit der andere Petruechio. der
Markgraf Ulrich. auf feine wüfke
Weife um die ftämmige Bauerndirn.
deren Kraft des Herzens und der
Lenden ihm (noch ifi er kein Kind- .
verächter!) den Adel der Gefundheit
kommender Gefchlechter und Zeiten
verfpricht. Diefer neue Petrucchio.
der die höfifchen Zierbengel ver-
achtet. die gnädigen Damen meidet.
den heiligen Ruch und Hauch hinter
der gepflügten Scholle fehnend ein-
faugt. ifi freilich mehr als der fehen-
kelkräftige Zureiter in Shakefpeares
Komödie. In Kommentaren. die
ich lieber mißte. wird uns feine und
feines Bundes Bedeutung überdies
mehrfach eingeprägt. Trohdem be-
fteht zwifchen den Abfichten der
Komödie und dem abfichtslofen
Drama einer maßlofen Liebe keine
naturnotwendige Einigkeit. Schlim-
mer - und der unverkennbare Kunfi-
fehler des Stückes ifi es. daß
zwifchen den beiden Teilen fogar der

dramatifche Ubergang fehlt. Schon
im vierten Bilde (Hochzeit) fehen
wir den Grafen gehäutet. Erj
früher eine Art Landsknecht oder
göttlicher Sauhirtj trägt das Ge-
wand der Renaiffanceh von deren
Weisheit nun feine Worte triefen.
Und wieder liegt nur ein Vorhang
zwifchen diefem klug bezähmten und
dem problematifchen empfindfamen
Manne des eigentlichen Dramas-
das mit dem fünften Bilde beginnt.
Nicht Widerfprüche find's; aber Ent-
wicklungsphafenj die durch Brücken
nicht verbunden wurden. So ent-
ftehy von dem gefammelten Gefühl
des Liebesdramas ablenkendj ein
Eindruck des Fahrigem Impreffio-
nifiifchen.
Zarte und wilde Schönheiten
wuchern überall. Sie find wie
blühende Farben über den Holz-
fchnitt gegoffenj deffen alte Stil-
linien eineh Simplizität nach-
ahmende Diktion zu ziehen gewillt
war. Alle künftliche Ferne
trennt uns nicht von dem nahen Ge-
fühl der Dichtung. Was Elfe Leh-
mann und Albert Baffermann fchu-
fenz war auch nicht „Stil“. War
innerfies Menfchentum.
Hermann Kienzl,
Frank Wedekind.
„Die junge Welt.“
Komödie in drei Akten und einem
Vorfpiel . Erftaufführung am Hebbel-
theater. (VereinAkademifche Bühne.)
In München hat man's ausge-
pfiffen. Ein gewiffes Ergößen mag
Wedekind„ dem idealifiifchen Zyni-
kerh jede aufwirbelnde Wirkung feiner
ernfihaften Blaguen bereiten. Frei-
lirhh ganz fchmerzlos ifi das Ergößen
nichß wie wir von feiner empfind-
famen Verteidigung der fozialen
Gretchentragödie „Mufik“ wiffen.
die von den Zeitgenoffen fo bitter
mißverfianden wurde. Daß fich jetzt
in Berlin einige Literaturbefliffene
bemüßigt fühltem gegen die „Junge
Welt“ unter heftigen Geräufchen
Fechterpofen zu pofierenj kann den
Dichter weder freuen noch ärgern.
Es war blinder Nachahmungstrieb.
Die Leutchen wußten offenbar nicht/
daß das Stück umgearbeitet worden
warj wobei man ihm die eigentlichen
Giftzähne ausgebrochen hat. Uber-
dies ifi es durch bloßes Alterwerden

ziemlich harmlos geworden. „Früh-
lings Erwachen“„ „Erdgeifilh „Mu-
fik“ werden fo lange vor dem
ledernen kulturhiftorifchen Refpekt
bewahrt bleibenh als der Kampf
der Männer und Weiber nicht
ausgerungenj König Serus nicht
entthront ifi... Das Lufifpie(
„Die junge Welt“ dagegen befchäf-
tigt fich mit einem kurzfrifiigen
Gegenftand. Mit der Modernität.
Reim mit einer Mode, Denn wär's
der Modernismus, dem ließen fich
gar wohl dauernde Züge abgewin-
nen„ wie rafch er auch die Kleider
wechfelt.
Wir haben es da mit einer Lite-
raturkomödie aus der Familie von
Platens „Verhängnisvoller Gabel“
zu tunj alfo mit literarifcher Tages-
politik. Ohne die mütterliche Mode
ift die Hauptfigur des Stückes:
der naturaliftifche Dichterepigone der
fpäteren Neunziger Jahre. gar nicht
denkbar. Ihn hat Wedekindj feine
tragikomifche Spezialbegabung nicht
verleugnendj zu einer faft ergrei-
fenden Poffenfigur gemacht. Aber
die Figur hat während des jüngfien
Dezenniums ihren Schatten ver-

foren - wie Peter Schlemihl. Ich
will nicht fagen; daß nichts von ihr
übrig geblieben fei. Der blinde
Egoismus des verkannten Talents;
der Hochmut eines Zeitchenzinnen-
befteigers; der glaubt; er ftünde auf
ewiger Gipfelhöhe - das find typi-
fche Merkmale. Außerdem wird
man immer; auch ohne literar-
hifiorifchen Kommentar; niit Be-
deutung lachen über diefen Fana-
tiker feiner felbft; der das Liebchen
befchimpft; weil es fein Gedicht un-
genau vorträgt; und der feine Frau
zur Verzweiflung und Ehefcheidung
treibt, weil er jede Schlafzimmer-
Zärtlichkeit mit dem Bleifiift in der
Hand beobachtet und im Notizbuch
firiert. Doch das find nur
einzelne faftig gebliebene Zibeben
im Gugelhupf einer Mode-Satire;
Zeit und Kuchen find altbacken wor-
den. Als das Stück gefchrieben wurde;
war man noch nicht fo weit; feine
Humore unbefangen aufzunehmen;
heute ift man darüber hinaus. Zwi-
fchen Zis und Trans gab es viel-
leicht irgendeinnial den richtigen
Zeitpunkt. klebt-nt sua kein. . , .
Ein gutes Theaterfiück war „Die
junge Welt“ übrigens nie und nim-
mer. Das bißchen Handlung ftammt
direkt von Koßebue. Dort findet man
die erfien Pasquille über die Er-
ziehung der höheren Tochter; dort
(im Schwank „Mädchenfreundfchaft
oder der türkifche Gefandte“) den
Rütlifchwur gegen die Ehe; den die
Penfionatskolleginnen leiften und
brechen; dort am Ende auch (im
Lufifpiel „Der Vielwiffer“) das Ur-
bild von Wedekinds naturaliftifchem
Dichter Franz Ludwig Meier. Das
ifi nicht übermäßig erhebenswert.
Auch Shaw liebt es; feinen Sprit
in alte Schläuche zu gießen. In
keinem anderen Stück fteht Wede-
kind dem Iren fo nahe. Im Geift
des Details und in der Technik der
kleinen Verblüffungen: Immer
kommt es anders. Küffen fich zwei;
fo fehen wir alsbald; daß fie einen
Dritten und eine Vierte lieben und
heiraten l Aber alles ift kleine Münze:
kleine Münze aus Shawfchem Geift;
kleine Münze der feelifchen und fozi-
alen Begebenheiten. Einige glän-
zende Wendungen täufchen darüber
nicht: es fehlt dem Ding arg an

Bedeutung.
Hermann Kienzl.

Leffing-Gefellfchaft für Kunft und Wiu'en-
fchaft. Eingetr. Verein.
Der lehte Vortragsabend der
Leffing- Gefellfchaft im
Februar fiand im Zeichen des
Heimatfcbuizes.
Profeffor Schultze-Naum-
b u rg . der diefe Jntereffen mit
Nachdruck vertritt. hat auf einen
großen Kreis wiffenfchaftlich gebil-
deter und künfilerifch empfindender
Männer eingewirkt. die in feinem
Sinne warnende Stimmen erheben.
um unfere Landfchaften vor dem
Überwiichern verunftaltender. ge-
fchäftlicher Maßnahmen zu fchülzen.
Zu diefen Männern gehört auch
Bildhauer Siegfried Schell-
b a ch . dem von Profeffor Schulße-
Naumburg ein reiches Lichtbilder-
Material zur Unterftühung feiner
Ausführungen überlaffen war. An
Beifpiel und Gegenbeifpiel zeigte
derVortragende die Veränderungen.
die zugunfien des Fremdenver-
kehrs oder durch Ausnußung als
Fabrikanlage mit der friedlichen
Schönheit von Wäldern und Bergen.
Städten. Dörfern und Flußufern
vorgegangen find. Es foll nicht der
Ausdehnung von Handel und Wan-
del. nicht dem Verkehr und der Jn-
duftrie aus ihrer Eriftenz ein Vor-
wurf gemacht werden. fondern nur
daraus. daß fie rückfichtslos nur den
materiellen Vorteil in Betracht zie-
hen und den äfihetifchen. mit den-
felben Mitteln gleichzeitig zu er-
reichenden als unwefentlich beifeite
fchieben. Es ift nicht nötig. daß
Fabriken oder Bahnanlagen das
Landfchaftsbild zerfiören müffen. fo-
fern der Bauherr weiß und fühlt.
daß auch eine Verpflichtung gegen
die Mit- und Umwelt für ihn befteht.
Die Reklamefchilder an den Schwei-
zer Bergriefen find genugfam der
Lächerlichkeit preisgegeben worden z
nicht minder unfchön ift es. wenn
Ruinen zu altdeutfchen Trinkfiuben
ausgebaut werden. auf einfamem
Waldweg ein grelles Schild komfor-
tables Fremdenlogis und preis-
werten Mittagstifch verheißt. oder
Fahrräder. Stiefelwichfe und Ge-
fichtscreme am verfteckten Bergfee
ihre Dienfie anbieten. Unfere Zeit.
die erft langfam zu dem Bewußtfein
erwacht. daß zweckentfprechende Ein-
fachheit und Natürlichkeit fchon ein

gut Teil Schönheit in fich trägt.
leidet noch unter den Nachwirkungen der leßten Jahrzehnte. die an Stelle des teuren Echten billigeNachahmungen feizten und durch Überladung und Dimenfion das verwendete minderwertige Material verdecken wollten. Überall drängt fich das Surrogat hervor! Man denke an den Amfelfall in der Sächfifchen Schweiz: Wirtshausfchild und Speifekarte tragen das Bild einer Amfel und bei Einwurf eines Nickels läßt ein Phonograph künftliches Amfelgezwitfcher hören - der liebenswürdige Vogel felbfi aber bleibt fern. Zu berech-

Utting-Gefellfchaft
tigten Klagen geben auch meiftens die Ausfichtstürme Beranlaffung. Es ift ja im Grunde gleichgültig. ob man die Umgebung ein paar Meter weiter im Umkreis beherrfcht oder nicht; fie gewinnt dadurch nicht an Schönheit. während der Turm felbft in feiner verfehlten Anlage. weil er das vernünftige Maß über-fteigt. die natürlichen Linien zer-fiört und fo durch groteske Häßlich-keit den eigenen Umkreis verfchan-delt. Die Landfchaft als Bild und Form ift allgemeines Volkseigen-tum. und unüberfehbar find ihre Ein-wirkungen auf die Volkserziehung und das Volksgefühl. Unbewußt und unkontrollierbar gleiten taufend feine Schwingungen durch das Auge in die Seele und fehen fich dort zu Lebensregungen um. die als fchaf-fende Kraft wieder zutage treten. um fo leichter und reicher. je freier und unmittelbarer Schönheit und Anmut der Natur zu wirken ver-mögen. Schüßen wir alfo unfere Heimat vor weiterer Trivialifierung. um in der Harmonie der Außenwelt die Harmonie der Innenwelt zu gewinnen und zu kräftigen und „im Großen. Guten. Schönen refo-lut zu leben."

Die Leffing-Hochfchule
läßt ihrem erfolgreichen Winter-femefier auf vielfachen Wunfch aus Hörerkreifen ein kürzeres Frühjahrs-quartal folgen. in dem Profeffor 1). 1)r. Runze. Fritz Stahl. l)r Mar Burkhardt. Oberfiabsarzt 1): E. Barth. 1): P. H. Merbach ihre ver-fchiedenen Fächer in einem 5 Stun-den-Zyklus vertreten. Als neue Dozenten find eingetreten: 1): Ro-bert Schmidt und br Rudolf Ber-noulli vom Kunfigewerbe-Mufeum. 1): Fritz Wolff vom Märkifchen Mufeum und 1): Martin Hans Weyl. fowie 1): Wilhelm Böhm. Die Kurfe beginnen Mitte April und enden Ende Mai. Das Vor-tragsprogramm erfcheint am 1. April und wird vom Bureau: Berliner Wefibuchhandlung. Potsdamerftraße 135. auf Wunfch kofienlos zugefandt.
f Der Vorfiand.

i
c
Jllufirierte Bibliographie
Lebensbilder aus der Tierwelt.
Unfere Enkelkinder werden es gut haben! So manches. was uns in
der Schule langweilig und unbehaglich war. wird ihnen ein fröhlicher
Genuß fein. fie werden fpielend mit dem Auge lernen. was wir aus Büchern
mühfam in uns aufnahmen - _- um es möglichft fchnell wieder zu vergeffen.
Wie jämmerlich langweilig war fo eine Geographiefiunde. wenn wir leere
Aue: „H, Merkmal-th. Lebensbilder aus der Tierwelt.“ Verlag R. Voigtländer, Leipzig.

Zahlen und Namen aus Daniels Leitfaden auswendig lernen mußten!
Unfere Enke(aber werden mit dem Kinematograpben durch Indien und
China reifenj werden da Grönland und Zentralafrika erforfchen. Wir
fahen in Schillings Naturgefchichte fo fchlechte ZeichnungenF daß wir die
lebenden Tiere im Zoologifchen Garten kaum wieder zu erkennen ver-
mochten/ unfere Enkel werden lebensgroße Naturaufnahmen fehenj mit
dem Skioptikon an'die Wand geworfen. Achj es muß ein Vergnügen feinz
dann in die Schule zu gehem und es ifk ein Jammerj daß wir nicht noch
einmal jung fein können _- - in jener Zeit.
Immerhin dürfen wir nicht fo ganz unzufrieden fein. Freilich müffen
wir im „Kintopp" manch albernen wilzlofen Schwank und manch lang: -
weilige Zaubereichsgefchichte mit in den Kauf nehmem aber wir fehen
doch auch herrliche Naturaufnahmenj reifen für wenige Grofchen in aller
Herren Ländern herum. Und es fchenken uns unfere Tage Bücheq die uns
die Natur näher bringem als fie je einem früheren Gefchlecht war. Nach-
dem E. G. S ch illin g s in feinem prachtvollen Werke „Mit Blitz-
licht u n d B ü chf e" zum erfien Male eine Fülle unretufchierter Auf-
nahmen freilebender Tiere. gebracht hattej ergriff der Gedankej dasj was
er aus Jnnerafrika geholtj auch aus allen andern Ländern zu gebenj immer
weitere Kreife. Eine ganze Reihe kleinerer Werke erfahienz die diefen oder
jenen Teil der Fauna dem Verfiändniffe näher brachtenj aber alle diefe
treten weit zurück hinter dem ganz großzügig angelegten Werke H. M e e r-
warthsj „Lebensbilder aus der Tierwelt“. DerVerlag
R. V oig tlä n d e r in Leipzig„ der auch .Schillings epochemachendes
Werk herausgegeben hattej ermöglichte es dem Herausgeber ein Material
zufammenzubringenj wie es reichlicher kaum gedacht werden kann. Er
erließ fortdauernde Preisausfrhreiben für die befien Bilder frei in der
Natur photographierter Tiere und forgte für die weitgehendfie Verbreitung
feiner Aufrufe. So erhielt er denn aus allen Ländern eine Uberfülle von
Naturaufnahmen zugefandt und konnte aus dem vielen Guten das Aller-
befie auswählen. Zum erfien Male find in diefem Werke die Tierej fo wie
fie wirklich findj mit unerbittlicher Wahrheit und Naturfreue wiedergegeben,
Jedes Bild ifi alfo ein Wirklichkeitsbildj frei von jeder Zutat; die aller-
intimftenj oft ganz unbekannte Vorgänge des Tierlebens treten uns hier
vor Augen. -
Das ganze Werk ift in vier Gruppen gegliedert: 1. Säugetiere;
2. Vögel; 3. Amphibienj Reptiliem Fifche; 4. Wirbellofe Tiere. Bisher
liegen nun zwei in fich abgefchloffene Bände vorj ein erfrer Band der Gruppe
„Säugetiere“ und ein erfter Band der Gruppe „Vögel"; jedes neue Jahr
wird ein paar neue Bände des Werkes bringenF das berufen fcheint„ den
großen Namen „Brehm‟ durch den Namen „Meerwarth" abzulöfen. Jfi
doch nicht nur der bildliche„ fondern auch der tertliche Teil des Werkes auf
durchaus neuen Grundlagen aufgebaut und zwar auf rein biologifchen.
Der Text verzichtet alfo bewußt auf alles Trockene und Lehrhaftej auf die
Befchreibung dcs Körperbaues - - beffer wie die Bilder kann ja kein

Gelehrter die Tiere unfereni Verftändnis näher bringen -> und auf alle
Einordnung in die Syfiematik der Zoologie. Auch hier hat der Verlag neue
7 :Wege gefunden. er verfucht die Mitarbeit aller Naturfreunde in allen
Aus: ..5, Meer-worth. Lebensbilder aus der Tierwelt" Ver-70g N. Voigtländer. Leipzig.
Ländern zu gewinnen. Er hat in vielen Taufenden von Ereniplaren Auf-
rufe verbreitet und fiellt jedem. der fich dafiir intereffiert. fogenannte
Beobachtungskarten zur Verfiigung. auf denen jeder irgendwelche Phä-
no mene verzeichnen und dem Verlag zufenden niag.OSo find -_ und werden
k-

weiter - eine Fülle von,Einzelbeobachtungen gewonnen. die dem je-
weiligen naturwiffenfchaftlichen Bearbeiter des betreffenden Kapitels
außerordentlich zuftatten kommen. Denn der Herausgeber des Werkes.
..A-ts: H. Meerwarth, Lebensbilder cruz der Tierwelt" Verlag R, Voigtländer. Leipzig.
H. Meerwarth. der bekannte Profeffor des' Naturhif'torifchen Mufeums
zu Braunfchweig. ift klug genug. nicht daran zu denken. das gefanue Mate-
rial felbf't zu bearbeiten. Er weiß fehr gut. daß jemand der allerbefie Kenner
von Ameifen oder von Bienen fein kann. ohne deshalb von Nilpferdcn auch
'.7 '

nur das allergeringfte zu verfiehen. So hat er denn die einzelnen Abteilungen
des Werkes immer folchen Leuten übertragen. die in ihrem kleinen Gebiete
die vollendetfien Kenner find. In den beiden bisher vorliegenden Werken
erfcheinen neben dem Herausgeber felbfi als Mitarbeiter: Hermann Lönsj
Hermann Friedrichj Martin Braeßj Hugo Ottoh Karl Soffelj Elfe Soffel.
A. Bütow„ Fritz Bley/ Otto Leege„ Ernft Schaeff und andere. Natürlich
find nicht alle Terre gleichwertigh aber fie fiehen alle auf einer Höhe die
über das Niveauj das wir bisher in naturwiffenfchaftlichen Büchern ge-
wohnt warenx weit hinausgehen: man fiehth das Auftreten Wilhelm
B öl] che s hat auch in literarifch-künftlerifcher Beziehung feinen guten
Einfluß ausgeübt. So lefen fich manche der Tertej obfchon auf firengfieui
wiffen chaftlichen Studium beruhend„ doch wie kleine Novellen über die
einzelnen Tiere in gemeinverfiändlicher Form; ein Hauptgewicht ift |ets
auf das Verhältnis des betreffenden Tieres zum Menfchen und zu anderen
Tieren gelegt. Ein folches Werk m u ß t e kommen: wir Deutfche können
fiolz darauf feinh daß es aus unferer Mitte hervorging.

1)(Hanns Heinz Ewers

t WFL-3;; i.
.'-
4.
-
*.7
' ,
4.
a
F'
.
Konzentrifchr Kritik'

Unter „konzentrifcher Kritik“ verliehen wir eine Art der Beurteilung. die nicht von einem Rezenfenten allein. fondern von einer größeren oder kleineren Anzahl berufener Kritiker fo gegeben wird. daß die Urteile von ihren verfchiedenen Ausgangspunkten aus fich gewiffermaßen konzentrifch auf ein Kunfiwerk. das Objekt diefer Kritik. hinbewegen. - Auch der objektivfie Kritiker ift immer noch fubjektiv; denn was ift feine Kritik anders als das Spiegelbild eines „Objekts" auf dem Grunde feines ' eigenen Ich? - So gibt er mit feinem Urteil immer etwas Perfönliches: das Verhältnis feiner ureigenen Perfon zu jenem Gegenftande. und d a s ift auch das an fich Wertwolle. was eine jede gute Kritik enthält - Urteile find oft im Refultat oder in der Begründung oder in beiden unendlich verfchieden. Ich erinnere an die Aufnahme von Frenfiens „Jörn Uhl" -: vielfach begeifterte Bewunderung und andererfeits wieder kühle Ablehnung. die nur gewifie Einzelfchönheiten anerkannte. _ Sicherlich find beide Urteile vermeintlich ganz objektiv gegeben. - und doch find fie fubjektiv beeinflußt. --

Aus diefen Erwägungen heraus hielten wir es nicht fiir unangebracht. einmal eine folche „konzentrifche Kritik" anzuregen. d. h. Urteile verfchiedener Autoritäten über irgendein Literaturwerk zu erbitten. -

Es handelte fich nun zunächft um die Auswahl eines zu folcher Befprechung geeigneten Werkes. Anf bereits in den weiteften Kreifen bekannte Autoren durfte nicht zurückgegriffen werd-en. da die Kritik zu Werken folcher Art f>7on fefte Stellung genommen hat und es uns nicht darauf ankam. literarifche Parteikämpfe neu anzufaafen oder fchon früher geäußerte Meinungen zu wiederholen. Wir brauchten vielmehr einen noch weniger bekannten Autor. der allem literarifchen Parteigetriebe fern fiehend. von der Tageskritik noch nicht abgeftempelt und rubriziert. fondern noch ganz marke- und nummerlos feinen Dichterpfad wandelnd ein Werk gefchaffen hätte voll recht außergewöhnlicher. kühner Probleme. ein Werk. das entfchieden über dem Mittelmaß literarifcher Erzeugniffe ftehend. doch Angriffsflächen genug bieten würde. um der „konzentrifchen Kritik" ein interefiantes Ergebnis zu fichern. Ein folches Werk glaubten wir in A. Fliegels Totenwache gefunden zu haben. ein Werk. das von mehreren Lektoren warm empfohlen. in unferem Zweigverlage Aufnahme gefunden hat.

Für eine weitere Umfrage wurde das im Verlag Georg Weftermann erfcheinende Werk „Die Bücher der Bibel". herausgegeben _von F. Rahlwes. Zeichnungen von E. M. Lilien in Ausficht genommen. - Inzwifchen haben fich über A. Fliegels Roman die Träger nachftehender

Konzentrifche Kritik
Namen geäußert: Herr Profeffor ['11 Karl Voßler. Heidelberg. Profeffor])1*. Alfred Götze. Freiburg i, B.. Profeffor Ur. Robert Petfch. Heidelberg. Geheimer Regierungsrat Profeffor l)r. Ludwig Geiger. Berlin. und Profeffor l)1-, Rudolf Helm. Berlin. deren Urteile wir unfern Lefern nicht vorenthalten wollen,

Totenwache. Von Alice F l i e g e l. Berlin. 1908. Harmonie. Verlagsgefellfchaft für Literatur und Kunft. -

Populär wird diefe Dichtung fo leicht nicht werden. Dazu ifi ihr Kunfiideal zu hoch. zu klafiifch. Aber ein ariftokratifches Künftideal im fchlechten Sinne des Wortes darf man es gewiß nicht nennen. Weil das Problem aus dem bitterfien Ernfte des Lebens gefchöpft wurde. fo bleibt für äfihetenhaftes Spielen mit der Wirklichkeit auch nicht das kleinfte Pläßchen in diefem Roman. Ein einfaches. fait alltägliches. von der gemeinen Natürlichkeit des Dafeins geborenes Problem. '

Der Pfarrer Birkner. ein wirkungsvoller. gewaltiger Prediger. verfällt der Trunkfucht und geht allmählich einer völligen Vertierung entgegen. Ein liebendes Weib ift ihm zur Seite; vergeblich ringt fie mit dem Laiter des Mannes. Was fie nicht zu hindern vermag. das fuäit fie mit dem Opfer ihrer Ruhe. ihrer Gefundheit. ihres Stolzes vor der Welt und vor ihren eigenen Kindern zu verbergen. Aber in gleichem Schritt mit dem Lafter und der Niederträchtigkeit Birkners wächft des Pfarrers Töchter-[ein. Maria. wie die Verkörperung feines Gewifiens heran. Mit klugem Sinn und mit einem

br, Wilhelm Hüttemann.

feinen. bebenden Herzen fchaut fie in das fürchterliche Geheimnis ihres Elternhaufes immer tiefer hinein. -- Wie nun die innige. fpontane Kindesliebe des rechtfchaffenen Mädchens in der Angfi. in der Furcht. im Mitleid mit den Qualen der Mutter und den Leiden der jüngeren Gefchwifter. im Abfcheu. im Ekel und in der Empörung gegen die Befiialitiit des Vaters. langfam. unter Zuckungen und Krämpfen erfiickt; wie fie fich in Haß verkehrt. fo daß die eigene Tochter dem fierbenden Trunkenbold nicht mehr zu helfen vermag:

- diefe Wandlung des Gefühls-
lebens bei einem heranreifenden
Mädchen in ihrem natürlichen Ver-
laufe und mit zwingender Not-
wendigkeit zu entwickeln und evi-
dent zu machen. das ift das Problem
des Romanes,
Höchft bedeutend die Art. wie
es gelöfi wird, Das Hauptinter-
effe liegt auf den Variationen und
auf dem Umfchwung des Gefühles.
nicht auf Marias Eigenart. Die
Heldin bleibt foznfagcn eine Ab-
ftraktion. eine exemplarifche Figur.
ein typifches X. das nicht in dem.
was es ift. fondern in dem. was
mit ihm wird. nicht in dem. was
es tut. fondern in dem. was es
durchmacht. nicht im Wefen. fon-
dern in den Zufiiinden feinen Wert
findet. ' Maria ift nicht die dra-
matifche Triebfeder der Handlung.
fie ift ein lyrif'ches Milieu. ein

zitternder Spiegel. in deffen Tiefe
die Ereignifie ihre befondere Farbe
bekommen. Darum war es ein
glücklicher Griff. das Ganze aus
Marias Sinn heraus und an Ma-
rias Sinn vorbei als Erinnerung
überfiandener Leiden in der Nacht.
da die Tochter am Sarge des Va-
ters Totenwache hält. dahinziehen
zu lafien. Die an und für fich
veraltete Technik der umgekehrten
Perfpektive oder analytifäjen Er-
zählung wirkt frifch und originell
in einem neuen Zufammenhang.
Aber wir haben nicht etwa eine
Ich-Erzählung der Heldin. Die
Ereigniffe objektivieren fich keines-
wegs refilos in Marias Subjekti-
vität. über ihr fowohl. wie über
den anderen Gefialten fchwebt die
philofophifche Reflexion der Ber-
fafferin. fo daß fich iiberhalb des
lyrifchen Milieu ein lehrhaftes
Milieu. eine Lebensanfchau-
ung erhebt. Diefe Lebensan-
fchauung könnte man als einen
religiös vertieften und erwärmten
Fatalismus bezeichnen. -- ..Gott
hat es gut mit uns und mit ihm
gemeint. als er ihn gefiern fierben
ließ." Dies das erlöfende Wort.
worin die hingebende Liebe der
Gattin mit dem Richteramt der
Tochter fich verföhnt.
Eine analytifche. abfirakte. ver-
ftandesfcharfe männliche Kritik und
Durchdringung des Lebens auf der
einen Seite. eine weiche. fubjektive.
gefühlvolle und zarte Stimmungs-
lyrik auf der anderen: das find.
wenn ich nicht irre. die Pole diefer
Dichtung.
In der Hauptfache haben diefe
feindlichen Kräfte fich innig durch-
drungen und haben einen bald
knappen. lapidaren. fentenziöfen
und epigrammatifchen. bald mufi-
kalifch getönten. wohllautreichen.
bewegten Stil erzeugt. Die weni-
gen Stellen. wo fie nicht verfchmol-
zen find. wo der Gedanke nicht zu
warmer Stimmung. die Tatfache
nicht zu Empfindung geworden.
und die noch wenigeren. wo die
Mufikalitc'it zwecklos in fich felbfi
fchwelgt. find leicht zu erkennen.
Freilich. für gefchlofjene. anto-
nome Gefialten. für Perfönlich-
keiten. die auch außerhalb ihres

Milieu noch weiterleben könnten.
ift in einer derartigen 'Kunfi kein
Raum, Es hieße nach Äpfeln auf
einem Nußbaum fuchen. wenn man
in diefer Sachlage einen Mangel
fehen wollte. So wenig wie Maria
find die anderen Figuren zu ganzen
Individualitäten gediehen. Aber
fie alle ftellen fich uns als höchfi
evidente und natürliche Typen dar.
Typifch ift die unberechenbare
Willkür des Säufers. typifch die
opferfreudige. widerfiandslofeGat-
tenliebe und typifch die verfchüch-
terte. nervöfe Seele des kleinen
Hans. typifch und von naturgefeß-
licher Wahrheit endlich das Publi-
kum. das die tragifche Pfarrers-
familie umgibt. Ein Glanz von'
Klaffizitiit liegt iiber dem Ganzen.
Wir hätten fogar gewünfcht. daß
man die fymmetrifche Gliederung.
die beinahe firophifchen Abteilun-
gen. die Unterdrückung des zu-
fälligen Details - alles Dinge.
die durch den Charakter diefer
Kunfi gefordert find - noch un-
bedenklicher zur Geltung gebracht
hätte.
So wenig uns diefer Roman
von Rom oder Frankreich beein-
flußt zu fein fcheint. fo ift er doch
bei aller zeitlichen und kulturellen

Entfernung dem Kunftideal eines Eorneille. Racine und ähnlicher Klaf'fiker. ja fogar dem des Virgilius innerlich verwandt. Eben darum follte es uns wundern. wenn er. trotz feines außergewöhnlichen Kunfiwertes. jemals bei uns populär würde.

Heidelberg. Prof.])1*. Karl Voßler.

ll.

Ein Pfarrer. der mit feiner, jungen. hochftehenden Frau in glücklicher Ehe lebt. ergibt fich dem Trunke und finkt in Lafier und Leidenfchaft tief und tiefer. Lange müht fiäj die Frau. den Kindern die Schande des Vaters zu verbergen. dann. als das unmöglich geworden ifi. fieht fie in dem Gefunkenen noch immer den Geliebten ihrer Jugend und findet den Entfchluß nicht. den Schnitt zwifchen ihrer Reinheit und feiner Verwerfenheit zu führen. Lieber duldet fie Schmach und Mißhandlung in entfehlichen Nächten. in Jahren der Erniedrigung. die fie dem feelifchen Zufammenbruch nahe bringen. Jn der hellfehenden Tochter erwächfi dagegen dem Vater die Feindin. die klar erkennt. daß nur im Tode des Säufers das Heil ihres Haufes zu hoffen ift. Einft bei der Heimkehr fiürzt der Vater fchwer zu Boden. die Tochter könnte ihn retten. aber reglos läßt fie ihn fterben. Und nun hält fie ihm die Totenwache. deren Stimmung iiber dem ganzen Buche waltet. in der aus Schuld und Schwere. die ihre Jugend' niederzudrücken droht. aus der Schwach des Vaters und dem Leide der Mutter ihr hoffnungsbang. überwindend ein neues Leben zu fproffen beginnt. Allee Licht if't um die Gefialt der leidenden Mutter und der beherzten Tochter verfammelt. keine Motivierung kommt dem finkenden Vater zu Hilfe. Mit einfachen Mitteln. gefchmackvoll und glaubhaft wenigfiens in allem Innerlichen. i| der Roman fehr wohl imftande. ftark und klar im Sinne feiner Tendenz zu wirken.

Freiburg i. Br.

[ll.

Ju der Verfaffer'n begrüßen wir ein unzweifelhaftes alent. das noch

mitten in feiner Entwicklung fieht.
eine folche aber deutlich zeigt. Vor
ein paar Jahren eine Sammlung
ganz harmloferSchulmädelgefchichten
..Klaffe Ib.“ ohne die tolle Ausge-
laffenheit. aber auch ohne die Be-
rechnung der ..Berliner Range“. im
ganzen mehr Eckftein als Thoma.
Dann ein Fortfchritt in den ..Neuen
Schulgefchichten“ (aus der höheren
Töchterfchule); die Verfafferin ver-
läßt den Pfad der bloßen Spaß-
macherei und wendet fich einer ver-
tieften Auffaffung jener Konflikte
zu. die in der Kinderfeele in ähnlicher
Urfprünglichkeit beobachtet werden
können. wie fie Anzengruber bei den
Bauern feiner öfierreichifchen Heimat
f'tudiert hat. Auf diefem Gebiete der
Kindertragik haben Sarah Huhler.
auch wohl Ernfi von Wildenbruch
(..Das edle Blut“). Paul Victor u. a.
Triumphe gefeiert. Alice Fliege(
bleibt häufig noch in der Skizze flecken;
fie deutet Konflikte an. aber fie führt
fie nicht aus; fie gibt Momentbilder
von fiarkem Stimmungsgehalt: die .
kleine Zerfireute. die für ihre rüh-
rende Hingabe an die fchöne Gottes-
welt leiden muß. die Hinkende. die
fich vor Gram verzehrt. weil fie an
Alfred Göße.

Konzentrifche Kritik
"Zii-"B'Zi'k -
dem Spiel der gefunden Genoffinnen
nicht teilnehmen kann, Dazwifchen
auch wohl ein fcharf fatirifches Bild:
, der verbummelte Religionslehre»
der nach durchfumpfter Nacht die
angelernten Phrafen fo überzeugend
anzubringen weiß; daß in den Reihen
der Selecta kein Auge trocken bleibt;
der Schulrat in gerührten Worten
dankt und dem heurhelnden Säufer
die erhoffte Anftellung ficher ifi.
Diefe letztere Figur; in der älteren
Erzählung noch mit fiarker Verzer-
rung entworfen; fcheint fich der
Phantafie A. Fliegels fcharf einge-
prägtzu haben: fie fteht; fchärfer und
kräftiger; wenn auch noch nicht mit
unbedingter Lebenswahrheit heraus-
i gearbeitet; im Mittelpunkt ihrer
neuen; größeren; ihrer erften eigent-
lich epifchen Arbeit; und fie wirkt
nicht anekdotifch; von einem mario-
nettenhaften Schulrat und einer
vielköpfigen Klaffe fekundiert; dem
fcheinheiligen; innerlich verkom-
menen Pfarrer; der die mißhan-
delte Frau für fich arbeiten läßt;
um das Haus vor dem Untergange
zu bewahren und das Geld fiir feine
*Nachtfahrten zu erpreffen; fteht
als tragifche Gegenfpielerin feine
Tochter Maria gegenüber; deren
Jugend durch die Angft vor dem
Trunkenbold verbittert; deren Liebe
. allmählich in blutigen Haß ver-
kehrt wird. Und die innere Entwick-
lung diefer Kindergeftalt gibt der
„Totenwache" ihren eigentlichen
Wert; für den Wechfel der Stim-
mungen in diefer näher verwandten
* Seele reicht die gefchmeidige Sprache
der Dichterin beffer aus; als für die
rohen Erzeffe des Eheherrn; die
Klagen derMutter oder das Plappern
des kleinen Bruders; ,das oft genug
ins Altkluge verfällt. Alle andern
Figuren find durch die Seele Marias
hindurchgefehen; mit der fich die
Verfafferin innerlich völlig ver-
fchmelzt; fo wäre es vielleicht beffer
gewefen; das Ganze als „Jcherzäh-
lung“ zu halten. Immerhin ift der
Stoff mit gefchicktem Griffe kon- *
zentriert: an der Bahre ihres Vaters'
fitzt Maria und hält Totenwacht:
wie ein wilder; böfer Traum hufcht
ihr ganzes früheres Leben an ihr
vorüber von einem Sommertags-

ausflug an; wo fie zum erften Male
bange Sorge in den Blicken der
Mutter las; da fah Maria im Antlitz
des Vaters etwas Grauenhaftes auf-
flackern und wurde-zum erfienrnal
Zeuge einer rohen Gewalttat gegen
die Mutter; wie dann das Kind den
Vater auf dem Sündenwege ver-
folgt; wie es die Familie fchützt/ als
der Trunkenbold das Haus in Brand
fteckt/ wie es die Mutter vor dem
Selbftnwrd bewahrt; wie es fchließ-
-lich den gefallenen Wüterich in
feinem Blute liegen läßt; ohne ihm
zu helfen; und wie es unter diefer
-Mitfchuld an feinem Tode faft zu-
fammcnbrechen will; das alles ifi
mit zwingender; innerer Folge-
richtigkeit entwickelt und ergrei-
fend ausgearbeitet, Nur die
äußere Handlung kann noch nicht
voll befriedigen. Vater und Tochter
gehen zu fcheu aneinander vorüber;
der Kampf beider Naturen; der bis
zum letzten Sterbeblick fortdauert;
mußte fchärfer herausgearbeitet
werden. Und die ganze rohe Wirk-
lichkeit; einfchließlich der .t'yärtherzig-
keit und Verfiändnislofigkeit der
Verwandten; ifi vielfach zu fche-
matifch und zu düficr gehalten; um
künftlerifeh zu wirken; leichter er-
tragen wir die gebrochenen Farben
des Lebens; hier wäre ein' kräftiger
'-
[L

.Konzentrifche Kritik
Realismus in der Art Heinrichs von
Kleifi am Plätze gewefen. eine an-
fchauliche Schilderung. die mit Ge-
fühlsprädikaten und moralifchen Ur-
teilen zurückhält. Und diefer Realis-
mus follte fich bis auf den Vortrag
erftrecken: in einer Erzählung. die
- fo tief an das Elementare im Men-
fchen greift. frommt die wohlfiili-
'fierte Spra che nicht. in der die Mutter
etwa ihren Gram und ihre Liebe
ausdrückt. Man mag fich zumNatu-
ralismus ftellen. wie man will: man
'fell als deutfcher Dichter nie ver-
geffen. daß die deutfche Poefie durch
die firenge und heilfame Schule der
pfychologifchen Treue und des „ge-
mäßen“ Ausdrucks hindurchgegangen
if't.
Heidelberg.
ld'.
Ich fühle mich nicht zum Ver-
teidiger protefiantifcher Pfarrer be-
rufen. Aber es ifi fehr merkwürdig.
daß während fich früher die Dichtun-
gen häufig mit dem feelifchen Emp-
finden der katholifchen Geifilichen be-
fchäftigten. wenn fie nicht etwa wie
feit den Tagen Boccaccios die Ver-
fehlungen der Mönche und Welt-
Geiftlichen gegen das Keufchheitsge-
bot fatirifch beleuchteten. fie nun mit
Entfchiedenheit und Schärfe gegen
die fittlichen Gebrechen der protefian-
tifchen Geifilichen losziehen. Einen
folchen Angriff verfucht das vor-
liegende Buäj. Es ifi eine ganz
kurze Gefchichte. denn die 150 Seiten
find fo weitläufig gedruckt. daß fie
bequem auf die Hälfte hätten zu-
fammengedrängt werden können.
Der Vorgang felbfi kann mit wenigen
Worten erzählt werden: der Pfarrer
Birkner. ein ausgezeichneter Pre-
diger. der den Pfarrkindern feines
Robert Petfch.
Dorfes als Tugendfpiegel erfcheint.
in Wirklichkeit ein gemeiner Ge-
wohnheitsfäufer. ein vollkommener
Liederian. .der feine Frau und drei
Kinder verkümniern läßt. fie in
rohefier Weife behandelt. das jüngfte
Kind zu töten verfucht. die ganze
Familie in feinem viebifchen Raufch
zu verbrennen unternimmt. fiirbt in
fchwerer Betrunkenheit bei einem
unglücklichen Falle. Seine Tochter
Maria. die ihre frühere Liebe in grim-
migen Haß verwandelt hat und aus

fchwärmerifcher Neigung zu ihrer
furchtbar gequälten Mutter den Tod
des Vaters herbeifehnt. läßt diefen
lieblos fierben. Nicht der eigentliche
Vorgang ifi die Hauptfache. fondern
die Eharakteriftik der Tochter und
die Darftellung der unvergänglichen
Liebe der Frau und Mutter zu ihrem
Gatten trotz aller Schmach und Krän-
kung. die er ihr fortgefetz't bereitet
hat. An diefer riefenfiarken Liebe
rnnkt fich die Tochter empor zur Ver-
gebung und zu neuem Leben. Das
ift poetifch. ein bischen wortreich. im
ganzen aber pfychologifch richtig dar-
gefiellt. nur muß man fragen. if't
derartiges. wie es uns hier vorge-
führt. alfo doch fchließlich glaubhaft
erfcheinen foll. möglich? Kann ein
folcher Säufer wirklich nach fo langer
Zeit eines gemeinen Kneipen: und
Bordelllebens die geiftige Kraft be-
halten. als Prediger. Lehrer und
Seelforger zu wirken? Kann ein
folches Treiben. wenn es auch nicht
im Dorf. fondern in der nahen Stadt
vor fich geht. kann die ftete Rückkehr
eines völlig Betrunkenen in der
Morgenfiunde wirklich den Bewoh-
nern einesDorfesverborgen bleiben ?
Muß es nicht vielmehr entdeckt
werden *und die Gemeindemitglieder
zu den fchwerften Maßregeln zwin-
L2

gen *.7 Und endlich. ifi es wirklich
glaublich. daß derartiges in einem
evangelifche'n Pfarrhaufe gefchieht?
Jch will mich. wie oben bemerkt.
keineswegs zum Sachwalter der
Mitglieder diefes Standes machen.
aber Sache der Verfafferin wäre es
gewefen. derartig .Unglaubliches
glaubhaft zu machen. Das ifi ihr in
keiner Weife gelungen. aber in der
Charakterifiik der Tochter und ihres
Seelenzufiandes. in der Vorführung
der Frau hat die Dichterin Erfchüt-
, terndes geleifiet.
Berlin.
7. .
Es ift ein tief ergreifendes
Thema. das die Verfafierin mit
großem Gefchi> behandelt hat. das
Martyrium einer Frau. die an
einen Trunkenbold für ihr Leben
gefeffelt ift. die in aufopfernder.
unfagbar duldender Liebe Leid über
Leid willig'erträgt. die fich 'müht.
die fchwere'.Schuld ihres Mannes
.nach außen hin zu verbergen. um
ihm Ehre und Amt zu retten. die
bei allen Kränkungen und Demüti-
gungen doch noch an 'die reine
Liebe denkt. mit der fie ihm einfc
zum Altare folgte. und in der
Stunde feines Todes fich anklagt.
daß ihre Kraft nicht größer war.
Und es ift das Martyrium von
Kindern. die mit dem hehren Glau-
ben der kindlichen Seele fich bei
dem Vater geborgen 'wähnten. die
fich voll Vertrauen an ihn fchmieg-
ten. wie ein Kind in feinemVater
Ludwig Geiger.
ein höheres. ftärkeres Wefen er--.
blickt. die fiolz auf ihn waren. und
denen dann Stück für Stück ihr*
Glaube. ihr Vertrauen'. ihr Stolz
genommen wird. bis fie des Vaters
ganze. gemeine Niedrigkeit er-
kennen und nun in dem jugend-
lichen Gemüt Ehrfurcht und Be>
wunderung in Haß und Verachtung
umfchlägt, Ein kleiner. eng be-
grenzter Abfchnitt aus dem Leben
wird uns vorgeführt; nur wenige
Perfonen treten uns entgegen. die
eine kleine Familie. aber vortreff-
lich gezeichnet. der Vater. der mehr
und mehr im tiefften Schlamme des
Lebens verfinkt. nachdem es nach
der Geburt des letzten Kindes noch
einmal fchien. als ob das Bewußt-

fein der neuen Pflicht. für ein
Menfchenkindlein forgen zu müffen.
ihn wieder erheben und retten.
könnte. die fiill leidende Mutter.
die alles erträgt in dem .Bewußt-
fein: Es ift doch mein Manni. die
Tochter. in der die Empfindung_ für
das große Leiden der Mutter durch
einen Zufall erwacht. und die nun
glaubt. für die Geliebte forgen und
wachen zu müffen. um fie zufchützen.
ja. um fie von ihrem Elend zu be-
freien. und der kleine Hans. in dem
ein fo tüättiger Kern fteckt. der ent-
fchloffen das kleine Schweftercltcn
dem Vater entreißt. als diefer in
feiner Trunkenheit felbfi mit dem
Leben der Kleinen fpielt. Und
äußerfl gefchickt ift der Rahmen. in
den die ganze Erzählung gefpannt
iii; als derVater geftorben ift. hält
Maria auf'Wunfch ihrer Mutter
an feinem Sarge Totenwache. und
was fie erlebt hat. zieht in der
Nacht an ihrer Seele vorbei. von
dem erften Augenblicke. da fie ver-
wundert die Roheit des Trunkenen
gegen die Mutter.- beobachtete. bis
»zu jenem Tage._an dem fie ihn zu-
fällig in einem entlegenen Teile
der Stadt in einer gemeinen Kneipe
verfchwinden fah und. als fie ihm
mit dem Mute der Unfchuld folgte.
l3

ihn mit eignen Augen erblickte- wie
er ein feiles Weib auf feinen Knien
hielt und ihm das Geld ohne Zau-
dern preisgab- das daheim man-
geltef - und weiter bis zu dem
letzten Morgenx als der Trunkene
auf offener Landflraße flat-b und
fie dabei fiand und fich doch nicht
entfchließen konnte- ihm zu helfen
und ihn aufzurichtem weil fie der
Gedanke beherrfchte: Möchte er
fierben- dann ift die Mutter erlöft.
Wir werden dabei in die tiefften
Tiefen des Menfchenlebens geführt,
und doch ifi eine hohe Poefie über
dem Ganzen ausgebreitet- und das
Häßliche der Sünde und Schuld ii't
nur fo weit angedeutet- daß es nir-
gends verleiZt- dagegen erhaben
und groß fieht das heilige Dulder-
tum vor unferen Augen.
Die Erzählung enthält keine
lebhafte äußere Handlung; die pfy-
chologifchen Vor änge im Herzen
der Frau und er Kinder bilden
den eigentlichen Inhalt- in der
Entwicklung ihrer Gefühle dem
Vater gegenüber liegt der Fort-
fchritt der Handlung. Dadurch.
daß die Gedanken der Tochter bei
der Totenwache die Ereigniffe wie
in einer Vifion an uns vorüberglei-
ten laffen- hat die Verfafferin felbfl
eine befiimmte Perfpektive für das
Ganze gewonnenf und wenn man
fich diefe vergegenwärtigti wird
man es auch leichter nehmen- daß
die pfychologifehe Zeichnung des
Vaters Lücken aufweift; er er-
fcheint uns zu fehr als Böfewicht,
und wenn fich auch Andeutungen
findeni daß hin und wieder die
befieren Regungen bei ihm noch
nicht völlig erfiorben find- für die
Darfiellung feiner inneren Entwick-
lung treten fie doeh zu fehr Zurück.
„Mit jedem TageK heißt est „fahen
es Marias erfchrockene Augen
klarer, daß ihr Vater nicht nur ein
armer Trinker warf deffen Moral
|ü>weife an feinem Lafter zugrunde
ginge fondern daß feine Seele von
Grund aus viel Niedrig'keit hatte-
der er beherrfchungslos- mit hämi-
fcher Freude nachgab.“ Diefe ein-
feitige Zeichnung wirkt noch viel
greller bei dem Berufe der *dem
[Later zuerteilt ift. Mußte es wirk-
lich ein Pfarrer fein, der fo in

trauriger Schwäche der inneren
Verrohung anheimfiel? Gewiß ifi
der Kontraft um fo fchärfer- und
Heuchler gibt es in jedem Berufe,
Aber wer ftets an der moralifchen
Befiernng feiner Mitmenfchen ar-
beitet- follte dem nicht auch felber
das Gewiffen einmal fchlagen?
Wenn der Pfarren nachdem er in
der Woche der Sünde feinen Tri-
but gezahlt hat- am nächf'ten
Sonntag eine feiner fchönfien Pre-
digten hältx um hinterher gleich
wieder ins Wirtshaus zu gehen-
wenn er gerade gegen die Trinker
unerbittlich if't7 fo fürchte ich, daß
hier einfeitig dunkel gemalt ift. Und
ifi es auch nur äußerlich wahr-
fclfeinliclt, daß ein Pfarrer- der fo
auf die Achtung feiner Mitmenfchen
angewiefen ift wie keinert Jahre
lang als ehrbarc-r Menfih gelten
kannt wenn er die Nächte hindurch
in den elendeften Kneipen liegtf und
daß er die Würde feines Berufes
feinen Pfarrkindern gegeniiber dau-
ernd wahren kann- wenn ihn der
Teufel Alkohol fo wie diefen ge-
packt hat? „Sein Geficht mit den
blödem hervorquellenden AugenF
die den tnpifchen Trinkerblick hatteny
mit dem graufatnen, höhnifchen
Mundi war kein Menfchenantliß

KonzentrifihgKritit

mehr.“ Und feine Gemeinde merkte nichts davon. Bei jedem anderen Berufe wäre die Schilderung natürlicher gewefen.

Das ifi aber auch der einzige Vorwurf. der dem Buche zu machen* ift. Vielleicht hat der Verfaficrin hier noch die Fähigkeit gemanaelt. einen männlichen Charakter. zumal in der Entwicklung zum Schlechten. wahrheitsgetreu zu zeichnen. Dagegen in der Frauenfeele weiß fie zu lefen. und hier hat fie die feinfken Beobachtungen gemacht. Wie die Mutter verfucht. den Kindern des Vaters Schuld zu verbergen. wie fie den Kleinen gegeniiber heiter erfcheint und ihnen den Sonnenfchein der Kindheit erhält. wie fie noch. als fie das Schlimmfte erfahren. fich doch weigert. von dem Manne fortzugehcn: ..Die Leute wiirden nach dem Grunde for-fchen. wenn wir ihn verließen. und feine Sünde ans Licht zerren“. das ift alles fo wundervoll empfunden und der Natur des Frauenherzens abgelaufchtz wieviel Frauen. und nicht nur in den gebildeten Kreifen. gibt es. die io denken! Und wenn dann endlich das Leid zu groß wird und unter den ewigen pfychifchen Schmerzen ihre Kraft aufgezehrt ift. fo daß fie fterben möchte. fo ift auch das durchaus verfkändlich, Riihrend ifi es. wie die Mutter ihr müdes Haupt im Schoß der erwachfenen Tochter bettet. als fie im Walde fpazieren gehen. und der beruhigende Schlaf fie überkommt. Es ift. als ob von der Reinheit der Mädchenfeele Friede und Erlöfung ausgeht. So klammert fich die Müde. Abgehelzte an fie an. Aber wenn das Ende des Leides nicht bald kommt. dann muß fie doch unter der Laft zufammenbrechen. die fie viele Jahre getragen hat, „Es gibt Frauen. die haben immer einen Kinderblick und einen Kinderausdru> im Antlitz. felbft wenn ihre .Haare weiß und die Wangen faltig werden. Das find die mutigen. edlen Frauen. die tragen fo viel willensf'tarke. kämpfcnde Kraft und fiegende Keufchheit in fich. daß fie uns. felbft wenn fie durch Schmutz und Säjlamm fchreiten mußten. mit einem reinen Kinder-

lächeln entgegenkommen.“ und wei-
ter: ..Es war ein Heiligfein in
ihrem Muttertum. eine Kraft in
ihrem Glii> und eine Schönheit in
ihrem Leid. So fiand ein Segen
iiber ihrer Kinder Jugend.“ Das
ift die alte germanifche Auffaffung
der Frau. die uns' immer davor
bewahren möge. in niedrigen Ma-
terialismus zu verlinken; inesae
quin etiurn anneturn nliquick ek
praeicinm [minor. fagt Tacitus
von den alten Germaninnen. ..fie
glauben. daß etwas Heiliges in
ihnen wohnt und fie die Gabe be-
fißen vorauszufehcnz‟ nur der
Deutfche kann fo den hehren Idea-
lisnius empfinden. der in der Fran
und Mutter verkörpert ift.
Endlich die Tochter. die ihr Los
von ihrer Kindheit an noch einmal
durchlebt! Sie ähnelt 'der Mutter
an Reinheit. aber .ihr fehlt das
befiändigr milde Verzeihen dem
Vater gegenüber. das die Frau dem
Manne gegeniiber niemals verleug-
net, ..Sie find nicht wie die
Mutter.“ fagt der Pfarrer von fei-
nen Kindern; und wir fehen es.
wie die Liebe in ihnen erfiirbt. weil
fie nichts findet. woran fie fich hal-
ten könnte. fo fehr fie auch fucht.
wie das' Martvrium der Murten

Konzenrrifche Kritik
fie zu ftrengen Richtern dem Vater
gegenüber macht und Ekel. Abfcheu
und Haß fiärker und ftä-rker wer-
den. Die innere Qual der Mäd-
chenfeele ifk vorzüglich gefchildert.
der Widerftreit. der in ihr vorgeht.
wenn fie ihre reinen Ideale und
Träume mit der rauhen Wirklich-
keit vergleicht. „Da erwachte eine
große Sehnfucht nau) Reinheit in
ihr. und ihre Seele fuchte nach et-
was Schönem." Aber fie empfin-
det. daß in ihrer Lage und bei der
Umgebung. in der fie lebt. ihr
keine glü>liche Liebe befchieden fein
kann. fo entfagt fie. ehe das Glück
zu ihr kommt. und das nährt ihren
Haß gegen den. der an ihrer aller
Leid Schuld ift. Und wieder bröckelt
ein Stück ihres.kindlichen Vertrau-
ens ab. als fie fchließlich bei ande-
ren Menfchen Hilfe fucht: ..Tö-
richt ift. wer fein Leid zu den Men-
fchen trägt!" Sie nehmen fich des
Siinders an. und für die Unfchul-
digen haben fie nur Worte des
Vorwurfs. Aber eine Pflicht hält
fie aufrecht. die Liebe zur Mutter,
zu deren Schutz und Rettung fie
fich berufen fühlt; und als diefe
im Wahne der Verzweiflung zum
äußerften entfchloffen ift. da tönt
es in ihr: Einer von uns beiden
muß fiark fein. Und als fie zuletzt
den ,trunkenen Mann auf der Land-
ftraße zufammengebrochen -findet.
wie trefflich ift da der innere
Kampf zum Ausdruck gebracht.
Das Mitleid treibt fie. ihm beizu-
ftehen. und fie betet: „Gib mir die
Kraft. daß ich ihm helfen kann";
aber dann kommt das Bewußtfein.
was fein Tod für fie alle bedeu-
..ß
h Ä-
tet. und die andere Stimme läßt
fich in fcharfem Gegenfah zu dem
' Gebetvernehmen: „Dannwird deine
Mutter fierben. dann werdet ihr
alle elend fein." Und fo fchwankt
fie. bis die Menfchenliebe und das
Mitleid in ihr fiegt und fie fich zu
dem Gefallenen bückt. als es zu
fpät ift.
Ein befonderer Schmuck des
Büchleins ift die Sprache. und
wenn. wie ich zu empfinden glaube.
Frenfien bei ihr Pate gefianden hat.
fo darf er fich defie-n nicht fchämen.

Es find kurze Sätze mit fchlichtem.
doch nicht unpoetifchern Ausdruck;
und die prägnante Form der Ge-
danken. gut angebrachte Bilder in
wenigen Worten geben ihr einen
eigenen Reiz. ..Sie fühlte nur.
wie in ihrem Herzen eine große.
böfe Angft erwachte. die legte fich
wie fchwebende Nebel um ihren
Blick.“ Der Satz ift bezeichnend
für den Stil. auch wegen der Ver-
meidung der Relativfähe. „In
der Stille der Nacht fchickte fie ihre
fuchende Seele aus. auf daß fie
den Weg zur Erlöfung fändez" das
ift ftimmnngsvoll; fo etwa könnte
es von Maria Landt auch heißen.
Tiefe Innigkeit. gepaart mit wun-
derbarer Kraft. ift das Merkmal
diefer Sprache. die wohl auf keinen
-'ihren Eindruek verfehlen wird. Ich
kann mir wohl denken. daß ein
Mann fich nicht gerade fehr durch
die Schilderung des Vertreters
feines Gefchlechtes angezogen fiihlt.
aber felbft dann wird er fich dem
Banne der poetifchen Darftellung
kaum entziehen können,
Steglitz bei Berlin. R. Helm.
, ll)

- _ ._ * TZ» HAZ??
Mk' .*-u rx' - . -. ,r ' , . -, ,'1. ..5., i. *.-
“* F' r .> ---..-t.-,]" "zz
..N-Wc-xr-QF , - z _ ,- ..
1 _Ö
4 '
. " q
t ."-, - 1. .
*VF-'- *' MAF-*J . , - .. ß u. i i ,
'- ' * . * * * * * * i 7-: i 3*»'* c . . :
,X * x x ..X i c't-l_ z ,_
_ - 4 , W. >- * .*'If _ *nc* t
* f ., _ q... we.. k -l Nav' »_.
_ , *- e * .* , :,7'e- _, -
, z, be.,
_- z 7 ,7.
'>'.' '..*.
".' r „
,..
Grabow.
"k
dbergs „Mittfommer“.
Laubmarkt.
K a r l
Skizze von
in
.-..ZS
*er
Szenenbild zu Str
3. Bild
. --r * 7.' .- .* .“
...mtr eng'...:*.-./-
:xx
- _* 1 7,.
.. (ä.)-
'Wß *-c
.2...- -q .*_1- K*
*qu-„Z,
* '.- (4.....

- r I . x ‘11} A, k? X“
0‘ -mk L
,Rsn'Y "»
I

Szenenbild zu Strindbergs â€žMittfommerâ€œ.
4. Bild. Klara-KiraÃŸhof.
Skizze von K a r l G3 a b o w.
Jah-sang
19 0 9

.. :Z
..ZNZFZU fimmflm .
...JZ-:ZIS: WISO-ZG :W pifimwmw .
Wu I . . , < v ..4 c . .
. . , W4, 1T4‘f‘ BTW-N." B d*
- . .* . ..OW-...MM V
y f „ , „4.
Ö, , , “- .bw‘.M
.0.
_
v,
-|".r1
L‘ Io
MUM'. Ö* .
x... ..ick-..4.,
j T... , ,

. ‘1U<..'~.~Z~. mil!" .s .
.k IU.. \ x e r.
.L Q N o „ND ,. :V W 20.-. »BWG
q' ,'-
<- .
I. ...- .
?ZG „S .éa .O
.=§=E£:z8= MEIN-ZG :W £3:
q
.,
“VJ/I)! 1
n4 e i..
’
„,.. ...4
..b .
1
.
‘ .*.- u p
' _.
\
„
y.
ß'

_ Mufit-Beigabe
klerdstgekülil.
*Martin (ir-il.)
Wilhelm [Jet-ger, 0p.73 Wi.
hunger-1111.
BAY_ u_ j 1 ß c4 x *L n
6283.113. - '5 L i I F 1 l (-l
l l [*l-
liliic- fer - ne
Klavier.
'l'rit te. hörst äu': 3cm] . [en, (loc-ki iii-eit urn-lie'- ist nichts :u zehn,
als-'ie (lie 8]iit-tertriiu-menci fa] - len uncl rau-seltene' mitclem Nina
(>
"9|" .
("of-'riecht [UW d7 lk-l ltole .fc v' [lack. ßerlln..
[line-11min. .tc-1- "srl-:coe fur all.- l.;-n-l--.r ...77,9
l-Lä. kiste .i qxllarlc, Berlin.
killt. :mixer Lrlaudnla (les hierin-zes lea. iwie uncl (Jr. 13061:, berlin.

ZF ref-oe "c-m-
- met [1611 . -
,nus ent .
W,
1475|]
86111110".
Zehn-uncl
anne-*sure FrÃ¤Ã¼uxler .
ent . Rehm_
26

Zw. -193 [(0111- .
[-
:xa-*126K*
*Lcd
wjc- (UN-cv 11W
AIR
WWW-2x170
1175:1 *LW Ã„?
7,5Â»-

â€ž...- ...8.- . 4T'.-
.Mry'j' &SERIEN-YOU! -
:l ,
'rc-,mp0 l.
(L1.
1.14118' :,__.
7-7,
W
- :W--i-:Fï¬Z
(*8
(*qll
.
'4759 8m" onÃ¤ 0-4:! von (Mike-.ml'ioxiz l
28

...'.i
Zu der
Niemand hat wohl eine der
Novellen Wilhelm Ber-gets gelefen.
ohne fich an der in bezug auf In-
halt und äußere Form gleich fein-
finnigen Dichtung zu erfreuen,
Diefe Vorzüge in der fchriftfielle-
rifchen Tätigkeit feines Vaters find
unftreitig auf feinen gleichnamigen
Sohn. den Komponifien Wilhelm
Berger. übergegangen: fchon in
feinen Jugendwerken waren fie
wahrzunehmen; je reifer er in
feiner Kunf't geworden. um fo mehr
hat er auf Formvollendung und
erlefenen geifiigen Inhalt feiner
Tonfihöpfungen hingearbeitet. In
letzter Zeit fucht er offenbar mit
vollem Bewußtfein neue Aus-
drucksmittel für feine mufikalifchen
Gedanken zu gewinnen: Plafiik der
Themen und Monumentalität des
architektonifchen Aufbaus fichert
befonders feinen neuefien Ton-
fchöpfungen größte Beachtung.
Fiir den jungen Komponiften hat
fich. als er noch in Berlin haupt-
fächlich als Klavierlehrer wirkte.
Hans von Bülow intereffiert.
feine übrigens ungedruckt gebliebene
..dramatifche Ouvertüre“ mehrfach
zur Aufführung empfohlen. Ein
merkwürdiger Zufall hat es dann
gefügt. daß Berger. den Bülow
auch fpäter keineswegs den von
ihm fo gefürchteten „Größen der
Spreemediokrität“ beigezählt haben
Uüufikbeigabe
würde. den von ihm zu befonderer
Bedeutung erhobenen Pofien des
Leiters der Meininger Hofkapelle
übernehmen follte.
Wilhelm Berger ift am 9.Augufi
1861 in Bofion geboren. aber in
Bremen groß geworden. wohin feine
ausDeutfchland ftammenden Eltern
bereits 1862 iibergefiedelt waren.
Schon als Kind fielen ihm Melo-
dien ein. die fein Vater fiir wert
hielt zu Papier zu bringen. Regel-
mäßigen Unterricht auf demKlavier
und in der Theorie erhielt er vom
achten Lebensjahre ab bei dem tüch-
tigen Mufiker K'allmeyer. aber erft
im Jahre 1875 (freilich noch immer
recht früh) erfchienen feine erften
Kompofitionen. die Lieder Op. 1
und die recht anfprechenden Kla-
vierfiiicke Op. 2. Die Bremer

Verlagsfirnia Praeger und Meier
wandte dem jungen Komponifien
ihr regftes Intereffe zu; fie verlegte
auch die erfie Sonate für Klavier
und Violine Op. 7 (für die zweite
Op, 29 trat dann der große Leip-
ziger Verlag E, F. Peters ein) und
das melodienreiche. jugendlich-
frifche Klavierquartett Op, 21.
Bereits 28 Werke und zwar
vorwiegend Lieder hatte Berger
wiihrend feiner Gymnafialzeit ver-
öffentlicht. als er im Jahre 1878
die Königliche Hochfchule für
Mufik in Berlin bezog. um hier

Zu der Mufitbeigabe
höheres Klavierfpiel bei Ernfi
Nudorff und die Fineffen des Kon-
trapunkts bei Friedrich Kielp dem
unvergleichlichen Theorielehrer und
hochbedeutendenf jetzt leider viel zu
wenig beachtetenf Komponiften zu
ftndiere-n. Die Ableif'tung feines
Militärjahrs unterbrach im .Herbft
1884 diefen höehft fruchtbaren Un-
terricht. Da Kiel 1885 ftarb,
kehrte Berger-f deffen Studien fo
wie fo vollendet waren„ nicht mehr
an die Hochfchnle zurückf- fondern
lebte nur feinem eigenen Schaffen,
bis er 1888 eine Lehrerftelle an
dem berühmten Klindworth-Schar-
wenka-Konfervatorium annahmf die
er bis 1893 bekleidete. Hand in
Hand damit ging eine ziemlich aus-
gedehnte Konzerttätigkeitf die er
auch heute noch7 freilich nur im
befchra'nkten Maße ausübt: fein
technifch vollendetes Klavierfpiel
ift in hohem Grade ausdrucksvoll.
Sehr lehrreich und für fein
Schaffen befruchtend war es, daß
er 1899 nach Heinrich von Her-
zogenbergs Tode die Leitung der
„Mufikalifchen Gefellfchaft') eines
aus den beiten Gefellfchaftsklaffen
fich rekrutierenden gemifchten Chor-sh
übernahm. Welch Anfehen er in
Berlin fich dann weiter errungen
hatt kann man daraus fchließenr
daß er im Januar 1903 mit dem
Titel Profefforf Mitglied der Kö-
niglichen Akademie der Künfte
wurde. Eine gewiffe Überrafihung
rief feine bald darauf erfolgte
Ernennung zum Hofkapellmeifter
in Meiningen (an Stelle Friß
Steinbachs) hervorf da er bisher
dem Orchefter ziemlich fremd ge-
geniibergeftanden hatte, allein er
wußte fich auch als Orchefterdiri-
gent mit Ehren zu behauptenf als
die Reifetätigkeit der an Zahl etwas
verminderten Herzoglichen Kapelle
wiederf wenn auch in befihränktem
Maßef aufgenommen wurde,
Mit Ausnahme der Oper hat
er fich auf allen Gebieten der mufi-
kalifehen Kompofition betätigt.
Ohne ein fklavifcher Nachahmer
von Brahms zu feinr hat ihm deffen
und auch Kiels Schaffen gewiffer-
maßen als Ideal vorgefchwebty doch
fncht er feine Harmonik moderner
zu gef'talten. Unter feinen rund

100 gedruckten Kompofitionen über-
wiegen die Gefangswerke, Von
diefen nehmen wieder die „Lieder
fiir eine Singfiimme mit Klavier‟
die Mehrzahl ein. Ich empfehle
derBeachtung befonders aus Op.11
Nr. 1- aus Op, 24 Nr. 2 und 4,
die zwei geiftli-hen Lieder Op. 49-
aus Op, 57 Nr. 2f 4 und 57 die
Werke 81- 88 und 90f auch den
Zyklus „Eliland" Op. 35. Unfere
Mufikbeigabe if't ,ein treffliches
Beifpiel dafürr wie fehr fich Berger
auf Tonmalerei verf'tand und den
Dichter mufikalifch zu ergänzen
fuehtz die wenigen Takte des Vor-
fpiels geben von dem Textanfang
(,-Wie ferne Tritte") eine recht
deutliche Vorfiellung. Eine ganz
befonders köf'tliche Gabe für das
mufikalifäfe Haus find die 24Volks-
liederf die Berger für Mezzofopran
und Bariton (oder Tenor) mit
Klavier bearbeitet und in ganz
eigenartiger Weife dem heutigen
Empfinden angepaßt hat. Nicht
unerwähnt feien hier auch feine
Duette Op. 38. Seine Männer-
(höre fcheinen mir weit weniger be-
achtenswert als die faft ausfchließ-
lich Perlen enthaltenden Frauen-
äföre Op. 84f 92 und 98f fowie
die fehr wertvollen xi eapelln-
Z()

Zu der Mufitbeigabe
Chorgefänge Op. 54 und 67. von denen das .,Totenlied" befonders oft in Kirchenkonzerten gefungen wird. Am höchf'ten find wohl die großen Chorwerke Bergers zu bewerten. in denen er auch das Orchefier vortrefflich verwertet hat. 11m jede Situation und Stimmung der Dichterworte anfprechend und klar zum Ausdruck zu bringen, Es gilt dies fchon von dem ..Gefang der Geifier über den Wafiern" (Op. 55). ..Euphorion" (Op. 74). in dem Preis-Männerchor ..Meine Göttim". vor allem aber von den farbenprächtigen „Tauben" (Op. 83). dem erfchütternden ..An die großen Toten" (Op. 85) und dem ..Totentanz" (Op. 86). der fich von berühmten Muftern frei hält und oft geradezu überrafchende Einfiille bringt. Durch die drei letztgenannten Werke geht unleugbar ein großer Zug. der nur einem aus dem Vollen fchaffenden. phantafiereichen Tondichter gelingen kann.
- Von Orchefterwerken hat Berger bisher nur die Symphonie in B-dur Op. 71 veröffentlicht. die 1898 auf der Deutfäjen Tonkünftlerverfammlung (in Mainz) als preisgekrönt aufgeführt wurde. Eine zweite Symphonie. für die u. a. Felix Weingartner im Berliner Opernhaufe- eingetreten ift. ift bisher unveröffentlicht geblieben. Sehr gefpannt darf man auf die Orchefiervariationen mit Fuge Op. 97 fein. bei denen Bergers praktifche Orchefiertätigkeit jedenfalls Pate geftanden hat,
Von den Kammermufikwerken habe ich bereits feine beiden erfien Violinfonaten und das Klavierquartett *erwähnt. Jede feiner weiteren Kompofitionen diefer Gattung zeigt uns eine immer reifere Entwicklung. Ein frifch empfundenes. höchfk liebenswürdiges und famos klingendes Werk ifk das Trio Op. 69 für Violine. Bratfche und Violoncell. Großzügiger ift die Violinfonatc Op. 70. in deren Scherzo origineller Humor fteckt. Wie das Trio Op. 69 verrät auch das vom Verein ,.Beethovenhaus" in Bonn preisgekrönte Quintett für zwei Violinen. Bratfche und zwei Violoncelle Op. '75 ein bei einem

Klavierfpieler gar nicht zu erwar-
tendes ausgezeichnetes Verftändnis
für das Wefen der Streichinfrru-
mente. Es ift hochbedeutend. der
erfie Satz ein Mufier feinfinniger
Jnfpiration und Arbeit. das Adagio
ift von warmer. blühender Emp-
findung durchdrungen. Ganz be-
fonders reizvolle Klangkombina-
tionen und vornehme intereffante
Gedanken enthält das Trio für
Klavier. Klarinette und Violoncell.
Op, 94. das Berger für feine Mei-
ninger Triogenoffen. den leider vor-
zeitig geftorbenen. durch Brahms
berühmt gewordenen Klarinettiften
Mühlfeld und den Celliften Piening.
gefchrieben hat. Machtvoller und
breiter angelegt ift das als Hul-
digung für das Böhmifche Streich-
quartett erfchienene Klavierquintett
Op. 95. deffen letzter Satz. eine Art
Paffacaglia (freilich im Vier-viertel-
takt. Variationen über einen b8880
oarjnnta) einen imponierenden Ab-
fchluß bildet. Das neuefte. noch
ungedruckte Kammermufikwerk Ber-
gers. fein Klavierquartett Op. 100
wird demnächfi unter der Agide
Marteaus in Berlin aufgeführt
werden.
Harmoniumfreunde wird es in-
tereffieren. daß Berger für diefes
.ZL

Zu der Mufikbeigabe
Inftrument eine Suite (Op. 56) komponiert hat. Von feinen Klavierwerkcn möchte ich nur die von Edouard Risler öfters in feinen Konzerten gefpiclte Sonate Op. 76- die vier Fugen Op. 89 und die ein Seitenftück zu Brahms' fog. Händel-Variationen bildenden Variationen mit Fuge Op. 91 erwähnen. Höchft beachtenswert find auch die-Bergers befondere Befähigung für diefe noch immer unerfihöpfliche mufikalifche Form beweifcnden Variationen für zwei Klaviere Or. 61.

Unter den lebenden Tonkünfilern ifi er jedenfalls eine fehr fynipathifche Erfcheinung- ficherlich wertx daß fein Schaffen Beachtung in immer reicherem Maße findet. Da er in der Vollkraft des Mannesalters fieht und an Selbftkritik es nicht fehlen läßtl diirfte er uns noch manche wertvolle Werke fchenken.

Prof. l.)r. Wilhelm Altmann.

_ -_ W

Redaktion: l)r. Sylvius Brueh Ränß Schickt-le, Dr. Eure Radlanerf
Dr. Wilh. Hüttemann, Kurt Fliegelf Aler Jadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. C, Radlanerf Berlin W„ Schöneberger Ufer 31.
Verantwortliaz für dm Jnferatenteil: Walter Fliege!, Berlin 17,7 Schöneberger Ufer 32.
Zufchriften nnd Einfrndungenx ohne Angabe eines e Perfonennamens- zu adreffieren
„An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35- Schöneberger Ufer 32,“
oder „Breslau lllf Siebenhnfenerfiraße 11/15",
Verlag „Nord nnd Süd" Berlin W. 35x Schöneberger Ufer 31 (S. Schotrlaenders
Schlefifche Verlags-Anfinlt G. m. b. H.- Berlinf Breslau» Leipzig).
Dru>: Schlefifehe Buchdruäerri v. S. Schortlaender7 A.:G„ Breslau lll.

Eine
Ron) und GWGmhNYn-[fn
Z'et'tke'kung fiir öengYUehk-anöel:
GSthoüWerWhlejxYalag-mnfiuu
ar. Jahrgang Band 129 Mai 19W .Heft 385

Zu .Di-.tfuw'igabe
Im'xu-.rrut ein: *suite *iD-d. 561
komponiert hat. 'lion felt-.n *fla-
eicrwerkcn mochte ich nur die r--n
Edouard Kieler öfters in ici-*un
.It-'nziiten gcipielte Sonat* Ip. ' v.
die vier .fügen "Ip, d9 und die eilt
S--Äa *-.friict' zr Brahms* fog. .*"ändel-
*.';:1-i..iionen bildenden Variationen
'nic .Jun- In. lil erwähnen. Höchfk
een-hirn. -. .it fin? ar t die.Bergc-.s
i, .endet- -- -ri:..-.1n---. für diefe noch
-- *-'-r . .-.-: a-inj--che mnfikalifche
..ak-W' _du ..'- mv.-
--.-.
_- **.. l., 1 . - , '
*'.' .t- *'* '.1' -. . *-
. . .
'*1 .Ni *ri* '* "..1 *.'17 g. l .L
"r 1'*.."it*:*'*.' *.12 de- *r- -.' .-
„Z-,rin denied-nnen V :rt- tionen für
in(.Klaviere Lt.; 61.
Unter dri! lebenden Tonkünft-
:e-n ifi .r jedenfalls eine fehr jeni-
f.ithifc.jc Erfctieinung. fick-erlich
wert. daß fein Schaffen Beachtung
.n immer reicher-ein Maße findet.
Lu er in der Vl-llkraft des Mannes-
altcrs fteht und an Selbftkritik es
nicht fehl-*n läßt. dirt-*e cr uns noch
manche nertvolle *eric-cke fäjenkeu.
Prof. Ur. Wilhelm Altmann.
»-- ...q-.Ü
...mai-le. Nr. Euer .7...dlauer.
. .tler Jadcsfchn.
i. rauer. Berlin lil'„ Senhnedergcr Ufer 31.
c *r (flit-gel. Bei-[in lil.. Shnebergec llfc- 12.
(que-nnen und *Fin-..- *---. eine "r-ani*: ei-.cs derfonennam.-»rs,
.u abi-eiii. (en
ZF]-
..ein die Redaktion r- -
oder .Breslau [tl. c" .
*Li-"aa ..Nord
' .-rd und Silk in :erlitt W. 35. Schöneberger llfcr 31."
ehufenerftraße r.- i
"- Süd" Beitinlk. 4*. k-c-äneberqer Ufer za (S. Shi* 'laender'
Schlefifcbe Verl.. j.. Unlialt G. rn. t. **,. Bei-ltr., Breslau. Leipzig).
Druck: Sit-iernbe Buchdruckerci v. S. .--. thei.laender. Ankh.. Burj-lu [ll.
-_-_ 7-..
Uhr-*ri ., *uhr vol-behaart.. . . . , , ...
, ...k'kk c:.ngter Lia--idruck unit-fan.
-K ,_z,
4** yW*“-4_N*
»Mau-..._- k..>o.W.- 1' "*-
.e
-- .i-c_ . 3;- .7..."- e ..r ..v-*MM*

.EmeouxWEWWWflfi
?erlagNolö UUÜSÜö-GmbxtcYekljn
kette-tung) für (len ?Vichy anöel:
SSWWWUÜekSchlefYerlugmnfinl!
3F. Jahrgang Band 129 Mai 1909 Heft 386

:Organ Ã¤er neuenKunjkvereinigung
561* F' ef f (11g- GNTM-haft
UUFÃ–ejï¬W-Hochjchufe YucYerï¬m

Georg Simmel:
Die Kunfi Rodins und das Bewegungs-
motiv in der Plafiik.

Rodin hat öfters betontx daß [eine Kunfi nur den großen Prinzipien
der Antike und der Renaiffance nachleben wolle. Angefichts der weltweiten
Unterfchiedenheit zwifchen diefen'Stilen und gerade den bedeutendfien
Werken Rodins kann diefe Äußerung ein Doppelter) bedeuten. Einmal-
daß er den feelifchen Rhythmus und das Lebensgefühl der Gegenwart
ebenfo treu und ebenfo vernehmlich ausdrückh wie jene großen Epochen
der Plafiik es für ihre Zeit tatenx mit demfelben unmittelbaren Heraus-
wachfen aus den Wurzelnx aus denen die Zeit als ganze ihre Früchte
treibt. Und dann diefes: daß feine Kunfi die Linie fortfeßth deren Richtung
von jenen Erfcheinungen fefigelegt iiix daß diefe die Stationen einer Ent-
wicklung findx in der feine eigne eine fpätere markiert - fo daß fie ihnen
eingegliedert ifih gerade weil fie in einer dadurch befiimmten Art eine andre
ifi, Um beider Gefichtspunkte willen wird es der Konfrontierung Rodins
mit den großen Leiftungen der früheren Plafiik bedürfem um ihre feelifchen
Fundamente und die Abficht ihres Stiles darzulegen und die Stelle zu be-
fiimmen- die Rodin in der Gefchichte der Kunfi deshalb zukommt- weil er
fie in der Gefchichte des Geifies einnimmt.

Die griechifche Plafiik- in ihren echten und klaffifchen Gefialtungen-
ifi dadurch befiimmth daß die ganze Idealbildung des griechifchen Geifies
auf ein fefies„ gefrhloffeneß [ubfiantielles Sein ging. Die Unruhe des
Werdens„ die Unbefiimmtheit des Gleitens von Form zu Formh die Be-
wegung als das fortwährende Jet-brechen der fefigefjigtenx in fich befrie-
digten Gefialtung - das war dem Griechen das Böfe und Häßlicheh viel-
leicht geradeh weil die Wirklichkeit des griechifchen Lebens unruhigx zerriffen-
unficher genug war. So fuchte denn die griechifche Plafiik- in ihrer befien
Zeit/ das Beharrendß die fubfiantielle Form des Körpers„ jenfeits aller
Sonderattitüden2 die ihm durch die Bewegung des Körpers kommen-
und [eine anatomifch-phyfikalifche Gefialtung- die eigentlich eine Abfirak-
tion ifth weil in Wirklichkeit der Körper immer in irgend einer einzelnenx
individuellen Bewegung ifi. Nur ein Minimum von Bewegung hatte in

diefem Ideal der Antike Platz/ weil jede Bewegung den Leib in der Ruhe
feiner Feftgeformtheit zu entfiellem ihn zu etwas Zufälligem und Ver-
einzeltem zu machen fchien. Anderthalb Iahrtaufende fpäter hat dann
die plaftifche Kunft der Gotik zum erftenmal den Körper zum
bloßen Träger der Bewegtheit gemachtj hat die fubftantielle Sicher-
heit feiner Form aufgelöft. Sie entfprach damit der Leidenfchaft-
lichkeit der religiöfen Seele- die fich ihn» und zwar gerade feiner
fefien Materialität und felbfigenügfamen Geformtheiy eigentlich nicht zu-
gehörig fühlte. Durch oft unnatürliches Strecke-1- Beugen/ Dehnen drückte
die Seele die Tatfache aus„ daß fie fich eben nicht ausdrücken konnte ond
wolltej daß der Körper nur da war„ damit die Seele fich von ihm entferne
- und fo entfernte er fich gleichfam von fich felbft. Ghiberti erft und vor
allem Donatello bringen beides zufammen. Die Bewegung ift jetzt ihrem
Sinne und ihrer Tendenz nach in den Körper übergegangenj fie ift nicht
mehr das Symbol einer Verneinung des Körpersj fondern die Seele„ die fich
in ihr ausdrücktj ift durchaus die Seele des K örpersj der diefe Be-
wegung trägt. Allein auch bei Donatello kommt die Zweiheit und Einheit
der beiden Momente: der fubfiantiell-plafiifchen Körperform und der
paffionellen Bewegtheit - noch nicht in der freiftehenden Figur zum
entfchiedenenj fiarken Ausdruckj fondern nur im Reliefh wo die Bewegung
fich nach außen„ in die Umgebung des Körpers hin„ ausleben kann, Der
Körperj als die dauernde Materialität in drei Dimenfionenj ift noch nicht
individuell und nicht gehalten genugj um die Bewegtheit - die Bewegt-
heit des Seelifchen - in fich allein ausfchwingen/ in fich zurüälaufen zu laffen.
Die Seele greift freilich nicht mehrj gleichfam an der Bewegung entlangj
über den Körper hinaus ins Tranfzendentej aber fie ift noch nicht mit dem
individuellen Sein gerade diefes Körpers ausfchließlich und unverkennlich
verbundeny man fühlt noch nicht die einheitliche WurzelX die gerade diefe
organifch-plaftifche Geftaltung der Körperfubftanz und die momentane
Bewegung als die Ausdrücke eines und desfelben Seins aus fich hervor-
gehn läßt, Wenn man - mit allen Vorbehalten folcher allgemeinen Schlag-
worte - als den Sinn der Renaiffance bezeichnen kannj daß fie Natur
und Geiftx die das Chrifientum auseinandergeriffen hatte„ wieder als Einheit
zu empfinden und zu leben fuchtej fo ift nun die befondere Ausgefialtung
diefes Problems„ die in dem Verhältnis der plaftifchen Körperform zur
Bewegung liegt - denn jene ift mehr naturhaftj diefe mehr geiftig -j
erfi durch Michelangelo endgültig gelöft worden. Die Bewegtheit des Kör-
persj die Unendliäjkeit eines ruhelofen Werdensj das feine Geftalten ver-

künden/ ift hier zum Mittel gewordenz die fubfiantielle„ plaftifche Form des
Körpers zum vollkommenften Ausdruck zu bringen: und diefe Form er-
fcheint von fich aus in jedem Falle als der einzig angemeffene Träger eben
diefer Bewegungz diefes unvollendbaren Werdens. Dies ift die Tragik der
Figuren Michelangelos: daß das Sein in das Werden hineingeriffen iftr
die Form in die unendliche Auflöfung der Form, Aber auf diefer Höhe der
Künftlerfchaft ifi der Kampf zum Stehen gekommen- das antike Ideal
und das der Bewegtheit haben ihr Gleichgewicht gefunden. Gegenüber den
Körpern Michelangelos kommt einem garniaht der Gedanke„ daß fie fich auch
anders bewegen könnten; und umgekehrt: der feelifche Vorgang fozufagen
der Saßf den die Bewegung ausfagtx kann kein andres Subjekt haben
als eben diefen Körper. Trotz aller Gewalß ja Gewalttätigkeit der Be-
wegung weifi fie doch nirgends über die gefchloffene Umrißlinie des Körpers
hinaus. Er hat eben dasf was diefer Körper [einer materialen Struktur nachz
feiner Formung als ruhende Subfianz nach ifiz zugleich in der Sprache der
Bewegung ausgedrückt.
Von hier aus gefehm rückt nun bei Robin der Akzent durchaus auf
die Bewegtheit des Körpers: das Gleichgewicht zwifchen diefer und der
Körperfubfianz„ das er gewinntp ifi auf einer andern Wage gemeffenx
auf einer/ die erfi bei einem viel größeren Maß von Bewegtheit einfieht.
Die Vorausfehung oder der Grundton der erreichten Harmonieh der doch
noch bei Michelangelo der „reine Körper-'Z die abfirakt-plafiifrhe Struktur
warz ift bei Robin die Bewegung. Sie ergreift bei ihm ganz neue Herrfchafts-
gebiete und Ausdrucksmittel. Er hat durch eine neue Biegfamkeit der
Gelenkex ein neues Eigenleben und Vibrieren der Oberflächef durch ein
neues Fühlbarmachen der Berührungsfiellen zweier Körper oder eines
Körpers in fich- durch eine neue Ausnutzung des Lichts„ durch eine neue
Artp wie die Flächen aneinanderfioßenp fich bekämpfen oder zufammen-
fließen - dadurch hat er ein neues Maß von Bewegung in die Figur ge-
brachtz das vollf'tändigerx als es bisher möglich warz die innere Lebendig-
keit des ganzen Menfchenp mit allem Fühlenh Denkem Erleben anfchaulich
macht. Ebenfo ifi das Sichherausheben der Figur aus dem Steinp den Rodin
oft noeh Teile von ihr umfangen läßy die unmittelbare Verfinnlichung des
Werdensz in dem jeßt der Sinn ihrer Darfiellung liegt. Jede Figur ifi auf
einer Station eines unendlichen Weges erfaßtx durch die er ohne Aufenthalt
hindurchgeht - oft auf einer fo frühem daß fie nur in fchwer erkennbaren
Umriffen aus dem Block herausragt. Und hiermit befonders greift das
Bewegungsprinzip aus dem Werk auf den Befchauer über. Es wird ein

Außerfies an „Anregung“ gegeben. indem die Verfagtheit der vollen Form
die Eigentätigkeit des Betrachtenden aufs fiärkfie herausfordert. Wenn
die Kunfttheorie: daß der Genießende den Schaffensprozeß in fich wieder-
holt - irgend eine Wahrheit hat. fo kann diefes nicht energifcher gefchehen.
als indem die Phantafie dasUnvollftändige felbfi zu vollenden hat und ihre
produktive Bewegtheit zwifchen das Werk und feinen Endeffekt in uns
fchiebt. Zweifellos ifi die Bewegung dasjenige an uns. was dem A u s -
dru ck am vollkommenfien dient; denn keine andre Befiimmung unfres
Seins ifi dem Körper und der Seele gemeinfam. die Beweglichkeit ifi gleich-
fam der Generalnenner für diefe beiden. fonfi einander unberührbaren
Welten. die gleiche Form für das unvergleichbare Leben ihrer Jnhalte.
Und ebenfo innerhalb der Seele felbfi: gerade weil das Fühlen und das
Borfiellen. das Wollen und die Phantafie B e w eg u n g e n der Seele
find. ifi die B e w e g u n g des Körpers geeignet. den Ausdruck abzugeben.
der fie alle in fich fammelt.
Man kann die Bewegtheit der plafiijthen Figur. in ihrem Verhältnis
zu deren beharrender Form. mit dem mufikalifchen Faktor der Lyrik und
ihrem Verhältnis zu dem Gedankengehalte des Gedichtes vergleichen.
Hier mag Goethes Lyrik jenes Gleichgewicht der Elemente zeigen. das der
Plafiik Michelangelos entfpricht. Man möchte fagen. daß in feinen voll-
kommenfien Gedichten oder in der Lyrik von Faufis Verklärung der Gedanke
und der Klang deshalb eine fo abfolute Einheit bilden. weil jedes von
beiden für fich auf feiner lehterreichbaren Höhe fieht; der zeitlofe Jnhalt
und die Bewegung. in der er fich finnlich gibt. find hier aus einer fo bar-
monifchen Vollendung des Schöpfers herausgewachfen. daß auch im Ge-
fchaffenen ein Jedes das Andre bis zu feiner Grenze durchdringt. nichts
leerlaffend und nicht darüber hinausragend. keines das Erfie und keines
das Letzte. Diefelbe Entwicklung aber des modernen Geifies wie bei Rodin
verratend. wird in der Lyrik Stefan Georges die Mufik des Gedichts -
nicht nur die äußerlich-finnliahe. fondern auch die innere - zum beherr-
fchenden Ausgangspunkt. Nicht als ob der Jnhalt darüber zu kurz kommen
müßte; aber das Gedicht wirkt. als ob ihn die Mufik. die rhythmifch-melo-
difche Bewegtheit. von fich aus erwachfen ließe. So alfo fcheint bei Rodin
das Bewegungsmotiv das erfie zu fein und die plafiifche Struktur ihres
materialen Trägers gewiffermaßen zu kooptieren. Rodin erzählte. daß er
oft ein Modell auffordere. vielfache. willkürlich wechfelnde Stellungen
einzunehmen; dann intereffiere ihn plöhlich die Wendung oder Biegung
irgend eines einzelnen Gliedes: eine befiimmte Drehung der Hüfte. ein

gehobener Arm„ derWinke(einesGelenkes - und diefen Teil allein in feiner
Bewegung halte er im Ton fefh ohne den übrigen Körper. Dann„ oft nach
langer Zeit/ fiehe die innere Anfchauung eines ganzen Körpers in charak-
terifiifcher Pofe vor ihm„ und er wiffe dann fogleich mit Sicherheih welche
von den auf jene Weife entfiandenen Studien in diefen gehöre. Es hat
alfo unzweifelhaft diefe einzelne Gebärde- im Unbewußten weitermachfendp
fich den zu ihr gehörigen Körper fozufagen erzeugh die Bewegung hat
ich ihren Leib gebaut. Deutlicher kann der Unterfrhied gegen die Antike
nicht bezeichnet werdenx aber auch nicht gegen Michelangelo. Denn eine
fo vollkommene Einheit und Gleichgewicht der Elemente er erreicht - fo
ifk fein A u s g a n g s p u n kt doch das klaffifche Ideah die Subfiantia-
lität und Gefchloffenheit der anatomifrhen Form die er nun erfi mit der
Glut und Impulfivität feines Fühlens in Fluß bringtx mit Bewegung
durchdringh bis beides fich ineinander refilos aufgenommen hat. Auch
nähert Michelangelm indem er der Bewegung den Dauerwertx das zeitlos
Bedeutfame zu geben fucht/ fie wieder dem Stabilen. Bei aller verzehrenden
Leidenfchaft in feinen Bewegungen find fie doch immer in einem relativen
Ruhepunkt erfaßh in einer Ausbalanziertheitf in der die Figur eine Weile
verbleiben kann. Darauf aber verzichten gerade die bedeutfamfien Ge-
fialten Nodinsx ihre Bewegungen find wirklich die eines vorüberfliegenden
Momentes. Aber in diefen ifi der ganze Lebensfinn der Wefen fo gefammeltz
fie find ihrem übermomentanen Sein fo völlig verbundem wie es fonfi nur
die fubfiantiellep fich nicht ändernde Form der Körpererfcheinung ift. Wie
nun bei Michelangelo die Koinzidenz der beiden Artenz auf die wir uns
körperlich darfiellen: des Seins und des Bewegens - auf ihren letzten
Qiisurzelpunktx auf die Seele hinweifi/ auf die Nenaiffancefeelq init ihrem
Ideal harmonifcher Ausgeglichenheit aller Wefenselemente - gleichvielx
in wie weitem Abfkand von diefem Ideal die Sehnfucht feiner Gefialten
fich fühlt Y fo ifi die Seelep die bei Rodin den Brennpunkt des Körperlich-
Sichtbaren bildetf eben die moderneSeele„ die fo viel labilerz in ihren Stim-
mungen und felbfierzeugten Schickfalen wechfelnder und deshalb dem
Bewegungselement verwandter ifi als die Seele des Renaiffancemenfchen.
Das tkaslnutudjle per tutte gujee, das Dante von fich ausfagt/ und das
gewiß für die ganze italienifche Renaiffance giltz ift mehr ein Hin- und
Herpendeln zwifchen verfchieden gefärbten Seinszufiändenf von denen
aber jeder in fich fubfiantiell und eindeutig ifi: zwifchen Melancholie und
Raufh Berzagtheit und Mah Glaube und Unglaube - während die
moderne traamutnbjljta ein kontinuierliches Gleiten ohne fefie Ausfchlags-

pole und Haltpunkte ift. weniger ein Wechfeln zwifchen dem Ia und dem Nein. als eine Gleichzeitigkeit von Ia und Nein.
Die hier fragliche Bewegtheit if't eine völlig andre als die im Barock oder in der japanifchen Kunft. Im Barock ift die Bewegung nur dem äußerlichfien Anfchein nach eine größere. Denn die Erfcheinung hat den feften Punkt in fich - kantifah zu reden: das Ich der Apperzeption- verloren. das auch der leidenfäjaftlichften Bewegung erft den Gegenwurf gibt. an dem fie ermeffen werden kann. und das an der räumlichen Gefchloffenheit des Umriffes anfchaulich wird. Diefes Entgleiten des Ichpunktes ift für eine Zeit begreiflich. die den Perfönlichkeitsbegriff der Renaiffance verloren und den modernen. durch Kant und Goethe ausgebildeten. noch nicht gewonnen hatte; die entfprechend auch in dem theoretifchen Weltbild den Mechanismus. das bloß kaufale Fließen. das fubftanzlofe und imperfonalgefeßliche Spiel der Naturkräfte zu ihrem Schiboleth machte. So find die Barockfiguren Konglomerate von Bewegungen. aber fozufagen nicht Bewegungen diefer ein e n befiimmten Perfon. In der japanifchen Kunf't - von der freilich hier die M ale r ei als Analogie heranzuziehen ift - bewegt fich überhaupt nicht der Körper. fondern nur die Linie des Körpers. der Zweck und Inhalt der Darftellung if't nicht der bewegte Körper um feiner felbfi willen und aus fich heraus. fondern eine von dekorativen Gefichtspunkten aus bewegte Umrißlinie des Körpers. Erft wenn die Seele fich der Schwere des Körpers entgegenfeßt. ihr Impuls feine Materialität nach aufwärts zieht. das bloß Naturhafte feines Bewegtwerdens ablenkt - kann fie in die Erfcheinung treten; indem die japanifche Kunft auf die Stofffubftanz des Körpers verzichtet. findet die Seele nichts zum Beherrfchen und Bewegen. was ihre Bewegtheit offenbarte.
Das Maß der inneren Bewegtheit ift bei Miahelangelo gewiß kein kleineres als bei Rodin. aber fie ifi eindeutiger. weniger problematifch. in einer Richtung höchfier Intenfität konzentriert; und diefe Form verlangt zu ihrem Ausdruck kein fo großes Maß äußerer Bewegung wie die vielfpältige. vibrierende der modernen Seele. für die das einzelne Schickfal. das für Michelangelo ein definitives ift. vielmehr ein Durchga ngspunkt einer aus dem Unbeftimmten kommenden und ins Unbeftimmte gehenden Wanderung ift. die die Wege ohne Ziele liebt und die Ziele ohne Wege. Die antike Plaftik fuchte fozufagen die Logik des Körpers. Rodin fucht feine Pfychologie. Denn das Wefen der Moderne überhaupt ifk Pfhchologismus. das Erleben und Deuten der Welt gemäß den Reaktionen unfres Inneren und eigentlich als einer Innenwelt. die Auflöfung der

fefien Inhalte in das flüffige Element der Seele- aus der alle Subfianz
herausgeläutert ifH und deren Formen nur Formen von Bewegungen
find. Darum ift Mufik/ die bewegtefie aller Künfie- die eigentlich moderne
Kunfi. Darum ift die fpezififch moderne Errungenfchaft der Malerei die
Landfchafy die ein erat ci'äms ifiF und deren Farbigkeits- und Ausfchnitts-
charakter der feften logifchen Struktur mehr entbehrt als der Körper und
die figurale Kompofition. Und innerhalb des Körpers bevorzugt die Moderne
das Gefichß die Antike. den Leib. weil jenes den Menfchen in dem Fluß
feines inneren Lebens„ diefer ihn mehr in feiner beharrenden Subfianz
zeigt. Aber diefen Charakter des Gefichts hat Rodin dem ganzen Leib ver-
liehenx die Gefichter feiner Figuren find oft wenig ausgeprägt und indi-
viduellx und alle feelifche Bewegtheitx alle Kraftfirahlen der Seele und ihrer
Leidenfchafy die fonft am Geficht den Ort ihrer Äußerung fanden„ werden
in dem Sichbiegen und Sichfirecken des Leibes offenbar„ in dem Zittern
und Erfchauern. das über feine Oberfläaye rinnh in den Erfchütrerungenz
die fich von dem feelifchen Zentrum aus in all das Krümmen oder Auf-
fchnellen„ in das Erdriicktwerden oder Fliegenwollen diefer Leiber umfeßen.
Diefe Bewegtheitstendenz ifi die tiefgründigfie Beziehung der modernen
Kunft iiberhaupt zum Realismus: die gefiiegene Bewegtheit des wirklichen
Lebens offenbart fich nicht nur in der gleichen der Kunfi- fondern beides:
der Stil des Lebens und der feiner Kunfß quellen aus der gleichen tiefen
Wurzel- deren Wachstumsformel freilich das unergründliche Geheimnis
der Gefchichte ifi. Die Kunft fpiegelt nicht nur eine bewegtere Welt- fon-
dern ihr Spiegel felbfi ifi beweglicher geworden. Vielleicht ifi diefes Gefühl!
daß feine Kunfi unmittelbar ihrem Stile nach und nicht nur wegen der
Objekte- an die fie gewiefen ift- den Sinn des gegenwärtigen wirklichen
Lebens lebt - vielleicht ifi dies der Grundx weshalb Rodin felbfi fich als
„natur-Mster“ bezeichnet.
Empfindet man aber als das durchgehende Ziel der Kunfi die Erlö-
fung von den Trubeln und Wirbeln des Lebens. die Ruhe und Verföhnt-
heit jenfeits feiner Bewegungen und Widerfprüchq fo mag man bedenken.
daß die künfilerifche Befreiung von einer Beunruhigung oder Unerträglich-
'eit des Lebens nicht nur durch die Flucht in ihr Gegenteil- fondern auch
gerade durch die vollkommenfie Stilifierung und gefieigertfie Reinheit
ihres eignen Inhaltes gelingt, So ifi es doch auch gegeniiber der Natur:
von der inneren und äußeren Unruhe und Gejagtheit des Lebens erlöft
uns nicht nur die Starrheit der Alpenx fondern auch das unaufhörliche
Wogen und Branden des Meeres, Die Antike hebt uns über die Fieber

und die problematifchen Schwingungen unfrer Erifienz. wei(fie deren ab-
folute Verneinung. die abfolute Unberiihrtheit durch fie ift. Robin erlöfi
uns. weil er gerade das vollkommenfte Bild diefes in der Leidenfchaft der
Bewegtheit aufgehenden Lebens zeichnet; wie ein Franzofe von ihm
fagt: c'est Michel-auge avec: trois 3460123 (le mißsre (le plus. Jndem er uns
unfer tieffies Leben noch einmal in der Sphäre der Kunfi erleben läßt.
erlöfi er uns von eben dem. was wir in der Sphäre der Wirklichkeit erleben.

Kurt Aram:
Die Hagefiolze. Roman.
/Fortfeßung
7.
Mabel zählt nun auch einen leibhaftigen Prinzen zu ihren Berehrernx
einem zu dem man Hoheit fagt. Da er nicht aus dem Norden fiammtz
ifi es ein fehr jovialerz luftiger dicker Herr in den beften Jahr-em und bei
Prinzen dauern [ie viel länger als bei andern Leuten. Aber er ift nicht
nur Prinzz fondern auch Arztx wie das jetzt bei Hoheiten immer meh r Mode
wird- und er läßt fich lieber Herr Doktor als Hoheit nennen. Namentlich
von Damen. Als Spezialität hat ihm der Hof die Erforfchung der Lepra
aufgezwungem denn das ift eine ziemlich harmlofe und ungefährliche
Spezialitätz weil es hierzulande keine Ausfäßigen gibt. Aus eigener Voll-
macht gibt er fich daneben noch als Spezialifi für Frauenkrankheiten ausy
denn er befißt eine große Schwäche für Frauen. Die Unterfuchungen be-
forgt ery die Operationen fein AffiftentX ein ausgefucht tüchtiger Frauen-
arzt. Infolgedeffen gelingen die Operationen meifi und tragen
dem Prinzen den Ruf eines erfien Frauenarztes ein. Unter den
Damen der Ariftokratie und daher auch unter den Damen aller
Kreifex die gerne Ariftokraten [ein möchtenh gehört es zum guten
Ton- die prinzliche Sprechftunde aufzuiuchen. Trotzdem der Prinz alfo
eine große und unbequeme Klientel hat- i| er immer guter Dinge und
munter.
Für gewöhnliche Sterbliche ift gar nichts Ungewöhnliches an dem
Mann- der einen etwas fchäbigen blauen Gehrockz einen ziemlich herab-
gekommenen Zylinder und graue Hofen trägt„ die in den Knieen weite
Ausbuchtungen haben. Er lacht und fchwaßt und winkt und nickt und nimmt
den Hut ab und feizt ihn wieder auf und fchießt dann plößlich mit großer
Wichtigkeit von dannen„ weil die Pflicht des Arztes ihn ruft. Dabei fchaut
er verfchmißt durch die Brillengläferx daß man denkt„ auch wenn es zu einer

Operation geht„ es handle fich höäjfiens um eine Unterfuchung. Außerdem
fpielt er noch mit wahrer-_Leidenfchaft Harmonium. Das ifi alles. Aber
die Damen find wie verrückt auf diefes Wefenj weil es als Prinz in die
Welt kam.
Ifi es ein Wunden daß Mabelx die AmerikanerinX auf diefe Bekannt-
frhaft fiolz ift?
Sie hat mir felbfi erzähly wie es dazu kam. Sie litt an Migräne.
Ihr Hausarzt war zufällig identifih mit jenem Affifienzarzt des Prinzen.
Der brachte ihn zufällig mit.
Um fichh wie es fcheint- einen Kuppelpelz zu verdienem dachte ich
voller Ingrimrnj fagte aber nichtsz denn Mabel hat mich gut gezogenF
feitdem wir uns näher kennen.
Aber ich fammelte Nachrichten über diefe Hoheit/ die fich bei Mabel
jedesmal vorher anmelden ließ„ wenn es fie gelüfietey ein Stündchen mit
der Amerikanerin zu plaudern. Diefe Anmeldung bedeutet.» daß jo lange
niemand anders bei Mabel vorgelaffen werden durfte. Bei anderen Männern
hätte fie das nie zugelaffenj diefer aber war ja ein Prinz.
Er fährt immer im Auto vor und läßt es vor dem Haufe warten. Seit
einigen Tagen aber läßt er es etwas abfeits halten.
„So mag Egmont zu Klärchen gefchlichen fein'ß fagte ich zu Madel.
Sie fah mich kühl an und erwiderte: „Er läßt das Auto nicht mehr
vor meinem Haufe haltenj weil es dann fämtliche Kinder der Nachbar-
fchaft unausgefeßt umlagern.“
Ich verließ diefen Gegenfiand und erzählte wie er fich eines
Abends fpät im Auto zu einem Theaterdämchen fahren ließh
aber dem Chauffeur nicht fagte„ daß er wieder fortfahren folie-
So wartete das prinzliche Auto denn die ganze Nacht vor dem
Haufe des Dämchens. Erft am hellen Tag kam der Prinz wieder herunter.
Sein Auto wartete immer noch zum Gaudium der ganzen Stadß
die das Auto natiirlich kannte. Mabel entrüfiete fich niäzt einen Augenblick.
fie amüfierte fich köfilich.
Ich äußerte meinen Arger darüber. Sie aber ließ fich nicht fiören
und behauptete. ich täte ja nur deshalb ärgerlichj weil ich eiferfüchtig fei.
Alles Nachteiligß was ich nur in Erfahrung bringen konntej tifchte
ich auf und tat aus Eigenem noch kräftig hinzu„ aber Mabel ließ nicht von
diefem Prinzen.

Was waren neben ihm all die jungen Kaufleute„ Offiziere und Arzte-
die bei ihr verkehren? Jetzt lernte ich erft fo recht kennenj was Eiferfucht
iii. Das wildefte„ ungebiirdigfte UngeheuerF das einen Menfchen anfallen
kann. Es hockt hinter deinen Augen und läßt fie nur noch Gift fehen. Jede
harmlofe Bewegung des geliebten Wefens ift nun in deinen Augen eine
Koketteriej die Männer fangen will. Fremde natürlich. Es zieht hämifche
Linien um deinen Mund/ daß er häßlich und gemein wird. Es frißt an
deinem Herzenj daß es ganz arnifelig und kleinlich wird. Es macht fich
breit auf all deinen Gedanken und läßt keinen bis zum Munde„ bevor er
häßlich und bösartig geworden ift. Du weißt das ganz genau und kannft
es doch nicht ändern, Du weißt ganz genau„ daß es dir bei dem geliebten
Wefen nur fchaden kannj aber das Ungeheuer ift ftärker als all dein Wiffen
und Erkennen. Es macht dich hinterliftig und falfch und nimmt dir und
dem geliebten Wefen jede Freude.
„Der Prinz bringt dich in der Leute Mäuler“„ fage ich zu Mabel.
„Die Leute find mir gleichgültigC erwidert fie.
„Das darf es dir aber nicht fein!“
„Warum denn auf einmal nicht? Als ob die Leute nicht auch über
mich redeten/ weil ich faft jeden Tag eine Stunde bei dir verbringe.“
„Das ift etwas anderes.“
„Wiefo?“
„Ich liebe dich.“
„Das tut der Prinz vielleiaht auch ?“
„Er begehrt dich wie alle Weiber!“
„Jedenfalls benimmt er fich viel manierlicher als du."
„So nimm doch Vernunft an!“
„Das haft du nötiger als ich.“
„Wenn wir mit einander verkehren„ fo können die Leute immer noch
fagen„ daß wir uns heiraten werden.“
„Das will ich aber gar nicht. Wie oft foll ich das fagen!“ 7
„Ich rede ja auch nur von den Leuten! Bei deinem Umgang mit dem
Prinzen können fie fich nur etwas Schlechtes denken.“
„Das tun fie bei allen Dingen. Wenn ich darauf hören wollte! Im
übrigen ift das meine Sachez nicht deine.“
Ich weiß ganz genauj jetzt werde ich etwas ganz Schlimmes fagen-
das mir felbft gleich am meiften leid tun wirdj ich würge daran herumz
aber ich kann es nicht unterdrückenj es muß herausj wenn ich ihm auch fchnell
noch eine möglichfi höfliche Form gebe.

Ich fage: „Du machfi-mir alfo einen Vorwurf daraush daß ich dich
ins Gerede bringe?“
„Das ifi mir gar nicht eingefallen.“
Ich iiberhöre das gefliffentlich und fahre fort: „Es wird dann wohl
das befie fein/ wenn du nicht mehr zu mir kommfi. Dann bin ich wenigfiens
nicht mitfchuldig!"
Wie dumny wie ungezogen ich bin! Ich weiß es ganz genauX ich zittere
davorz was fie nun antworten und tun wird. Am Ende fagt fie mir jehtr
daß fie mich liebt/ fährt es mir durch den Kopfz und daß fie fich deshalb
nichts aus dem Gerede der Leute macht.
Aber fie fagt iiberhaupt nichtsh fondern fieht einfach auf. Was foll
fie auch anders tun? Aber ich bin außer mir dariiber) wenn ich es mir
auch nicht merken laffe. Kein Atom liebt fie dich! höhnt es in mir. Wenn
fie dich nur ein ganz klein wenig liebtex müßte fie fehenx wie du leidefiz
und Mitleid haben. Statt deffen fieht fie einfach auf/ zieht fich die Hand-
fchuhe anx feht den Hut auf und wendet fich zur Tür.
„Gefiatte wenigfiensh daß ich dich bis zum Tor begleite. Sonfi fällt
es den Leuten am Ende auf„ wenn ich das heute nicht tue."
„Bine"- fagt fieh fonfk nichts.
Ich gehe fehr langfam neben ihr her und zerbreahe mir den KopfL
wie ich den Schaden wieder gut machen kann. Aber in mir höhnt es: da
fiehfi duf wie gleichgültig du ihr bifi. Am Ende ifi fie fogar ganz froh„ dich
auf folche Weife los zu werden. Die Kehle ift mir wie zugefchnürt.
Wir fiehen am Tor) wo wir uns gewöhnlich adieu fagen.
Sie macht einen Augenblick haltz fieht mir ins Geficht und fagt: „Eben
fiehfi du wirklich häßlich aus.“
„Ich weiß/ daß ich kein Prinz bin!“ fauche ich.
Da lächelt fie ein klein wenig und hält mir die Hand hin: „Auf Wie-
derfehn.“
Ich überfehe die Hand und fage mit einer lächerlich tragifchen Miene
und einer dumpfen Stimme: „Leb wohl!“
Sie wird rot vor Ärger und gehtx ohne mich noch einmal anzufehn.
Nicht einmal das bin ich ihr wert.
„Soih fage ich„ „aus ift's!" Ich recke michh aber die Brufi wird mir
nicht weiter davon.
„Schafskopfl“ knirfche ich mir zu. Aber nicht weil ich mich dumm
und ungezogen benommen habe/ fondern weil ich doch immer noch glaubtcy
fie liebe mich.

Jm Gang fteht Frau Bleiders. hat einen Lappen in der Hand und
tut fo. als reinige fie das Treppengeländer,
..Jch bin für niemanden mehr zu fprechen. hören Sie!“
Frau Bleiders nickt.
..Auch morgen nicht! Überhaupt nicht mehr!“
Frau Bleiders nickt wieder.
..So antworten Sie doch! Bin ich der Herr hier oder Sie?“
..Ich werde niemand mehr vorlaffen. Herr Doktor.“
Ich fiürme in mein Arbeitszimmer. wo wir auch heute den Kaffee
nahmen. Man fpürt noch den Hauch ihrer Zigarette. den Duft ihres Parfums.
Es klopft zaghaft.
..Herein!“
Frau Bleiders fragt. ob fich mein Verbot auch auf die amerikanifche
Dame beziehe?
..Sie find wirklich unfagbar dumm!“ fchreie ich. ..Auf diefe Dame
bezieht es fich felbfiverfiändlich nicht!“
Nun wird mir etwas leichter. Jch habe mich felbfi überwunden. fie
wird fich bis morgen auch überwinden. fie wird einfehn. welch einen guten
Freund fie an mir hat. und doch wieder zum Kaffee kommen.
Fortan drehen fich all meine Gedanken um dies eine. Dreiundzwanzig
endlofe Stunden habe ich noch vor mir bis zu der Gewißheit. ob fie kommt
oder nicht. Aber ich fchwöre mir. in keiner Weife den erfien Schritt zu tun.
So kann das nicht weitergehn.
Da ich mich vor mir felber fürchte. gehe ich aus. Wir haben einen
fchönen großen Park in der Nähe. da werde ich frifche Luft fchöpfen und
mich erholen. Jch hatte nicht an all die Menfchen gedacht. die dasfelbe tun
wollten und den Park mit eifrigem Gefchwätz. Gelächter und fröhlichen
Gefichtern füllten. Es ifi fchrecklich. unter ihnen wie eine Leiche herumgehn
zu müffen. Man belauert jedes Lachen. jedes fröhliche Geficht. als fei es
perfönlich gegen einen felbfi gerichtet. Jmmer kommt man fich als Mittel-
punkt und wichtig vor und weiß zugleich doch. wie töricht das ifi.
Jfi es wirklich möglich. daß es in einer Stadt fo viel heitere Menfchen
gibt. Leute. die keine Sorgen haben. oder wenigftens nur folche. die fich.
wenn man in den Park geht. vergeffen laffen? Beruht das auf Leichtfinn
oder auf kräftigem Lebensgefühl. das mir immer mehr verloren geht?
Oder find all diefe luftigen Gefpräche nur Maske. nur Schein. nur Lüge?
Damit die andern nicht fehn. wie es einem in Wahrheit ums Herz ift?
Damit die andern neidifch werden? Aus derlei Gründen macht ja jeder

ein heiteres Gefichtj wenn er auf einen Ball kommt oder zu einer größeren
Gefellfahaft geladen ifi. Mabel wiirde natürlich fagen/ das beruhe auf
Selbfibeherrfchung/ daran erkenne man eben die gute Erziehung. . . Oder
ifi den meifien Menfchen wirklich leichten fowie fie fich in Maffen beifammen
wiffen? Ein ganz normaler Herdeninfiinkt? Hier wiirde Mabel wieder
eine ärgerliche Bemerkung über meinen Künfilerhochmut machen!
In Wahrheit bilde ich mir durchaus nicht einj mehr zu fein als die
andern. In Wahrheit beneide ich fie nur. Nur der Reid gibt mir fo groß-
artige Worte und Gebärden!
Ich fuche einfamere Wege auf. Aber alle Liebespaare tun das natiirlich
auch. Sie find niir heute befonders unangenehm. Iede zärtliche BG
wegung/ jeder heiße Blickj jeder verfiohlene Druck der Hand ifi ein Hohn
auf meinen Zufiand.
Ich wende mich wieder zu den Hauptwegenj auf denen die Menfchen
einherziehen wie Raupenzüge auf der Wanderfchaft. Ich treffe nicht ein
Gefichtj auf dem deutlich und klar ein großes Unglück gefchrieben fieht.
Da kommt mir ein Einfalh ich mache kehrt und eile dem nächfien Fried-
hof zu. Es ift die befte Zeitj die Hauptbeerdigungszeit. In allen Nifchen
der großen Halle fiehen Särgej warten geduldig und laffen alles über fich
ergehen: Gebetej Predigtem Weihwaffen Kränze. Von alledem werden
fie immer fchwerer und müder. Und dann laffen fie fich mit unficherenj
unbeholfenen Bewegungenj wie man fie bei allem beobachten was ein-
fchlafen willj von vier Leuten zu ihrer Grube führen. Noch einmal ein Auf-
enthalt. Gebet/ Segenj Weihrauchduft. Dann torkeln fie endlich fchlaf-
trunken an zwei Seilen hinein in die „ewige Ruhe". Warum die zunächfi
Stehenden nur gerade jetzt diefe Ruhe durch Weinen und Schneuzen fiören?
Seht ihr denn nichtj wie froh der Sarg if'cj daß er nun endlichj endlich feine
Ruhe hat?
Diefer Sarg enthält einen jungen Ehemannj denn feine Ruhe fiört
am meiften eine junge Frau. Dort wird ein erwachfenes Kind zur Ruhe
gebrachh denn am lauteften weint eine Mutten die fchon graue Haare
hat. Dabei ift das Ganze fo monoton und einfchläfernd. Auch die Leben-
digen werden müde„ und alle die Blumen duften fo weich und matt und
fehnfiichtig„ wie fie es fonft nur fpät am Abend in einem warmen Zimmer
tun. Wie ruhig man auf fo einem Kirchhof wird! Das ifi das Ziel? Wozu
fich plagenj wenn es doch bei allenj ob fie nun in ihrem Leben mehr gelacht
oder geweint habenj das gleiche ifi?
Da begegnet mir ein Kinderfarg. Da packt mich das Grauen. Ein

Kinderfarg ift etwas Entfetzliches. Er ift noch viel zu klein für die Erde. fein Inhalt noch viel zu leicht für den Tod.
Ich eile mit zitternden Knieen fort. Ein Kinderfarg. das ift alle Un-gerechtigkeit und Graufamkeit diefer Welt auf den kleinften Raum zu-fammengetragen. Da weinen nicht nur Vater und Mutter und alle Um-ftehenden. Wie fo ein Särglein dafieht. fo rührend und hilflos und unfertig! Das legt fich nicht müde und fchlaftrunken in fein Grab. das fpringt hinein. wie ein Verzweifelter von einer Brücke fpringt. Man hört. wie die Natur felbfi auffchreit vor Schreck.
Es gab eine böfe Nacht für mich. Kinderweinen folgte mir in meine Träume. und Kinderfärge wehrten fich verzweifelt gegen das Grab. Was kann einem Menfchen nach folcher Nacht noch gefchehen?
Als es drei Uhr fchlug am Nachmittag. kam Mabel. als wenn gar nichts gefchehen wäre. Einen Augenblick wunderte ich mich. Aber hatte fie nicht ganz recht? Was war denn Großes gefchehen? Ach. wie kleinlich kam ich nur von
Wir hatten eine fehr fchöne Stunde mit einander. und von dem Prinzen fprachen wir kein Wort. Sie lag auf meiner Ehaifelongue. trank Kaffee und tauchte Zigaretten. Wir plauderten wie alte gute Freunde. Ich merkte fehr bald. wie wohl ihr das tat. freute mich darüber und nahm mich auch weiterhin hübfch zufammen.
Sie blieb fogar eine halbe Stunde länger. was fie fehr felten tut.
„Heute ifi es wirklich einmal behaglich bei dir‟. meinte fie und reakte fich.
..Wenn du doch immer fo wärft. Was für ein angenehmer Menfch könntefi du fein. wenn du nur wollteft!“
„Ich möchte fchon. aber es geht leider nicht immer.“
.ImmuM SwWÖWw.„SomnnmUÖesMrmGtWWm Awr
ab und zu follte es fo fein wie heute.“
„Ich hoffe. das wird fich machen laffen.“
Als fie dann wirklich ging. gab fie mir fogar aus freien Stücken einen kameradfchaftlichen Kuß.
Ich hob den Finger wie ein Schulknabe.
„D je. jetzt wirft du gewiß wieder ungezogen!“ meinte fie.
„Gewiß nicht.“
„Alfo. dann fag's.“
„Wollen wir nicht morgen einen Autoausflug machen?“
„QLenn du arüg büt?“
Ich verfprach es,

.,Du. es geht fo langfam!“ fagt Mädel. als wir eine halbe Stunde
gefahren find. Sie fieht mich dabei ordentlich hilfefuchend an. was fie
fonft nie tut. Das gehört zu ihren wenigen „weiblichen“ Momenten. und
fchon deshalb fahre ich fo gerne Automobil mit ihr. Bei folchen Fahrten
hat fie doch zuweilen das Gefühl. daß ich. weil ich ein Mann bin. mehr
vermag als fie.
Jch wende mich alfo zu unfern beiden Chauffeuren (wir nennen fie
Mar und Moriz. weil fie jung find und wie rechte Lausbuben ausfehn)
und verlange. fie follen fchneller fahren. Das tun fie gerne.
Der Wind fauft kräftiger um unfere Ohren. die Telegraphenfiangen
und Bäume laufen wie befeffen am Weg vorbei. das Auto hört fich an
wie eine Mähmafchine. die durch ein endlofes Getreidefeld rafi. Es läuft
die Hügel hinauf wie ein Hafe und fpringt die Hügel hinunter wie ein
Schwimmer vom Sprungbrett. Und dann mäht es wieder dahin über
die Landfiraßen!
Mabel zeigt einen ganz weichen. hingebenden Gefichtsausdruck wie
bei keiner anderen Gelegenheit im Leben. Und auch deshalb liebe ich es
fo fehr. mit ihr Auto zu fahren. Nur in folchen Augenblicken habe ich das
Gefühl. daß wirklich eine Frau neben mir fißt. Früher nußte ich fie. um
ihr verfiohlen die Hand zu drücken. ihr Knie zu fireicheln. und was der-
gleichen Berliebtheiten mehr find. Das brachte fie aber fofort wieder zu
fiäy. fie faß dann gleich wieder bolzengerade und fieif und felzte ihr ablehnen-
des Geficht auf. Seitdem begnüge ich mich damit. fie anzufehn und davon
zu träumen. wie herrlich es fein muß. wenn fie liebt und dann auch außer-
halb des Automobils ein folch hingebendes Geficht macht.
Bei einer Waldwiefe halten wir zum erfien Mal an. Wir pflücken uns
einen großen Strauß Blumen. Jede kennt fie bei Namen. von jeder weiß
fie etwas Befonderes zu erzählen. bei jeder entdeckt fie eine neue Schönheit.
Wie ein eifriges Kind ifi .ffie auf diefer Waldwiefe. Sie hat nur Sinn
für die Blumen. Jch trotte hinter ihr drein und komme mir zuweilen vor
wie ein alter Bauer. der fein Füllen auf die Weide läßt. Unglaublich jung.
gefchmeidig und elaftifch ift fie. Jede Bewegung trinke ich in mich hinein.
Der alte Bauer hat eine große Freude an dem jungen Füllen und all den
fchönen Bewegungen feiner kräftigen Jugend.
Plötzlich wendet fie fich mir zu und fagt leife: „Schmachtlappen!“
Jch fpringe vor. aber fie ifi fchneller. fo jagen wir uns über die Wiefe.
Mar und Moriz fchauen zu und fchmunzeln. Sie find viel. viel jünger als
wir beide. aber viel gefetzter und verfiändiger.

K
Die Fahrt geht weiter.
An Seen vorbei. durch große Wälder. und am Horizont immer die
hohen Berge mit ihren kleinen Waffern. die fich aus der Ferne wie Gletfcher-
fpalten ausnehmen. Wir fprechen kein Wort bei diefer rafenden Fahrt.
Sie gibt fich dem angenehmen Gefühl des Fahrens hin. ich mich dem an-
genehmen Gefühl ihrer Nähe. Nur zuweilen. bei einem befonders fchönen
landfchaftlichen Bild. werfen wir uns einen verfiehenden Blick zu.
Zu Mittag raften wir fchon in einem kleinen öfterreichifchen Bad.
wo es Kellner im Frack. Table d'hote und unzählige Menfchen gibt. die
aus reiner Langeweile irgendeine Kur gebrauchen. die ihren Tag ausfüllt.
Wir machen. daß wir weiter kommen. Es geht immer tiefer ins Gebirge
hinein. Nun fiehen fie dicht um uns her. die hohen Berge. Auf ihrem
kahlen Scheitel brennt die Sonne wie Feuer. Ganz ftill ift es ringsum-
und auch wir fahren langfamer. fafi geräufchlos. Mabel duldet. daß ich
ihre linke Hand zwifchen meine Hände nehme. So gleiten wir durch die
fchöne. wunfchlofe Welt. Einen Specht hört man klopfen. ein Falke fchreit.
ein Reh fieht auf der Wiefe und äugt. und aus dem Walde tönt zuweilen
die Glocke einer Leitkuh. Mabel duldet. daß ich ihre Hand leife drücke. fie
gibt den Druck fogar zurück.
Stunden vergehen fo. wunfchlos. gedankenlos. Berg und Wald und
alles Getier. Mar und Moriz und wir zwei beide. alles nur der Sonne
und ihren Strahlen mit Andacht hingegeben.
Plötzlich ein aufgeregtes Schnauben zu unferer Linken. Über eine
Waldwiefe fiürmen fünf Pferde auf uns zu. Der Sonnentraum ift vorbei.
Vier Pferde von den fünfen kommen vor unferen Wagen. eines bleibt
hinter ihm. Wir fahren fchneller. Die vier Pferde vor uns feßen fich in
kurzen Galopp. das Pferd hinter uns ebenfalls.
s-„Wie die Fürften werden wir eskortiert!“ rufen Mar und Moriz und
laffen die Huppe fchreien. Die Pferde greifen toller aus. Wir auch. Eine
wilde Jagd. der es auch nicht an Komik fehlt. denn es fieht außerordentlich
komifch aus. wie die galoppierenden Pferde vor uns die Köpfe immer
halb unferem Wagen zugekehrt halten. halb neugierig. halb ängfilich.
„Jetzt braucht uns nur ein anderes Auto entgegenzukommen. dann
haben wir die Befcherung“. fage ich.
Aber es kommt keins. und plötzlich fioppen Mar und Moriz und laffen
zugleich die Sirene wild aufheulen. Ganz entfeht fpringen die Pferde
vom Weg ab in die Wiefe. Der Gaul in unferm Rücken_ folgt fofort dem

Beifpiel feiner Kameraden. Mar und Moriz lachen laut, denn das haben
fie gewollt. Nun find wir die Pferde wieder los.
Die Sonne wandelt langfam dem Horizont zu. Dann fchenkt fie ihren
Bergen und uns einen Untergang von unerhörter Schönheit. Mabel und
ich werden ganz blaß iiber fo viel Schönheit. Dies getragene Spiel all
der Farben um uns herh heroifchx urweltlich ift esx daß einem der Atem
vergeht. Und dunklen tiefer werden die Farben! langfamx langfam löfchen
fie aus. Es ifi Abend geworden.
Niemand hat mehr auf den Weg geachtet. Wir haben uns gründlich
verfahren und werden wohl die halbe Nacht brauahenh um wieder nach
Haufe zu kommen. Mar und Moriz laffen die Köpfe hängem denn fie
fürchtenX gefcholten zu werden. Ich warte auf Mabels Wink. Aber fie
ärgert fich durchaus nicht. Ich ärgere mich erft recht nicht. Mir kann es
nur angenehm feinx fie noch lange in meiner Nähe zu haben. Mar und
Moriz werden wieder guter Dingex :und wir raften zunächfi einmal bei
einem guten Wirtshaus um uns zu fta'rken. Wir haben ja noch eine lange
Fahrt vor uns.
Der Mond geht heute erfi fpät auf. Wir haben eine dunkle Fahrt
auf fehr fchmalem Wegh der fich wie eine blaffe Schlange hin und her windet.
Rechts und links wird er von hohen Latten eingezäuntx fo daß man ihn
immer nur wenige Schritte weit überfehen kann. Dabei fahren Mar und
Moriz„ fo fchnell fie nur können. Kommt uns ein Fuhrwerk entgegen-
muß es eine Kataftrophe geben. Nicht gerade ein angenehmes Gefühl.
Wir beide ftarren immer nur auf den Weg vor uns und lauern auf jede
neue Wegbiegungy ob nicht plößlich das Unglück in Gefialt eines Bauern-
wagens vor uns fteht. Plötzlich fahren wir beide in die Höhe. Eine kleine
Brücke über einen kleinen Bach. Um's Haar hätten wir fie verfehlt. Dann
war es aus. Aber während uns noch der Schreck darüber fchiittelß find
wir fchon wieder meterweit von ihr entfernt.
Wir feßen uns wieder und bohren die Augen aufs neue in jede Weg-
biegung. Es'gehören gute Nerven dazuz das mehrere Stunden auszu-
halten.
Um Mittel-naht gelangen wir endlich auf einen befferen Weg. an
dem ein einfames Wirtshaus liegt. Der Wagen muß neu mit Benzin ge-
füttert werden. Wir fieigen aus und wollen ein Butterbrot effen- aber
wir haben beide keinen Appetit- fowie es vor uns fteht.
Moriz tritt zu uns und fragt- ob wir nicht lieber überNacht hier bleiben
wollen?

Mabel lehnt heftig ab.
„Warum fo heftig?“
„Ich kann doch nicht mit dir zufammen in diefem Wirtshaus über*
nachten.“
„Warum nicht?“
„Das weißt du fowiefo.“
„Ich vergeffe immer wiederh wie prüde du hifi."
Mabel zeigt ein hochmütiges Geficht und fchweigt.
„Aber ich könnte ja allein weiterfahren"F meine ich.
„Dankej mir gefällt es ganz gut fo.“
„Die Nerven ?"
„Ich bin nicht ängfilich.“
„Das weiß ichX aber ein paar Stunden Schlaf wären trotzdem fo übel
nicht.“ _
„Dann fahre ich allein"y fagt Mabel.
Ich gebe Mar und Moriz Befcheid. Man fieht es ihnen anz daß fie
lieber geblieben wären. Aber mein Goth fie müffen gehorchen. denn dafür
werden fie ja bezahlt.
Glücklicherweife kommt der Mond für einige Stunden, Auch find
jeßt die Wege ja beffer. Wir fliegen nur fo dahin durch das matte Mond-
licht. Eine romantifche Fahrt. Ob Eichendorff fie geliebt hätte?
Der Mond verfchwindet wieder. Die Nacht ifi fchwarz. und wir rafen
dahinz als wolle fie uns verfchlurken. Aber wir entfliehen der Finfternis
nicht. Wenn nur endlich ein Baumfkamm käme oder fonfi ein Hindernis.
Ein Krachj kopfüber flögen wir in die Lufy und alles wäre vorbei. Am
Ende die einzig mögliche Löfung diefer Liebesgefchichtg geht es mir durch
den Kopf. Aber es kommt kein Hindernis. Wir faufen weiterj immer weiter.
Man verliert allmählich alle Zeitvorfiellungen. Sind Stunden vergangen
in diefer Finfiernis oder nur Minuten? Mabel fagt kein Wort. Ich auch
nicht. Eigentlich verdanke ich diefe alberne NaÖtfahrt nur ihrem Eigenfinn . .
Überhauptj wenn ich es mir recht überlege„ hat mir je ein Menfch fchon
fo viel fchwere Stunden bereitet wie diefer- den ich doch liebe?, . . Immer
bitterer werden meine Gedankenj meine Gefühle. .. Bei Mabel wird es
nicht anders feinz denn fonft fpräaje fie ein Wort... Aber was kann fie
mir ernftlich für Vorwürfe machen- tue ich nicht alles- was fie will?
„Du fcheinft fehr nervös zu fein“j fagt fie plötzlich gereizt.
„Das kommt dir nur fo vor.
„Wiefo ?“

„Weil du felbft nervös bifi!‟
Gott fei Dankj fie ärgert fich!
Nun kommen wir ins Zanken. Da fällt mir einj wie dummj daß du
die fchöne Dunkelheit nicht zu einem Kuß„ einer Umarmung genutzt haft.
Ich möchte das nachholem aber es ift zu fpät. Wir haben uns fchon ordent-
lich fef'tgebiffen in unferen Zank. Worum er eigentlich gingj weiß ich nicht.
Bei ihr entfprang er wohl dem Arger darüberj daß ich mich ärgertej weil
fie nicht mit mir über Nacht in einem Dorfwirtshaus bleiben wollte.
Eigentlich war es recht komifch„ daß wir in diefem rafenden Automobil
mitten in der fchwärzeften Nacht nichts anderes zu tun wußten„ als böfe
mit einander zu fein.
Oder wollte fie dadurch das Aufkommen anderer Gefühle verhindern?
Im Ofken kam eine leichte Dämmerung herauf und floß langfam auf
uns zu. Ein kühler leichter Wind fchien fie anzutreiben. Ich fah auf die
Uhr. es war drei. Bald zeigte fich ein blaßroter Streif im Often. Der Wind
wurde immer kälter. Ich wickelte Mabel fefter in eine fchwere Decke. Jetzt
zankt fie nicht mehr. Sie fühlt fich wieder ficher/ nun es Morgen wird.
O Weib„ Weib! Ich glaube- du haft mich mit diefem Zank wieder einmal
überlifiet. Sie fchaut vor fich hin und lächelt verftohlen. Ob fie meine
Gedanken erraten hat? Wahrfcheinlich. Ich bin und bleibe ein Dumm-
kopf! Ein anderer hätte diefe nächtlichen Stunden anders genutzt!
Mabel lehnt den Kopf weit zurück und fchließt die Augen. Ihre Schön-
heit ift wirkliäj unbefiegbar! Wie eine andere Frau nach folcher Fahrt
wohl ausfehn würde?
Ich werde ganz heiter und ausgelaffen und halte mich nur mit Mühe
ruhigj damit Mabel nicht gefiört wird. Lauter luftige Melodieen fummen
mir durch den Kopf. Ich muß die Lippen feft zufammenbeißem daß ich
nicht laut zu pfeifen anfange.
Es gibt doch nichts Herrlicheres auf der Welt als eine fchöne Frau!
Ich habe ja Zeit und Mußej fie zu betrachten. Es ift faft wie damalsj als
ich fie kennen lernte und an ihrem Bette faß.
Kuriosz daß ich mich immer fo wohl und ihrer ficher fühle„ wenn fie
die Augen gefchloffen hat und fchläft.
Erft als wir plötzlich langfam fahrenF weil wir uns der Stadt nähernz
wird fie wieder wach. Sie reibt fich die Augen wie ein kleines Kindj und
dann gähnt fie herzhaftj und dann reckt fie fich. Gefchmeidig und voller
Kraft wie ein gefundes Tier. Ich erwifche ihre Hand und küffe fie. Es ging
beim beften Willen nicht mehr anders.

Wir halten vor ihrem Haus und fieigen aus.
„Gute Nachtx Mädele„ fchönes!“
„Gute Nacht'ß fagt fie leifej müde„ fchlaftrunken.
Ich öffne ihr Haustor und warte untenj bis fie oben ifi.
Plötzlich ruft fie mit heller Stimme: „So follfi du mich immer nennen i"
„Wie ?“
„Mädele!“ ruft fie und verfchwindet.
Al.
Es wird jeht wirklich höchfie Zeig daß ich mich rangiere. Gearbeitet
habe ich in all den Wochen nur das Allernotwendigfiej und das war wenig.
Meine Einnahmen dementfprechend. Scheußlich ifi es damit befiellt.
Und es wird immer fchwierigerj das vor Mabel zu verbergen. Mein Gottx
wenn fie wüßte„ was für ein armer Schlucker ich bin! Dann wäre alles
aus. Und das gerade jetztj wo fie gefagt hay ich folle fie immer „Mädele“
nennen. Gewiß ein gutes und ficheres Zeichen ihrer Neigung für mich.
Aber wie foll ich mich rangierenj wenn ich nicht arbeiten kann.
Ich überlege mir unausgefeßt die Sache mit dem SyftemF nach dem
ich in Monaco gewinnen will. Das wäre entfchieden die einfachfie Artj
fich zu rangieren. Aber das Zeroj das verdammte Zerg wogegen kein
Kraut gewachfen zu fein fcheintj das der Bank dem Spieler gegenüber
immer einen außerordentlichen Vorteil gewährt. Wie umgehe ich bei
meinem Syftem die Gefahren des Zero?
Darüber habe ich viel nachgedachtj und plötzlich ifi mir die Löfung
gekommen. Das Ei des Kolumbus! Ganz einfach ifi es, Kommt Zero
heraus„ fo gebe ich meinen Satz nicht en priaon, fondern buche ihn einfach
als Verlufi und fpiele weiten ohne mich irgendwie um das Zero zu kümmern.
Die Sache gefialtet fich alfo folgendermaßen: Ich will bei jeder meiner
Serien dreißig Franken gewinnen und zerlege fie fo:
5
10
15
Ich feße fünf cFranken auf Rot. Rot verliert. Meine Reihe lautet:
5
10
15
5

Nun fehe ich zehn auf Rot. Rot gewinnt diesmal. Alfo habe ich jeßt
zu feßen 25 Franken. Diesmal kommt Zero heraus. das ich einfach als
Verluft betrachte. Demnach lautet meine Reihe jetzt:
10
15
25
Nun fehe ich 35 Franken auf Rot. Rot verliert wieder. Meine Reihe
lautet:
l0
15
25
35:
Ich fehe jetzt 45 Franken auf Rot. Diesmal foll Rot gewinnen.
Bleibt als Reihe:
15
L5
Ich fehe jeht 40 Franken aufRot. Nehmen wir an. es kommt wieder
Zero. fo lautet meine Reihe:
15
25
40
Nun fetze ich alfo 55 Franken :auf Rot. Es kommt Schwarz. Die
Reihe heißt:
15
25
l0
55
Jch feße 70 Franken auf Rot. und da Rot ja auch einmal wieder ge-
winnen muß. bleibt für meine Reihe: '*
25.
40
Ich feße nun65 Franken auf Rot. Gewinnt Rot. fo habe ich die bewußten
30 Franken gewonnen. Verliert Rot. fo muß ii.. jetzt 90 Franken feizen.
Und fo weiter.
Uff. das ifi doch eine einfache und klare Weife. fich zu rangieren. Ein
Irrtum ift ausgefchloffen. Die Sache muß gehn. wenn man fich von dem
Syfiem nicht_abbringen läßt. mit dem man zwar ficher. aber nicht gerade
große Summen pro Tag gewinnen kann; und wenn man ein kleines Kapital

zur Verfügung hatj das auch eine ungünfiige Chancej nämlich eine längere Serie der feindlichenj der Gegenfarbej aushält. Einige taufend Mark dürften zu dem Zweck genügen.
Ich gehe in die Stadt und kaufe mir ein Kinderroulettej denn nun muß die Praris zeigenj ob die Theorie meines Shfiems richtig ift. Ich zweifle zwar nicht daram aber ficher ifi ficher. Es heißt zwar immerj es gibt kein Syfiemj das in der Praris etwas taugtj aber alle Syfkemej die ich kennej leiden daranj daß man mit ihrer Hilfe zu vielj zu große Summen auf einmal gewinnen will. Mein Shftem tritt befcheidener auf. Wenn ich vier„ fünf Stunden täglich im Eafino „arbeite'ß fo verdiene ich an fchlechten Tagen vielleicht nur drei-vierhundert Markj an guten höchfiens fieben-achthundert. Nehmen wir eine Durchfchnittseinnahme von fiinf-hundert Franken pro Tag. Bleibe ich vier Wochen dortj fo habe ich fünf-zehntaufend Franken gewonnen. Das ifi nicht gerade vielj aber immerhin ein ganz hübfcher Anfang. Spielt man zwei bis drei Monate im Iahrj fo kann man fich leicht fünfzigtaufend Franken verdienen. Das find vierzig-taufend Mach das genügt für den Anfang. Legt man jedes Iahr die Hälfte der Summe mit einigem Gefchick in guten Indufiriepapieren anj fo fammelt man mit der Zeit ein recht hübfches Kapital. Donnerwetterj was wird Mabel fagen? Ob fie dann auch einen Heiratsantrag von mir ablehnen wird?
Ich bringe mein Kinderroulette forgfam nach Haufe und fchließe es forgfältig einj denn Frau Bleiders braucht nicht zu merkenj was ich treibe.
Woher aber das Betriebskapital nehmen? Soll ich diefen oder jenen wohlhabenden Bekannten einweihen? Das wäre dumm. Es ifi doch m e i n Syfiem„ weshalb foll ich andere an feinen Vorteilen fo ohne weiteres teil-nehmen laffen? Später vielleicht einmah wenn ich erfi genug habej aber jeßt noch nicht. So etwas fpricht fich herum„ fchließlich kommt mir ein_ anderer zuvorj die Bank wird aufmerkfamj erfinnt eine befondere Rankune gegen mein Syftemj und dann kann ich wieder von vorne anfangen. Nenn auf diefe Weife geht es nicht!
An irgendeinen Geldverleiher muß ich mich wenden. So viel Kredit werde ich doch noch habenj und auf Wucherzinfen kommt es mir nicht an. In Monaco bringe ich fie leicht wieder herein.
Soj das wäre abgemachh morgen fuche ich mir einen Wucherer. So find die Leute doch einmal zu etwas gut.
Ich telephoniere Mabel an und frage„ ob das Mädele heute abend Zeit für mich hat? Aber natürlich ifi fie verfagt. Argerlich läute ich ab. Wie gerne hätte ich ihr von meinen Plänen erzähltj wie gerne hätte ich

heute eine befonders gute Flafche auf die helle und reiche Zukunft mit
Mabel getrunken. Nun kann ich wieder alleine herumhocken.
In der Stadt fällt mir ein: da fitzen doch immer in dem Wirtshaus.
wo ich früher verkehrte. einige Leute. die mit Wucherern zu tun haben.
Vielleicht geben fie mir einen guten Rat? Ie fchneller ich mich rangiere.
um fo beffer ifi es.
Ich habe Glück. ich fioße gleich auf einen. der Geldgefchäfte vermittelt.
Ich weiß das von früher her. als ein Bekannter ihn wiederholt in Anfpruch
nahm. Es ift ein grobfchlächtiger. dicker Kerl. früher einmal foll er Matrofe
gewefen fein.
Ich fetze mich zu ihm an den Tifch. an dem fich noch einige mir wohl
bekannte Individuen zufammenfinden. die recht zweifelhafte Phyfiogno-
mieen ihr eigen nennen. alle einen etwas wüften Eindruck machen. fich aber
durch dicke Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit Fremden gegenüber
auszeichnen.
Da fißt ein langer. dürrer. blaffer Menfch. mit einem Ziegenbart.
Er gleicht einem verhungerten Lehrer. nennt fich aber Agent. Ein Eyniker.
der über alles fchlechte Witze macht und nur vor einem ehrlichen Refpekt
befitzt. vor dem Gefetz. Im Strafgefeßbuch kennt er fich aus wie der Fuchs
in feinem Bau; und es gibt keinen Paragraphen. der ihm nicht in all feinen
verhängnisvollen Konfequenzen klar wäre. und dem er nicht durch irgend-
einen Seitenfprung - Hakenfchlagen nennen es die Iäger - ein Schnipp-
chen zu fchlagen verfiände. Den Offenbarungseid hat er längft geleiftet.
Neben ihm fitzt ein blonder rofiger Jüngling. der immer lächelt und
immer ein gutmütiges. dummes Geficht macht. Er treibt einen Handel
mit Olbildern aller Art und jeden Gefchmacks. Den Offenbarungseid hat
er ebenfalls geleiftet.
Der dritte im Bunde ift ein finfter blickender. jähzorniger. galliger
Kaufmann. dem der fchwarze. wilde Vollbart etwas Dämonifches gibt-
Er lebt vom Bankrottmachen. Er lebt ganz gut davon. befindet fich aber
unausgefetzt in einem zähen Grimm darüber. daß er nicht von etwas anderem
noch beffer leben kann.
Wie lange war ich nicht mehr an diefem Tifch! Ich merke es fofort
daran. daß ich kein Wort von der Unterhaltung verfiehe. die mir vor Zeiten
doch ganz vertraut war. Eine kuriofe Unterhaltung. Es fliegt immer nur'
*ein einzelnes Stichwort über den Tifch. Der eine greift es auf und wirft
ein anderes Stichwort zurück. Flugs fliegt ein neues über den Tifch. Es
ift wie beim Ballfpiel. Nur daß der Uneingeweihte die Spielregeln nicht

kennt. Wenn dann für einen Augenblick Schweigen eintritt und der Lange. Blaffe eine befonders cynifche Bemerkung von fich gibt. kann man ficher fein. daß ein kleines Gefchäftchen zu fiande gekommen ifi. ein Gefchäftcheny welches das Gericht als unfauber bezeichnet und zu beftrafen pflegt. Es handelt fich in der Regel um „Schiebungen“ aller Art. wie fie fich mit Wechfeln. Häufern. Automobilen. Fahrrädern und ähnlichen Gegenfiänden vornehmen laffen.
Eine Weile laufche ich diefer Unterhaltung. Dann gebe ich dem früheren Matrofen einen kleinen. zärtlichen Stoß: .,Sie. Sauermann!“
.,Jawohl. Herr Doktor?“
Ich feufze leife. aber eindringlich.
Welch Zartgefühl diefen Leuten eigen ifk. Zuerft empfiehlt fich der rofige Jüngling. dann geht der fchwarzbärtige Kaufmann. Auch der Lange. Blaffe will fich unter einem durchfichtigen Vorwand empfehlen. aber ich halte ihn unter einem ebenfo durchfichtigen Vorwand zurück. denn ich kann den Fuchs vielleicht gebrauchen. Er rückt auch fofort näher zu mir hin.
„Womit kann ich dienen. Herr Doktor?“ fragt Sauermann beforgt und zärtlich.
„Jch brauche Geld. Sauermann!“
.,Sofort. Herr Doktor!“
„Aber nicht hundert Mark oder fo. fondern viel Geld. gleich ein paar taufend Mark!“
„Wird gemacht. Herr Doktor. fofort!“ fagt Sauermann mit großer Selbfiverfiändlichkeit.
Mir wird ganz leicht ums Herz. Etwas fchwieriger hatte ich mir die Sache doch vorgeftellt.
Der Blonde. Blaffe tut. als fei er taub. Aber feine kleinen Augen. die ins Grünliche fpielen. fchauen mit einer zähen ruhigen Aufmerkfamkeit auf mich. wie ich es fonfi nur bei Anglern kenne.
.,Alfo. Herr Doktor!“ fagt Sauermann aufmunternd.
.,Fünftaufend!“ fage ich. doch ein klein wenig beklommen.
Sauermann lächelt leicht. Wie wenn man einem kleinen Kind. das Gehen lernt. Mut zulächelt.
..Aber es muß bald fein. Herr Sauermann!“
.,Sofort. Herr Doktor.“
..Was wollen Sie damit fagen?“
„Sofort. in wenigen Tagen. Herr Doktor!“
Herr Sauermann gibt feinem fchweren Körper eineLkleine Wendung

naah rechts. dem langen. blaffen Herrn Weitifch zu. Dann beginnt zwifchen den beiden die fchon bekannte Art der Unterhaltung. nur daß fie mich jeßt noch mehr intereffiert. denn diesmal geht fie miäy ja wohl perfönlich an, Sauermann wirft Weitifch einen Namen zu. Müller heißt er. Weitifch gibt einen Namen zurück. Schmidt heißt er. Es folgen noch eine lange Reihe von Namen. die das gemeinfam haben. daß fie alle ganz gewöhnlicher Natur find wie die fchon genannten. Endlich einigen fich die beiden über einen Namen. was ich daran erkenne. daß er zwei. dreimal hin und her fliegt. Maier heißt diefer Name.

Sauermann gibt feinem fchweren Körper wieder eine Wendung nach mir zu. Weitifch ftellt fich wieder taub.

„Auf wie lange. Herr Doktor?“ fragt Sauermann mit großer Freundlichkeit.

..Auf ein halbes Jahr.“

Sauermann läßt ein fcheues. leifes Hm vernehmen.

„Jfi das zu lange?“ frage ich erfchrocken.

„Aber. Herr Doktor!“ Sauermann lächelt wieder aufmunternd.

„Wiffen Sie. das wäre mir einfach fcheußlich gewefen!“ fage ich etwas erregt.

Die grünlichen Augen des Herrn Weitifch angeln mit ihrer ruhigen Aufmerkfamkeit nach mir.

Wieder gibt es eine kleine Unterhaltung zwifchen den beiden. Diesmal find mir nur zwei Worte verfiändlich: per anno und prima.

Es handelt fich offenbar um Wechfel. deshalb fage ich: „Auf die Zinfen foll es mir nicht ankommen.“

Sauermann lächelt väterlich. Weitifch macht ein cynifches Geficht. wendet fich zum erften Mal direkt an mich und meint: „Das fagt man vorher immer!“ *

Jch fetze Herrn Weitifch fehr eindringlich auseinander. daß ich auch in diefem Punkt anders bin als andere Leute. Er macht ein Geficht dazu. aus dem ich nicht klug werde.

„Sagen wir alfo fünfzehn Prozent“. meint Sauermann vorfiahtig.

„Mir foll's recht fein“. erwidere ich. „fünfzehn Prozent per anno.“

Ich bin ftolz darauf. diefen Terminus technicus erwifcht zu haben. Kaum aber habe ich das gefagt. bricht Weitifch in ein fchallendes Gelächter aus. Immer lauter und fchriller lacht diefer wenig angenehme Menfch.

„Sind Sie verrückt geworden ?“ rufe ich ärgerlich. denn alle Leute im Lokal werden aufmerkfam. Das fehlte mir gerade.

Das Gelächter verftummt fofort. Weitifch entfchuldigt fichä
„Na alfo weiter!“ fage ich energifch: _ B _-
„Per anno!“ brüllt Weitifchj und diesmal lacht auch Sauermann.
„Zum Donnerwetteß was foll dasj ich verfiehe nichtj was es dabei zu lachen gibt?“ _
Es fällt den beiden offenbar nicht leichy fich zu faffenj aber nach einiger Zeit gelingt es doch. '
Nun rückt mir Sauermann ganz nah auf den Leib. So mit einer fchonenden Beforgtheit. die alle Menfchen annehmem wenn fie einen Trauerfall mitzuteilen haben. Die fünfzehn Prozent beziehen fich nicht aufs Jahrj fondern aufs Quartal. Eine nette Befcherung/ das muß ich fagen. Allen Refpekt vor den Herren Wucherern. Ich fchimpfe nicbtwenigj aber es macht auf die beiden nicht den geringften Eindruch denn Herr Weitifch meint ganz kaltj billiger bekäme ich überhaupt kein Geld„ darauf könne ich mich verlaffen. Noch dazu auf ein halbes Jahr!
„Ifi denn das fo lang *Z*F
Man klärt michxdarüber aufj daß folche Gefchäfte normaliter überhaupt nur auf ein Quartal gemacht werden.
„Alfo gutj auch mit einem Vierteljahr bin ich zufrieden.“
„Nach einem Vierteljahr wollen Sie die fünftaufend Mark fchon wieder zurückzahlen ?" fragt Sauermann im Flüfierton wie an einem Krankenbett,
„Das will ich allerdings." _ 7
„Man kann die Wechfel ja auch prolongieren'ß wirft Weitifch leife ein.
„Ift nicht nötigllj erkläre ich beftimmt. *
„Das weiß man nie fo genau im vorauslß meint Weitifch mit unbeweglichem Geficht.
„Ich weiß es'ß erkläre ich. Dies Gerede des Herrn Weitifch finde ich einfach unangenehm. Wenn ich in einem Vierteljahr mit fünfzehntaufend Mark plus den fünftaufend Mark zurückkommg werde ich doch noch fiinftaufend Mark zurückzahlen können? Was verfteht Herr Weitifch davon? Er kennt ja nicht einmal mein Syftem.
Sauermann behauptetj ihm knurre der Magen. Ich verfiehe den Wink und laffe die Speifekarte kommen. Sauermann dankt und befiellt fich einen Braten. Weitifch bittet fich ebenfalls die Karte aus und nimmt ein Gulafch. Auch neues Bier beftelle ich. Es geht in einem hin. Bezahlen muß ich das Ganze ja doch.
Während des Effens erzählen die beiden unanftändige Gefahichten.
Die des früheren Matrofen find wüft und eindeutigy die des Herrn Weitifch

fchliipfrig und eleganter in der Form. Ich mag beides nichtj ich habe derlei nie gemochtj jetzß wo ich Mabel liebeh erft recht nicht. Aber ich laffe die beiden gewährem ich muß fie ja bei guter Laune erhalten.
Nachdem fie gegeffen'habem fagt Sauermann:: „Alfo fünftaufend Mark?“
Ich nicke.
Sauermann trinkt bedächtig und umfiändlich einen großen Schluch dann hufiet er und wird unruhig.
„Fehlt Ihnen etwas„ Sauermann ?“
Sauermann verfichert hoch und heilig„ daß ihm nichts fehlt„ nicht das geringfte. Dann fragt er: „Müffen Sie die ganze Summe in bar haben?“
„Im wie denn fonft?“
Nun mifcht fich wieder Weitifch ins Gefpräch und macht mir klar„ daß es leichter ginge„ wenn ich wenigftens einen kleinen Teil der Summe nicht in bar nehmen wollte.
„Wie denn fonft?“
„Ein paar Bilden eine Schlafzimmereinrichtung und vielleicht drei-taufend in bar'ß wirft Sauermann hin.
„Was foll ich denn mit einer Zimmereinrichtung?"
Weitifch erklärt mir„ daß ich fie ja verkaufen könne. Der Herr Maier habe ein Möbelgefchäfy und auf Geldgefchäfte laffe er fich nur ein„ wenn man ihm zugleich Möbel abnähme.
„Ich finde„ die Sache kompliziert fich'ß fage ich übel gelaunt.
Aber man redet fo lange auf mich einj bis ich fie wieder felbfiverftändlich und natürlich finde. Weshalb foll ich auch keine Schlafzimmereinriäjtung kaufen„ wenn ich fie-gleich wieder verkaufen kann? Jeder Menfch hat feine Marotte„ warum follte Herr Maier nicht die feine haben?
„Alfo„ dann fahr' ich morgen hinaus zum Maier'Z fagt Sauermann zu Weitifch„ als ginge mich das gar nichts an.
„Wohnt der denn nicht hier?“ frage ich neugierig.
„Nein„ diefer Maier wohnt nicht hier„ fondern in München'ß fagt Weitifch.
„Wenn ich morgen in aller Frühe losfahre. kann ich fchon am Abend wieder hier fein'ß meint Sauermann zu Weitifch.
„Wie viel macht das? Das trage ich natiirlich.“
Aber Sauermann will lange nichts davon wiffenh er will feine Unkofien erft erfeßt haben„ wenn das Gefchäft perfekt ift. Ich muß ihm das Geld direkt aufzwingen.

„Wenn Sie gar nicht anders wollen„ Herr Doktor.“ Sauermann
fchiebt die vierzig Mark nachläffig in die Hofentafche.
Eine Weile fitzen wir noch ftumm beifammem wenn uns auch nichts
mehr an einander bindet. Aber es fähe doch zu brutal ausj wenn ich gleich
fortliefe. Die beiden andern fcheinen für ihre Perfon dasfelbe zu empfinden.
Endlich verabfchiede ich mich. Morgen abend treffen wir uns wieder.
„Werden Sie das Geld gleich mitbringen?“
„Aber fofort„ Herr Doktor'ß fagt Sauermann.
Auf der Straße begegne ich Loffow. Er fiürzt auf mich zu.
„Ich weiß fchon“„ fage ich„ „hier haft du deine zehn Mark.“
Zuerfi ift er fprachlos„ dann verfichert er„ daß er gar nicht daran gedacht
haben mich zu mahnem dann fieckt er das Zehmnarkftück zu fich; und nun
will er einen Schoppen Wein mit mir trinken. Ich habe nichts dagegen.
Kaum fißen wirj zieht Loffow fein Notizbuch blättert herum„ leckt am
Bleiftift und macht einen dicken Strich durch einen Eintrag. Er bezieht
fich auf die zehn Mark. die er mir vor langer Zeit geliehen hatte.
„SoF damit du fiehfß daß alles in Ordnung ift.“ Er hält mir das Notiz-
buch him obgleich es mich gar nicht intereffiertj da ich nun fchon einmal die
zehn Mark los bin. Aber er verlangt„ daß ich mich davon überzeuge„ daß
er die zehn Mark gefirichen und jetzt keine Forderung mehr an mich hat.
Er ift ein gräßlicher Pedant.
Dann muß ich den ganzen Literaturklatfch des letzten halben Jahres
über mich ergehen laffen„ über den er ebenfalls fozufagen Buch fiihrt.
Und für folche Dinge habe ich mich auch einmal intereffiert? Heute kommt
es mir ganz unglaublich vor. Herrgotß ein folches Idiotenzeug! Ich nicke
nur ab und zu einmah damit er fich wenigfiens einbilden kaum ich höre zu.
Aber mit der Zeit wird er doch mißtrauifch gegen mein Schweigen.
„Ach nein„ wirklich?“ werfe ich ein.
Nun ifi er wieder für einige Zeit beruhigt. Leider dauert es nicht fehr
lange. Ich nehme alle Kraft zufammen und fage: „Iaj die Bergdorf war
immer ein Luder.“ Es ift eine Schaufpielerim von der er gerade fpricht.
Ich kenne fie gar nichtz aber fo ein kräftiges Wort macht immer feinen Ein-
druck. Und warum foll gerade fie zufällig kein Luder fein? Es gibt ihrer
ja fo viele. Jedenfalls beweift mir Loffow jetzt/ wie recht ich habe„ und ich
brauche infolgedeffen nicht zuzuhörem was mir wieder die Hauptfache ifi.
Wie konnte ich mich auch verführen laffenX mit Loffow hierher zu gehen.
Ich hatte wahrhaftig ganz und gar vergeffen, was er für ein Efel ift. Das
heißt von meinem jetzigen Standpunkt aus.
:5* 2x?)

„Mädelej Mädele"„ fage ich vor mich hinj aber ganz leife„ damit Loffow es nicht hört.
„Was meinfi du?“ fragt er.
Ich antworte fehr laut: „Ich habe es doch immer gefagtj daß der Bergdorß ihr Mannj ein Idiot ift!“
Loffow fiimmt bei und begründet die Idiotie jenes Mannesj von dem ich nur weißj daß er Theaterdirektor ifi. Warum foll er alfo kein Idiot fein ?
Wie dankbar Loffow für meine gute Unterhaltung ift. „Mädelq Mädelej Mädele!“ mut-mele ich mir zum Troft.
Loffows Aufmerkfamkeit brauche ich nicht zu fürchten, Ich habe ihm ein „Luder“ und einen „Idioten" hingeworfem das befchäftigt ihn gut und gern eine Stundej derweil ich von Mabel träumen kann/ nach der mich ganz plötzlich eine heillofej wilde Sehnfucht befällt.
Jetzt unterhalte auch ich mich einigermaßen.
So ifi uns beiden geholfen.
Um eins befiellt Loffow eine Flafche Sektj das ficherfie Zeichenj daß er fich fehr gut unterhält.
Er hebt fein Glasj ich denke an gar nichts BöfesF und fehr-eit: „Was wir lieben!“
. „Was?" entführt es mir. Aber gleich habe ich mich wieder gefaßt und fage: „Profiti“
Wie neugierig er dreinblickt.
„Sag malz ifi dir das nicht auch fchon aufgefallenj der Sayler ifi doch wirklich ein enormer Schafskopfl“
Aber diesmal antwortet Loffow nur ganz kurz mit: „Ia"
„Alfo profit„ auf das Wohl deiner Frau!“ rufe ich.
Sein vertrauliches Grinfen muß nun wohl oder übel für einen Augenblick verfchwinden. Auf das Wohl feiner Frau trinkt man mit einem ernfien und tugendhaften Gefichtsausdruck. Wenn ich ihn nur länger dabei erhalten könnte. Ich frage flugs, wie es denn eigentlich mit feinem neuen Werk fiehe. „Ich habe fchon fo viel davon gehörß kann mir aber abfolut kein Bild von den Vorgängen und Charakteren machenC lüge ich.
Er meintj es handle fich allerdings um eine etwas komplizierte Arbeit/ über die er fich aus diefem Grund nicht noch zu fo fpäter Nachtftunde auslaffen könne.-
Uns beiden ifk alle gute Laune vergangen. Ihmj weil ich ihn an der Frage zu verhindern fuchej die ihm auf der Zunge brennt. MirF weil ich ganz genau weißj was er fragen will.

Aber Loffow kann brutal fein. wenn es darauf ankommt. Er faßt
fich bald. grinfi. zwinkert mit den Augen und fagt: ..Na profi. du bifi ja
fein heraus zur Zeit!“
..Davon weiß ich felbft garnichts“. meine ich mit großer Unfchuld.
Loffow wird fentimental. Wir feien doch immer gute Freunde gewefen.
Ich wiffe doch. wie hoch er mich fchäße, Er habe mir doch auch ftets Ver-
trauen gezeigt. Was denn eigentlich zwifchen uns vorgefallen fei. daß ich
jetzt fo zurückhalte? Und fo weiter.
Ich laffe ihn gewähren. bleibe ungerührt wie ein Bleifiift und fiumm.
Gleich wird er zu weinen anfangen.
Jch raffe mich auf und fage: ..Du haft da offenbar eine Anfpielung
machen wollen auf eine Dame. mit der ich in letzter Zeit häufiger gefehen
wurde. Jch erkläre dir in aller Freundfchaft. daß ich nicht das geringfie
mit jener Dame habe. und daß ich jedem über den Kopf komme. der irgend-
eine anzügliche Bemerkung darüber macht.“
Er verfichert. daß ihm nichts ferner liege. daß er fich nur aus ehrlicher
Freundfchaft daran gefreut habe. weil die Dame fehr fchön fei.
..Du haft dir die Sache alfo doch als ein Verhältnis vorgeftellt?“
Er windet fich hin und her. Dabei fei doch nichts Schlimmes. Er fei
doch gewiß nicht fo. Man nehme eben mit. was man kriegen könne.
..Das verbitte ich mir!“
Loffow lächelt. Er fcheint immer noch nicht an deu Ernfi meiner Auf-
faffung zu glauben. der Narr.
..Du bift aber fehr verfchoffen!“ meint er vertraulich.
..Nimm dich in acht!“
Jetzt wird er ärgerlich und macht mit* Vorwürfe. Er mir!
..Echauffiere dich doch nicht fo! Du bifi fehr vollblütig. mein Lieber.
uud haft einen kurzen Hals.“
Er wird immer zorniger. denn eine Anfpielung der Art verträgt er
nicht. Jch werde immer ruhiger und objektiver. Der Mann ift fo komifch
in feiner verärgerten Aufgeregtheit. Die Backen glühen und wackeln. die
Adern fchwellen. die Beinchen trampeln. und der Bauch bläht fich wie ein
Segel vor dem Winde.
..Gib nur acht. gleich fegelfi du in eine große Unannehmlichkeit hinein“.
fpreche ich laut zu feinem Bauch. Loffow verfieht meinen Gedankengang
nicht. |uht und verbittet ihn fich dann. was verärgerte Leute in folchen
Fällen. wo fie nichts Befferes wiffen. immer tun.
Jeßt macht mir die Sache Spaß. ich reize ihn immer mehr. Er wird

rot wie ein Krebs. Ich komme ihm zuvorj erhebe mich und fage: „Morgen
fchicke ich dir meine Sekundanten. Es fol(mir ein Vergnügen feinj dir ein
Loch in den Bauch zu fchießen. Es kann ihm nichts fchaden.“
Während er noch an diefem Ausfpruch würgtj zahle ich und gehe.
So„ das tat wohl. Es foll nur einer verfuchem das Mädele fchief an-
zufehn. Dem werde ich heimleuchten! So eine fchmußige Gefellfchaft!
Ich fuche nach einem Autoj um heimzufahren. Ich finde keins. Alfo
werde ich noch einen Schoppen trinken. Ich unterfuche meinen Geldbeutel.
Donnerwetterj das hätte ich nicht gedacht. Weit über fechzig Mark hat
mich der heutige Abend gekofiet. Daß man auch fo viel Geld ausgeben
mußj wenn man zu Geld kommen will! Ich bin total abgebrannt und
muß zu Fuß nach Haufe gehn.
Fortfeßung in der Juni-Nummer

Johannes Schlaf:
Das Idol Hebbel.

Friedrich .Hebbel ift nicht nur hofbühnenfiihigx er ifi fogar das Idol
des neuften dramatifehen „Auffchwungs“ gewordenf der inzwifchen frei-
lich recht bedenklicher Weife bei der Reinhardtfchen Kuliffe angelangt ift.
Aber wäre das Idol Hebbel vielleicht nichtsdefloweniger etwas-
das wir uns nachgerade nun auch fchon wieder abgewöhnen könnten?
Das i| wenigftens meinet und zwar- wie man fehen wirdt ficher nichts
weniger als unbegründete Anficht. - Denn Hebbel i| weder der Pfycho-
logx noch ganz und gar der große und geniale Dramatiker- zu dem er
augenblicklich aufgebaufcht wii-dt und im günfiigfien Falle zwar ein nicht
unwichtiger Problemfieller- nichts weniger aber als derjenigeX der
ein neues und ficherlieh fehr bedeutfames Problem auch organifch folge-
richtig und dramatifä) durchzuführen verfianden hat. Hebbel ift über-
haupt 'ein Dramatiker. Hebbel ifl Lyrikert er i| einer unferer größten
Balladendichtery und er ift der Verfaffer der als modern menfchliches Do-
kument wichtigen Tagebücher; aber er begann fich von dem Augenblick
an zu überheben und in die Irre zu gehen- wo er fich zum dramatifchen
Tragiker berufen glaubte.

Das werde ich im folgenden an der Hand der kritifchen Durch-
mufierung einer feiner höchfigefchäßten Tragödien, und zwar von „Herodes
und Mariamne“ dartun,

»e .e »e

Sehen wir zuf wie .Hebbel das Problem von „Herodes und Mari-
amne‟ fiellt und wie er es durchführt.

Man wird den dramatifchen Problemfieller Hebbel auf folgende
Formel bringen müfien: Es intereffiert ihn der Konflikt einer verfeinerten
Weiblichkeit mit einer brutalent ftarr gewordenenf rückftändig gebliebenen
Mannheitz oder noch kürzer ausgedrückt: Es interefiiert ihn der Kon-
flikt eines neuen Weibes mit dem bisherigen Manne. Das ift der
Konflikt von „Gyges und fein Ring'ß und es ifi vor allem der Konflikt
von „Herodes und Mariamne“. Es fpielt ferner in „Maria Magdalena"
hinein- denn die unglückliche Klara ifi eine Suchende; und es bringt fich

in den „Nibelungen“ in der fo wiäftigen Konftellation Gunther-Brun-
hild-Siegfried zum Austrag,
Mit diefer ficherlich alfo fehr wichtigen Problemfkellung befagt
Hebbel allerdings einen recht bedeutfamen Vorfchritt des deutfchen
Dramas gegen unfere Moderne herz und das mag denn auch bis zu
einem gewif'fen Grade das Interefie rechtfertigen. das er heute bei uns
findet. Wie bedenklich Hebbel aber in der pfychologifchen und drama-
tifchen Durchführung diefes hochwichtigen Problems verfagt. das wird
uns gerade ..Herodes und Mariamne“ nur zu draftifch vor Augen
rücken, -
Sehen wir zu.
Gleich von vornherein ftoßen wir auf einen fehr bedenklichen
Fehler; einen Fehler. der uns bereits zu verraten fcheint. wie wenig
konzentrifch Hebbels Konzeption und feine feelifche Durchdringung des
Stoffes gewefen ift und wie flüchtig er zudem feine V-orftudien betrieben
haben muß.
Nämlich: es fehlt dem Stücke das. was die frühere
Theorie des Dramas die Vorfabel nannte.
Es find ja nun gewiß wohl Fälle denkbar. wo fie fehlen darf;
obgleich das fehr eingefchränkte Fälle find. und folche. wo der Dichter
fich uns weder über das Milieu feines Stoffes. noch über feine Per-
fonen. noch über die Wurzeln feines Problems näher zu erklären
braucht. weil uns das alles von vornherein bekannt. vertraut. geläufig
iftz oder auch weil es geradezu die Pointe des Dichters fein will. und der
Reiz. den er auf uns zu üben beabfichtigt. daß die Vorfabel fehlt. Das
ift denkbar. Und ferner wiffen wir. daß die Vorfabel ja nicht ftreng
fchematifch. wie früher. im Stück lokalifiert zu fein braucht; mit freier
Beweglichkeit kann und darf der Dichter fie. wo er will und wie es fich
mit feinen Zwecken vereinbart. zutage treten laffen. In einem gewiffen
Sinne vorhanden fein muß fie übrigens natürlich immer und in jedem
Falle; d. h. man wird die Möglichkeit haben müffen. fie fich wenigftens
felber genau konftruieren zu können. oder fie allerdeutlichfi herauszu-
fühlen.
Jch kann mir nun zwar vorftellen. daß diefer und jener gewiffe Be-
ftandteile einer Vorfabel aus ..Herodes und Mariamne" zufammenbringen
könnte: aber es käme doch wohl vor allem zunächft darauf an. was gerade
in diefem Drama Vorfabel zu fein hat!

Da Hebbel fein Drama gänzlich auf den perfönlich gattlichen Kon-
flikt zwifchen Mariamne und Herodes gefiellt und konzentriert hat. fo wird
alles darauf ankommen. daß wir über das. was die im Stücke vor fich
gehende Austragung diefes Konfliktes vordem und bisher allmählich
bedingt und gezeitigt hat. genau und forgfiiltig unterrichtet werden. mit
welcher technifchen Methode auch immer; felbfi die fireng und fiarr fche-
matifch an den Anfang lokalifierte Vorfabel von ehedem würden wir
Hebbel gelten lafien. wenn fie nur fonft leiftete. was vonnöten ift.
Nun. der. nochmals. fehr bedenkliche Fehler von ..Herodes und
Mariamne“ ift aber. daß dem Stücke die Vorfabel in diefem Sinne. alfo
fo recht eigentlich fein e Vorfabel. durchaus fehlt! W i r nehm en
nicht das Mindefie davon wahr. wie das. was fich
zwifchen Herodes und Mariamne vollzieht. vor-
bereitet hat!
Zwar erfahren wir gleich im Anfang. daß Herodes den Bruder der
Mariamne. Arifiobulos. im Bad hat erdrofieln laffen. und daß Mariamne
fich aus diefem Anlaß für einige Tage in ihre Gemächer zurückgezogen
hat; aber ganz abgefehen davon. daß das immer nur erfi der ä uße r-
lich e Anlaß des Konflikts fein würde. erfahren wir ja zugleich auf das
unmißverfiändlich beftimmtefte. daß diefer Tod des Ariftobulos weder
für Mariamne in Betracht kommt. noch auch dem Herodes eine befondere
Veranlafinng gibt. Mariamnes Liebe zu mißtrauen, Alfo kann der Tod
des Arifiobulos als Vorfabel nicht in Betracht kommen; oder aller-
höchilens infofern. daß er motiviert. weshalb Mariamne fich für einige
Tage in ihre Gemächer zurückgezogen hat; nämlich deswegen. weil fie
ja doch fchließlich wohl wenigfiens offiziell erftlich eine Trauer bezeugen
und andererfeits dem Herodes zu verliehen geben muß. fie. die Schwefter.
müßte ihm eigentlich und von Rechts wegen wegen der Ermordung des
Bruders zürnen.
Nein. die Sache fieht ganz anders. und zwar fo. daß Herodes' Ver-
halten gegen Mariamne fich aus einem allgemein en Mißtrauen
gegen das Weib. und felbft gegen da s Weib herleitet. in das er bis zur
Unfinnigkeit vernarrt ift. Und das wäre ja auch erft fo recht die Pointe
des Hebbelfchen Problems. das wäre ja erfi das Wertvolle und In-
tereffante des Konfliktes; nämliäy des Konfliktes zwifchen dem ver-
feinerten Weide und einem rückftändig gebliebenen Mannestyp. der es
verfklavt! Herodes ifi genötigt. nach Alerandrien zu Antonius zu gehen.
er muß befürchten. daß er dort von Antonius. wenn er fich wegen der

Ermordung des Arifiobulos nicht hinreichend verantworten kann. eingekerkert oder gar getötet wird. und daß Antonius. der. wie Herodes glaubt. ein Auge auf die fchöne Schwefier des Ariftobulos geworfen hat. alsdann fich Mariamnes bemächtigt. Zu gewahren. daß Mariamne fiäj nie und nimmermehr Antonius preisgeben würde. und daß ihre Liebe zum Gatten fo fiark und aufrichtig ifi. daß fie freiwillig feinen Tod nicht würde überleben können. ift Herodes gänzlich außerftande. Und. nochmals. gerade darin liegt ja die Pointe des Stückes und feines fo fehr wichtigen Konfliktes und Problems.

Das wäre ja nun wohl gut. Wenn uns nur fonft auch das Verhalten des Herodes verftändlich wäre. Aber. wie Hebbel die Sache gemacht und zugleich in höchft bedenkliäjer Weife von vornherein verkehrt gemacht hat. bleibt uns diefes Verhalten aus dem Grunde dnrchaus unverfiändlich. weil Mariamnes Wefen und ihre ganze Art. auf Herodes' Art und Weife zu reagieren. uns alles eher vermuten läßt. als daß Mariamne in ihrem ganzen bisherigen Zufammenleben jemals die mindefte Urfache gehabt hätte. fich von ihm eines folchen furchtbaren Zweifels an ihrer Liebe zu verfehen!

Herodes ift alfo ganz urplötzlich und aus heiler Haut fo. wie er fich gegen Mariamne zeigt. Und doch auch wieder nicht. denn fonft müßte gerade das d i ef e Mariamne auf das allertieffie und na>jhaltigfte erfchüttern und vor allen Dingen überrafchen. Das aber ift nicht der Fall. wir merken Mariamne nicht das mindefte von einer folchen Erfchütterung und Uberrafehung an. denn fie bleibt ja felbft in voller Liebe und ohne jedes Mißtrauen zurück. als Herodes fich fogar mit einem. und zwar erwiederten. Kuß fchließlich von ihr verabfchiedet hat und gegangen ifi. (Was fchon wieder ein fehr. fehr bedenklicher Fehler ift. denn damit ift ja der Konflikt. der eben alle Urfache hatte fich anzufpinnen. vorläufig ganz und gar noch nicht zufiande gekommen! Es ift aber unbedingte Notwendigkeit in einem guten Drama. daß der Konflikt fich im erfien Akt mit aller Deutlichkeit anfpinnt und von diefem Augenblick an ununterbrochen vorwärtsentwickelt!) Wir dürfen aber trotzdem und obgleich Mariamne fich nicht iibcrrafcht und erfchüttert zeigt. auch wieder nicht annehmen. daß ihr diefe Eigenfchaft des Mißtrauens aus ihrem bisherigen Verkehr vertraut wäre. und daß fie fie fchon als etwas Unvermeidliches hinzunehmen fich gewöhnt hätte. Denn auch davon merken wir ihr bei Hebbel nichts an. Sondern Mariamne weift diefes Mißtrauen des Herodes vielmehr einfach znriiä. als ob es mit ihm weiter
.

gar nichts auf fich hätte. als ob es geradezu eine Bagatclle wäre. Sie
ift unbefiimmt wie eine Marionette.
So wenig mißt fie bei Hebbel diefer Mißtrauensäußerung des
Herodes eine Bedeutung bei. daß fie in der 3. Szene des 2. Aktes. wo
fie nach diefer Unterredung mit Herodes überhaupt erft wieder auftritt.
zu ihrer Mutter Alexandra fagen kann:
„ - - - - » - -- In Jericho
Verwirrte mich das gräßliche Ereignis.
Es kam zu fchnell. vom Tifih ins Bad. vom Bad
Ins Grab. ein Bruder. ja. mir fchwindeltel
Doch. wenn ich meinem König und Gemahl
Argwöhnifch und verftockt die Tür verfchloß.
Bet-eu' ich jeßt. und kann-s mir nur verzeihn.
Weil es gefchehen tft. wie in Fiebers Glut!"
Sie feßt nachher. und fogar noch „halb für fich". hinzu:
„ - - - - - - Auch hätt' ich's nicht getan.
Wär* er in Trauerkleidern nicht gekommen!
Rot. dunkelrot hätt' ich ihn fehen können."
Aber was fagt das mehr. als daß der Schatten des Ariftobulos
nicht im allermindeften zwifchen ihr und Herodes fieht?
Alfo. um zu refümieren: wir verftehen die ganze Unterredung
zwifchen Herodes und Mariamne nicht; fie ift völlig unbefiimmt und ihrem
Zwecke nach verfchwommen geblieben. Es fehlt die Vorfabel. Alles.
was der Handlung des Dramas vorausgegangen ift. bleibt im Dunklen.
Und ferner. das allerunerläßlichfie wird verabfäumt: der Konflikt wird
nicht geknüpft! Herodes gibt zwar. gleich nach dem Gefpräch mit
Mariamne. Iofeph. feinem Schwager. den Auftrag. fie zu töten. falls
er nicht von Alerandrien wieder zurückkehren follte; aber das ift doch
unwefentlich dem gegenüber. was von Rechts wegen. bei einem der-
artigen Verhalten des Herodes. im Gefpräch felbft fich
zwifrhen ihm und Mariamne fofort und auf der Stelle anfpinnen müßte!
Nämlich. Mariamne müßte fofort auf das tödlichfte überrafcht bleiben und
mit einem lebhaften Mißtrauen und einer fchweren Verfiimmung gegen
Herodes zurückbleiben.
-k "e "e
Wir haben alfo bereits Fehler feftgeftellt. fo gar fchwerwiegender
Natur. daß fie fchon jetzt und von vornherein dem Stück verhängnisvoll
werden müffen!
Sehen wir uns nun aber die Sache felbft und genauer an.

Der Vorgang ifi alfo folgender. Herodes ift im 1. Akt im Begriff.
fich nach Alerandrien und zu Antonius zu begeben. um diefen. der ihm
wegen der Ermordung des Arif'tobulos ungnädig gefinnt ift. umzufkimmen,
Da Herodes befürchten muß. nicht wieder zurü>zukehren. will er für
diefen Fall. befonders auch. da er die Nachftellungen des Antonius be-
fürchtet. Mariamne töten lafien.
Der Mannestyp. auf den es Hebbel ankommt. ift. wie man fieht.
immerhin bis zum Kraffen fchroff und draftifch. wenigftens in feiner
Anlage. hingeftelltz und ficher. angefichts des Milieus diefes Dramas.
dennoch durchaus nicht zu kraß. denn Herodes ift der altorientalifche
Defpot.
Aber Judäa ift nicht mehr antik. Es ifi der Zeitpunkt. wo Ehriftus
geboren wird. Und der Weibtyp. der fich ja bereits feit der Antigone
des Sophokles aus der bisherigen Antike inzwifäjen hervorentwi>elt hat.
fieht Herodes und foll ihm in Geftalt der Mariamne gegeniiberftehen.
Wie nun aber |eht es bei Hebbel um das Verhältnis diefes Weibes
zu diefem Manne?
Nun. Herodes ifi immerhin ein Herrfcher. dem weder die Mannes-
tugenden der Klugheit und Tapferkeit fehlen. noch auch ein entfchiedener
Zug von Größe. Er ift ein Mann und ein ungewöhnlicher Mann. Und
er liebt Mariamne wirklich. Freilich auf feine Art. die felbft. was fein
allerbedenklichfier Irrtum ift. in dem geliebten Weide noch feine Sklavin
fieht. über die er bei Tod und Leben verfügen kann wie über den er-
bärmlichften feiner Sklaven, Das leht-ere weiß ja Mariamne am Eingang
des Stückes noch nicht. So ganz und gar unglaublich das ifi: genug
Hebbel will eben. daß fie das noch nicht weiß und auch noch nicht einmal
argwöhnt. Und da fie es noch nicht weiß. hat fie im übrigen für diefen
Mann und diefen großen und ungewöhnlichen Mann. fie. die Makka-
bäerin. die felbft einem Heldenfiamme entfproffen ift. die ftärkfte Neigung.
Er übt feinen Bann auf fie. Sie bewundert ihn und ift ihm zugleich
auch im rein weiblichen Sinne zugetan. Er ift ihr ganz offenbar ein
angenehmer Mann. Ia. fie liebt ihn bis zu einem Grade. daß fie. nau)
ihrem ausdrücklichen Wort. feinen Tod nicht würde überleben können.
Und der Tod des Bruders fieht alfo keineswegs zwifchen ihr und dem
Gatten,
Wir müffen fogar annehmen. daß fie felbft der Schwäche nach-
geben könnte. ihm felbft auf eine fo beleidigende. immerhin ja aber
leidenfihaftliihe Forderung hin. die Verficherung ihrer Liebe mit auf den

Weg nach Alerandrien zu geben. wenn fich das fchickte. in dem Augenblicke. wo ja denn immerhin doch feine Hände noch von dem frifchvergoffenen Blut des Bruders rauchen. Sie fagt ausdrücklich ..für fich":

..O. daß er nicht die blut*gen Hände hätte!
Ich fag' ihm nichts-i Denn. was er auch getan.
Spricht er davon. fo fcheint es wohlgetan.
Und fchre>lich wär' es doch. wenn er mich zwänge.
Den Brudermord zu finden. wie das andre.
Notwendig. unvermeidlich. wohlgetan."

Ia. vielleicht gibt fie ihm fogar dennoch. wennfchon natürlich indirekt. die gewünfchte Verficherung ihrer Liebe; fogar das tut fie. Denn fie fagt etwas fpäter zu ihm:

..Weil du durch einen Fluß verleumdet wirfi.
Der feine eigene. graufam-tück'fche Tat
Dir aufzubürden wagt! Doch fürcht' ihn nicht.
Ich widerfpreche ihm!“

Was kann Herodes in diefem Augenblick und unter folchen Umfic'inden billigerweife mehr verlangen?

So alfo fieht Mariamne Herodes gegenüber: zwar mit gebotener würdig edler. leifer Zurückhaltung. aber doch als liebendes Weib. liebend fogar. wie uns das lebte Zitat beweifi. bis zu jener gewiffen weiblichen Schwäche. die das Vollweib für den Mann. der ihr imponiert. zu empfinden vermag.

Und wie nun verhält fich demgegenüber Herodes?

Sagen wir's gleich: in einer folch unmöglichen Weife. daß uns leider gerade dadurch diefe fo prächtig richtig gedachte Mariamne. angefichts ihres Verhaltens gegen Herodes. nicht nur unwahrfcheinlich. fondern. ich darf das hatte Wort nicht fcheuen. fofort auch gleich wieder verftiimpert erfcheinen muß. und daß fie in demfelben Augenblick. wo Hebbel fie fo prächtig in ihrer für den Konflikt wefentlichfien Eigenfchaft hingefiellt hat. zugleich auch ein für allemal und für das ganze Drama verdorben erfcheint!

Leider ifi dabei zugleich auch Herodes felbfi. fo richtig er an und fiir fich von Hebbel gedacht ifi. verderben. Und zwar durch die Art. wie er Mariamne die Beteuerung und den Schwur ihrer Liebe abverlangt. Da ifi zu fagen. daß es Hebbel nicht im befcheidenfien Maße gelungen ifi. die doch fo prägnant gegebene Phyfiognomie des hifiorifchen Herodes zu benutzen und auf die Beine zu fiellen! Welch' eine geniale Perzeption würde wohl Shakefpeare auf der Stelle fiir den hifiorifehen

Herodes gehabt und wie finnfällig und überzeugend würde er ihn vor
uns hingefiellt haben! (Ich mache mir nicht fo befonders viel aus Wildes
..Salome“z aber immerhin. wie vortreffliaj hat Wilde es verftanden.
uns den Herodes Antipas nach feinem hiftorifäjen Urbild auf die Beine
zu ftellenl Man vergegenwärtige fich das. und man vergleiche. was
für ein verfchwommenes Schemen der Hebbelfche Herodes der Große
gegen fein hiftorifches Urbild i|! Kaum kann Hebbel fich auch nur
mit einigem Jntereffe und einiger Sorgfalt um dasfelbe bekümmert
haben!)
Hören wir den Hebbelfchen Herodes nur einmal reden! 1. Akt.
3. Szene. Seite 1901):
.. - - - - - O. Mariamne. frage nicht!
Du kennft den Zauber. der mia) an die. knüpft.
Du weißt. daß jeder Tag ihn noch verftärkte.
Du mußt es ja empfinden. daß ich jeßt
Nicht für mich kämpfen kann (bei Antonius). wenn du mir nicht
Verficherft. daß dein Herz noch für mich fchlägt!
O. fag* mir. wie. ob feurig oder kalt.
Dann werde ich dir fagen. ob Antonius
Miät Bruder nennen. oder ob er mich
Zum Hungertod im unterird'fchen Kerker.
Jn dem Jugurtha ftarb. verdammen wird!
Du fchweigft? O. fchweige nicht] Jch fühl* es wohl.
Daß dies Bekenntnis keinem König ziemt;
Er follte nicht dem allgemeinen Los
Der Menfätheit unterworfen. follte niätt
Jm Jnnern an ein Wefen außer fich.
Er follte nur an Gott gebunden fein!
Jch bin es nicht! Als du vor einem Jahr
Jm Sterben lagfi. da ging ich damit um.
Mich felbft zu töten. daß ich deinen Tod
Nur nicht erlebte . ,
Wer fpricht das eigentlich? Wen vernimmt unfer intimftes Ohr?
Wirklich Herodes den Großen und Graufamen. den mannharten Dämon
Herodes. oder Mar Piccolomini oder fonfi einen verliebten jungen Mann?
Das der hiftorifrhe Herodes. der zugleich einer der größten Schlauköpfe
und fchlißöhrigfien Diplomaten feiner Zeit war? Nein. einem folchen
Herodes würde eine Mariamne fofort den Rücken kehren und ihn von
1) Ich zitiere nach Theodor Poppes. im Deutfchen Verlagshaus er-
fchienener Ausgabe von Hebbels Werken.

ganzer Seele verachten mijffenz ein minder edles Weib aber wiirde ihn
von demfelben Augenblick an zu ihrem Dummkopf machen!
Ifl der Hebbelfche Herodes nicht von diefem Augenblick an fchon
verpfufcht?
Da es ja das Hebbelfche Schema mit einer gewiffen Naturnotwendig-
keit immerhin aber denn doch fo erheifcht. läßt Hebbel den Herodes ja
nun freilich folgendes hinzufeßen:
z _ - - - Dies weißt du nun.
Ein andres wiffe auch! Wenn ich einmal.
Ich felbft. im Sterben läge. könnt' ic_h tun.
Was du von Salome erwartefi. könnte
Ein Gift dir mifchen und im Wein dir reichen.
Damit ich dein im Tod noch ficher fei."
Aber ift mit diefer Hinzufügung etwas gerettet? Sie ift zwar nach
dem Hebbelfchen Schema richtig. ja unentbehrlich und felbftverftändlich;
im übrigen aber wirkt fie der voraufgehenden. für einen Herodes geradezu
jämmerliäjen Rede gegenüber direkt unwahrfcheinlich. Ganz abgefehen
davon. daß der hifiorifche Herodes viel zu fchlau gewefen wäre. fo etwas
Mariarnne direkt zu fagen. wenn er in fie vernarrt ift. Denn er hätte
fich fagen müffen. daß dergleichen die ..Favoritin" unter allen Umfiänden
erfäfrecken muß. und daß er von diefem Augenblick an nicht mehr die Hin-
gebung von ihr haben wiirde. die fie ihm bisher gefchenkt. Nein. er
wiirde ihr gar nichts gefagt haben. Vielmehr. wenn er fich überzeugt
hätte. daß ihr die Ermordung des Ariftobulos weiter niäjts mache. wiirde
er fich ganz einfach mit Kuß und letzter Umarmung von ihr verabfchiedet
und ganz hinter ihrem Rücken die Anordnung getroffen haben. daß fie.
falls er nicht zurückkehren follte. getötet würde. damit fie kein anderer
naar ihm genießt. Und ferner: der hiftorifche Herodes wäre imftande
gewefen. auszufprechen. daß. wenn Mariamne ihm nicht zufchwöre. daß
fie ihn liebe. er bei Antonius nichts mehr für fich tun könnte?! Un-
möglich! Gerade der hifiorifche Herodes aber. der das nicht getan
haben würde. würde dem Konflikt diefes Dramas erft feine ganze Schärfe
uud Prägnanz gegeben haben! Der Hebbelfche Herodes ift nichts als
ein erbärmlich marionettenhaftes. blutleeres. dialektifches Schemen!
Immerhin könnte felbft ein folches dialektifches Schemen die Logik und
wennfchon kalte Raffe einer wirklich gut und ficher gefaßten. abftrakten
Dialektik diefes Konfliktes haben; aber felbft die hat der Hebbelfche
Herodes nicht. Noch nicht einmal die!

Von alledem nun aber abgefehen- fieht fo viel wenigftens feltx daß
mit den leßten Worten des Herodes das Drama einen überaus wichtigen-
kritifäyen und motorifchen Punkt und Augenblick erreicht hat; einen
Punkt und Augenbli>f der geradezu Achfe und Angel des ganzen weiteren
Dramas fein muß.
Ifl Hebbel fich defien nun aber auch bewußt? Man follte meinen-
wenn er der großet geniale Dramatiker und Tragiker ifif den man aus
ihm machen will: felbfiverfländlich.
Aber leider nein! Hebbel ift fich der überaus großen Wichtigkeit
diefer Stelle nicht bewußt!
Ein Shakefpeare würde mit diefen Worten Mariamne- dem ganzen
Drama und zugleich uns den mächtigften und furchtbarfien Eindruck
mitteilenF er würde uns in eine Spannung verfeßt habenF aus der wir
von jetzt ab nicht für eine Minute mehr herauskommen würden- und
Schritt fiir Schritte Schlag für Schlag würde er von hier ab die Hand-
lung weiter- und bis zu ihrem Abfchluß gefiihrt haben. Und fo wäre
es dramatifch und pfychologifch und in jedem andern Betracht richtig
gewefen.
Wie aber markiert Hebbel einen fo überaus wichtigen und folgen-
fchweren Punkt und Abfchnitt?
Nun7 er markiert ihnt fagen wir's nur; ganz und gar nicht! -
Mariamne entgegnet dem Herodes wörtlich und mit der unverftändlichften
„dialektifchen" Gelaffenheit von der Welt:
„Wenn du das täteft- würdeft du genefenl"
Und darauf antwortet Herodes„ als ob fie miteinander über irgend
einen aufgeftellten pfychologifchen Fall ganz theoretifch miteinander
diskutierten:
„O nein! o nein! Ich teilte ja mit dir!
Du aber fprich: ein llbermaß von Liebe,
Wie diefes-water könnteft du's verzeihen?"
Darauf letzt Mariamne die Diskuffion fort:
„Wenn ich nach einem folchen Trunk auch nur
Zn einem letzten Wort noch Odem hätte-
So flucht' ich dir mit diefem letzten Wort!
(Für fich) Jat um fo eher tät* ich das- je fichrer
Ich ielbfit wenn dich der Tod von hinnen riefef
In meinem Schmerz zum Dolche greifen könnte:
Das kann man tun„ erleiden kann man's nicht!"

\/
'
. e
Sf
a. .m
.w r.
I!"
Ü.-
n 5
Way-r.
n 0.. P.
UW,...
a e
k
"-
USM
c .
mud“.
n ..J
..F
"j'
,SO n11.
r l
e r l
e
r W 6
a n .f 1.
ud N
M q» M..
n
r u
n wm?
0 .m '.- "1U 'xl-.."1
.'. .- e It
“In '.
I.. n02
.S e .
G
n.|.t “H
a 8.... 1
r.“ U
?VWD/FKK..

*Das Idol .Hebbel Mixtur-tes *
"Li-.n rückten. "4.1: .il-er -ii.Z*.*f'-.'iil'[i. fieht io viel *.1*cr*(.22.2- - *
mit den im* n *i-*i-ee-n dee lfm- t--:c das Drama eine! tt..*t-.'*' ;- r' t ,
kritiicben und meter-ich's (iin-:ct und Augenblick .em-.cr- --
Punkt nu."- '"!*acnt-lick. der cet .id-*.11 . .4. *.e und Angel dee- .»n.:-. -
-L'ramae .t :ri-ii.
J*: fir-i t .ich deff-*n *nur* aber auch bewußt9 Mar *3'2'
-- :L: e. :"r- zur-t.. geniale Train-.click und 'Tragen-r iii t-- *
-r..-2 - *. ielbfttnrfiiiudlich.
"*4 -.- -" - nein! .Hebbel ift fickt der überaus. gt'r'ÖI-*n -_ -1
.-- ** -.- *'..r benen-3:!
"* :. .- -'.:pca-e wiirde mit diefen cli.***e-ten Mariamne. d-.** 7'* - 4
- r-* *.*-_.-lcc-.n uns di.. m-:biigtien nnd i*....*l*.1rnen " .-
--.t*.-1f-**7. r .eurer uns in eine Spannen. 1-1-1. zt bmw-*- .7.. . c -
*-*7* "e' .;i mit": fiir eine Minute null' trina-in!, r.. . -
- i "in" Zutritt. Schlag fait" Z-Zli":1 "PZN, :* .Pt- : Z' i ".-c' "'
' .ri-Y mit-.1 und bis zu .term l* i'. .*a_c--!;***. *1.* - i'.
es man-Mia» und pivci'tlcuicix ..*-c ir- *ck--r. nrw-.U *- t '-7
.dire-..n
:LI-.c .ib-*r markiert Heid-ci einen fo lid-:mus ratio -- * .' --.,
'eintreten 'i'm-tl und Abichnilt?
:77.-71. .r markiert ihn. lagen wir's nur. ganz und gt. e*
.,-ane: een .Hi-redes n-'ertlich und mit der unrcrt. --
l
L' iii Zeiliit'k
.rail-tmc!" -k- 'mei-eit ron der Welt:
....- -: d.. 7:- :Lite-r.. ?ri-.eden du gerieten?"
1 .r '... ?Uli-"Act .td-.i *7. .7:5 *l* ue nummeriert ill-et a'. **
.nn-*3 exp* *t ** .-**.1* i z. _.'rr *.l Pitti ther-ectiich mit."*i***-"'
7"" 2'- "ii"
** ..2.1. q 7:'. J*- tixite ia mit dir!
7-- aber . -t. - n :i-i'kt-.LÄ een Liebe.
:2* e 'cu-ici .-17 e .Lk-1'. 1- 'ci-'s verleihen?"
*In-nu' "i-.7 ?J'ai "*1 ?UN-*n fort:
..Wen-n :ei- n. '- .- 1-2* Zeichen Trunk auch nur
'Zn einen: lui-*i *kinn* neit- Idx-m hätte.
So ‚fin-in' in» ter mit diefem linien 'iiitirt'
(Flik fill?) :ZM 'ii-ll ft* eher till* (I'- k-ct'". ZL ficizkkl
Ich ielb'i. wenn niit'. der Ted inn lei-nnen riefe.
In meinem Schmerz_ inn' Dolche txt-*nen könnte:
Das kann man erleiden *na-:*9 nicht!"
"
k.
.- . kei!"
...a
l»
k

1 ; i * *
- 4'. .i **
'* 'We -2-7; '
' MW. j . '
Z*:
.*i 7'
-.
. .. * _ N* I
.- .' * ZF, x (zen .e WWU..
. ' .*K v9â€œ.
i -7.;'.'! *e Ãœ
'*i
Hans von Marees:
Drei MÃ¤nner unter OrangenbÃ¤umen.
(Mit Genehmigung des Herrn G. v. Marees. Halle a.S.)
Zum AuffaÃŸ von Julius Meier-Graefe.

Und die Diskuffion nimmt ganz getroft und kaltblütig ihren Fort-
gang:
Fyero d es: Im Feuer diefer Nacht hat fich ein Weib
Mit ihrem toten Mann verbranntz man wollte
Sie retten. doch fie fträubte fich. Dies Weib
Verachteft du. nicht wahr?
Mariamne: Wer fagt dir das?
Sie ließ ja nicht zum Opfertier fich machen.
Sie hat fich felbft geopfert. das beweift.
Daß ihr der Tote mehr war. als die Welt!
Herodes: Und du? Und ich?
Ma r i a m n e: Wenn du dir fagen darfft.
Daß du die Welt mir aufgewogen haft.
Was follte mich wohl in der Welt noch halten?
Vergegenwärtigen wir uns nur. wie völlig unmöglich diefes Gefpräch
da ift!
Her-»des fagt Mariamne und verfichert ihr mit einem ausdrü>lichen
..Ein andres wifie auäj" direkt: Wenn ich im Sterben läge. könnte ich
dir den Giftbether reichen. damit ich dein noch im Tode ficher bin.
Merken wir wohl! er fagt ..fiäfer bin". und äußert damit allerunmiß-
verftändlichfi das unedelfte. das allerjämmerlichfie Mißtrauen. Und
Mariamne. d i e f e Mariamne müßte nicht fofort -- noch dazu. da wir
von keinerlei Vorfabel darüber aufgeklärt. annehmen müffen. daß
Mariamne in allem bisherigen Verlauf keinerlei Urfache gehabt hat. mit
Herodes irgendwie unzufrieden zu fein! - vor allem darüber. und als-
dann. daß er fie abfchlachten laffen würde. wie die erfte befte Sklavin.
auf das tödlichfte erfchrecken?!
Ganz unbedingt: fie müßte es. Könnte fie dann aber und wiirde fie
fo gelaffen fagen: ..Wenn du das tätefi. würdeft du genefen?" Im
Notfall gewiß. warum nicht. Denn fie meint ja damit: das würde fo
ungeheuerlith fein. daß du auf der Stelle gefund werden und damit
den bitteren Lohn für deine Untat davontragen wiirdeft.
Sie könnte diefe Worte aber nur dann fprechen. wenn fie zuvor ihrem
tödlichften Befremden Ausdruck gegeben haben würde. Indeffen das läßt
Hebbel fie nicht tun.
Nun könnte man zwar einwenden. es f'teht ja nichts im Wege. daß
die Sihaufpielerin. die die Rolle der Mariamne trägt. das auf der Bühne
durch ein entfprechendes Gebärdenfpiel. vielleicht auch durch einen un-
artikulierten Laut zum Ausdruck bringt; und daß fie dann. nach einer

folchen. fiark markierten und ausgefüllten Paufe. erbleichend und mit
allem Nachhall folchen Entfeßens diefe Worte da fpräche.
Doch wie follte das alles gemacht werden können. da es Herodes
mit der offenbar ganz kalt theoretifch dialektifchen Nuance feiner Replik
unmöglich macht? Und wenn das no>j nicht recht der Fall fein follte:
da Mariamne es felbfi dura) ihre weitere Rede ficher unmöglich macht?
Zwar noch nicht fo ganz mit den Worten. die fie laut an Herodes
richtet. ganz ficher und gewiß aber mit den nächfien. die fie vor fich
hin fpricht. Denn die Nuance diefer Worte fchließt es abfolut aus.
daß Öebbel will. daß Mariamne ein tödliches Befremden von dem
fürchterlichen Wort des Herodes empfangen habe. Und ferner fchließt
es der dialektifierende Refi des oben zitierten Gefpräches abfolut und
völlig aus.
Ein folches tödliches Befremden müßte nun aber Mariamne unter allen
Umfiänden. aus allerzwingendfien pfychologifchen Gründen und ferner
im Intereffe der Entfaltung und Austragung eines Konfliktes zeigen.
Sie zeigt es nicht. und alfo hat Hebbel nicht das leifefie Gefühl für
die außerordentliche Wichtigkeit diefer ganzen Stelle gehabt. und alfo ifi
das alles völlig unmöglich. und Hebbel in diefem Augenblick ein fiümper-
hafter Dramatiker!
ee e i*
Aber damit niäjt genug: die ganze. fo gar fehr wichtige Szene
geht in diefer verfajwommenen Weife bis zum Ende weiter.
Diefer Hebbelfche Herodes wird immer erbärmlicher. und man fühlt
fich direkt verfucht zu fagen: er wird immer dümmer.
Er kommt Mariamne zunächft. immer im Stil des Mar Piccolomini
oder fonfi eines verliebten jungen Mannes. mit feiner Eiferfurht auf
Antonius.
Und Mariamne? Nicht die mindefie. für die Anfpinnung eines
Konfliktes doch fo unerläßliche. befremdende Wirkung auf fie! Nicht
die allermindefie! Herodes fagt ihr Lebewohl. und fie:
..Leb wohl! Ich weiß. du kehrfi zurück!"
Alfo fo viel: Ach. das ift ja alles dummes Zeug; du wirft fchon
wieder zurückkehren. Aber. felbfi wenn fie diefe allergrößte Wahrfchein-
lichkeit auch annehmen muß; follte nicht das Wichtigfie der Unterredung.
diefes fo brutale wie klägliche Mißtrauen des Herodes. und follten nicht

jene feine furchtbaren Worte eine Wirkung auf fie üben und von da ab
nicht wieder in ihr entfchlummern laffen?
..Dich tötet (fie zeigt gen Himmel) der allein."
Und fonft nichts. nichts; gar nichts als diefe hier. wie bis zum
Unmöglichen! -'- farb- und belanglofen Worte!
Herodes: _--So klein die Angft?
M a r i a m n e: So groß die Zuverficht.
H e r o d e s: - - - Die Liebe zittert.
M a r i a m n e: Die meine zittert nicht.
Herodes: - - - Du zitterf't nicht!"
Worte. Worte. Worte! Und fogar, alfo noch Gelegenheit für
Hebbel. eine kleine Stichomatie anzubringen!
Endlich aber doch noch! Nach den letzten Worten des Herodes
fagt Mariamne:
Mariamne:Nun fang ich an! Kannft du nicht mehr vertrauen.
Seit du den Bruder mir - dann wehe mir.
Und wehe dir!
Herodes: -> - _ Du hältft das Wort zurück.
Das fchlichte Wort. wo ich auf einen Schwur
Von dir gehofft; worauf noch foll ich bauen?
Maria m n e:Und lei|ete ich den. was bürgte dir.
Daß ich ihn hielte? Immer nur ich felbft.
Mein Wefen. wie duis kennft. Drum denke ich.
Du fängfi. da du mit Hoffnung und Vertrauen
Doch enden mußt. fogleich mit beiden an!
GehlGeh! Jch kann nicht anders! Heut noch nicht!(Ab.)
Alfo zuguterleßt wird fie doch noch mißtrauifch? Ach nein! Ihre
diesbezüglichen Worte wollen leider nicht mehr befagen. als daß fie
nachgerade faft mißtrauifch werden k ö n n t e. Würde fie es aber wirklich
werden oder in diefem Augenblick geworden fein. wie dann wären ihre
folgenden. lebten Worte möglich? Denn gibt fie ihm nicht troß allem
noch wenigftens indirekt das. was er verlangt? Sagt fie nicht. er folle
doch nur gleich mit Hoffnung und Vertrauen anfangen. da er ja doch
fchließliäj genötigt fein würde. mit ihnen zu enden?
Wie völlig ohne Mißtrauen und unberührt von diefer doch fo furäjt-
baren Unterredung wir fie aber alsdann im 2. Akt wieder antreffen
werden. das haben wir fchon mit einem Zitat angedeutet. und wir
werden es feinerzeit noäj des weiteren fehen.

..Heut noaj nicht!" ifi ihr letztes Wort an Herodes.
Aber kann Mariamne. wie wir fie doch der Problemftellung Hebbels nach auffaffen müfien. wirklich Herodes in folcher Weife vertröfien? Nein. fie ifi viel zu edel. als daß fie. nach einer d e r a rtig e n Unterredung. die ihr eine bisher fo ganz ungewohnte Seite des Gatten zeigt und eine fo geradezu allerjämmerlichfie. wieder mit ihm in Ubereinfiimmung kommen könnte. oder doch nur dann. wenn er fich völlig änderte.
Alfo fieht die Sache jetzt bereits fo. daß Herodes. wenn er fich auch als nichts weniger denn den hier einzig möglichen hifiorifchen Herodes darbietet. fich. rein abfirakt und fchematifch genommen. zwar als der Manntyp zeigt. welchen Hebbel. feiner Problemfiellung nach. einem Weide wie Mariamne gegenüberftellen will. im übrigen aber doch hier auch wieder unverftändlich ifi. weil er fich als folcher Mariamnen gegenüber ganz aus heiler Haut entpuppt. So bleiben denn alfo die beiden Charaktere und der Konflikt nicht bloß verfchwommen. fondern der Konflikt hat fich bis jest noäz nicht mal angefponnen. Und wir haben gar keine Ahnung. was nun eigentlich aus der Sache werden foll.
* * ä'-
Vielleicht aber dennoch? Denn jest gibt Herodes ja doch dem Iofeph jenen fiirchterlichen Auftrag.
Diefer Auftrag wäre ficherlich ganz im Sinne des hiftorifchon Herodes. und würde unter Umfiänden ja natiirlich auch nur zu fehr geeignet fein. den Konflikt in Gang zu bringen.
Aber fehen wir zu. wie Herodes diefen Auftrag erteilt.
Wie Hebbel das einleitet. ift fchon wieder fo ungefchickt und zudem unglaubwürdig wie möglich.
So recht wie im Marionettentheater ifi nach einem längeren. und wie gefprächigen! Monolog des Herodes auch fofort Jofeph zur Stelle. Iuft kommt ein Diener und meldet Iofephs Nahen. der alfo geradezu ..wie gerufen“ kommt. Käme er doch wirklich einfach von Herodes herbeibefohlenl Das hätte doch als das einzig Richtige fo durchaus nahe gelegen!
Die fich nun zwifchen Herodes und Iofeph entfpinnende Szene ift viel. viel zu breit. und leider bis zum Gefchwäpigen wortreich. überall vermifien wir wieder auf das fchmerzlichfie das bei foläjer Gelegenheit

denn doch wohl ficherlich fehr knappe und kurzangebundene Urbild, den
hiftorifchen Herodes, den finf'teren Lakonismus des Defpotenl
Na, aber die Handlung geht, wie undramatifch auch immerf we-
nigftens weiterf Iofeph wird für die Abwefenheit des Herodes zum
Vizekönig ernannt und bekommt feinen verhängnisvollen Auftrag. Damit
fchließt der erfte Aktf und wir gelangen zum zweiten.
Mit welchen .Hoffnungen für die Entwicklung eines Konfliktsf der
doch jest überhaupt er| zuf'tande kommen foll? Mit fo gut wie ganz
und gar keinen.
Denn offenbar kann ein folcher Konflikt doch nur dann zuf'tande
kommen- wenn Mariamne jetzt etwas von dem Auftrag erfährtf den
Herodes dem Iofeph erteilt hat. Dafür hätte Hebbel denn doch we-
nigflens Sorge tragen und es vorbereiten müffen. Hätte er es getan-
fo hätte er uns wenigftens jetzt in die Spannung gebrachtf in die
er uns von Rechts wegen fchon längft verfelzt haben müßte. Aber alfo er
hat es nicht getan.
Wie nämlich wäre es denn nur irgend möglich und denkbar- daß
Mariamne auch nur das Leifefte von der Sache erfährt? Wie im Augen-
blick alles bei Hebbel ftehtf wird Herodes ficherlich zurückkommen, und
dann wird alles wie nicht gefchehen fein.
Denn die Sache fteht folgendermaßen. Offenbar if't diefer Iofeph
nicht derjenigef der fich gerade fo befonders gern den Kopf abfchlagen
läßt. Herodes wird wiffen, warum er gerade ihn gewählt hat. Er
hat ihm aber zugedroht, ihn enthaupten zu laffenf falls er fich auch nur
irgendwie verplappere; und er hat ihm fogar fein eigenes Todesurteil
verbrieft und verfiegelt in die Hand gegeben. Diefer Iofeph alfo wird
fick» follten wir meinen- fehr hütenf fich zu verplappern und feinen Kopf
zu verwirken. Nun aber fteht das Geheimnis ganz auf feinem Mund-
wie alfo foll Mariamne jemals auch nur das Leifefte erfahren? Wir
fehen nicht die allermindefte Möglichkeit dazut und find überaus ent-
täufchy denn wir wiffen nun jetzt nicht- was das alles foll- und was
werden foll. Wir wiffen bloß fo vielf was wir ohnehin fchon längfi
wußtenf daß Herodes wirklich ein grundfchlechter Kerl ift.
Na7 wir ahnen ja aber freilich, daß im zweiten Akt das Geheimnis
trotzdem feinen Weg zu Mariamne finden wird; freiliäf einzig auf dem
Wege eines fehr bedenklichen. wenn niäft gar von vornherein höchft
unwahrfcheinlichen Wilke que 00MG!
-le r- ' -l-

Aber frhon wieder "toßen wir gleich am Anfang des zweiten Aktes
auf einen der allerfchlimmften Fehler) die fich ein Dramatiker zufäiulden
kommen lafien kann. Nämlich der Konflikt, der doch nun nachgerade
endlich einfeßen follte- wird nicht nur in ganz unerträglicher Weile aber-
mals verfehleppty fondern7 was noch viel böfer iflz er wird außerdem auch
iiberhaupt noch verwifcht und durch ganz urplötzlich einfeßende- ganz
andere Angelegenheiten verdeät!
Es wäre nun zwar ganz gut und jogar vonnöten- daß wir etwas
von dem Milieu erführen- in dem fich der Konflikt zwifchen Mariamne
und Herodes abfpielt- und daß wir mit dem Gegenfpiel des Herodes7 mit
Alexandraf der Mutter des gemordeten Ariftobulosz und dem erbittertften
Herodesfeindz dem Pharifäer Sameasf und ihren Intrigen gegen Herodes
vertraut gemacht werden. Es ifi ferner auäz nur zu felbfiverfiändlieh,
daß diefc Intrigenp fobald Herodes den Rücken gekehrt hatt jeßt einfeßen,
und daß diefer Umfland im Drama von wenigftens einiger Wichtigkeit
fein muß.
Aber erflens ift zu fagenh daß dies alles verfpätet einfeßt- und daß
es bereits im eriten Akt zu einer befonders betonten Geltung hätte ge-
langen müfien; zweitens aber ifi zu jagen- daß bei der ganzen Anlage
des Stückes7 die den Konflikt doch haarfcharf auf Herodes und Mariamne
konzentriert und nach Geftaltung und Charakter des einfchlägigen Pro-
blems konzentrieren mußz gerade diefen Dingen kein zu großer und jelb-
ftändiger Spielraum gegeben werden darf. Sie haben vielmehr hier von
Rechts wegen nicht mehr und keinen weiteren Zwecke als daß ein Zu-
fiand von Unruhe und Verwirrung vorhanden ift- in dem vielleicht
dennoch fich nachgeradez trotz aller Unwahrfcheinlichkeit defien- eine Ge-
legenheit bietetz daß Mariamne hinter das Geheimnis des Iofeph kommt.
Mit anderen Worten: gerade diefe Angelegenheit hätte von Hebbel fo
knapp und mit fo "tr-enger Zweckverbindung zu dem Hauptvorgang des
Dramas behandelt werden müfien wie möglich.
Stattdefien nun aber wird dieier Zweck von Hebbel ganz aus den
Augen verloren und eröffnet fich der Akt mit einer Szene zwifchen
Alexandra und Sameas- die- wenn wir noch einen fich ihr anfchließenden
Monolog der Alexandra mit hinzunehmen- allein über fieben große Seiten
ganz für fich in Anfpruch nimmt.
Werfen wir überhaupt hier mal einen Blick auf die Ökonomie
diefes Aktes. Er ifl fehr lehrreich und rückt uns Hebbels völliges drama-

tifäzes Unvermögen fo draftifch und überzeugend wie nur möglich vor die Augen!
Alfo: die Szene zwifchen Alexandra und Sameas nimmt ganze fieben und eine achtel Seite in Anfpruch. den Monolog der Alexandra einmal noch mit hinzugenommen. Alsdann tritt allerdings Mariamne auf. nachdem Sameas fich entfernt hat. und die Szene zwifchen ihr und Alexandra nimmt weitere fünf große Seiten in Anfpruch. Das find zu-fammen fchon über zwölf große Seiten! Was nun aber gefchieht in der ganzen langen Szene für die eigentliche Handlung und für den Konflikt. der bis dahin immer noch nicht eingefelzt hat? Nichts weiter. als daß Alerandra Mariamne für die Intrigen zu gewinnen fucht. die fie und Sameas inzwifchen gegen Herodes fpinnen. und zwar deshalb. weil fie meint. Mariamne ftehe wegen der Ermordung des Ariftobulos mit Herodes auf gefpanntem Fuße. Nun. aber Mariamne? O. fie tut nichts. als daß fie fo treu und rückhaltslos wie möglich zu Herodes hält und daß fie Alerandras Werbungen auf das entfchiedenfte und ftand-haftefte zurückweift! Und das ift das allerverkehrtefte. was Hebbel Mariamne tun laffen kann!
Das heißt. Mariamne könnte ja zwar Alexandra mit ihrem An-liegen zurüctweifen-Mariamne muß das fogar unter allen Umftändenz felbfiverftändlich -. aber Hebbel hätte Mariamne. wenn er auch nur einen Augenblick an die dringliche Notwendigkeit gedacht hätte. daß nun endlich der Konflikt einfettt. wenigfiens in diefer Szene unruhig werden laffen müffen und geneigt. gegen Herodes endlich ein Mißtrauen zu fafien. Würde fie es nämlich jest faffen. fo würde fie vielleiäzt anfangen. die etwas aufdringliche Rolle. die Jofeph. feit Herodes fort ift. ihr gegenüber gefpielt hat. zu beargwöhnen und Jofeph auf irgend eine Weife auszuholen. Kurz. die Sache könnte dann doch irgendwie in Gang ge-bracht werden. Statt deffen aber zeigt uns diefe Szene und läßt fie Mariamne in völliger Unbefangenheit Herodes gegenüber. und fomit hat fie nicht den mindeften Wert und ift fie ein fchwerer Fehler!
Wir können alfo fagen. daß bis jest ganze zwölf Seiten fo gut wie für nichts und wieder nichts aufgebraucht find!
Jetzt aber tritt endlich Jofeph auf. (Über die Art und Weife diefes Auftretens gleich nachher weiteres.) Wieder gehen fünf weitere große Seiten für das drauf. was Jofeph. wennfchon in Anwefenheit Ma-riamnes. mit Alexandra zu tun hat.
Was aber hat er mit ihr zu tun? Nichts als feitenlange Vorwürfe

von ihr anzuhören und gegen diefelben Herodes fo viel wie möglich
herauszufireichen. Was aber wäre überflüffiger und zeitvergeudender
als das? Es muß erft der Hauptmann Titus hinzukommen und Iofeph
melden. daß der von Sameas angezettelte Volksaufftand ausgebrochen
ifi. damit wir wifien. es handelt fich darum. daß Iofeph Alexandra über-
wacht. Nun hat fein Kommen damit zwar endlich einen vernünftigen
Sinn; ift aber der Umfiand. daß Alexandra überwacht werden muß. von
fo großer Wichtigkeit für das Eigentliche. daß fo viel Zeit und Raum
darauf verfchwendet werden darf? Ach. böfer Weife fteht ja aber die
Sache ganz und gar fo. daß Iofeph im Grunde nur auf die Bühne
gebracht wird. daß feine wichtige Szene mit Mariamne zufiande kommt!
Gut. hätte dann aber. da fie fo überaus wichtig ij't. nicht alles von Anfang
des Aktes fo fchnell wie möglich und mit dem konzentriertefien Bezug auf
fie hindrängen müffen. und hätte nicht gerade ihr der größte und wich-
tigfte Spielraum des Aktes gehören müßen? Nichts. ganz und gar
nichts hat aber bis jest auf fie hingezielt und zu ihr in direktem oder auch
nur indirektem Bezug geftanden. und abermals find ganze Seiten um
nichts und wieder nichts vergeudet!
Endlich ift Alexandra fort. und endlich. endlich find Iofeph und
Mariamne allein! Aber auch ganze fiebzehn große Seiten des Aktes find
unwiederbringlich verloren und vergeudetl Und ihrer wie viel find nun
fiir das Allerwichtigfie noch übrig? S a ge u n d fchr e i b e: ihr e r
v i er! - - Noch dazu aber von diefen vier Seiten für das eigentliche
Gefpräch zwifchen Iofeph und Mariamne nur zwei. zwei armfelige dürf-
tige Seiten! Und auf was kommt es doch an? Auf etwas. das. wie die
Dinge bis jeßt ja liegen. von vornherein fo gut wie völlig unmöglich
erfcheinen muß: nämlich darauf. daß Iofeph der Mariamne feinen Auf-
trag ausplaudert! Aber Hebbel ift imftande. das Unmögliche fertig zu
bringen. Diefer Iofeph verplappert fich wirklich. Verplappert fich.
obgleich Mariamne ja nicht den geringften Argwohn gegen Herodes hegt
und alfo doch wohl auch noch nicht mal Veranlaffung findet. gegen Iofeph
einen plößlichen Verdacht zu faffen und ihn auszuholen; die einzige
Möglichkeit. daß fie etwas erfährt!
Wie aber bringt Hebbel dies Unmögliche zuftande?
Iofeph hat eben in Gegenwart Mariamnes den Auftrag gegeben.
daß Alexandra bewacht wird. Wohlzumerken: Mariamne weiß. daß
Alerandra gegen Herodes Intrigen fpinnt und daß fie den eben aus-
gebrochenen Aufftand angezettelt hat und begünftigt! Da nun Mariamne

das mißbilligt und treu zu Herodes fieht- follte man meinen- daß fie die
Maßnahme Iofephs, der zu derfelben übrigens als eingefeßter Vize-
könig geradezu bei feinem Kopf verpflichtet ifi, billigt und ganz felbfi-
verfiändlich findet. Aber nein: dann würde Hebbel ja keine Gelegenheit
bekommen, Iofeph fich verplappern zu lafien! Alfo muß zunächfi mn
jeden Preis das Allerunwahrfcheinlichftex ja Allerunglaublichfie gefchehen
und muß Mariamne die Maßnahme Iofephs mißbilligen! Und natürlich
muß fie fie ferner in einer ganz befonderen und wieder allerunglaublichfien
Weife mißbilligen! Nämlich fie muß tun! als ob es auf fie abgefehen
wäre. Was aber berechtigt fie dazu? Nichtsx nichts und nochmals niäytsz
denn was fie anbetrifft- fo ift Iofeph ja lediglich zu ihrem Säfuße vor-
handen. Sie fagt Iofeph- er wage viel! Aber nichts kann törichter und
von Hebbel an den-Haaren herbeigezogener feint als diefer Vorwurf!
Denn was hat Iofeph denn „gewagt"? Er hat jemand damit betrauß
Alexandra zu überwachen. Etwas! womit Mariamne verftändigerweife
im Interefie des Herodes lediglich einverfianden fein kann. Um fie
felb| aber handelt es filh ganz und gar nicht. Iofeph hat daher nur
recht! wenn er ganz erfiaunt fragt: „Was wag' ich denn? Du gibfi mir
Rätfel auf!" Und
Mari a m n e: „Nichtß wenn du glaubft- ich finde keinen Schuß-
Sobald die Römer hören- daß mein Leben
Bedroht iftz alles! wenn du darin irrfi."
Alfo Mariamne bekommt - fo hilft fich Hebbel; allerunglücllichfi
fchon rein in Anbetracht von Mariamnes doeh wohl edlem und furcht-
lofem Charakter - Angfi vor Iofeph!
Iofeph frägt mit Recht des fer-neten höchfi erfiaunt: „Und wer
bedroht dein Leben?“ 7
Ma r i a m n e: Kannft du das Gegenteil mir fchwören?
Kannft du's bei deines Kindes Haupt? Du fchweigft!
I of eph: Du haft mir keine Schwüre abzufordern.
Ma r i a m n e: Wer fo verklagt wirdf leiftet fie von felbfi.
Doch weh dir! wenn Herodes wiederkehrt!
Ich fag' ihm zweierlei vorm er|en Knß.
Auch höchft feltfam von der doch gewiß höchfi keufch zu denkenden
Mariamne- daß fie diefem Jofeph da gegenüber auf die Küfie zu fprechen
kommt- die fie mit ihrem Mann zu wechfeln gedenkt!
Ich fag ihm! daß du fannfi auf meinen Mord-
Ich fag' ihm, was ich fämur: ermiß nun felbftx
Welch" Sehickfal dich erwartet! wenn er kommt!

Wie durchaus unfinnig ift das alles. und wie ganz und gar an den
.Haaren herbeigezogen!
Wie ganz anders aber und wie richtig würde alles fein. wenn Ma-
riamne feit jenem ihrem Gefpräch mit Herodes in einem Mißtraueu
gegen denfelben gewefen wäre! Alsdann würde fie es auffallend ge-
funden haben. daß Iofeph in letzter Zeit fo viel in ihrer Nähe gewefen
ift. und alsdann hätte fich ihr Mißtrauen während der leßten Szene
zwifchen ihr. Iofeph und Alexandra bis zum beftimmtefien Verdacht
ftcigern und fie hätte Iofeph vielleicht auch dura) Kreuz- und Quer-
fragen in eine Verlegenheit bringen können. mit der er fich ihr ver-
raten hätte.
So aber hat fie nicht den leifeften Verdacht auf Herodes. Sie fpricht
ja ausdrücklich aus. daß fie der Anficht ift. Iofeph wolle fie töten. weil
cr glaube. Herodes kehre nicht wieder. und weil fein Weib Salome. von
der Mariamne fich auf das tödlichfte gehaßt weiß. Iofeph zum Mord an
Mariamne angefiiftet hätte. Was für unmögliche Einbildungen und
Nervofitäten das alles an einer Mariamnel
Aber wirklich: Iofeph läßt fich auch richtig irritieren. Seine Hal-
tung wird Mariamne gegeniiber ungewiß und verlegen. Gleiäffalls
etwas durchaus Unglaubliches. da Iofeph ja direkt von ihr erfährt. daß
fie von dem Auftrag des Herodes nicht die leifefte Ahnung hat!
Aber nun kommt das Allerunglaublichfte! Nämlich. Iofeph verrät
fich felbft! Und zwar auf die allerdümmfte und plumpfie Weife von der
Welt!
Mariamne hat gegen ihn den Schwnr erwähnt. den fie fich nach der
Abreife des Herodes getan. nämlich. fin). wenn er nicht zurückkehren
follte. felbft zu töten. Wie eine Mariamne fich und ihrer Würde es
antun kann. folch eine Intimität. die nur fie und Herodes etwas angeht.
diefem Iofeph da mitzuteilen. die Frage bleibt ein für allemal offen,
Freilich. fie hat ihm gegeniiber ja fogar etwas von den Küffen verlaufen
laffen. die fie mit Herodes nach deffen Ankunft taufchen wird!
Alfo: bereits dies ift völlig unglaublich und unmöglich. und ein
geradezu kläglich mißratener Griff von Hebbel. der es aber freilich auf
jede Weife fertig bringen muß. daß Mariamne das Geheimnis des Iofeph
erfährt!
Was nun aber tut diefer Iofeph? N u n. p r o rn pt u n d
pflichtfajuldigfi verrät er fich fofort. indem er

Mariamne. zupackend. auf die gewiß denkbar in-
geniöfefte Weife von der Welt beim Wort hält!
.. - - - - Ich halte dich beim Wort! Du rächfi
Dich fo. ganz fo. wie er dich rächen würde!
Das haft du mir gelobt! Vergiß es nicht!"
Alfo. wenn Herodes nicht zurückkehrt. fo wird fie fich felbfi töten.
aber nicht eher. als bis fie Jofeph hat töten laffenz und genug. fie wird fich
töten! Gleichviel: ob auf Kofien feines Lebens. fie wird fich töten. und
das. worauf der Auftrag des Herodes zielt. wird gefihehen fein. Mariamne
wird nach dem Tod des Herodes nicht mehr am Leben fein.
Natürlich. meint Hebbel. wenn Mariamne nun noch nicht begriffen.
daß Herodes den Auftrag gegeben hat. fie im Falle feines Todes umzu-
bringen. dann müßte fie ja dümmer wie die dümmfie Kuhmagd fein;
zumal Iofeph fie ganz und gar zweimal beim Wort nimmt. Nun. das
ifi freilich wahr. Denn wenn Iofeph fie bei diefem Wort hält. kann
es fich ja nicht mehr darum handeln. daß Iofeph fie aus eignem An-
trieb und zu eignem Zweck zu töten beabfichtigt. - wie kann er fie noch
töten. wenn fie ihn hat enthaupten laffen - fondern die Sache muß eine
befondere Bewandtnis haben.
Freilich. wenn nur Hebbel oder fonfi etwas imfiande wäre. uns
diefe horrende Unmöglichkeit plaufibel zu machen. daß Iofeph fich in einer
folehen Weife verplappern könnte!
Na. aber genug; die Sache ifi heraus. Endlich hat Hebbel es glück-
ms fo weit. daß Mariamne hinter das Geheimnis des Iofeph ge-
kommen ift.
..Du wiederholfi es noch einmal? Verruafter.
Welch einen Aufruhr nächtlicher Gedanken
Weckft du mir in der Brufi und welchen Argwohn!
Du fprichfi. als ob Herodes felber mich
Zum Opfertier und dich zum Opferpriefier
Erkoren hätte! Ifi es fo? Beim Abfchied
Entfiel ihm. mit Entfeßen denk' ich dran.
Ein dunkles Wort. Gib Antwort!"
Alfo endlich . endlich doch und dennoch entfinnt fie fich deffen. Leider.
leider viel zu fpät!
Im übrigen: man follte meinen. daß Iofeph bei nur einiger Geifies-
gegenwart die Sache noch wieder gut machen und ihren Verdacht ablenken
könnte. Aber wie wird und darf er denn! Nein. er macht fie vielmehr
noch ficherer und gibt ihr die lebte Gewißheit!

J o f e ph: ,.- - - Diefe gebi ich dir (die Antwort).
Sobald es nötig ift. fobald ich weiß.
Daß er -"
Mehr kann Mariamne wahrlich nicht verlangen!
..Dich nicht mehr Lügen "trafen kann.“
ergänzt fie ihm nur zu richtig.
Aber noch deutlicher gibt ihr Jofeph. - wenn irgendwer je begreifen
könnte. warum? - das lebte zu verfiehen.
J ofe ph: Und wenn es wär ? Jch fag' nicht. daß es if't!
Doch wenn es wär'? Was würd' es anders fein.
Als die Beftätigung defien. was du fühlft.
Als ein Beweis. daß er dich liebt. wie nie
Ein Mann fein Weib noch liebte?
Aber natürlich. das hat ja bloß noch gefehlt! Denn in diefem
Augenblicke hört ja Mariamne Herodes leibhaft felbft fprechen. und
hört das. was er ihr gelegentlich feines Abfchiedes felbft gefagt!
Nun. es ift alfo fo weit! Mariamne weiß. und endlich. endlich fteht
Mariamne mitten im Konflikt. Freilich vermöge eines dramatifchen
und pfychologifchen Meifterfiückes. das felbft ein noch ungleich minder-
wertigerer Epigone. als der Dramatiker Hebbel. diefem denn doch kaum
ftümperhafter nachfiümpern könnte! Ein ..Meifterftück". das. denk' ich.
diefes Drama bereits jebt für uns gründlich und ein für allemal er-
ledigt hat!
Leider aber haben wir noch ganze drei Akte vor uns. und zwar wird
die Sache immer fchlechter und verfahrener!
Der Konflikt zwar ift ja nun endlich im Gange. Vielleicht wäre
das Drama bereits jebt zu Ende und könnte Mariamne fich fchon jetzt
den Dolch ins Herz fiechen. wenn nicht noch das eine vonnöten wäre.
daß fie fich die lebte Gewißheit von Herodes felbft erfragte.
Nun. der ifi denn auch am Schluß des Aktes bereits vorhanden.
Alexandra ftürzt herein und meldet. daß er fogar fchon in der Burg ift.
Er ift da. hat auch fchon mit Hilfe feines Freundes und alten Waffen-
bruders Soemus. des Statthalters von Galiläa. der gerade in derfelben
Zeit von Galiläa in Jerufalem eingetroffen ift. den Auffiand gedämpft
und den Sameas in den Kerker werfen laffen und kann jebt von
Mariamne zur Rede gefiellt werden. Wir treten in den dritten Akt ein

und find mit einem Schlage und fo unverfehens wie möglich auf dem
Höhepunkte des Dramas.
Sehen wir zu. wie Hebbel feine Sache weiter macht.
Zunächft läßt Hebbel Salome in ihrer rafenden Eiferfucht Mariamne
vor Herodes eines Verhältniffes mit Iofeph bezichtigen. Daraufhin be-
geht Herodes leider eine kleine. aber recht bedenkliche Ungefchi>lichkeit.
die man einem Herodes kaum zutrauen follte. nämlich er läßt Jofeph
durch Soemus köpfen; und zwar. worin die Ungefchicklichkeit befieht. auf
der Stelle und blindlings. und noch dazu gibt er den Auftrag in Gegen-
wart Mariamnes. die er auf Salomes Auflagen hin hat herbeirufen
laffen und mit der er fich inzwifchen bereits auszufprechen begonnen hat!
Die letzte leife Spur eines Zweifels muß damit natürlich fiir Ma-
riamne fchwindenl
Mariamne hat inzwifchen Herodes zur Rede gefiellt und er hat. fich
völlig verratend - natürlich läßt Hebbel einen Herodes den Großen
fich auf der Stelle verraten wie den dümmften Schulbuben! - gerufen:
..Um welchen Preis erfuhrfi
Du dies Geheimnis? Wohlfeil war es nicht!
Mir fiand fein Kopf zum Pfand!"
Ift fo etwas zu glauben?! Und das ifi Hebbel. der große. berühmte
Pfyafolog und fo geniale Dramatiker?! - - _-
Nun. und wie verhält fich Mariamne? Erbleicht fie wenigftens. nun
fie die leßte Gewißheit hat. taumelt fie zu Tode getroffen zurück? Man
follte das wahrhaftig glauben! Aber nein. fie hat noch Worte; und
fogarfiwohlgefeßte und fehr wohltemperierte fogar! Sie fpricht:
.. -- -- --» -- - O Salome.
Du kannteft deinen Bruder! - Frage den.
Der mir's verriet. was er empfangen hat.
Von mir erwarte keine Antwort mehr."
Daraufhin „wendet" fie „fich". Man fühlt fich verfucht zu ergänzen:
fchmollend. Oder meinetwegen ..mit edler Würde“.
Darauf macht 'Herodes Anfirengung. Mariamne umzuftimmen und
ihr begreiflich werden zu lafien. daß fie ihn dennoäz ..mißkannt". Und
wie? Wieder auf die allerunglaubwiirdigfie und unglaublichfte Weife
von der Welt.
Ermeffen wir nur mal den ganzen Umfang des Unfinns. den er
da zutage bringt!
Er fagt ausdrücklich: er habe den Auftrag an Iofeph ja nur gewagt.

weil er von vornherein des Ausgangs ficher gewefen fei. Erfiens mal:
war er denn das wirklich? Wir dürfen uns freilich erinnern. daß er im
erfien Akt gefagt hat. nur dann würde ihm etwas daran liegen. wieder
lebendig von Alerandrien zurückzukommen. und nur dann würde er bei
Antonius für fich überhaupt „kämpfen könn e n". dies war fein wört-
licher Ausdruck. wenn Mariamne ihm den Liebesfchwur leifte. fonf't fei
ihm fein Leben nichts wert. Nun aber hatte Mariamne ihm diefen
Schwur denn doch nicht geleifiet. Dennoch aber hat er feine Sache vor
Antonius auf das fchlauefte und erfolgreichfte. auch ohne den Schwur
geleiftet und ift wieder da. Alfo hat Hebbel Herodes den Großen und
Graufamen damals fchwäßen laffen. wie einen läppifchen Knaben!
Zweitens aber läßt er ihn jetzt noch läppifäfer fchwäßen als damals.
Denn mit dief er Entfchuldigung will er fich weißbrennen und will
er die doch wohl tödlich getroffene Mariamne umftimmen?! Wir meinen.
wenn ihn Mariamne noch nicht völlig und ganz und gar verachten gelernt
hat. in diefem Augenblick m üßte er ihr der erbärmlichfte und verächt-
lichfie Iämmerling von der Welt fein! Wahrhaftig. oder wir wiffen
überhaupt nicht mehr. was noch erbärmlich und jämmerlich heißen foll!
Alfo. die Sache in ein triviales und draftifihes Deutfch übertragen:
er fagt zu Mariamne: Herrgott. was machft du denn für ein Aufhebens!
Ich wußte ja doch von vornherein. daß aus der Sache nichts werden
würde; denn i>f habe es mir ja gar nicht fo zu Herzen genommen. daß
du mir den Schwur damals nicht geleiftet haft. und habe in Gottes Namen
meine Sache vor Antonius ganz famos geführt und bin. wie du fiehft.
wieder zur Stelle!
Freilich. Worte weiß er ja zu machen! Sogar einen höchft wir-
kungsvollen poetifchen Vergleich findet er. ganz unverlegen!
..Ich tat. was auf dem Schlachtfeld der Soldat
Wohl tut. wenn es fein Allerleßtes gilt.
Er fchleudert die Standarte. die ihn führt.
An der fein Glück und feine Ehre hängt.
Entfchloffen von fich ins Gewühl der Feinde.
Doch nicht. weil er fie preiszugeben denkt:
Er fiürzt fich nach. er holt fie fich zurück" etc. etc.
Es geht noch unheimlich lange und länglich in der Tonart weiter.
Standarte Mariamne! Wenn fie nun nicht überzeugt ift!
llnd Mariamne? Man follte meinen. nach diefer fchon gar nicht
mehr zu bezeichnenden Erbärmliäfkeit müßte fie ihn erft recht keines

Wortes mehr würdigen. Und man meint- daß das die einzig denkbare
pfychologifchg dramatifche und fonflige Möglichkeit in diefem Falle wäre.
Aber weit gefehlt! Sie läßt fich doch noch mit ihm einz und noch dazu
in fehrz fehr- ach allzu fehr ausführlicheq wohlgefeßter und wohfl-
temperierter Rede! Wenn fie ihm freilich auch mitteiltz daß er mit feiner
Handlungsweife die Menfchheit ein für allemal in ihr gefchändet hat.
Ob er es hat! Und ob er etwa nichn mit feiner allerletzten Kläglichkeit
da7 dem Faß noch ganz und gar den Boden ausgefchlagen hat.
K je rl-
Was nun wäre- wie die Dinge jetzt fiehen- vernünftigerweife einzig
und allein noch denkbar? Man follte meinem daß Mariamne fich auf der
Stelle erdolchte und das Drama fein Ende hätte. In der Tat: nur
dies kann ihr noch übrig bleiben.
Aber neinx es kommt immer fchlimmerl Daß er| Salome noch
auftreten muß und mit ihren Lamentos um Iofeph, ihren Gattenz die
koftbare Zeit noch mehr als über zwei lange Seiten hin ganz überflüffig
in Anfpruch nehmen mußz darüber wollen wir uns weiter nicht aufhalten.
Aber es kommt etwas vielz viel Böferes!
Nämlichz während Herodes noch mit Mariamne zufammen ifk7 er-
fcheint ein Bote von Antonius mit der Nachricht, daß die Schlacht von
Actium bevorfteht, und daß Herodes unverzüglich wieder aufzubrechen
hat- um für diesmal die Araber in Säfach zu halten.
Und nun kommt es! Das tödlich Unmöglichfkep was hier nur aus-
zuhecken war! Etwas„ das unfreiwillig die tödlichfte und blutigfte Ironie
und Farce i|z die man fich vorfiellen kann! Nämlich Mariamne hört
diefe Botfchafh horcht auf und befchließt fofortz Herodes noch einmal auf
die Probe zu fiellenz ob er's doch noch mal tun wird? Wenn aber
diesmal nichtz nun, dann foll alles gut und vergeffen fein!
Man follte meinem befonders diefer Hebbelfche Herodes- wennfchon
ficherliäz der hifiorifche- wiirde es nach allem bisherigen nicht noch einmal
darauf ankommen laffen. Aber neinz fofort hat er's mit feinem eifer-
füchtigen Argwohn. Was er da noeh einmal, wie lange ach- wie gar,
gar lang und länglich! - mit Mariamne über drei Seiten hin hin und
her redet: es i| nachgerade fo unmöglichh für beide Teile - am aller-
unmöglichften freilich für Mariamne - daß wir es uns wirklich fchenken
dürfen.
Im übrigen alfo bekommtz fobald Mariamne den Rücken gewandt

_. . .. --- ..u .._..-_.--_ . . . ._-._.»_-_-
-- -. * t. ..kinn-ag. Un:- d.tt.;it fälließt der 3. Akt. Auf
: ..to ..tt rom zwei ganze Akte weiterfcizleppr!
?if 'l-
"l .* t-'- Erima-.te fich denn aber doch etwas anders ab.
z U; , . , ..t Brink-.ntung-tagt-:teibjatreibm inBefürcbtuug.
wett r», *ins aut* wieder folm ein Geheimnis erfahren kennte.
. _-, .1.1.3,- Z-,eit iiFn-r nicht vor ihrem Angeficht erfcheinen.
'get-t mr .f--e: verritftigerwcife fragen: was in aller Welt
du kan-c ide* tee Probe bedeutet.. auf die fie Herodes fiellt? Man
_ "st-(nen. .tm-ate. weil fie ijm auf die Probe geftellt hat. muß fie
'.-ee ?tx-:e renterchiecen. .*vie die Sache fieht. Denn wie andere
*Zi erfahren. daß .lk-rrodes die Probe 'oeftanden hat?
Ader aife nein. fie ltßi Set-mus nicht vor fich erici-einen; trat,l aller
Annie-mung. welche diefer dazu mat-ht. Denn Soc-mus ift ein Bieder-
mann. Der Auftrag des Herodes hat ihn auf das tiefinnerfre empört.
är hat ihn zwar angenommen. eos; nur. um damit zu verhindern. daß
H:ctdet- einen anderen dan-.it betraute. und damit er Mariamne fchiiuen
'an-t, Er ?tt übrigens der Anficht. daß Her-*dcs diesmal nicht zurüa.-
lotnnnt* werd-:x denn es ft- ht ihn; außer Zwei-rl. daß Antonius dem Okta-
vian ritter-liegen. und daß Liter-'an alsdann den Herodes.. als den bis-
heriger. Partegiinger des Antonius. töten laffen werde. Sicher ift: der
gute Remus darin etwas allzu zuverfiäftlicl.» und zeigt fich als eit:
fmlecbter Kenner 'der diplomatifchen Fähigkeiten feines Freundes und
Waffet-bruders. Jedenfalls fuutt er auf alle mögliche Wei!:- an Ma-
rtatune hcranzukommen und ihr reinen Wein einzufcheni'en und einfach
a'lcs mitzuteilen. Mariamne aber läßt ihn beharrlich nicht vor. Das
Curie-tür und llnwnhrianinliciße. was fie alfo tun kann,
Freilich trat-c ja das .fr-tmc alsdann wieder mal kurzerhand zu Ende.
und es muß ja doel nnt- **c.;en mal. f-:inc wobl- und vollgeziihlten fiinf
iiblichen Akte mefiet*!
Was nun .tl-er tut See'ttus. um trotzdem zum Ziele zu gelangen?
I. man muß i-.hon .'agen: er übertrifft aua: den Jofeph noch an ("Z-Filml-
heit! Hören wir nur!
Es "ft natürlict inzwifchen wieder unruhig in Jeruialem. Die
Part-:i Alercittdras ift* wieder am Werke. Freilich geht es diesmal nicht
?o beienders gut von ftatten. denn Sameas fißt noch immer vom -tfien
Mali 'm tierte.; Aber es tei-:d Rat! Denn was tut Soemus? Er

Zap-ZG ?JO =3 mac-U :ZW
$5309
â€ž c m p q B o m a m = a

hat- diesmal Soemus den Auftrag. Und damit fchließt der 3. Akt. Auf
daß die unglückfelige Sache fich noch zwei ganze Akte weiterflhleppe!
It K ?k
Diesmal fpielt die Gefchichte fich denn aber doch etwas anders ab.
Nämlich Mariamnef in Befürchtung- fage und fGreibe- in Befürchtung
daß fie von Soemus auch wieder folch ein Geheimnis erfahren könnteF
läßt Soemus die ganze Zeit über nicht vor ihrem Angeficht erfcheinen.
Ia- werden wir uns vernünftigerweife fragen: was in aller Welt
foll denn dann aber die Probe bedeutenx auf die fie Herodes fiellt? Man
follte meinen! gerader weil fie ihn auf die Probe gefiellt hatx muß fie
auf der Stelle recherchieren- wie die Sache fieht. Denn wie anders
will fie erfahren- daß Herodes die Probe beftanden hat?
Aber alfo neinX fie läßt Soemus nicht vor fich erfcheinen; trotz aller
Anftrengung- welche diefer dazu maiht. Denn Soemus ifk ein Bieder-
mann. Der Auftrag des Herodes hat ihn auf das tiefinnerfte empört,
Er hat ihn zwar angenommen! doch nurf um damit zu verhindernx daß
.Herodes einen anderen damit betraute- und damit er Mariamne fchüßen
kann. Er i| übrigens der Anficht, daß Herodes diesmal niäft zurü>-
kommen werde; denn es fteht ihm außer Zweifel! daß Antonius dem Okta-
vian unterliegenf und daß Oktavian alsdann den Herodes- als den bis-
herigen Parteigänger des Antonius! töten laffen werde. Sicher ift der
gute Soemus darin etwas allzu zuverfichtlich und zeigt fich als ein
fchlechter Kenner der diplomatifchen Fähigkeiten feines Freundes und
Waffenbruders. Jedenfalls fucht er auf alle mögliche Weife an Ma-
riamne heranzukommen und ihr reinen Wein einzufchenken und einfaäf
alles mitzuteilen. Mariamne aber läßt ihn beharrlich nicht vor. Das
Törichtfte und Unwahrfcheinlichfie- was fie alfo tun kann.
Freilich wäre ja das Drama alsdann wieder mal kurzerhand zu Ende,
und es muß ja doch nun fchon mal feine wohl- und vollgezählten fünf
üblichen Akte meffen!
Was nun aber tut Soemus- um troßdem zum Ziele zu gelangen?
O„ man muß fchon fagen: er übertrifft auch den Iofeph noeh an Schlau-
heit! Hören wir nur!
Es ifi natürlich inzwifchen wieder unruhig in Iernfalem. Die
Partei Alerandras ifi wieder am Werke. Freilich geht es diesmal nicht
fo befonders gut von fiatten- denn Sameas fist noch immer vom erfien
Male im Kerker. Aber es wird Rat! Denn was tut Soemus? Er

r"
I
1
..F
Jullm‘:
F'
0—! I
G-
O _7:
lb
,
?kJ-*Z*-
y O
0, Q
"I x.
..-
x...
I WV.
.-‘ , :3
T” Z.“
w .U
*.
C:
.- r. g
c" '2
Jr. F _Z- 1“ .-'
"-Dd-I‘fl‘fi
19??!
GWS?
---.- ---*u, "e '--

..iii (3......

läßt ihn frei. läßt ihn einfach frei! Und warum? Nun. damit Mariamne-
darüber ungehalten wird. daß er in diefem Augenblick den gefährlichften
Feind des Herodes freigelaffen hat und ihn fofort vor fich befcheidet.
Hier werden wir uns. denk' ich. verwundern. nicht bloß darüber.
daß Soemus gleich einen fo gar gefährlichen Apparat in Szene febt.
feinen Zweck zu erreichen. fondern vor allem. wie er der Anficht fein
kann. daß Mariamne ihn deswegen gerade vor fich befcheiden laffen wird,
Denn muß er fich nicht fogleich fagen. daß Mariamne höchftwahrfcheinlich
die Sache brieflich oder per Boten abmachen und ihm befehlen wird.
feine Dummheit auf der Stelle wieder zu reparieren und den
Sameas wieder in feinen Kerker zu fiecken? - Soemus darf das aber
nicht. denn Hebbel will. daß er juft auf diefe Weife mit Mariamne zu-
fammen kommt!
Sehen wir aber nur zu. wie bodenlos unfinnig. um niätt gleich
zu fagen geradezu krankhaft Hebbel diefes Motiv ausgetüftelt hat!
Denn. was das allertollfte ift: er nubt es noch niajt einmal aus. fondern
macht die Saäje fchließlich doch noch anders. nachdem Sameas bereits
ganz getroft und fehr zufrieden auf freiem Fuße einhergeht und natürlich
inzwifihen das feinige tut!
Nämlich. beachten wir: Anfang des 4. Aktes befindet fich Mariamne
wieder mal bei Alexandra. Man weiß nicht weshalb. aber fobald
Herodes den Rücken gekehrt hat. fcheint fie eine wahre Manie zu haben.
Alexandra Befuche zu machen. Nun. Mariamne befindet fiäj bei Alexan-
dra. Soemus geht aber felbftverfkändlich und doch wohl aus dem gleichen
Grunde. wie vordem Jofeph. bei diefer ein und aus. weil er fie zu über-
wachen hat. Was für eine grenzenlofe Unvorfichtigkeit alfo von Mariamne.
die abfolut nicht mit Soemus zufammenkommen will. bei Alexandra zu
fein! Und richtig denn: Soemus kommt wieder mal zu Alexandra und
- überrafcht. Anfang des 4. Aktes. Mariamne bei diefer! Wir fragen:
wozu alfo in aller Welt der kreuzgefährliche Apparat mit Sameas da?!
Hätte es Soemus nicht von vornherein fo bequem haben können?! -
Gewiß und ficher; es gibt für Hebbel nicht die mindefte Entfchuldigung.
Denn es hätten fogar noch andere Auswege freigeftanden. Soemus hätte
Mariamne z. B. einen fo überreichten Brief zugehen laffen können. daß
Mariamne ihn hätte öffnen und die Mitteilung des Soemus erfahren
müff en. oder was fonft noäj alles dergleiäten denkbar. möglich und
zu maäjen gewefen wäre.

Alfo. in der 3. Szene tritt Soemus einfach. ohne vorher eine
Ahnung zu haben. daß er auch gleiaj Mariamne antreffen wird. bei
Alexandra ein. Er kommt wie gerufen. denn natürlich hat ihn - freilich
gegen jede Wahrfcheinlichkeit! - Mariamne foeben rufen lafien wollen.
Nun. fei*s wie*s fei: endlich hat Soemus fie. und fofort teilt er
ihr den Auftrag des Herodes mit.
Und was tut Mariatnne? Sie wird doch wohl jest den Dolch gegen
fich zücken? Denn was bliebe ihr wohl jetzt noch übrig. mit Herodes
zu fprechen? Nun. fie zückt auch wirklich den Dolch gegen ihre Bereit.
Aber fie vergißt. daß der vierte Akt bis jetzt ja erfi fünf und eine halbe
Seite zählt. daß er aber noch dreizehn und eine halbe Seite bekommen
foll. und daß ihm alsdann auch erft noch ein 21 Seiten langer fünfter
Akt folgen foll.
Alfo? Nun alfo erdolcht fie fich trotz allem und allem nicht.
fondern muß fich von Alexandra daran verhindern laffen. Etwa weil
diefe. als Mutter. ihr das Leben retten will? Bewahre! Alexandra
will ihr durchaus nicht das Leben retten! Sondern fie ruft ihr zu:
„Wahnfinnige. verdient er das? Verdient er's.
Daß du den Henker an dir felber machf't?“ W
Man foll doch wohl ergänzen: du mußt ihm eri't das noch antun. daß
er dein Henker wird. und daß er dich hinrichtet!
So liebevoll. wie. leider. auch -- verzwickt von Alexandra. refpek-
tive von Hebbel!
Mariamne aber? Wirklich. fie ruft:
..Das war verkehrt! Ich danke dir! Dies Amt
Erfah er für fich felbfi!
(Sie fchleudert den Dolch weg.)
Verfucher. fort!“
Höchft edel von Mariamne! Man muß fchon fagen! Im übrigen
aber. nach allem fchließlich doch wohl das Unmöglichfie! Denn in
welchem Zufiande muß fie denn eigentlich bis zu der doch fo unberechen-
baren Rückkunft des Herodes wohl noch hinvegetieren? Und würde
Herodes nicht auf alle Fälle durch ihren Tod befiraft fein? Nein. fie
muß erfi noch fozufagen boshaft gegen Herodes handeln! Hebbel will
uns weismachen. daß ein folches edle Weib. wie Mariamne es fein
foll. ihm erfi noch aus kleinlicher Rache einen ganz befonderen „Ton“
antut! Mit ihrem tödlichfi beleidigten und unheilbar befudelten heiligfien
Empfinden foll diefe Mariamne fich erft noch wer weiß wie lange hin-

fchleppen. um .Herodes zuguterleßt noch eins auswifchen zu können! -
Das Pfychologie. das Tragik. und das der große. geniale Dram a -
tiker Hebbel?! - - -
Da Mariamne nun aber doch fchon mal den Dolch weggeworfen
hat. fällt fie dann freilich auch weiter nicht mehr aus der Rolle. wenn
fie noch diefen Hokuspokus .von Feft losläßt. der zudem noch den ganzen
übrigen. fehr beträchtlichen Reft des Aktes bis zur Rückkunft des
Herodes ausfüllen kann. Diefes Feft. bei dem fie von Soemus. recht
modern wie zur Polonaife. zum Tanz geführt wird!
Denn. was das anbetrifft. fo fteht. l7. 6. wörtlich zu lefen:
Mariamne:- - - - - Schlecht genug.
Dich (Salome) ftehn zu laffen und mich in die Schar
Zu mifäfen. welche dort den Tanz beginnt!
Soemusl
S o em u s (reicht ihr den Arm (l)): Königin!
Ach fo! So tanzte man ja wohl damals in Judäa und am Hof des
Herodes! Das ift hier nicht etwa naiver Anachronismus. nein. das ifk
einfach eine unverzeihliche Nachläffigkeit des Modernen Hebbel. der auch.
ohne gerade diesbezügliche Spezialgelehrfamkeit zu befißen. unbedingt
wiffen und fühlen mußte. daß das hier eine wirklich höchft gefährliche
unfreiwillige Komik macht! Eine Komik in folch' einem Augenblicke!
Aber freilich. was wäre nach allem Bisherigen wohl noch fo befonders zu
verderben! -- -
Nun. aber man tanzt dann alfo inzwifchen noch fo lange; höchft-
vermutliäf in der Ahnung. daß Herodes fogleich zur Stelle fein werde,
Das ift er denn auch wirklich! Alles. was recht ift. er ift in diefer kurzen
Zeit nicht etwa bloß mit den Arabern. fondern fogar auch noch mit
Aktium und ganz und gar mit Oktavian fertig geworden!
Man hofft nun. daß Mariamne fich wenigftens jetzt noch entfchließt.
fich vor feinem Angeficht zu erdolchen. Damit wiirde fie ja ihren Zwe>.
ihn zu befirafen. völlig erreichen und vielleicht dann doch auch noch
mit einiger Würde. Aber nein. es feßt erft noch eine zwei und eine
halbe Seiten lange. hier doppelt und dreifach redfelige Szene.
Der vierte Akt i| zu Ende. und nun kommt wirklich. wirklich noch
die mehr als peinliche. peinliche und dreimal peinliäfe und komplette
Unmöglichkeit und überflüffigkeit diefes endlos gezerrten und hin und
her wabbelnden fünften Aktes! Ohne Gnade und Barmherzigkeit müffen
wir fie noch erdulden! Es ergeht noch diefe entfeßliche. kaum zu ertra-

gender diefe ganz undenkbare Gerichtsfzene über uns; und als Mariamne
bereits zum Tode abgeführt ift- müffen erft noch Titus und Alexandra
auftreten und Herodes mitteilenf daß Mariamne unfihuldig geftorben
ifkz und wir müßen fogar nocl» ganz aus heiler Hautz diefe wie gar
fchnurrig wirkenden heiligen drei Könige mit anhörem die die an und für
fich recht wiehtigq augenblicklich aber ganz nebenfächliche Botfchaft
von der Geburt Chrifii bringen. Und wie viel Raum das noch in An-
fpruch nimmt! Doppelt und dreifach unnötigerweifep da ja Sameas
bereits lange zuvor die Geburt des Meffias im Kerker geweisfagt hat
und damit das Chrifiusmotiv angemeffen kurz und wirkfam bereits er-
ledigt war!

K K K'

Das alfo ifi der große- fo herb titanifäd männlich dramatifche
Dithmarfche und geniale Tragiker Hebbel! Das i| fein berühmtes
miehelangelesk herbes und knappesz fo fehr pfychologifches Alfresko,
und das feine berühmte machtvolle Problemdurchführung! - - -

Ich frage: müffen wir uns das Idol Hebbel niäzt fo fmneu und
gründlich wie möglich abgewöhnenz daß unferz freilich augenblicklich fehr
verfahrenes, Theater endlich mal wieder vorwärts kommt? - - -

Auguft Strindberg:
Mittl'ommer.
Ein ernfihaftes Lufifpiel.
_ Aus dem lchwedilchen Manulkript überlegt von Emil Schering.
Fortleßung.
Zweites Bild:
Im Salon des Dampfers.
(Der Vorderlalon des Dampfers im Durchlchnitt; rechts im Vordergrunde
die Treppe zum Deck; am weitel'ien im Hinterm-unde, wo die Bühne lich zu einem
Keil verengtl ill die Kajüte der Refiauratrize und die Küche; zwilchen beiden ein
niedriger Schrank mit Wallerlaralfel Zeitungen und BlumenF und darüber ein
Spiegel, Auf den beiden Seiten rote Sammetlofas mit langen Eßtilchen davor.
Durch die Ventile mit ihren roten Gardinen an Mellingliangen fieht man die
Millarufer vorüber ziehen. Die Wände lind in Gold und weiß. Mellinglampen
hängen von der Decke herunter, Tilchaullilhe und Blumen (Pfingfirolem Flieder
ulw.) auf den Tilchen.
Der Steuermann und der Malchinifi ellen Frühlillck an dem Tilch neben
der Kajüte der Reliauratrize; die Reliauratrize fieht in der Tür mit einer Zeitung
in der Hand. Lina lieh' in der .Küchentün Langbucht (der Filcher) lißt auf einem
rechten Sofa und [left die Zeitung.)
Die Reliauratrize:
Rum Steuermannl das neue Boot ifi ja jeßt fertig- und wir willen nichts
davon.
Der Steuermann:
Steht das im Blatt?
D e r M a l ch i n i lt
(neigt lich über den Tellerl um lein Mienenlpiel zu verbergen).
Die Refiauratrize:
Iax gewiß fieht das hier! und die Probefahrt ifi gemacht z aber man er-
fährt den Namen des Kapitäne nicht! "

Der Steuermann:
Das ift ja fonderbar!
Die Refiauratrize
(zum Maichiniften): Hat Er aueh nichts gehörtx Meifier?
D e r M a f ch i n i |
(mit einer piependen, [Gleppenden Stimme): Ich? Neinz ich habe gar niäzts
gehört! Wie [ollte ich etwas gehört habenz wo ich meine ganze Zeit
unten im Mafchinenraum fiehe!
Die Refiauratrize:
Oh„ Er hört ganz guy Meifterf wenn Er nur hören will! -
Der Mafäzinifi:
Linchen! Kann ich ein Dünnbier bekommen
Lina
(tritt an den Fücber heran): Bitte- fiehen Sie ein wenig auf, ich babe das
Bier hier in der Bank!
D e r F i f ch e r x
(fieht auf und feßt [ich nachher wieder):
Die Refiauratrize: -
Ia- es ift ja kein Geheimnis, daß man iagt, der Steuermann foll das
neue Boot haben!
Der Steuermann:
Ich? Wie [ollte das gefchehen könne-*.- wo ich ein cFahrzeug ruiniert
habe? Das heißtz das tat ich nichtz [andern ein andi-er Dampfer --fuhr
auf den meinen auf! Damals war der Kapitän oben (Gebinde mit 'dem
Daumen nach oben) mein Steuermannz und jetzt i| er mein Kapitän.
Die Reflauratrize:
Ohz das ifi fo lange her; und übrigensx wenn man fo beliebt ift wie der
Steuermann
Der Steuermann:
Pfi- pfl- pfi!
Die Refiauratrize:
Iax vom Kapitän kann man ja nichts Böfes [agent aberer ifi nicht nett
gegen die Paifagierex fondern ifi kleinlich und kißlig.....
Der Mafchinifi:
So muß man nicht [precheni
Die Refiauratrize:
Ich [agez wie es iftx und in höre die Leute klagen,... aber erfreut bin
ich nicht über den Konkurrenten...
x

Der Steuermann:
Das klärt fich fchon7 Frau Rundqvifi- feien Sie nur niaht bange! -
Still! Da kommt der Kandidat an die Treppe! - Lina„ nimm den
Branntwein hier fort!
Lina .
(nimmt die Branntweinkaraffe und die Gläfer fort und fiellt fie in den Schrank
unter dem Spiegel).
Die Refiauratrize:
Direktor Lundberg hat uns den jungen Herrn empfohlen- auf eine Art
und Weife„ die gerade keine Empfehlung ifi. . .
Der Steuermann:
Es ift ein unleidlicher Junge- anfpruchsvoll- hochmütigX rückfichtslos. . .
Der Mafchinift:
So mußfman nicht fprerhen!
Der Steuermann:
Hör Er mal! Meifierx es ift fehr hübfch„ gut von Leuten zu fprechem die
es verdieneny aber Taugenichtfe und Lümmel hätfrheln- das i| zu viel!
Der Mafchinifi:
Man muß Geduld haben- man muß Geduld haben...
Der Steuermann:
Jap das muß man gewiß- und nicht am wenigfken mitfich felbft!
Der Mafchinifi:
Sieh- das war hübfch gefprochen! Das war hübfch!
Die Refiauratrize:
Still!, .. Seine Hoheit kommt!
Ivar
(kommt, die weiße Mühe auf dem .Kopff fieht fich troßig um).
Lina
(tritt auf Joar zu- überreicht die Sheifekarte).
Ivar '
(ließ),
D i e a n d e r e n
(machen Mienen).
I o a r:
Kann ich einen Chateaubriand bekommen? Aber er muß gutj'gebraten
fein! - Und dann möchte ich - Branntwein haben!
L i n a:
Hier wird kein Branntwein ferviert!

I v a r:
Was heißt das? Ifi es ein Temperenzlerboot?
L i n a:
IaX es geht mit barem Waffer; nicht wahr-h Herr Mafchinifi?
Der Steuermann;
Wir haben keinen Branntweinkeffel in der Mafchinß nur Waffer.
J v a r:
Das ifi ein fchlechtes Boot...
Der Steuermann:
Darum follen wir auch ein neues haben!
I v a r
(fest iich): Kann ich denn einen Kaffee bekommen?
.L i n a:
Was foll es für eine Sorte fein? Extra Mokka vielleicht?
I v a r:
(klärt fich auf): Haben Sie den?
L i n a:
Ia, gewiß haben wir! (Geht und befiellt.)
L a n g b u ch t:
Hat der Steuermann im Blatt gelefen- daß die Studenten keine weißen
Mühen mehr tragen follen?
Der Steuermann:
Neinh Langbucht- Er hat ficher rückwärts gelefen. . . es fieht im Gegenteil
darinx daß die Studenten andere ihre weißen Mützen nicht tragen laffen
wollen...
L a n g b u ch t:
O Kreuz„ fieht das daz etwas in der Richtung war es jedenfalls.. .
I v a r:
Ia„ und das ifi recht; denn die Bildung ift ein Eigentum- das niemand
einem nehmen kann... Achtung vor der weißen Mütze! fage ich!
Der Steuermann
(nimmt feine weiße Uniformsmüße hervor und feßt fie fich auf den Kopf),
Meinen der Herr die hier! Hoho!
L i n a
(faßt an ihr weißes Küätenbarett): Oder die hier!
I v a r: _
Schwatzen Sie nicht! Ich möchte fo weit gehen; wer nicht Latein gelernt
hay dürfte nicht die weiße Studentenmüße tragen!

Der Steuermann:
Ich möchte noch weiter gehen und jedem Paffagier verbieten die Mühe
- in den Salons zu tragen!
(Gelächter.)
I v a r:
Wißt Ihr nicht. daß es höchfier Mut ifi. bedeckt zu fein Der Steuermann:
Nein. das wiffen wir nicht; aber das wiffen wir. daß es den größten
Mut erfordert. fich gedeckt zu machen - für kleine Forderungen. die
man an die Herren Studenten hat!
I v a r:
Ich finde es indiskret. an eine Forderung zu erinnern. wenn man bei
Tifch fißt!
Der Steuermann:
Indiskret? Das ifi Latein für uns!
I v a r:
Ia. das ifi Latein für Sie!
Der Steuermann:
Das kommt gewiß von (bella-jim?
I v a r:
-Was ifi das für eine Sprache; ifi das Mefopotamifch?
Der Steuermann:
Nein. das ift Griechifch!
I v a r:
Ich habe kein Griechifch gelernt!
Der Steuermann:
Aber das habe ich! kliemi, ero, eirelra. eipon! Was bedeutet das?
Ivar
(Ww-i210*
Der Steuermann:
Sie müffen nicht verdrießlich werden. Herr Kandidat. denn ich bin nicht
viel weiter im Gymnafium gekommen. als bis zum Ablativus; aber
bereits damals fchlugen wir vor. niemand dürfe für ein liber 8tuc1i0-
5118 angefehen werden. der nicht Griechifch wie Latein gelernt habe.
Ivar
(ohnmächtig): Das find veraltete Ideen.
D er Steuermann:
Das find fie freilich! (Erhebt fich.) Und wir haben viele folche; aber der

Herr. der jung ift. follte die neuen Jdeen ausfindig machen... (Faltet
ganz kurz die Hände zufammen wie zu einem Tifchgebet.)
J v a r:
Das da ift wohl eine alte Jdee. wenn überhaupt eine!
Der Steuermann:
Und bleibt doch immer neu!
J v a r:
Sind Sie Pietifi. Steuermann?
Der Steuermann
(einfach. ohne Bosheit): Nein. nicht. wie Sie meinen! Aber ich war einen
ganzen Winter in den Docks von London ohne Arbeit und ohne Effen
herumgelaufen. als der Frühling kam und ich mich wieder fatteffen
konnte: da wurde ich fo froh. daß ich ganz einfach dazu kam. fürs Effen
zu danken! (Zur Refiauratrize): Danke fürs Effen. Frau Rundqvift!
Die Refiauratrize:
Wohl bekomm's. Steuermann! - Wo find wir jebt?
Der Steuermann;
Wir find bei Königshut!
D e r M a f ch in i fi
(erhebt fich. fpricht [eife ein Tifchgebet und geht),
Die Refiauratrize
(zum Mafchinifien): Nun. Meifier. fäjenkt uns noch eine Tonne Kohlen
zum Mittfommerabend. daß wir zeitig hinkommen!
Der Mafchinifi:
Nein. das darf ich nicht. denn es ifi nicht recht; es ifi nicht recht. wenn
die Gefellfchaft gefagt hat. es foll fo und fo fein; es ifi nicht recht!
J v a r:
Die Gefellfchaft? Das find unfichtbare Schwindler. die nur Geld aus
den Leuten herauspreffen wollen!
D e r M a f ch i n i fc
(mit einem Blick auf die Refiauratrize): Unfichtbar find fie nicht. die...
oh... ich möchte ein fo hartes Wort nicht gebrauchen - es find fehr
artige Menfchen. befonders Frau Rundqvifi. die einige Aktienam Boot
befibt. (Geht.)
Ivar
(verdußt).
Lina
(febt Joar Effen und Kaffee vor; Ivar verfucht vergebens das Fleifä) zu
fchneiden; hält feinen Grimm zurück; fchmeckt den Kaffee. fpuckt und faucht.
aber wagt es nicht. etwas zu fagen).

D e r F i f ch e r
(zu Jvar): Das ift ein tüchtiger Kerl. unfer Steuermann!
I v a r:
Und fo gelehrt!
D e r F i f ch e r:
Ia. er hat vom Leben gelernt I v a r:
Was hat er gelernt?
D e r F i f ch e r:
Was fich fchickt!
I v a r:
Aber das haft du nicht!
D e r F i f ch e r:
Doch! Das geht der Reihe nach durchs ganze Glied und niemand ent-
kommt wie bei der Landwehr!
Ivar
(fixiert den Fifcher befiilrzt).
H a g b e r g
(kommt fchlichtern herein. feßt fich).
Ivar
(fpringt um): Und der Mafchinifi! Der fieht aus wie ein Pfandleiher.
D e r F i f ch e r
(mit einer Miene nach Hagberg. der gequält ausfieht): Wie fieht fo einer aus?
I v a r:
Genau wie der Mafchinifi!
D e r F i f ch e r:
Sind die denn alle gleich?
I v a r:
Alle!
D e r F i f ch e r
(zu Hagberg): Haben Sie im Blatt gelefen. daß die Regierung die Mo-
bi-li-fierung eingefiellt hat!
H a g b e r g:
Nein. mein guter Langbucht. Er muß wohl falfch gelefen haben. denn
die Regierung hat eine Mobilifierung angefiellt!
D e r F i f ch e r:
Sofo. fofo. ja... es wird alfo zur Mobilifierung kommen! -

I v a r:
Wird es zur Mobilifierimg kommen?
.h a g b e r g
(höflich): Ia. es if! Generalordre ausgefertigt. und der Kriegsminifier
hat fich bereits ins Manöverterrain begeben...
I v a r:
So! - Vielleicht wiffen Sie. mein Herr. ob man fich perfönlich fiellen
muß. oder ob. ..
H a g b e r g
(höflich): Man hat mir gefagt. man müffe fich perfönllch fiellen. ..
I v a r: *- '
Danke fehr für die Auskunft! Mit wem habe ich die Ehre zu fprechen?
Mein Name if'i Kandidat Lundberg.
H a g b e r g:
Mein Name ifi Hagberg.
I v a r:
Der Großhändler vielleicht?
.h a g b e r g:
Nein. ich bin nicht Großhändler... (Zur Reflauratrize): Ifi der Graf
an Bord?
Die Refiauratrize:
Das ift er nicht. foviel ich weiß! - Aber wir haben jetzt die Brücke!
Julius und Luife
(kommen).
L u i f e
(tritt an Jvar heran und plappert): Nun. hat Er guten Kaffee bekommen k
I v a r:
Ich habe heute keinen Kaffee gefehen!
L u i f e:
Was hat Er denn da in der Taffe?
J v a r:
Das if! Schuhwichfe!
L u i f e:
Du hifi fchrecklich! -- Aber willfi du Julius nicht dafür danken. daß er
deine Reifetafche getragen hat?
I o a r:
Danken? Nein. aber will er's bezahlt haben. fo!! er's bekommen!

Luifm
Bezahle ihn mit einem freundlichen Wort; fag etwas zu ihm!
Ivar:
Ich kann nicht von Karotten und Paftinaken fprechen.
L u i f e:
Julius intereffiert fich auch für etwas anderes. ..
I v a r: *
Mit dir) ja. Aber du haft auch Gefchmack in der Wahl deiner Freunde!
Jene Amalie zum Beifpiel...
L u i f e:
Was ifi mit ihr?
Ivam
_ Ihr Vater ifi ja Pfandleiher!
Luifu
Still!
I o a r:
Und er wird der Brandfiifter genannt...
L u i f e:
Ivar) Ioar! Du maehft dich unglücklich!... Höre mich) hör mich an)
ehe du alles für dich verdorben hafi! Nimm einen Rat an) der vielleicht
deine Zukunft retten kann: willfi du?
Ivam
Los damit!
L u i f e:
Ia) diefen: Verachte niemand) denn du weißt nie) mit wem du fprichfi!
Ivam
Ift das ein Orakel oder Glückfpruch?
Luifm
Wäre es nur von Glück für dich) armer Ivar!
D e r G r a f
(kommt).
J v a r:
Was ift das für eine Figur? Der fieht ja wie ein Seminarifi aus!
L u i f e
(legt Joar einen Finger auf die Lippen): Still!
Ivar
(beißt Luife in den Finger). *

L u i l e:
Ivar! Wie kannl'i du) der du gebildet fein willli) dich lo aufführen?
Du betrögli dich ja wie ein Straßenjunge. Dir fehlen ja die einfachfien
Begriffe von Erziehung.
I v a r:
Geh heim und leg dich!
L u i l e:
Gehen werde ich) damit ich mich um dich nicht zu lchämen brauche! Aber
wenn du mich einmal verliehen wil-li) wirft du mich zurück wünfchen!
- (Geht hinaus).
Ivar ' *
(zu Julius): Hör' Er) der Herr il'i in den Karotten zuhaule) lag' Er
mir) kann der Garten die Pacht bezahlen?
M .
"i u l 1 u s .
(die ganze Zeit freundlichl ohne Ärger): Ia) das kann er) und es bleibt noch
etwas übrig...
I v a r:
Ubrig? Und da lpart und geizt der Alte mit den Hellern. ..
I u l i u s:
Daß der Direktor das tut) habe ich nicht bemerkt. Im Gegenteil.
I v a r: *
Aber ich habe es bemerkt! _ Kennt der Herr den logenannten Grafen
auf dem Herrenhof?
I u l i u s
(der den Grafen nicht lehen kann): Iawohl) ich lehe ihn fehr oft...
I v a r:
Il'i er Pietilt) oder was macht er?
D e r G r a f
(nimmt eine Zeitung und verbirgt lich hinter ihr).
I uli u s:
Ich weiß lo wenig von den Herrlchaften auf dem Hofe.
I v a r:
Sie follen häßliche Gefchichten da oben gemacht haben. . . Was war das?
I u l i u s:
Wirklich) ich habe etwas dergleichen gehört...
I v a r:
War es nicht ein Mord oder lo etwas?

.-,. ,
*4' .t-
:M
x'
7N'.
z 't' 2..
J.
W.Q.M
BqÃœ'NOJ'WA'
*,'i , e
'7
/
ij] 1.
e
Y..-
1
ZKM.,1
.
j
./.v 'WW ...UK-t.
*e.7Â» 4 i
_
. .
c .
B .
(- c
indie'
11'
.,
tx
IO
Hansvon
,J
--2
(-
caleger.
Genebmigut*
..P .
81'
D
(
)
-A
t*-
4.
(Z6. r. Macecx?, Haile a
.i7
'EL'U
J
.
.v
ad
iit
:i:

Mit-:femmer Angnfi Strindbi -.-
._.-..-_...._- -._...m- _ _ ... .--- q. _---.-.. *-____M..- ....- ... _
._.. __-_. -.
L u i f e:
Junk! Wie kann.) du, dcr du gebildet fein willfh dich fo auffij rer '
In l-etx'igfi tin» ja wie ein Str-tßcnjung-u Dir fehlen in die einf; öfter
Begriffe vou Erpel-ung.
J o a r:
Geh heim und leg Wh!
.L u ii r.-
(Eiefn n :qu-ce ici» damit ich mich um dich nicht zu frhätnen brauche! A e:
*.r-.e-.t 7,1.- !»ti k» .ann-.ai :erfichen rri*fix wirft du nn'ch zurück wiinfHe 1!
.fiel-t -it-l* th'.
'.- r
.t *7 Mu?! Hot' .sh der Herr ifi in den Karotten zuhaufe- fag' Cr
.'.u-n :er .flat-ten die Pacht bezahlen?
n l i *.4 '.4 .
("ci- ganz(Init f*e.m:!itb„ dba.: Niger): Jah das kann er„ und es bleibt roh
ert-te! l-bt in . . .
J o a r;
Uhr-(gi Und da fpatt und geix! der Alte mit den Heller-n...
J ul 1 u :i:
'Da-_*4 der Direktor das tun habe ich 'inht bemerkt. Im *Ziege-nnen.
I v u c7
Aber ich habe es bemerkt! - Kennt der Herr den fogeuqnnteu Grafen
anf deln Hrr-enhof?
Z n l i u s -
(der dm Grafen nicht fchen kaum: Jawohlh ich fehe ihn febr oft...
Z o a r*
Z] er anne, oder was mail-t er?
fi) e r b“ r a f
(nm-.at eine Zrjklm.. und verbirgt lieh hinter ihr).
J t. l i u 5:
:mx wei(fo wenig von den Herrithaften auf dem Hofe.
I t- a r.-
Sie follen h'aßliche Gefchichten da oben gemacht haben. .. Was war das?
I ul i u s:
Wirklich! ich hab.: etwas dergleichen gehört...
_J v (1 1':
*Var es nicht ein Mord oder fo etwas?
ß)

Hans v on Mardes:
Der Sieger. (Studie.)
(Mit Genehmigung des Herrn G. v. Mar-Yes, Halle a. S.)
Jahrgang
1 9 0 9
Zum Auffatz von Julius Meier - Graefe.

I u l i u s:
Ich weiß durchaus nichy und wenn ich auch was wüßte- würde ich nicht davon fprechen.
I v a r:
Weil er Graf ifi?
J' u l i u s
(wie vorher): Nicht darumx fondern weil er ein Menfch ifi und ein guterx
J v a r:
Jfi er gut? Was ifi das?
D e r F i f ch e r:
Das ifi der gerade Gegenfaß von böfe!
Ivar
(zu Julius): Dürfen folche Vorderdeckpaffagiere im Salon fißen?
D e r F i f ch e r:
Wenn folche hier fißen dürfen!
Ivar
(eeheb. fich): Ich appelliere an alle Paffagiete- ob das Ben-agen diefes Individuums es berechtigen kann- mit befferen Leuten zufammen zu filzen! - Ich appelliere! *
A ll e
(fchweigen).
I v a r:
Diefes Schweigenx foll ich es als Billigung oder Mißbilligung auslegen?
Alle
(fchweigen).
I v a r:
Keins von beidem denn es ifi Feigheit! Feigheit! fage ich... (Schweigt vet-zug!, wie der .Korporal eintritt).
Der Korporal
(in der Uniform der Garde und mit einem une'hdtten Selim-nikon).
I u l i u s
(fieht auf und macht Honneur).
D e r K o r p o r al
(zu Lina): Kann ich ein Gläschen bekommen?
L i n a:
Sofort!
D e r K o r p o r a l
(.u Julius); Guten Tagf Kamm-ad. Wie ifi die Nummer?

I ul i u s:
Zweihundertfieden ! Korporal!
Der Korporal:
Zweihandertfieben hat Urlaub. nicht wahr? Oder ifi es Bauernurlaub ?
I uli u s:
Nein. es ifi richtiger!
Der Korporal:
Darf ich den Schein angucken. Zweihundertfieben!
I uli u s
(zeigt ein Papier).
Der Korporal:
Klar!
Lina
(bietet dem Korporal ein großes Weinglas mit Cognac und Zuckerfiücken an)-
D e r K o r p o r a l
(trinkt): Heh! (Knabbert an einem Stück Zucker): Ich bin draußen und
fahnde auf Ausreißer - Heh! - von diefer Mobilifierung. heh!
I v a r
(hat fich wieder gefeßt. ifi zufammengefunken und hat fich hinter einer Zeitung
verborgen).
D e r K o r p o r a l
(mit Grimaffe): Das war ein fehr guter Eognac! Trinkt Zweihandert-
fieben nicht einen Guten mit feinem Korporal?
I u l i n s:
Nein. danke. nicht fo früh am Tag!
I v a r
(zu Lina): Wird hier auf dem Boot was Starkes ferviert?
Lin a:
Ia. für Korporale. aber nicht für gemeine - Menfchen!
I v a r:
Kann Fräulein Mama fagen?
L i n a
(erregt): Was meint Et?
Die Refiauratrice
(die zugehört hat. zeigt lebhafte Unruhe).

I v a r:
Was ich meine? Rechnet es felbfi aus und bittet Tante bei der Multi-
plikation zu helfen.
D e r K o r p o r a l
(öffnet ganz fürchterlich den Mund. "leckt ein Stück Zucker weit hinein und
fixiert Ivar. der wieder zufammengefunken ifi): Ich glaube. ich möchte eine
Flafche Sodawaffer haben.
L in a
(tritt an Joar heran): Sofort! (Zu Isar): Bitte. fiehen Sie einen Augen-
blick auf! - Stehen Sie doch auf. ich habe das Waffel* in der Bank da!
Ivar
(erhebt fich widerwillig und fieht jeßt vor dem Korporal. aber weicht haftig
aus und tut fo. als fehe er zu einem Ventil hinaus): Ich glaube. wir haben
angehalten?
I uli u s:
Ia. wir find bei Effingen!
I v a r
(fchliipft hinaus).
L i n a
(traurig. ferviert dem .Korper-l): Bitte!
Der Korporal:
O Jugend. wie anmutig du hifi! - Ia) glaube. lie weint!
L in a .
(trocknet die Tränen und fiiirzt zur Refiauratrice hinaus): Nein!
Der Korporal:
Es wird getanzt werden heute abend! Will nicht... (Erinnert fich an
etwas): Hör Er. Zweihundertfieben! Kennt Er den Herrn da. der...
Ifi er gegangen?
I uli u s:
Ia. ich kenne ihn!
D e r K o r p o r al
(nimmt ein Notizbuch hervor und ließ): Wie hieß er?
I u l i u s:
Er hieß Lundberg!
Der Korporal:
Sieh da! (Liefi): Und der Vorname!

Julius:
Ivar!
Der Korporal: f,-
Sieh da! Ivar Lundberg! Das ifi er! (Geht hinaus): Nimm ihn fefi!
Der Fifcher:
Es ifi zu fpät! Er ifi an Land) und das Boot hat abgefioßen!
D e r K o r p o r a l
(an einem Ventil) [leckt den .Kopf hinaus): If! das Groß-Ehingen! Stopp'y Herr Kapitän) Steuermann; fiopp und zurück! - Telephon! - Das waren zehn Kronen) die mir entgingen! Aber warte nur) ich komme zur Stadt!
(Allgemeine Bewegung; die Paffagiere blicken zu den Ventilen hinaus.)
Fortfeßung in der Juni-Nummer

Gufiad Falke:
Claus von der Wifch.
„Claus von der Wilch)
Warfi lange nicht an des Herrn Tilch!"
So mahnt allfonntag mit fir-engem Wort
Der Herr Palior vom .ii'anzelbort
Claus [amt.
Claus von der Wilch geht auf die Pirlch„
Iagt nicht nach dem Heil) jagt lieber den Hrclch.
Claus von der Wilch liebt Becherklang)
Nicht Predigtgeplärr und Gemeindegelang.
Claus lacht.
„Claus von der Wilm)
Wann kommfi du an des Herrn Tilch?
Wann kommfi du beichten ?“ Der Pfaff läßt nicht nach
Und lieigt dem Junker alllonntag aufs Dach.
Claus flucht.
Um Mitternaäyt holt er den Gaul heraus
Und rattert dem Priefier vors lchlafende Haus.
Mit der Reitgerte fchlägt er an Fenlier und Tor:
„FW Herr Paftor! He) Herr Paftor!“
Claus flucht.

Da kommt oll Kathrin:
„Wat wull du? Lat doch din Grölen iin!“
„Ik bün't. Segge em - verdammte Voß fiah! -
Claus wull beithten. Claus weer nu da.“
Claus lacht.
Kathrin kommt zurück: „Der Herr let fegg'n-
.ße [chall man up fin Ohr fik legg'm
Un moi-rn fröh man wet-rer kam'„
Uppfiunns wörd hier keen Beicht afnahm'.“
Claus flucht.
„Segge em„ Deer-n-
Allftunns hör Gott den Sünner geern.
Ik köm nu nich werrer- he künn [ik wat mal'n-
Un he fchull nu fine grote Flappe man hal'n.“
Z
Z
Claus lacht. Z
Z
.............................q...........""""""""""""""""".""""""""".'."
"'...""""""""""""""""*'*".""""..

Julius Meier-Graefe:
Hans von Marses.
Schluß.

In den vier großen Dreiflügelbildern erreichte Marees die Höhe.
Es i| über diefe Hauptwerke fchwer zu redenf wie über alle letzten Nefultate großer Menfchen. Ihren Anforderungen an den Betrachter können nur fehr wenige Menfthen genügen. Selbfi unter den aufrichtigen Verehrern von MarEes bleiben manäfe bei den Fresken von Neapel ftehen7 die ihnen als feine Glanzleifkung erfcheinen- und betrachten den Reit als Verirrung, allenfalls als die Andeutung nicht erreichter Abfichten. Es ift diefelbe Kritik! die Rembrandts erfie Anatomie oder die Nachtwache für die bedeutendfien Löfungen des Holländers erklärt- weil fie die konventionellftex fozufagen leferlichfie und bequemfie Form Retnbrandts darfiellen. Diefelbe Kritik erhebt die berühmte liegende Venus Tizians der Uffizien über die fpäte „Dornenkrönung" und zieht Michelangelos verhältnismäßig frühes Werk! die Decke der Sirtina- dem „Iüngfken Gericht" vor. Nur Menfchen, die ganz in Rembrandt, Tizian und Michelangelo eingedrungen findx folgen ihnen bis an die äußerfien Pfähle ihres Dafeins, Und denen ifi gerade das letzte Stück unentbehrlich. Sie würden zu dem ganzen Menfchen anders ftehen- wenn fie es entbehren müßten. Wie Felfen ftehen die Selbfibildnifie des alten Rembrandt vor uns. Sie bedeuten das Ienfeits von der Weltl die dem Ehrwürdigen das Dafein fchmälerte und der er felbfi einft angehört hatte, Finfier und furchtbar ragt Tizians Dornenkrönung empor- desfelben Tizianf der feine Frauen und Früchtq der alles Sinnliche fo finnenbetörend zu malen wußte. Und vor Michelangelos jüngftem Gericht fühlen wir uns im erfien Augenblick verfucht! die Hände vor die Augen zu haltenx damit uns der Anprall diefer ungeheuren Maffen nicht zerfrhmettere. Wie dem Kinde forgende Eltern nur des Lebens leiäftefte Seiten zukehrenx fo daß es ihm Spiel fcheint7 wie man diefe frohe Kindheit brauchty um fpäter aus dem Ernfi des Dafeins wiederum Würze zu ziehem fo gewöhnt uns die Kunft langfam an immer fiärkere,

immer tiefer dringende Impulfe. Nur wer das Leben zu leben weißt
kann die Kunfi erleben.
In den „Hefperiden" fammelte Maräes allesf was er bis dahin ee-
fahren hattet und brachte es zur einfachften Form. In den Bildern ge-
fchieht noch weniger als in den früheren. Die nach Epifoden lüfterne
Neugier geht mit leeren .Händen von ihnen. Die Träger der Er-
fcheinung find auf das iiußerfte reduziert. Diefe Menfchen find fafi
nur noch Abftraktionen menfihlicher Formen, nicht fcho'n/ nicht häßliäf.
feltfam in ihrem Mangel an aller Seltfamkeit. Das Dafein an fich.
die einfachf'ten Lebensformen. Betätigung der primitivfien Art genügen
ihren Zwecken. Und doch mutet uns diefes Nichts von verftandesmäßigen
Tatfachen die größte Anfpannung zu. wenn ein ungelehriger Infiinkt
nicht iiberhaupt von vornherein jede Empfängnis ablehnt, Weil es uns
nötigt. die Reinheit einer Kunft zu fafien. die anfcheinend nur ab-
ftrakte Zeichen gibt und in diefe Zeichen Symbole des Lebens von un-
begrenzter Deutbarkeit gießt. Es kann nicht ausbleiben. daß man diefe
Bilder dekorativ nenntf weil wir nun mal zu wenig kurze Worte für
unfere Begriffe haben und weil für manchen unferer der Dekoration zu-
eilenden Künftler ein Begriff die (Hefte der Ägineten und dieArabeske einer
modernen Tapete umfchließt. Vielleicht erhält Marees dadurch einen
aktuellen Wert. Zu wünfchen wäre7 daß fein Wert im Gegenteil darin
erkannt werde. daß niemand fo flolz wie er auf die Kluft zwifchen
der Kunfi und dem Dekorationsfchwindel unferer Zeit gewiefen hat.
In den Neiterbilderm in dem Paris-Urteil und in der Werbung
löfi fich die Abfiraktion um ein Geringes. Wir atmen erleichterß weil
wir ein Atom von Gegenfiändlichem zum Vorwand einer Deutung fin-
den. Die Werbung ifi fogar eine Liebesgefchichte. Zur Rechten der
Narziß. der zweifelnde Träumer, links das kofende Brautpaar. und die
feftliche Hochzeit in der Mitte, Aber es ift doch noch mehr. Die Steil-
heit der Linienr die von glutenden Farben begränzt wird wie die
Säulen des Untergrundes. die die Gefpielen mit Blumen umwinden.
erzeugt eine noch tiefere Myftik. als die Wirklichkeit folcher feierlichen
Akte vermöchter deren Zufchauer oder gar Beteiligte wir find. Das ifi
vielleicht das Geheimnis diefer Kunfif daß ihr gelingt. uns gleiäfzeitig
zu Zufchauern und Beteiligten zu machen. Die Ehrfurcht- mit der wir
von weitem ftehent entzieht uns nicht die unendliche Süße des Gefühls,
daß wir einmal alle folche Feier zu erleben glauben,
Viele Menfchen. die nicht an die Sprache der Formen gewöhnt

c1.
Sans oon *Nat-(-
Ganymed.
* x
[9.x
Halle c..'
r Glaf'k*
Julius KiK-:ier
(Mit Genehmigung des .Herrn -L. v. Waters.
0!'.
um Auffatz v
q
'-
..r

Kine “so'n Mares? _
_Julius Meier-GraJ'Z
immer .i--ec L-k-X'H'N'äe Zlnpulfe. Put 27.:!" dao Leben zu lebm weiß-
kann 07-, .K 17*** erleben *
In du(„Hi-Spenden" funilneltc Var-*es Wee, was er bis 'moin ir-
fa-'zrcx mattex und (*taä'tc ee zur cinfaäzften 'Za-rm. In den Bildern g'-
Z-*äuclu uc-ci- weniger .rie in den fcii'ceren, Lie nach Epjfodeu lüfierne
:77;.iui- nel-t *x-t [ier-.*1 .Händen von ihnen, 'Die Trug-:r der Er-
inon--g . k *-
du außer-fie redugicrt. Tiefe Menfctien find fcft
„2. u -- „*-n meujwlicncr For-nem nicht j>)ön„ nicht liäßlia»
'l r* *Yin-:cl an alier »Z-.ltfamleiy Das Dafein an fiel),
l. .- ,-
1. 'k-"notorweu/ Betätigung der primitivfcen Art genüge'
.lm- ;. . 4:3. „1d doc-'7 mutet une. diefes Niebts von veritandcsinäßigen
-.*.* l. *.-le ..roßtc Anfpannung zu. nenn ein ungelebrigc-c Infiinkt
n .'i. .7; :rl-.aupt von vortmercin jede Eicpfängnie alilchni. Weil es une
.ik-*tigt ?12 Reinkeit einer Kunfc zu faffen- die anfaeinend nur ab-
fxraöte Zeici'l'n gibt und in diefe Zeitben Sumbole dee? ?ebene von un-
begrenzt-cr Deutoarkeit _ai-:HN Ce kann nicht ausblribetx daß ina-2 dieie
Wilder dekorativ nen-:m weil wir nun nal zu wcnig kurze Worte fiir*
nnfere Begriffe lab-:n und wc?? für manu-.en unjcker dcr Dekoration zu-
eilenden KijniAl-r ein Begriff di-k (iicfic dur Ägiueten und dieArabec-ke einer
modernen Tapete nmf-til:eßt. Biellcic'uc erhält Mai-Ges dadurch einen
aktuellen KLM!, 'Zu wünf-bcn wär-ef daß fein Wert im Gegenteil dam
erkannt' werde, da? niemand jo *,'tolz nic er auf dic .Kluft zwifchen
ce.- Kunfi und dem Dekor-trio!sictiwindel 1-.uierer Zeit gewi-efen bat.
In den Reirel'bildxrn. in dem Paris-Urteil und in der Werbung
?tif-x "u-b die Abfimktöq. un cin (Kl-ringes, Wii‟ atm-:n erleicbtert- weil
wu- c'n Atom von ("i-genfiandiicliem zum Vorwand einer Deutung fin-
[.11. Die Wer-.77g 1'“. fogar eine Liclesgefäiiäite. Zur Rennen der
I'atqiß, r-r lllrl.*l'.*!lde *ETZ-uma. link-.- das kofcndc Bralwaac, und die
fein-.ale .Seng-it in dcr Mitte. 'Io-e; ed lfi doc!) noch mehr, 73i-,- Steil-
tu-it d1! "Zi-:im di. vun gluf-nK-n Narben begränzt wird wie die
Skull-7*. die Qual-grunde), dic 8e (Minuten mit Blumen uul'vinden,
erzeugt eine nocli til-7cm- Moin!, a!: die* Wirkliazfeit iolclier _feierlichen
Akte vernuäcite, deren Init-.11m :dc- gar Teiciligtc wir find. Das» if*
v-'elleiciit das Gebe-immo dll-fc!‟ -nunfi, da? ibr gclingß uns gl'eia'geit-(z
zt: Zufcbauem und Beteiligten *,n inurl-cn. Die Ehrfurelkt- mit dcr wir
ven wei-*cm [lil-ru, entziebt und nicht die un-xtdlicbc Süße des Gefjihi's.
dai! “wir ei l nal a.ll- ?olive Feier in erleben glauben.
ik-'clp ?Neuiunm die kin: un die Sprache der 75 *.“lnrn gewöbnt
d)
U
'4

Hans von Marder?:
Ganymed.
Jahrgang (Mit Genehmigung des Herrn G. v. Marees. Halle a. S.)
Zum Auffatz von Iulius Meier - Graefe.

EMPTY

find. werden die Präzifion diefer Bilder entbehren und Mühe haben.
die Schönheit der Farben von der übertriebenen übermalten Materie zu
fondern. zu der fich Marües in den lebten Iahen aus zwingenden Grün-
den genötigt fah. Ich kann zur Überwindung diefer Widerfiände des Ge-
nuffes immer nur wieder den Rat geben. abzuwarten. bevor man ein vor-
fchnelles Urteil fällt. das ja nur den Betrachter. nicht den Künftler richtet.
der feinem Urteil längft entrückt ifi. Man hat ihm fchlechte Zeichnung vor-
geworfen. weil feine Zeichnung nicht diefem oder jenem gleicht. ohne fich klar
zu machen. daß feine Zeichnungen vollkommen ihre künftlerifchen Zwecke er-
füllen und daher vollkommen genannt zu werden verdienen. Man kann
den Vorwurf umdrehen und behaupten. daß in unferer Zeit wenig
Maler den Stift mit gleicher Meifterfchaft geführt haben. Mit demfel-
ben Recht. mit dem ich vorhin auf die Notwendigkeit wies. die Scheidung
eines Künftlers nicht von dem Einzelwerk. fondern von der Totalität
feines Dafeins abhängig zu machen. muß man verlangen. daß fich der
Betrachter vor dem einzelnen Werk nicht an Details. fondern an- das
Ganze halte. Auf die Vorwürfe befchränkter Gegner. daß die Bilder
nicht vollendet feien - Vorwürfe hinter feinem Rücken. denn ins Ge-
ficht hätte es niemand aus Furcht vor feiner fcharfen Zunge fo leieht
gewagt - antwortete Marees ftolz. die Bilder der andern feien über-
haupt nicht angefangen. und hatte recht damit. denn ich wüßte keinen der
Kollegen. der auf der Maräesfchen Bahn auch nur den erfien Schritt
gewagt hat.
Es handelt fich für jeden. der Marees kennen lernen will. darum. die
Vorausfeßungen zu fchaffen oder zu ergänzen. auf die der Künftler
rechnet. Diefe liegen in den Befchauern. in ihrem Empfindungsvermögen.
und fie liegen in der Kunft. in all den Meifterwerken. die der Schöpfung
von MarEes vorangingen. Ich halte es nicht für möglich. daß jemand
Mareies zu erfchöpfen vermag. ohne die Werke der Antike. der Venezianer
und der Holländer. vor allem Rembrandts zu kennen. Und zwar nicht fo.
wie man heute alles kennt. fondern wie man Menfmen zu kennen trachtet.
die man liebt, Denn von allen diefen Meiftern ftecken Teile in Mai-(ns.
Natürlich nicht immer fo merkbar wie in feinen erften Werken. Marees
hat mit den Jahren ebenfo fehr feine Begeifterung an der Kunfi ge-
läntert. wie er feine Liebe zur Natur von allem Zufälligen und Außer-
lichen gereinigt hat. Sicher dachte MarC-es nicht an Rembrandt. als
er feinen Ganymed malte. Er dachte damals an keinen anderen Künft-
ler mehr. wenn er fich überhaupt je der Beziehungen zu andern Künfilern

vollkommen bewußt gewefen ift. Aber des großen Holländers Geift war unverlierbar mit feinem höheren Triebleben verbundeny ganz wie der Geift der Antike) der in dem Ganymed aus dem Äußeren ver-
fchwindet und trotzdem wirkfam bleibt. Mar-?es entriickte den Vorgang der Antike, Man denkt kaum noch an den fchönen Knaben. den Zeus durch feinen Adler dem Olymp zuführen ließ. weil er ihn zu fchade für die Erde fand. Es ift etwas unbegreiflich Natürliches und daher Über-
zeugendes in der Bewegung des Adlers) in der Haltung des feitlich aufftrebenden Kopfes. in den Riefenfchwingen. in der fchwebenden Be-
wegung des Knaben. Aber Maräes entrückt den Vorgang ebenlo fehr der Natur. Er zeigt nur das Notwendiglte. Alle Darf'teller des oft gemalten Vorganges haben ihn dadurch unglaubhaft gemacht, daß fie ihn zu realifiifch fchilderten) felbft Rembrandt in feinem berühmten Bilde der Dresdener Galerie) das freilich aus einer Zeit f'tamrut, als Rembrandt noch nicht im Befiß aller feiner Mittel war. Da wird bei der Naivität der Erfindung der Adi-er faft vollfiändig detailliert und ebenfo der weinende Junge) und trotz der objektiven Rich-
tigkeit des einzelnen wird die Wirkung des Ganzen in Frage gefüllt. fchon das Verhältnis des menfchlichen Körpers zu dem des Tieres wirkt unwahrfcheilich,

MarÖes macht das Verhältnis dadurch möglich) daß er das Ganze fo in den Rahmen komponiert. daß Tier und Menfch zufammengehören und zwar trotzdem der Menfch hier nicht wie bei Rembrandt ein Kind, fondern, der Antike entfprechendF ein Knabe ift. Der Adler wird nicht gerade über die Natur hinaus vergrößert. fondern wirkt namentlich deshalb fo groß7 weil die Schwingen nicht in ihrem ganzen Umfang fichtbar bleiben) fondern vom Oval des Rahmens verdeckt werden, Es ifi eine Wirkung mit farbigen Maffen. Erft allmählich wird aus der riefigen fchwarzen Malle der Adler und aus dem leuchtenden Blond der Knabe. Diefes Säfwarz und diefes liafte Braun bewegen fich vor der flutenden Maffe von Blau und Grün der Landfchaft. Der Rhythmus der Farben trifft den Betrachter, bevor er das Motiv erkennt. und hält ihn auch dann noch im Bann und leitet ihn von dem Motiv zu unge-
bundenen Vorfkellungen weiter. '

Diefer „Ganymed“ entftand wenige Wochen vor Ma-rEes' Tode und war fein befies Bild. Mar-Ges ftarb 1887) noch nicht fünfzig Jahre alt, in Rom an den Folgen eines Karbunkels und an miferablen Ärzten. Es fehlt nicht an Leuten. die meinen. er fei zur rechten Zeit geftorben. und

man hat fogar von Seibftmord gcfafelt. Weil er nicht fertig wurde-
weil er auch zuletzt noch unzufrieden mit fich war. Ich fehe gerade darin
einen Beweis für feine Lebenstiichtigkeit. Der „Ganymed“ zeigte daß
Mare-es bis zum leßten Augenblick im Steigen war. Er hätte es non)
beifer machen wollen- er hat alle Bilden die vollendet waren- und im
Atelier blieben- immer wieder vorgenommen und verbefiertt und zuweilen
hat er die Verbefferung fo lofe angedeutett daß dem Laien das Bild ent-
fiellt erfrheinh wie eine fchon gefchriebene Seite durch die fchnelle Kor-
rektur des Autors entfiellt wird. Sie war vorher nicht beffer- fie war
fogar weniger richtige aber fah fauberer aus. Man hat ihm feine Größe
vorgeworfent daß er in feine Bilder nicht verliebt war, daß er nicht für
den Liebhaber feiner Bilder fchuß fondern für die eigene Vollkommen-
heit- daß er fich treu war.
k): kjae rii'oi ift der Wappenfprua) feines alten Gefchleihteo. Aus
Treue lebe ich. Keiner der Ritter von Mar-etz- die fich als Vafallen
großer Fürften fihlugem kein-rr der Kaufherren de Mareesf die in
Amfterdam in hohem Anfehen ftanden, keiner der frommen Mat-(WG die
im achtzehnten Jahrhundert den Rock des Herrn trugen- hat den Wahl-
fpruih befier gehalten als diefer Nathkomme. Die anderen waren ihrem
Fiirften, ihrem Wortet ihrem Gotte treu. Hans von MarSes war es fich
felber. Unerbittlieht graufam gegen fich und andere ging er feinen Weg.
Es hat Zeiten gegebent wo ihn niemand verftand- auch Fiedler nicht. Er
war kein bequemer Gefelle. Die Not des Gebärens brachte Stimmungen
hervor, die ihm die Gegenwart der treueften Anhänger unerträglich
machten. Und auch dannt wenn er fich den Kreis der Schüler, die mit
einer weit über das Grab hinaus reichenden Verehrung an ihm hingent
gefallen ließ- ift er allein gewefen.
Die Einfamkeit ift nichts Neues in unferer Kunfi. Wir begegnen
ihr fo oft in deutfchen Biographienr daß fich fihon ein fataler Beige-
fehma> mit der Anfpielu-ng auf fie verbindet. Die Ifoliertheit vieler unferer
Landsleute rührt unfere Sentimentalität- nichts weiter. Manthey der
fich lebend allen Zeitgenoffen entrückt glaubte- ift nachher nur zu fehr
mit allen gemein. Neu an Mar-bes ift die Frurhtf die er der Einfamkeit
abgewann. Sie hebt fein Los auf ein vor aller Sentimentalität gefeites
Niveau. Wir beklagen an anderen, daß fie allein warent wir begreifen,
daß er es fein mußte. Taufenden wird die Armut der Raffe an generöfen
Inftinktenz um niäft zu fagen- an lebendigem Formgefühlt was dasfelbe iftt
zum Hemmfchuh. Jedem unferer Alten haftet der Mangel ant felbft

einem Dürer. Bei den Deutfchen des 19. Jahrhunderts führt er oft zur Tragik. Denken Sie an Menzel/ Feuerbachj Leibl- Bö>lin. Daher die Sehnfucht nach Frankreich daher der Mafienzug unferer K'ünfiler nach Paris. Sie fuchen dort das Heimatsgefühl für ihre Mufe. Sie erleben dort den mächtigen Appell der Tradition an eine fchöpferifehe Seele- bringenj getrieben von tiefem Impulst fchöne Werke hervor und er- fahren. zurückgekehrtj daß der Impuls an der Dürre des heimatlichen Bodens langfam verfagt. Wo find die deutfchen MalerF deren Weg mit dem Alter nicht hinab! fondern hinaufführtj bei denen der Vergleieh mit der Herkunft ihrer Anregungen nicht fchlicßlich die Perfönlichkeit richtet?

Marses ifi eine leuchtende Ausnahme. Was man von feinem tragifrhen Schickfal gefagt hatj ift eitel Phrafe. Wo ift in dem Ausbau diefer männlichen Kraft die Tragik! Er befaß die .Heimat in der Macht des eigenen Gefühl-s. gründete fich daj wo er warj fein Deutfchland. Er ift weder Französling noch Römling gewordenj fon- dern blieb iiber den Geif'tern feiner Umgebungj ruhte nicht. bis er durch die Flut mächtigfier Erregungen- von anderer Artj als fie je ein deutfcher Maler in der Fremde erlebtej hindurchgedrungen war zum feften Landt das ihnu nur ihm gehörte, Man fehej wie er mit Frankreich fertig wurde, Der Anfang feines Verhältnifies zur franzöfifchen Kunft ift feine Lehre bei Steffekt in der Nähe Krügers. Der Weg von den Pferde- ftudien im Geifte Krügers zu dem Bad der Diana umfaßt fchon eine gewaltige Spanne. Die feharfe Objektivität der Franz-ofen. denen Krü- ger und Steffek nahefiandenj wird durch die Legendenwelt des Diana- bildes. in der das licblichf'te des franzöfifchen Genius wie ein ver- haltenes Echo erklingtt bereichert. Aber fchon in diefem Moment träfe man den jungen MarÖes fehleeht, wenn man ihn lediglich 'nach diefer Seite hin betrachtet-e. Schon hat er Rembrandt erfaßt. Erft fieht er ihm anbetend„ allzunahe gegenüber. Noch in München. binnen wenigen Jahren veredelt fich das Verhältnis. Es wächfi bis in die reiffie Zeitj bis zu den Hefperidenj deren große Formen in rembrandthafter At- mofpäre lebenj ja bis zum letzten -Bild- dem Ganynted„ der kiihnfien Fortfeßungt die Rembrandt je gefunden hat.

In der Jugend vertiefte Rembrandts Einfluß das Impro- vifationstalent des an franzöfifcher Kunft Erzogenen. Später- in Italien! fchützte ihn derfelbe Rembrandt vor der Erfiarrnng. Als er mit Fiedler von Spanien kam! fah er wieder die

Franzofen. Diesmal Delacroir. Dafür if't das farbenreiche Bild Philip-
pus mit dem Kämmerer ein untrügliches Zeichen. Und nach dem Bildnis
Marbachs und Fiedlers könnte man annehmen. daß er damals auch jün-
gere Franzofen gefehen hatte. Wieder vertieft Rembrandt die Abfichten
des Bildnismalers. Er überwindet die Farbe in dem Doppelbildnis
Grant-Hildebrand. in den Porträts des Bruders. der Frau Schäuffelen
u. f. w.. überwindet fie mit einem unerhörten Gefühl für das Räumliche.
das den nur auf die Fläche gerichteten Franzofen verloren geht. Zum
zweiten Mal kommt er naäf Italien. Diesmal als Mann. Aus dem
Münchener Maler. der vor Begeifterung taumelte. als er zum erften
Male Michelangelo und die anderen erblickte. ift ein Meifier geworden.
der mit allem. was der Norden gefchaffen hat. bewehrt. vor die .Heroen
der andern Welt tritt. Nun firömt die Arbeit. Im Handumdrehen
werden die Neapler Fresken gefchaffen. Selbft innerhalb diefer Ar-
beit. von der man glauben follte. daß die phyfifche Anfirengung den
Künfkler zur Aufbietung aller ihm bereits geläufigen Kräfte nötigen
mußte. geht die Entwi>lung weiter. Sie ifl nicht nur als Ganzes be-
trachtet ein immenfer Fortfäfritt. fondern zeigt den Fortfchritt von Bild
zu Bild. In den leßten Werken. die in Rom entftanden. verfafwindet
immer mehr die unmittelbare Beziehung zu den friiheren Vorbildern.
am meifien die zu der franzöfifchen Malerei.

Wohl. man kann fagen. hier hat einer vor uns die Franzofen über-
wunden. weil er die von den Franzofen auf Grund ihrer logifchen Ent*-
wicflung durchgeführte Befäfränkung des Programms aufhob und. ohne
fich zu ihren Refultaten in Gegenfaß zu fiellen. das zur Vollendung
brachte. was fie beifeiteließen. beifeitelaffen durften und mußten.
das Monumentale. Freuen wir uns deffen. aber hüten wir uns vor
voreiligen Schlüffen. Für den Künftler. der an Marses lernen will.
ift die Frage. wie es ihm gelang. wichtiger als die Tatfache. daß es ihm
gelungen ift. Hüten wir uns vor vorfchnelletn Generalifieren eines Ein-
zelfalles. der in der Kunft fo felten ift wie in der Literatur die Eriftenz
eines Goethe. Man könnte von Marses aus zu einer Unterfchäßung der
franzöfifchen Kunft gelangen. der einzigen gefunden Malerfchule der
Gegenwart. Und damit würde manäfe koftbare Errungenfchaft moder-
ner Anfchauung in Frage gefiellt. Das wäre fchlechter Dank an das
Gefchicr. das uns diefen großen Künftler fchenkte. Nüßen kann er uns
nur. wenn wir ihn ganz begreifen. Nicht aus der Inzueht des Subjek-
tiven. die fo vielen Deutfchen in gewollter Einfamkeit zum Verhängnis

wird. erlangte MarSes die Frucht. Er. der im Leben allein war. blieb immer mit allen Taten des Geiftes verbunden und überwand die Franzofen erft. nachdem er ihre Wege felbfk mit Erfolg gegangen war.
Aber feien wir ftolz auf folchen Landsmann. So leiten feine Art bei uns fein mag. fie ift da. ihr Geifk umfpielt uns. Frankreich hat die Ständigkeit feiner Entwicklung für fich. Aber das enge Netz feines künftlerifchen Wirkens. der unfchäßbare Vorteil einer Kultur. die Nießfche mit Recht fiir die einzige erklärte. läßt dem einzelnen nicht genug Raum zur weitfichtbaren heroifchen Tat. Auch der größte findet in dem Organismus den Weg gleichfam vorgezeichnet. Er trägt die Malle weiter. aber wird auch gleichzeitig von ihr getragen. Wo fich dort die Kultur in blühenden Gefilden ausdehnt. den wohlgepflegten Feldern verfchiedener Grüns vergleichbar. die den fanft anfteigenden Hügel bedecken. gähnt bei uns fchlecht verlteckte Leere. Dem Talent fehlt bei uns der Nährboden. Das Genie aber gewinnt gerade aus diefer Konftellation den kernigen Widerftand. der es zu größten Taten fpornt. Den Helden lockt es. als einziger. in eines einzigen Lebens Fülle nachzuholen. was dort ein ganzes Volk voilbringt. Das gibt eine fieil auff'teigende Linie von nie gefehener Schönheit. Das Frohlocken dariiber teilt fich dem Volk und den Völkern mit. und es verfchlingt alle Bedenken über die Unfruchtbarkeit des Bodens. So ein Held erreicht nicht dasfelbe. was die Kultur einen Sohn des glücklichen Frankreichs vollbringen läßt. fondern mehr. nicht nur relativ. fondern abfolut mehr. unendlich mehr. So hatte Frankreich nicht die Möglichkeit. einen Fauft zu fchaffen. Diele ungeheure Abf'iraktion konnte nur einem Goethe gelingen. einem Menfchcn. für den fich auf einmal das Dunkel der Raffe lichtete und der aus dem Selbltbewußtfein des Einfamen. aus der Hingabe des einen für alle ungeahnte Kräfte gewann. So hat Frankreich nie einen Marc-?es gefchaffen. Es bedarf folcher Heroen des Geiftes fo wenig. als es fie zu erzeugen vermag.
Der Anblick diefes Menfchen fiählt das Vertrauen auf unfere Rafle. die manchmal lange zum Schweigen verdammt if't. um dann plötzlich durch den Mund eines Auserwählten. den fie l'teinigt. ein Pathos ohnegleichen zu äußern. Hören wir es mit Ehrfurcht! Geben wir uns ihm hin. Wer dem Steigen diefes Menfchen zu folgen vermag. der wird fich felbfi zur Höhe gehoben fühlen. wie jener Ganymed. den Mar-(Yes fterbe'nd malte. der von dem Adler in die Lüfte getragen wird.

Karl Larfen:
Der Menfch und der Krieg.
Ein Vortrag, gehalten in Berlin und Wien.

Ein Haufen alter dänifcher Briefe und Tagebücher aus dem Kriegsjahre 1864!
Das ifi. was ich deutfchen Zuhörern vorzulegen habe,
Was ift uns 64? werden Sie fagen. Viel war das Jahr uns nie; gar nichts ifi es uns jetzt. Wire Preußen und Öfierreicher. haben damals ein paar Armeekorps gegen Dänemark gefchickt; der Krieg wurde beendigt. wie er beendigt werden mußte - und darauf folgten 1866r 1870-71 und fo viele andere große Begebenheiten- die diefen kleinen Feldzug in vollkommene Vergeffenheit geraten ließen. Hörhfiens könnte man. wie der Militärfchriftfieller Major von Scheibert. den Krieg 1864 mit einem „kofibaren Miniaturgemälde" vergleichem auf welchem die politifche Kuni't Bismarcks und das militärifche Genie Moltkes fich zum erfien Male hervortaten; in dem großen Bilderfaal der Gefchichte wären diefem kleinen Kabinettftürk einige Augenblicke zu widmen.
Und doch - wenn Sie mir geftatten werden, Sie an der Hand zu nehmen und auf die andere Seite von diefem Stück militärifcher und politifcher Kleinkunft zu fiihrenr auf unfere Seite* werden Sie zu Jhrer Verwunderung fehen, daß das Bildchen fich in ein großes Gemälde aus dem Leben verwandelt. Sie werden einem ganzen Volke gegenüberftehenr das einen nationalen Krieg mit dem Einfaß von nahezu feiner lebten Kraft durchkämpft. Und die alten Papiere aus der damaligen Zeit- die ich in meinem Vaterlande aus dem Schrank des Bauer-nr dem Schreibtifch des Bourgeois, der Schatulle der alten Dame hervorgefuäzt habet werden fich vor Jhren Augen als lebende menfchliche Urkunden entpuppen. die das Problem des modernen Krieges auf eine neue Weife beleuchten.
Denn über Kriege und Krieg im allgemeinen ift viel ans Licht gefördert; über die M e n f ch enz die die Schlachten fchlugem oder die

zu Haufe bleiben mußten. während ihre Lieben im Felde fianden. bis
jetzt herzlich wenig.
Gewiß gibt es Kriegserinnerungen in Hülle und Fülle. Wenn
wir aber den wirklichen "Stimmungen, Gefühlen. Vorfiellungen eines
Volkes während eines Krieges auf die Spur kommen wollen. hilft uns
ein Vertiefen in folche Arbeiten nichts. Oft eine anfehnliche Zeit nach
den betreffenden Begebenheiten niedergefchriebenj häufig von einer
äußeren Gelegenheit hervorgerufem leiden fie jedenfalls immer an fräi-en-
den Gedächtnisverfäjiebungen.
Intelligente Autoren folcher Werke haben dies fehr wohl einge-
fehen. Um nur ein einzelnes diesbezügliches Beifpiel aus der neuefien
Zeit hervorzuhebenf verweife ich auf den ruffifchen Kapitän Wladimir
Sfemonow. dem wir die ausführliche Schilderung aus dem Seekrieg
zwifchen Ruffen und Japanern „Raßplata" (deutfäj von Gercke. Berlin
1908) verdanken. Mehrfach hebt er hervor7 wie es ihm bei der Aus-
arbeitung feines Werkes paffiertj daß er fich „ganz genaue Vorftellungen
von diefem oder jenem Moment gemacht. die ficher unter dem Einfluffe
von Erzählungen anderer fianden. Wenn ich nämlich dann mein T a g e -
buch durchlasf fand ich. daß meine Vorfiellungen den 011 klagt-unt
elsljt gemachten Notizen nicht entfprachen". Und hier handelt es fich
um einen nur die Wahrheit fuchendenj pfychologifch gefchulten Beob-
achter und um den verhältnismäßig kurzen Zeitabfiand von nur einem
Jahr. Wie würde wohl ein objektives Urteil über unfere Unmenge von
Kriegserinnerungen ausfallen?
In Romanen und Erzählungen aus Kriegen finden fich gewißf neben
einer ungeheuerlichen Menge von Schund. in moderner Zeit pfychologifch
wertvolle Züge', es läßt fich aberj infolge der Natur der Sachef die
Wahrheit diefer Züge wohl erraten. nicht eigentlich prüfen.
Das einzig greifbare. wirkliche Material zur Schilderung des
in tim e n Menfäjen während eines Krieges bieten g l e i .h z e i t i g
mit den Begebenheiten verfaßte Briefe und Tage-
bücher. die nie für die Öffentlichkeit brfiimmt
w a r e n.
In allen Literaturen find folthe authentifche Briefe und Tagebücher
aus Kriegszeiten veröffentlicht worden. Leider entfiammen fie fafi aus-
fchließlich nur eigentlichen Kriegsteilnehmern. und zwar aus den höheren
Ständen. fehr oft wurden fie bei der Herausgabe aus allerlei Rü>fichten

in uvam äelpbiuj verftümmelt; immer kamen fie nur als vereinzelte
Phänomene vort nicht von einem fammelnden Gedanken durchleuchtet.
Eine Ausnahme in mehreren Beziehungen bildete doch eine außer-
halb des kleinen Bereiches der dänifchen Sprache vollkommen unbe-
kannte Sammlung von dänifchen Soldatenbriefen aus den Jahren
1848-50.
Gleich im Anfange der Fünfziger fammelte der Hiftoriker E. F,
A l l e n von dänifchen Soldaten aus dem Bauernfiande mehrere taufend
Briefef die nach feinem Tode- in einer von ihm felbft hergefiellten Aus-
wahl im Jahre 1873 herausgegeben wurden unter dem Titel: „Briefe
von dänifchen Kriegern- naäf Haufe gefchrieben während der Feldzüge
1848-1850." Allen wollte, wie er in feiner Vorrede fagtt durch diefe
Briefe- „die zu verfchiedenen Zeiten im Heere herrfchenden Stimmungen
und Gefühle treu fchilderm wie fie durch den Gang des Krieges und
durch die allgemeine Situation des Vaterlandes in jenen merkwürdigen
Zeiten hervorgerufen und beeinflußt wurden".
Aliens Werk zerfällt in zwei Abteilungen. Die erfie bringt 113 Briefe
von 81 Kriegsteilnehmern- nach den hiftorifchen Begebenheiten geordnet-
die zweite zufammenhängende Reihen von Briefen dreier Soldaten aus
dem Volke.
Es ift das große Verdienfi Allenst fein Material unter den Ge-
fichtspunkt einer umfaffenden und pfychologifch gefärbten Idee gefiellt
zu haben. Der Hifioriker hat aber nicht vermocht- den großen Sprung
von der Gefchich'te in die Pfychologie zu machen- und bleibt deshalb in
Unklarheit fiecken. Er fpricht immer noch von feinen Dokumenten als
einer „hifiorifchen Quelle*- wenn er auch betontf daß „die fich von den
gewöhnlichen fehr unterfäfeidet“z zwar will er in feiner zweiten Ab-
teilung drei Soldatengefialten aus dem Volke durch abgefchloffene Reihen
von Briefen zeichnen; in feiner - größeren - hiftorifch geordneten7
erften Abteilung vermifäft er aber die ganz überwiegenden Bauernbriefe
planlos mit etlichen Briefen von Kriegern aus anderen Ständen und
einigen wenigen Frauenbriefen- die mitgelaufen find. Wenn Allen es
daher als feine Meinung ausfprichh daß „das dänifche Volk" in feiner
Sammlung „in aller Unbefangenheit feine eigenen Memoiren gefchrieben
hat“- fagt der pfychologifch fühlende Hiftoriker entfchieden zu viel.
Denn um die Stimmungen- Gefühlef Vorftellungen eines ganzen
Volkes während eines Krieges kennen zu lerneny ift ein viel ausgedehn-

teres Material als das Allenfche notwendig. das planmäßiger und
durchgeführt pfyihologifch behandelt werden muß.
Es find nicht nur die Briefe - und Tagebücher - der Bauern-
foldaten erforderlich. es müffen auch die Krieger aus anderen Gefell-
fchaftsklaffen und aus höheren Chargen herangezogen werden. wie die
ganze zivile Bevölkerung Männer und Frauen, Gebildete und weniger
Gebildete. Reiche und Arme. Erwaihfene und Kinder. Erft durch die
möglichft objektive7 rein pfychologifche Behandlung eines folchen Stoffes
wird man das Ziel erreichen können.
Es war dies. wenn ich fo fagen darf. meine Entdeckung.
Auf eine methodifche Weife. deren detaillierte Darfiellung für eine
andere Gelegenheit aufgefpart werden muß. i| es mir dann gelungen. aus
dem Kriege 1864 von 292 Männern und Frauen aus allen Ständen
und Altersfiufen 1958 Briefe und Tagebücher zu fammeln. Es haben
in diefen Schriftftii>en der Mann an feine Frau. die Mutter an ihren
Sohn. der Freund an feinen Freund und der ganz Einfame für fich
allein in feinem Tagebuch gefchrieben, alle unter dem vollen Eindruck
des Krieges. keiner mit dem geringfien Gedanken an ein Publikum.
Diefe M e nfchen habe ich in ihrem pfychologifchen Kämmerlein
aufgefuiht. um fie. jeden mit feiner eigenen Zunge. über den Krieg
reden zu hören.
Von dem. was mir auf diefe Weife das dänifche Volk anvertraut.
werde ich mir nun erlauben etwas weiter zu erzählen.
.c ae :ie
Das dänifche Volk ift noch heutigen Tages ein Volk von Acker-
bauern. war es 1864 in noch höherem Grade. Nach der Volkszählung
im Jahre 1860 lebten nur 22.4 Prozent der Bevölkerung in Städten,
und Land- und Waldwirtfchaft allein befchäftigten 45.4 Prozent des
Volkes. Die .Hauptmaffe der gemeinen Soldaten mußte alfo aus Land-
bewohnern mit Elementarfchulbildnng beftehen. und unter diefen habe
ich Briefe nnd Tagebücher von im ganzen 111 Perfonen herrührend.
Der dänifche Soldat in 1864 war feinen Gegnern in militärifcher
Ausbildung unterlegen und ftand dem preußifihen Zündnadelgewehr mit
feinem minderwertigen Vorderlader gegenüber. er zeigte fich in den Ge-
fechten oft als recht fchwerfällig. was übrigens mit dem außerordent-
lichen Mangel an berufsmäßigen Offizieren und Unteroffizieren im däni-
fchen .Heere zufammenhingz trotz alledem mußte man fagen. daß er fich
brav gefchlagen hat.

Ich laffe feinen Gegner reden.
Seite an Seite mit dem Kopenhagener kämpfte der dänifche Bauer
bei Oeverfee gegen die Öfterreicher. Der lakonifche preußifehe General-
|ab fagt in feinem Werke über den Krieg: „Der dänifchen Infanterie
darf das Zeugnis nicht verfagt werdenf daß fie- trotz des Mangels an
Artillerie und der dem Gefechte vorangegangenen Anftrengungent fich
mit Tapferkeit und Ausdauer gefchlagen hat."
Dänifehe Bauern haben die Düppelerfchanzen verteidigt und einem
andauerndent energifchen Bombardement ftandgehalten, das zuletzt -
um mit v. S ch e i b e rt zu reden - die Verteidiger in eine „ziemlieh
trofilofe" Lage verfeßt hatte: „die Werke waren arg mitgenommen, die
Bruftwehren abgekämmtf die Scharben entfiellty das Innere der Schanzen
gliih wiiften Erdhaufent die Palifaden waren zum Teil eingefchoffen
und die Gräben durch Erdrudfche gefüllt. Die Kehltore und Kehlbrüäen
waren vielfach zerftört und die Blockhäufer unbenußbar."
Gegen den Schlüffel zu diefer faft zerfchoffenen Stellung, die
Schanzen l-llt't gingen nun den 18. April um 10 Uhr nach einer
fechsftündigen Befchießung der Stellung mit 7900 Granaten zirka
9200 Mann ausgeruhtet frifche preußifche Truppen. Sie ftießen auf
den Widerfland von zirka 2200 dänifchen Bauernfoldaten.
Es war - nach dem preußifchen Generalftab - „ein tapferer
Widerfiand" mit „heftigem HandgemengeD „kurzemf aber erbitterten.
Kampf'- „die Befaßung feßte ihren Widerftand im Innern der Schanze,
fogar noch in den Mun-itionsräumen und dem angefangenen Minen-
gange fort .
Und nachdem diefe Schanzen bereits genommen warenF ließ der
dänifche Bauer fich noch in der achten Brigade gegen den fiegreichen
Feind führ-ent in einem Vorfloß- von welchem der fpätere Generalfeld-
marfchall von Walderfee in feinem Buch über den Krieg fagtt daß er
„mit vieler Energie eingeleitet und von den Truppen mit großer Bravour
durchgeführt wurde“.
Wie zeigt fräi nun diefer zähef ausdauernde und kräftige Soldat
in feinen vertraulichen Briefen und Aufzeichnungen?
In erfter und [enter Linie als der friedliebendfte Menfch der Weltx
der den Krieg haßt und verabfiheut und nur baldmöglichft wieder na>7
Haufe zu kommen wünfiht,
Als Landmann weiß »er jaf daß man fich hier in der Welt fchinden
und plagen und fich fo ziemlich mit allem befaffen muß, auch mit dem,

was nicht immer reinlich ift. gut rieiht. oder womit man fich gern abgibt.
Der Krieg ift ihm aber doch die fihmußigfte und unangenehmfte Arbeit.
die er kennt. und noch dazu lebensgefährlich!
Aber gerade im Sinne und Geifte eines Bauern nimmt er diefe
Arbeit auf fich. es ift ja nun einmal fo: Der Menfch denkt. und Gott
lenkt. er gibt uns Sonnenfchein und milden Regen. aber er fendet auch
Hagel und Froftnächte. Daran läßt fich nichts ändern. geduldig muß
man feine Zeit ausharren und das Arbeiten nicht vergefien. ohne Murren
fein Tagewerk vernichtet fehen und es wieder und wieder von neuem
beginnen. bis ja alles zuletzt einmal ein Ende nimmt. Gott kann Seuche
und Mißwachs trotz aller menfchlichen Anflrengungen fenden; er hat aueh
den Krieg gefchickt. und in feiner Hand fteht der Soldat.
Man kann ohne Übertreibung fagen. daß fich in den Briefen eines
jeden diefer Bauernfoldaten der beftändig wiederkehrende Satz vorfindet;
„Wen Gott will bewahren.
Ifi außer Gefahren."
Und zwifchen den Zeilen lie| man das - ein klein wenig pfiffige
- Bewußtfein. daß Gott den am eheften bewahrt. der feine Schuldig-
keit tut. Gott hilft einem auch dazu. feine Pflicht tun zu können.
„Und iäz hoffe auch. daß Gott mir Stärke und Mut in meiner
Pflicht und meinem Berufe geben wird. daß ich mit Ehren durchmachen
kann. was die Vorfehung mir gebietet.“ fo fchreibt ein Bauer. Diefe
Worte könnten als Motto über alle Briefe jener Leute gefeßt werden.
Der Krieg i| ein „Verhängnis“. eine fchwere Prüfung. die durchgemacht
werden muß; aber wenn Gott helfen will. kann es wohl in Ehren ge-
fchehen.
Ein Bauer. der den Krieg mitgemacht hatte. fandte mir: feine
Briefe und fügte in dem Begleitfchreiben hinzu. fein Vater. der an dem
erften fchleswigfchen Kriege teilgenommen. habe ihm. als er abkomman-
diert wurde. gefagt: ..Ia. ich habe dir eigentlich nur e in Wort mit auf
den Weg zu geben. und das i|: wohin man dich feßt. da bleibe ftehenl"
Ich glaube an die Richtigkeit diefer Angabe. Sie ftimmt fo vortrefflich
überein mit der paffiven Pflichttreue. die durch alle Briefe diefer Bauern-
foldaten geht. und hängt wohl auch zufammen mit einem gewiffen er-
erbten Gefühl der Anhänglichkeit an die Gutsherrfchaft. wovon fich
Spuren im Verhalten der Gemeinen zu den Offizieren finden.
Untertäniges Pflichtgefühl und fataliftifche Gottesfurcht laffen den
Bauernfoldaten ..da |ehen. wohin man ihn gefeßt". und. wenn es fein

muß. darauf losfchlagen mit dem ..Mark in den Knochen". das er in fich
fühlt - um mit einem der Tagebuafverfaffer zu reden.
Doch wenn er mit Ehre außer Schußweite fein kann. fo müßte er
fich völlig verrückt vorkommen. wenn er nicht glücklich darüber wäre.
Nicht einmal. nein. viele Male trifft man in den Briefen der Bauern
auf Äußerungen der Freude darüber. daß der Zufall. die Vorfehung.
Gott fie davor bewahrt. bei diefer oder jener Gelegenheit. wo es befonders
heiß herging. ins Treffen zu kommen. Und es ift nur die Äußerung
eines einzigen unter vielen. wenn ein einunddreißigjähriger kleiner Hof-
befißer aus Nordfchleswig an feine Frau fchreibt: ..Liebe Frau! Es
traf fich doch fehr glücklich. daß ich damals ins Lazarett kam. da es am
18. d. fo hart bei Düppel herging . . . Ia. ich danke Gott viele Male. daß
ich damals nicht dabei war. und Du darfft auch das Beten nicht ver-
fäumen. weil Dein Mann diesmal aus dem Feuer geblieben.“
Diefer Gedankengang ift ja nicht heroifch; ein moderner Japaner
würde fich darüber fchämen; ich glaube doch. daß felbft er die Offenheit
und Aufrichtigkeit fchäßen würde. mit welcher der dänifche Bauer feine
Herzensmeinung ausfpricht. Ich finde fie jedenfalls gefund und hübfchz
denn wenn man das Glück' gehabt hat. nicht mit ins Feuer zu müffen.
gehört nicht viel Tinte dazu. um zu verfichern. wie rief'ig gern man dabei
gewefen wäre.
Der dänifche Bauernfoldat kommt iiberhaupt aus dem Bauern
keinen Augenblick heraus. Mit dem Blick und der Teilnahme eines Fach-
mannes fieht er auf die Felder. die er vernichten. und auf die ..fchönen
Backl'teinhäufer“. die er niederbrennen muß. auf das große und kleine
Vieh. das der zwingenden Fouragierung zum Opfer fällt; auch für die
armen Bewohner in der Nähe des Kriegsfäfauplaßes mit ihrer ..arm-
feligen Habe" und den ..unfchuldigen Kindern an der Hand“ fühlt er
inniges Mitleiden,
Nie und bei keiner Gelegenheit läßt er fein Geld außer Augen.
Viele Tagebücher enthalten höchlt detaillierte Abrechnungen. und es
gehört mit zu dem Ärger des Bauern über den Krieg. daß diefer ihm
auch ganz direkt Geld kof'tet. und daß die zu .Haufe das Geld herbeifchaffen
müffen. ö
Auch das Elfen nimmt den dänifchen Bauernfoldaten außerordent-
lich in Anfpruch. Namentlich während der Zeit der Kriegsgefangen-
fchaft im fremden Lande treten die Gedanken daran durchaus in den
Vordergrund,

Der eben erwähnte junge Soldat aus Falfter. der bei einem der
größeren Rekognoszierungsgefechte vor Düppel gefangen wurde. erzählt:
..In der Feftung Küftrin fagte man uns gleich. wir müßten uns in
Geduld faffen und in unfer Schickfal finden. denn wir würden' als
tapfere Krieger behandelt werden. weil das dänifche Volk fich ftets fo
tapfer gezeigt. Doch.“ fügt er hinzu. ganz unberührt von diefer poeti-
fchen Kriegerglorie. die fein Haupt umgibt. ..da war manches zu
wünfchen übrig." Und weiter als etwas ganz Selbftverfiändliäjes:
..Als das Wichtigfte muß doch die Koft betrachtet werden." Und diefe
erfcheint ihm recht einfach: Mehlfuppe und ,.Kartoffeln. in Waffer zer-
quetfcht. Pferdebohnen und Runkelrüben und Reis" mit einem Viertel
Brot und zwei Lot Butter pro Tag, ..Bei uns in Dänemark." fagt er
ganz ernfthaft. ..wiirden viele Säjweine fich fchämen. diefes zum Mäften
zu freffen."
Äußerft felten kommt es vor. daß ein Bauer die fchlechte Koft. die
der Krieg mit fich bringt. etwas humorifiifch nimmt; in der Regel tragen
feine Klagen das Gepräge wirklichen Kummers.
Nebenbei bemerkt befieht da ein ausgefproihener Unterfchied
zwifchen dem Bauern und dem Arbeiter aus der Stadt. So fchreibt ein
23 jähriger Kopenhagener Schmiedegefelle.*der - *übrigens im offiziellen
Rapport mit Auszeichnung genannt - bei Oeverfee gefangen worden ift.
aus der-preußifchen Feftung Wittenberg: ..Unfere Löhnung ift täglich ein
Silbergrofchen. oder foviel wie vier dänifche Schilling. jeden vierten
Tag ein Brot von fechs Pfund. und morgens bekommen wir Kleifter
fiatt Kaffee. Diefer Kleifier ift aus Weizenmehl und Waffer gekocht.
und fo ausgezeichnet. daß wir daran gedacht haben. ihn aufzuheben. bis
wir nach Haufe kommen. um ihn an einen Tapezier zu verkaufen; doch
meinen einige von uns. daß es wohl nicht ein Tapezier fein wird.
fondern ein Schweinehändler. der ihn kauft. Zu Mittag erhalten wir
die befte Rummelfuppe (Kopenhagener Verdrehung für ..Rumfordfuppe".
eine Art Suppe. die in den Kopenhagener Armen- und Zwangsanfialten
vorgefchrieben ift). die man fich denken kann, Zu diefer Suppe be-
kommen wir (das heißt. follen wir haben) 3 Lot - fchreibe drei Lot -
Fleifch - kräftige Sehnen; jeden vierten Tag kriegen wir Erbfen. die
gegen alle menfchlichen Regeln ohne allen Speck oder Fleifch gekocht
werden. Das i| unfere ganze Kofi. Wenn wir für die vier Schilling
Butter kaufen. fo bekommen wir fo viel. daß ein Stück Brot eben an-
gefettet wirdz im übrigen effen wir trockenes Brot zu trockenem Brot

und ein kleines Stück Schwarzbrot hinterher. Wenn wir nun einen Schnaps haben wollen. fo nehmen wir unfere alte Branntweinflafche und legen fie neben uns. um im Gedanken daran. daß fie einfi etwas in ihrem alten Leibe hatte. und daß fie felbfi nun arm ift. es zn verfuchen. die Schwarzbrotknacken herunterzuwürgen .

Man fieht hier einen ganz wohltuenden Gegenfaß zu dem gott-ergebenen Trübfinn der Bauern mit Bezug auf die preußifche Feftungs-küche. Jn Öfierreich fcheint der Bau-er nicht fo viel gegen die Speife-karte einzuwenden gehabt zu haben; es fchreibt fogar aus Therefien-ftadt in Böhmen einer. der von Schweidnitz dahin gebracht ifi: ..unfere Verpflegung ifi auch eine fehr gute. wenn man die mit Preußen ver-gleicht."

Das eigentlich Militärifche im Feldleben. die Märfche. der Sicher-heitsdienf't und die Gefechte nehmen keinen übertriebenen Platz in den Briefen der Bauernfoldaten in die Heimat und in ihren Tagebüchern ein. Jn vielen Tagebüchern wird jeder „Dienft" mit der gleichen wort-kargen Genauigkeit angeführt. gleichgültig. ob es nun heißt „wir traten an zum Appell in Waffenrock und Säbel“. „wir traten an um 8 Uhr mit Gewehr und Schloß auf dem Ladeftock‟. oder ob es fich um ein ernfihaftes Gefecht handelt. wenn z. B. einer von feiner Teilnahme am Kampf bei Oeverfee nur fchreibt: „Um 12 Uhr kamen wir ins Gefeäjt für 4 Stunden. eine Meile von Flensburg." Andere enthalten doch aus-führlichere. oft fehr anfchauliche Schilderungen nicht nur von den ver-fchiedenen Quartieren und Ereigniffen des Soldaten. fondern auch von den Momenten in feinem kriegerifchen Dafein.

Was aber zuerft und zuletzt in allen Bauernfoldatenbriefen zu Wort kommt. das ift die Sehnfucht nach der Heimat und denen. die zu Haufe fihen. Frau und Kindern. Eltern und Gefäjwifiern. Verwandten und Freunden,

„Gott gebe. daß wir bald wieder Frieden bekommen. damit". - wie einer fehr hübfch hinzufügt - ..die kleinen Sproffen auf dem Felde wieder wachfen und die kleinen Kinder dreifi aus der Tür gucken dürfen - und der Bauer felbft wieder heimkehren kann!‟ Das ifi der beftändig wiederkehrende Herzenswunfch.

Und mit nicht geringerer. faft mit noch größerer *Hingabe hängen die daheim wiederum an ihm.

'k 3|- ki-

Aus dem marakteriftifchen Briefwechfel zwifchen Mann und Frau
aus der dänifchen Landbevölkerung habe in) eine Reihe von Auszügen
gemacht.
Zärtlich und fein fühlen diefe Frauen aus dem Volke. So fchreibt
zum Beifpiel die in den Dreißigern fiehende Frau eines Arbeitsmannes
aus Fünen: ..Ia. Du mein liebfier Freund hier auf Erden. ich kann
Dir nicht meine Gebete und Wünfche über Dich befchreiben. aber Gott
gebe. daß fie erhört werden mögen. und daß Du ebenfo gefund wieder
zu mir heimkehrfi. wie Du von mir abreifteft. und dann gibt es doch
keine größere Freude für uns. als wenn wir wieder beifammen find.
und Gott gebe. daß dies bald gefchehe! Aber ich will den guten Gott
bitten. uns auf beiden Seiten Geduld zu geben. um alles das zu ertragen.
was uns auferlegt ward. und Dir Kraft und Stärke zu geben. um das
auszuführen. was für Dich beftimmt ift.“
Man wird hierin den früher erwähnten Gedankengang vom Kriege
wiederfinden. als dem fchweren Übel. das ertragen werden muß. und
zwar ertragen mit Kraft und Stärke. weil es nun einmal fo ..be-
ftimmt“ if't.
Und mit dem ehrliihfben und rührendften Ubergang fährt fie fort:
..Gott gebe. ich hätte Geld. daß ich Dich loskaufen könnte. da wäre mir
der leßte Schilling nicht zu gut. und ich habe im Traume mehrere Male
gefehen. daß Du nach Haufe kamfi."
Der Mann if't beftändig in ihren Gedanken: ..Mein liebfter Freund.
brauchf't Du nicht Geld? Schreib' mir doch. ja. dann fchick' ich Dir was.
und zwei Pfund Butter hab" ich gekauft. wenn ich Dir die fchicken darf.
und etwas Fleifch oder Käfe follfi Du auch haben. wenn es fich tun
läßt. Dir es zu fchicken . . . Du hörfi es nicht. mein lieber Freund.
wie oft wir fagen: ..Wenn boa) Vater zu Haufe wäre!“ Augufta fagt
fo oft zu mir: ..Weinft Du nun wieder. Mutter? Du brauch| doch
nicht zu weinen. wir haben ja noch zu effen. und ich habe dir doch all
mein Geld für Brot und Butter gegeben.“ Aber jedesmal bekommt fie
die Antwort: ..Ich weine nicht ums Geld. fondern um Vater" . . . Gott
halte feine befchirmende Hand über Dir und gebe. daß alle meine Briefe
Dich bei guter Gefundheit und bei geduldigem Gemüte antreffen!"
Und mitten in einem Briefe kommt plöhlich unwiderftehliaf der
echt weibliche Ausbruch: ..Komm nach Haufe und feiere Deinen Ge-
burtstag bei mir! Wenn ich wüßte. daß Du bald kämeft. dann wiirde
ich einen Gänfebraten kaufen."

Nachts träumt fie vielz mehrfach von hohen Zahlenr von denen fie annimmt- man könnte vielleicht darauf feßenf um Geld zu gewinnenx den Mann frei zu kaufenr und während er in dem vom Feinde umzingelten Fridericia liegtz fehreibt fie: „Ich bin nun in zwei Nächten im Traume in Fridericia gewefenz und habe nach Dir gefucht und fand Dich auch und fprarh mit Dir und fahr daß Du gefund warft. Es fcheint mir dochf daß es mich etwas getröftet hat„ denn der liebe Gott hat mich mehrere Male nachts im Traum in meinem großen Kummer getröfletf und es ift richtig gewefenz wie ich geträumt habe."

Briefe von einem ebenfo zarten und feinen Inhalt verdanken wir der Frau des kleinen Hofbefißers aus Nordfihleswig- der fo treuherzig feine Freude darüber ausfpraä» daß er den 18. April im Lazarett war. In einem Brief fpielt fie zum erftenmal darauf an, daß fie ihm ein Kind gebären foll. „Ich kann Dir meldem daß ich und unfere kleinen Kinder noch fo ziemlich gefund find- aber die Zeit wird ja ficher bald kommen- wo ich Deinen Troft brauchen könntet lieber Vater! Aber ich glaubez daß es einen anderen Vater gibtf der mich erhören wird in diefer Stunde. Ich kann nicht mehr darüber fchreibenr denn meine Tränen fließen fo fiark. - Ich habe fo viele fleißige Grüße für Dich von fo vielen Freunden; die kommen und tröften miäf. Der Schullehrer kam eines Abends und bat mich darumx Dein Bild und einen Brief von Dir zu fehen- und darüber wurde ich ja fehr froh. Aber als er Dein Bild fahr fagte er: „Er fieht da wirklich nett." Aber als er Deinen Brief last da klagte er. Aber er tröfiete mich . . . Einen fleißigen Gruß für Dicht lieber Manni von Deiner wahren Frau."

Ebenfo naiv- wie diefe Unterfchrift lautet- ebenfo echt ift fief denn es ift ja wirkliih eine „wahre“ Fvau- die folche Briefe fäyreibt.

'- -1- *re

Die Bauernfoldaten und ihre Frauen waren alle einfache Leute- nur mit der Bildung der Dorffchule.

Die Briefe und Tagebücher aus den Volksfchichtenr die einen erweiterten Unterricht genofien habenz und denen das Leben zu einem höheren Kulturgrad verholfen hatt machen auf den erfien Blick einen etwas anderen Eindruck. Namentlich zeugen fie von einem entwickelteren politifchen Intereffe und tieferen militärifchen Sinn.

Äußerft felden kommen bei den Bauern politifche Betrachtungen vorx und zwar ganz nebenfächlich und rein naiver Art: „die Großmärhte haben uns befohlenf das Dannewerk zu verlafien‟ . . . „was wird wohl

daraus werden; wollen die Großmäch-te uns nicht helfenz dann wird das
Ganze ruiniertz denn wir können nicht gegen unfere Feinde ankommen,
denn fie find allzuvielez es ift unmöglich , . und ähnliches.
Die Bevölkerung aus den höheren Klaffen räfonniert politifch oft
fafi ebenfo naivz aber kraft einer lebhaften Empfindung der Bedeutung
der politifchen Faktoren, die bei ihnen ausführlich berückfichtigt werden.
Nicht ganz wenige find fafi bis zum Ende des Krieges unheilbar chauvi-
niftifchz andere - namentlich von der älteren Generation - zeichnen
fich durch nüchternen Blick' und ein großes Mißtrauen an die" leitenden
Politiker aus.
Eigentlich militärifches Intereffe kommt natiirlich in erfter Reihe
bei den Offizieren vor.
Die dänifchen Offiziere von 64 hatten einen harten Stand. Das
Werkzeug in ihrer Hand war fchwach und dem des Gegners technifch
unterlegen. Nie haben fie ihr Leben auf den Sieg, immer nur auf die
Niederlage einfetzen können. Sie haben es aber wie Männer getan.
Es verdient hervorgehoben zu werden„ daß die Anzahl der Treffer fich
auf Offiziere und Mannfchaften wie 2-79 und 1z23 verteilt (in den
Kriegen 1866 und 1870-71 auf deutfcher Seite rcfpektive 2-61 und
1z15z 2-75 und 1z21).
In ihren intimen Aufzeichnungen find die dänifchen Offiziere recht
fcharfe - mitunter etwas ungerechte - Kritiker7 die namentlich dem
Oberkommando übel mitfpielen, Das Vertrauen auf das Recht ihres
Vaterlandesz der Sinn für die Ehre ihrer Abteilungen find hervortretend;
für die Mannfchaften haben fie oft eine fchlichtez menfchliche Sympathie
und einen wohlwollenden Refpekt. Ihre Schuldigkeit als Offiziere fafien
fie ernft auf und mit kleidfamer Befäfeidenheit.
Ein beim Düppelfturm fchwer verwundeter und gefangener Kom-
pagniecheß der fich bei dem Vorftoß der Referven befonders hervorgetan
hattex fchreibt an den Adjutanten feines Regiments: „Ich tat meine
Schuldigkeit- mein lieber B„ an dem unglücklichen 18. Aprilz fo gut ich
vermochtez aber auch nicht mehrz und ich muß nur beklagenz daß ich nicht
die Gelegenheit erhielt, den mir vom Oberften gegebenen Befehl fo
vollfiändig auszuführenz wie ich es gewünfcht hatte. Was meine
Kompagnie betrifftz B„ fo waren fowohl Unteroffiziere wie Gemeine fo
brav* wie man nur denken kann; jeder tat im vollften Maße feine Pfliäft;
kein Schwanken oder Unruhe, getreulich folgten fie ihren Führernt und

es tut mir leid daran zu denken. wie mancher brave Soldat feine Augen
fchließen muß-te . . Und er endigt feinen langen Brief vom Gefechte.
von feinen Wunden. von feiner Sehnfucht nach den Kameraden mit den
foldatifchen Worten: ..Gott fei gelobt. das Regiment hat nicht fonderlich
viele Gefangene.“ - Einem ähnlichen Gedanken folgend. fchreibt ein
ebenfalls hart verwundeter und gefangener Negimentschef: „Soviel ich
“von hier aus habe in Erfahrung bringen können. ift kein unverwundeter
Offizier des Regiments in Gefangenfchaft gefallen.“ Männlich. würdig
und foldatifch ifi der Gedankengang felbft eines ganz jungen zwanzig-
jährigen Neferveoffiziers: ..Daß man nicht angft und bange ifi. fondern
nach befien Kräften fucht. die Leute aufzumuntern. das verdient wahr-
haftig kein Lob. das ifi nicht mehr als verfluchte Pflicht und Schuldig-
keit. wenn man Offizier ift" . . . ..Ihr (d. h. die Damen in feiner Fa-
milie) heult ja zu Haufe darüber. daß ich im Rapport von Miffunde
gar nicht erwähnt werde. weshalb wollt Ihr Euch nur die Mühe geben?
Ich finde das vollfiändig in der Ordnung. denn ich habe es ja nicht
bewirkt. daß die Schanzen nicht genommen wurden; ich habe ja nur
getan. was jeder Soldat zu tun hat: Ordre pariert . . . Die Hauptfache
if't. daß meine Leute mit mir zufrieden waren. da f i e doch am meifien
Gelegenheit haben. es zu beurteilen. weil wir ja immer zufammen find.
Run! Die Affäre ift ja längfi vorbei. und das Wichtigfte ift ja. daß
ich gefund und ftark genug bin. um einen noch fchlimmeren Stoß bei
Düppel aushalten zu können." - Der junge Mann ifi ein würdiger
Sohn feines Vaters. eines penfionierten Stabsoffiziers. der an den
Jungen nach feinem erfien Gefechte fchreibt: ..Nun haft Du alfo einen
Kampf erprobt. und ich kann der Vorfehung nicht genug danken. die
nicht nur ihre fchüßende Hand über Dich hielt. fondern auch Deinen
Mut aufrecht hielt in der Stunde der Gefahr. Ia. mein lieber Erik.
ich leugne niäft. daß ich fiolz auf Dich bin und zuverfichtlich glaube.
daß Du Dich. an welchem Kampf Du auch ferner teilnehmen wirft. auch*
wie bisher als braven und ehrenhaften Soldaten zeigen wirft." - Ein
achtundzwanzigjähriger Leutnant aus der Linie notiert in feinem Tage-
buch: ..allen Anzeichen nach zu urteilen. wird es nicht mehr viele
Tage dauern. bis man feine ..Feuertanfe" empfangen hat - mit Gottes
Hilfe macht man fie wohl gut durch . . ,
Die Worte der Offiziere erinnern häufig an den Gedankengang des
Bauern: ..Gott gebe mir Stärke und Mut in der Stunde der Gefahr.“
Überhaupt - je länger man lieft. je tiefer man hineindringt in

die menfchlichen Dokumente aus den gebildeteren Klaffenf je geringer
werden die Verfchiedenheitenf je entfchiedener die Ähnlichkeiten zwifchen
den fogenannten niederen und höheren Schichten der Gefellfchaft.
Ein 38 jähriger verheirateter Kompagnieihef in der Infanterie, de-
koriert im vorigen Kriege und als einer der tüchtigfien jüngeren Offi-
ziere der Armee bekanntf hat während der Vorbereitungen zum Kriege
und des Krieges 131 Briefe an feine Frau gefchrieben. Es ift der zärt-
lichfte Ehemann und der forgfamfle Vater, der im Herbft und zu Anfang
des Winters 1863 erzählt„ wieviel befier er doch gefiellt feit als feine
unverheirateten Kameradent da er "tets „eine Ruheftätte des Gedanke-ns“
bei Frau und Kindern habe. Und er fchreibt Dinge wie „Fragt mein
Sohn oft nach feinem Vater? .. . Wenn zu Haufe etwas verkehrt gehtf
bin ich meiner felbft nicht mehr mächtig... Dank für das Bild von
Dir und den Kindernt iäf betrachte es viele Male am Tage . . „Manch-
mal') heißt es in einem Brief von Mitte Dezemberf „fehne ich mich
fo ungeheuer nach Dir und den Kindern, trotz aller Mühe- die ich mir
gebet es nicht zu tun, So auch gefiern abend- als iäf Deinen Brief
bekam und Du von den Kindern erzähltefi. Ich ging deshalb zu T.'s
hinauf (fein Einquartierungswirt und deffen Frau) und es war mir
eine Erleichterung als ich von Euch erzählen konnte." Sehr anziehend
ift die Nachfchrift eines Briefes vom 22. Dezember: „Die vortreffliihe
Mutter fchriebf Du feift lieblich. Ift es nicht merkwürdig7 daß ich,
obgleich niemand das beffer weißf als icht es doch fo gern von andern
höre? Du ließ ihr ja alle meine Briefe vor. - Ehemals und be-
fonders im vorigen Kriege glaubte ich immert daß es Glück brächtef
Kleidungsftücke aus der Mutter Hand zu tragen. Das tue ich auch heute
nocht aber nun ift mir doch befonders allesf was Du gemacht haftf fo innig
lieb. Glaube nur, daß ich an unfere freundlichen Abende denke -
Du an meinen wollenen Jacken |ri>end und ich mit einem Buch in der
' .Sandf das ich hundertmal zur Seite legtef um Dich anzufehen oder Dich
zu kjiffen. - Doch - es ift wohl am beftenf daß ich aufhöre7 fonfi wird
mir gar zu weich ums Herz _z ich muß ja nun an Verfchanzungen und
an die Deutfäfen denken.“
Die Tatfachen bewiefenf daß der Brieffchreiber ftets derfelbe un-
erfchrockene Soldat wie in jungen Iahren und im erften Kriege blieb,
aber doch treibt es ihn am 22. April zu der Betraäftung: „Als Soldat
follte man niemals verheiratet fein! Wenn man Frau und Kinder liebt-
wie man es tun follt fo wird man mit fo ftarken Banden an das Leben

gefeffelt. daß die wenigfien als folche dem Tode mit der unverzag-ten Luft
ins Auge fehen. wie fie es fonfi tun würden. da das Ganze doch nur
eine Frage der Zeit ift. und nich-ts zufällig gefchieht.“ --
Während feine .Kritik der oberften Leitung nicht gerade milde ift.
fpricht der Kompagniechef mit Wärme. ja faft Schwärmerei von feinen
..braven und lieben Soldaten mit den offenen. treuen Gefichtern. Meine
Liebe zu ihnen ift alten Datums. und die ift. Gott fei Dank. gegenfeitig."
Innerhalb einer Kopenhagener Familie ift es mir gelungen. 196
Briefe zu fammeln. gewechfelt zwifchen deren zahlreichen Mitgliedern
und einem der Söhne. dem jungen zwanzigjährigen Referveleutnant
(und Studenten). von dem vorher die Rede war. Durch diefe Sammlung
wird es möglich. wie in einem Querfchnitt. den vollen Eindruck der
Stimmungen und Vorfiellungen innerhalb einer großen Familie aus dem
gebildeten Bürgerftande zu gewinnen.
Das Haupt der Familie ifi der ebenfalls oben erwähnte penfionierte
Stabsoffizier. ein Mann in der zweiten Hälfte der Fünfziger. Seine
Gattin ift 6 Jahre jünger. als er. und in ihrem .Haufe lebt die 23jährige
unverheiratete Tochter Luife. Von den Söhnen ifi Otto 27 Jahre alt.
Kandidat der Theologie. ein fehr in Anfpruch genommener Lehrer an den
höheren Schulen Kopenhagens und mit der 23 jährigen Mathilde verlobt.
Friedrich i| 25 Jahre und Verwalter auf einem Gute in Iütland. Um
diefe Familie im engeren Sinne gruppieren fich eine Großmutter. zwei
unverheiratete Tanten. fowie der gleichalterige Freund des jungen
Sohnes. ein Studiofus juris. der eng mit dem Haufe feines Kameraden
verknüpft ift.
Unter den männlichen Gliedern der Familie ift der 27 jährige theo-
logifche Kandidat ein prächtiges Exemplar des ftark chauviniftifchen
Typus. der vor dem Kriege den Feind auf das tieffie verachtet. und der
felbft noch nach dem Falle von Alfen die ausgeprägtefien Hoffnungen
auf .Hilfe von England. Frankreich. Italien aufrecht erhält.
Die Briefe des Kandidaten zeigen gleichfalls in amiifanter Weife.
welches Gefallen felbft gebildete und fonfi gefcheite Leute unter Kriegs-
verhältniffen daran finden können. an kindifch übertriebene Dinge zu
glauben. Nach dem fchönen Kampf der dänifchen Arrieregarde gegen
die Öfterreicher bei Oeverfee fchreibt der Kandidat an feinen Bruder
..ein paar Epifoden aus der Schlacht". ..Kleinigkeitem die ich gehört
habe von Verwundeten. die hierher gekommen find. Das elfte Bataillon
fchloß nämlich Karree gegen 800 öfterreichifche Hufaren und drängte

diefe durch eine Salve in einen Wald hinein. hier aber lag das erfte
Regiment im Hinterhalt und fchoß jeden nieder; diefe baten flehentlich
um Pardon. der aber nicht gegeben werden konnte. weil diefer Kampf
nur darauf berechnet war. den Rückzug zu decken . . . Da fie fpäter auf
die Infanterie losgingen. fchoffen fie erf't auf fünf Schritt Entfernung
alle Kugeln den Öfterreichern gerade durch die Köpfe. und von einem
Regiment Iäger kamen nur 26 Mann zurück (dies Leiste nach den eigenen
Berichten der Öfterreicher) . . . Die Öfterreicher hatten 3000 Ver-
wundete und Gefallene; zwei Tage nach dem Kampf begraben fie un-
gefähr 1200 Mann." (Der wirkliche Verluft der Öfterreicher an Ver-
wundeten und Toten betrug bei Oeverfee 30 Offiziere und 376 Unter-
offiziere und Gemeine. ihre Reiterei verlor 1 Offizier und 19 Mann).
Im Gegenfalz zu diefem phantaf'tifchen Theologen und dem jungen.
völlig haltungslofen Kopenhagener Studenten fieht der fchon früher
erwähnte Vater. der verabfchiedete Major. ein durch das Leben ge-
prüfter und ruhiger Mann.
Alle Damen der Familie. von der Großmutter. der Mutter.
den älteren Tanten an bis auf die 23jährige Schwefter und
die 22 jährige Braut. fchreiben eifrig an den Stolz ihrer Familie.
den jungen Referveleutnant im Heer. Im Verein mit .anderen
Damen. deren Verwandte im Kriege find. haben fie fich ver-
pflichtet. fich untereinander mit allen Nachrichten über ihre Lieben da
drüben auf dem Laufenden zu erhalten.
Auch an den wohlgemeintelken Ratfchlägen fehlt es nicht. Die
Mutter fchreibt mit Anfpielung auf die Säfilderung des Sohnes vom
Rückzuge während des Schneel'turmes: ..Sorge um Gotteswillen. foweit
es bei Dir fieht. für trockene Füße!" Aber fie wird noch übertrumpft
von der Großmutter. die einen Brief etwas neueren Datums fchließt
mit dem herzlich wohlgemeinten: ..Leb' nun wohl. Du Lieber. und hüte
Dich vor den Kugeln!" - Diefer Sah war der einzige. den ich bei
der letzten Durchficht von der Großmutter fiehen ließ; alles. was fie fonft
gefchrieben. erwies fich nur als Wiederholung der Ausdrü>e für Ge-
fühle und Stimmungen. die auch andere weibliche Mitglieder der Familie
an den Tag legten. hierin aber hatte fie doch - um einen modernen
Ausdruck zu gebrauchen - einen Rekord gefchlagen.
Außerordentlich bezeichnend für die Fähigkeit der Frau mit ihren
primitiven Gefühlen eine felbft dicke Kulturfchicht durchdringen zu
können. ift der Brief der Mutter. als der Sohn nach dem Sturm auf

Düppel möglichfi fchnell telegraphiert. daß er unverleßt ift. Er verdient
es. unverkürzt mitgeteilt zu werden:
..Gott fegne Dich. mein teurer. geliebter Erich. daß Du fo fchnell
die graufame Unruhe und Angft verkürzteft. in der wir alle waren! Das
ift ein Gefühl. welches niemand verfteht. der es nicht empfunden; aber
leider. es gibt nicht viel im ganzen Reich. die nicht in diefen Tagen die
Angfi und das Elend gefühl-t und gekannt haben. Es ging augenblicklich
Botfchaft herum. das heißt. ich ging felbft. und Mathilde. die hier war.
fchrieb an Friedrich. Dank. taufend Dank für die Depefche. und Dank
dir. allmächtiger Schöpfer. fiir das Leben meines Kindes! Hier wimmelt
es von guten. teilnehmenden Menfchen. die nach Dir fragen. Jch kann
nicht mehr fchreiben. Gott behüte Dich!
Deine glückliche Mutter.“
Es unterliegt ja keinem Zweifel. daß diefe gebildete Dame. oben-
drein verheiratet mit einem Offizier von ausgeprägt nationaler Haltung.
es fowohl gewußt wie empfunden hat. was der Kampf an diefem Tage
für ihr Land und ihr Volk bedeutete; aber fo ftark ift ihr Muttergefühl.
daß alles andere daneben verfchwindet und fie fich an einem der größten
Trauertage ihrer Nation unterfchreiben muß: ..Deine glückliche Mutter“.
weil der Sohn gerettet wurde. - '
Als .Hauptergebnis der Bearbeitung des mir zu Gebote fiehenden
Stoffes darf ich den Ein-druck' der alles durchdringenden Bedeutung des
Familienlebens fowohl für die höheren. wie für die niederen Stände
feftlegen.
Daheim verliert kein Mitglied der Familie das wache Bewußt-
fein von dem leeren Plaße im Haufe. Alle verfuchen fie unermüdlich
dem Abftande und den Verhältnifien Trotz zu bieten. und ungeachtet
aller Schwierigkeiten den Abwefenden. fo gut es eben angeht. zu er-
freuen. zu ermuntern und zu pflegen.
Ein fo feftes Gefüge ift das nordifche Heim. daß der Krieg ihm
nichts antun kann.
Der Gott des Krieges muß den Hausgöttern unterliegen,
'k * K'-
Das Verhalten des Menfchen während eines Kampfes wird in den
Aufzeichnungen der Kriegsteilnehmer vielfach beleuchtet. Ein recht in-
tereffantes Beifpiel ift fchon oben behandelt worden.
Es zeigt fich. daß der Krieger während eines Kampfes einen fehr

feinen Sinn für genrehafte Einzelzüge entwi>elt. feltener einen etwas größeren Überblick gewinnt oder die allgemeine Lage der Dinge klar beurteilt.

Merkwürdig ifi nicht nur die überrafchende Beobachtungsgabe. fon- dern namentlich eine außerordentliche Darftellungsfähigkeit. Man muß unwillkürlich an das klaffifche inclignntjo tuojt returns denken. wenn man fieht. welche verblüffend naturtreUe Schilderungen die Spannung des Kampfes den Federn einfacher Bauern oder Biirgerföhne entlorkt hat,

Zu der alten und ewig neuen Frage von dem Mut und der Furcht enthalten die Tagebüäfer und Briefe intereffante Beiträge.

Nur ein einziger. ein fehr nüchtern und befonnen fchreibender. aka- demifch gebildeter Gefreiter behauptet. erfichtlich recht erfiaunt. daß er zum erftenmal im Feuer ..fo gleichgültig und ruhig war. als fpazierte ich auf der Öftergade (Hauptftraße in Kopenhagen)“; die allermeiften fagen mit einem 26 jährigen Offizier. daß fie anfangs ..gefpannt und unruhig“ waren. und daß die „völlige Ruhe“. von der er fchreibt. erft eintrat. als „ich etwas im Feuer gewefen wat-‟z fafi allen war die Wirkfamkeit. die dienftliche Arbeit. die Verantwortung. eine Rettung vor der_Furcht. Ein fchönes Beifpiel für alle gibt der Brief eines 21 jährigen Studenten und Referveleutnants. der die weäffelnden Stimmungen während des erfien Treffens fchildert. Es find Schüffe gefallen. und die Meldung kommt. daß „der Feind fich aus Leibeskräften mit unferen Feldwachen fchlüge. Wir rückten vorwärts zum Entfaß. hielten uns aber vorläufig in einer gefchloffenen Kolonne mitten auf dem Wege und warteten nähere Ordre ab. Jnzwifchen pfiffen die Kugeln der Preußen um uns. und mancher brave Soldat mußte hier verbluten. ehe er noch dazu hatte kommen können. einen Schuß gegen die Feinde Dänemarks zu löfen. Es ifi nicht angenehm. fo mit den Händen im Schoß zu fiehen und fich erfchießen zu laffen. ..Mutig oder feige?" Diefe Frage drängte fich mir wohl hundertmal in diefen zehn Minuten auf. und die Antwort lautete: „Feigel" Ja. ich bekenne es; wie ich dort ftand. da war ich ein Feigling. ein elender Kujon - aber ich bitte alle. die zu Haufe auf ihrer Stube filzen und über mich richten. ein fo mörderifches Feuer auszuhalten. und zwar. ohne felbfi eine Hand erheben zu dürfen. ein Wort zu fagen oder einen Schuß zu löfen.“

Die Mannfchaften der Feldwachen. von den Preußen zurück- gedrängt. kommen jeßt in voller Unordnung. vom Feinde verfolgt. zu-

rückgelaufen. Die Verwirrung ift im Begriff. auch die Leute des Leut-
nants zu ergreifen. fie geraten zwifchen die wild Fliehenden. ..- da
wachte ich auf". Man fieht nun. wie energifch die Nerven des jungen
Mannes reagieren: ..Mit einem Stock. den ich in der Hand hatte. fchlug
ich einen meiner Leute zur Erde. Darauf zog ich meinen Säbel und
fchrie: ..Der Erfie von der zweiten Kompagnie. der ohne Ordre retiriert.
wird niedergehauen!“ Die Wirkung war verblüffend. Die Zurück-
gebliebenen fchielten nach mir hin. um zu fehen. ob es wirklich mein
Ernfi feiz aber es muß wohl etwas Imponierendes an mir gewefen fein.
denn fie blieben. Gleichzeitig erhielt ich die Ordre. mit meinem Zug
einen Knick zu befeßen. Ich befeßte diefen. und eine halbe Stunde lang
hielt ich ein wahrhaft mörderifches Feuer aus. Die Preußen benußten
die im Terrain fich bietenden Niederungen vortrefflich. fo daß man fie
in der Regel nicht fieht. bis fie einem gerade auf dem Leibe find. Und
plötzlich fprang kaum zehn Schritte von mir ein preußifcher Offizier
heraus. fowie eine Menge Soldaten. ..Mutig oder feige?" fragte ich
mia) felbftz aber nun lautete die Antwort: ..Mutigl“ Der Gedanke
an die Heimat fchwebte mir dunkel vorbei. der Gedanke an alles. was
ich aufgeben mußte; aber es war nur ein Augenblick. taufendmal kürzer.
als ich dazu brauche. es zu erzählen. Mein Regenmantel machte
mich kenntlich. ..Feuer. Feuer!“ rief der tapfere Preuße. in-
dem er auf mich deutete; aber eine Sekunde früher hatte ich
bereits auf ihn gezeigt und gerufen: ..Legt an. Feuer!" Der Offizier
fiel. und unfere kräftige Salve hatte überhaupt eine ftarke Wirkung auf
unfere Feinde. Unfere Gewehre waren indeffen fait alle abgefchoffen.
und deshalb: ..Zurück. lauft!“ kommandierte ich. und nun liefen alle.
was das Zeug halten wollte. über das Feld bis zum nächften Knick. Ich
brauche kaum hinzuzufügen. daß wir auf diefem Wege eine Salve er-
hielten. die 15 von meinen 45 Mann tötete oder verwundete. und daß
die Kugeln befonders mir um die Ohren pfiffen. aber den einzigen
Schaden litt mein Regenmantel. in deffen unterften Saum ein Riß ge-
fchoffen wurde. und dann meine Hände. die ich mir arg blutig riß an
der Dornenhe>e. die am Knick fiand. über welchen wir hinwegvoltigierten.
..Mutig. mutig!" fo jubelte es in mir. und von diefem Augenblick fiel es
mir gar nicht mehr ein. daß mein Leben in Gefahr fei . . . Wir zogen
uns gegen die Schanzen zurück. und der Kampf blieb hier eine Zeitlang
fiehen. bis das 6. Regiment zu unferem Entfaß anrückte. Dann ging
es vorwärts. wie es zuvor rückwärts ging. der Feind retirierte fchleu-

nigft . . . Der Kampf war beenden der Bataillonskommandeur kam,
der Regimentskommandeur kam- alles war wie in einem Traum- alles
war mirz als hätte ich nichts davon erlebt; aber die Wagenf die lang-
fam mit den Verwundeten und Toten nach Sonderburg rollten- die
ernflen Ambulanzenf die feierlich auf den fchneebedeckten Feldern vor-
wärts fchritten, um die Gefallenen aufzulefen- waren lebende Zeugenr
daß hier ein Gefecht geftanden. Mein *Hauptmann ftand und fprach
mit dem Regimentskommandeur- es war von mir die Reim es war mein
Mute den er befchrieb- meine Tapferkeitz die er lobte- und nun kam er
auf mich zuz drückte meine Hand und fagte: „Viel Glück zu Ihrer Feuer-
taufe! Sie haben wie ein tapferer Soldat Ihre harte Probe beftanden.“
Ein tapferer Soldat! Iay ich fühle esz von dem Augenblick an,
wie es zur Tat kamz von dem Augenblick an habe ich nicht an die Mög-
lichkeit gedacht- daß ich getroffen werden könnte."
Noch verweilt der junge Leutnant glückfelig bei dem offiziellen
Rapport und einer ehrenvollen Erwähnung darinf und mit überfirömender
Freude fchließt er: „Meine geliebte Mutter- meine lieben Gefchwifier,
mein braver Ehriftianx ehrlicher Niels- meine liebenswürdige Familiex
empfangt den herzlichen Gruß eines Soldaten!"
Am Düppeltagez dem 18. Aprilf fiand er im Laufgraben zwifchen
den Schanzen 2 und 37 und dort blieb er auch -_ als „tapferer
Soldat“, -
'c :.- :t-
Man hat von dem H aß gegen den Feind oft und viel gelefen. Bei
den dänifchen Soldaten - im weitefien Sinne des Wortes - kommt
er weder häufig noch |ark zum Vorfchein. Mitunter kann der Soldat
wohl auf den Feind fchimpfen und ihn prahlerifch und feige fchelten;
durchgehends hegt er vor feinem Gegner Achtung und fühltf daß auch
er feinem Vaterlande gegenüber feine Pflicht tut und tun muß.
Wenn jemand haßt- find es eher die Daheimgebliebenen- und unter
denen wieder die Frauenz und namentlich die Kinder mehr als die
Männer. Doch von den Fraueuz die einen Gatten oder einen Sohn
mit im Kriege habenf hört man kein Wort des Hafiesz fie können nicht
Haß denken- nur Liebe und Sorge.
In den vom Feinde okkupierten Gegendenr wo er Requirierungen
von Waren und Pferden machen mußt fieht es allerdings anders aus;
da ftößt man in den Briefen felbfi älterer und ruhiger Männer auf die

fiärkften Ausdrücke wie „niederträchtiges und räubermäßiges BetragenA „Die Preußen ftehlen wie die Elftern“. „daß der liebe Gott uns bald von den Schurken befreien wolle!" Die Leute klagen über eingefchlagene Fenfier, ramponierte Möbelz umgehauene Bäume ufw. Doch fcheinen die Mißlichkeiten zuweilen auch herznrühren von mangelnder Gabe, den Feind auf die rechte Weife zu nehmenz und man trifft auf Anerkennung des ftrengen Auftretens feitens der feindlichen Kommandierenden gegen- über den fchlechteren Elementen unter ihrer Mannfchaft und des „höf- lichen und gebildeten" Auftretens der Offiziere.

Nirgends jedoch tritt das Verhältnis zum Feinde fo feelifch in- tereffant zutage, fo voll feiner Übergänge und ftimmungsvoller Kämpfe- wie in dem Tagebuch einer Lehrerin aus einem Landpafiorat dicht bei der fchleswigfchen Grenze.

Sie ift die Tochter einer Beamtenfamilie auf Seelandz führt ein tief bewegtes Gefühlsleben. ift im höchften Grade patriotiiäh dem Feinde gegenüber fanatifch und fchreibt einen Stil. der ziemlich literarifch beeinflußt ift.

In ihren allererfien Tagebuäfsaufzeichnungen fchildert die junge Dame- wie um das Pfarrhaus ein wilder Schneefiurm rafit und „wäre ich nicht eine fo mutige Frau. wozu die Natur mich nun einmal gebildet hat. fo könnte ich mich leicht einfchiichtern laffen und dies für Maffen von Deutfchen halten. die gegen die Scheiben ftürmtenz das klingt ab- fcheulich. und der Sturm heult wie das Gebrüll wilder Horden."

Der Feind - das i| das fchreckenerregende Unbekannte. das kommen wird, zu vernichtenz auf alttefiamentarifche Weife. wie die Plagenz die Gott über Ägypten fchi>te. Und es ift auch der Gott des alten Bundesr der gegen ihn angerufen wird. Eins der Kinder im Paitorat fieht nachts im Traum eine große Schlacht. wo der liebe Gott im weißen Gewande den Dänen zum Untergang des Feindes verhilft, und in einem der traurigften Augenblicke während des Krieges- wo Mutlofigkeit alle Erwachfenen ergriffen hat, droht der kleine Hans „in die Luft hinauf" und ruft: „Eifcher Gott! Glaube nur nichtz daß ich mein Abendgebet für dich fprechen werde!"

Als die Preußen unter heftigem Kampfe am 22. März vor Düppel verfucht haben. ihre Vorpoften weiter gegen die Schanzen vorzufchiebenz ohne daß ihr Vorhaben glücktez erzählt das Tagebuch begeiftert und mit fiat-ker Übertreibung von „den Haufen von Deutfäfen. fowohl Verwun-

J- : eßB__
deten. wie Toten". die der Feind auf dem Walplaß hat laffen müffen.
Und in einer anderen Aufzeichnung. wo die Rede von einigen Gefan-
genen ifi. die gemacht worden find. heißt es: „Hurrm Hurra! Das ift
herrlich!" Mit einem etwas beklornmenen- Seufzer wird aber doch
hinzugefügt: „Man wird recht graufam im Kriege!"
Am Tage vor Pfingfien foll der Kneäjt aus dem Paftorat mit dem
Wagen in die Stadt Ribe. und die Lehrerin und ihre Schwefier. die auf
Befuch gekommen. fahren mit dorthin.
Hier in einer kleinen Anlage eben außerhalb der Stadt trifft die
Lehrerin „den erften Deutfihen. - Es macht einen eigentümlichen Ein-
druck. den erften Feind von Angeficht zu Angeficht zu fehen; etwas bisher
Unbekanntes rührte fich in meiner Seele.‟
Etwas neugieriges Intereffe ift doch auch bei der Lehrerin mit im
Spiel. „Es ift recht intereffant. die verfchiedenen Volksftämme zu
fehen". muß fie einräumen. Und eigentümliche. ganz rührende Ge-
fchichten erzählt man auch in der Stadt von diefen Öfterreichern. die
als Südländer und Katholiken Gegenftand des Staunens und der Ver-
wunderung feitens der proteftantifchen Nordländer find.
Die junge Dame fchreibt fchon ganz naäjdenklich: „Mir wird etwas
weich ums Herz. wenn man von menfchlichen Gefühlen bei diefen Befiien
hört." Eine Dame in Ribe erzählt. wie fie eines Tages ..einen deutfchen
Soldaten außerhalb der Kirche hat liegen gefehen mit gefalteten Händen.
im Gebet verfunken. und ein anderer Soldat ging und weinte auf dem
Kirchhof. „Arme Teufel!“ kann die Lehrerin nicht unterlaffen hinzu-
zufügen. „Sie werden wie Hunde von Ort zu Ort gejagt und leiden
vielleicht an Heimweh." Und es folgt entfchuldigend darauf: „Die
Gemeinen haben ja nur zu gehorchen.‟ „Aber‟. rafft fie fich auf zur
Höhe ihres früheren Pathos dem Feinde gegenüber. „diejenigen. welche
den Raubzug leiten. über fie komme die Strafe. die des Herrn iii!"
Der „harte Feind“. der doch zu demfelben Gott wie die Dänen betet.
kommt nun. wenige Tage nas) dem Pfingftfeft. innerhalb der Türen
ihres eigenen Helms in Gefialt eines öfterreichifchen Offiziers. der
Quartier für einen Hauptmann mit Burfchen und vierzehn Mann
befiellt.
„Das war ein Donnerf>jlag für uns alle; aber dabei ift nichts zu
machen.“
Aber zur eigenen ftillen Verwunderung muß die junge Dame nur

vier Tage fpäter in ihr Tagebuch fchreiben: „Nun ift das .Haus alfo
mit Deutfchen gefüllt; was wir lange als etwas Furchtbares erwartet
habenf if't gefchehent und wie es fo oft» geht im Lebenf jeßtf da wir mitten
drin findt ift es nicht fo fchlimm."
Das Altteftamentarifihe beim „Feinde" ifi ganz verfäfwunden, und
man kann nunmehr in den Aufzeichnungen der Lehrerin den ganzen
Kampf verfolgent der in diefer liebevoller» patriotifchenf gutherzigen
Frauenfeele vorgeht zwifchen der Vaterlandsliebe und ihrem rein menfch-
lichen Gefühl für den Feind.
„Hier ifi Leben in das fonft fo f'cille Pafiorat gekommem" bricht es
einmal aus ihr hervor; „und unfer Hauptmann ift ein hübfcher und
edlerf hoher junger Offizier mit einem angenehmen, ernfthafteu Gefecht.
Sein Burfche ift auch nett; er heißt Gallus .. . . Der Hauptmann war
neulich in Ribe und kam heim mit den Tafäfen voll Kuchen für die
Kinder und Zuckerfachem was ihm tags darauf einen Befuih von ihnen
verfchafftez er küßte den kleinen Hans dreimal. Er hat ein Gut in
Steiermarkf ifi verheiratet und hat einen kleinen Sohn wie Hanst des-
halb hält er fo viel von ihm."
Und fein und hübfch f>fließt fie die Betrachtung über ihren Feind
mit dem herzlichen Wunfih: „Möäfte er doäf lebend heimkehren zu feiner
jungen Frau und feinem kleinen Knaben!"
* K 'k
So bunt und mannigfaltigf fo feelifch tiefgehend find die Bilder
aus dem Leben eines Volkes während eines modernen Krieges. Ich
habe fie darftellen wollenf nicht nur) weil es fich um mein eigenes Volk
handelt. fondern auch im allgemeineren Intereffe des Studiums der
Kriegs- und Völkerpfychologie. Und hiermit bin iäf am eigentlichen
Ziele meines Vortrages in deutfcher Sprache und für deutfche Zuhörer-
an dem Zielf das mir fchon vor bald vielen Jahren vorfchwebtef als ich
mein Sammeln in Dänemark angefangen habe.
Man verf'teht in Deutfchland Briefe zu fchreiben und Briefe auf-
zuheben. Ich habe perfönlich glänzende Beifpiele gefehen von der
Pietät. mit welcher in deutfchen Familien fchriftliche Zeugniffe aus be-
wegter Zeit in Ehren gehalten werden, Es liegt in deutfäfen Landen
aus Ihren Kriegen in Briefen und Tagebüchern ein Schals- der noch
nicht gehoben worden ift.
Es muß dies gefchehen.

Ich ftehe für diefe große Aufgabe mit meinen Erfahrungen und
meiner perfönlichen Beteiligung zu Dienftenz es ift mir außer allem
Zweifel. daß fich meinen geringen Kräften andere und größere anfchließen
werden.
* K K
Nach der Abhaltung feines Vortrages ift Profeffor Karl Larfen
mit dem Vorftand des Verbandes der Vereine für deutfche Volkskunde
Profeffor])k. E. Mogk in Verbindung getreten. Es liegt jeßt der
Plan vor. die von Profeffor Lai-fen angeregte Frage auf dem Tag der
deutfchen Vereine für Volkskunde im September diefes Iahres in Graz
vorzulegen. Das Sammeln von Briefen und Tagebüchern aus Kriegs-
zeiten innerhalb aller deutfchen Länder könnte dann eventuell im Herbfi
1909 feinen Anfang nehmen.
Die Redaktion.

Religiöfe Grundgedanken und moderne
Wiffenfchaft. Eine Umfrage.
xml.
])1-. Andreas Heusler. Profeffor an
der Univerfität Berlin:

An den Namen Atheismus und Religionslofigkeit hängt immer noch
ein Odium. Die Folge if't. daß man das Wort Religion in verwafrhenem
Sinne gebraucht: man fest Religion gleich Moral; oder man nennt religiös
den Glauben an den ..Fortfchritt‟ oder den Glauben an eine naturwifien-
fchaftliche Hypothefe. Die Religionshiftoriker follten diefer Entleerung
des Begriffs keinen Vorfchub leiften. Religion ift der Glaube an außer-
menfihliche Wefen mit menfäfenähnlichem Willen. die auf unfer Leben
einwirken. Daher ift Religion in ihrem Kerne fupranaturaliftifch. Mag
das Ehriftentum von jeher. wie auch die andern höhern Religionen. das
Ethifafe f'tark. ja bis zur Einfeitigkeit betont haben; mag es in feinen
beften Zeiten eine nicht allzu myftifche und magiläle. eine mythenarme
Lehre gewefen fein: welch' urkräftiger Kern von libernatürlichem. Ien-
feitigem fteckt doch in der Predigt Iefu und in der Gläubigkeit aller
Ehrilten bis zur Aufklärungszeit!

Soll ich nach langjähriger Beobachtung an Ehriften aller Lager
meine Meinung von den ..religiöfen Grundgedanken“ im Ehriftentum
formulieren. fo würde ich drei Stufen unterfcheiden. Die ftärkf'te Reli-
giofität bekennt fich zu dem perfönlichen Gott als allgegenwärtigem
Helfer und Strafer und betet zu ihm. in Not und Gefahr Leibes und
der Seele. um Eingriffe in den Gang der Natur; es ift der Gott der
Wunder. ohne deffen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Eine be-
hutfamere. geiltigere Gläubigkeit wagt die Gottheit nicht mehr für das
Wohl und Wehe des einzelnen zu bemühen: fie befchränkt fich auf eine gött-
liche Weltordnung im großen. deren Spuren in Natur- und Weltgefchichte
zu erkennen feien; das Gebet wird zur huldigenden Anfprache und zum
befchaulichen Monolog. Noch vergeifiigter und dünner (denn Ver-
geiftigung wird Verflüchtigung) ift eine dritte Art der Religion: der
Machtbereiaf der Gottheit ift nur noch die Sittliafkeit. mit Sternenlauf.

Religion und Wifi'enfataft
Erdbeben und Tuberkulofe befaßt fich Gott nicht; man hält ..das Gute" und ..das Böfe" für fefiftehende Werte; Gott bejaht ..das Gute" und wird dereinft irgendwie einen Ausgleich zugunften ..des Guten" herbeiführen; vom Gebet i| übrig geblieben die Selbftermahnung. der Bli> auf Gott als das fittliche Jdeal. Der Unfierblichkeitsglaube. auf der erfien Stufe ein weltüberwindender Glaube an die Auferftehung des Einzelnen. wird weiter oben unbeftimmter. unperfönlicher und hört auf. als fuggefiive Macht in das Leben des Religiöfen einzugreifen. Wo das Bild von Gott als dem Wefen mit menfchenähnlicktem Willen hinfchwindet. geht die Religion über in Philofophie oder in allgemeinen Idealismus. Wie ein unbekannter Weifer fagte: Als der*.ßerrgott altersfcltwach wurde. da war er nur noclt Moral; als er aber auf dem Sterbebett lag. wurde er ein Naturgefeß.
Meine perfönliche Erfahrung ifi. daß religionsgefcttichtlicttes Nachdenken. wirkfamer als Darwinismus und anderes. den religiöfen Glauben auflöft. Man fieht. daß die religiöfen Vorftellungen zurüägehn auf Vermutungen. auf Deutungsverfuckte des unentwickelten Menfetten und durch alle Vergeifiigung nicht hinauswachfen über die unwahrfcheinliäte mythologifche Hypothefe; man fieht. daß die unleugbaren. höchfi realen Kräfte der Religion rein feelifch-leibliclte. diesfeitige Tatfackten find. daß auch ein wunderwirkender Fakirglaube nicltts für die Wahrheit des Geglaubten beweift. Wer mit diefem Blick auf das Leben Ernft macht. der ift religionslos und Atheift. Die Lücken der Erkenntnis vermag er nicht mehr mit anthropoiden Hilfskonftruktionen zu füllen; er hat das unerbittliche Mißtrauen gegen diefe mythologifchen Größen. auclt gegen die feinen; der „Zweck" ifi ihm der leßte Fetifch. Mag fein. daß religiöfe Stimmungen ihm verbleiben: der Drang. zu verehren. zu danken oder anzuklagen. zu zürnen - über die Menfchengefellfataft hinaus. Aber zu Religion reicltt dies nicht hin. Religion braucht neben den Gemütsftimmungen das Fürwahrhalten.
Es geht der Religion wie der Kunfi: beide feßen ein gewiffes Maß von Kindlichkeit voraus. und der Stand der Unfätuld. einmal verlafien. ift auckt hier nie wiederzugewinnen. Religion und Kunfi find der bunte Nebel. den der Phantafiemenfclt auf dem Wege zum Verfiandesmenfchen zu durchwandern hat.
Ä* Ws.

Hillebrandt
xml!,
br. Alfred Hillebrandt. Profeffor an
der Univerfität Breslau:
Es ift kein Zufall. daß von einem Erforfcher der indifchen Kultur.
von Mar Müller der Gedanke ausgegangen ifi. unter dem Titel 8710W()
d001r8 0f the Lust eine Sammlung der wi>jtigften Religionsurkunden
des Ofiens zu veranftalten und in guten Uberfeßungen dem Religions-
hifioriker vorzulegen; denn niemandem wird das Problem der Religion
und religiöfen Denkens näher gelegt. als dem Sanskritiften. dem Alt-
und Neuindien mit der Fülle feiner Religionen und Glaubensfpaltungen
eine unerfchöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung bietet. In
zahllofe Sekten fpaltet fich der Vifchnu- und der Sivakultz von der Tiefe
des Animismus bis zu dem fpirituellen Syfiem des Vedanta zeigt das
Leben Indiens alle Möglichkeiten in fonft unerreichbarer Fülle; neben
Materialifien und Freidenkern die großen Reformer von Buddha und
Jina an bis zu Schankara. Ramanudfcha. Ramananda. Kabir und
Dadu des Mittelalters. bis zu Ramohun Roy. Kefchub Ehander Sen der
neuen Zeit. Senfualismus und erhebende Läuterung des Herzens. Poly-
theismus und Monotheismus haben ihre Wurzeln getrieben und Indien
zu einem Spiegelbild religiöfen Lebens und Denkens gemacht; dorthin
wird in Zukunft der Religionsforfcher feine Blicke mehr wenden müffen.
um das Wefen und Wachstum des Glaubens zu verfiehen.
Religion und Wiffenfchaft find zwei dem menfchlichen Geifie ein-
gepflanzte Triebe. die auf Verwirklichung ihrer Wünfche drängen und
die menfchliäje Kultur erzeugen; beide in fich verfchieden und doch nach
der Höhe ftrebend. die eine innerhalb. die andere außerhalb der Welt.
beide einander ergänzend und doch einander entgegengefeßt. Die eine
verharrt kritifch und beobachtend innerhalb der uns umgebenden und
in uns enthaltenen Welt. forfcht dem Gefeßmäßigen in Natur und Geifk
nach. erweitert unfere Erkenntnis und prüft die Mittel der Erkenntnis.
Unferm Geifi und unferm Erkennen find aber enge Grenzen gezogen.
innerhalb deren das Ahnen und Verlangen des menfchlichen Herzens fich
nicht befriedigt fühlt. Ein Gott. den wir zu erfaffen und analytifäj
unferm Denken zu unterwerfen vermöchten. wäre kein Gott. fondern

ein Übermenfeh. Darum firebt das religiöfe Verlangen über die Welt
hinaus nach etwas das es wohl ahnen- vielleiäfi auch fühlen- aber nie
erreichen oder begreifen kann. Es hat infiinktiv jenfeits des Erkenn-
baren und Erreichbaren feine Heimat und fchwingt- von dem Gefühl
menfchlicher Unzulänglichkeit und Abhängigkeit gen-agent fich über die
uns gezogene Grenze der Erkenntnis hinaus unbekannten Mächten ent-
gegen,
Der Wunfcl» das Ewige zu erfafien- läßt fich dank meufchlicher Un-
vollkommenheit nur in menfrhlirher Weife ausführen; es ift nur in den
unzulänglichen Formen menfchlicher Auffaffung denk- und darftellbar,
und darum gerät die Religion fo oft in den Kampf mit der Wifirnfchaft
und ihrerz wie fie oft glaubt- erodierenden Tätigkeit. Die Religion bedarf
des Fortfehritts wifienfehaftlicher Erkenntnis- der fie läutet-tz in ihren
Lebensäußerungen berichtigt und in ihrem Denken verfeinert. Ihrer
Natur nach dem Tranfzendenten fremdl legt diefe Erkenntnis die Sonde an
die unvollkommenen und zerbrechlichen Formenz in die menfchliche Unvoll-
kommenheit das Ewige und Unfaßbare zu kleiden firebtt aber Erfatz für
fie zu bieten, oder an ihre Stelle zu tretenl ifi fie niemals imftande.
Der immer wieder erklingende Ruf naäf einer „zeitgemäßen'J einer
„modernen" Religion ifi begreiflicl» aber er bleibt unerfjjllbarL weil die
Gabe der klaren und kalten Wifienfchaft fich nicht an das Herz wendet-
fondern an den Verfiand- weil das, was die menfchliche Erkenntnis be-
friedigt und im Laboratorium experimental darftellbar iftt aufhörtt dem
tranfzendenten Zuge des Herzens Genüge zu tun. Die Wifienfämft kann
und mag die fiets werhfelnden und immer neuerbauten Außenforts der
Religion und ihrer Töchtert der einzelnen Glaubensfyfieme- fprengen
oder abfragen; gelangt aber nie zu der im .Herzen errichteten Zitadelle.
Es ifi eines der wefentlichfien Ergebnifie der vergleichenden Religions-
wiffenfchaft, fefigefiellt zu haben- daß der religiöfe Trieb im menfäp-
lichen Geifte ebenfo tief wurzelt und ebenfo weite Verbreitung hatt wie
der Drang zur Erkenntnis und zur Kunfi. Die religiöfe Veranlagung des
Menfrhen führtr nicht ohne Mitwirkung von Klima und Rafieneigen-
fchaftenf zu befonderen Glaubensfyfiemen- nnd es verfchlägt hierbei im
Prinzip nichtß ob diefe befonderen Syfieme Millionen von Anhängern
finden oder nur das Geheimnis eines einzelnen Innern find.
So wenig ein Staat ohne Gefeß und Verfafiung fein kannt kann
eine religiöfe- eine Glanbensgemeinfchaft -- was immer auch der Inhalt
ihres Glaubens fei - ohne gewifie Marimen und äußere Formen be-

fiehen. Der Einzelne mag ohne Grundfäße. ohne Dogmen leben. obwohl
auch er in gewiffen Säßen feine Anficht zu formulieren geneigt fein wird.
fei es fiir fich felbfi. fei es für feine Freunde und Anhänger. für die dann
diefe Sätze zu Grundfäßen werden und. je nach dem Einfluß des Ur-
hebers. zu dogmatifcher Fefiigkeit fich entwickeln; eine Gemeinfchaft bedarf
aber des einigenden Bandes. Der Kampf gegen das Dogma mag noch
fo populär fein. er richtet fich gegen die natürliche Grundlage einer reli-
giöfen Gemeinfchaft. die ohne einen folchen Mittelpunkt. gleichfam ohne die
Bekenntnisfahne. fich auflöft und verflüchtigt. Wenn alte Dogmen
fallen. "tehen neue auf, Zu dem Dogma. das die religiöfen Grundlagen
der Gemeinfchaft präzifiert. gefellt fich als Richtfchnur für das Verhalten
ihrer Anhänger zu Gott und Welt oder zur Welt die Morallehre.
Die Notwendigkeit einer folchen hat der Buddhismus nicht weniger als
das Ehriftentum empfunden. Ethik ift nicht das Ergebnis der wiffen-
fchaftlichen Erkenntnis oder des modernen Lebens; - wenigfiens haben
alle Verfuche. fie darauf zu bafieren. keine Wurzel gefaßt. - fondern
der Religion; fie ift der Baum. die Ethik ift die Frucht. und alle Unter-
weifung in der Ethik ohne religiöf-en Hintergrund entbehrt der inneren
Lebenskraft. Wollten wir den Verfuih machen. die moderne Ethik in
fefte Sätze zu kleiden. fo wiirde _ wenn eine Einigung überhaupt
zuftande käme - fich alsbald ergeben. daß wir über die zehn Gebote
und ihre chrifiliche Erweiterung - vielleicht mit einem Plus oder Minus
nach der einen oder anderen Seite hin - im wefentlichen niäft hinaus-
gekommen find und an Stelle ihrer ehernen Worte nichts Anderes oder
Befieres zu feßen wiffen. Sie haben Iahrtaufende überdauert. Der
Staat. von Parteiungen beeinflußt und getragen. ift weder geeignet noch
berufen. Ethik zu finden oder Ethik zu l e h r e n. Im ganzen und großen
eine Interefiengemeinfchaft. die durch nationale und hifiorifche Bande
zufammengehalten wird. hat er zwar nicht ausfchließlich. aber dorh in erfter
Linie die materielle Wohlfahrt feiner Angehörigen im Auge. Eine von
ihm gelehrte Ethik befäße in vielen Augen keinen höheren Wert. als die
Paragraphen irgendeines von heut auf morgen der Veränderung unter-
worfenen Gefeßes. defien Übertretung der Strafrichter ahndet. Aller-
dings unterliegt ja die Gefeßgebung dem Willen der Einwohner. ihre
fittlichen Anfchauungen prägen fich in der Gefeßgebung aus. und diefe
Anfchauungen find im wefentlichen von den Religionsgemeinfchaften
gezeugt. denen die Einwohner angehören. Ein mohammedanifcher Staat
muß ein wefentlich anderes Geficht zeigen. als der chrifiliche (d. h. der.
defien Bewohner fich in ihrer großen Mehrheit zu einem chriftlichen Be-

kenntnis halten). der katholifche ein anderes. als der evangelifchez felbft
Luthertum und Ealvinismus werden nicht ohne fpezielle Einwirkung
fein. Auch der moderne Staat zeigt einen tieferen Einfluß religiöfer
Gedanken. als viele feiner Bewohner zugeben wollen. Der ..Schuß der
Schwachen" ift kein moderner. kein wiffenfchaftlicher. fondern ein chrifi-
licher Gedanke. den deutfche Staatsmänner in die Gefeßgebung einge-
führt haben.

Der Einzelne mag und kann feine eigenen Wege gehen. wenn er dazu
den inneren Drang fühlt. Es muß ihm geftattet fein. fein Glaubensbekennt-
nis für fich zu bilden. d. h. den religiöfen Trieb in die Form zu kleiden. die
ihm feine Erfahrung und Weltanfchauung. die ihm fein Bedürfnis dar-
reicht. Seine Ethik wird fich nicht wefentliä) von der feiner Zeitgenoffen
unterfcheiden. mit denen er in derfelben fozialen Gemeinfchaft lebt. Sein
Syfiem mag ihn fpeziell befriedigen; fchwerlich aber wird es in feinem
Kern ohne ein gewifies. für ihn gültiges Dogma fein. ohne einen Wider-
fpruch fein zu der wiffenfchaftlichen- Erkenntnis feiner Zeit. Glaube und
Wifien find niemals kongruent und werden es niemals fein; die Kämpfe.
die in der Gegenwart mit fo großer Leidenfchaft aufflammen. die Rufe
nach einer neuen. dogmenfreien Religion haben die Vergangenheit durch-
hallt und werden die Zukunft durchzittern. Der Strenggläubige wird fein
Glaubensbekenntnis mit tranfzendentem Inhalt zu erfüllen fuchen. er
wird dem Inhalt beftimmte äußere Formen gebenz fein Gegner wird an
ihm den Mangel an Freiheit fchelten. an das Syfiem den Maßfiab feiner
modernen Wiifenfchaft legen und finden. daß es ihr widerfpricht. Er
mag alle Wunder leugnen. aber er wird vor dem größten aller Wunder.
der Un|erblichkeit der menfchlichen Seele und dem Gottesdafein in den
meifien Fällen Halt machen und fomit in der Mitte feines Weges ftehen
bleiben. Der Materialismus. der Monismus mag einzelne Köpfe be-
herrfchen. er mag auch zeitweilig weitere Kreife ziehen. aber er wird die
Gemüter der Völker nicht befiegen und erfüllen. In Indien hat der
Vedanta alle Lokayikas und Naftikas überwunden und fiegreich den
Plan behauptet. Die Orthodoxie führt zu Tatkraft und Fefiigkeit. aber
auch leicht zur Erfiarrung. der Zweifel zu weltlicher Erkenntnis und leiqht
zur Auflöfung. Der Kampf zwifchen beiden Prinzipien kommt nicht zur
Ruhe. folange das leßte Menfchenpaar auf diefer Erde weilt; es ift
müßig. von einer Verföhnung und einem ewigen Frieden zu reden. Und
wer |olz dahinfährt. die Segel fchimmernd im Glanze der Wiffenfchaft.
bleibt dem letzten und größten Rätfel gegenüber fo arm. wie der un-
wiffendfte Fetifchanbeter; und wenn er auch auf Unfierblichkcits- und

Gottesglaube verzichten wollte. fo bliebe er doch. mehr als alle. ohne
Antwort gegenüber dem Warum des Seins.

Geh. Oberpofirat l)r. Str e cler. Profeffor
an der Technifchen Hochfchule Charlotten-
burg:

über Ihre Frage habe im viel nachgedacht. Aber da das Gebiet
meiner Tätigkeit die Technik. insbefondere die Telegraphie ift. fo habe
ich ausfchließlich mit praktifchen Angelegenheiten zu tun. die von jener
Frage weitab liegen.

Die Technik macht faft den Eindruck des Religionsfeindlichen. min-
defiens fcheint fie der Religion gleichgültig gegenüberzufiehen. anders
als die Kunft. die der Religion dient und fie verherrlicht. Aus der
Gefchichte können wir fehen. daß die Menfchheit viele Jahrhunderte hin-
durch ihr Heil ausfchließlich auf geiftigem Gebiete gefucht hat. oft bis
zur Vernachläffigung des leiblichen Wohls. Erft feit verhältnismäßig
kurzer Zeit. etwa feit 100 bis 150 Jahren beginnt eine andere Ära;
die Menfchheit fucht es fich auf der Erde gut und bequem zu machen
und denkt nicht mehr in fo hervorfieäjendem Maße allein an das beffere
Ienfeits. Dazu hat der Auffchwung der Naturwiffenfchaften. ins-
befondere die neuere Technik geführt. Das Ziel der Technik ift aber nicht
nur Erhöhung der Bequemlichkeit und des Wohllebens. Sie hat auch
die Aufgabe. die Menfchheit von fchwerer körperlicher Arbeit zu erlöfen.
Wie dies gefchieht. fieht man in allen neueren Fabriken. auf allen gut
eingerichteten Werkpläßen. Wenn auf diefem Wege die Menfchheit
wieder Zeit und Kräfte gewinnt. wird fie fich mit erneutem Verlangen
der Fortbildung ihrer religiöfen Anfchauungen widmen.

/GSÄ-W
Y? W -W/?N/s . W.

xx.
Geh. Jufiizrat 1)!: Rudolf Leonhard.
Profefior an der Univerfität Breslau:
Von der Redaktion der Zeitfchrift wurde ich erfucht. meine „per-
fönliche Stellungnahme zu den religiöfen Grundgedanken von der Warte
meiner fpeziellen Wiffenfchaft aus zu präzifieren". wobei auf meine „ein-
fchlägigen Schriften“ hingewiefen wurde. Den letzteren *Hinweis beziehe
ich auf meine Feftfchrift: „Roms Vergangenheit und Deurfchlands
Recht". Leipzig. Veit & Co. 1889. und auf meinen Wiener Vortrag:
„Die Lebensbedingungen der Rechtspflege". Marburg. Elwert 1891.
Durch bekannte Forfchungen auf dem Gebiete der Religionsge-
fihiihte find die Ausführungen der Feftfchrift freilich fehr ergänzungs-
bedürftig geworden. Ihren Anfchauungen bin ich jedoch in allen meinen
Vorlefungen treu geblieben. infoweit fie die Beziehungen von Religion
und Recht berührten.
Unter „religiöfen Grundgedanken" verftehe ich fowohl die allge-
meinen Lehren iiber das Wefen der Religionen. als auch die Sätze. die
innerhalb einer befiimmten Religion als maßgebend gelehrt werden.
Beiden gegeniiber läßt fich bezweifeln. inwieweit eine „perfönliche
Stellungnahme von der Warte der Wiffenfchaft" möglich ift. Perfön-
lichkeit und Wiffenfchaftlichkeit find auch hier fchwer vereinbar. Die
Forfchung firebt dahin. perfönliche Meinungen gegen allgemeingültige
Lehren einzutaufchen. Ihre vielbefprochene „Vorausfeßungslofigkeit"
ift wohl nur eine Selbftbefreiung von unhaltbaren Vorausfehungen.
und darum nicht der Ausgangspunkt. fondern das erftrebte Endziel der
wiffenfchaftlichen Arbeit,
Als ein folches Endergebnis bezeichne ich die Erfahrung. daß es
nicht möglich ift. das Recht irgendeiner Zeit aus bloßen politifchen und
wirtfchaftlichen Triebfedern zu erklären. Dem Rechte wohnt überall
ein ethifches Element inne. das es notwendigerweife mit den Gedanken
in Zufammenhang bringt. die zu feiner Zeit als Leitfterne der fittlichen
Anfchauungen gelten. Verwandeln fich diefe Anfchauungen. fo zeig-t fich
dies auch auf dem Rechtsgebiete. Sucht man dies ethifäfe Element.
zu dem die religiöfen Anfchauungen ficherlich gehören. aus dem Entwick-
lungsprozeffe wegzuftreichen. fo wird man ihn mißdeuten. Sucht man

es aber aus der .Handhabung des geltenden Rechts zu verbannen. indem
man fie auf bloß praktifäz-politifche Gefichtspunkte fiüßen will. fo raubt
man dem Rechte die Zuverläffigkeit und die Möglichkeit feiner richtigen.
von feinen Schöpfern erftrebten Deutung. Deswegen behaupte ich nach
wie vor einen Parallelismus zwifchen der höheren Ethik. die dem ent-
wickelten römifchen Rechte fein-en univerfalen Wert aufprägte und es
zum Weltrechte |empelte. mit gleichartigen idealen Kräften. von denen
zu derfelben Zeit die chriftliche Weltreligion emporgehoben wurde. wenn
auch die Vertreter diefer Bewegungen fich vielfach gegenfeitig nicht wür-
digten. Außer den bekannten biblifchen und den durch neuere ruhmvolle
Forfchungen klargeftellten hellenifchen Einflüffen auf das Ehriftentum
hat auch die römifche Eigenart neben manäzem Bekbagenswerten viel
Wertvolles zu der Herfiellung der Kirche und der vollentwickelten chrift-
lichen Weltanfchauung beigetragen.

Ich finde überdies fehr beachtenswerte Zufammenhänge aller auf
gefchichtli>)er Grundlage ruhenden Wiffenfchaften. namentlich der
Sprach- und der Nechtslehre. aber auch der Theologie und der Iuris-
prudenz. wenn auch beide fehr weit von einander zu liegen fcheinen.
Ich würde es für ein Glück betrachten. wenn diefe Wiffenfchaften im
gegenfeitigen Verfiändniffe fortfchritten. fowie auch in dem Befireben.
fich untereinander das zuzugeftehen. was jeder von beiden zukommt, Die
Gegenfiände ihrer Forfchungen greifen vielfach in ähnlicher Weifc in-
einander über. wie etwa Hygiene und Pathologie. Die eine fchildert.
was ethifchen Mängeln vorbeugt. die andere behandelt die Unterdrückung
folcher Mängel. Darin ergänzen fie fich in ihrem Einflu-fie auf die
Gefittung des Volkes.

Den Sinn für diefen tiefen Zufammenhang konnte ich namentlich
in meiner amerikanifchen Tätigkeit vielfach beobachten. ungeachtet der
drüben befiehenden fcharfen Trennung von Kirche und Staat. Es
fchien mir dies einer der vielen Beweife für den in Deutfchland oftmals
unterfchäßten Idealismus. der die beften Geifier der neuen Welt zweifel-
los befeelt.

N_ W

Schluß in der Juni-Nummer.

Hugo Salus:
Eichauer Tanznovelle,
Schluß.
l7.
Als die Freunde am nächf'ten Tage im Haufe Neudorf ihren Däm-
merungsplaufch hielten. erfchien auch Doktor Wohl im Magazin und
wurde mit Vorwürfen empfangen. weil er geltern fo plölzlich aus Lichtenau
verfchwunden war.
..Warum?" fragte er unfchuldig. ..Hat jemand etwas darüber
gefagt? Ich bin noch nach Langental gegangen und erft fpiit abends
nach Haufe gekommen."
Aber die Freunde waren verfchloffen. als hätten fie fich gegen ihn
verfchworen. und er hörte nur. wie fchön der Heimweg durch den blauen
Abend gewefen fei.
..Ia. es war ein fchöner Abend.“ meinte Wohl; aber er erfuhr
nicht. mit wem Therefe nach Haufe gegangen war. und ob fie vielleicht
etwas über ihn gefagt hatte,
Seltfamerweife kam dann Julie Dur in den Laden. fie hatten fie
herbefkellt. um eine Komiteefiizung abzuhalten; fie war ins Vertrauen
gezogen worden. denn man hatte befchloffen. einen Maskenabend zu
veranftalten. auf dem die jungen Leute zum erften Male ihre Tanzkünfie
zeigen wollten.
Da hörte Doktor Wohl noch eine Weile zu. aber er fprach kein
Wort mit.
..Alfo es bleibt dabei. daß wir ein Masken- oder eigentlich ein
Koftümkränzchen machen wollen." fagte Dur. ..Es handelt fich darum.
ob wir fchon jeßt nnferen Damen mitteilen follen. daß fie fich kofiümieren
müffen. oder ob wir das erft zwei oder drei Tage vor dem Kränzchen tun."
„Natürlich" fagte Inlie. ..wir wären dumm. wenn wir es jetzt fchon
verraten würden. Indeffen haben wir Zeit. uns alles zu überlegen und

gut vorzubereiten. Ihr könnt euch fihon heute darüber einigen. als' was ihr kommen wollt."
Dabei wurde eigentlich allen etwas unbehaglicIt. Sie wollten alle als etwas fehr Schönes und Bedeutendes kommen. aber es wollte ihnen nichts einfallen; nur Julie wußte. daß fie als ..Terpfichorie" kommen werde. ..Jch habe ein grünes Tüllkleidchen." fagte fie träumerifch. ..darauf nähe ich Noten. ein paar Takte aus dem Donauwalzer.‟ fie triumphierte über ihren Einfall. ..und ich nehme eine Leier in die Hand. Das läßt fich aus Pappendeckel ganz hübfckt machen und mit Goldpapier bekleben. Der Maeftro muß mich führen. Und wenn wir dann einen Walzer getanzt haben. bekränze ich ihn mit einem Lorbeerkranze. Ich laffe mir Lorbeer aus grünem Papier machen."
..Ich gehe als Dichter." fagte .Heinrich Neudorf ängfilich. ..Ich nehme eine blonde Perücke und ein Notizbuch mit einem fehr langen Bleiftift in die Hand.“
..Und ich gehe als Maler." fagte Julius Dur. ..Das wird fehr fchön werden. Ich ziehe einen Samtrock an und nehme einen Pinfel in die Hand." Er brüllte vor Lachen. ..Ich werde euch etwas malen." fagte er, ..Ich werde allen etwas malen."
Die andern [achten mit. und da fing auch Adolf Steins Phantafie zu blühen an. ..Ich weiß auch fchon. wie iat komme. Das wird riefig komifch wirken!‟ Er war ganz begeiftert von feiner Jdee. am liebfien hätte er es gar nicht verraten. fo glücklich war er über feinen Einfall. dann aber konnte er in der Freude feine Lippen doch nicht bemeiftern. und fo verriet er feine Idee.
..Ich gehe." lachte er aus vollem Halfe. ..ich gehe als Würfiel-junge! Das ift riefig komifch!" Er ging kopfwiegend neben dem Pult hin und wider. rief : ..Würfkel. brennheiße Würftel!“ und macktte vor Julie Dur eine tiefe Verbeugung: ..Fräulein Elite-r." fagte er dann im Eifer. ..kann ich Ihnen mit Würfieln dienen?"
..Ja. ja." verriet fich nun auch Heinrich Neudorf. ..ich fchreibe aus dem Deklamatorium ein Gedicht ab und leg-e es in den neuen Rahmen. den ich jetzt fertig ma>te. den reiäte ich ihr: eben gedichtetl"
..Und ich gehe als Doktor." meinte endlich Bernhard Tafchner. ..du mußt mir deine Geburtszange bergen. Mar. das wird ein Haupt-fpaß! Entfchuldige. Julie. aber dabei ift nicltts Schlimmes! Als was willfi du kommen. Herr Kollega?"
Doktor Wohl machte ein gar ernftes Geficht; ..ich tanze nicht."

fagte er. „Jhr könnt doch nicht verlangen. daß ich mim verkleiden foll. Das müßt ihr doch einfehen! Wie möchte das denn vor meinen Patienten ausfehen!“
..Geh doäj als Brummbär!" höhnte Dur. „dann brauchft du dich nicht zu verftellen!“
..Oder als fideler Kerl!" wagte fich Stein hervor. „Dann wird dich niemand erkennen!“
,.Na.“ fagte Mar Wohl. und eine ungemeine Heiterkeit füllte ihm die Brufi. ..vielleicht bin ich manchem gerade fo recht. wie ich bin!‟
Er mußte das fagen. dann nahm er Hut und Stock und ging von dannen. Sie hatte ihm ja gefiern abend gefagt. daß er ein lieber Menfch fei. was konnte ihm da noch gefchehen! Und wie fie ihn dabei angefehen hatte! Wie der Sihußengel fo lieb! Er trat aus dem .Haufe Neudorf und ging langfam über den Marktplaß hinauf in die Herrengafie. wo Hammers wohnten.

7.

Therefe Elfter war es feit gefiern abend fehr feltfam ergangen. Sie hatte doch gewiß nichts Großes. ficher aber nichts Arges gemeint. als fie Doktor Wohl einen lieben Menfchen genannt hatte; fie wollte ihn nur etwas zutraulicher machen. den fonderbaren Menfchen. mit dem fie im Vorjahre in der Allee fo anheimelnd gefprochen hatte. Wie hatte es fie erfäfreckt. als er gefiern ihre unfchuldigen Worte gar fo feierlich genommen hatte. fie hätte am liebfien weinen mögen. als er ihre Hand nicht los ließ und fagte: „Das werde ich Ihnen nie vergeffen!" Wie der große. ernfte Menfch gezittert hatte. wie feine Augen fie angefchaut hatten! Sie konnte den Blick nicht los werden. aber fie hätte ihm gewiß das richtige Wort gefagt. wenn er nur nicht fo plötzlich weggegangen wäre,
„Ich habe doch nichts Unrechtes gemeint." fagte fie zu fich und. während Heinrich Neudorf dann im Garten in Lichtenau neben ihr ge-feffen war. da war fie ganz einfilbig gewefen und hatte dem Braven die Unterhaltung ganz überlaffen. was dem Armen fehr fchwer geworden war. Dann war fie auf dem Heimwege mit Dur und Tafchner fafi über-mütig luftig gewefen. hatte gelacht und viel gefprochen. nur um den Gedanken an diefen Doktor Wohl zu übertäuben. Die beiden waren ganz begeifiert gewefen von ihrer Laune und hatten die lächerlichfien Gewöhnlichkeiten geredet. Merkwürdige Menfchen. diefe Eichauer!

Als fie dann mit ihrer Schwefier fchlafen ging- da hatte fie mit
fich gekämpftr ob fie die fragen follez denn fie war fich keiner Schuld
bewußt und hätte doch fo gern gehört, ob fie mit dem Worte: „Sie
find ein lieber Menfch!‟ etwas Unreehtes gefagt habe. Eine unerklär-
liche Scheu hielt fie ab zu fragen- und fo fprach fie lächelnd über die
jungen Leutet auch über Doktor Wohl.
„Der feheint ein ganz lieber Menfch zu fein!" fagte fie und erfchrak
dabei- weil fie wieder diefes dumme „lieber Menfch" gefagt hatte. „Aber
ich habe ja kaum zwanzig Worte mit ihm gefprochen/ feßte fie hinzu,
„er hat es ja fehr eilig gehabtz von mir fortzukommen!"
„Und ich habe mir eingebildetx' fagte Frau Hammer, „daß du dich
für ihn interefiierfi, weil du in deinen Briefen im Winter dich immer
nach ihm erkundigt hafi.‟
„Habe ich das wirklich getan?‟ fagte Therefe. Sie freute fich
eigentlich darüber und wurde rot dabei. „Verdient hat er's gewiß nicht-
du weißt jap daß ich ihn im Winter in Prag gefehen habe und daß er
mich nicht einmal angefprorhen hat!"
„Er ifi ein Bauer!‟ fagte Frau Hammer. „Die Menfchen hier
find nun einmal nicht anders. Alfo fchlaf wohl!"
„Gute Nacht!“ fagte Therefe und fchloß die Lider.
„Laß dir was Schönes träumen!‟ meinte ihre Schwefier nocht dann
fchlief fie ein.
Geträumt hat Theres Elfier in diefer Nacht wohl nicht- denn fie
ichlief fehlecht unde je mehr fie fich dagegen wehrte- um fo mehr mußte
fie an Doktor Wohl denken- und ihr kurzes Gefpräch in dem Wirtshaus-
garten fiellte fich in ihrem Herzen immer breiter auf einen So>elz indes
all die andern braven Menfchen wie nebenfächlithe Fefiteilnehmer bei
feiner Enthüllung in den Hintergrund traten. Und als der Morgen
zu grauen begannf da wurde es ihr immer klarert daß fie den ganzen
Herbfi und Winter immer an diefen Doktor Wohl gedacht hatte, bei
allen möglichen Gelegenheitent auf Bällen und im Theater- daß fie fich
darüber aber nie Gedanken gemacht hatte. Und fie wußte gegen Morgen
ganz genaue daß fie immerz wenn fie fich feiner erinnert hatte, von ihm
als einem lieben Menfchen geträumt harter was fie ihm freilich nicht gleich
bei der erften Begegnung hätte fagen müßen.
„Aber dabei ifi doch weiter wirklich nichts Schlimmes!" beruhigte
fie fiel» fie zog fehr zufrieden die Decke über das Geficht und verfiel dann
in einen ruhigen Morgenfchlummerz darin fie ihre Schweiter mit glück-

lichem Kopfnicken noch liegen fah. als fie fich behutfam aus dem Schlaf-
zimmer fertfiahl.
Welch ein füßer Schreck überfiel die Langfchliiferin. als fie erwachte
und an ihre nächtlichen Gedanken fich erinnerte. ..Das ift ein merkwür-
diger Menfch. diefer Doktor Wohl!" fagte fie laut vor fich hin. denn
fie war ja allein im Schlafzimmer. und fie lachte vergniigt. als ob fie
damit diefe Angelegenheit erledigt hätte. ..Ich muß wirklich dann mit
Elifen über mein geftriges Gefprä>) mit ihm fprechen. die wird was
lachen! Ießt hätte ich mir fafi eingeredet. daß ich in ihn verliebt fei!
So eine dumme Nacht!“
Aber im Laufe des Vormittags ergab fich keine rechte Gelegenheit
zu diefer Ausfprache. und als Frau Hammer vor dem Efien fragte. ob
fie nicht noch ein wenig ausgehen wolle. da fchlug Therefe vor. die fchöne
Kafianienallee gegen den Steilberg zu wählen. an deren Schatten fie fich
fo genau erinnere. Aber dort unter den Bäumen ward ihr faft feierlich
zumute und fie fagte nur immer wieder: ..Ihr habt es wirklich wunder-
fchön hier in Eichau. diefe Luft hier und diefe Ruhe!" Sie dachte ganz
hygieuifch-
In der Dämmerung nahmen die beiden Schweftern ganz kleinftädtifch
ihre Handarbeiten zum Fenfier und taten fo. als wollten fie arbeiten.
Aber fie fchauten nur auf die Gaffe hinunter. in der fich freilich fehr
wenig ereignete: hie und da blieb jemand beim Hammerifchcn Schau-
fenfier ftehen und fchaute die alten Banknoten und fremden Münzen an.
oder Herr Hammer trat vor die Tür und fprach mit einem Bekannten.
Da faßte fich Therefe ein Herz und erzählte ihrer Schwefier von dem
feltfamen Gebaren des Doktor Wohl und erkundigte fich fehr eingehend
nach ihrer Meinung darüber; Frau Hammer fchwieg etwas länger. als
Therefen lieb war. fchaute fie mit hochgezogenen Brauen dann lächelnd
an und fagte: ..So. fo! Alfo doch!“
„Was du wieder denken magft!“ fuhr Therefe auf.
..Goth mir wäre es ja fehr lieb." fagte Frau Hammer und ließ
fich in ihren Plänen nicht fiören.
..Das ift doäz keine Antwort auf meine Frage." meinte Therefe.
,.O. die will ich dir gern geben." fagte Frau Hammer. ..Ich
denke mir. daß die paar Worte. die du ihm gefagt haft. gewiß nichts
Unebenes oder Unrechtes enthalten haben. Aber du weißt. der Ton
macht die Mufik und dem Doktor Wohl fcheint der Ton deiner Stimme
wie eine fchöne Mufik geklungen zu haben, Aber ich kenne dich. liebe

Therefe." fagte die Schwefter und hauchte einen Kuß auf die Stirn der Errötenden: ..du fingft nicht. wenn es dich nicht zum Singen drängt."
..Meinfl du?" fragte Therefe verfonnen. Und dann ergriff fie plötzlich die Hand ihrer Schwefter und zeigte ihr Doktor Wohl. der eben von feinen Freunden weg in die Herrengaffe gegangen war. und der nun unten gefäfäftig vorbeiging. als ob er Therefen nicht längft da oben erfpäht hätte.
..Das wird ein Stück Arbeit kofien!" lachte Frau Hammer. und dann. wie zwei Frauen aus einem Shakefpearifchen Luftfpiel. entwarfen fie einen fehr durchfichtigen und gar nimt ungewöhnlichen Plan. wie fie den Widerfpenftigen zähmen wollten.
..Denn von felbft kommt der fein Lebtag nicht!" fchloß Frau Hammer. ..den muß man zum Guten zwingen."
Die Szene. auf welcher am nächften Vormittag die beiden lufiigen Frauen ihr Spiel begannen. war freilich duräjaus nicht fhakefpeare-mäßig. Hammer war von feiner Frau ins Vertrauen gezogen worden und hatte Doktor Wohl gebeten. fie zu befuchenz die arme Märtyrerin lag auf dem Sofa und hatte eine kalte Kompreffe auf der Stirn. denn fie hatte fchre>liche Kopfäfmerzen. Und Doktor Wohl war fehr eifrig bei der Sache und fragte die Kranke nach Dingen. deren Beantwortung ihr fehr unangenehm war. aber der junge Arzt ließ in folchen Dingen nicht mit fich fpaßen und perkutierte und auskultierte drauf los. daß es eine Art hatte. und war fehr tüchtig. Dann rief Frau Hammer ihre Schwefier. damit fie Papier und Schreibzeug bringe. Doktor Wohl fchrieb ein Rezept und gab die Verficherung. daß es bald gut fein werde,
„Was Sie für eine hübfche Schrift haben. gar nicht ärztlich!" fagte Therefe und fchaute das Rezept an. ..Wie geftochen! Schau. Elife!"
Frau Elife betrachtete die Schrift und fagte feufzend: ..Der Doktor Wohl müßte dich fchreiben lehren. das wäre eine überrafchung für unfere Eltern. wenn du endlich einmal deine fchreckliche Schrift los würdefi und ihnen aus Eichau einen ordentlich gelfchriebenen Brief fchicken würdeft; denn Sie müffen wiffen. daß Therefe vielleicht einige Tugenden haben mag. aber über ihre Schrift kränkt 'fich unfer lieber Vater feit jeher. Schauen Sie nur." und fie wies dem Arzte einen Brief Therefens. „diefe Schrift ift doch gewiß geradezu ein Unglück."

Therefe wollte ihrer Schwefter den Brief wegnehmen; aber Frau
.Hammer hörte die Widerrede ihrer Schwefter nicht. fie hatte dem Doktor
den Brief hingereicht und hielt. die Kupplerin. den Finger fehr gefchickt
auf einer Zeile. darin der Name Doktor Wohl fehr deutlich zu lefen
ftand, Therefe fchaute flüchtig und lachend in den Brief. da bemerkte
fie den Namen Wohl. fie rief. diesmal aufrichtig erfchrocken: „Das
überfchreitet die Grenzen. Elife!“
..Steht denn was vom Doktor in dem Briefe?“ fragte Elife ganz
unfchuldig. „Es wird nichts Schlimmes fein! Nun. Herr Doktor.
glauben Sie. daß Sie Therefens Schrift verbeffern könnten?“
„Mir fcheint die Schrift des Fräuleins wunderfchönl“. und ein
fiilles. glückfeliges Lächeln lag um feine Lippen. Dann aber langfam.
ganz langfam fchien ihm die Ausficht. Therefen unter-richten zu dürfen.
doch zu verlockend. und er fagte treuherzig: ..Wenn das Fräulein mag.
will ich es gern verfuchen. Wollen Sie. Fräulein?“ Er hielt ihr feine
.Hand hin. damit fie einfchlage.
Da fchämte fich Therefe wirklich über das Spiel. fie legte aber doch
ihre Hand in die des Doktors und fagte: ..Wenn ich Ihnen dafür nur
auch etwas bieten könnte!"
Und da blißten die Augen des Bauernjungen aus Langental plötzlich
fehr durchtrieben auf. da war er auf einmal ganz fchlau geworden. weil
wohl das Herz in feiner Bruft eine gar zu laute Mufik fchlug. und er
fagte lächelnd:
..Gut. ich will auch von Ihnen etwas lernen. Sie müffen mich
im Tanzen unterrichten!“
Er dachte vielleicht in diefem Augenblicke an feine Freunde und
ihren Lehrer im „Himmel“. oder dachte wahrfcheinlich an gar nichts. weil
er fich fo frei und überlegen fühlte. und Therefe fagte lachend zu. und
fie befprachen noch für diefen Nachmittag die erfte Stunde. Er ging
mit erhobenem Haupte fort: „Ich habe doch ein unglaubliches Glück!“
murmelte er vor fich hin. und dann ging er über die Gaffe leicht und
tänzelnd; die beiden lufiigen Frauen fchauten einander verwundert an
und dann umfchlang Therefe ihre kranke. kranke Schwefter. und fie
freuten fich wie kleine Kinder.
7L.
Während Doktor Wohl dann durch die Felder ging. um in den mn-
liegenden Dörfern feine Kranken zu befuäjen. da befchäftigte er fich fehr

mit dem Unterriäftsplanc für feine Schülerin. Er dachte erft daran. fich
in der Buchhandlung ein Lehrbuch der Schönfchreibekunfi zu kaufen. einen
Augenbli> dachte er fogar daran. Freund Tafchner zu befuchen und ihm
die Anfangsgründe der Kalligraphie abzulo>en. aber er verwarf fchließ-
(ich diefe Pläne und mußte nur immer die Augen fchließen. um fich das
Köpfchen feiner Schülerin vorzuftellen. die über ihre Schreibarbeit
gebückt fißen und ihn dann und wann freundlich anfchauen würde. Die
Methode wird fich dann fchon von felbft einftellen. daäfte er und wunderte
fich iiber die Leichtigkeit feiner Schritte im Wandern. die fa| wie Tanz-
fchritte waren. und über die glückfelige Melodie. die ihm die Bruft mit
Jubel füllte. Wie wohl tat er an diefem Tage feinen Kranken. befonders
aber den Weibern. Er war zart und rückfichtsvoll. und als ein altes
Mütterlein feine „goldenen Hände" fireichelte. da dachte er. daß diefe gol-
denen Hände nachmittag die Finger einer fehr liebenswürdigen Dame
führen follten und ob die feine Bauernhand nicht am Ende zu fchwer
finden würden, Er fchaute im Schreiten feine Hand an und erinnerte
fich daran. daß feine Mutter auffällig kleine Hände und Füße gehabt
und daß der Vater oft -- im Guten. wie im Böfen - gefagt habe:
..Du haft halt Prinzeffinnenhändel" Dann ertappte er fich auf diefen
eitlen Gedanken. fchämte fich ein wenig und wurde gleich wieder troßig
und ftolz. „Ach wie ich bin. fo bin ih und fo muß ich ihr eben recht
fein! Solche Frauenzimmer könnten einen noch ganz kindifch machen!"
Als er aber nachmittags zur beftimmten Stunde zu Hammer ging.
hatte er doch feinen befferen Rock angezogen. und feine Halsbinde war
feftlich ausgewählt. Frau Hammer empfing ihn überrafchend gutgelaunt
für eine Kranke. fie konnte Doktor Wohl gar nicht genug für feine aus-
gezeichnete Hilfeleifiung danken. fie fühle fich vollftändig wieder her-
gefiellt; und Therefe erwarte den Herrn Lehrer in der Laube unten im
Garten.
Das war nun freilich die entzückendfte Säfulfiube. die man fich
hätte ausfuchen können. Hinter dem Hammerifchen Haufe dehnte fich ein
Hof. darin der Eichauer Frächter feine großen Möbelwagen fiehen hatte.
und hinter dem Hofe. eine Baftion der früheren Stadtmauern lieblich
erfeßend. war ein kleines Gärtchen angelegt. darin ganz an der "teil-
abfallenden Mauer ein Gartenhäuschen in das Land fchautez es war
kein leichtfinniges Holzhäuschen. fondern ein rechtes. ehrenwertes
Steintempelchen mit einem breiten Fenfier gegen den Wall. welches
gegen die Neugierde der Nachbarn in den Häufern und Gärten
Z2):

der Umgebung mit Holzläden zu fchließen war. Ießt aber ftand es
weit offen und fchaute fröhlich in den Sommer, An der Wand unter
dem Fenfter fiand eine Bank und davor ein fchmaler Tifch mit Tinten-
zeug und einer Schreibmappe. der übrige Raum des hellen Zimmers
gegen das Gärtchen zu war ganz leerz denn hier wollte Therefe ihre
Künfte lehren.
„Sind Sie zufrieden mit unferem Studierzimmer?" lachte ihm
Therefe entgegen. und er dachte gar nicht daran. ob fie ihn an- oder
auslache. er hing feinen Hut an die Wand und fagte: ..Es ifi wunder-
fchön hier über dem Stadtgraben. fehn Sie. Fräulein. dort liegt
Lichtenau unter den Bäumen. dort. wo Sie an den Weiden die Krüm-
mungen unferes Flufies erkennen. liegt Langental. dort bin ich her.
und hier rechts unter dem Steilberg ift die Kaftanienallee. wo ich im
vorigen Iahre mit Ihnen gefprochen habe.“
„Erinnern Sie fich auch noch daran?" fragte Therefe und wurde
fehr rot dabei.
..Freilich denke ich daran“. fagte Doktor Wohl fehr eifrig. ..wie
Sie nur fo fragen können!“
..Ia. fehen Sie. .Herr Doktor‟. lächelte Therefe verloren vor fich
hin. ..als Sie in Prag im Winter vor mir wegliefen. da dachte ich mir.
ich hätte Sie vielleicht in der Kafianienallee beleidigt. und darum habe
ich an die Allee gar nicht mehr denken mögen!“
..Aber Fräulein Therefe". entgegnete Mar. ..fehen Sie denn nicht.
daß ich nur deshalb nicht mit Ihnen gefprochen habe. weil ich mir viel zu
gewöhnlich. zu unbedeutend vorgekommen bin und weil ich Sie mit den
großflädtifchen Begleitern traf. Aus Befcheidenheit. wenn Sie wollen.‟
..Oder aus Unbefcheidenheit! Sehen Sie. Herr Doktor. das ift
das Merkwürdige an allen Eichauern. daß fie den ganzen Tag an ihr
Kleinftädte-rtum denken und immerfort großfiädtifch fein möchten. viel
großfiädtifcher. als die Leute in der Hauptfiadt! Und darum übertreiben
fie und werden fo leicht - feltfam. Vielleicht heißt großfiädtifch fein
nichts anderes. als ohne Eiferfucht auf den Nachbar nach eigenem Gut-
dünken felig werden wollen. indeffen hier jede Handlung nur darnach
beurteilt wird. was die Andern dazu fagen werden. Und fo gibt es
gewiß in der Hauptftadt eine große Menge von Kleinftädtern und viel-
leicht in der kleinen Stadt hie und da einen Großftädter. der unbeirrt
feines Weges geht. Man muß nicht mehr. aber auch nicht weniger
fcheinen wollen. als man ift. Die Kritiker dürfen nicht nur in den

Nachbarhäufern fißen. fondern hier drinnen." Sie hatte fich in den
Eifer gefprochen. und nun zeigte fie auf ihr Herz. Da aber Doktor
Wohl ganz befliffen ihren Finger anfchaute. der an ihr Mieder klopfte.
da braaf fie rafch ihre Belehrung ab und fagte ohne Ubergang: ..Aber
wir wollten doch mit dem Unterricht beginnen. Wollen wir erft fchrei-
ben oder erft tanzen? Was meinen Sie?“
..Fangen wir mit Schreiben an“. fagte Mar ein wenig kleinlaut;
denn er hatte diefem klugen Mädchen gegenüber jest fehr wenig Zu-
trauen zu feiner Erziehungskunft und war doch fo erfüllt von dem Glücke
des Alleinfeins mit feiner Schülerin. daß er gleich eifrig das Papier
zur Hand nahm und ihren Namen fchrieb:
..Nun fchreiben Sie Ihren Namen nach. Aber Sie müffen vor
Allem die Feder anders halten! Sie dürfen Ihren Zeigefinger nicht
gar fo ftark eindrücken. nicht fo fef't. Fräulein!"
Er nahm ihre Hand in feine Rechte. ftreckte ihren Zeigefinger an
den Federhalter und nun führte er ihre Hand forgfam über das Papier;
er faß ganz nahe neben ihr auf der Bank. fie fchrieben erf't ihren Namen
und dann noch viele gleichgültige Worte und waren wirklich jetzt ganz
Schülerin und Lehrer; denn fie gab fich Mühe. feine Anordnungen zu
befolgen. und er war der Sohn des alten Wohl aus Langental. der ein
braver und fehr ordentlicher Bauer gewefen war.
..Was Sie für ein ausgezeichneter Lehrer find!‟ fagte Therefe be-
wundernd. als fie die Feder aus der .Hand legte. Die Sonne war
drüben hinter dem Steilberg untergegangen und ein frifcher Hauch wehte
durch das offene Fenfter.
..Ob ich nur auch ein guter Schüler fein werde?“ lächelte Wohl.
..Ich glaube. tanzen werde i>f all mein Lebtag nicht erlernen."
..Sind Sie fchon wieder befcheiden unbefcheiden?“ fagte Therefe.
..Verfuchen Sie es doch erft! Womit follen wir aber einfangen?"
Da über-kam Doktor Wohl wieder die jubelnde Freude. er mußte
an feine Freunde denken. die vielleicht eben jest im „Himmel" mit dem
feltfamen Tanzlehrer üben mußten. indes er die reizendf'te. graziöfefte
Lehrerin erworben hatte. die es auf der Welt gab. und darum fagte
er ke> und um feine Freude zu erhöhen:
..Den Sechsfchrittwalzer müffen Sie mir vor allem zeigen. Fräu-
leinz" er dachte gar nicht daran. daß er ein Geheimnis verriet. und
fuhr fort: ..Meine Freunde werden ftaunen. wenn ich plötzlich den

Seatsfatrittwalzer werde tanzen können. denn iat weiß befiimmt. ihr
Lehrer Lopaffa kann unmögliat fo hübfch tanzen. wie Sie. Fräulein.“
..Lernen die Braven alfo wirklich bei dem komifclten Menfaten
tanzen? Ob fie es nur erlernen werden! Was müßte das für ein
überlegener Meifter. ein Meifter der Freude fein. der erwacltfene
Menfchen tanzen lehren könnte! Denn ich glaube. tanzen lernen kann
man nur als kleines Kind oder. wenn man. älter geworden. eine fo
große innere Freude empfindet. daß die Füße fafi von felbft in den
richtigen Rhythmus fallen. Wer die Freude nicltt hat. lügt eigentliat beim
Tanzen mit den Füßen und kann vielleiatt ein erträglicher Automat
fein. aber das riattige freudige Tanzen wird er niatt zufiande bringen!"
Da machte Doktor Wohl aber ein fehr trauriges Geficht und fagte
beklommen: ..Und Sie glauben doch. daß ich noch tanzen lernen kann?
In der Jugend habe iat es nicltt gelernt und . . . "
..Und die innere Freude füratten Sie nicht mehr aufbringen zu
können?" fragte Therefe; fie fataute ihn mit einem Vorwurf in den
Blicken an. er aber fatwieg. Da ftand fie faton bei der Tür des Garten-
häusatens ihm zugewendet. fie hob mit zierlichen Fingern ihr Kleid
ein wenig in die Höhe. daß ihre Füße in den Tanzpantoffelaten fiattbar
wurden. wie eine Reifrockdame ftand fie da. und nun kam fie leife vor
fich hinträllernd gegen ihn hergefatwebt, Der weißblaue Himmel hatte
noch von der untergehenden Sonne feinen goldenen Schimmer. und der
fatien nun bis in das Tanztempelchen herein zu relaten und die rhythmifat
Satreitende zu umhüllen. und Mar Wohl faß da in all dem Glanze
und fcltaute mit trunkenen Augen das reizende Wunder an. das auf
ihn zugefatwebt kam.
„Aat. Fräulein Therefe. laffen Sie miat nur ruhig fo dafisen."
fagte er mit leifen Worten. als wäre er wirkliclt in einem Tempel.
..lafien Sie mich nur fo fißen und Sie anfatauen. Jat tanze ja im
Herzen mit Ihnen". aber er firafte feine Worte felbft Lügen. denn es
litt ihn niatt auf der Bank. er war aufgefianden und legte feinen Arm
um die neben ihm ftehende Tänzerin.
Da fcltaute fie durat das Fenfier hinaus. und plößliat entwand fie
fiat feinem Arme: ..Schließen Sie den Laden. Herr Doktor." fagte fie.
..fcltauen Sie nur hinaus. an allen Fenfiern in den Naatbarhäufern
find Gefiatter und mir fclteint. fie haben uns hier im Gartenhaufe er-
fpäht und fcltauen zu."
„Kleinftädterinl" jubelte Mar Wohl. ..fehen Sie. wie kleinfiädtifclt

D
Sie felbfi find! Was gehen uns denn die Leute in den Nachbarhäufern
ant Sie Großftädterin Siet die Sie fich doch io erhaben fühlen über die
Kritik der Nebenmenfchen!‟ Er lachte- aber er fchloß das Fenfier des
Tempelrhens und hörte mit wachfendem Jubel Therefe die Worte jagen:
„Vielleicht gibt es GefühleX die bei allen Menfchen gleich kleinfiädtifeh
find! Faft kommt es mir fo vort Herr Doktor. Aber nun müffen Sie
wirklich die Schritte nachmachen lernen. Es ifi Licht genug hiert trotz
der geichlofienen Lädent reichen Sie mir Ihre Linke und nun feßen Sie
Ihre Füße genau for wie ich die meinen feße.“
Er fiand neben ihre die Blicke auf die Pantoffelchen geheftet- die
auf dem Steinboden ihr zauberifches Wefen trieben- und fie ruhte nicht
ehert als bis der fchwergelehrige Säfiiler im gleichen Schritt und Tritt
einherftapfte. Darüber war es Abend geworden.
Wefien Kunft in den nächften Tagen rafcher an Umfang zunahmt
wußten die beidem Lehrer und Schülerim felbft nicht. Denn es war
ihnen jeßt feltfamerweife gar nieht mehr darum zu tun, zu lernen oder
zu lehren, die Stunden ielbft mit ihrem fchönen Beifammenfeindürfen
war ihnen die Hauptfache gewordene und fie waren beide fehr unglü>-
lich- wenn irgend eine Veranftaltungt ein Ausflug oder ein Kaffee bei
einer der Familien fie um die liebgewordene Dämmerung im Garten-
häuschen brachte. Um fo ernfier widmeten fie fich dann am nächfien
Tage ihren Studien.
Wenn ich nur den Mut hättet ihr zu fagen . . , . t ja was denn?
fagte Wohl oft zu fich. Was will ich ihr denn jagen! Ich wüßte
es f>7ont aber das kann ich ihr doch nicht iagen! Wenn fie am Ende
doch nur rnit mir gefpielt hätte? Ode-r wenn fie mich dann erfchrocken
anfchaun und die Stunden nicht mehr fortfeßen wollte! Um alles in
der Welt will ich mia) um diefes Glück nicht bringen, ich werde miäz
hütent etwas zu fagen!
Als fie am nächfien Tage wieder nebeneinander "fanden und er
den Arm um Therefen gelegt hattet den Armt der nur ein ganz klein
wenig fich ftärker beugen mußte- um die Lehrerin an feine Bruft zu ziehen
und ni>)t mehr loszulai'ienx als er wieder Schritt vor Schritt feßte-
fchwer und wie gehemmt- da ließ er plötzlich feine Arme finken und iagte
fafi traurig: „Ich erlerne es ja doch nicht. Geben Sie mich auf-
Fräuleint ich bin ja doch ganz unbegabt." Da fchaute fie den ehrlich
Ben-übten an und fagte die merkwürdigen Worte:

„Viel Begabung zum Tanzen haben Sie wirklich nicht. Herr
Doktor, Aber eigentlich ifi der Tanz doch nicht die Hauptfache im
Leben. Und daß ich es Ihnen nur fage: wenn ich fo an Sie denke in
meinen einfamen Stunden. dann kann ich mir Sie gar nicht tanzend vor-
fiellen. ich fehe Sie immer mit tüchtigen Schritten durch die Felder
gehen und freue mich vielleicht darüber."
..Und ich fehe Sie immer tanzend; ich fehe Sie zierlich Ihre Füßchen
feßen. nicht in einem Rundtanz. fondern fo. wie Sie hier mir die Schritte
beibringen wollen. und ich gehe neben Ihnen her. mit meinen großen
Schritten. und bin nicht imftande. meine unbeholfenen Füße mit Ihren
Pantoffelchen in gleichen Schritt und Tritt zu bekommen." -
Da legte fie das Haupt zur Seite - ach wie gern fah er fie mit
dem geneigten Köpfchen zu fich emporfchauen - und fagte: ..Da könnten
wir alfo im Leben gar nicht in den richtigen Schritt miteinander
kommen?" Nun faßte er fich aber ein .Herz und fagte: ..O doch. wir
müßten nur beide recht von Herzen wollen." Aber mehr brachte er
nicht über die Lippen und fie. fie fchwieg und tanzte trällern-d durch das
Tempclchen. Dann blieb fie fiehen:
„Sie tanzen ja gar nicht. Herr Doktor!"
„Acb was!" fagte er. „laffen Sie mich Ihnen nur immer zufchauen.
Dabei lerne ich gewiß auch fehr viel. Und bald. bald." feine Stimme
zitterte. „müffen Sie dann auch anfangen bei mir zu lernen . "
,.Schreiben?" fragte fie rafch.
„Nein. fchreiten." fagte er. Dann aber fiieß er einen Laden von
dem Fenfier auf und fie fchauten wortlos in den goldenen Öimmel.
"Ulf,
Troßdem durch das Fenfier des Neudorfifchen Magazins der
reinfie Sommernachmittag hereinblickte. fchien über der Verfammlung
der Freunde doeh ein grauer Rebel zu hängen; fie waren bedrü>t und
trauten fich kaum einander anzufehen. Vormittag waren Stern und
Tafchner bei Hammer gewefen. um die Damen zur koftümierten Tanz-
unterhaltung einzuladen, O. Therefe war überaus freundlich zu den
beiden Herren gewefen und fie waren verliebter als je.
„Rum kommen die Damen oder nicht?" fragte Dur. „So redet
doch ein Wort. ihr fißt da und fpannt uns auf die Folter! Was ifi
denn los?"
Da kroch es langfam aus den beiden heraus. daß die Damen na-

türlich mit Freuden angenommen hätten. aber .Herr Hammer hatte die beiden Freunde zu fich bitten laffen und habe ihnen in feinem Kontor eine fehr unangenehme Mitteilung gemacht. Heute vormittag war Herr Lopafia in der Wechfelftube erfchiencn und wollte bei Hammer eine große Summe Geldes aufnehmen; er fei ein polnifcher Edelmann. habe er erklärt. und befiße große Güter in Polen. es werde fich bald zeigen. wer er eigentlich fei.
Hammer habe ihm natiirlich das Geld nicht geborgt. aber er halte es für angezeigt. den Herren davon Mitteilung zu machen.
..So. fo. fo. fo." rief da Dur in den Nebel. ..das ftimmt zu dem. was meine Schwefter Iulie mir verraten hat. ich follte nichts davon erzählen. aber jeßt muß ich es wohl tun. Denkt euch. Lopaffa war heute auch bei meiner Schweiter. er hat ihr einen Antrag gemacht. er fei ein polnifcher Graf und habe große Schlöfier und Ländereien. fie mjifie mit ihm. am liebfien noch heute. Er fei fehr erregt gewefen. aber meine Säzwefier hat mich beruhigt und gefagt. entweder fei das fo Künftlerart. oder er fei am Ende wirklich ein polnifcher Edelmann und vielleicht ein ausgewiefener Revolutionär. das könne man bei einem Polen nie wiffen. und ich folle nichts davon fagen, Künfiler feien eben anders als wir. und gar die polnifchen!"
..Ia." fagte Tafchner nachdenklich. ..das mag fchon fein. aber der Himmelwirt erzählt. daß es mit dem Lopafia gar nicht mehr zum Aus-halten fei. Er drücke fich den ganzen Tag über beim Ausfchank herum und lafie die Mädel nicht in Ruhe; ift das vielleicht auch Künfilerart?"
„Kurzum." einigten fich die Freunde. ..es ift höchfte Zeit. daß wir ihn loswerden. Nun. übermorgen ift unfer Fefi. und wir haben wenig-ftens die :"1 in 80111* und den Sechsfchrittwalzer gelernt und werden damit Auffehen machen."
..Ihr habt doch.“ fragte Dur. ..unferen Auftrag ausgeführt und die Therefe für jeden von uns um eine Quadrille gebeten. nicht?"
..Natürlich haben wir das getan." fagte Tafchner und fchlug auf den Pult. daß es krachte. ..Und fie hat auch jedem von uns einen Tanz verfprochen. aber die erfie Quadrille nnd den erften Walzer hat fie für die nächfte Unterhaltung fchon vergeben."
Die Freunde machten lange Gefichter und fchauten einander ver-blüfft an: ..Vergeben? An wen denn?"
..An Mar Wohl." fagte Stein mit fehr erregtem Kopffchütteln.
..An diefen Duckmäufer Wohl!" Die Freunde waren alle von ihren

Sitzen aufgefprungen. und wenn nicht der alte Neudorf hereingekommen
wäre. um zu fehen. was da im Magazin los fei. fie wären vielleicht
gleich zu Wohl gelaufen. um von ihm Rechenfchaft zu fordern. So
mußten fie fich vor dem alten Neudorf zurückhalten. der feinen Sohn
mit dem bekannten Blicke: Mach' keine Dummheiten! anfchaute. Da
gaben fie fich drein und befchloffen endlich. erfi einmal den Abend heran-
kommen zu laffen; dann wollten fie mit Wohl fäfon Abrechnung halten.
Sie gingen gedrückt und verfiimmt auseinander. fie befchlofien jeder für
fich. übermorgen abend doppelt liebenswürdig zu fein und. wenn möglich.
mit Therefen eine Entfcheidung herbeizuführen. Es muß etwas ge-
fchehen! und damit beruhigten fie fich.
Vor dem Tore des hellerleuchteten Gartenfaales drängten fich am
Samstag abend die Eichauer; denn es war trotz aller Heimlichkeit be-
kannt geworden. daß eine Redoute dort fiattfinden werde. und die guten
Eichauer |ellten fich darunter etwas fehr Schönes und fafi Frivoles vor.
und. wenn fie auch ihre Mitbürger genau kannten. der Name Redoute
verwirrte fie fo. daß die ihnen fo gut bekannten Kaufleute und Lehrer.
Beamten. Frauen und Mädchen plößlich für fie etwas fehr prickelnd
Pariferifches erhielten. da fie zu einer Redoute zufammen kamen. So
drängte fich das Volk denn auch lange vor Beginn des Fefies auf der
Gafie vor dem Gartenfaal. und als die erften Lichter drin aufleuchteten.
wuchs ihre Neugierde. Dann kamen die Veranftalter in großen Män-
teln daher. fie konnten doch nicht gut in ihrer Maskerade unverhüllt
durch die Gaffen gehen. fie hatten zu ihren phantafiifchen Gewändern
ihre Alltagshüte aufgefeßt und trugen jeder große Bündel in Händen.
darin die Ergänzung ihrer Pracht. die Dreifpiße. Perücken und Bärte
eingepa>t waren. Und jeder einzeln wurde von den Zufchauern bei
feinem Namen begrüßt. als gehöre eine große Kunft dazu. fie zu erkennen,
„Das ift der Adolf Stein". johlte die Menge. als Adolf erfchien.
Er hatte Pantoffel an den Füßen und Wadenfirümpfe und trug einen
kleinen Ofen in der Hand und einen Blechkafien an der Seite. denn er
war ein Würfieljunge und machte fchon auf der Gaffe. ganz in feiner
Rolle. ein fehr verwegenes und lufiiges Bubengeficht. Gleich hinter
ihm kam der Lehrer Bernhard Tafchne-r. der aber feine Verehrer fehr
enttäufchte. denn er fah eigentlich genau fo aus wie fonfi. Nur den
großen Doktorfiock mit filbernem Griffe hatte er in Händen. aber in
feinem Paket mußten die merkwürdigften Dinge verborgen liegen. es
war groß und fehr unregelmäßig. Dann erfchien die lange. kantige

„qu ..ui &UDW-WWE-
..J
[Lu.
c. ... MU ., F. „ „NI .. . .
. ..N . . 7 . ,
...Kyu „fi- S.- ...u ,i [..FEBR- ...ara
KMK? .
. .. x p , .
,ÖPNV-WÜKM. ..n i
, |
1....")
Haken!:
E7.
ro--rt 341l!: Denim-el Friedrichs des
Großen n Z -rlin 21707).
ZuruL'u faizvo-,iGe'ocgMalieioskk).
Z. E
In
(P...
nn... m „.
ex- K

..._.._...-__. Eimaiier TattznonellZ" 'Hugo Sinus
..---
._.__.... -_____-_-" ._
Sißen aufgefprurgen. ind win-i niit*: r.- alte Reudcrf hereingekommen
wa're. um in filz-2*.. was da i-.n ?Manz-'i les fei. fie naren vielleicht
gleich zu Wohl gelatfen. um ren um X:ä-eniihr.ft zu fordern, Sr
mii-.7ten fie fill' vor dem .nn-n Neuotkx* zrciicikalten. de.- feinen Sohn
mit dem bekannt-*n Blicke: M. cl' keine Tunmh-eiten! anicliauce. Dr;
gaben fie fih :nein und befchlofiei mul-cb, -rfi einmal den Abend heran
kommen zu lafieu; dann wollten '7e nit Wchl fchon Abrechnung halten.
Sie gingen gedrüät und verfiimmt auseina idee. fie befthlofieu jeder iii.-
fi;h. übermorgen abend dove-lt lie-benowurk-*a zu fein und. wenn möglich.
mit Tb-refen eine Entfmeidina her'»eizuf'ii..ren. Es muß etwas ge,-
fcbehen! und damit beruhigten fie fich.
Vor dem Tcre des hellerleuajfeter. (Hartenfaales drängten fick an:
Samstag abe-1d die Eichauer; denn es war trotz aller *Hei-nlicifkeit be.
k1nnt geworden. daß eine Redoute dort fiattfinden werde.und die gute*:
Eic'tauer f't-.llten fiel* darunter etwas fibr- Zxhdncs und fait Frivoles vor
und. wenn fie auch ihre Michi rx-er genau kannten. der Name Redoute
verwirrte fie fo. daß die ihnen fr gut bekannten .Kaufleute und Lehrer.
Beamten Frauen und Mt*:dil)"k7 pliitziith fiir fie etwas fehr prickelnd
Pariferifcbcs erhielten. da fie ,n einer Redoute zufammen kauen. So
drängte f-,cl das Volt' de in anti;- lange vor *Oi-ginn des Fefies auf l-rr
Gail' vor dem Garten-"nah und als die erfien Licht-:r drin auflemlftetcn,
nuiko ihre Neugierde. 'Dann kamen die Veranfcalter in großen Man-
t- [i. Leher. f-e konnt-'n doch uicit _aut in ihrer Musketiere unverhüllt
dai-it d-e (Rift; erben. fie hattm zu ihren phantafiffchen 'Hentai-oem(-
.* 7- damned-'ice aufxefeet md tei-gen jeder große Bündel in Händen.
24!':1 l-e Ergänzuzg i-rer i"ri-*1!, die Dreifpile. Perücken und Bärte-
nn..- tan*: r- .*-n. in) '.:r eit-uit wurde 'ron den Zufchauern bei
i *nem 2)- ir-ci cent. a'- ..a x r-
7 _zr-:fii- Kunfi dazu. f'ie zu erkennen.
..D-.s i1" m- Zl-r! ..k-t* die Mengi. als Adolf erfchier,
er hit:: (in ext-*l ..e - - ' - .1 und *ZZadc-nfiriiintxfe und trug einen
ie nen :-..' -t tw 'qq- :nl -. 1. r' Bleatkafim an der Seite. denn er
11a- --in Z* - *u ', t." . . ** -a r t f-t.-.-n auf 'cpr Galle. garz in feiner
cMole. r'.. 1.-. ...ne .-*rr ..1d liftigec- Bubengrficket. (öleiäf hinter
ixzn- kam .' - L*.','.f ?rx-:m- ("ai-huet. der aber feine Verehrer felt;-
entcäuf-h-e, denn er fon . g|:! l. n genau fo nur wie fcnf't. .Nur den
ard-ßen DoktorXo-F mit filL--uem Griffe hatte er in Händen. aber in
*Ur-ern Paket mißfen die .Ort-einheiten Ding(- verliorgen leer-u, es
'*:r groß und fehr u-irea-l---i--Z Dann erfchien d-.e lange. kantig:
.7F

Entwurf zum Denkmal Friedrichs des
I. G, S ch a d o w:
GroÃŸen in Berlin (1797).
ZumAuffaÃŸvonGÃ¤orgMalkowsky.

RIZLW
0.- rue
UhlilkZKZl'l't
0!
Nena-?W

Kranz Anna als etwas fehr Liebliates mit Blaublümlein im roten
Haar und Girlanden um das Kleid und wurde entfprecltend bewundert.
Heinrich Neudorf kam mutig als Diatter daher gefchritten. er hatte
einen fehr breiten Künftlerhut auf dem Kopfe und feines Vaters alt-
modifaten Radmantel um die Schultern. er trug weiße Strümpfe und
die Pantoffel feiner Mutter und war fehr fchön. Die beiden Damen.
Frau Hammer und Fräulein Elfter. hatten keinen befonderen Erfolg.
Frau Hammer hatte ein hübfcltes Gefellfcltaftskleid an und Therefe kam
in einem blumigen Kattunkleide mit breitem Strohhut. vielleiatt als
Schäferin oder fowas. Sie fah fehr lieb aus. aber man hatte von der
Hauptfiädterin wahrhaftig etwas Befferes erwartet. etwa eine Königin
mit Krone und Hermelin. oder einen Trommelhafen. kurzum etwas. wie
es im Winter in den Prager Zeitungen befcltrieben wurde. wenn in der
Hauptfiadt Ball war. Um fo herrliater war Julie Dur. die - als
die einzige - mit ihrem Bruder fogar in einem Wagen angefahren
kam. Da wurde das Gedränge aber auch gefährlich. Sie genoß ihren
Triumph. indem fie noch im Wagen ihren Überwurf abnahm und
nun praattvoll als Terpfiatore fich aus dem Wagen löfie. langfam und
würdig. damit Alle die herrlichen Einzelheiten ihres Kofiümes betraatten
könnten: fie hatte wirkliat ihr grünes Tüllkleidchen genommen und das
war mit Noten benäht. es hatten aber ringsherum mehr als ein paar
Takte Platz gefunden. und in der Hand hielt fie eine goldene Leier. die
wie eine Federmatraße ausfah; ihre dicken Füße fteckten in weißen
Seidenfchuhen. auf die gefatmackvoll dicke Schleifen mit Schellen auf-
genäht waren. fo daß fie beim Herabfpringen vom Wagenbrett ein
liebliates Geläute gab; und im Haar. niatt fehr grieatifat. aber darum
um fo originelle-r. faß wie in einem Neffe ein Poliatinell aus ihrem
Galanteriegefatäft. der hatte auat Schellen auf feinem Gewande und
Tfchinellen in den Holzhändaten. Sie war gewiß die Königin des
Fettes.
Jm Kofiüm ihres Bruders. der ihr beim Ausfieigen behilflich
war. erkannte natürlich jeder einen Maler. fo vorzüglich gelungen war
feine Traatt. Er hatte einen wirklichen Samtro> und eine gelblich-
graue Perüae und trug einen großen breiten Anftreiclterpinfel in der
Hand und eine Palette aus Pappendeckel. wie ein Satild groß. aber
niatt zu verkennen. und dazu hatte er fiat ein Spißbärtaten beigelegt.
das an einem firaffen Gummifatnüraten befefiigt war und ihn fehr
genierte. denn es wollte immer wieder über fein mageres Kinn hinauf-

rutfchenz aber gerade das machte fich fehr fröhliäf. Er hatte fchon
auf der Gaffe einen vollen Erfolg. Dann kamen noch Spanierinnent
ein Rotkäppchem einige Tiroler Dirndeh von denen aber die tüchtigen
Zufäfauerinnen gleich wußtenf daß fie fchon im vorigen Winter auf dem
Schüßenball gewefen warenf ein Pierrott und die übrigen kamen ohne
Kofiüm. Schon hörte man die Mufikanten ihre Infirumente ftimmem
und nun erfchien auch Doktor Wohl in feinem fäzwarzen Anzugt er
kam gerade zur rechten Zeit. -
Die Freunde erwiderten feinen Gruß mit eiskalten Gefichtern; er
aber bemerkte es nichy denn er hatte fchon Therefen entdeckt die ihm
lächelnd zuwinkte. Da war er frei und göttlich ungehindertf e17 der
fonft in Gefellfchaft fo bedrückt gewefem durch die feltfam Vermummten
auf die liebliche Schäfer-in oder Gärtnerin zugegangen und hatte ihr
die Hand gereicht. Er fchaute die andern aber gar nicht am es war
ihm fo einerleit wie die ausfahen oder was fie über ihn fprechen
mochtenz er trat einen Schritt zurück und fchaute Therefen mit leuch-
tenden Blicken an und fagte aus vollem Herzen: „Wie fchön Sie findx
Fräulein Therefe!"„ fo daß es Frau Hammer mit erfiauntem Gefichte
hörte. Therefe reichte ihm die Handf dann fagte fie:
„Mir ifi es eigentlich fehr leid um unfere Stunde, die heute ver-
loren geht." „Die Tanzfiunde können wir ja hier abhalten/' meinte
Doktor Wohl. „Freilich in unferem Tempelchen ifi es viel„ viel taufend-
mal fchöneq als hier im Saale. Aber was haben nur meine Freunde?"
feßte er dann hinzu„ „fie find fo erregt, was mag nur los fein?‟
Die Herren Veranftalter des Tanzvergnügens waren wirklich fehrf
fehr beunruhigt, Eigentlich follte der Tanz fchon beginnen. Aber der
Tanzmeiftet; den fie fchon heute mittag fehr feltfam gefunden hartem da
fie ihm den Saal gezeigt hattem war trotz der Verabredung noch nicht
erfchienem fie fuchten ihn, aber er war gewiß noch nicht gekommen.
Da hatten fie Tafchner in den „Himmel‟ gefchickß und der kam nun
mit der Nachrichh daß Herr Lopaffa nach feinem Pelze verlange„ er
könne fich doch vor den Leuten nicht ohne Pelz fehen laffen. Er fei
ein polnifcher Graf und komme nicht fo ärmlich auf den Ball. Und fie
müßten ihn unbedingt in einem Wagen abholen!
Da war Tafchner noch einmal zu feinen Freunden in den Garten-
faal geeilt„ um von ihnen Weifungen zu holen. „Nimm den Wagen
und bringe ihn her!‟ einigten fie fich„ „er muß doch die Q 1a 00111-
arrangieren." - “Ö ' Ä“ '

„Was machen wir aber indeffen?“ Da war aber fchon Dur. der
immer das Richtige traf. in die Mitte des Saales getreten. er machte
eine Verbeugung und rief dann laut: ..Die Herrfchaften werden erfucht.
einfiweilen in den Garten zu gehen. es ifi erft ein Gartenfeft. und dann
wird im Saale mit großen Uberrafchungen der Tanz beginnen. Ieder
Herr nehme feine Dame und lufiwandle im Garten!‟
Das ließen fich die jungen Leute nicht zweimal fagen. und bald
ergingen fie fich in dem großen Garten. der hinter dem Saale die
Anhöhe hinanftieg. Es waren drei Reihen Wege im Garten. einer
immer höher als der andere. Unter den alten Bäumen. welche die Wege
begleiteten. ftanden Bänke. auch Lauben waren im Garten verteilt; der
Mond meinte es gut mit den Pärchen und zog fich freundlich hinter
eine Wolke zurück.
„So kommen wir am Ende doch noch zu unferer Stunde." meinte
Doktor Wohl. der feine Schäferin durch den Garten führte. „Fräulein
Therefe. ich weiß nicht. was mit mir ift. aber fo glückliäz und frei
war ich mein Leben lang noch nicht. Sie dürfen mir nicht böfe fein.
wenn ich Unfinn rede. aber heute kann ich wirklich nichts Gefcheides
fprechenz fehen Sie doch. welch eine fchöne Bank uns die lieben
Menfchen übrig gelaffen haben!“
Sie waren oben auf dem höchften der drei Wege. und von dem
führte ein kleiner Seitenweg zur Mauer. Und dort war eine einfame.
vergeffene Bank unter einem Ahorn. von der aus fich ein wunderfchöner
Blick in die Landfchaft bot. Denn die Bank fiand etwas erhöht und
die Mauer war niedrig. Und da lag Eichau wie im Tale zu ihren
Füßen. feine Dächer flimmerten im Mondenfchein. der fäzmale Fluß
war weithin zu verfolgen. und eine faft feierliche Ruhe lag über dem
lieblich fchönen Bilde. die auch durch das Lachen aus dem Garten
nicht geftört wurde. Wie zwei Kinder feßten fich die beiden. Hand in
Hand. auf die Bank und fchauten mit glücklichen Augen in das Land
hinaus.
„Es ift wirklich wunderfchön hier in Ihrer Heimat." fagte Therefe
mit bebenden Lippen; fie war im tiefften Herzen ergriffen von der
Schönheit des Abends und mußte doch immer wieder Doktor Wohl
anfchauen. der mit glänzenden Blicken in das Land hinausfchaute und
don das Mondlieht oder das Glück zu verklären fchien.
„Am liebfien möchte ich hier fißen bleiben und gar niäft mehr in
den Saal“. meinte er.

..Das dürfen wir leider nicht." fagte Therefe. ..Die Herren waren
ohnehin fcheinbar fehr erzürnt. als ich ihnen mitteilte. daß wir den
erften Walzer und die erfte Quadrille miteinander tanzen; fie wollten es
gar nicht glauben. daß Sie tanzen können!" lächelte fie. Und dann
zog fie ihre Tanzkarte aus dem Bufen hervor: ..Nun müfien Sie fich
auch in meine Tanzkarte einfchreiben. damit ich es Ihren Freunden
beweifen kann. daß ich Ihnen den erften Tanz verfprochen habe." Und
fie feßte mit glücklichen Augen hinzu: ..Sehen Sie. Herr Doktor. fo
kommen wir heute doch noch zu unferer Schreibftunde!"
Er hatte das Blatt genommen. daran ein kleiner Bleiftift an
einem Seidenbande hing. und da überwältigte ihn das Glück und er
fchrieb fiatt feines Namens auf die er|e freie. Zeile hin: Ich liebe . . . .
dann aber hielt er inne; er fühlte ihren heißen Atem an feiner Wange.
Sie hatte fich an ihn gelehnt und fchaute ihm zu. da er fchrieb; nun
aber. da er innehielt. nahm fie langfam. ganz langfam die Tanzkarte
aus feiner Hand und fchrieb zu feinem: ..Ich liebe" ein Wörtchen hin:
„Dich" , ... fchrieb fie daneben. Sie fchaute ihn einen Augenblick
lang an. dann aber hatte er fie umfchlungen. innig. innig umfchlungen.
und er küßte fie und fo faßen fie im Mondenfcheine und fprachen
kein Wort.
..Hör doch." fagte fie dann. ..fie tanzen fchon. die Mufik fpielt.
Was werden die Leute nur fagen. wenn wir nicht gleich erfcheinen!"
..Was gehen mich die Leute an!" rief er jubelnd. ..was kümmern
mich die Leute. wenn du mich wirklich lieb haft! Aber das mußt du
mir jetzt auch noch fagen. vielleiäzt ift es gar nicht wahr. und du wolltefi
mir mit dem „Dich" nur zeigen. wie wunderfchön du fchreiben ge-
lernt haft."
Da umfchlang fie ihn noch einmal. und dann gingen fie in den
Gartenfaal hinunter.
Aber dort wurde der glückliche Doktor Wohl gleich aus ihren
Armen herausgerifien. Denn da war indeffen Seltfames gefchehen.
Die Freunde hatten. als Dur den guten Einfall gehabt hatte. die
Tanzlufiigen in den Garten zu fchiäen. eine fliegende Sitzung abge-
halten. was fie tun würden. wenn der Tanzmeifier nicht zu finden wäre;
das wäre eine fchre>liche Blamage geworden. denn fie wollten die
9. 1a conr- um jeden Preis tanzen und hatten doch das Gefühl. daß fie
keiner fo recht zu tanzen oder gar zu befehligen verfiünde. Dur hatte
gemeint. man müfie Therefe bitten. das Kommando zu übernehmen. die

würde das gewiß zufiande bringen. Aber Stein meinte. man müffe
dann einfach fiatt der Q 16. com* fo traurig dies wäre. eine gewöhnliche
Quadrille tanzen. aber in der letzten Tour müfie man dann verfchiedene
Ueberrafazungen bieten. die Paare etwa durch den Garten führen und
bengalifch beleuchten. denn bengalifäfes Feuer habe der Wirt immer
vorrätig. Und Neudorf hatte kleinlaut fogar vorgefchlagen. einen Pofi-
beamten. der als ein befonders fchneidiger Tänzer bekannt war. ein-
zuweihen und ihn um die Veranfialtung der n 121 00111* zu bitten. aber
er war wie immer gar nicht ernft genommen worden.
Ießt aber hörten fie einen Wagen vorfahren. fie liefen alle aus
dem Saale. und da brachte Tafchner den kleinen Lopafia gefchleppt.
er hielt ihn mit beiden Händen feft. aber der Meifter der Tanzkunfi fah
erbärmlich aus. Er wehrte fich gegen die fefien Turnlehrergriffe Tafch-
ners und fprach in einer fremden Spraäje hafiige und überfiürzte Worte.
dann rief er plötzlich: ..Die Mufik foll mich begrüßen. wie es fich für
einen polnifchen Edelmann geziemt!" Er winkte dem Kapellmeifier und
fchrie: ..Tufch. Tufchl“ Da bliefen die Trompeter einen Tuiäl- und
aus dem Garten kamen die etwas zerzaufien Paare in den Saal herein-
gefirömt. Lopafia klatfchte in die Hände und hüpfte von einem Bein
auf das andere. und dann begann die Mufik einen Walzer zu fpielen.
Da fiürzte Lopafia auf den Kapellmeifier zu. er fchrie: „Schneller.
fchneller. vielmals fchnellerl‟. obgleich der fein Tempo ganz gut verfiand.
..1. 2. 3. 4. 5. 6" fchrie Lopaffa in rafender Eile. und als die braven
Mufiker feinem Befehle nicht folgen konnten. da fprang er auf die vor
ihm fiehende Iulie Dur zu. er umfaßte fie. und nun verfuchte er die
umfangreiche Ballkönigin in einem rafenden Tempo durch den Saal zu
wirbeln. Die übrigen Paare waren fiehen geblieben. fie machten dem
Hopfafia und feiner Tänzerin Platz. die Mütter und Väter an den
Wänden des Saales ftanden mit offenem Munde und fehr verdußten
Augen da und fiarrten auf den hopfenden Tanzmeifier. der etwas Unver-
ftändliches fchrie und mit den Füßen einen immer fchnelleren Rhythmus
erzwingen wollte. wobei der erfchrockene Polichinell im Haare Iuliens
kläglich aus feinem Nefie herauszufallen drohte und die arme Ter-
pfichore ein weinerliches Gefiiht machte. denn es war ihr fehr ängftlich
geworden. da ihre Füße dem hüpfenden Böcklein neben ihr nicht folgen
konnten und aller Blicke auf ihr ruhten. Nun faßte fie fich plötzlich
ein Herz: ..Sie find ja verrückt!" fchrie die Göttin der Tanzkunft ihren
Meifier an und fchüttelte ihn fchwerkeuchend ab. Sie fchwankte von

der Anftrengung. ihr Bruder. der Würfieljunge. der die Leier und den
Lorbeer in den Händen hielt. um fie im geeigneten Augenblicke feiner
Säjwefier zur Krönung des Tanzmeifters zu überreichen. fprang auf
fie zu und fing fie auf. Lopaffa aber fchaute fich mit abwefenden Blicken
im Kreife um. er ließ den Unterkiefer herabhängen. er griff wie fchwim-
mend in die Luft. und dann fiel der Meifier der Grazie. der den jungen
Leuten von Eichau die Eleganz hätte beibringen follen. der Länge nach
auf den Boden.
Da trat Doktor Wohl mit feinem Glücke in den Saal.
„Was i| denn da los?“ fragte er Tafchner. dann aber ließ er den
Arm feiner Braut los und eilte Lopaffa zu Hilfe. Er und Kollege
Tafchner hoben den kleinen Tanzmeifier vom Boden und trugen ihn aus
dem Saale; und die beiden Doktoren. der echte und der verkleidete.
mußten den Schreienden und Tobenden vom Tanze weg ins Kranken-
haus fchaffenz dort ift er bald darauf gefiorben.
So fchloß das große Tanzfeft. kaum daß es begonnen hatte. Aber
der alte Doktor Wohl. wenn er feinen beiden Söhnen diefe Eichauer
Tanznovelle erzählte. hatte ein glückfeliges Schmunzeln um den Mund.
er reichte feiner Frau über den Tifrh. darauf ein Neudorfifcher Laub-
fägerahmen fiand. die Hand hinüber und fagte lachend:
..Abe-r fchön war es doch! Was meinft du. Therefe?“

Leutnant Rottmann:
Hinter den Kuliffen der Diplomatie.
Schluß.

Die Stimmung fowohl der liberal wie der pan-
flawiftifch gefinnten Kreife Rußlands gegenüber
Öfterreich war eine glei>f feindliche. Die klaffifche Un-
dankbarkeit. mit der Öfierreich in den Jahren 1853/55 für die Dienfie.
die Rußland ihm während des ungarifchen Aufftandes erwiefen hatte.
gedankt hatte. war noch in aller Erinnerung. Auch betrachtete man es
damals in Rußland als feine Aufgabe. fich der unterdrückten Volks-
ftämme anzunehmen. Nun galt aber Öfterreich feit 1815 als eine Hoch-
burg der Reaktion und als ein Feind nationalen Geiftes und freiheit-
lichen Strebens.

Jn gleicher Weife war auch die öffentliche Mei-
nung in Ungarn gegen eine Vereinigung von
Bosnien und der Herzegowina mit Öfterreich. da
man eine Stärkung des flawifchen Elementes in Öfterreich als Folge
davon fürchtete. Und was fchließlich Deutfchland anbelangte. fo hätte
es Fiirfi Bismarck. wenn er Öfterreichs Politik auch felbfi nach Olten
abzulenken fuchte. doch lieber gefehen. wenn es feine Erfolge auf diefem
neuen Gebiete Europa und hauptfächlich Deutfchland verdankte und
nicht nur feinen felbftändigen Beziehungen zu Rußland.

Fiirfi Gortfchakow war fich der Bedeutung diefer
eben gefchilderten Verhältniffe voll bewußt: er
wußte. daß die bedrohten Jntereffen fich. wenn der Plan der Vereinigung
Bosniens und der Herzegowina mit Öfiterreich bekannt würde. fofort mit-
einander vereinigen würden* und eine Strömung entfiehen würde.
gegen die anzukämpfen vergeblich fein würde. Eben um dem vorzu-
beugen. begann er das überaus gewagte Spiel. die Verhandlungen hinter
dem Rüäen ebenfowohl des Fürfien Bismarck wie des Generals Igna-
tiew. wie der öffentlichen» Meinung Rußlands und der ungarifchen
Oppofition. mit dem Wiener Kabinett unmittelbar zu führen. und fich fo

gleichfam in eine Verfchwörung mit dem Grafen Andraffy einzulaffen.
So wurde allerdings das Geheimnis gewahrt.aber
auch die Einheitlichkeit der ruffifchen diplomati-
faxenTätigkeitvölligzerfiört.
Inzwifchen wurde der Türkei die bekannte Note des Grafen An.-
draffy überreicht. die die Reform der lokalen Selbfiverwaltung in den
auffiändifchen Provinzen forderte. aber es war allen klar. daß diefe Note
nur eine halbe Maßregel war. die niemanden befriedigen konnte: die In-
furgenten fahen in der Einmifchung der Mächte einen Beweis dafür.
daß die öffentliche Meinung auf ihrer Seite fei. und betrachteten fie da-
her indirekt als eine Ermunterung. Serbien und Montenegro küm-
merten fich nicht um das Schickfal des tiirkifchen Reiches. fondern ftreb-
ten nur eine Erweiterung ihres eigenen Befißfiandes an. Die ruffifche
öffentliche Meinung wollte durch ihr Eintreten für die Selbftändigkeit
der türkifchen Slawen ihrer eigenen Regierung zu verliehen geben. daß
es Zeit fei. auch dem eigenen Volke eine Volksvertretung zu geben. wie
fie die übrigen europäifchen Staaten fchon längft hatten. Ein jeder hatte
eben feine eigenen Wünfche. und der Auffiand in Bosnien und der
Herzegowina diente mir als Vorwand für die Geltendmachung der
verfchiedenften Forderungen und Abfichtenz die diplomatifchen Noten
und Zirkulare aber fah man als ein Heilmittel an. das. wenn auch
keinen Nußen. fo doch aua) keinen Schaden brachte.
A. N. Karß ow fiand auf feinem Belgrader Pofien ganz unter
dem Druck der fich immer mehr zufpißenden Verhältniffe und befand fich
dabei in völliger Unkenntnis der Abfiäiten feiner Regierung. Infolge-
deffen befchloß er im Dezember 1875. felbfi naäz Pe-
tersburg zu reifen und fich perfönlich befiimmte
Inft-ruktionen zu holen.
Auf feinen Bericht über die Lage in Serbien und insbefondere
die drohende Gefahr eines Konfliktes zwifchen Serbien und der Türkei
und feine direkte Frage: .Noel est notre programme?" fchnalzde
Gortfchakow indeffen als Antwort mir mit den Fingern und rief aus:
„nn, wild notre programme!" und Iomini. der bei der Unterredung
zugegen gewefen war. fagte ihm auf der Treppe: „Que 7011102 nous?
i1 n'a pas (16 pr0grumlne."
_ Ohne alfo das geringfte erreichtzuhaben.mußte
Karßow nach Belgrad zurückkehren.

lll.

Die Hoffnungen auf einen Erfolg der Ein-
wirkung der Mächte auf die Pforte und der Vermittelung
zwifchen ihr und den Aufftäudifchen w u r d e n im m e r g erin g e r:
damit aber wurde die Lage des Fürf'ten Milan
von Serbien fchwieriger und fafwieriger. Allerdings
hätte er. dem Rate Öfterreichs folgend. die Grenzen feines Landes mit
einem Truppenkordon umgeben und fo jeden Verkehr mit den Aufftändi-
fchen unterbinden können. Aber dies war leichter gefagt als getan. Denn
Repreffivmaßnahmen gegen die aufl'tän-difche Bewegung zu ergreifen.
hätte nichts anderes bedeutet. als fich zum öl'terreiajifchen Gendarmen
hergeben. fich in der Meinung des Volkes demütigen und dadurch die Aus-
fichten der Karageorgiewitfch u. a. auf den Thron vermehren.

Aber auch die andere Möglichkeit. den Auffkand felbf't zu unterftiißen.
konnte für Serbien fehr ernfte Folgen haben. Wollte es auf eigene Rech-
nung und Gefahr handeln. fo fiellte es fich vor den Mächten bloß und be-
fchwor die Gefahr eines -türkifchen Einfalls herauf. Mochte es aber einen
Entfchluß fallen. welchen es wollte. in j e d e m F a l l e m u ß t e e s
fich. um nicht plötzlich überfallen zu werden. in mili-
t ä r i f ch e r H i n f i ch t r ü ft e n, Ignatiew fchreibt darüber in einem
Briefe an Karßow vom 5. März 1876 folgendermaßen:

..Ich finde den Befchluß fehr vernünftig. von dem mich Ihre Depefche
in Kenntnis feste. Die Türken zu reizen und ihnen einen Grund zur Ein-
- mifchung zu geben. wäre von den Serben fehr unüberlegt; es ift jedoch un-
bedingt nötig. daß fie für alle Fälle gerüftet find. Allerdings droht vor-
läufig noch keine Gefahr. Mahmud und Rafchid find in meiner Hand
und werden es nicht wagen. über Serbien herzufallen. Allein der Sultan
felbft ift fehr geneigt. beim erften beften Anlaß die fchärfften Maßregeln
zu ergreifen."

In einem ganz anderen Lichte mußten die Dinge
natürlich dem Gefandten in Wien. Nowikow. er-
f ch e i n e n, Nach feiner Meinung bildeten die ferbifchen Rüftungen
eine direkte Unterltüßung des Auff'tandes und vereitelten eine friedliche
Vermittlung der Mächte. Er bezeichnet fie deshalb auch nicht als Defen-
fiv-. fondern als Offenfivmaßnahmen.

Daß fich Serbien als flawifches Piemont auffpielen könnte. beun-
ruhigte auch Öfterreich-Ungarn fehr. Denn wenn die Serben den ge-
ringften Erfolg erzielten. fo wäre die unmittelbare Folge gewefen. daß

die öfierreiatifaten Slawen ihre nationalen Forderungen bis zum Äußer-
ften gefieigert hätten.
übrigens verfprach die militärifate Einmifatung Serbiens auat prak-
tifclt nicht viel Gutes. Wurde doat auat nicht durat Piemont felbfi die
Frage der italienifaten Einigung entfatieden. fondern durch die Bajonette
des franzöfifaten Kaiferreiats!
Die ferbifat e Regierung beftürmte inzwifaten Karßow
mitderFrage. wie fiatRußland zu denRüfiungen Ser-
b i e n s fi e l l e. Auf eine dieferhalb nach Petersburg geriattete An-
frage antwortet Gottfatakow u. a.: ..Seine Majefiät haben den Brief
mit Jntereffe gelefen und die Stelle mit einem „Ja“ zu verfehen geruht.
wo Sie anfragen. ob das Minifterium es billigt. wenn Sie Serbien davon
zu überzeugen fuaten. daß Öfierreiclt und Rußland fiat in dem Befireben.
den Frieden zu erhalten. vollkommen einig find. ihm aber doch raten. für
den Fall Vorkehrungen zu treffen. daß diefe Befirebungen vergebens fein
follten. Sie haben alfo in diefer Frage freie Hand. Sie werden jedoch
dabei den größten Scharffinn und die äußerfte Vorfiatt niatt außer acht
laffen dürfen. wie fie bei einer fo heiklen Saate nötig find.‟
Moatte die damit Serbien gegebene Erlaubnis zu feinen Rüftungen
auch mit allen möglichen Entfatuldigungen und Ermahnungen zur Vorfiatt
umgeben fein. fo ftand fie doch unbedingt in direktem Widerfpruat mit den
früher mit Öfterreiat - Ungarn getroffenen Abmaatungen. M a n
wandte fich alfo jest wieder dem politifckten Pro-
g r a m m J g n a t i e ws zu. nach dem Rußland und das Slawentum
fur-o. an 8e.
Die ferbifate Regierung fühlte nun feften Bo-
d e n u n te r d e n F ü ß e n. Sie macltte fiat deshalb nicht nur daran.
Patronen zu kaufen und ihr Heer zu ererzieren. fondern dachte auat daran.
fich in irgend einer Weife mit Montenegro zu einigen und. wenn mögliat.
auat mit Grieatenland. Es wurde deshalb Alympitfat mit dem Entwurf
einer militärifaten Konvention nach Zetinje gefchickt. in dem befonders
der Artikel 9 beaattenswert war. durch den ficlt Serbien und Montenegro
gegenfeitig verpfliatteten. den Auffiand zu unterfiühen.
NowikowwarüberdasEinverfiändnis derruffi-
fchen Regierung zu den Rüftungen Se rbiens aufs
höatfte entrüfiet.
Ebenfo war auch Jgnatiew mit dem Vorgehen
Serbiens unzufrieden. allerdings auf Grund ganz

a n d e r e r E r w ä g u n g c n. Am allermeifien (und das nichtohne Grund)
fürchtete er, daß das Geheimnis der Konvention dura) Unvorfichtigkeit
der ruffifchen Gefandtfchaft in Wien dem Grafen Andraffy bekannt wer-
den könnte, und erklärte in einem Briefe an Karßow vom 2.
April 1876 a. St.„ ein einfaches Defenfivbündnis, das die Blutsver-
wandtfchaft zwifchen Serbien und Montenegro gefeftigt hättet für völlig
genügend. 4
Und in der Tat hatte Ignatiew ganz techn wenn er fagte, Karßow
hätte die Unterredungen unter der Hand führen und insbefondere Nowikow
nichts davon mitteilen follen. Denn das Befiehen einer geheimen Ab-
machung zwifchen Serbien und Montenegrof noch dazu mit Einverfiänd-
nis Rußlands7 brachte den ruffifchen Gefandten in Wien dem Grafen
Andraffy gegenüber in eine überaus unangenehme Lage, Erft hatte Ruß-
land feierlich verfprochen- gemeinfam mit Öfierreich zu handelm und nun
erniedrigte es fich bereits bis zu einem übereinkommen mit dem kleinen
Serbien, das infolge der Schwäche des Fürften Milan in der Tat nur das
Werkzeug der revolutionären Omladina war.
Daß die öfterreichifche Regierung vollkommen
unterrichtet war, das zeigte fich fehr bald in völlig un-
erwarteter und drohender Fortu- und zwar bei einem Vorfallt
den Fürfi Milan felbfi la bombe Uli-Ecke genannt
hat. Er wird in einem Promemoria des ferbifäfen Minifieriums des
Auswärtigen an Rußland folgendermaßen dargeftellt:
„Heute morgen war Fürft Wrede beim Fürften Milan und gab fol-
gende Erklärung ab: Öfierreich und Rußland haben den befiimmten Ent-
fchluß gefaßt„ den Frieden zu erhalten. Run find die Verficherungen des
Fürften Nikolaus fehr zufriedenftellend- die Haltung Serbiens dagegen
ifi herausfordernd. Beide Määite fordern deswegen, daß Serbien fofort
feine Kriegsrüftungen abbricht- andernfalls die Mächte ihm ein Ultima-
tum ftellen werdent und Öfterreicl» falls Serbien nicht nachgibtt den Auf-
trag erhalten wird- die geeigneten Maßnahmen zu ergreifent um Serbien
zur richtigen Haltung der Pforte gegenüber zu zwingen. DEr Für-ft ant-
wortete, daß er dem Fürfien Wrede nicht das Recht zugeftehe„ im Namen
Rußlands zu fprechenz er erklärte ferneri daß Serbien die Türkei nicht
herausfordern während Fürft Nikolaus die Auffiändifchen direkt unter-
fiüße, daß vielmehr in dem Augenblickf wo ein türkifches Heer an der
Grenze Serbiens fiehe- die ferbifchen Soldaten noch auf den Feldern hin-
ter dem Pfluge einhergehen würd-en. Im übrigen werde er Wrede in

einigen Tagen antworten. Fiirft Milan bittet nun um Rußlands Rat
und fragt insbefondere an. ob die öfierreichifchen Drohungen im Ein-
verfiändnis mit Rußland abgegeben worden find. Schließlich läßt er be-
merken. daß die Rüfiungen auf den Rat Rußlands erfolgt feien."
Fiirft Wrede gab feine Erklärung in möglichfi feierlicher Form in
offizieller Audienz und im Namen des Kaifers Franz Iofef ab. W a s
konnte Karßow aber auf die Anfrage des ferbifchen
Minifieriums antw orten? Der Zweck der Erklärung Öfter-
reichs war nicht fo fehr. Serbien Schre>en einzujagen. als die ruffifche
Politik vor ihm zu diskreditieren. Bedeutete es doch nichts anderes. wenn
Wrede es wagte. im Namen der ruffifchen Regierung zu fprechen. als
daß Graf Andrafiy überzeugt war. daß von Petersburg eine Widerlegung
nicht erfolgen werde!
Karßow wandte fich. in der Hoffnung. wenigftens bei Ignatiew
Unterfiüßung zu finden. an ihn mit der Bitte um Rat. Diefer aber gab
feine Anfrage an den Reichskanzler. Fürft Gortfchakow. weiter. Von
diefem erhielt Karhow bald darauf als Antwort auf feine Anfrage durch
Rowikow den Befehl. fiäf in allen Angelegenheiten. die die augenblick-
liche Krifis auf der Balkanhalbinfel beträfen. unmittelbar an das Mini-
fierium zu wenden. und nicht durch Vermittelung der Gefandtfchaft in
Konfiantinopel. wie er im Falle Wrede getan habe. Und das war alles!
Bei feiner zweideu-tigen Politik ertappt. hielt es
die ruffifche Regierung für am beften. auf die unan-
genehme Sache überhaupt nicht einzugehen. fon-
dern fie einfach totzufchweigen.
Wie aber dachte nun das ruffifche Minifterium
des Auswärtigen in Wirklichkeit über die ganze
S a ch l a g e? Hören wir. was Giers unter dem 5. Februar 1876 (a, St.)
an Karßow fchreibt: „Die Aufnahme der Andrafiyfchen Rote durch die
Pforte und die von ihr ausgefprochene Bereitwilligkeit. die geforderten Re-
formen durchzuführen. zwingen uns. jeßt unfererfeits auch auf die Auf-
ftändifchen beruhigend einzuwirken. und zwar in gleicher Weife auf Ser-
bien wie auf Montenegro. Der Kanzler äußerte fich deshalb vor einigen
Tagen bereits Ignatiew gegenüber folgendermaßen: ...le ue 1119
äieajroule (l'aueuue fugoo lee (Ijffjculte-a que none 8.70118 encore
n. urmouter. Ii lo. Vor-te ue 80 vorne pas d. aocepter n08
propoaitioua, mais 8e met jmulsäiatemeut et eouoojeocieuoe-
ment ä l'oeurre pour lee Wallner* nur place, elle 110118 offriraif

leo 111078118 et j'oaerajß äjre 110118 impoaczr-uit; 16 (Lerdir (10 cdutenjr
ea Eapsrancea Exagsreea qn'on aura pn faire hatte-e en Loanje et
en ULl'ZÖZO'jl16."

In Anbetracht der Wichtigkeit des gegenwärtigen Momentes. erfchien
es mir nützlich. ja fogar notwendig. Ihnen diefen Auszug mitzuteilen. der
ein ganzes Programm enthält. infonderheit nach dem Briefe. in dem ich '
Ihnen über die Allerhöchfie Billigung der von- Ihnen mir gegenüber aus-
gefprochenen Anfichten berichtete. In Wirklichkeit liegt nach m ein er
Meinung kein Grund vor. fie zu ändern. nur fordert ihre Durch-
führung mehr denn je äußerfte Vorficht . . . . .

Wie in einem Spiegel zeigt diefer Brief die
widerfpruchsvolle ruffifche Politik. Am Anfang führt
er aus der Depefche Gortfchakows eine Stelle im Geifte des Dreikaifer-
bündniffes an. die er als ..ein ganzes Programm" bezeichnet, Aber den
damit erzielten Effekt vernichtet er felbft wieder dadurch. daß er hinzufügt.
daß nach feiner Meinung kein Grund vorliegt. die früheren Anfichten zu
ändern. fondern daß es nur nötig fei. fie mit größter Vorficht durchzu-
führen,

In Belgrad würde man fich wohl noch lange den Kopf über die
Rätfel der ruffifchen diplomatifchen Sphinx zerbrochen und gefchwankt
haben. wem man gehorchen folie. den drohenden Warnungen Öfterreichs
oder den vorfichtigen Ratfchlägen Rußlands. wenn nicht plötzlich die
ganze Bewegung dadurch eine mächtige Förderung erhalten hätte. daß
der Held von Tafchkent und Ritter des St. Georg-Ordens. General
Tfchcrnajew. aus Petersburg eintraf und der ferbifchen Regierung feine
Dienfte anbot.

17.

Das Erfcheinen Tfchernajews in Belgrad waran
fich etwas vollkommen Natürliäjes und Gefeßliches. Als verabfchiedeter
Offizier hatte er das Recht. über fich felbfi zu verfügen. Den Rat.
für den Krieg zu rüfien. hatte die ruffifche Regierung felbft Serbien ge-
geben. Wenn es das ferbifche Kabinett für nötig hielt. fich einen gedienten
ruffifchen General als Inftrukteur zu holen. fo hätte eine folche Wahl in
Petersburg alfo nach jeder Richtung hin als angenehm empfunden wer-
den müffen.

Ein ganz anderes Anfehen erhielt jedoch diefer Schritt Tfchernajews.
wenn man fich die damalige politifche Lage. die Stimmung der ruffifchen

öffentlichen Meinung und die Perfönlichkeit Tfchernajews vergegenwär-
tigt. Seine Abreife aus Petersburg wirkte in der
Hauptfiadt wie ein elektrifcher Schlag. Wohl hatten
auch vorher fchon ruffifche Freiwillige an den Aufftänden in der Herze-
gowina teilgenommen. aber das waren Leute gewefen. die nichts mehr zu
verlieren hatten. und größtenteils noch ganz junge Burfchen. Ießt aber
betrat nun ein in der Öffentlichkeit und in militärifcher Hinficht gleiäf
bedeutender Mann den Schauplaß.
Karßow war das Erfcheinen Tfchernajews in
Belgrad zunächft ziemlich gleichgültig. Von Petersburg
waren ihm in bezug auf ihn keinerlei Infiruktionen zugegangen. Da er
aber fa| feit dem Verlaffen der Schulbank im Auslande tätig gewefen
war. fo war er mit dem inneren Leben des ruffifchen Volkes nur recht
oberflächlich bekannt und fah deshalb in der erften Zeit in ihm nur den
Militär; feine politifche Bedeutung wurde ihm erfi
allmählich klar.
Der Zar aber war höchfi unwillig darüber. daß Tfchernajew es ohne
feine Erlaubnis gewagt habe. die Führung der ferbifchen Armee zu über-
nehmen. und beabfiäftigte. ihn dafür zur Rechenfchaft zu ziehen. Auf
Veranlafiung Gortfchakows fuchte Karßow. der im Mai 1876 nach Ems.
wo der Zar gerade zur Kur weilte. befohlen worden war. ihn jedoch zu.
überzeugen. daß man durch firenge Maßregeln gegen ihn nur feine Po-
pularität vergrößere. So wurde Karßow denn bloß die
firenge Weifung gegeben. keinesfalls zuzulaffen.
daß Serbien Krieg beginne. Bei der Verabfchiedung
fchwächte der Kanzler die Bedeutung diefer Weifung allerdings wieder
dadurch ab. daß er hinzufügte: ..Vergeffen Sie bei alledem nicht. daß.
wenn auch der Zar gegen einen Krieg ift. fo doch fein Sohn. der Thron-
folger. an der Spitze der Bewegung fieht." So verließ Karßow Ems im
höchfien Grade irritiert durch eine fo widerfpruchsvolle Regierungspolitik.
In Wien wurde er fchon mit Ungeduld von Nowikow erwartet.
„Können Sie dafiir bürgen. daß es nicht zum Kriege kommen wird".
fragte ihn diefer. Karßow erwiderte: ..Nach menfchlicher Vorausficbt
kann ich behaupten. daß der Friede nicht gefiört werden wird.“ ..Sind
Sie bereit. dies perfönlich dem Grafen Andraffy zu wiederholen ?“ ..Ia."
Und fo machten fich beide Diplomaten nach der Staatskanzlei zu An-
draffy auf. Dafelbft gab Karßow in Gegenwart Nowikows dem öfier-

reichifchen Minifier die beftimmteften Verficherungen über die friedlichen
Abfichten der rufiifäjen Regierung.
Man könnte denken. es wäre ihm nun nur noch übrig geblieben.
naih feiner Rückkehr nach Belgrad die fofortige Entlaffung Tfchernajews
zu fordern. Es kam aber. wie fo oft. gerade umgekehrt. Er erhielt
nämlich dafelbft von dem Vertreter des Minifters des Auswärtigen. Giers.
einen Brief mit Inftruktionen im Sinne der Politik des Thronfolgers.
Ein überaus vorfichtiger Staatsmann. zeigte fich Giers als v0lllll10
(I'Qfeujl'. Schwankte doch auch Gortfchakow zwifchen dem Zaren und
dem Thronfolger hin und her.
DasErgebnis von all dem aber war: derKrieg.
Die Umwälzung in Konftantinopel kam für Ignatiew
wie auch für die anderen zwar unerwartet. aber daß überhaupt eine
Kataftrophe eintreten werde. das hatte er fchon mit Befiimmtheit vor-
ausgefehen. Gewöhnlich diente als Vermittler zwifchen ihm und dem
Sultan Abram-Effendi. der fpätere Abram-Pafcha. Durch ihn hatte er
auch den Sultan warnen laffen und ihm geraten. die beiden gefährlichften
Pafchas in die Verbannung zu fchicken; allein vergeblich. War nun der
rufiifche Einfluß am Bosporus fchon von dem Augenblick an im Schwin-
den gewefen. wo die ruffifche Regierung ein unmittelbares l'lbereinkommen
mit der Türkei ablehnte und eine eutente s. (leute mit Öfterreich vorzog.
fo verfeßte ihm der Tod Abdul-Aziz' und die Thronbefteigung Murads
den leßten Stoß,
Ignatiew äußert fich über die Folgen der Umwälzung eingehend in
einem Briefe an Karßow vom 17./6. 1876. auf den einzugehen aber
hier zu weit führen würde.
Früher der Ratgeber des Sultans und der Schrecken der türkifchen
Minifter faß Ignatiew nach vollzogenem Umfiurz mitfamt feinen 5 Se-
kretären plötzlich auf dem Trockenen. Allein es war nicht feine Art. fich
ohne weiteres in eine folche Lage zu fchi>en. Sagte der englifche Ge-
fandte Elliot voraus. daß Serbien leicht zermalmt werden würde und mit
Milan auch der ruffifche Einfluß zufammenfallen werde. fo rief Igna-
tiew aus: ..Daß er den Pipps bekomme! Das ferbifch-montenegrinifche
Abenteuer bildet die einzige Chance. die uns geblieben ift. um die Türkei
an die Wand zu drücken und zur Unterwerfung zu zwingen."
So fchreibt er auch in feinem nächfien Briefe an Karßow vom 29./6.
1876: .. . . ich gefiehe. daß iä) mit ganzer Seele im ferbifch-monte-
negrinifrhen Lager bin.

. Wir müffen den Serben von ganzem Herzen Erfolg wün-
fchen. denn fonft könnte man leicht uns felbft in den Krieg hineinziehenz
jedenfalls müßten wir uns bei einem Erfolg der Türken einmifchen.
eine Einmifchung. die under den jetzigen Verhältniffen fchwierig wäre.
. . . . . Wenn fich die Serben 2 Monate in ihrer jeßigen Lage halten.
fo haben fie gewonnenes Spiel. und Fürfi Milan wird wieder Herr in
feinem Haufe.“
Jgnatiew fpricht alfo diexßoffnung aus. daß ein
Erfolg der ferbifchen Waffen. fei es auch nur ein zeitweifer.
Europa zwingen werde. fich auf diplomatifchem
W e g e e i n zu m i f ch e n . und auf diefe Weife Rußland der Not-
wendigkeit. unmittelbar einzugreifen. überheben werde. Jndeffen hielten
fich die Serben dank der Untätigkeit der Türken in der Tat mehr denn
3 Monate. und trotzdem rührte Europa nicht einen Fin-
g- e r . um dem nußlofen Blutvergießen ein Ende zu machen. Nicht Europa
hielt fchließlich das fiegreiche Türkenheer auf. fondern das von Rußland
gefiellte Ultimatum. Und während Jgnatiew. um Rußland vor einem
Krieg zu bewahren. auf Erfolge der Serben hoffte. wußten die Führer
der Bewegung im Gegenteil ganz genau. daß fie. nur auf ihre eigene
Kraft angewiefen. nichts erreichen würden. fo daß ihr ganzes Befireben
dahin ging. Rußland auf irgend eine Weife in den Krieg hineinzuziehen.
D i e r u f fi fch e R e gie r u n g teilte allerdings den Optimismus
Jgnatiews nicht und feste nicht viel Hoffnungen auf
e in e n S i e g d e r Se r b e n. Jn Erwartung internationaler Ver-
wiikelungen u n te r n a h m fie d e s w e g e n. im Geifie der Verhand-
lungen des Jahres 1875. einen neuen Schritt zu noch en-
gerer Annäherung an Öfterreich-Ungarn: am 26./6.
fand in Reichftadt eine perfönliche Begegnung der
b e i d e n K a i f e r . Alexanders ll. und Franz Jofefs. ft at t. Dort
wurde befchloffen. fich in den Konflikt der Türkei mit Serbien und
Montenegro nicht einzumifchen. etwaige Annerionen von Gebietsteilen
diefer beiden Staaten feitens der Türkei aber nicht zuzulaffen. Ferner
erklärte Öfterreich. daß es die Bildung eines großen flawifchen oder
fonftigen Reiches jenfeits der Donau nicht dulden und im Falle der Ver-
leßung des Status q110 auf der Balkanhalbinfel für fich eine Kompen-
fation fordern werde. Als Antwort darauf erneuerte Rußland feinen
Anfpruch auf den Teil von Beffarabien. der ihm im Jahre 1856 ge-
nommen worden war.

'qw'fl-nQ-Qj
..-
.I j
,IW I!
'l-
Illifilll .
,'.,..'...„* . ...f
~.
,..1
_
-
“F
vi c .-
1.. . .
,a , N
.. w
u i
“
.c w
.. f H.
I
u
.‘I .O
u
K_-
ul-
.....--_ an..— ....-
"_J
Bre slau.
I
!
'-
l
Ofl'JflYCF
Georg
[1‘
k-»
....
.-
am
.. R..
1. *x*
. 0.
o w.
0..
(MW m
U
S R
c
U) .m
ll‘
.U
a 4.'.
3 S
?NalkOWKkM
I'Jfl
[Z
Q
U
A u ff-

.fl
"'gllli

:ix-.inter den Kulifien der Diplomatie F). Roninann
„"-K- __.-_.,_-._....-_.". --. .-
Wir müffen den Serben 'on ganze-.n Herzen Erfolg wün-
fciicn. denn fon-'t tönt-te :nc-n 'richt uns feld*: i!: ren Krieg hineinziehen;
jedenfalls *müßten wir une bei eme-r. *Fri c. ter Türken einmifcher.
eine Eimk.-.ictw-..g. d7.: unter ten j-.i' .-.n rö-r-.iltniifcn fchwierig wäre.
. . . . Wenn ,ich die Inder. 'e 7"'.- .i- :.- ihrer jetzigen Lage halten.
io tabcn fie gewann-.Ps Saw' - *.* .i ic*'* fkk-fan wird wieder .Herr in
ic'nrkn .kk-Uli.“
Ignat-cwfr--nu . . :*effnungaus.daficir:
3'. rf.) l g ier Ze :bi-ct . n '. ----.-. .-i er auch nur ein zeitweifcr.
Enrvra zw* .71-- -re - '.c“ .-tf diplomatifchem
U7' eg(ei -. zu um? e -. . ! - 'S.*cije Rußland der Not-
went-_akut unmittelbn . .: . ..--k--r-:n werde. Indeffen hielten
lui. die Serben denk Y- l .. - *,-1 Tri-*ken in der Tat mehr denn
3 Monate, und *tei -*- - * e Eur-eva nieht einen Fin-
g e r . um dem nut-l. - ' -i ii- --Ztn , - .in - zu machen. Nicht Europa
hielt fchließliif dc.: x -'- Luke-.mem . :11' :endete das von Rußland
gefiellre Ultimatum l* .d read-.md Jannik-w. nm Rußland vor einen'
Krieg zu bewat -1 auf Erfolge ter Serben bci-tc. 'cnc-,en die Führer*
der Bewegung 1x.. '":cc-nteil ganz genau. daß .7“. um auf ihre eigene
Kraft angcw-x -.- r-.aßts erreichen würden. fo i'm' ihr ganzes Befircben
dahin gina. 7x, .. id auf irgend eine Weiie Z.; den Krieg hineinzuziehen.
D -e ro* i i i in» e Re gi e ru n f; t-.*,*!.. .-..1-*.*,;-*_*fs den Optimismus-
Janet-.nes :*..Mr und feste niclit .*.r- .-7.*-'iuungen auf
e i r-
.,i - . 9 l* er S e rk e -* . .'*c --. -rn-rr-.ai-'naler Ver-
'-'c' ,i 1, 1 ern a.“ a- ii * e ,- ' -*. r* 1*' de: 'eier-land-
.'e-. 7*." -- ,-.o--z .;.x.*.it7,-i.o->ien-
.,“.c.-*>'e:-.r-: - . '. .1-**..l'»"i.1171' -1m26..*'6.
7-'“1.*“ *>c.-.--.- * .-. inc-."egcgnungder
-- - i ,n *-- .- -. .Wx r ' *- .'-..'uz Hofe-fo. ft rtt. 'Dort
5-: :r-:. *iq- .- . - r-. .* -p --.'k ..-- Tiirkei mit Serbien und
7' .- cen--:-.- .- ' -.:..c- Ikone-:imma von Gebietsteilen
p
mei-F. beit-.n S o- ,--. - - r--. Tür-.e aber nicht zuzulafi-en. Ferner
erklärte kfb-rr -. .1; .:. .m B 'de-ig eines großen flawifchen oder
fonftigen Reiß-."9 :.. 2-, rer Dcnan mei-t duldc-.i und in' Fall-.- der Ver-
leßung des *dc-ll*:- q'm auf der Balkanhalbinfel für fich-eine Kompen-
fai-'c-n fordern werde. Als Antwort darauf erneuerte Rußland feinen
Anlprna; auf dcn Teil vor Belfar-.tdiew der ihm im Jahre 1856 ge*-
a-*nmen worden war.
.'41

.DÃ„Ãœ
G. S ch a d o w :
Studie zum TauenÃŸien-Monument in Breslau.
Zum Auffatz von Georg Malkowsky
J.
I-btm
leo.

(VfL-X LKKZ':
x) 0("fu": R
_. ,-.f'f'ÃœF
* [xMlKFFLKU * ' x
i_ 07 - ,

Die Abmalhungen der Zufammenkunft von
Reichfiadt beftehen aus zwei vollkommen gefonder-
ten Teilen, Der erfie. von der beabfichtigten Nicht-Einmifchung.
wurde ungefäumt veröffentlicht und zum Gegenfiand diplomatifäfer Ver-
handlungen gemacht. Der zweite dagegen. über die territoriale Neuein-
teilung. follte geheim gehalten werden,
Ignatiew wiirde wohl aufs höchfie überrafcht gewefen fein. wenn er
erfahren hätte. daß die ruffifche Regierung hinter feinem Rü>en mit
Öfterreich fehon eine formelle Abmachung getroffen hatte. Das. was er
fo bloß davon erfuhr. erwe>te in ihm ledigliäf das Gefühl der Unzu-
friedenheit.
Nowikow dagegen war naturgemäß mit der Konvention außer-
ordentlich zufrieden und fpricht dies auch in einem Briefe vom 28./6.
1876 an Karßow offen aus.
Bei der Heimliäfkeit. mit der die Verhandlungen mit Öfterreich-Un-
garn geführt wurden. ifi es nicht weiter verwunderlich. wenn d i e g e-
genfeitige Annäherung derRegierungen ohne Ein-
fluß auf die Beziehungen zwifchen den Völkern
f e l b | b l i e b e n und in keiner Weife die alte Voreingenommenheit der
ruffifrhen Gefellfchaft gegen Öfierreich änderten. Die gefamte ruffifche
Preffe. die Militärs und die Diplomaten. foweit fie nicht in das ILEkef
(In roi eingeweiht waren. fahen auch jetzt noch in Öfierreiä) den ge-
fchworenen Feind des von Rußland übernommenen heiligen Werkes
der Befreiung der türkifchen Ehriften. Warum diefer Feind jedoch niäft
nur Serbien und Montenegro nicht hinderte. gegen die Türkei zu kämpfen.
fondern fogar Waffentransporte aus Rußland an ihn durchließ und
ihm auf feinen Schiffen Scharen von Freiwilligen zuführte. diefe Frage
fiellte fich niemand. Die Ehauvinifien aber glaubten gar. daß diefe Ge-
fälligkeit Öfterreiäfs durch feine Furäft vor der Macht Rußlands und
des Slawentums hervorgerufen fei.

7.

In Serbien wünfchte niemand den Krieg mit der
Tü rke i: weder Fürft Milan noch feine Minifier. aber am allerwenig-
|e-n das Volk. Der Krieg war nur das Ergebnis der durch die Agitation
gefchaffenen überaus zugefpißten Lage im Innern und der finanziellen
Krifis. die durch die Ausgaben für die Rüftungen hervorgerufen worden

war. Die Lage_ verfchärfte fich fo. daß es keinen anderen Ausweg
mehr gab.
In Rußland rief die Nachricht vom Kriege eine
allgemeine gewaltige Begeifierung hervor. Alle
Schattierungen der öffentliäjen Meinung vereinigten fich in den gemein-
famen Sympathien für die Sache der Befreiung der Slawen. Im kon-
fervativen Lager herrfrhte die panflawiftifche Strömung; die Liberalen
rechneten damit. daß diefes Erwachen der Kräfte des Volkes auch auf die
inneren Zultände des Zarenreiches von wohltätigem Einflufie fein werde
und der feit 1866 wieder herrfchenden Reaktion ein Ende bereiten werde.
Gegen die Bewegung fprachen fich nur wenige Stimmen aus. unter
ihnen vor allem Graf L. N. Tol|oi.
Während fo in Rußland die Begeifterung in hellen Flammen empor-
loderte. herrfchte in Serbien die denkbar gedrücktefte
Stirn mun g. Die ruffifche Hilfe war den Serben nicht recht; man
begegnete den Freiwilligen fogar kalt. faft feindlich. Der Grund hierfür
war fehr einfach, Die Serben hatten Rußland zum Kriege gegen die
Türkei zwingen wollen. aber min war es fo gekommen. daß fie felbft daran
glauben mußten. Sie hatten gehofft. Rußland werde für fie eintreten.
aber fiatt defien fprach es in Reichfiadt feine Neutralität aus und fandte
nur Freiwillige und Geld. So wurde aus einer politifchen Demonftra-
tion ein wirkliäfer Krieg. Serbien glich in diefem Moment einem Duel-
lanten. der die Polizei von dem Duell benachrichtigt hat und. als er auf
den Duellplaß kommt. mit Schrecken fehen muß. daß die Polizei nicht er-
fchienen ifi.
Die Geld- 2c. Sammlungen und die Abfendung der Freiwilligen und
des Geldes nach Serbien leiteten in Petersburg und Moskau d i e
flawifchen Komitees.
Mit dem Gefühl größten Unwillens verfolgte Nowikow die Vor-
gänge in Serbien. das .Herbeifirömen der Freiwilligen und die Tätigkeit
der flawifchen Komitees. Der Strom war aus den Ufern getreten; die
Regierung befaß nicht mehr die Macht. der Überfchwemmung Einhalt zu
gebieten,
Graf Andrafip ließ feinerfeits keine Gelegenheit vorübergehen. ohne
den revolutionären Charakter der Bewegung zu betonen: ..Sie find un-
zufrieden mit uns“. fagte er u. a. zu Nowikow. ..daß wir den Korrefpon-
denten der Nowoje Wremja verhaftet haben. Lefen Sie bitte die Akten
über das polizeiliche Verhör. und Sie werden erfehen. weswegen er ver-

haftet wurde: er hat auf einer geheimen Zufammenkunft in Agram die
Bildung einer förderativen panflawifiifchen Republik gepredigt."
Die ruffifchen Freiwilligen in Serbien zer-fie-
len in zwei Kategorien. Die einen waren Leute aus der erfien
Gefellfchaft. Garde-Offiziere 2c.: Dochturow. Graf Keller 2c. Sie eilten
unter dem Einfluß des Thronfolgers und um des Kriegsruhmes willen
nach Serbien und betonten. daß fie des Krieges wegen gekommen feien.
aber nicht um fich mit Politik zu befafien; fie ftimmten deswegen auch
nicht mit Tfchernajew überein. Die andere Kategorie dagegen befiand
aus Leuten. die die Gelegenheit ergreifen wollten. fei es um etwas zu er-
leben oder etwas zu verdienen. Sie waren diejenigen. die die Kaffee-
häufer füllten. in den Kneipen nicht bezahlten. tranken. Karten fpielten
und mit der Polizei fortgefeßt in Konflikt gerieten.
Gerade in diefer Zeit. fo erzählt der Verfaffer unferer Abhandlung.
beendete ich meinen Kurfus auf dem Kaifer-Alerander-Lyceum. Gleich
den vielen anderen konnte auch ich nicht widerfiehen und eilte als Frei-
williger nach Serbien. Mein Onkel. A. N. Karßow. nahm mich in
Belgrad fehr freundlich auf und forderte zunächft. ich follte beim Konfulat
verbleiben. riet mir aber dann fpäter. mich zu der Abteilung des Generals
Nowoffelow zu begeben.
,.Diefer General". fagte er zu mir. ,.befchäftigt fich mit militärifchen
und nicht mit politifchen Dingen. Auch unterhalte ich mit Tfchernajew
keinerlei Beziehungen. Defien Hauptquartier ift jetzt in Deligrad. Dort
ift er von unglaublichem Gefindel umgeben und befchäftigt fich nur mit
allen möglichen theatralifchen Schaufiellungen. So hat man beabfichtigt.
Milan zum König auszurufen. und das nicht nach einem Siege. fondern
nach einer Niederlage! Augenblicklich hat er fich Schneider befiellt und
wozu? Was denkfi du? Er läßt Kofiüme für feine flawifäfe Leibwache
zufch-neiden! Schon find auch den Serben feine Komödien zuwider ge-
worden. Rifiitfch fagte mir. daß Serbien alles Zutrauen zu den flawi-
fchen Komitees verloren habe und fich künftig nur noch nach den
Weifungen des offiziellen Rußland richten werde."
Mit feiner gewohnten Wahrheitsli-ebe m al t e K ar ß o w in
feinen Berichten in grellen Farben ein Bild von der
Lage. in die Serbien geraten war. Den Egoismus und die
Kleinmütigkeit des Fürfien Milan. die Habfucht des Metropoliten
Michael. die hinterliftigen Kniffe Rifiitfchs zeichnete er mit größter Scho-
nungslofigkeit. die tendenziöfe Lügenhaftigkeit der Zeitungs-Nachrichten.

die fyftematifchen Verfuche der flawifchen Komitees. den diplomatifchen Vertretern Schwierigkeiten zu machen. enthüllte er aufs freimütigfie. Er betrachtete es dabei als Ehrenfache. alles zu vermeiden. was nach einer perfönlichen Politik ausfehen konnte. und bemühte fich. einwandfreies Material in genügender Menge zu befchaffen. aber er fchmückte es dabei nicht nach der oder jener Seite aus. um einen befiimmten Erfolg zu erzielen.

Diefe Handlungsweife Kartzows aber. die die ganze Bewegung in das richtige Liäjt rü>te. war durchaus niäjt nach dem Gefchma> der Männer. die an ihrer Spitze fianden. Auch fein ihm fiets wohlwollender Freund. der General Ignatiew. fpricht ihm in dem Briefe vom 25./10. 1876 offen fein Mißfallen aus:

„Mir ifi das Zerwürfnis. das zwifchen Ihnen und vielen der rufii-fchen Freiwilligen befteht. fehr zuwider. Wir durchleben jeßt eine hifto-rifche Epoche. in der nicht nur alle Ruffen. fondern fogar alle Slawen einmütig handeln. kleinliche Gereiztheit außer acht laffen und nur daran denken follen. daß wir von Feinden umgeben find. die jede Schwäche auf unferer Seite oder bei unferen Glaubensgenoffen ausnutzen. Ihre Berichte find fehr gut abgefaßt. aber es fpricht aus ihnen eine gewiffe Nichtachtung gegenüber dem ferbifchen Volke und ein gewiffer Spott über die Männer. die für eine gerechte Sache kämpfen. Man darf iiber unfere Glaubensgenoffen niäjt wißeln in einem Augenblick. wo unfere wichtigften Intereffen auf dem Balkan auf dem Spiele ftehen. Allerdings muß die Regierung über die wahre Lage unterrichtet werden. und info-fern lenken Sie mit vollem Recht ihre Aufmerkfamkeit auf die Schatten-feiten der Bewegung; es gibt jedoch leider genug niederträchtige Leute auf der Welt. und Riftitfäj und Genoffen. ja die ganze Belgrader In-telligenz. fiellt fchließlich immer noch nicht das ferbifche Volk dar. für das die ruffifchen Freiwilligen ihr Blut vergießeni und das wir nicht von uns ftoßen können.

Laffen Sie unfere gefchworenen politifchen Feinde. die Engländer und die Ungarn. fich damit abmühen. zwifchen den Serben- und unferen Freiwilligen Zank und Streit zu fäen; der Boden ifi für eine erfolgreiche Tätigkeit ihrer Agenten fo fchon genügend vorbereitet. Um fo mehr aber müffen wir alles daran fehen. um dem entgegen zu wirken. Mit der Ihnen eigenen Gefchicklichkeit werden Sie ohne Zweifel einen Weg fin-den. um die gegenfeitigen Reibungsflächen wieder zu glätten und die Einmütigkeit wieder herzuftellen. Es ift nicht denkbar. daß fich in Ser-

bien nicht echte Patrioten finden follten. verftändige Leute. die es auf fich
nehmen würden. den jeßigen Bruch wieder zu heilen und das Volk zu
überzeugen. daß die ganze Zukunft Serbiens jest mehr denn je mit
der Rußlands verknüpft i| und von ihr allein abhängt. Denn gelingt es
den Feinden des Slawentums. die Serben und die Rufien ernftlich zu
entzweien. fo wird Serbien zwifchen der Türkei und Ungann- erdrü>t
werden. Wird dagegen das ferbifche Volk die jehige Krifis im Ver-
trauen auf Rußland unerfchüttert überfiehen. fo wird auch die Stunde
des Erfolges und der Rache kommen. und das Slawentum wird feine
Feinde überwinden.“
Wenn fich Jgnatiew fo in panflawiftifchen Ideen verfängt. fo zahlt
er nur dem Gei| der damaligen Zeit feinen Tribut. Das Eintreten
Rußlands für feine flawifchen Glaubensgenoffen fah man eben fchon
nicht mehr bloß als einen Akt politifcher Berechnung und freien Willens.
fondern als eine unbedingte moralifche Verpflichtung an. Die Unmöglich-
keit aber. die Frage mit den lokalen Mitteln zu entfcheiden. zog Rußland
felbft hinein und machte fchließlich den Krieg unvermeidlich. Durch
bittere Erfahrungen» mußte es Rußland alsbald einfehen lernen. daß Mit-
gefühl und gefunde eigennützige Politik zwei Begriffe find. die fich durch-
aus nicht immer miteinander vereinigen laffen.
7L.
Anfang November 1876 reifte Karßow zufammen
mit dem ferbifchen außerordentlichen Bevollmächtigten Marinowitfä).
dem franzöfifchen diplomatifchem Vertreter in Belgrad 2c. nach Pe-
te r s b urg, über feine Eindrücke dafelbft äußert er fiäf felbft folgen-
dermaßen:
„Im November wurde ich nach Petersburg berufen. hatte in Zars-
koje Sfelo mehrere Audienzen beim Kaifer und nahm dort auch am 16.
November an einer Beratung teil. die unter dem Vorfiß Seiner Majef'tät
felbfi fiattfand. Ich gab dabei von neuem meine Meinung dahin kund.
daß man den gewünfchten Zweck ohne einen offiziellen Bruch mit der
Pforte erreichen könne. was mir jedoch eine fcharfe Erwiderung des
Großfürften Nikolaus Nikolajewitfch eintrug. der damals bereits zum
Oberbefehlshaber der Armee befiimmt war. Unter anderen Maßregeln
wurde bei diefer Beratung auch die Kommandierung einer Kommifiion
unter der Führung des Generalleutnants Nikitin nach Belgrad zwecks

militärifcher Organifation Serbiens und die Anweifung von einer Million
Rubel für die hierfür nötigen Ausgaben befchloffen."
Ungeachtet der -ßuld- mit der der Zar Karß o w ausgezeichnet
hatte, verließ diefer die Hauptftadt diesmal nicht mit
der früheren Zuverfiehtlichkeit. Insbefondere waren die
Zar-in und der Thronfolger ihm gegeniiber äußerft zurückhaltend gewefen.
Er hatte fich eben dadurch fchuldig gemacht* daß er durch feine unum-
wundene- wahrheitsgetreue Schilderung der Serben den fentimentalen
Gefühlen diefer hochgeftellten Patrioten zu nahe getreten war und den
Schleier von dem Betrug gerifien hattet der in panflawifiifmen Kreifen
für erforderlich gehalten wurde.
In Petersburg fchwelgte man in dem Gedamken- daß Serbien nach
jeder Richtung hin Rußland verpflichtet fei- das eben erfi durch die
Stellung des Ultimatums an die Türkei dem Siegeszug des türkifchen
Heeres Einhalt getan hattet und glaubtef daß die Serben von der Bruder-
hilfe Rußlandsy in welchem Maße und in welcher Form fie auch immer
erfolgte, entzückt fein müßten.
Indeffen drohte Serbien auf der einen Seite
die Gefahrf daß die Türken nach Ablauf des Waffen-
ftillftandes wieder in ihr Land einfallen und es voll-
kommen verwüften könntenf und außerdem gab Graf Andraffy ihm zu ver-
ftehem daß fein Gefchick tatfächlich von Öfterreich-Ungarn und nicht von
Rußland abhinge. Er ließ ihm nämlich mitteilent daß, falls Rußland
Serbien als Operationsbafis für den Durehmarfch feiner Truppen be-
nußen wollet Öfterreich ein folches Verhalten als eine Verletzung des
Parifer Vertrages anfehen werde und fich dann aua) feinerfeits durch den
Vertrag hinfichtlich Serbien nicht mehr für gebunden erachten werde.
Auch behalte es fich im Falle eines Krieges zwifchen Rußland und der
Türkei das Recht vorf Serbien zu okkupieren- auch wenn die rufiifchen
Truppen ferbifäfes Gebiet nieht betreven würden.
So drohte Serbien alfo nicht nur von feiten der Türkei Unheil,
fonde-rn- vorausgefeßt daß die Warnungen des Grafen Andraffy ni>7t eine
leere Drohung waren, auch von faiten Öfierreicheh des fogenannten
rufiifehen Verbündeten. Und was brachte fchließlirh der General Nikitin
mit feinen 3 Offizieren und der Million Rubel Serbien groß an Hilfe?
Ungeachtet feines hohen Ranges und feiner offiziellen Vollmaihten war er
doch in Wirklichkeit auch nicht mehr als ein folcher agent pr0700e1teur,
wie es Tfchernajew gewefen war.

So weifi denn Fürft Milan in einem Promemoria auch
darauf hin- daß die öffentliche Meinung in Ser-
bien mehr denn je gegen den Krieg geftimmt iftx und
einzig die Hoffnung auf ein gemeinfäfaftliches Vorgehen mit Rußland
Serbien zu einer Fortfeßung des Krieges zwingen könne. Er beftehe des-
wegen unbedingt daraufz daß bis zum 20./12. zwei ruffifche Diviflonen
in Kladowo ausgefchifft feien,
Nun hatte Karßow fich aber durch feinen Vorfchlag zwei ruffifche
Divifionen aufzulöfen und naeh Serbien zu fchickem fchon gelegentlich
der erwähnten Beratung am 16./11. in Petersburg eine feharfe Ent-
gegnung des Großfürften Nikolaus Nikolajewitfih zugezogen und wollte
begreiflicherweife nicht ein zweites Mal darauf zurückkommen- fo daß er
über diefes Verlangen Milans nicht nach Petersburg berichtete.
Auf die Tätigkeit der Kommiffion Nikitins hier einzugehenz würde
zu weit führen. Jedenfalls war fie fo verfehltt daß Karizow fchon An-
fang Februar ihre Abberufng duräzfeßte. Sie konnte
noch 850A000 Rubelz die von der ?Million übrig geblieben waren,
wieder mitnehmen.
Auf die Forderung der Konftantinopeler Kon-
ferenz der Mächte antworte-te die Pforte ableh-
n e n d. Dies Refultat kam nicht unerwartet. Ignatiew hatte es fchon
vorausgefehenx wie aus einem Briefe vom 25./10. 1876 an Karßow
hervorgeht- in dem er fehreibt: „Der Zar wird in Moskau die Mobil-
machung der Truppen der füdliehen Militärbezirle verfügen. So werden
wir Ende des Waffenftillftandes bereit fein- für unfere Glaubensge-
noffen mit der Waffe in der Hand einzutretenf wenn die Konferenz nicht
zu einer Verftändigung führt. Ich für meine Perfon zweifle an einem
Erfolge."
Nachdem Karßow die Abberufung des Generals Nikitin erreicht
hattet ging er fogleich voll Eifer daran- die Freiwilligen nath Rußland
zurückzufchicten. Nachdem aber Milan und Riflitfch fo die Hoffnung-
von Rußland etwas zu erhaltent verloren hatten- fingen fie am nieder-
träehtig zu werden. Milan insbefondere hinterging Karßowz
feine Vertrauensfeligkeit ausnußend- in der gewifienlofeften Weife. Kar-
oow äußert fich über diefe Intrigen felbft wie folgt: „Milan bat mich-
ihn bei der Bildung eines neuen Minifteriums zu unterftüßen, Da ich
die vom Fürften bezeichneten Leute unter den augenblickliehen Verhält-
niffen für geeignet hieltz fo gab ich arglos feinem Wunf>7e nach und

erfüllte ihn mit Erfolg. Da plötzlich erhielt iat vom Reicltskanzler ein
Telegramm folgenden Inhaltes: ..kümpereur 70118 este-ur a6 raue
maler ae la politique intarjeure (le- 18. Ser-vie.“ Diefer allerhöatfte
Befehl erklärte fiat dadurclt. daß Milan. während er mich auf der einen
Seite bat. die von ihm bezeiatneten Männer für die Bildung des Mi-
nifteriums zu gewinnen. auf der anderen Seite feinem Agenten in Pe-
tersburg befahl. beim Kanzler anzufragen. ob die kaiferliate Regierung
wirklich darauf befiehe. daß diefe Leute Minifier würden. - Viele
Jahre fpäter. als iat einmal mit Milan. der damals bereits als König
abgedankt war. im Eafö Anglais frühfiückte. bat iat ihn um eine offene
Erklärung diefer merkwürdigen Epifode und erhielt darauf zur Antwort:
..12b bien. frauobemeut, 111011 ener- kurt-077. J'eu Maja 88862 (le
rofl-e joug et (le notre tutelle. qui rue peaaieut pur trop, et _je
tous ai jmugjuä cette (Jr-We, späeulunt nur notre nett-anita qui
70118 aloe-neemt; o quelque coup a9 tete.“
D a K a r ß o w aus diefem und vielen anderen Anzeiaten h e r a u s -
fühlte. daß er in Petersburg in Ungnade gefallen
war. bat er das Minifierium. ihn feiner Stellung zu ent-
heb en und als Generalkonful auf irgend einen Poften in Europa zu
verfehen. Allein die Katafirophe war niatt mehr zu umgehen: im Früh-
jahr 1877 erfolgte feine offizielle Abberufung.
Der Charakter und die Gefinnung Karßows find eingangs faton
gewürdigt worden. Hier dürfte es nur noat von Intereffe
fein. kurz auf die unmittelbaren Anläffe zu
feiner Abberufung einzugehen. Und zwar fiel er beim
Zaren Alexander ll. endgültig in Ungnade. als der ferbifate Minifier
Marinowitfat. der im Winter 1876/77 in Petersburg verweilte. auf den
Vorwurf. daß Serbien ohne Erlaubnis der ruffifaten Regierung den
Krieg gegen die Türkei begonnen habe. ihn als fatuldig hinftellte. Der
panflawifiifaten Partei war er wegen feiner Stellungnahme gegenüber
den flawifaten Komitees und der Freiwilligen-Bande verhaßt. Der
Kriegsminifter Miljutin konnte ihm feine Offenheit. mit der er die unter
den Freiwilligen herrfatende Zuattlofigkeit geißelte. niatt verzeihen. Und
fchließliat war er auat bei der Zarin in die größte Ungnade gefallen. Diefe
hatte '30000 Rubel für das Rote Kreuz in Serbien gefpendet. Nun
hatte er aber diefe große Summe *niatt bei fiat in Belgrad verwahren
wollen und fie deshalb auf der Wiener Bank deponiert. um fie je naat
Bedarf abzuheben. war damit aber der Zarin arg zu nahe getreten. die

annehmen zu müfien glaubte„ daß die Spendung diefer Summe ihm nicht fympathifch fei. „Wenn Sie das Geld einfach in Ihre Tafche gefteckt hätten/' fo fagte man Karßow fpäter im Minifierium, „fo hätten Sie fich nicht fo gefchadeh wie dadurch. daß Sie es auf der Bank deponiert haben."

K a r ß o w w u r d e einige Zeit nach feiner Abberufung zunächft zum Generalkonful in Neapel ernannt- dann 1881 in gleicher Eigenfchaft nach Paris verfeßt. In diefer Stellung verblieb er bis zum Iahre 190T in dem er nach Erreichung der Altersgrenze in den Ruhefiand übertrat. Wenn er fich feit feiner Belgrader Zeit auch nie wieder aktiv mit Politik befaßte. fo fpielte er doch befonders in Paris eine fo große Rolle, wie vor ihm noch keiner der ruffifchen Konfuln. Von allen Seiten wurde er als der frühere Diplomat behandelt und befonders wegen feiner Gerechtigkeit und Unparteiliehkeit hochgefchäßt,

Die bisherigen Kapitel haben uns an der Hand der Tätigkeit Karpows in Belgrad die zweierlei Politik, die Fürfi Gortfchakow auf der einen Seite mit dem europäifchen Konzert der Mächte und England durch Vermittelung des Generals Ignatiew. auf der anderen im geheimen mit Öfierreich-Ungarn trieb. gezeigt, In dem Schlußkapitel foll en nun noch die für Rußland fo verhängnisvollen Folgen feiner gewundenen Politik gefchildert werden.

7ll.

Die Nachteile des übereinkommens Rußlands mit Öfterreich-Ungarn lagen klar zutage. Gab diefes Rußland doch anheim. Krieg zu führ-ent ficherte fich felbfi aber dabei volle Freiheit des Handelns und forderte für eine derartige Neutralität fogar noch Bosnien und die *Herzegowina für fich. Eine Zeitlang trug man fich in Petersburg tatfächlich mit der Abfirht, Öfierreich den Krieg zu erklären; allein diefer Gedanke wurde alsbald fallen gelaffeni zumal Fürft Bismarck warnend mitteilen ließ. daß Öfierreich für Deutfchland wegen des politifchen Gleichgewichts nötig fei. und daß Deutfchland deshalb keinen entfcheidenden Schlag gegen dasfelbe zulaffen werde. Rußland fiand alfo nach Zurückweifun-g der Befchlüffe der Konfiantinopeler Konferenz und fpäter des Londoner Protokolls durch die Türkei vor der Alternative, entweder fich den öfierreichifchen Bedingungen zu fügen. oder überhaupt nicht Krieg führen. Letzteres war jedoch bei der Gärung, die fich des ruffifchen Volkes bemächtigt hatte. und bei den panflawiftifche-n Sympathien des Hofes felbfi undenkbar. So blieb alfo nichts

weiter übrig. als fich der bitteren Notwendigkeit fügen. Am 3./1. 1877
wurde die Konvention mit Öfterreich abgefchlofien, Damit aber war
Rußland völlig ifoliert und von dem guten Willen feines fogenannten
Verbündeten abhängig.
Mochte nun» diefes Abkommen mit Öfterreich noch fo große Mängel
haben. feinen Zweck. der ruffifchen Armee den Rü>en zu fichern. er-
füllte es unbedingt. Öfterreich rührte keinen Finger. auäf als das Glü>
Rußland hold war und die türkifchen Armeen und Feftungen fich eine nach
der anderen den fiegreiehen Rufien ergaben.
Es hat fiä) die Meinung gebildet. als ob der fchließliche Bruch mit
Öfterreich teils eine Folge der Intrigen der rufiifchen panflawiftifchen
Partei. teils in der traditionellen Hinterlift des Wiener Kabinetts be-
gründet gewefen fei. In Wirkliäfkeitaber ifi an dem Krach
niemand anderes fehuld gewefen. als der Schöpfer
des Abkommens felbfi. der Kanzler Gortfchakow.
Mitte November 1877 wurde nämlich im ruffifäfen Hauptquartier
mit der Auffiellung der Friedensbedingungen begonnen. Nun hatten
aber die Verfaffer des Entwurfs des Friedensvertrages keine Kenntnis
von der Konvention vom 3./1. 1877. und es war daher niäft verwun-
derlich. daß fie in ihren Vorfchlägen weit von ihr abwichen. Befonders
fcharf traten die Widerfprüche in zwei Fragen hervor: hinfichtlich Bos-
niens und der Herzegowina und hinfichtlich der Grenzen Bulgariens.
In der erfien Frage lautete die Konvention ganz beftimmt folgender-
maßen: ..Rußland fiellt dem Kaifer von Öfierreich anheim. Zeit und
Art der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina auszuwählen."
In dem Entwurf dagegen hatte diefer Punkt folgende Faffung: ..Bosnien
und der .Herzegowina wird eine autonome Verwaltung mit ausreichen-
den Garantien verliehen. die unter Beteiligung des benachbarten Öfter-
reich-Ungarn zu befiimm-en find."
Mit Bezug auf die Grenzen Bulgariens feste andererfeits Artikel 3
der Konvention „das Verbot der Bildung eines größeren flawifehen oder
fonfiigen Reiches auf der Balkanhalbinfel" fefi. Der neue Entwurf da-
gegen grenzte das Gebiet des künftigen Bulgarien fo ab. daß „das ge-
famte Gebiet mit überwiegender bulgarifcher Bevölkerung dazu gehören
folle. und jedenfalls nicht weniger. als durch die Konfiantinopeler Kon-
ferenz fefigefeßt worden war.‟
Diefer Entwurf wurde fodann dem Fürften Gortfchakow zur Begut-
achtung überfandt.

Diefer war der Urheber der öfterreichifche-n Konvention gewefen. Fiir wen fonft als für ihn mußte fie alfo vor allem bindend fein? Er hätte den erwähnten Entwurf mit ihr vergleichen. ihn entfpre-chend ihren Beftimmungen abändern und dann an das Hauptquartier zurückfenden müffen. ..Iedoch Fürft Gortfchakow war fich deffen bewußt. daß die Abtretung flawifchen Landes an die öfterreichifche Monarchie in Rußland Unwillen erregen könnte." Denn hätte er die Friedensbe-dingungen mit dem Griff der Konvention in übereinfiimmung gebracht. fo wäre es auf einmal ans Licht gekommen. daß Bosnien und die Herze-gowina der Preis feien. für den die ruffifche Regierung von Öfierreich die Rückenficherung ihrer Armee erkauft hatte. Sich einer derartigen Ab-machung fchuldig zu bekennen. dazu fehlte es Gortfchakow aber an Mut. So tat er fo. als fei zwifchen den vorgefchlagenen Friedensbedingungen und der Konvention kein Unterfchied. und f>fi>te den Entwurf zur Äußerung an die deutfche und die öfter-reichifäje Regierung.

Wie zu erwarten war. machte diefe Handlungsweife Gortfchakows in Wien einen außerordentlich un-a n g e n e h m e n Ein d r u ck. Die ruffifche Politik ging eben Zickzack-wege: vom Zufammengehen mit Öfterreich kehrte fie wieder auf den Bo-den der Konfiantinopeler Konferenz und des europäifchen Konzerts der Mächte zurück. und doch war es fchon deswegen nicht bereäjtigt. fich auf die Konftantinopeler Konferenz zu ftüßen. weil die Konvention mit Öfter-reich erft fpäter abgefchloffen war. So vertaufchten alfo Öfterreich und Rußland jeßt ihre Rollen: Öfierreich befchuldigte Rußland des Betrugs. Und mögen auch die Fragen der politifäjen Ethik ftets mehr oder weniger |rittig fein. fo muß man doch vor allem vom ausfchließlich praktifchen und militärifchen Gefichtspunkt aus feftfiellen. daß der Augenblick. den Gortfchakow für den Bruch mit Öfterreich gewählt hatte. denk-bar ungünfiig war. Die ruffifche Armee überfchritt gerade den Balkan; die Herrfchaft auf dem Meere befand fich ganz in der Hand der türkifchen Flotte. außerdem konnte fich jederzeit das englifche Gefchwader mit ihr vereinigen. So opferte alfo der alternde Kanzler leichten Her-zens auf dem Altar einer phantaftifchen öffentlichen Meinung fowohl die Sicherheit der Verbindungen der Feldarmee wie überhaupt die inter-nationale Lage Rußlands. Öfterreich aber. von Rußland getäufcht. be-gann jeßt fich England zu nähern,

G e n e r al I g n a ti e w. der zum Bevollmächtigten für die Fri-e-densverhandlungen mit der Türkei ernannt worden war. traf Anftalten

für feine Abreife von Petersburg zur Armee. Da er auch nicht das Min-
defie von dem Vorhandenfein der Konvention vom 3./1. 1877 und da-
mit ihrer erwähnten beiden Hauptpunkte ahnte. fo ließ er fich natürlich
bei den Vorverhandlungen zum Frieden von San Stefano nur von den
Fefifeßungen der Konfiantinopeler Konferenz leiten. Ihm die Augen
zu öffnen. hielt Fürfi Gortfchakow nicht nur für unnötig. fondern er
befiärkte ihn fogar noch in feinen falfchen Anfichten. Als aber fpäter
der Vertrag von San Stefano veröffentlicht wurde und den Proteft der
Mächte hervorrief. genierte er fich nicht. zu behaupten. daß der ganze Ver-
trag das perfönliche Werk Ignatiews fei und für ihn felbft eine vollkom-
mene Überrafchung bedeute. ..J'ai haus-ui. lea (ip-111168“ erzählte er
fogar in der Petersburger Gefellfchaft.
Wie lange diefe "unglaubliäje Myftlifikation noch gedauert haben
würde. läßt fich nicht fagen; glü>licherweife erfuhr Igna-
tiewdasGeheimnisbaldganzzufälligdurch Obrutfäfew.
Aufs höäjfie entrüfiet. eilte er zum Zaren. der feinerfeits wieder vom
Fürfien Gortfchakow Aufklärung forderte. ...Aust-888,7 u Luigi? (le
U0rrik0m aa pur-016 (iibonoeur que 18 Gänäru] lgnntjekf 119 821111-9.
rien äe 1er e0nrenti0u." erwiderte diefer.
Zu eben diefer Zeit fand wegen der brennenden Frage. ob man mit
den Türken Frieden fchließen oder den Vormarfch auf Konfiantinopel
fortfeßen folle. zwifchen dem Zaren und dem Großfürfien als dem Ober-
befehlshaber ein lebhafter Telegramm-Austaufch fiatt. Jgnatiew fuchte
voller Eifer die Notwendigkeit zu beweifen. eine Stellung am mittleren
Bosporus zu befeßen. und zwar dort. wo das Fahrwaffer dicht an der
Küfie vorbeifiihrt. Der Zar. der fich durch fein England gegebenes Wort.
daß er Konfiantinopel nicht befeßen werde. gebunden fühlte. wollte nicht
einwilligen. ..Aber wir werden ja gar nicht in die Stadt einrü>en. er-
widerte ihm Jgnatiew. fondern vor ihren Mauern Halt machen und dann
die europäifchen Mächte zu einem Kongreß nach Odeffa einladen." So
gab denn der Zar nach einigem Zögern nach; und an den Groß-
fürfien wurde ein Telegramm mit der Weifung ab-
gefandt. den Vormarfch fortzufelzen und eine Stel-
lung am mittleren Bosporus zu beziehen.
Leider aber war es zu fpät: der Waffenfiillfiand war fchon ge-
fchloffen.
War die Lage der ruffifäjen Armee bisher überaus
günfiig gewefen. fo wurde fie jetzt nas) Unterzeiäj-nung und Veröffent-

lichung des Waffenfiillfiandes vom 19./1. 1878 (a. St.) feh r f chw i e.
rig. denn O'fterreich fchritt. als Antwort auf die offen zugeftandenen
Abfichten Rußlands hinfichtlich Bosniens und der Herzegowina fowie der
Grenzen Bulgariens. zur Mobilmachung. Daß fich aber Rumänien dabei
auf Öfierreichs. und niäjt auf Rußlands Seite ftellen wiirde. daran
konnte nicht der mindefte Zweifel fein. Auch lief genau zwei Wochen
nach Abfchluß des Waffenftillfiandes das englifche Gefchwader in das
Marmara-Meer ein- und ging bei den Prinzeninfeln vor Anker.
Die firategifche und politifche Lage der ruffifchen Armee hatte jest
Ähnlichkeit mit derjenigen der napoleonifchen
T r u p p e n in S p a nie n. In beiden Fällen befand fich die Herr-
fchaft zur See unfireitig in der Hand Englands. Wie den Franzofen.
fo drohte auch den Ruffen die englifche Flotte. und damit die Gefahr
einer Ausfchiffung. in der Front und in den Flanken. Und doch hatten
die Franzofen noch einen wichtigen Vorteil vor den Ruffen voraus: ihre
rückwärtigen Verbindungen verliefen gerade in der Richtung auf das
heimatliche Frankreich zu. Hinter der ruffifchen Arm-ee dagegen befanden
fich noch die Donau und zwei feindliche Mächte: Öflerreichi-Ungarn und
Rumänien. So umgaben die feindlichen Kräfte die fiegreiche ruffifche
Armee mit einem eifernen Ring.
Unter diefen Umfiänden war an eine Fortfelzung des Krieges natür-
lich nicht zu denken. So blieb nur übrig. daß man verfuehte. auf diplo-
matifäjem Wege die Blöße einer völligen Kapitulation zu verdecken. und
von den Früchten der bisherigen Siege zu retten fuchte. was noch zu
retten war.
Die einzige von den europäifchen Määjten. die in gewiffem Grade
Rußland wohlwollte. war Deutfchland. War es doch mit Rußland durch
die Bande langjähriger Freundfchaft und durch die Dankbarkeit für fein
Wohlwollen während der fchweren Zeiten des Ringens um die deutfche
Einheit verbunden. Leider harmonierte aber Gortfchakow nicht mit dem
Fürfien Bismar> und wollte fich ihm keinesfalls verpflichten. So ant-
wortete er auf die direkten und indirekten Anfragen Bismarcks. unter wel-
chen Bedingungen Rußland Frieden zu fchließen gedenke. unausgefelzt:
..Je n'aj pas beeojn (le Bismarck pour fuji-e la pain.“ Unter folchen
Umftänden ift es begreiflich. daß Bismarck fich abwandte und eine abwar-
tende Stellung einnahm und ein Eintreten für Rußland unter diefen
Umftänden für unvereinbar mit feiner Würde hielt.
Z a r Ale r a n d e r ll. hatte der Türkei den Krieg: gegen feine

eigene überzeugung. nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung. er-
klärt. und. während er beftrebt war. gegen die Türkei einen Schlag zu
führen. war er vor allem darum beforgt. wie diefer Schlag auf Europa
wirken und ob er nicht einen anderen. einen europäifchen Krieg nach fich
ziehen würde. Daraus refultiert das verhängnis-
volle- Schwanken bo-i dem ganzen Kriege. 'das feine
Früchte zu nichte machte. Wohl waren hervorragende Männer für die
Führung des Heeres vorhanden. wie Miljutin oder der Thronfolger felbft.
Alexander Alerandrowitfch. allein der Zar hatte England fein Wort ge-
geben. Konftantinopel nicht zu befeßen. und er fürchtete. bei der Er-
nennung eines populären Heerführers könnte er fchließlich die Zügel aus
der Hand verlieren. Deswegen ernannte er feine beiden Brüder. die
Großfürfien Nikolaus und Miäfael Nikolajewitfaf zu Oberbefehlshabern.
von denen er überzeugt war. daß fie den unbedingten Gehorfam gegen
ihn höher als perfönlichen Kriegsruhm fiellen würden. Aus demfelben
Grunde beftand auch der Stab der Feldarmee zum großen Teil aus Nicht*-
Rufien.

Da nahmen die Ereigniffe plötzlich eine folche Wendung. daß das
Vorgehen der Armee gegen die Hauptftadt des ottomanifchen Reiäfes zu
einer lediglich militärifchen. 'trategifchen Notwendigkeit wurde. Der
Zar befand fich nun in dem unangenehmen Dilemma. entweder das weitere
Vorgehen zu unterfagen oder aber fein England gegebenes Wort zu
brechen. Deswegen follte es fo ausfehen. als ob die weitere Vorwärts-
bewegung ohne feinen Willen als eine einfache Folge der Operationen fich
darftelle. und in diefem Sinne gab er auch die Infiruktionen an feinen
Bruder. Allein diefer konnte nicht zwifchen den Zeilen der fich wider-
fprechenden und unklaren Petersburger Jnfiruktionen lefen und forderte
energifch eine be|immte Antwort; jedoch als diefe Antwort nun eintraf.
war es leider fchon zu fpät.

Nikolaus Nikolajewitfch führte feine Miffion mit einem Eifer aus.
der einer befferen Same wert gewefen wäre. Es ifi deswegen nicht
richtig. ihn verantwortlich zu machen. D e r e i g e n t li che A n l aß
iii vielmehr die übermäßige Vorficht und Unent-
fchloffenheit des Zaren Alexander ll. gewefen; die
größte Schuld aber trifft die Höflinge. die. nur
ihren Gefühlen des Neides folgend. patriotifch ge-
finnte und tüchtige Männer niäft hochkommen
li e ß e n.

Georg Malkowsky:
Der alte Schadow.
Die bewußte Abwendung der „Moderne“ von dem überlieferten-
konventionellen Schönen konnte ihre Rückwirkung fowohl auf die zu-
fammenhängende kunfigefchichtliche Darfiellung wie auf die Bewertung
der einzelnen künfilerifchen Perfönlichkeit nicht verfehlen. Eine zukünftige
Kunfthifiorie wird fich weniger mit Ähnlichkeiten als mit Unterfcheidungen
zu befaffen haben und neue Gefichtspunkte finden müffen- neben denen
gefehen Renaiffance- Barock- Rokoko und Zopf niäht mehr als Evolutionen
der griechifch-römifchen Überlieferung fondern als nationale Reaktionen
erfcheinenx die zu Neubildungen führen. Der Begriff der Renaiffance
wird fich eine Umwertung gefallen laffen müffen dahinx daß die regenm
rierenden nationalen Elemente in den Vordergrund treten. Nur an dem
traditionellem als allgemein gültig angenommenen Maßftabe der Antike
gemeffem waren irrtümliche Einfchälzungen der künftlerifchen Perfönlichkeit
möglichh die hinter dem ehemaligen Kammerdiener R a u ch den Schneiders-
fohn S ch a d o w verfchwinden ließen.
Über der Eingangstür der jüngfi gefchloffenen Schadow-Ausftellung der
Berliner Akademie hätten die eigenen Worte deslKünfilers fiehen können-
den fie ehren follte: „Man wird auch hier nach dem Einfluffe der Natur nicht
wie Thorwaldfen in einer Imitation des Idealfiils der Antike verbleibenh
fondern feine Originalität darbieten." (Eunomia 1h 2F 1802: „Die
Werkfiätte des Bildhauers"). Das Verkennen diefer Originalität hat faft
ein volles Jahrhundert lang verhindern daß Schadow den ihm gebührenden
Ehrenplaß in der Entwicklung der deutfchen Bildnerei einnahm. Eggers
glaubte ihm am befien gerecht zu werden- wenn er ihm in einer vergleichenden
Darfiellung in Karl Dohmes Kunft und Künfiler die befcheidene Stellung
des Strebenden neben demVollender Rauch anwies- und noch W. Bode (Ge-
fchichte der Deutfchen Plafiik) fand felbft in der Marmorgruppe der Königin
Luife und ihrer Schwefter „GarakterifiifcheMerkmale der Kunft des ‚Zopfes*.“
Die Berliner Jubiläumsausfiellung 1886- auf der die Werke Schadows in
größerer Zahl vertreten warenh darf als derWendepunkt in der Einfchälzung
des großen märkifahen Bildners geltem und feit der Akademieausfiellung
diefes Winters wird fich niemand mehr der Überzeugung verfchließen
könnenx daß Gottfried Schadow als Bahnbrecher- Chrifiian Rauch als
nachempfindender Epigone zu gelten hat.

Der alte Schadow - Georg Malkowsky

Es kann ebenfo wenig die Aufgabe diefer räumlich befchränkten Studie feinX die einfachem kaum durch eine romantifche Iugendepifode unter-brochenen Lebensfchickfale Schadows zu verfolgem als an der Hand der 25'() Nummern des Ausfiellungs-Kataloges einen künfilerifchen Entwick-lungsgang zu konftruierenj deffen problematifche Natur durch perfönliche Anfchauungen bedingt ift. Der Menfch Schadow ift vom Künftler Schadow nicht zu trennen, Es liegt im Wefen folcher Kernnaturem daß fie mit dem Leben wie mit ihrer Kunft von Fall zu Fall ringen- fefi in ihren Stiefeln |ehend„ fich felbft niemals verlierendx ihre Eigenart aus jedem Kampfe fiegreich herausrettend. Schon als Iünglingsmann ift Schadow eine aus-geprägte Perfönlichkeitx deren Verftändnis mit der Chronologie feines Schaffens nicht beizukommen ift. Es handelt fich nicht mehr darum„ wie äußere Eindrücke und künftlerifche Aufgaben auf feine Entwickelung ein-wirkem fondern wie er fich kraft feiner fcharf umriffenen Perfönlichkeit mit ihnen abfindet.

Wer vermag in dem neunzehnjährigen Bildner der Büfte der Henriette Herz noch den Schüler des niederländifchen Zopfkünftlers Taffaert zu erkennen? Wohl klingen in der antiken Drapierung des Gewandes- in dem das Hinter-haupt verhüllcnden Tut-ban klaffifehe und zopfige Reminiszenzen leife anj der Anfaß des Halfcs läßt noch eine gewiffe fchiilerhafte Unfertigkeit des tech-nifchen Könnens durchfühlenj aber die freie Behandlung des auf die Schultern herabfallenden Lockenhaares verrät fchon die Hand des Meifiers. Das klug und gütig blickende Augej der zu einem kaum merk-lichen Lächeln geöffnete Mund zeugen von einer lebendigem das Wefen der Dargefiellten erfchöpfenden Auffaffung- die weit über die Leifiungen des im Zopf erftarrenden Rokoko hinausgeht. Mit dem fünf Jahre fpäter entfiandenenz vielfach überfchäßten Grabmal des als neunjähriger Knabe verfiorbenen Grafen von der Mark in der Dorotheenfiädtifchen Kirche findet fich Schadow endgültig mit der Formenfprache feiner Zeit ab. Die von Taffaert übernommene Aufgabe *löft er gewiffenhaft nach dem vor-gefchriebenen Schemm die brüchigen Motive je in einen gefonderten Rahmen verweifend: Im rundbogigen Abfchluß die hellenifierendenz michelangelifchen Sibyllen nachgebildeten Parzem am Sarkophag die nüchtern erklügelte Allegorie: Chronos entreißt den Knaben dem Schuhe der Minervaj und auf dem Sargdeckel das wie in ruhigem Schlummer hingefireckte Kind„ deffen ermattender Hand das römifche Schwert ent-funken ift. Nur in diefer rührend einfachen Gefialt konnte Schadows Eigen-

(Zi. Sch-tdow:
Henriette Herz.
Zum-?lottcntvenGeorgM,1 DirektÂ»

Oct am Bande-.n Georg Malte-.Wert
* *-'. .-'..-'._..:_.* :*.-_... _.- x ._
ci.- x".- * *l-cnfo n >19_ d c: Aufgabe 'ci-fer räumlich iefchriniten »Zink-re
i--k. kii e-*f* Her., icutn *cn-ch eine* toi-iant-(fchc Jugenderi'fode unter-
b:..i--*-*e.1 '-'cneia-u'fele Sctadowt zu verfolgen- aks an der Hand der
*L4- I' 1:--.nc.11 ?.-i Luri'rellniae-Kcraloges einen iiinftlerifchen Entwick-
»1req:z_:c.nq _-u ken-Klemm keffen problematif-:be Natur durch perfönliche
".ln. - .Fu-x.. '.fl bedingt iii. 'Der Menick- Schaden) if't vom Künfilet Schaden'
n. 4-(i 1 irc-n'. -n, C* 'isn't in: nit-1:!! fruher Kernnaturem daß fii: niir dem
LOL." an* mit Frei kunt ro.. Full zu Fall ringem fei't in ihren Stiefeln
?Qi-.nd HZ. f-:n'ft num-.'- o.--,lirce1c, ihre Eigenart ars jeden. 'Kamp-fe
iicnrenix ize-e-.ectetwrd (Saxon als Intglingsinann if! Schodow eine ans-
qe-,uiigre Periß-.ninzkeiß 'orten Verfiandnie» mit der Chr-.mologie feines
Giraffe-ns [naht l-c'znionr'c-.n iii. Es handelt fich nicht mehr dar-*my wie
äußere Firdri-:e und hir-.".l-rifcbe Aufgaben auf [eine (Entwickelung ein-
wi*:k.>n„ fun-:ern irc rr :jä- kraf'* feiner ickarf umtilienen Perfönlin).*eit
mit ihnen. eb'inrer.
Wer r. 17123;.; i1 oem neunzehnjälingen Bildner ,der Biifie der
Henrieite .i771 n-..ct'i den Schuler des nicderläadiichen Zopffünfilets
Kaffee-rt n- eten-irn? Wohl klingen in der antiken Dtezeierung
der1 Gewand-:e in dem das Hinter-haupt verhiill-,ndea Turban
llaiiimc* und zopfige Reniniczenzsn leife an, der ?tnfaß des
.befre- ;:i.t noch eine getrcffe fchijlerhcfie l!u_i-.-1*cigkei: des tea)-
nnH-en .konnt-ns dnrchfiihnnn aber die* *Freie Behandlung der auf
[-1- . Nubert! :Zembfaflenken Loctenhnare-z verrät fehen du: Hand des
,*.'-tt*' -. Dar. kit-.z und gijfg blic'en-:e Auge- der zu einem kaum merk--
..'-. *. ic- eln _ace-*fuer Mund zent-*n von einer lebendige-m das Wefen
. - . ..-:i igi7-en (If'bfpfi'uxm. t'Z-n-.7fi--ng- die weit über die Leifinngen
7 -1 e.i-.nrcnc>-: -'-.'.'-. b'iiuciWflbikt. Mit den! funi Iahre feäter
1- - *"*---:->.*.-.*;.. 2-? i7.c!* -.t*,*'*-"--'-?zt1-*1* (siebten-l des als nennz'chriger Knabe
o:-.'-o-l:-..n lng-*q *.-en » r :f;--.' n 'ce-t Dorotheer.fiädtifchen .iii-*che
fint.: ,i8 :Bahar: r- ent-:tin: ..r r:r Formenfprache feiner Zeit ab. Die
von Taba-ert :1 *-.:-.-».- “FF-.rim ne er gewiffenhaft nach dem vor-
gef>rtebcien Denia cn- orn.h:qen Motive ie in einer. gefonderten
Ilahnwn '*.Zll'e'J-F'Ö." Zr!: "cc-.dbogjgeu Abf-.hluß die hellenifiekx;r.det„
mil*el.:1..!-..--e- ("cbt/:lien nachgcbildeten Parzem an* Seriophog die
'in *-*er.- .-Zt .ee-1te Allego '22: Chronos entreiß't den Knaben 'dem Sant()-
t-x .'"nnc-.n und anf dein Sargdea'el das wie in ruhig-:ra Schlummer
'7“ Die .**ind„ def-:en ernmttender Hand 'das römische Shwect ent-
U *- 'i "tut 1c: *ci-*fer rühren!) einfachen Gefinlt konnte Schcbows Eigen-

W
I. G. Sch'adow:
Jabra-na
Henriette Herz.
ZumAuffalzvonG e orgMalkowsky.

art fich genugtun. alles Übrige wurde nach Vorfchrift erledigt und trägt. abgefehen von der prächtig in den Raum komponierten Parzengruppe. den Stempel des Aufgezwungenen.
Nur zwei Jahre hat Schadow mit feiner jungen Gattin in Rom geweilt (1785-87). aber fie genügten dem Einundzwanzigjährigen. um der Antike gegenüber. deren Einfluß feine Zeitgenoffen willenlos unterlagen. einen fefien Standpunkt einzunehmen. Laffen wir ihn felbft erzählen: ..In Rom 1785 angekommen. hielt Schadow fich die erften Monate in der Werkfiatt des Bildhauers Trippel auf. eines Schweizers. der ein guter Marmorarbeiter war. Die Deutfchen räumten ihm den Präzeptorrang ein. und unter feiner Leitung fiand das Studium nach dem Modell. Die Gipsabgüffe waren in der franzöfifchen Akademie im Corfo beffer beleuchtet. und der Direktor Langrenee gab uns anderen. wenn man darum anhielt. die Erlaubnis. da zu zeichnen und zu modellieren. was Schadow mehrere Monate hindurch benutzte. - Mit Trippel konnte unfer Künfiler nicht einverfianden bleiben. Er hatte fich aus Michelangelo und einigen Antiken einen Konvenienz-Menfchen erfchaffen. den er aus dem Armel fchüttelte. und obwohl Schadow das Gemein-Natürliche der damaligen franzöfifchen Schule nicht mehr bewunderte. fo wollte ihm doch diefe gemachte und eingelernte Art noch weniger gefallen.“ Mit der im Coll60l'80 ai Zeilarn-a für feine Gruppe ..Andromeda von Perfeus befreit" errungenen goldenen Medaille. die ihm auf dem Kapitol cin Kardinal überreicht. mit einem freundfchaftlichen Verkehr mit Eanova fchließt äußerlich fein Verhältnis zum Neohellenismus ab. Innerlich gepackt fühlte fich Schadow durch die in ihrer fchlichten Wirklichkeitstreue monumental wirkende römifche Kunfi. Wie er fie auch hier überwindend in fich aufnimmt. dafür zeugen die beiden Entwürfe zu einem Denkmal Friedrichs des Großen. die er von Rom aus nach Berlin fendet. Wohl reihen fich noch allegorifche Gruppen um den Sockel. aber während das eine Mal der große König barhäuptig in Imperatorentracht. den Feldherrnfiab in der Hand. auf dem wild anfpringenden. von einer geflügelten Viktoria begleiteten Roffe dahinfprengt. ift er das andere Mal auf ruhig im Paßtritt dahinfchreitenden Pferde in der Uniform der Zeit dargeftellt. Die Auffaffung ift in beiden Entwürfen. abgefehen von der Bekleidungsfrage. die man in der Beurteilung Schadowfcher Denkmäler immer zu fehr in den Vordergrund gefiellt hat. durchaus felbfiändig. Sie zeigt den zweiundzwanzigjährigen Bildner im Vollbefilz aller künftlerifchen Hilfsmittel. ob es fich um leidenfchaftliche Bewegung oder um imponierende Ruhe handelt. Jedenfalls ift fchon hier ohne un-

ficheres Tafien der Weg eingefchlagen. den Schadow feiner ganzen Eigen-
art nach gehen mußte.
Nach der Rückkehr nach Berlin 17 7 wird er Angeftellter der Porzellan-
Manufaktur. ein Iahr fpäter Mitglied und nach wenigen Monaten. nach
dem Tode Taffaerts. Leiter der Kunftakademie. wenn auch nicht mit dem
Titel und dem Gehalt feines Vorgängers. Ein Jahrzehnt eifriger Arbeit
zeigt Schadow auf der Höhe felbftändigen. von römifchen Eindrücken be-
einflußten. aber von der konventionellen Formenfprache der Antike bewußt
abrückenden Schaffens. Der derbe Sinn des Märkers fühlt fich der natura-
lifiifchen Nachblüte der römifchen Kunft verwandt. aber er geht weit über
ihre alltägliche Nüchternheit hinaus. wie vor allem feine kraftfirolzenden
Signiferi und Viktorien irn Prunkfaal des Berliner Schloffes bezeugen.
Befonders die letzteren. frei in ovale vertiefte Medaillons hineinkomponiert.
find typifch für die Schadowfche Umbildung klaffifcher Motive. Man braucht
fie nur mit den viel bewunderten. unzählige Male in allen möglichen Stoffen
nachgebildeten Siegesgöttinnen Rauchs zu vergleichen. um zu erkennen.
daß Schadow am Anfangspunkt einer neu einfetzenden. Rauch am Ende
einer abfterbenden Kunfientwickelung fieht. Nur da verläßt den Schöpfer
des gefunden altfrilzifchen Hellenismus feine künftlerifchc Sicherheit. wo
er gezwungen ifi. mit der von des Gedankens Bläffe angekränkelten Allegorie
und Symbolik zu arbeiten. Ein fchlagendes Beifpiel dafiir bietet die Apo-
theofe der Königin Luife in Par-etz. eine zerfahrene Kompofition. die ver-
gebens verfucht. konventionelle Abfiraktionen zu verfinnlichen und in
inneren Zufammenhang zu bringen.
Nicht vom Begriff. fondern von der Anfchauung ausgehend. gelangt
der derbgefunde Schadow zur Idealbildnerei, Er erzählt felbft. wie die
Porträtbüfte der Denioifelle Friederike Unger zu einer Statue der Hoff-
nung wurde. „Die erfie Intention war. ihr Porträt en bueio zu machen;
da fie felbft nachher begehrte. die Arme möchten auch dabei fein. fo wurde
ein Ballen Ton untergebaut und daraus die Arme gefchnitten. gleichfam
in einer Attitüde. als lehnte fie fich auf eine Brüftung und blickte freundlich
umher in eine fchöne Gegend. Indem fie nun dazu ftand. fand ich die Stellung
des ganzen Mädchens. die wohl gebaut ifi. fehr anmutig und meine Büfic
mit den Armen allein gar zu fragmentarifchzes entfiand fo in mir ein recht
brennender Eifer. die Figur ganz nachzubilden; es kamen aber Unter-
brechungen. Nach einiger Zeit machte ich den noch übrigen Teil. und fo
ift es eine ganze Figur geworden. die die Hoffnung vorfiellen foll. indem
fie fich auf einen Anker lehnt.“ Solche ehrlichen. handwerksmäßigenTage-

buchnotizen wiegen ganze äfihetifche Abhandlungen auf und zeigen beffer.
als der berühmte Kofiümfireit mit Goethe. wie Schadow nur auf dem
feinem innerfien Wefen entfprechenden Wege der rückfichtslofen Charak-
teriftik. von der naturgetreucn Wiedergabe der gefamten Erfcheinung aus-
gehend zu der Monumentalität der Ziethen- und Deffauer-Denkmäler
gelangen konnte. Seine Statue des Großen Friedrich in Stettin. feine
Statuette des Königs mit den Windfpielen laffen bedauern. daß fich
unter den Linden ftatt einer volkstümlichen und gerade darum die Zeiten
überdauernden Gefialt ein linienfchöner Tafelauffalz erhebt. auf dem ein
alter Herr würdevoll einherreitct. SWR-lich hat Schadow von der römifchen
Bildnisfkulptur wie von den Florentinern Manches gelernt. aber in feinen
zeitgenöffifchen Porträtbüften. mag es fich nun um Helden der Tat oder
des Gedankens handeln. fieckt eine ganz eigene bildnerifche Note. die felbft
die Disharmonien der häßlichen Einzelheiten zu einem Vollklang
harmonifcher Monumentalität zufammenzufaffen weiß, Es fei hier unter
vielen anderen die Büfie Nicolais hervorgehoben. die. ohne der Ähnlichkeit
Abbruch zu tun. aus dem nüchtern-ftreitbaren Berliner Buchhändler fafi
einen Mirabcau herauszugefialten weiß. Andererfeits hat feine Goethe-
Vüfie wenig von dem Apollinifch-Zeushaften. das ihm anidealifiert wurde.
aber um fo mehr von dem in fich vollendeten Menfchen. deffen Gedanken-
kreis eine Welt umfpannt.
Die Stellungnahme Schadows zur weiblichen Schönheit wird
am befien durch feine Gruppe der Kronprinzeffin. fpäteren Königin
Luife und ihrer Schwefier illufiriert. Uber das Ganze ifi eine
echt deutfche. aus dem Empfinden geborene Anmut ausge-
goffen. die weit über die kühle Linienfchönheit klaffifcher Grazie
hinausgeht. Bei aller. von der Idealbildnerei fich abfichtlich fern-
haltenden Porträtähnlichkeit wirkt die Gruppe wie eine Verkörperung
fich anfchmiegender Schwefiernliebe. Die Anlehnung an die Antike tritt
fqfi ausfchließlich in der Gewandung hervor. und auch in diefem
Punkte macht. wie Schadow felbfi erzählt. der Zufall aus der Not eine
Tugend. „Die Größere. die Königin darftellend. hielt in der rechten Hand
einen Korb. der fich an die Hüfte lehnte; diefer Korb mußte auf hohen
Befehl wegbleiben. welches auch recht war; aber die Schwierigkeit war.
den Arm womöglich in derfelben Lage zu erhalten. Ich nahm ein fchmales
und längliches Stück Gewand. tauchte diefes. um das fchnelle Binden zu
verhindern. in einen mit dünnem Bier eingerührten Gips. warf diefes
über die fchon vorhandenen Falten. ließ es mit der rechten Hand halten

und dann wieder frei niederfallen; die ganze Partie der vorherigen Falten
fchien unter diefem neuen Uberzuge durch und es entfiand eine ähnliche
Wirkungz wie an einigen antiken Statuenz wo man durch die oberen Falten
die unteren durchlaufen fieht.“
Man erkennß wie der Klaffizismus des märkifchen Bildners im Gegenfalz
zu feinen vergriechten Landsleuten vom Handwerksmäßigen ausgeht und
technifch zu lernen fur-hy wo fie fich hellenifch maskierten. Von feiner Selb-
fiändigkeit zeugt vor allem feine malerifche Behandlung des Reliefsz die
mit ihren perfpektivifchen Vertiefungen und landfchaftlichen Andeutungen
in revolutionärem Auflehnen der gefamten traditionellen Tabulatur
Hohn fpricht. Und doch fchlummert auch in dem alten Schadow in der fieten
Sehnfucht nach dem fchönen Nackten ein Stück Griechenfeele. „In Rom
gibt es Mädchenx deren Gewerbe es ifix den Künfilern zum Vorbilde zu
dienen; anderex fei es aus Sittfamkeitx oder weil fie Frauen find7 geben zum
Studium nur Kopfx Halsh Nackenx Arme und Hände. Hierin find uns Deut-
fchen Gebräuche- Klima und Sitten entgegenz und alle diefe Riegel weg-
zufäyieben/ muß Inpiters Strategem bei der Danae oft wiederholt werden.“
Wenn man nach den unzähligen Aktfiudien unter den Schadowfchen Zeich-
nungen in der Berliner Akademie urteilen darff muß das „Strategem des
Jupiter" den Künfiler nicht unerhebliche Summen gekofiet haben.
Die Skizze von dem Schaffen Gottfried Schadows wäre unvollfiändig.
wenn fie die umfaffende Lehrtätigkeit des alterndenx von der aufgehenden
Sonne Rauchs in den Schatten gefiellten Künfilers außer acht ließe. Es
iftz als wollte er- im Schaffen zurückgefehtz von feinem Können in eine
fpätere Generation hinüberrettenh was zur Zeit zu retten war. Im lehren
Jahrzehnt feines langen Lebens hat er nur noch die nüchterne Porzellan-
gruppe der Weinsbergerin zufiande gebracht und fich daneben in mehreren
Schriften bemühtx feine praktifchen und theoretifchen Kunfkanfchauungen
und Erfahrungen fchriftlich zu firieren. Sein fcharfesh rückfichtslos ge-
äußertes Urteil mochte ihm feine Schüler entfremden und ihnen das Uber-
laufen in das Lager Rauchs erleichtern. Der alte Schadow vereinfamte„
und die hochgehende Flut des bildnerifchen Klaffizismus mußte fich ebbend
im Sande verlaufenx bis man fich zu der Überzeugung durchrang„ daß eine
Renaiffance der deutfchen bildenden Kunfi gerade da anzuknüpfen habe-
wo der Merkftein der national bedingten Eigenart eines faft vergeffenen
Künfilers ftand. Am Ende kommt doch noch einmal der Kernfpruch zur
GeltungX mit dem Theodor Fontane den alten Schadow trefffficher charak-
terifierte: „Die Seele griechifchf der Geifi altenfrilzig/ der Charakter märkifch. “

Arthur Seidl:
Das Ereignis der Dresdner „Richard-
Strauß-Woche“.
Schluß.
lll.
Nach dem leidigenj aber ganz unerläßliäjen „Salome“-Intermezzo
wieder zu unferer „Elektra“ zurückkehrend„ muß ich hier vor allem gleiäz
ehrlich konftatieren: fo wenig bekömmlich mir je n e von jeher gewefen„ die
wie ein fchwerer Traum fiets an mir vorüberzieht und„ ein Alpdruckx noch lange
auf mir laftetx - d i ef e hat mich fchon gleich beim erften Mal ohne jede
phyfifche Ermüdung von der erften bis zur letzten Note in anhaltend frifcher
Aufmerkfamkeit erhaltenx fo daß ich felber füglich ganz erftaunt war. je
mehr fich diefe angenehme Beobachtung gelegentlich ihrer Wiederholung
am vierten Tage noch verfiärkte und vertiefte. I| es. weil man fich in diefen
ganzen Stil jetzt mehr hineingehört hatj fich im Allgemeinen fchon weit
beffer in all dem Getöfe heute zurechtfindet und an die neue Infirumental-
fprache oder polyphone Redeweife fchon gewöhnt ift? Liegt das Geheim-
nis der vorhaltenden Aufnahmefähigkeit hier mit in dem knappen Format-
das zwar ohne jede Foyer-Paufe in einem Zuge- dafiir aber auch
in gliicklichfierx innerlich gefammelter Aufmerkfamkeit o hn e alle Urteils-
zerfireuungx wenn fchon auf ein e n Sitz von 1 Stunde 40 Minuten. zu
genießen zwingt und fo geiftige Konzentration ohne körperliche Erehöpfung
fehr wohl ermöglicht? - eine Art von Problem-Löfung alfo für unfere rafch-
lebig-zerfahrene Zeit! Oder bleibt es zuletzt doch der fympathifch feffelndere
Stoff undVorwurf. der das Ganze auch beffer ertragem in feinerBergeifiigung
leidlicher erfäyeinen läßt? Hat Strauß felbft fich vielleicht gar im neuen
Werke zu einem felbftändigeren Eigenfiil erft mehr durchgerungenx der als
folcher denn auch tiefer und nachhaltiger zu intereffieren vermag? Oder
was fonft mag dazu wohl beigetragen haben? Wahrhaftig- ich weiß es felber
nicht; vielleicht keines von allem oder alles zufammen genommen. Ich
für mein Teil würde ja gern an befonders günftige perfönliche Dispofition
bei mir glauben. wenn esnicht der allgemeine Eindruck bei allen denen.

auf deren Urteil ich etwas zu geben pflege. in folch übereinftimmend-ein-
heiliger Weife gewefen wäre. „Da glauben die Leut' immer. fo ein Ding
gelingt einem gleiäj im erfien Anlauf und man hat den Stil dafür fchon
auf den erfien Wurf z fo etwas will aber doch abgerungen und erfk erarbeitet
fein!“ - fo fagte mir der Komponift felbft. da ich ihn zu diefem Werk. das
er der Welt gefchenkt. aufrichtig begrüßte und er mir gleichzeitig gefiand.
am Wiederholungsabend in Dresden „nahezu wunfchlos“ vor feinem Werke
und deffen meifterlicher Aufführung gefeffen zu fein: ich meine. das find
zwei ebenfo maßvolle. befcheiden-felbfikritifche als auch wieder bezeichnende
und beachtenswerte Worte. S o wäre denn Dresden für R. Strauß fo eine
Art von „Bayreuth“ geworden; und das bleibt für die Dresdner Hofoper
zugleich um fo rühmlicher. als fie doch - wie mit der feinerzeitigen Ein-
führung der erfien entfcheidendenWerkeWagners b i s zum ..Lohengrin“.
fo nun auch mit der beherzten Uraufführung der Strauß'fchen Opern feit
„Feuersnot“ ihren Ehrenplalz in der Gefchichte des deutfchen Mufikdramas
behauptet. Zumal aber der e rftverzeichnete Ausfpruch Straußens fagt
eigentlich hier alles z er klärt uns vollends darüber auf. wie auch der Schaf-
fende feinen Kalvarienberg von Schmerzensetappen zu überwinden und durch-
zumachen hat. um zum erftrebten Gipfel mit Ausblick und Befreiung zu
gelangen; daß er etwa zwei bis drei Opern mitunter als V o r findien' nur
verbraucht. bis er fein Ideal eines mufikdramatifchen Stiles und der
infirumental gerade gefuchten Sondernote aus organifchem Wachstume her-
aus (nicht nach mechanifcher Kombination) endlich erreicht und erfüllt. Man
denke nur auch zurück an _die Zeit Wagners. und wie fchon für diefe der
gewaltige Schritt vom „Lohengrin“ zur „Triftan“-Partitur hin geradezu
beängfiigend und erfchreckend erfcheinen. auch feine nächfien. befien Freunde
wahrhaft noch verblüffen mußte. fo daß fich felbfi ein Hans von Bülow
bei Bearbeitung des Klavierauszuges nicht allfogleich zurecht finden konnte.
vielmehr fich erfi allmählich in das Neue einzuleben hatte. Und eine ..Feuers-
not“ will uns inmitten „Salome“ - „Elektra“ heute wahrlich ganz
überrafchend zahm und fafi fchon wie rückftändig vorkommen!
Wie hat es Strauß nun angefangen. diefem jüngfien Werke folchen
Stempel erhabener Größe und machtvoller Gewalt der Empfindung auf-
zuprägen? Und wie follen wir es technifch uns erklären. daß der herbe
Atem firenger Antike in einer Mufik voll feierlicherAkzente von z.T. ergreifender
Schönheit uns daraus anweht. alles Furchtbare zum Großartigen fteigernd
und felbfi das Grauenvolle zum Wuchtend-Bedeutfamen auslöfend? -
Vor allem fcheint er mir das erreicht zu haben dadurch. daß er. entgegen

früherer impreffionifiifcher Zerfaferungf auf größere Strecken hin ge-
wiffe Grundfiimmungen mehr betonte und diefe nicht nur nachhaltiger
fefihiely fondern auch mit breiter gefpannten Orchefierbogen zu großzügigen
Linien wieder zufammenzufaffen wußte, Ganz abgefehen noch von ein-
zelnen hinreißenden Ausladungen der Handlung in blühend weitge-
fchwungenen Lhrismen - ich erinnere hier nur an die eindruckstiefe
„Agamemnon!“-Befchwörung gleich nach dem Eintritt der Titelfigur auf
die Szene„ an der Ehryfothemis durchbrechendes Liebesfehnen und die geradezu
einzige Orefi-Begrüßung! Mag da mancherlei „Terzen- oder Set-ten-
freudigkeit“ wohl mit unterlaufenx mag das Einzelne einmal wie banal
berühren oder doch herkömmlich (nach „Triftan“ z. B.) klingenx i ch empfinde
es auf Grund der hier waltenden fymphonifchen Kombinationx organifch
hervorblühend aus der reich belebten Orchefierpolyphoniq als neuartig und
felbfiändig genügt um mich daran zu erlaben. Auch bei einem Meifier wie
Wagner finden fich da und dort folche Stellem deren Trivialität fich mit
der Zeit vollkommen abgefÖliffen hay weil man das betreffende Melos
eben in Verbindung mit dem leitmotivifchen Gewebe und dem orchefiralen
Unterbaue zu empfinden lernte. So wollen wir denn auch einem Strauß
den „Mut zur Melodie“ keineswegs etwa verleiden! Suchen wir hinwiederum
nach Beifpielen für durchgeführte auf längere Stellen großzügig fefigehal-
tene Grundfiimmungenz fo braucht man nur auf das fchon früh fich meldendez
andeutende und lockende Tanzmotiv in feiner thematifchen Anlagez Füh-
rung und Verarbeitung den Blick hinzulenkenh bis es dann zum Schluffe
alles beherrfchend und in feinen Wirbel mit hineinziehend zu einem
wahrhaft dionyfifchen Jubeltaumel der rafenden Verzückung beraufcht-trium-
phierend hervorbricht: ein Meifterfiück fymphonifcher Technik und
mufikdramatifcher Steigerung- zu dem fich noch der „Zarathuftra“-
Tanz von ehedem verhält wie Anlage und Verfuch zu Zenith und Erfül-
lung - auch er alfo eine für Strauß notwendige Vorfiudie zu fol-
cher Höhe und Entfaltung als „Mufikdramatiker"! Oder man begleite
das ganze Szenen hindurch dumpf ertönendet bald leife- bald wachfend
laut gemahnende„ fchwere Paukendröhnen eines dräuenden Schickfals und
frage fich felbfi auf's Gewiffem ob das nicht ein ganz anderes Gebieten
ift. als noch Beethovens: „So pocht das Schickfal an die Pforte!" es ge-
weft-nx - ob es für fol che s Thema den erfchütternd wahren/ drama-
tifchen Ausdruck nicht vielmehr erft gefchaffen? Noch nie auch habe ich
auf dem Gebiete der Tonkunfi höchfien Inbelausbruch u n d tiefftes Schmer-
zensweh- „Wonne des LeidsH in e i n e m Akkorde derart förmlich zufammen-

geballt empfundem wie fie bei dem Orchefterauffchrei ineinander klingem
da Elektra endlich den Brudeß Räaher und Erretter aus all ihrer Seelen-
not erkenntz um der jauchzenden Freude„ daß er g e g e n alle Erwartung
nun doch lebtz auf dem tragifchen Untergrunde: „folch' trauervollem
Amte vorbehalten und zu dief er konfliktreichen Lebensmiffion aufbe-
wahrt". komplizierten Ausdruck fpontan zu verleihen. Solche entfcheidenden
Momente in unfrem Drama find einfach unvergeßlich und von einer ganz
unvergleichlichen Sublimierung zufammengedrängter Empfindungen; wie
denn überhaupt Dur und Molh Akkorde verfchiedener Tonfyfteme viel-
fach gemifcht auftretem obfchon „Tonalität“ fiellenweife geradezu fieghaft
fich bewähren darf. Endlich fpricht es uns beim geheimnisvollen Herein-
treten des Oreftt und weiterhin noch manchmah wie ernfiefie Tuben-Ur-
fiimmung aus den Wanderer- oder Todesfzenen der „Nibelungen“ an;
und wer ein Organ befißt für thematifche Geftaltung/ der muß in eitel
Bewunderung fich doch eingefiehem daß kaum jemals noch eine folch' lang-
gedehntey unendlich fchmerzvolle und einfach zwingende„ heroifche Toten-
klage auf der Bühne erklungen hat„ wie diejenigez die fich hier in dem mit
abfallenden Halbtönen eindringlich fich ergehenden Totenmeldungsthema
als fymphonifches Gebilde über die erfien Oreftes-Szenen verbreitet hat.
Das mag Strauß erfi einer nachfchreibem bis wir glauben follen. daß e r
und nicht der Schöpfer der „Elektra" der berufene Mufikdramatiker für
unferen Zeitabfchnitt fei. Nichts von der angeblich proklamierten „Afthetil“-
oder dem vermeintlichen „Kultus des Häßlichen“; wohl aber zum r-ten
Male nur wieder ein Beweis für die alte Erfahrung: „Wasman als f ch ön
nicht deklinieren (oder definieren) kannt das fieht man flugs als hä ßlich
an!" Als ob es nicht auch noch „Erhabenheit“ oder allenfalls „Charak-
teriftik“ als berechtigte Zwifchenfiufen und ebenbürtige Kategorien der
mufikalifchen fo gut wie aller anderen „Afihetik" gäbe! - Darum fo komme
ich zum Schluß: daß einem R. Strauß man nicht nur Gehör geben„ fondern
auch anerkennend folgen muß. „Man mag über R. Strauß denkenz
wie man wilh daß er die dominierende Erfcheinung innerhalb der Tonkunfi
unfrer Tage iftz daß er als Orcheftermeifter unerreicht und als Mufikdrama-
tiker unübertroffen daftehtz bleibt außer Frage“ . . . . fo„ oder fo ähnlichz
lauten ja gar viele der über ihn gefchriebenen kritifchen Referate„ und fo
begannen oder endeten daher auch wieder manche „Elektra“-Berichte
felbft aus Federm die allerhand auszufeßem zu bemängelm am Zeuge zu
flicken und vom bedenklichen „Verfalle“ wieder zu predigen fanden. Doch was ift
das für eine billige Feuilletonifien-Weisheiß die nicht aus diefen Prämiffen

die Konfequenzen zieht und mit folchen Zugeftändniffen einmal auch
entfprechend Ernft macht? Dennj mit Verlaub: fieht anders jener
Vorderfaß wirklich „außer Frage“- nunj fo mag und kann man alfo
nicht eigentlich mehr denken über ihm wie und was man willj fondern
man muß eben „gute Miene zum böfen Spiele“ machen und als
„ausgemaäjt“ zugebenz daß er das Gebiet durchaus beherrfchtj daß er
der bedeutendftej reiffte und meifierlichfie Könner des in Rede fiehenden
Gebietes in unferen Tagen ift; und daraus folgt dochj wie der Tag
der Nachtz weiterhin ftreng logifcher Weifej daß man auch die „Ausfiel-
lungen“ genau anpaffen muß und fie folgerimtig auf diefe Vorausfehung
alsbald „einzufiellen'h ihn n a ch diefer allein zu beurteilen und zu wür-
digen haty nicht jedoch fich wieder um die Folgerungen herumdrücken
darf. Du. e. c1,

:k * *

Es war wohl im Sommer 1896„ daß mir Richard Strauß bei
einem perfönlichen Vefuche in München erzählte: „Geheimrat Schuch
habe ihn eben briefliä) gebetenj ihm und Dresden doch auch einmal will-
kommene Gelegenheit zu gebenj eines feiner Mufenkinder feierlich aus
der Taufe zu heben; ich follte ihm unter befien Grüßen nach Heimkehr
nur gleich ausrichtenz daß Schuch ihm allerdings den fchönften Gefallen er-
weifen könntej wenn er feinen ,Guntram' fofort Herrn Anthes übergebe
und diefes Werk an der Dresdner Hofoper alsbald auch einftudiere!“-Es
ift ein weiter Weg von jener Zeit bis zur „Strauß-Woche“ des Januar
1909. Warum ich damals diefen Gruß und Auftrag nicht zu beftellen
kam und Geheimrat Schuch fogar erft jeßt perfönlich kennen zu
lernen die Ehre hattej das ift ein Kapitel ganz für fich: Anthes geriet.
wenn ich nicht fehr irre- bald darauf mit der Hoftheater-Jntendanz in
Differenzem außerdem war das gerade die unfelige Bungert-Phafe Schuchs
und ich daher mehr als kleingläubig in diefem befonderen Betrachte; auch
hat Dresden ja bis heute diefen „Guntram“ noch nicht nachgeholt und
wird ihn wohl auch kaum jemals mehr herausholen. (Welche a n der e
deutfaye Bühne wird diefes Ehrenamt einer endlichen Rehabilitierung nun
übernehmen?) S o n fi aber ift der gute Samen jener Zeit (da ich nach
einer Aufführung des „Zarathufira" durch die Kgl. Hofkapelle unter Schuch
dem Komponifien fchreiben konnte: „Wie fchade. daß Du diefe geniale-
fchon nach ihrem Klangzauber ganz ausgezeichnete Wiedergabe„ die felbft
Dein Komponiften-Ohr ficherliih hochbefriedigt haben würdej n icht haft
vernehmen dürfen!“) und die Frucht jener entente corciiale: Strauß *-

Schuch in geradezu köftlichen Ernten feither gar herrlich aufge-
gangen. Nicht nur tieffier. unauslöfchlicher Dank muß alle Herzen derer
innig befeelen. die dank dem liebenswürdigenEntgegenkornmen der Hoftheater-
Generaldirektion entzückte Zeugen diefer Dresdner Tage werden durften.
die glänzende Tat als folche lebt auch fort in ihrer aller Munde. Sogar das
gefirenge Hausgefeß ward fiir diesmal kühn durchbrochen. das fremde Mei-
fier am Dirigentenpulte diefes Haufes lange Jahre hindurch völlig ausgefchlof-
fen hatte: der Komponififelbfi löfie Meifier Schuch an zwei Abenden perfön-
lich ab und teilte fich mit ihm in die lauten Ehren. Schuch f ein e Kapelle
leiten zu fehen. ift ein aparter artifiifcher Genuß für fich; mit feiner ruhigen
Überlegenheit. ficheren Umficht und diskreten Abtönung der Maffen be-
deutet er von vornherein die Bürgfchaft fiir das Werk. das er beharrlich.
gleich einem Jungen fo elafiifch-leicht. zum Siege fiihrt. und enthielte es
ein Tollhaus von infirumentalen ..Unmöglichkeiten‟. ..Kakophonien‟ oder
..Geräufchen“. Anläßlich der Berliner ..Elektra'i-Aufführung wollte man
zwar dort nachträglich ein wenig gegen Dresden flau machen. indem man
dreifi und gottesfürchtig behauptete. j e tz t erfi fei der wahre O r ch e fi e r-
klang der ..Elektra“-Partitur erfchöpfend herausgekommen. Allein -
„areciat .luck-12118 spe-[13‟] Wer b eid e Jnfiitute und ihre Akuftik kennt
und auch die maßgebenden Faktoren gut mit einander vergleichen kann. der
weiß. daß es fich dabei im Grunde nur um eine Verfchiebung zugunfien
der Jnf'trumentalmaffen g eg en das „Drama“. rulgo ein Uber-tönen der
Singftimmen und Überfchreien der Sänger. handeln kann. Auch fpricht
ja des Komponifien eigene Verficherung (über Dresden) mir gegenüber
doch einigermaßen dagegen. Höchfiens eine Darfiellung im feierlichen Rah-
men des Münchner ..Prinzregenten-Theaters“. mit feinem verdeckten
Orchefier famt Schalldeckel. feinem amphitheatralifch-fefifpielmäßigen Auf-
bau und feiner ausgleichenden Sonderakufiik. vet-möchte darin noch ein
Novum zu zeitigen und Dresden allenfalls ftilifiifch zu überragen -
d orthin gehörte das neue Werk denn auch vor allem zu maßgebliche-r.
würdig-finnvoller Offenbarung feiner letzten Qualitäten! Aber auch
die ..Feuersnot“. wennfchon jener Aufführung in etwa s zurückfiehend.
und die mit der ..Feuer-sam" fo merkwürdig wieder fiilverwandte. im
Format freilich arg vergriffene „Zi-110m3 ciomegtjca“, fie waren mehr als
refpektable. ganz unvergleichliche Leifiungen der fo hochentwickelten Dres-
dner' Mittel und Kräfte. deren man fo leicht nicht wird vergeffen können.
»c »c 1 t

Wird nun wohl die „Elektra“ ebenfolchen Welterfolg. wie feinerzeit
die „Salome‟ fchon. haben und felbfi über kleinere Bühnen mit fiat-kein
Kaffenrapport „en vuusse“ weiter dahinfchreiten? Prophezeien ift in folchen
Fragen immer ein mißlich Ding. und fchon haben es ja die Hoftheater
zu München. Berlin. Hannover und Wien. die Stadttheater von
Frankfurt a. M.. Hamburg. Barmen-Elberfeld. Breslau. Köln. Graz.
Leipzig und die „Skala“ in Mailand n a ch Dresden frifch ..gewagt mit
Sinnen“. Allein ich follte mich doch fehr täufchen. wenn das
hier in demfelben Stile wie feinerzeit mit der „Salome“ auch ebenfo
fortginge * und. fo fehr ich dem Freunde R. Strauß diefen äußeren
Erfolg von Herzen gönnen wiirde. für das Werk felbft und die Güte
feiner Darbietung bleibt er gar nicht einmal zu wünfchen, Im Übrigen
werden fich die bezüglichen Darftellerinnen um die „Elektra“-Partie ja
auch kaum ebenfo fehr reißen; denn ganz im Gegenfalze zur „Salome“.
bei der man bekanntlich auch noch mit anderen als nur ftimmlichen Reizen
Senfation erregen konnte. handelt es fich neben einer ungemeinen phhfi-
fehen Inanfpruchnahme durch den fchwierigen Gefangspart im Wefentlichen
um eine hagere Gefialt und abgehärmte Maske (der Auszehrung durch das
innere Feuer) in grau-härenem. fo gut wie reizlofem. Gewande. Auch
d er Kunftinfiitute wird es im deutfchen Bühnenwefen nicht allzu viele
geben. die a u ß er einem leifiungsfähigen Mägde-Enfemble u n d den
Begleiterinnen noch die drei großen. anfpruchsvoll-neuartigen Frauenrollen
(..Klytämnefirai' ift ganz a [a „Herodes“ fiimmlich behandelt. ja geht noch
darüber hinaus!) vollauf befriedigend neben einander herauszuftellen im-
ftande fein werden. Und fchließlich findet eine w ii rdig e Verbreitung
doch auch in der angemeffen vollzähligen Befelzung dief es Orchefter-
körpers ihre ganz natürliche Begrenzung. Was aber die große Hauptfache
ift: unfer liebes Publikum. das fich ein zweites „Variete“ :x1 la „Salome“
für f e in e prickelnde Nouveautefucht nur wieder erwartete. - es wird fich.
erfchreckt von dem fiarren Medufen-Haupte dief er Antike. die fiatt auf
dem „Überbrettl“ oder dem Parkett einer Redoute über Abgründen des
Lebens felbfi noch ta n z t. alsbald abwenden und verftändnislos-enttäufcht
folch' peinlich-unbequemem Blick in das Auge des T o d e s den Rücken kehren.

'k tk "e

Es war am Vormittage des letzten Tages in Dresden - ich weilte
wieder in der Kgl. Gemäldefammlung. diesmal in der „modernen“ Ab-
teilung des Obergefchoffes. So manches wohlbekannte Bild von zeitge-

nöffifcher Hand grüßt da heute von den Wänden herab- das „wir“ von der
modernen Kunftkritik in den Jahren 1893-971) an Ort und Stelle zu
Dresden tapfer bei der Öffentlichkeit mit „durchzufehen" geholfen haben.
Aberfreilich-angefichtsfo manchem heute wohl fchon etwas verblaßten Wer-
kes oderRuhmes drängt fich da und dort zugleich aua) die ernfte Gewiffens-
frage mit auf: „Kannfi du es bei dir felbfir mit deiner geläuterten Erkenntnis
von heute wohl vereinbaren und vor der Ewigkeit durchaus verantwortenF daß
das mit monumentalem hifiorifchen Werte zu dauergründigem Befiand in
einer foich berühmten Bildergalerie nun hängt?“ Und unwillkürlich fchweift
der Blick dann wieder hinüber nach dem fiolzen Theaterbauf allwo die
großen finfonifchen Dichtungen von R.Stra uß in eben jenen Jahren unter
Schuchs Zauberftabe zum erften Mal erfolgreich erklangenx mit ein-
läßlichen Feuilletons meiner Feder begeifiert begrüßt und vor einem
* größeren Leferkreife zuerfi literariith eingeführtZ): „War es gut daran
getanx daß du dich dazumal diefer eifrigen Strauß-Propaganda vor der
nntfikalifchen Welt fchuldig machtefi? Darffi du auch heute noch„ was
du ehedem darin vertretem mit gutem Ing aufrecht erhalten??“ Und wie
ein erleichtertes Aufatmen ringt es fich je tz t„ nach den geifiigen Stärkungem
künfilerifchen Eindrücken und feltenen Erlebniffen diefer „Strauß-Woche"
von meiner Seele: „Gottlob- ja! - ich kann es auch heute und darf es
nach diefem Werke erfi recht freudig verantworten.“

L) Vgl. mein Buch „Kunfi und Kultur" (Berlin 1902- Schufier & Loeff-
ler); S._192-241: „Moderne Künfiler-Charaktere" und „Rätfel und Frage-
zeichen einer modernen Kunfiausfiellung‟.

2) Vgl. die Brofchüre „Richard Strauß. Eine Charakter-Studie" von
Arthur Seidl und Wilhelm Klatte; Prag 1896. - Ich muß an diefe hier
fchon einmal erinnetn- je weniger dies von Anderen gefchiehß die
feinerzeit gleichwohl gar manches daraus entnommen haben.

Rund
Berliner Bühnen-Ereig-
niffe.
„F a u fi". Die Sonne' tönt
nach alter Weife - doch im
Kreis der Schöpfung aufgebaut im
engen Bretterhaus des Deutfchen
Theater-sh macht fie durch neue
Sphären die vorgefchriebene Reife.
Sie hat die Reife noch nicht voll-
endet. Denn man wird von Mar
Reinhardts getaner Tat erfi
fprechem wenn der zweite Teil aus
dem Buch ins Leben gerufen ift.
Das wird die Erfüllung fein„ die
bisher Keiner noch gewähren konnte.
Die Dichter und Dramaturgen pro-
bierten an dem Goethe-Koloß -
ein jeder; was er mochte. Adolf
Wilbrandth der den „Faufi" für drei
Theaterabende zerlegtex dadurch un-
fere Borftellung von der Einheit der
Gefialt und der Tragödie fchwächte
und doch in Stücken bei weitem nicht
das Stück geben konnte; Otto De-
vrientx der eine Myfterienbühne er-
richtete- deren Mittelteil: die Erdef
mitfamt der ewigen Erdendichtung
graufam verkürzt wurde; Adolf
L'Arrongex der an den erfien Teil
nur den Schluß des zweiten („Faufis
Tod") anfeizte - an die Beine eines
Menfchen den Kopfz aber der Rumpf
war verloren gegangen -: diefe
alle (und viele andere neben ihnen)
führten den Kampf um „Fauft"
gegen die mangelhafte Ausdrucks-
fähigkeit der Bühne und die man-
gelhafte Aufnahmefähigkeit des Pu-
fchau.
blikums. Die Gefialt des Faufi aller-
dings wurde oft Erlebnisz auch
Mephiftopheles und hie und da
auch Gretchen; aber den Auf-
führungen der Tragödie hallte
das Wort nach: „Du gleichfi
dem Geiftz den du begreiff'tX nicht
mit!" Freuen wir unsx die wir
Sinn und Sinne fchon an fo viel
Erreichtem abgefiumpft habenf daß
uns noch ein höchfier Feiertag
der Kunft bevorfieht: der g a n z e
„Faufi". In der Pracht all feiner
Gliederx die nicht mehr die Zwangs-
jacken der Dramaturgen verfchnüren
und verdrehenh nicht mehr ihre Meff er
verfiümmeln werden. Einer muß
kommen- der die Fülle der Gefichte
und der verkörperten Gedanken des
zweiten Teils auf das Wefenhafte

zu konzentrieren verfieht und dabei
der finnlichen Rezeption keine von
den inneren Notwendigkeiten der
Dichtung verfagt. Bisher haben
die Bearbeiter des zweiten Teils
die Szenen ausgewählth die fich zu-
fällig dem Organon Bühne am wil-
ligfien darboten. Den unverleßten
dichterifchen Organismus des
„Faufi“ dürfen wir von Reinhardt
erwarten.
Wir dürfen . . . . nach diefem
erfien Teil! Die dreifache Auf-
führung des Bruchftücks der Tra-
gödie (für jede Hauptrolle drei
Schaufpieler) ift mir hauptfächlich
als verheißungsvoller Blick in die
Werkfiatt von Wert. Die drei
Abende waren Proben - und zur

Generalprobe kam es noch nicht. Bedenkt man es recht fo„ dann wird man dem künfilerifchen Unternehmer ' nicht länger den Vorwurf machenz daß er mit feinem Reichtum an fchaufpielerifchen Kräften habe prahlen wollen; und ebenfowenig fein Werk gerade deshalb herabfetzem weil von den Schaufpielern nicht alle dem Maße ihrer Rollenp nach höchfien Anfprüchen geurteiltx gewachfen waren. Der „Herr“ konnte an keinem diefer Mephifto eine reine Freude haben; denn juft der Schalh der ihm am wenigften zur Lafi ift/ fand fich nicht. Aber Wegeners Teufel (nicht der Herr Baron Mittertvurzersx nicht der dämonifche Goethe-Menfch des Kainz) war ein ficheres Prinzip: die rohe animalifche Kraft. Auch keiner der drei Zunft-Spieler war im Wandelbaren: im alten Grain feiner Weisheit und in der jungen Torheit der Liebe- echt bis zur vollkommenen Einheit des Wefens. Doch mir war es vorläufig nicht peinlich„ daß noch Erdenrefie zu tragen blieben. Anderfeits fchien mir auch die wohlbegreifliche Luft an der feintönigen dekadenten Lyrik des bleichen Mönche» den Moiffi für den ehrwürdigen Magifier gabx und felbft der Triumph der Elfe Heimsh die das Gretchen zum heißblutvollen Menfchenkind und feine windendc Todesnot zum Golgatha erfchütterter Herzen machtex - jah fchien mir all das fchaufpielerifche Mehr oder Minder vorläufig weniger wichtig. als der Kunf't-willex der über den Künfiler-Individualitiiten herrfchte.

Diefem Willen der Totalitcit mögen wir zutrauem daß er die drei Proben nicht zur Prunkentfaltungz vielmehr zum Zwecke künftiger
f_
Sammlung veranfialtete. Zuchtwahl wird zur erreichbaren Grenze . der Vollkommenheit führen. Einfügungen werden Lücken füllen. Das Stadium der Vorbereitung ift ja erfi abgefchloffenz wenn nicht mehr aus der Faufi-Tragödie eine Gret-Hen-Tragödie gemacht wird. Wenn das Werk im Himmel beginnt (mit dem Prolog) und im Himmel endigt: „Das Unbefmreibliche - hier ift es

getan.“ . . . . Ich wünfchte nurz daß
Reinhardt erfi am letzten Tag der
Schöpfung zu den Münchnern käme!
Diefe Vorarbeitenh die wir nun
fahen- haben Goethe-Land und büh-
nentechnifch Neuland erobert. Es
muß als Selbfibeherrfchung Rein-
hardts„ deffen farbige Phantafie
üppig zu fchweifen pflegtz gerühmt
werden/ wie ehrfürchtig er das Über-
finnliche der Erfcheinungen abtönte
nach dem Worte der Widmung vom
„fiillem ernfien Geifierreich‟. Von
der Nüchternheit drohte ihm eine
Gefahr iiberhaupt nicht! Er fchwächte
zweckmäßig den Gegenfatz ab zwi-
fchen dem Irdifchen und demz was
die theatralifche Magie zum bloßen
Spuk zu machen pflegt.

„Die Geifierwelt ift nicht ver-
fchloilen;
Dein Sinn ifi zuz dein Herz ift tot!
Aufh badez Schülerz unverdroffen
Die ird'fahe Brufi im Morgenrot !‟

Den Sinn geöffnet. das Herz
belebt: fo wurden die Wunder ver-
menfchlichy verwirklicht. Stil aus
Empfindungz nicht ein erklügelter
Stilismus . . . Die Worte„ die in
der Herenküche fallen/ weifen ja
den rechten Weg. Was Fauf'is leib-
liche Augen fehenh wird in Rein-
hardts Darfiellung ehrlich real (welch
ein ficheres Erdgefchöpf ift diefer

materialiftifche Mephiftol). Was jedoch Faufts inneres Ohr hört. deutet fich im Sichtbaren nur fym-bolifaj an: der Herr und die Engel im Prolog als Strahlenbündel im dunklen Univerfum. der Erdgeift als Flammenbildung.

Die Gretchentragödie wurde völ-lig auf das Wort gefiellt: „Und ihr Verbrechen war ein g u t e r Wahn“ - und damit das Mitleid nicht zum erbarmenden Verzeihen. vielmehr bis zu einer Liebe gefieigert. die lobpreifi und nichts zu verzeihen hat. Im Törichten. im Befchränkten. im Rohen blieben Valentin mit feiner Bravheit und die richtenden Nach-barn zurück. - Es oerfchwindet aus ' der Tragödie Gretchens das alte dramaturgifche Dogma von der „Schuld“. das wir nicht mehr ab-folut anerkennen. weil wir das Goethe-Wort verfiehen: „So m u ß t du fein. du kannft dir nicht entfliehen.“ Das Schickfal Gretchens ifi die un-abwendbare Folge des Gegenfaßes ihrer fich liebeherrlich hingebenden Natur und der allgemeinen Moral. Die pflegt man Kultur zu nennen. auch wenn fie blutige Unkultur ift. Unmittelbar ergreifend. wird diefer Gegenfatz zum finnlich wahrnehm-baren Symbol in der Kerkerfzene. als ringsum fchwarze Nacht düfiert und allein das jämmerliche Stroh-lager Gretchens im Lichtkreis einer Fackel liegt. Diefes arme einfame Licht . . .i

Die Bühnenbilder alle führen eine anregfame Stimmungsfprache. Der dichterifche Pinfel Rollers und die Mufik Weingartners erhöhen Reinhardts Einfühlungen. Der Leiter diefes neuen „Faufi“ hat auf keine unterfiühende fzenifche Illufion verzichtet und nur wenige Szenen geopfert. (Dennoch follten ihrer zwei: ..Trüber Tag. Feld“ - und: „Nacht. offen Feld“ unbe-dingt noch gerettet werden.) Rein-hardts Strategie fiegte mit einer ausgezeichneten Einteilung derDreh-bühne. Ohne diefe mafchinelle Er-rungenfchaft wäre die fafi lückenlofe Folge von Verwandlungen. felbft bei größter Langmut des durch Paufen gemarterten Publikums. nicht zu bewältigen gewefen, Der Kampf mit dem Objekt hatte ältere

..Faufi'i-Bearbeiter zu den unfinnig-
fien Vergewaltigungen gezwungen.
So konnte man im Burgtheater er-
leben. daß Gretchen das „Meine
Ruh' ifi hin‟ in Marthas Garten
fiatt im verfchwiegenen Stübchen
fprach und daß fich unmittelbar
daran. ein Mord an der ausklin-
genden Stimmung. die Begegnung
mit Faufi knüpfte: „Verfprich mir.
Heinrich . . .“ Reinhardt hatte für
eine Reihe von Vorgängen eine
durchaus fchickliche neutrale Zone
gefunden. Da ift ein reizvoller Platz
im altdeutfchen Städtchen: rechts
die Erkerfenfier von Frau Martens
und Gretchens Wohnungen; im
Vordergrunde ein öffentlicher Brun-
nen; nach dem Hintergrunde zu ein
enges Treppengäßchen. das zum
Dom führt. der den Profpekt bildet.
In diefem Rahmen. der nichts Ab-
fichtliches verrät. fpielen fich. getreu
nach den Worten. die Szenen ab:
Fauft und Margarete (..Mein fchönes
Fräulein. darf ich wagen“). Faufi
und Mephiftopheles (..Hör'. du mußt
mir die Dirne fchaffen“). Fauft und
Mephifiopheles (.,Bei aller ver-
fchmähten Liebe. beim höllifchen
Elemente!“). Lieschen am Brunnen.
Ständchen und Valentins Kampf
und' Sterben. >

Yundfchau

Der moderne Bühnen-Mechanismus gab endlich der „Faufi“-Dichtung zurück- was ihr die Aufführungen geraubt hatten: die W a l p u r - g i sn a ch t. Man hatte fchon da und dort Stückwerk des Herenfabbaths eingefangen. Doch nur in grauferx toller Fülle kann hier die Szene der Phantafie nachfolgen. Die Drehbühne- die ihre technifchen Geheimniffe bei offenem Vorhang preisgibtF gehorcht wundervoll dem Tert:

„Aber fag' mirx ob wir fiehen-
Oder ob wir weiter gehen?
Allesx alles fcheint zu drehen..."

Und ungeahnte Mittel zaubern das wilde Märchen in die Wirklichkeit. Wort für Wort des tollen Spuks wird Erfcheinung. D a s ifi fzenifcheProgramm-Muf ik . . . . Ein junger Birkenwald biegt im Sturm die Affe und Stämme und läßt Taufende von Blättern raufchen. Das Irrlicht flattert. Bunte Lichter fchwirren durch die Büfche. Farbige Funkengarben fprühen. Die Luft heult. Hier glüht und dampft der Berg aus tiefen Schlünden und entzündet fich die Felfenwand. Es kriecht heran in Schwärmen. Es trappt im fefien Rhythmus. Die Heren! Die Böcke! Sie fingen und fchreien eine wütende Litanei. Der Tanz! Der Hexentanz! Faufi und die junge Here finken ins Gras . . . .

Die „Faufi'i-Tragödie hatte- als man ihr auf den Bühnen die Walpurgisnacht nehmen mußte/ einen inneren Befiandteil verloren. Sie fieht und fällt mit dem Worte Faufts zu Mephifio: „Laff' in den Tiefen der Sinnlichkeit - uns glühende Leidenfchaften füllen!“ Sie folgt t_
- mit naturalifiifcher Graufamkeit. mit reuiger Erfahrenheit - auf Gretchens bittere Not der Verlaffenheit. Sie ifi alfo von der Gretchentragödie nicht zu löfen. (Die Vifion: Gretchen auf dem Bro>en„ die blutrote Schnur um den Halsx wird die Regie möglichfi entmaterialifieren müffen; hier fiörte das Leibhaftige.) Mit diefer Walpurgisnacht hat Reinhardtx der Herenmeifier- fzenifches Neuland entdeckt. An Goethe-

land hat fein erfier Teil des „Faufi“
noch außerdem mehr gewonnen,
* * »c
Und wenn nun diefem neuen
„Faufi‟ der einzige Schaufpieler
befchieden gewefen wäre„ der den
finnlichen und überfinnlirhen Freier
aus feiner weiten und wahrhaften
Natur fchuf: Adalbert Mat-
ko w sky . . . .
An einem der „Faufi“-Tage des
Deutfchen Theaters verfammelten
fich fchwarzgekleidete Gäfte im Kö-
niglichen Schaufpielhaus. Trauer-
chöre tönten„ Fanale leuchteten- und
auf der Bühne ftand über einer
fieinernen Gruft fein Name . . . .
Götz und PetrucchioF Fauft und
Othellox Sigismund und Ödipus-
Egmont und Karl Moor: gewefen!
" Horch! Die fchauerlich erhabenen
Totenklänge aus der „Götterdäm-
merung“. Die Klage um den lichten
Helden Siegfried . . . Ia„ Siegfried!
Was er noch gefchaffen hätte?
In immer reiferer Mannestvuchß
mit feiner kindlichenx uncrfchöpf-
lichen Künfilerfeele? - Ein Lied
Petöfis nennt unfere Hoffnungen
hochflatternde fchöne Vögel:
„Wenn fie am höchften fliegen.
In reinfter Himmelsluft fich
wiegen:

Rundfchau
Wo felbft der Adlerflug bereits ein träge»
Da kommt die Wirklichkeiß der finfire Iägeß
Und fchießet fie herab.“
Hermann Kienzl.

Zum Tode Sonnenthals.

Um Sonnenthal ganz zu würdigem müßte man ein halbes Jahrhundert lang ein Wiener Theaterbefucher gewefen fein. Denn gewiß war es diefes Mannes fieghaftefies Wefen„ den Wandlungen der Zeit mit nie ermüdender Schmiegfamkeit und ohne Opfer der eigenen Perfönlichkeit folgen zu können.

Es gab einmal eine Zeit„ da fchien er zum alten Eifen wandern zu follen. Damals„ als unfer junger deutfcher „Naturalismus“ gegründet und Berlins „Freie Bühne“ für den deutfchen Theatergefchmack tonangebend wurde. Man muß heute fagen: diefe Zeit ift dahim aber Sonnenthah obfchon zu den Toten eingegangem lebt noch. Und dennoch war diefe Zeit einem Sonnenthal gefährlich„ ich kann es aus eigener Wahrnehmung bezeugen. Gerade in jener Zeit lernte ich ihn kennen. Es war Anfang der neunziger Iahre„ bei einem Gaftfpiel im Berliner Refidenztheater. Sonnenthal fpielte einen älter-em eleganten Herrn in einem Dumasfchen Boulevardfiück. Ich war damals völlig überzeugß daß diefe Kunft mir nichts mehr zu fagen habe. Nicht bloß die des Dramatikers/ ganz ebenfo auch die des Mimen. Und mit mir empfunden Viele fo. Uberlebh gehaltlosx breiig manierierh das waren fo unfere Worte. Und gewiß hatten wir von unferem Standpunkte aus„ und zumal in jener Zeitkrife„ recht. Wir waren zu fehr eines neuen Geißes voll„ verfolgten mit zu gläubiger Inbrunft neue Ziele„ als daß wir die aus ganz andersartigen Traditionen hervorgewachfeng altersfrohe Kunfi eines Burgtheater-Repräfentanten hätten würdigen können. Wir m u ß t e n hier ablehnend fein„ oder wir hätten uns felber aufgegeben.

Als ich dann vor zehn Iahren dauernd nach Wien überfiedeltez fchritt ich an Sonnenthal mit zögerndem Mißtrauen heran. Ich glaubte es recht gut zu machem in-

dem ich den Künfiler zuerfi in einer
Rolle feines neuen Repertoires wie-
derfähe: als „Fuhrmann Henfchel“.
Doch war es hier ganz unmöglichz
eine Annäherung zu finden. Ich
hatte Rittners Gefialtung aus wie-
derholtem Sehen fefi im Gedächtnis:
eine Meifierfchöpfung von der ich
fo durchdrungen war„ daß ich mir
andere Linien und eine andere Phy-
fiognomie nicht in fie hineindenken
konnte; am wenigften folch eine
breitausladende Wiener Malereß die
die norddeutfche Knappheit in Sen-
timentalität zu begraben fchien. Und
fo blieb ich ein paar Iahre lang zurück-
haltend. Bekam fogar gelegentlich
einen Zorn: fo a(s„ vornehmlich durch
Sonnenthals Einfluß Shakefpeares
göttliche Frechheit „Troilus und
Ereffida“ in eine Art von tragifcher
Rührfeligkeit umgewandelt wurde.
Und dennoch machte ich allmählich
die Wahrnehmung daß ich den Alten
liebgewonnen hatte.
Diefe Zuneigung fchlich ganz all-
mählich in mich ein. Ich glaubg
es war die große herzliche Liebens-
würdigkeit und feelenvolle Lauterkeit
des Künfilers und Menfchem die mich
fchließlich befiegte. In folcher Art
25

befiegt zu werden ift ein fchönes Erlebnis/ und die Stunde. in der man fich als Befiegten erkennß ift eine Stunde freudigen Stolzes. Denn jedes folches Befiegtwerden ift eine innere fchöpferifche Bereicherung und weit entfernt von jeglicher Art von Befchämung.
Es ifi wichtig. Eines hinzuzufügen. Sonnenthal ift ohne Wien gar nicht denkbar (gleichwie Wien nur fchwer ohne ihn). Was immer er auf Gafifpielen gegeben haben magj bis weithinein naäj Rußland und Amerikaj es kann nie das gewefen feinj was es in Wien und am Burgtheater war. Gleichwie ein TigerfellF das im Salon liegtj nicht das Gleiche ift wie am Leibe der königlich durchs Rohr fchleichenden Beftie. Das Wiener Burgtheater war Sonnenthals Milieuj die Wechfelfeitigkeit diefes Gebens und Empfangens war feine Atmofphiirej die fiählende Sicherheit diefer Tradition feine felfenfefte Befiätigung. Hier wurde jede Gefiej jeder Tonfall verftanden. wurde zur fchönfienj erhabenfien Natürlichkeit. Und fo wurden denn auch das Burgtheater und fein Stil das wahre Rückgrat der Sonnenthalfchen Kunft.
Man weißj er war jüdifchen Stammes und„ bevor er zur Bühne kamj ein Schneidergefelle in Budapefi. Das hat vielleicht nur anekdotifchen Wert und ift dennoch für die pfychologifche Erkenntnis diefer Künftlerperfönlichkeit nicht ohne Belang. Sieht man im Schneider nicht bloß den Nadelheldenj fondern den Bekleidungskünftlerj fo verfteht man vielleicht die innere Beziehung zu Sonnenthal als demftetenRepra'fentanten vornehmer Eleganz/ deffen Rockfchnitt und Eylinderform ehedem für die Wiener Salonlöwen vorbildlich warenz und der fpöteß auch noch als Zuchthäusler und Fuhrmannj fozufagen den Baron nicht verleugnete. Das Iüdifche aber erklärt Sonnenthals ungewöhnliche Schmiegfamkeit und Zähigkeit. Stellen wir als Kontraft etwa Baumeifier dagegen„ fo erkennen wir in deffen fiarrer Bodenwüchfigkeit und unveränderlicher Naturkraft den echtefien Vertreter germanifcher Kunfibegabung. Baumeifier

hat in feinem achtzigjährigen Leben
ungeheuer wenig gelerntj oft nicht
einmal feine Rollenj und doch un-
geheuer viel gekonnß nämlich gerade
das Unlernbare. Er ift ein Geniez
ganz unlenkfam„ kerzengerade aus
dem Boden herausgefchoffenz inner-
halb feiner Sphäre ein mit nichts zu
vergleichendes Wunder. außerhalb
ihrer eine Undenkbarkeit. Dahin-
_qegen Sonnenthal: der ewig Ler-
nende. der täglich fich neu For-
mende„ der jeder Zeitftrömung Ge-
wachfene. und auch die wider-
ftrebende durch eifernen Fleiß fchließ-
lich Befiegende. Darum fagte ich
eingangs: man müßte ihn fünfzig
Jahre gefehen habenz um ihn voll
würdigen zu können. Wie er vom
Burgtheaterz zumal Fichtner und
Loewe„ die Grundfiruktur feiner
Künfilerfchaft empfing und mit fei-
nen großen Naturgaben erfolgreich
ausfüllte; wie er dannj als lernender
Zufchauer im Parifer Theatre tran-
eaja, feinen Darftellungsftil befefiigtej
erweitertej verzifelierte; wie er hier-
auf die Gewandtheit befaßj von den
großen italienifchen Verifien Sal-
vini und Roffi fich neuerdings be-
fruchten zu laffen und feine Aus-
drucksmittel zu bereichern; und wie
er zuletzt auch mit der in der Brahm-

fchule herangewachfenen neuen Berliner SchaufpielkunfH troß anfänglichen Widerfirebenß einen gewinnreichen Ausgleich fand - nie fich felberj noch weniger je das Burgtheater opfernd: das ifi die wahre Monumentalleifiung diefes Künftlerlebens. Man follte ein Sonnenthal-Album herausgebenj etwa dreihundert Rollenbilder umfaffendj hifiorifch geordnet. Ein folches Dokument dünkt mich unentbehrlich um gerade diefenKünfiler nach Umfang und Eigenart zu begreifen. Das wäre nicht bloß ein Dokument für eine kommende Theatergefchichte„ es wäre auch ein Auffchluß für die gegenwärtige Generationj die Sonnenthal fah und verehrte und doch nur den alten oder alternden kannte. Erik wenn man feine ganze Wandlungsfähigkeitüberfchaut haben wirdj wird man erkannt habenj welch echter Schaufpieler er war: nicht bloß mit den Rollem fondern vor allem mit den Zeiten fketig fich neu gebärend.

Franz Serva es.

Rudolfvon;Gottfchall.

Kein Name bedeutet der literarifchen Generation von heute fo impotentesj halsfiarriges Verneinem wie der des alten Gottfrhalh der nun im 86. Iahre dahingegangen ift. Er galt feit langer Zeit als Leipziger Lokalgröße (die er doch auch nur für einen kleinen Kreis unwandelbarer Verehrer geblieben war), Als er im „Tageblatt“ dem „Rofenmontag“ das mißmutige Urteil gefällt hatte„ fchrieb ihm Hartleben auf einer Pofikarte: „Leben Sie denn immer noch?“

In den Gefichtskreis der Lebenden fielen nur fpäte„ durchweg unerfreuliche Früchte mechanifcher Theaterkritikj formelhafter Literaturbetrachtung in langen Effais„ die noch verfkeinerter wirktem wenn fie zu Büchern vereinigt wurden („Literarifche Totenklänge und Lebensfragen“„ 1885„ „Studien zur neuen deutfchen Literatur'ß 1892. „Zur Kritik des modernen Dramas'ß 1900)„ eine immer wieder gedruckte„ vierbändige „deutfche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“ (7. Auflage 1900-1902) und eine ärgerliche „Poetik“ in zwei Bänden (6.

Auflage 1903). Ie weiter die Zeit
fortfchrity defto eifervoller predigte
Gottfchall in jeder neuen Sammlung„
jeder Wiederholung feiner alten
Bücher das Gefeßj deffen Tafeln er
als Jüngling auf dem Berge der
klaffifchen Kunfi empfangen hattej
ein leidenfchaftlicher Pharifäey der
die Buchftabengerechtigkeit als
unverrückbaren Maßftab an alle
Kunftübung legte und jeden Ab-
trünnigen zum Tempel hinauswies:
Wahrheit fag ich euchf Wahrheit und
immer Wahrheit7 verfieht fich:
Meine Wahrheit; denn fonfi ifl mir
auch keine bekannt.
Man fah auch hier und da - zu-
lehtkaum noch-auf gefinnungstüch-
tigen Hoftheatern neue Stücke Gott-
fchallsj einen „Gutenberg'h eine
„Rahab“ und am Schluß der end-
lofen Reihe den „Göhen von Vene-
dig“ - bunte Hiftoriem abgenüßte
Bilderfprachej mühfeliges Aufpeit-
fchen Leidenfchaft heuchelnder Un-
kraft zur Außer-lichkeit opernhafter
Hauptfzenen. Die letzten Lufifpielej
die fich im Sehnen nach dem Erfolg
bis in die Untiefen des banalen
Schwanks verirrten („Ein Vater auf
Kündigung'ß „Schulröschen'h o
25*

_
weh!)) gaben wohl nur die Leip-
ziger Bühnen. halb gedrängt von
ihrem) den Schaufpielern feit lan-
gem allzu milden Kritiker) halb aus
Achtung vor dem Namen) der
das gefamte DurÖfchnittsliteraten-
tum Leipzigs übertönte.
Bürgerliche Blätter und Zeit-
fchriften nahmen noch immer um
diefes Namens willen die Romane
Gottfchalls auf) die einen mählich
abfierbenden Liberalismus vormärz-
licher Färbung in gefinnungstüch-
tiger Rede und Widerrede zum
Siege führten und Schilderungen
äußerlich realifiifcher Art auf den
dünnen Faden eines nach alter Ma-
nier der Ehe zuftrebenden Verlaufs
reihten („Der fieinerne GafiC 1890)
„Verkümmerte Erifienzen'h 1892)
„Dämmerungen'ß 1893) „Moderne
Streber"„ 1896) „Ariadne'h 1902)
„Parafiten'*. 1906).
So entftand das geiftige Bild des
alten Gottfchalh des grämlichen
Schuhu) der aus feiner Höhle in den
hundertfiimmigen Chor der lufiigen
Vögel hineinkrächzte und von ihnen
nicht beachtet wurde. Was wußte
die graufame Jugend von der Tragik
diefes überlangen Lebens?
Als Gottfchall zu fchreiben be-
gann) ein kaum Zwanzigjähriger)
fiellte er fich in die Reihe der poli-
tifchen Lyriken der Nachkommen des
Iungen Deutfchlands„ mit Freiheits-
gefängen) die von der Revolutions-
lyrik Berangers) Freiligraths und
Herweghs Tonart und Melodie emp-
fingen („Lieder der Gegenwartiß
1842) „Zenfurflüchtlinge"„ Zürich
1843). Seine erfien Dramen ver-
herrlichten in der pathetifchen Profa
des jungen SchillerHelden wie Ulrich
von Hutten und Robespierre; auch
fein Ferdinand von Schill predigt den
_: _ _-
Tyrannenhaß und fällt als Märtyrer
des Freiheitsbegriffs von 1848.
Diefe Dichtungen zählen zu den
Werken) die damals) gemäß den in
Leben und Kunft geltenden An-
fchauungen) repräfentativ heißen
konnten) weil fie Maffenempfindun-
gen ohne Differenzierung aus-
fprachen. Der Dichter ifi nicht ein
Einfamer) der auf der Höhe wandelt;
er f oll lehren) führen) anfeuern)

mitten im Schwarme) jedem ver-
fiändlich) die Schlagworte des Tages
mit dem billigen Flitter „fchöner“
Bilder umkleidend und feine Ge-
fialten als Beifpiele ehrbarer) tüch-
tiger Gefinnung hinfiellend.
Neue Formen) feltene Worte)
feltfames Fühlen hindern die Er-
füllung der Aufgabe; die Tiefen fee-
lifcher Abgründe und die Wirbel-
fiürme ungebändigter Sinnlichkeit
fchrecken das fchwächliche Gefchlecht.
Es fchreitet achtlos vorüber an
dem Sonderling Grillparzen dem
ungefchlachten Riefen Hebbel) es
findet fein höchftes Behagen an
„Amaranth“ und „Waldmeifters
Brautfahrt'J und es fühlt Schauer
aufregenderGlutgefühle„wennGott-
fchall in den „Gedichten“ (1850)
und in feinem Hohenliede vomWeibe
„Die Göttin“ (1853) bekennt) daß
in den Armen der Geliebten ihn
„felige Harmonien“ umraufchen.
Mit „Ma zeppa'h „Amy Robfart'ß
der „Rofe vom Kaukafus“ fchenkt er
der Bühne der fünfziger und fech-
ziger Jahre wertgefchätzte Befiß-
tümer) wirkfam in der Epoche unbe-
dingter Vorliebe der Mimen und der
Zufchauer fürfolche hifiorifche Liebes-
gefchichten. Diefe Prunkfiücke mit
der Deklamation Schillerfcher Prä-
gung wurden als einzig kursfähige
Münzen immer wieder zur Deckung

des Bedarfs an höherer Dramatik angenommenj weil es weit bequemer warj fich mit ihnen abfinden zu laffen/ als eine neue Währung auf den Tageskurs umzurechnen. Wir können es ja kaum glaubenj daß fo etwas einmal vor der ernfihaften Kritik beftehen konnte„ aber dem Dramatiker Gottfchall ifi zu feiner Zeit (d. h, zu der Zeit von 1850-70j in die er hifiorifch hineingehört)j kaum von irgendwem der Lorbeer verkümmert worden. Und wenn man bedenktj wer neben ihm die Helden des Tages waren - im ernften Schaufpiel die Birch-Pfeiffeß Mofenthalj Halmj Tempelteyj Brachvogelj Griepenkerh im heiteren Töpfen Benediry Hacklcinder„ Herfchj Ringh Girndtj Schlefingerj Rofen -j fo erfcheint eine „Katharina Howard'ß eine frifche Scribe-Jmitation wie „Pitt und For“ als anfehnliche Erhebung über der trofilofem langgeftreckten Ebene jener Jahrzehnte deutfcher Bühnenkunft.

Was uns heute Erftarrung„ toter Schematismus des iifihetifchen Urteils diinktF war damals immerhin fchmiegfamere und vor allem dem Gemeinurteil genau entfprechende Betrachtungsweife. So wurde der Kritiker Gottfchall im Bereich der zeitgenöffifchen Poefie einflußreich wie kaum ein anderer. Von 1864 bis 1888 hat er die „Blätter für literarifche Unterhaltung" bei Brockhaus in Leipzig herausgegeben und der großen Maffe der Lefer für Gefchmacksrichtung und Urteil die willig angenommenen Hilfen geboten. Hier vor allem erfcheint er dem namensverwandten Leipziger Vorgänger Gottfchedj der im literarifchen Alphabet unmittelbar hinter ihm fiehty nach Art und Schickfal verwandt; ebenfo in dem Verhältnis zum lebendigen Theaterj wenn Gottfchall den unbotmäßigen Prinzipal Laube 1870 von der Leipziger Bühne fortfcheuchß wie einft Gottfched die abtrünnige Neuberin.

Gewiß hatihm die fchwache Zeitx der er angehörtej mehr Macht gewähry als ihm gebührtej und wir betrachten es heute als einen Vorgang notwendigen hifiorifchen Ausgleichsj daß die letzten Jahrzehnte

Gottfchalls hinter den frühernj allzu
hell beftrahlten in tiefem Schatten
liegen.
Zum letzten Male leuchtete fein
Stern auf„ als er 1875 das Feld des
Romans mit dem tüchtigenj gut
komponierten und lebensvollen „Im
Banne des fchwarzen Adlers“ betrat.
Hier brach ihm ein Nachfommerj
fruchtbar und dauerhaftF anj der
bis zu dem Aretino-Roman von 1896
unverächtliche Leifiungen einer ge-
diegenen Erzählungskunfi reifen ließ.
Aber freilichj ihnen wie allen
andern Mühen feines Alters fehlte
die Anerkennung der Zunft. Sie
firafte ihnj weil er fie fo häufig und
fo lange Zeit hindurch fchulmeifternd
gezüchtigt hatte. Sie ließ fein Gutes
fo wenig wie fein Schlimmes gelten;
fchalt erj fiellte fie fich taubj lobte erj
es dankte ihm niemand.
Er konnte nicht verfiummen;
dennj wie jeder Entthrontej wollte
er im Gedächtnis der Menfchen bis
zu dem ficher erhofften Augenblick
der Wiedereinfetzung fortleben. Er
durfte die Feder nicht niederlegenj
weil ihm die Zeiten des Ruhms und
der Macht fo wenig wie Laube und
Gußkom den grimmig gehaßten
Nebenbuhlernj Schätze befchert hat-
ten. Als Gottfchall am 30. Septem-

ber 1903 den achtzigften Geburtstag begingj ficherten der Kaiferj die Stadt Leipzig und die Schiller-Stiftung durch Iahrgehälter fein ferneres Dafein vor Not,

Er fchrieb immer noch fort. Nicht nur die für einen Schriftfteller im Patriarchenalter felbfiverfiändlichem wenig ergebnisreichen Erinnerungen aus der Jugendt auch Lieder„ Dramen„ Erzählungen. Er wollte nicht alt werdenX er rühmte fich unerlofchener Leidenfchaft und prangte in fchwarzem„ wallendem Haar. Dadurch büßte er ein wenig von der Würde der hohen Jahre ein; doch blieb er für dem der ihm perfönlich nahtex eine feine und rührende Geftalt mit vornehmer körperlicher und geiftiger Gefie.

Die Gefchichte der großen Kunft wird an feinem Schaffen vorüberfchreiten. Aber die hifiorifche Darfiellung der deutfchen Geifieszufiände vor der Begründung des neuen Reichs muß ihn ehren als Hauptvertreter der abwelkenden Epochex die im guten Glauben an den Ewigkeitswert ihrer Ideale dahinfiarb.

Georg Witkowski.

Mit reichemt religionsgefchichtlichem Wiffent rückhaltlofem Freimut und feinem Takt geht Peterfen im leßten Hefte der Monatsfchrift „Religionsgefchichtliche Volksbücher“ auf das Dogma von der w underbaren Geburt des Heilands ein. das noch heutzutage im Kampf der Geifier lebhaft umftritten zu werden pflegt- das aber weder zu dem urfprünglichen noch zu dem unveräußerlichen Befiß des Ehrifientums gehört. Es geht hier- wie mit andern Dogmen: der durchfchnittliche Menfch des ausgehenden Altertums kann das Religiöfe in feiner fchlicht menfchlichen Ausprägung nicht faffen; die Zeit ifi fo grenzenlos „wunderfüchtig“ (vergl. Joh. 4-28) und „abergläubifch“ (vergl. Apg. 17„ 22)j daß fie den Zauber der in Gott wurzelnden Perfönlichkeit nicht faßtX fondern die Gefialt des Propheten mit dem Wunder umhüllt; was uns heut den Glauben erfchwertx was nur unter fiarkem pfychifchem Zwange in empfänglichen Gemütern zu einem gewiffen Leben zu erwecken iftj aber auch dann einen Bruch mit dem fon-

f'cigen Leben an der Tagfeite bedeutet-
das ift fiir jene alte Zeit die Vorbe-
dingung des Glaubens das erleichtert
und fördert das religiöfe Lebenj wie
nichts andres. Das zweitex bekannt-
lich ältefie Evangelium weiß nichts
von einer übernatürlichen Geburt
Jefu; Markus berichtet vielmehr. daß
Iefu Angehörige ihn für wahnfinnig
hieltenj was nach der Engelsbotfchaft
nicht gut möglich wäre. Ebenfo
wenig kennt Paulus das Dogma-
das er fonfi gewiß in den Kreis feiner
rabbinifchen Gefchichtskonfiruktion ge-
zogen hätte; das Evangelium Jo-
hannes mit feiner Logoslehre (vergl.
Nord und Süd 1909. Februarheft-
383) fcheint davon bereits zu wiffen,
fiellt fich aber mit feiner geiftigen
Deutung anfcheinend in Gegenfaß zu
der grob materiellen Begründung der
Gotteskindfchaft Iefu. Auch die will-
kürlich konfiruierten Gefchlechtsregifier
bei Matthäus und Lukas haben nur
dann einen Sinn, wenn Iofeph der
Davidide als „Vater Iefu“ gilt z daran
kann die fpätere Überarbeitung des
Wortlauts nichts ändern. Außerdem
aber fiehen die beiden erftenMatthäus-
kapitel in gar keinem Zufammenhang
mit dem Folgendem und auch der

Anfang des Lukasevangeliums fiicht fofort durch feinen Stil von der fpäteren Erzählung bedeutfam ab. Zu einer Zeitz wo der letzte Funke des Glaubens an einen irdifchen Meffias erlofch en warz wird Iefus zum Sünderheiland feines Volkes„ bezw. der Welt gemacht. Damit tritt auch die Abfiarnmung von David zurückx die nähere Beziehung zur Gottheit wird von der Erlöfungsfehnfucht des Gläubigen gefordert. So wirken denn teils die Weisfagungen des alten Bundesz teils die gleichfam auch für den Heiland bezeichnenden Erzählungen von den großen Männern Gottesz den Patriarchen und Prophetenh teils endlich dasX was der fromme Glaube der Heidenfchaft an Ehrentiteln und Wunderberichten auf die eignen Götter und Heroen gehäuft hattez umbildend und ausgeftaltend auf die fchon durch mündliche Überlieferung hindurchgegangene Erinnerung an Iefus von Nazareth ein. Von Göttern erzeugt find die großen Helden und Könige des Altertums. Wir erinnern hier nur an den griechifchen Herakles-den Sohn des Zeus und der Semelez aber die Beifpiele aus Hellas und aus dem Orient laffen fich ins Unendliche häufen. Großen Philofophen wurde eine wunderbare Geburt nachgefagtx und berühmte Magier und Religionsftifter in diefer Zeit des helleniftifchen Synkretismusz wie der Samaritaner Simon oder Apollonius von Tyana ließen fich von ihren Gläubigen als Götterföhne feiern. Was von den Konkurrenten des Ehrifientums geglaubt wurdez mußte doch auch von Iefu wahr fein. Der gefährlichfte Konkurrent aber war der römifche Kaifer. Mit Augufius hatte der Eäfarenkult feine ausgeprägte Form erhalten. Eine Infchrift zu Priene feiert ihn als den gottentfproffenen Weltheilandx der dem Erdreich den Frieden bringen wird ufw. Man fühlt alsbald durchz wie das junge Ehrifientum alle diefe offiziellen Ehrentitelz die dem Anfehen des ewigen Herrn der Gemeinde zu fchaden drohtenz auf ihn felbft zu übertragen verfuchte. Genährt wurde die Vergötterung hervorragender Perfonen bei Juden und Heiden durch den allgemeinen Glauben der Zeit an einen Erlöferx der die zerfahrenen

Verhältniffe der Gegenwart auflöfen
und eine neuez beffere Welt herbei-
führen follte - die typifche cZorm
der Utopie um die Zeit der Geburt
Iefuh wie für fpätere Zeiten der
Glaube an das „dritte Reich“ oder
an den „Zukunftsfiaat“ der ent-
fprechende typifche Ausdruck wird.
Darauf hätte P. hinweifen können-
wie auch auf die fibyllinifchen Weis-
fagungenz die fich in Virgils 4. Ekloge
fpiegeln und die Rettung wohl von
einem Iungfrauenfohne erwarten
ließen. Erft unter folchen Einflüffen
konnte diefe Generationz deren Kenn-
zeichen eben das lebhafte Hin- und
Herwogen religiöfer Vorftellungen
ift- die Stelle Ief. 7z 14: „Ein
junges Weib wird einen Sohn ge-
bären“ auf die Iungfrauengeburt des
Heilands deuten. Nachdem aber die
Identifizierung einmal vorgenommen
ifiz zieht das eine große Wunder eine
Menge andrerz kleinerer herbei z und
fie wirken auf uns mit unvergleich-
licher Kraft in ihrer Schönheit und
Reinheitz wie denn auch die keufche
und zarte Erzählung der kanonifchen
Evangelien von der Geburt des
Heilands gegenüber der Roheit der
apokryphen Schriften und der fpä-
teren Dogmatik fich in rühmens-
wertet Weife abheben. Der hifiorifche

Iefus fianimt aus Nazareth; das neue
Dogma verlangt aber feine Beziehung
zur Davidftadt Bethlehem. Diefe
Aufgabe löfi Matthäus/ indem er die
Geburt Iefu nach Bethlehem verlegt
und den Heiland von übermächtigen
Feinden verfolgen und nach längerer
Flucht nach Nazareth überfiedeln
läßt; altteftamentlichez dunkle Worte
ließen daraus eine Flucht nach Agyp-
ten gefialten und gaben die Anregung
zu dem nicht bloß unhiftorifchem fon-
dern ganz unmöglichen „bethlehemi-
tifchen Kindermord". Um die Furcht
des Herodes zu begründem ließ man
auf Iefu Geburt/ wie auf die des
Mithridates u. a. durch einen Wunder-
ftern (nicht etwa eine Planetenkon-
junktion) hinweifenz die fremde M a -
g i e r zur Anbetung herbeizieht.
Vielleicht find fie bereits an die Stelle
der fchlichteren Hirten getreten/ von
deren Anbetung das Lukasevangeliumz
die Bibel der kleinen Leute„ erzählt.
Hier wird nun die „Überfchattung
durch den heiligen Geifi" geradezu
angekündigt und der Lefer durch die
Borgefchichte von der Geburt des
Täufers auf größere Wunder vor-
bereitet. Die Geburt felbf't läßt der
Berichterftatter in Bethlehem erfolgen
und motiviert den Wohnungswechfel
mit einer „Schätzungiß die Augufius
aus politifchen und verwaltungstech-
nifchen Gründen zu jener Zeit niemals
hätte in Iudäa vornehmen laffen
können. In der fpäten Zeit aberx
wo das Evangelium gefchrieben wurde-
waren Steuerfchäßungen nichts Un-
gewöhnlichesz und die betreffenden
Edikte verlangtenz daß dabei jeder
zu feinem heimatlichen Herde heim-
kehrtez fo verfuchte man denn„ auf
diefe fcheinbar ganz natürliche Wei-
fe den Ortswechfel zu begründenx
mit dem die evangelifche Erzäh-
lung bereits rechnete. Nach
einer Überlieferung des 2. Jahrhun-
derts ifi Iefus in einer Höhle geborenx
Lukas fpricht von einer Krippez wor-
aufhin fpätere Überlieferung die Ge-
burt des Heilands in einen Stall ver-
legt hat. Fiir die Erzählung des
Lukas hätte P. darauf hinweifen
müffenz daß auch Dionyfos als welt-
erlöfendes Kind von feinen Getreuen
gefucht und in einer Futterfchwinge

gefunden wird - derfelbe Dionyfos-
deffen Myf'terien von dem Palmen-
einzug„ von der Predigt im Schiffe
auf den Wogen des Meeresz von Tod
und Auferfiehung ufw. zu berichten
wußten. Hier verfchmelzen die ver-
fchiedenen Kultlegendenz wie ja auch
die Geburt in der Felfenhöhle an die-
jenige des Mithras erinnert, wie Iefus
der Arzt unverkennbar-e Ähnlichkeit
mit dem ebenfalls als „Heiland“ ge-
feierten Afklepios aufweifi. So
miiffen denn altteftamentlichq heid-
nifch-religiöfe und politifche Elemente
zufammenwirkenz um den Stifter des
Ehrifientums zum Weltheiland auch
im mythifchen Sinne zu machen -
eine frhwere Lafi für die Weiterent-
wicklung des Chrifientums in mo-
derner Zeit und doch zugleich eine
Tatfache von unermeßlicher hifiorifcher
Bedeutung; denn nur vermöge diefes
EinfÖnielzungsprozeffes ift das Chri-
ftentum zur Weltreligion geworden
und hat es allen fpäteren Genera-
tionen das Befie mitbringen können-
was als unfchäßbarer Inhalt unter der
bunten Wunderh'ulle verborgen war:
eine Perfönlichkeit von unvergleich-
licher Tiefe und innerlicher Gefchlof-
fenheith die lebenweckend und perfön-
lichkeitförderndz damit aber im Sinne
wahrer Religion erbauend und be-
feligend weiterwirken konnte auf zwei
Iahrtaufende.

Bildende
Der „Earlyle“ Whiftlers.
Das gilt als eines der beften
Bildniffe der Gegenwartz der Kunfi
von geftern. Gleich bedeutfam durch
den Meifier. der es fchufz wie durch
den Gelehrtem den es darfiellt. Im
ganzen gibt es - fo glauben wir
- wenig moderne Bildniffe/ die
den Vergleich aushalten mit denen
der klaffifchen Perioden. Diefes
machtAnfpruclx fehr ernfi genommen
zu werden. Es hat Klaffe. Wenn
feine Erhaltung nicht leidet - und
das können wir nicht wiffen - wird
es noch in hundert Iahren als fiarkes
Werk gelten, Und von wie wenigen
aber kann das behauptet werden.
Die Kompofition ifi wundervoll.
Diefe Zweiteilung von Hell und
Dunkel. Die dunkle Silhouette„ die
in das Helle fchneidet. Die hellere
Silhouette- die fich vom Dunkel hebt.
Man fehe die Korrefpondenz der drei
Mitteltöne der beiden gerahmten
Stiche und des Kopfs des Gelehrten
und ferner die Korrefpondenz der
drei hellen Flecke: Kragenz Hand
und das Schmetterlingfignet Whifi-
lers. Mufik ifi diefe Eingliederung
der Figur in den Raum„ diefe dia-
gonale Teilung des Bildes durch die
Gefialt. Und Mufik muß die Tönung
des Bildes fein, vornehme Abwand-
lung grauer filbrigerh grünlicher und
fmwärzlicher Töne. Trotzdem die
Gefialt direkt gegen die Wand ge-
feßt iftz löfi fie fich doch ganz vom
Kunft.
Hintergrund- fißt vor ihm. Man
fiellt fich vor) daß diefes Bild un-
erhörte Schönheiten der Pinfel-
führungen hatx im Huth im Haan
im Rock und im Mantel. Enorm
kultiviert erfcheint diefe Malerei
doch ganz unerklügelt. Wir denken
an Velasquez vor ihr und an Hals.
Aber Velasquez ift zu kühlx zu ob-
jektiv„ Hals wieder zu temperament-
voll und nicht kapriziös genug.
Hier ift modernes Nervenleben und
man fpürt den Einfluß japanifcher
Grazie.
Modernes Nervenleben muß hier
fein„ denn diefer Earlyle ifi nicht zu
vergleichen mit dem Typ des felbfi-
fichern. ernfien Gelehrten des Rubens
oder Rembrandtx nicht zu vergleichen
mit den graziöfen oder behaglichen
Zynikern der Rokokozeit- die alles

Wiffen befaßen und dabei Lebens-
künftler blieben. Er ifi Melancho-
liker - Earlyle _z abgearbeitetx
fieht unter dem Druck einer uner-
hörten Verantwortung. Er fpricht
nicht mehr für fich oder für eine
Gruppe. er fpricht für die Milli-
onen. die in diefer neuen Zeit aus
dem Dunkel zum Licht rücken; er fieht
fie verfklavtz an die Mafchine ge-
kettet„ und er fühlt doch mit ihnen
das Emporkommen neuer Werte.
Gegenwart und Zukunft geben fich
in diefem Haupt Stelldicheinz aber
fie haben den Menfchem den Körper
des Menfchenh unterjocht. Wenn
er ni>)t arbeiten i| er melan-

cholifch. zufammengefunken. halb im
Dämmerzuftand. er fcheint zu frieren.
hat den Mantel übergedeckt. Er
kann auch nicht Gefellfchaftsmenfch
fein und fein Äußeres pflegen. Er
kennt nicht den Sport. nicht die
Bewegung des Körpers. ihm gehört
nur die Arbeit des Geiftes. nur die
langen. ftillen Nächte bei Lampe
und Büchern. nur die Freiheit und
Unbefchränktheit derGedanken. Sein
Körper will oft nicht mehr. feine
Nerven rebellieren. aber immer wie-
der peitfcht er fich zur Arbeit auf.
Er fiellt die Füße in einen Waffer-
zuber. kriecht bis in den Keller feines
Haufes. um Ruhe zu finden. ge-
quält von Lärm und Licht. Eine
Frau lebt neben ihm und mit ihm.
und er glaubt fie zu beglücken. und
er fieht nicht. daß er fie unglücklich
macht. Was doch jeder gefehen hätte.
der weniger klug war.
Aber bei feinen Problemen. fei-
nen geifiigen Dingen - da ift er
eben der Riefe. da ifk er eben der
Held. da ift er eben Arbeiter. be-
fieht gleich ehrenvoll wie der Mann.
der die Städte baut und die Straßen
zieht. Einer der Präraphaeliten
hat ihn fo gemalt. als Prototyp des
modernen geiftigen Arbeiters in
enger Nachbarfchaft deffen. der mit
fchwerer Körperarbeit fein Brot ver-
dient. Nein. diefer zarte. hagere.
fchwachbrüftige. alte Gelehrte hält
noch voll und ungebrochen neben
dem Mann der Muskeln undSehnen.
Nichts ifi er dabei weniger. als der
fmöne Greis. als der imponierende
Kopf - er mit diefen Zügen eines
feinen Seidenpinfchers - nichts ift
er weniger. als dekorativ in feinem
Auftreten; ja fein Rock fchlägt ganz
unvorfchriftsmäßige Falten. Und
doch. und doch in diefem Mann ein
unerhörtes Verantwortungsgefühl
fich felbfi und der Welt gegenüber.
Was alfo macht diefes Werk
Whiftlers fo wertvoll: die hohe Kunft;
die Grazie und Vollkommenheit des
Gefchmacks; und die Klugheit. mit der
bei fo ftarker fiiliftifcher Verein-
fachung der Typ einer ganz neuen
f eltfamen geifiigen Arbeiterklaffe auf-
gefaßt ift - ein Typ. der fich nur
unter dem Bürgertum des freien
und früh feiner Menfchenrechte fich
bewußt werdenden Englands her-

ausbilden konnte.
Georg Hermann.

Alfred Meffel.

Der Schriftfieller foll nie einem falfchen Pathos die Zügel fchießen laffen. er foll es am wenigften als Nekrologfchreiber. Tote. die es nicht vertragen. daß man fie und ihr Werk in das Licht der Wahrheit rückt. find es nicht wert. daß die Lebenden vor ihnen haltmachen. So manchem find die begeifierten Leichenredner zu radikalen Grabgräbern geworden. Hinter jedem. der vom Schauplatz trat. fieht eine Schar. die längfi nach feinem Platze lüftern. fieht immer der Mann. der ihn nach dem Ratfchluß der Entwicklung erfelzen. fortfelzen und überwinden foll. Darum ift es zwecklos. eine abgebrochene Linie über das Ziel. das fie erreichte. hinausrecken zu wollen; noch blieb kein Idol von der Gerechtigkeit verfchont. - Solche Erkenntniffe und Gefeße muß der Schriftfieller ausdrücklich für fich in Anfpruch nehmen und als geltend anerkennen. wenn er über Meffel etwas fagen möchte. Nicht darum. weil er glaubt. daß in diefen Tagen zuviel der Ehre auf das Andenken deffen. der dem modernen Berlin

den architektonifchen Charakter fchuf. gekommen wäre. Vielmehr deshalb. weil hier und da fich Stimmen er- heben. die mit bittrer Ironie es raunen: Ihr hebt den Meifier in allzuhohe Höhen! Und da diefe Skeptiker meift zu denen gehören. die eigentlich wiffen müßten. was Meffel vermochte. waren fie doch feine Schüler und Mitarbeiter. fo darf man nicht aus Prinzip die Ohren gegen fie verfchließen. So muß man hören. was fie. die fie nicht nur die Werke. auch deren Werden kennen. einzuwenden haben. Sie fagen: Ihr meint. daß Meffel alles aus fich felbft habe. daß er ein einiger Schöpfer fei. Ihr vergeßt. wieviel wir. feine Angeftellten. dazu beige- tragen haben. daß alles fo wurde. wie es ift. Wie viel des Detail ift unfer. und wie oft haben wir auch zur Konzeption des Ganzen beige- tragen! Solche Reklamationen klingen dem. der fich den modernen Architekten nach der Art eines Michelangelo vorfiellt. gar [after- haft. Dennoch können fie richtig fein und find es wohl auch. Aber nur den Tatfachen nach. nicht im Sinne eines höheren Verfiehens der architektonifchen Tätigkeit. Man glaubt. daß der Architekt. wenn er für ein Werk zeichnet. nun auch wirklich für jedes Tüpfelchen daran allein die Verantwortung trage; wie etwa jeder Pinfelfirich im Bild aus der Hand des Malers gefloffen ift. Das ift ein Irrtum. der fofort deut- lich wird. wenn man die Frage ftellt: Wer baute die Pyramiden. wer die Akropolis. wer die Dome und Kathe- dralen? Darauf vermögen wir nur mit Kollektivnamen zu antworten. Wit kennen die Baumeifier nicht. felbft. wenn uns die Maler. die Bild- hauer. die Miniaturifien der betref- fenden Zeit fehr gut bekannt find. Es gab eben nie einen folchen ein- zelnen und abfoluten Architekten. deffen Perfönlichkeit allein genügt hätte. bleibende Werte zu fchaffen. Der Architekt ift nicht fo fehr Erfinder als Organifator; nicht der Einzelne baut. fondern die Gemeinde. die Klaffe. das Volk. Wenn einem diefe Gedanken. die zunächfi eben fo felbft- verfiändlich wie plump erfcheinen mögen. gegenwärtig bleiben. fo

wird man es nicht als eine Verklei-
nerung empfinden. daß Meffel einen
Apparat von Menfchen lenkte. von
diefem Apparat aber auch getragen
wurde. Weil auch in unfern Tagen
der Architekt nur die Erekutivgewalt
für das Notwendige ifi. fo kann er
fein Gehirn durch einen Stab von
Mitarbeitern vervollftändigen. muß
es fogar tun. Er kann aufnehmen
und fich zutragen laffen. er kann
Fähigkeiten. die ihm fehlen. durch
den Arm anderer erfeßen; dennoch
braucht er feinen Anfpruch auf das
definitive Werk nicht zu modifizieren.
Relativ betrachtet. bleibt er der
Schöpfer; wie es einen folchen not-
wendig auch für jede Pyramide.
wenigfiens für jede Periode der-
felben. gegeben haben muß. Darum:
Wenn Meffel auch mancherlei. felbft
wenn er viel feinen Leuten verdankt.
fo war er doch die treibende und.
was wichtiger ift. die wählende Kraft.
Was er bekam. waren feparierte
Dinge; er aber war es. der die Ge-
lenke feßte und aus einem Chaos
einen fchönen Kosmos fügte. Er
war es. der diefen Kosmos von vorn-
herein in fich trug. ihn wenigftens
ahnte. ihn witterte. Und fo kann man
fchließlich fagen. daß er von feinen
.Helfern nie mehr bekam. als er ihnen

felbfi zuvor gegeben hatte. Er felbfi wiederum vermochte nichts zu geben. was ihm nicht von der Zeit und deren Infiinkten befohlen wurde. Daß er aber folche Befehle zu erhören. daß er fie weiter zu geben. daß er ihre Löfung zu erfpähen und unter Nutzung aller gegebenen Faktoren zu vollziehen wußte. das war fein Talent. feine organifatorifche Fähigkeit. Es ifi fehr billig zu fagen. daß jeder halbwegs intelligente Baumenfch den Typ für das Warenhaus und für die Großbank hätte finden müffen. wenn er zur gleichen Zeit wie Meffel vor gleich große Aufgaben gefiellt worden wäre; es ifi noch billiger. zu fagen. daß Meffel. als er z. B. Wertheim baute. ja garnicht die Abficht gehabt hätte. einen neuen Stil oder dergleichen zu fchaffen. es wäre vielmehr alles fo gekommen. wie es kommen mußte. Natürlich. das ifi ganz richtig; es ifi fogar wahrfcheinlich. daß auch andere auf den Wertheimthp gekommen wären. daß der gewiffermaßen in der Luft lag.. Aber folche Philofophie des Neides ifi zwecklos; der Erfolg entfcheidet. Noch immer kehrten fich gegen jeden Imperator mit größerer oder geringerer Berechtigung feine Generale. Und auch das ift wahr: Viele bleiben am Wege. die der Größten Taten übertrumpfen könnten; daß fie nicht berufen find. ifk ihr Schickfal. Von denen aber. die ans Ziel gelangten. zum Ziel geführt wurden. darf man fagen. daß fie Glück hatten. daß fie das Glück zu regieren wußten. Die Tat aus Notwendigkeit. der Gehorfam und die Rückfichtslofigkeit um des Sieges willen. das find die Tugenden. die die Größe eines Architekten. auch die Meffels. ausmachen.

Robert Breuer,

Botticelli.

Von Henry Bryan Binns.

Uberfetzt von Alice Fliegel.

Schluß.

An der Quelle. unter dem großen Eichbaum. fchüttet Mofes Waffer in die Tröge für Zipporah und ihre Schwefier. Sein langes. prachtvolles Haar fällt über ein geifivolles. feines Geficht. Vor ihm. hinter ihm und um ihn herum fiehen die Schafe im Schmucke ihrer weißen Wolle. die fo lebenswahr wirkt. daß man die

Hand erheben möchte. um über das
weiche cFell zu ftreichen. An der ent-
gegengefelzten Seite der Quelle fie-
hen die beiden midianitifchen Mäd-
chen. die den fchönen Mittelpunkt
der ganzen Zeichnung bilden. Die
eine von ihnen mit gebeugtem
Rücken und ausgebreiteten Händen;
die andere geht wie träumend weiter.
ihr Kopf ift gefenkt. wie niederge-
zogen von den langen. fchweren
Locken ihres reichen Haares.
Abgefehen von diefer Haupt-
gruppe berührt Botticelli auf diefem
Gemälde mindefiens noch ein
halbes Dutzend andere Begeben-
heiten in Mofes' Leben.
Bon dem kleinen Terrier. der
auch auf dem Gemälde vertreten ifi.
fchreibt Ruskin: „Sicher gibt es auf
der ganzen Welt nicht noch einmal
fo eine lebenswahre Zeichnung eines
Hundes - fo intenfiv. fo lebhaft.
fo gedrängt. fo reich an Leben. Er
wurde mit einer Liebe und einem
Intereffe gemalt. als ob er ein Hei-
liger fei. und fo humorvoll wie
Landfeers Lord Ehancellos Pudel.“
Es fieht wirklich fo aus. als ob
der Hund Mofes den ganzen Mor-
gen angebellt hätte, Ich erwähne

diefen Ausfpruch nur) weil es der
einzige Ruskins ifi) in dem er) was
Botticelli betrifft) tatfä chlich recht hat.
Sandros „Venus“ ift nicht nur eine
Individualität) ein Menfch) fondern
eine feelifche Schöpfung) die lebens-
volleVerkörperung einer platonifchen
Idee; und diefer kleine Terrier) der
nur ein kleines Beiwerk auf einem
umfangreichen Freskogemälde ifi„
hat durch die bezwingende Treue)
mit der er gefchaffen wurde) das
Recht auf eine eigene Eriftenz.
Sandro gab uns in ihm - wie er
es wohl konnte) wenn er feine befien
Kräfte gebrauchte - nicht eine bloße
Nachbildung) fondern eine bis in die
kleinften Eharakteriftiken durchdachte
Wiederfchöpfung mit Anwendung
einer neuen Materie.
Zu den zwei anderen Sirtinifchen
.Fresken gehört die „Beftrafung
Korah“) die fich mit dem Abfall und
dem Selbftmord des Erzbifchofs von
Krain befßäftigy und diejenige) die
als des „Ausfäizigen Opfer“ oder
als „Ehrifti Verfuchung“ bekannt ift„
und die dazu befiimmt war) den Ge-
fühlen des Papftes zu fchmeicheln.
l7.
Wir kommen nun zu der zweiten
großen Serie von Botticellis Wer-
ken: zu feinen Madonnen- und .hei-
ligenbildern) Rundbilderm Paneelen
und Altarftücken) die er für ver-
fchiedene Patrone während feiner
Lebenszeit in den verfchiedenfien
Epochen gemalt hat. Die berühm-
teften Gemälde diefer Abteilung find
die beiden Rundbilder von Maria
mit dem Kind und verfchiedenen
jungen Engelsgeftalten. Die Bilder
hängen an entgegengefehten Seiten
in den Uffizien. Obgleich fie in der
Zeichnung viel Ähnlichkeit haben)
find fie doch in den Hauptfachen ver-
fchieden. Dem Stil nach wurde das
eine Bild wahrfcheinlich gegen 1479
gemalt und das zweite in der glei-
chen Periode wie die „Venus“ und
die „Bardi Madonna“. Auf dem
erfien Rundbild) dem „Lobgefang
der Maria“„ befindet fich zwifchen
Maria und der Engelsgruppe auf
der linken Seite in der Ferne eine
Landfchaft mit einem in krummer
Linie dahinfließenden Fluffe; auf
dem fpäteren Tondo„ der „Madonna
mit dem GranatapfelJ fehlt diefe

landfchaftliche Fernfichh aber der
Gedanke der Unendlichkeit ift in dem
abwefenden) nachdenklichen Ausdruck
feftgehalten) der die Geftalt der Ma-
ria mit den fchwachen) fchmalen
Schultern und auch das Kind charak-
terifiert. Die elende Trübfal diefer
Madonna ift viel moniert worden;
was mich anbetrifft) fo fehe ich in
ihrem Antlitz weit mehr von dem
Entzückem das die vifionäre Erkennt-
nis unfierblicher Dinge und unend-
licher Myfterien gibt.
Mit diefen beiden Rundbildern
muß ich auch) ihrer Schönheit und
der Einheit der Konzeption wegenx
die „Ehigiii-Madonna und die Ma-
donna in der Poldo-Pezzoli-Galerie
in Mailand erwähnen.
Eine andere Madonna in Mai-
land) die fich in der Ambrofiana-
Galerie befindet) hat mannigfache
Ähnlichkeiten mit der Jungfrau Ma;
ria des oben genannten Madonnen-
bildes und derjenigen auf dem Rund-
bild „Lobgefang der Maria“.
Die „Madonna mit den beiden
HeiligenIohannesC die fich in Berlin
befindet) ifi vielleicht eines der de-
taillierteften und am forgfältigften
ausgearbeiteten Werke Botticellis.
Das Bild ifi fechs zu fechs Fuß groß.

Aber das Gemälde ift trotzdem kein gelungenesj es ifi fehr konventionell und das Refultat von fehr viel Mühe und Fleißj aber wenig künfilerifcher Liebe.

Das Gleiche gilt von der „Krönung der Jungfrau Maria“ in der Akademie von Florenz. Es ifi eines von Sandros größten Arbeiten in Wafferfarbej ein hochftehendes Altarfiückj das zwölf Fuß zu acht Fuß mißt. Es wurde von der Gilde der Goldarbeiter für Savonarolas Kirche von San Marco befiellt. Wie die „Himmelfahrt Mariä" von Tiziam ifi es in zwei Abteilungen gemalt. Der untere Teil zeigt eine Gruppe allzu forgf'altig aufgefiellter Heiliger; der obere Teil - eine Art Tondo mit goldenem Untergrund - zeigt die Gefialten der Jungfrau und des Vatersj doch durch die Form und Art des Rahmens find beide in der Wirkung fehr beeinträchtigt. Diefes Bild ifi berühmt durch feinen Ring tanzender Engel und die Rofem die duftig und zart zwifchen ihnen verfireut liegen - ähnlich komponiertwie auf der„Geburt derVenus“.

Das leßtej was Botticelli gearbeitet hay find höchftwahrfcheinlich die zahlreichen Zeichnungen gewefem die die „Göttliche Komödie“ illuftriereni).

Wenn wir die Bilder Botticellis

1) Eine Reihe anderer Bilden die auch in diefe Serie gehörem find in „Botticelli“ von Bryan Binns zum Teil fehr ausführlich befchrieben. Einige diefer Befchreibungen mußten aus Plahmangel hier wegfallen.

im Geifie nochmals überfliegem fo fehen win daß er bis auf zwei Ausnahmen Ehrifius auf feinen religiöfen Gemälden immer als Kind dargefiellt hat. Er befchäftigte fich auch ausfchließlich mit diefer Hauptfigur kirchlicher Kunflj und nur zweimal bringt er auch Gott den Vater in fein Werh und dann ganz ohne bedeutungsvolles Gleichnis. Seine meifien Bilder fiellen eine fehr junge Madonna dar und ein pausbäckigeß aber gedankenvolles Kind. Wenn wir dann und wann noch andere Gefialten auf feinen Gemälden vorfindenj fo fehen fie fich aus einem alten patriarchalifchen Jofeph. aus einigen Heiligen und Engelsgeftalten zufammen.

Aber Botticelli gibt uns nur dann
fein Befiesj wenn er das Konven-
tionelle meidet und uns die Früchte
feiner lyrifchen Einbildungskraft ge-
nießen läßt. Dann ift feine poefieen-
reiche Phantafie nur der des Shelley
vergleichbar. Botticelli liebte den
Wind und alle Dinge„ mit denen
der Wind zärtliches Spiel treibt:
die Bäumej die Schleieß das gelöfie
Haar und den nackten Menfchenleib.
Er liebte das Licht und haßte die
Finfiernis. Das zeigen uns alle feine
Bilder. Vier Jahrhunderte lang
vergaß man Botticellis poetifch-ly-
rifche Vifionem erfi in unferer Zeit
fah man fie wieder mit dem erneuten
fehnfüchtigen Wunfche nach Freiheitj
Schönheit und Holdfeligkeit an -
mit einem Echo jenes leidenfchaft-
lichen Strebens„ dem wir ihre Ent-
ftehung verdanken.

Gloffen zur neuen Ausgabe von E. T. A. H o ffm a n n j „M e i fie r
F l o h") von Richard S cha u k a l.
Lino: „Mütter Floh"
Heraus egeben von Hans von Müller.
Ver ag von Julius Bord, Berlin.
von E. T. A. Hoffmann
„Georg Ellingerjdem
Entdecker des Knarrpantit
dargebracht'ß lautet die
Widmung des Heraus-
gebers.
ProfefforbcEllinger-j
deffen große Hoffmann-
biographie (1894)j wie fie.
zumal im Mufikalifchen
grundlegendz die erfte ge-
wefen ift. als gediegene
zufammenhängende Dar-
fiellung bis heute noch
nicht überholt wurde -
denn Eduard Grifebachs
umfänglichej reich dotierte
biographifche Einleitung
l) Meifier Floh.
Ein Märchen in fieben
Abenteuern zweierFreun-
de von E.T. A. Hoff-
m a n n. Zum erfien
Mal vollfiändig heraus-
gegeben von Hans von
Müller. Mit zehn
Zeichnungen von Ernft
Stern. Verlegt von Ju-
lius Bardj Berlin 1908.
Gedrucktvon derDruckerei
für Bibliophilen zu Ber-
lin in einer Auflage von
1050 Exemplareny wo-
von die erften fünfzig auf
van Gelder-Bütten abge-
zogen und in Ganzperga-
ment gebunden wurden.

Illufirierte Bibliographie
zur Heffefchen Gefamtausgabe (1899) trägt den Charakter einer Materialien-
fammlung - hat im Iuliheft 1906 der „Deutfchen Rundfchau" wichtige
Aue: .Meilter Floh" von E. T. A. Hoffmann.
Herausgegeben von Han. von Müller.
Verlag von Julio. Yard, Berlin.
Daten zur Gefchichte des „Meifier Floh" gebrachtx Hoffmanns Tätigkeit
als Mitglied der :immediat:Jufiiz-Kommiffion zur Unterfuchung ftaats-

gefährlicher Geheimverbindungen (1819-1821) fowie das über ihn im Ver-
folg wegen angeblicher Verleßung des Amtsgeheimniffes verhängte Difzi-
plinarverfahren gefchildert und - was Bibliophilen das Intereffantefie
fein mochte - aus den Berliner Archiven die im Auftrag des Polizei-
direktors von Kampß im Februar 1822 aus dem Druckmanufkript des
„Meifier Floh“ beim Verleger Wilmans in Frankfurt a. M. 8x otto unter-
*Z
Um: „Mei ter " von E. LL. Hof mann. e egeben von Hans von Müller,
i Floh Verlag von uliu. Bar?, Berlin.
drückte „Knarrpanti“-Epifode erftmals publiziert. Hans vonMiiller hat fie
feiner hifiorifch-kritifchen Ausgabe desMärchens1) mit Genehmigung Ellmgers
*) Wir danken ihm fchon eine der „Märchen der Serapionsbrüder“
(Bd. 17, des „lioktoß >61j0jkkum“). Verlag Julius Bardz Berlin 1907.

einverleibt und den zu einem Fünftel nach dem Originalmanufkripß im Reft
nach dem Frankfurter Erfkdruck hergeftellten Text fowie die fehr perfönliche
Tertgefchichte mit einem feiner fo angenehm lesbaren appetitlich geglie-
derten und behaglich und forgfältig gefkrichelten ausführlichen Kommentare
verfehen. I. Bard hat das Buch auf das prächtigfie gedruckt; zumal die
Lurusausgabe ift ein wahrer Le>erbiffen. Leider entfiellen das fonfi fo
vornehme Werk die häßlichenF ohne Luft und Laune- ohne Achtung vor dem
erquifiten Geifi unferes Ernfi Theodor Amadeush ohne jegliahes Verfka'nd-
nis für den Charakter des einzigartigen Märchens hingekrißelten und-dann
mit bunten Bilderbogenfarben nachläffig angepinfelten Zeichnungen Ernft
Sternsx die hoffentlich bei einer recht bald zu veranftaltenden neuen- auch
einige Druckfehler befeitigenden Auflage dahin verfchwinden werden„
wohin fie gehören: in die Sudelmappe des nicht immer fo reiz- und ge-
fchmacklofen Künftlers. Dagegen plädiere ich infiändigfi für die Repro-
duktion von *Hoffmanns charmanten eigenhändigen Deckenzeichnungen.
Die Erfiausgabe ift in gut erhaltenen Exemplaren - herrlich prüfen-
tieren fich die auf Schreibpapier gedruckten - heute fchon recht rar
geworden.
Die vorangeführte „Knarrpanti“-Epifode:teilt das Schickfal aller
Zeitfatiren: fie ifiz wenn auch nicht rettungslos veraltet wie manche andre
hoÖberühmte mehr oder minder deutliche Anfpielungen- doch ins Harmlofe
gealtert. Der Geheimrat Knarrpantiz der Kampß felbfi und feine Dema-
gogenriecherei perfifliertx fteht tief unter ähnlichen Karikaturen Hoffmanns
- den unübertrefflichen Sereniffimus-Grotesken zumal im Murr-Kreisler
und im „Klein Zachesli! -Z er ifix wie ein großer Teil des als Stückwerk
und (laut Müllers in gewohnter Säuberlichkeit verzeichneten Nachwei-
fungen) daher nur mit leidigen Gedächtnisfehlern zu Rande gediehenen
Buches - Hoffmanns letzter größerer Arbeit; er fiarb zwei Monate nach
dem Erfcheinen des Märchens - flüchtig hingeftrichen und haftet nicht
wie die unzähligen Originale des unvergleichlichen Dichters - Dapful
von Zabelthau- Kopelius. Krefpeh Dappertuto„ Belcampox der Pyra-
midendoktoy Pate Droffelmeier- Konrektor Paulmannx Archivarius Lind-
horfk ufw. ufw. - unverlierbar in des Lefers Gedächtnis. Um fo liebens-
würdiger i| die Bekanntfchaft mit Peregrinus Tyß. in dem der Schöpfer
des Kapellmeifiers Kreisley des unfierblichen Studenten Anfelmus (Goldner
Topf) eine leider nur gegen den Schluß immer mehr verblaffende Geftalt
entworfen hat- die den ganzen zarten Zauber Hoffmannfcher „Fremdlinge
in der Welt" ausftrömt.
Es ifi fonderbarz wie unrichtig felbft von feinen Sehäßern
Hoffmanns Dichtertum bewertet wird. Da habe ich kürzlich die Hippel-
Hilzigs Spuren folgende h befonders wegen ihrer energifchen Abwehr
Scottfcher Dünkelei fympathifche Einleitung Henry Maffe d'Egmonts zur
fchönen Ausgabe der (Konter. kuntestjquee f'l'raäuetion [101178116, arnse
rie joljee eignettes grauer-8 en taille-(101100 ü'aprso los äeeZinZ (le Camille

N08j9k. Paris Perrotin. 1840. in vier 80-Bänden) gelefeni). Der forg-
fältige Uberfeßer und liebevolle Verteidiger des mutigfien aller deutfchen
Poeten entblödet nicht. den „Zeus instruetjf“, die „inclueijon morale"
Aus: „Metftcr Floh' von E. If, ill.Hoffmann, Herausgegeben von Hans von Müller.
Verlag von Julius Bat-d, Berlin.
von Hoffmanns angeblichen Schaudermären riihmend hervorzuheben. als
1) Ich befiße nahezu alle Einzel- und Gefamtausgaben Hoffmanns
fowie die verfchiedenen franzöfifchen Uberfeßungeu.

eine Entfchuldigung gewiffermaßen für manche „Erzentrizitäten". ja er
nennt den „Sandmann‟ ein Meifierwerk - vom Gefichtspunkt aus. daß
der „Zweck" diefer Gefchichte zweifellos der fei. „cie mettre en gen-ile contre
les (leregiemeuts (ia]'imnginnti0n“ f l i). „Ins Innere der Natur“ C'. T. A.
Hoffmanns - „o du Philifier!‟ möchte man mit Goethe ausrufen. deffen
eignes Urteil über den „kranken Mann‟. den „Gefpenfierhoffmann‟. den
uns eines Gervinus fchnupfende Weisheit naferümpfend abgefchildert. an
Engherzigkeit freilich kaum hinter dem täppifchen Scotts zurückbleibt. . .
„Der Meifier Floh‟. wohl eine der am wenigfien bekannten und noch
feltner erfaßten Dichtungen. fieht mit einem Fuß fozufagen fchon drüben im
Reich. wo der Verfiand der Verfiändigen nichts mehr fieht als wogende
Schatten ohne Gefialtungsmöglichkeit. Noch der Kleine Zaches - denn
die Reihe heißt: Goldner Topf - Prinzeffin Brambilla -- Klein Zaches -
Meifier Floh - konnte zum größten Teil als Satire gelten (wie denn auch
viele im „Kater Murr“ die harmlofe Parodie mikrofkopifch vergrößert
erblicken und die grandiofe Kreisler-Biographie fich dadurch verdrängen
laffen). Mit dem Meifier Floh weiß man aber rein gar nichts anzufangen.
und es gehört zur Ironie. die in Hoffmanns Schickfal auch nach feinem
Heimgang bekanntlich die größte Rolle fpielt. daß ein fo unbedingter Editor
eines Alleinzigen. wie ihn H, v. Müller darfiellt. durch feine bibliographifch-
antiquarifche Akribie nur dazu beiträgt. das wunderfame Märchen rationa-
lifiifch zu entölen. Ellingers Entdeckung und Müllers Kritizismus in Ehren
(keiner kann hier ehrlich-tüchtige Kärrnerarbeit höher einfchähen als der
dankbare Referent). aber der Meifiet Floh muß auf anderm. muß auf
r e in kü n | l e r i f ch e m Boden Liebenden näher gerückt werden; die
imaginäre Knarrpanti-Epifode und die lebendige Kampß-Groteske bleiben
dann völlig im Hintergrunde,

Hoffmanns dichterifche Größe liegt - unfern feelenlofen Literaten
ein Memento mori - im Seelif che n. Keiner von allen Deutfchen
hat je intenfiver. inniger. fanatifcher zugleich und feliger den Gegen-
fah zwifchen der Wirklichkeit des Traumes und der gefpenftifchen
Nüchternheit der Realität erfühlt und vertont als er. Seine Gefialten
find immer Vertreter der beiden feindlichen Reiche. die nicht gut anders
denn als in ihrer Dimenfionalität verfchieden bezeichnet
werden können. Die Vertreter der „Wirklichkeit“ haben nämlich überhaupt
keine Organe für die „andre" Realität. die. weil durchaus feelifches Er-
lebnis. im Seelenmenfchen nur um fo vehementer fich durchfeht. Das und
nur das ift das eigentliche Hoffmann-Probleml). Man darf es nicht mit dem

1) Ich benühe gern den Anlaß. auf ein intereffantes. wenn auch
mehr anziehendes denn fefthaltendes Hoffmann-Buch hinzuweifen: Artur
S ak heim. E. T. A. Hoffmann. Studien zu feiner Perfönlichkeit und
feinen Werken. Mit 2 Abbildungen. Leipzig 1908. H. Haeffel Verlag.
ferner auf eine (mit einer unbekannten reizenden Silhouette Hoffmanns
gefchmückte) liebenswürdige Arbeit: Die Blütezeit der mufikalifchen

durch Schiller uns geläufi en „Ideal und Wirklichkeit“ verwechfeln. es liegt
viel tiefer. als dem doch fehr rationalen Schiller je ahnte. Der „dumpfe“
Goethe hatte ein Gefühl davon. Aber er hat es in klaffifcher Klarheit --
leider - überwunden. hat den Roman des Philifiers (Meifter) als Para-
digma des Deutfchen gefchrieben. hat fogar feinen aus orphifchen Tiefen.
von den „Müttern“ rückkehrenden Fauft dem Pofitivismus ausgeliefert.
Denn man darf die wunderbare Gretchen-Apotheofe nur nicht allzu bedeut-
fam meinen, Wagners Entwicklung geht einen viel klareren deutfchern
Weg zur Ewigkeit als Goethes gerühmter Realismus. Hier. von Richard
Wagner aus. wird Zweifelnden auch Hoffmanns Wefen klarer werden
mögen. Die beiden gehören eng zufammen. In diefer Reihe: Iean Paul
-- Hoffmann - Wagner fehe ich das. was mir heimatsgewaltige. ahnungs-
voll-unnachahmliche deutfche Art in Kunfi und Perfönlichkeit bedeutet.
Auch bei Hoffmann hört der Hörende ein Waldweben. und bei Iean Paul
find die Trifian-Verzückungen der Tagflucht.
Der purpurdunkle Kerngrund. Abgrund und Himmel aller Kunft.
Seelenfehnfucht. Seelenweh und Seelenjubel. das Mächtige. das einen
Künfilermenfrhen und Religiofen überhaupt am Leben. nicht als Sklaven.
fondern als Freien fefihält. hierin diefem fo leicht in einen Schulterminus
abzukühlenden Problem lebt's. wirkt's: ..Traum der Ahnung“. Ewigkeits-
weben. Leichtwerden im Seelenraufch. Die Menfchen aber nennen es.
je nach Laune. Narretei. Kinderei. Uberfpanntheit. Im ..Goldnen Topf“
atmet diefe Zauberluft. die nichts mit dem vergleichsweife fehr äußerlichen
Dämonismus zu tun hat. der fich finnlich gleichfam im irgendwie Gefpen-
fiifchen verkörpert und für den Hoffmanns einigen Wenigen heiliger Name
immer wieder Pedanten wie Enthufiafien herhalten muß.
Dies zur bloß andeutenden Charakterxiik eines zwei Menfchenalter
arg Verkannten. ja fchamlos Verläfierten, -ei es mir gefiattet. was eine
nun feit mehr als zwanzig Jahren gehegte Liebe. eine feit mehr als fieben
Jahren gepflegte Verkündigung verfireuten Beobachtern längfi bewiefen
haben muß. hier einmal uneingefchränkt zu bekennen:
E. T. A. Hoffmann ifk mir unter allen deutfchen Dichtern der [iebfie.
der nächfte. Ich habe in ihm den wahrhaftigfien Ausdruck deffen erkannt.
was mir im Künfilerifchen als das Höchfie gilt: die große Liebe. die die
große Sehnfucht ifi. Ich kenne bei diefem ganz gewiß nicht einfachen. aber
durchaus lautern Künfiler keine Zeile. die nicht von ihm ausfagte. Ifi feine
Art. wenn man will: feine Manier nnnachahmlich wie die jedes echten
Schöpfers. fo ifi der Grund und Boden diefer Art. fein Ich. einzig. wie
nur je ein begnadeter Bekenner der Herrlichkeiten Gottes - das find die
Künfiler - einzig gewefen ifi. Es ifk ja gewiß lehrreich und amüfant. jeden
Dichter einzureihen in eine Kategorie. ihn aus Zeit und Umgebung. Tra-
dition und Schule zu erklären. Aber was nüßt es im Grunde. wenn man
Romantik in Deutfchland von l)r. Ed ar Ifiel (der bei Greiner &
Pfeiffer im Vorjahre Hoffmanns mufialifche Schriften herausgegeben
hat). B. G. Teubner. Leipzig 1908.

Hoffmann mit einem fo fchemenhaften- hin- und h'ergedrehten Autor wie
dem eigentlich völlig überflüffigen Tieck vergleichth wenn man an feine
Beziehungen zu dem unfäglich nichtigen Fouqueh an feine vorübergehende
Berührung mit dem ficherlich unfern Reichtum an fiarken Einzeltönen
durch fein Schwinden nicht um eine nageldiinne Schicht mindernden -
wenn auch für fich betrachten liebenswürdigften -- Chamiffo erinnert?
Sind denn diex jeder einzeln genommenh fehr erquicklichen und vielfeitig-
gefchliffenen Muffetx Gautierh Nervalx Nodier ufw. fit-eng genommen
mehr als der herrlich vielfiimmige Chor „auf allen Zweigen‟„ wenn die
Schatten der Balzach Stendhaly Marimee riefig anfieigend heraufkommen?
Man muß gewiffermaßen „Zeit und Luft" haben- wenn man die „mit erfien
Kräften befelzten‟ kleinen Rollen und Chargen der Weltliteratur fiudieren
mag: den Schritt der großen Darfieller hört jedermanm und wenn ihn
Laufende nicht hörenh er hat doch unverlöfchbare Spuren geprägt- über
die achtlos zwarh doch nicht unverfehrt diefe cTaufende ihr Alltagsleben
forttreiben bis ans anonyme Ende der Mifere. Einen Hoffmann löfeht man
nicht aus dem unftillbar fchwirrenden Gemengfeh das die deutfche Geifier-
atmofphäre befiimmt. Für hundert andre„ guteh beffreh befte kannh von
fern gefchäßt/ ein andi-er eintreten; Hoffmann i| ein unerfeßlicher Faktorh
wie Leffingh wie Kantx wie Goetheh wie KleifiF wie Schopenhauerh wie
sli?r1gner„l';>öltyx Wieland- Voß Lenzh SturßSchillerh Fichte-HippelhSchleier-
macher- Varnhagen- Platenh Hebbelx Ludwigh Grillparzer ufw.: foviele
Namen foviele ftark ertönende Saiten. Aber „wie der Sterne Chor um
die Sonne fich fiellt'ß umgeben die kleinen abfoluten Fürfien den jeweiligen
„Herrn der Welt“. Und- wie gefagt- nur blinder Unverftand oder fehendex
aber geblendete Bosheit haben E. T. A. Hoffmann aus der Reihe der
g r o ß e n E i n z i g e n verdrängt im dumpf ftaunenden Ehrfurchtsbewußt-
fein feines Volke-3.1)

1) Freunde meiner nicht jedem genehmen Arth zu fehen und zu fchil-
dernh darf ich hier auf meine Einleitung zu Mar Heffes neuer
Ausgabe von Hoffmanns „A u s g e w ä h l t e n W e r k e n“ (Leipzig
1908) verweifenx durch die meine ältere Hoffmann-Skizze („Dichtung'ß
Bd. RL]x Schufier & Loeffler- Berlin 1906) überholt ericheint. Angenehmfie
Pflicht des gerne gönnenden Genießers aber ifi es mir- vor allem an die
monumentale Gefamt-Ausgabe von Hoffmanns Schöpfungen zu erinnernh
die Carl Georg von Maßen (ohne die von Hans von Müller irr-
tümlich angenommene Mitarbeit von Franz Blei) bei Georg M üller
in München feit einem Jahre bedächtig fördert: der 3. und 4. Band find
uns für heuer verheißen.

Wir werden um Veröffentlichung des folgenden Aufrufs erfucht:
Wienj im April 1909.
Der Stadtrat der Reichshaupt- und Refidenzftadt Wien hat den Be-
fchluß gefaßtj das Andenken des größten öfterreichifchen Dichtersj F r a n z
Grillparzersj durch die Veranftaltung einer würdi-
gen kritifchen Ausgabe feiner fämtlichen Werke zu
ehrenj und hat den Profeffor der deutfchen Sprache und Literatur an der
deutfchen Univerfität in Prag„ 1): Auguft S a u e r j den bewährten Kenner
von Grillparzers Leben und Werkem mit der Herftellung diefer Ausgabe
betrauß die im Verlage der Buch- und Kunfihandlung Gerlach a Wiedling
in Wien in 25 Bänden erfcheinen wird. Sie foll neben allen abgefchloffenen
dichterifchen und profaifchen Arbeiten auch die Entwürfe und Fragmentg
die Studien und Tagebüchen die Briefe von dem Dichter und an ihm endlich
die von ihm verfaßten Aktenftücke in umfaffender Weife vereinigen.
Zur Vervollfiändigung des in der Wiener Stadtbibliothek bereits auf-
gefammelten bedeutenden Handfchriftenfchaßes wendet fich der Unterzeiäy-
nete hiermit an alle Befißer von Handfchriften Grill-
p a r z e r s h insbefondere an alle Bibliothekenj Archivej Theatey Vereine„
Verlagsbuchhandlungenj Autographenfammlungen ufw. mit der ergebenen
Bittej dem Herausgeber alles zerfireute einfchlägige Material gütigfi zu-
gänglich zu machen. In Betracht kommt alles„ was fich von Grillparzers
Hand erhalten hay unter anderen die vielen Stammbuchblättey Sprüche„
Epigramme„ Widmungseremplare feiner Dramen oder feiner Porträte in
Privatbefißz ferner Druckeremplare feiner Werke„ in welche er Verbeffe-
rungen eingetragen haty Bücher oder Manufkriptez welche er mit Bemer-
kungen verfehen hat; auch f cheinbar wertlofe Aufzeichnungenj felbfi
wenn fich ihr Inhalt zur Veröffentlichung nicht eignen follte„ können unter
Umfiänden in größerem Zufammenhang Bedeutung gewinnen; ferner alte
Abfchriftenj die auf Grillparzers Originale zurückgehem ältere Theater-
manufkripte feiner Dramen(handfchriftliche Sammlungen feiner Gedichte
und Epigrammß Briefe an ihn oder über ihn und feine Werkej Dokumente
über fein Lebenj Dekrete„ Kontrakte ufw.; auch feltene Druckej befonders
Einzeldrucke feiner Gedichte, Endlich werden auch bloße Hinw eif e
auf erhaltene Handfchriften oder verfieckte Drucke erbeten.
Die Zufendung von Handfchriften wird an die Direktion der Wiener
Stadtbibliothek (Wien H Rathaus) erbetenj wo für feuerfichere Aufbewah-
rung und pünktliche Rückfendung fowie für Vergütung der Kofien Sorge
getragen wird. Sollte fich die Verfendung der Originale als unmöglich
erweifem fo werden möglichfi genaue (am befien photographifche) Kopien
erbeten.
Jede Förderung der Ausgabe wird in diefer dankbar verzeichnet werden.
l): KarlZLueg er.
Bürgermeifier der k. k. Reichshaupt- und Refidenzfiadt Wien.

Erklärung' ' * .

Erklärung.

Da ich erfahren habe. daß durch meine Äußerung im Aprilheft diefer Zeitfchrift. welche aua) im ..Berliner Tageblatt“ übernommen wurde. große Mißverftändniffe entftanden findt möchte ich ausdrücklich betonen. daß die Worte „das Schwer-fie zugefügt wurde. was einem Vater von feinem Sehne zuteil werden kann‟ fich nicht auf einen meiner beiden lebenden Söhne (Henri und Govert) beziehen,

J. H. van 't Hoff.

Redaktion: br. Max Osborn. - Verantwortlich für den Inhalt: Or. Eure Radlauer; für den Inferatenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin,
Verlag „Nord und Süd“7 Berlin W. 357 Schöneberger Ufer 32 (S. Schott: [aenders Schlefifche Berlagsanfialt G. m. b. F9.- Berlinj Breslauj Leipzig).
Zufchriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennamens erbeten, - Druck; Schlefifche Buchdruckerei v. S. Schottlaenderf A.-G„ Breslau lllf Siebenhufenerftraße 11-15.

Mufik-Beigabe
Zeliger Glaube,
816888c1 [With.
.
Lnglißti "mäß d] dai-8 0. Z. Zain. - ?WUK [Lies, 0p.4]. x9 1.
Zebr- |nn38am anti innig,
(>-
Zingstimmo.
Wenn ich mein biet] in 76.110n [ei8' bin .cin-ge in (lie
SIe-i mc! t'n - m Me War-tt? nr'xnt. / ringen-*WF wre/t
pianoi'orte.
mein hielt, tina ich für
/F .fee-m..- m n-r'nx 77.8-
gen um] l'in- ken mi.- cite
/07- WW' .rmx-.*- /oo/e trau-y-
l-:nxkl-.l- vom'. copfitgm MIZ d7 'kitc- kl', "uns ‟usw 0' [Zoltan,
['0pz-1-txlit '>95 '1)' kite. Q [iz-ter, ltr-ritt. 't 53“ L
Alt guttser Irlaudnta aeg Verlagen ron Liter Ze [Li-ler, Berlin.

l

77
Item-118 nu, .Fa gebt ein fliiZ - term! Wet-'o __ (lui-ed [Zaum um]
Geert-m' ue, We* Greys-ex â€œFF-XF - Ner- wu'. Fe 7:/ May
W_
Ziraued, .* icli .iich cim-1 in cler 8tj. - - -
mo, _/m' Mer, ..Fu-F .tk-'Mert Mut MM. W _
[o geburt . [uli lau-sene bin.. (iu ist's '..in lim-eb,
Maul-("ec /rnmt- Furt Wen F Fee-t o NWZ-.Nice nix-tt, -
mon-MF()
.7.,
Wxy-y- W ./-R e j..-
"4'.
'*7
x.-
iiu ist's ein l-[uueb (ier mit 1110 ' - pen schliesst, .j
n Free-eure nrZ-Ft, F .rear-rc- 6/ * .eu-Net *",
(1.57... e.

ern-nx WWF-ne*
.C
, ale hÃ¤t-test ein wir plÃ¶tnliob
Fs* 071 'nx tree Ute Feuers-ane.;-
fort,
ste,
_nee-N exe-.ert
Mekka 7-77.
hlun . s0 fort. blun- ile fort (Join [..ie-i* ge
.ee-ent fe Feet, F .reer-r m Fee/ ene-e 'mF-e- My
ene/te rtr.
n Fee-9M
(0. Walz-drok-Ztieler.)
W,
[[531. T 811c'. uns ori-el; 'an ECW-e'. k'ipxig.

ZweiteZ Qlüelc.
(Knox [Bitter.]
x ,
_ Tarnung '0a Ztrauss, 0x'. TA? 1.
Langsam, im Voller-.tom , . _.
8in38tirnme,
kin ' Zlürn - [ein '["ag
Manier,
ers-.eck . _ . . . z _ - _ - - . - - _ .
'leg 8ten need "lern klebt 5e
kW. Y BF,.-
coyzkmk- too. d7 fletnrickrsbnken'. reer.; b'. rl. 'ons
W_ niit (Junger;LrlaubnlsDesZllerlagee .,l-leinrledsboleo“ jnZILasaedur-g,

'er - steckt. bir-st 3.13 cler ' edel dlaozlcer
8nd] :i (lie (ii-ii - ser rings
er
a., -
.* - . . . _ . _ euren,
Zen - - nen - set-ein - kÃ¼sst,
Zebr langsam.
von! a - der rie]
marc-cala
LF. '08|
U.

Zu den Mufikbeigaben.

Franz Ries und Edmund von Strauß.

Man fol(uns nicht vorwerfen dürfen. daß wir bei der Auswahl der Mufikbeigaben einfeitig verfahren oder wenigfkens überwiegend Komponiften mit einer durchaus fortfchrittlichen Richtung bevorzugen. Auch foll uns der Vorwurf nicht gemacht werden können. daß die gebotenen Lieder meifi nicht leicht zu fingen und auch fchwer zu begleiten find. Darum haben wir für diefes Heft gleich zwei Lieder gewählt. welche durch ihre Einfachheit und vornehme Melodik ficherlich bei dem größten Teil unferer mufikalifchen Lefer. vor allem den fingenden. von vornherein großen Anklang finden werden.

F r a n z Rie s gehört fchon feit vielen Iahren zu den beliebtefien Liederkomponifienz ,fchon längfi hat fich das Bedürfnis herausgefiellt. feine mannigfachen Lieder dem Publikum in einer zweibändigen Ausgabe und zwar fowohl für hohe als auch tiefe Stimme zugänglich zu machen. Sie find fämtlich. ob fie nun heiter oder melancholifch oder gar traurig und ernfi find. durchaus ungekünfielt und geben die Dichterworte in völlig erfchöpfender Weife mufikalifch wieder; immer find fie melodifc'h gehalten. niemals deklamiert die Singftimme bloß. während dem begleitenden Klavier die Hauptrolle zugewiefen ift. Befondere Beliebtheit haben ..Wiegenlied“. ..Am Rhein und beim Wein“. „Wo Du hingehfi“ und „Wandervögel“ gewonnen.

Vornehm und edel find auch iiberhaupt die Kompofitionen von Franz Ries. der fich befonders an Beethoven und Schumann gebildet hat. ohne jedoch deren fklavifcher Nachahmer zu werden. Am meifien bekannt ifi er durch feine vier „Suiten für Violine und Klavier“ geworden. in denen er in der denkbar gliicklichfien Weife die alten Tanzarten dem modernen Gefchmack anzupaffen verfianden hat. In der erfien Suite in G-Moll war es namentlich die Gavotte. die in allen nur möglichen Arrangements Verbreitung fand. Die zweite Suite in F-Dur. die Ries fiir feinen Freund Sarafate

gefchrieben hat. zeichnet fich durch
eine herrliche Sarabande. eine reiz-
volle Romanze und ein höchft prik-
kelndes und effektvolles Scherzo aus;
das hier abgedruckte Lied „Seliger
Glaube“ klingt übrigens etwas an
Stellen in dem Kanon diefer Suite
an. Am populärfien wurde die dritte
Suite. die in fafi 50 000 Eremplaren
Verbreitung gefunden hat und zum
Repertoire jedesGeigers noch immer
gehört; ganz befonderer Beliebtheit
l l
x
"c-
.1?"
-977
*x K. q
6

_
erfreuen fich daraus namentlich die
Gondoliera und das Vorm-.toom
mebile. Mufikalifch noch feiner 'und
gewiffermaßen die Krone des kom-
pofitorifchen Schaffens von Franz
Ries ift die vierte Suite in D-Mollz
die zu dem Beften gehörth was in
den letzten fünfzehn Jahren für Vio-
g gline gefchrieben worden ifi. Recht
,'-bemerkenswert ift auch das form-
vollendete und inhaltreiche Quintett
von Franz Ries in C-Moll für zwei
Violinen- zwei Bratfchen und Violon-
cellh das herrliche Variationen und
ein fehr wirkfames Scherzo enthält.
Gern gefpielt wird auch fein zweites
Streichquartett in B-Dur. Recht
beliebt ift auch fein „Schlummer-
lied“ für Violine, Unter dem Namen
„Albumblätter" hat Ries auch eine
Reihe meifi bis dahin unbekannter
Stücke älterer Komponifien in einer
oft recht freien Bearbeitung für
Violine oder Bioloncell mit Klavier
. herausgegeben. Einige diefer Stücke
haben fich fehr eingebürgertx fo z. B.
die Aria von Tenaglia„ an der das
Befie aber von Ries felbf't herriihrt.
Er entfiammt der bekannten
Mufikerfamilie, Am 7, April 1846
ift er in Berlin als Sohn des in
hohem Alter 1886 verftorbenen Kgl.
Konzertmeifters Hubert Riesh der
einer der bekanntefien Schüler von
Spohr war„ geboren; er ifi ein Neffe
des berühmten Beethovenfchülers
Ferdinand Ries. Bis zu feinem
zwanzigften Jahre bildete er fich bei
feinem Vater zum Violinfpieler aush
während er gleichzeitig bei Friedrich
Kiel Kompofition ftudierte. llm die
letzte Weihe für das Virtuofentnm
zu empfangenh ging er 1866 zu
Maffart und Vieurtemps nach Paris;
am dortigen kaiferlirhen Konferoato-
rium erhielt er 1868 einen erften
Preis und trat dann als Bratfchifi
in das Streichquartett von Vieur-
temps einx in dem gleichfalls Künftler
erften Range-:h nämlich Marfick die
zweite Geige und Jacquard das
Violoncell vertraten. Durch den
deutfch-franzöfifrhen Krieg löfte fich
diefes Quartett auf„ doch blieb Ries2
der nach London überfiedelte„ weiter
in den freundfchaftlichfien Beziehun-
gen zu feinem Lehrer Bieurtemps
und deffen Familie. Als er gerade

auf der Höhe feines künfilerifchen
Rufe als Geiger angelangt warh
zwang ihn leider ein nervöfes Finger-
leiden an der .linken Handh dein
Virtuofenberuf im Jahre 1873 vor
der Zeit zu entfagen. Da er fich nicht
ausfchließlich der Kompofition er-
geben- _wollte„ weil ibm Bielfchrei-
berei verhaßt war„ ließ er fich 1874h
um auch feine zahlreichen Verbin-
gungen mit der Künftlerwelt aus'-
zunulzenh in Dresden als Mufikalien-
händler nieder und widmete fich be-
fonders dem Verlag. Zehn Jahre
fpa'ter vereinigte er fich in Berlin
mit feinem Freunde Hermann Erler.
Beide haben es verftandenh die Firma
Ries & Erler zu folcher Ausdehnung
und folchem Anfehen zu bringenh daß
fie unftreitig" zu den erfien Berliner
Verlagshäufern gehört.
Verhältnismäßig wenig ift E d -
mund von StraußalsKom-
ponifi bisher bekannt geworden; er
hat bisher ausfchließlich Lieder und
einige Duette veröffentlichth die größ-
tenteils bei Heinrichshofen- dem
großen Magdeburger Mufikverlegerz
aber auch bei KahntNachf. in Leip-
zig nnd Ad. Fürftner in Berlin er-
fchienen find und gar nicht felten
Konzertprogramme zierenf Sein
hier abgedrucktes „Spätes Glück"
ift ein herziges„ inniges Volkslied„
7

Zu den Mufikbeigaben
wie es eben nur ein gemütvoller
Ofterreicher fchaffen kann. Ed-
mund von Strauß if't am 12. Auguft
1869 in Olmüiz als Sohn eines Offi-
ziers geboren und hat feine Kindheit
und Studienzeit in Wien zugebracht.
Mit der-Familie des Walzerkönigs
Strauß ift er aber nicht verwandt.
Urfprünglich hatte er die AbfichtF
Chemiker zu werdenj widmete fich
aber dann unter dem Einfluß von
Hans von Bülow und auf Anraten
Hans Richters vollfiändig der Mufih
und zwar zog ihn die Oper in erfter
Linie an. Als Korrepetitor begann
er feine Laufbahn an der Wiener
Hofopety wurde dann Kapellmeifter
in Prag„ Lübeck und Bremen und
hatte 1902 das Glüch an das Berliner
Opernhaus berufen zu werden wo
ihm zum Unterfchied von Richard
Strauß „dem Großen" der Spitz-
name „der blaue Strauß“ gegeben
worden ifi. Dank feiner großen Ge-
wandtheit ift er hier fchon oft der
Retter in der Not geworden und
hat für einen erkrankten Kollegen
fo ficher den Taktftock gefchwungenj .
als wenn er das Werk felbfi ein-
f'tudiert gehabt hätte. Die befte An-
erkennung feiner Dirigentenkunfi i|
die Tatfache„ daß das berühmte Ber-
liner philharmonifche Orchefter ihn
nach dem Tode Rebiczeks durchaus
zum Dirigenten wählen wolltej doch
hat fich Edmund von Strauß nicht
entfchließen können der Tätigkeit
an der Oper Valet zu fagen. Es
müßte wunderbar zugehenj wenn
er uns nicht eines Tages mit einem
eigenen dramatifchen Werk über-
rafchen würde.
Wilhelm Altmann.
Redaktion der Mufikbeigabe: Kurt Fliegeh Berlinf Kurfürf'tendamm 136,

eme,
erlagNorö unüSühGwbNÖet-[Fn
*kette-kung fijröe'n (Buchhanöel:
SSOolllaenöerYchlc-[Yetlagsanfialt
3?. Jahrgang Band 129 Juni 1909 Heft 387

.O' an Ã¼erneuenKun vereint' un'
&VfL-F ing-Gekellï¬'hufjl? g g
un/Ã¶Weffing-Hochfchufe SuSe-[fire.

Alfred Klaar:

Paul Lindau.

Paul Lindau bereitet uns eine Geburtstagsüberrafäfung. Er wird
am 3. Juni fiebzig Jahre alt. Es fchcint paradox; aber das Konver-
fationslerikon hat es beftätigt. Es ift urkundlich nachzuweifent und fo
tritt es in unfer Bewußtfeinz aber nicht in unfere Anfchauung. Mit
feiner Fülle von Talent und Spannkraft hat uns Lindau freilich daran
gewöhntt ihn immer wieder etwas werden zu fehent was man juft nicht
erwartete. Und auch wenn man nicht bloß zähltz fondern wägt und die
Bibliothek überblictt- die unter dem Namen Paul Lindau der deutfäfen
Literatur einverleibt iftf fo muß man fich fagen: in kürzerer Zeit als in
fiebzig Jahren war das nicht gut zu mamen. Dennoch wehrt fich die
Vorftellung in heiterem Widerftande dagegen.

Eines fieht felt: den Altersgeruch der Siebziger wird diefer Ju-
bilar nicht annehmen; eher wird er die Siebziger in den Verruf der
Jugendlirhkeit bringen. Die Elaftizität feines Naturells hat fich mit den
Jahren eher gefieigert als abgefchwächt. Gerade in den letzten andert-
halb Dezennien hat fich fein Können in neuen Richtungen entfaltett ohne
in den alten nachzulaffen: zum Epiker und Effayiftenz zum Publiziften
und Satirikerz zum Dramatiker und Kritiker trat der praktifche Drama-
turg hinzu - alle organifch verbunden in einer Perfönlichkeit von rafäfer
und kräftiger Initiative in einer Naturz der Produzieren und Unter-
nehmen fo viel wie Leben bedeutet, in einem bewundernswert frifchen
Temperamentt dem Genuß und Arbeit ineinander ftrömen und zur
Einheit werden.

Wenn ick» da ich diefe Zeilen niederfchreibe„ einen Blick
auf das Bildnis Lindaus werfet das den Lefer diefes Heftes grüßtt
fo fpricht mich vor allem ein charakteriftifcher Zug an: die Anfpannung
des WefensF die volle Hingebung an die lebendige Aufgabe. Das Bild
zeigt ihn am Schreibtifch bei der Arbeit. Das merkwürdige Profil des
leiiht gebeugten Kopfes» das durch Zeichner und Karikaturiften typifch
für die Gefichtsbildung des modernen Intellektuellen gewordent fcharf
herausgehoben in der Liniet die gewölbte hohe Stirne unter dem zurück-
geftrichenen gekräufelten Haar, die Schläfe mit dem für geiftige Arbeiter

bezeichnenden Adergezweige. die vorfpringende Nafe mit dem keck auf-
gefeßten Kneifer. das gefenkte. ganz auf das Papier gebannte Auge
belebt vom Ausdru> der Klugheit und Satire. aber urn die vollen Lippen
unter dem bufchigen Schnurrbart ein Lächeln der Welt- und Selbfk-
vergnügtheit. der Freude am Einfall und Schaffen. das fich behaglich
über das kurze Künftlerkinn weiter verbreitet. Der Gefamteindrutk:
ein durchgeifiigtes Temperament. ein angefpannter Drang zu äußerem
und innerem Leben. die Vollkraft eines Naturells. dem die Produktion.
das Erfaffen des glücklichen Moments. durch alle Adern und Nerven
fprüht- .
Auch wenn mir nicht die weit zurü>reichende Erinnerung zu Hilfe
käme. ich würde in diefem Bilde jenen Paul Lindau erkennen. der fich
vor mehr als vier Jahrzehnten in kecken und glänzenden literarifchen
Waffengängen die erfken Sporen verdiente und bald darauf als Ritter
ohne Furcht und Tadel in deutfchen Landen gefchäßt und gefeiert war.
Nur ein paar Fältchen der Reife und Milde. die man freilich niaft miffen
möchte. hinweggeglättet-*und die Geftalt des ..harmlofen Kleinftädters“.
des fröhlichen Künders „literarifcher Rückfichtslofigkeiten". des tempera-
mentvollen Satirikers. deffen treffender und doch vornehmer Spott. deffen
kecker und doch niemals dünkelhafter Ton der Überlegenheit. deffen herz-
liches. befreiendes und verföhnendes Lachen in Nord und Süd wider-
klingt. fieht in voller Jugendfrifche vor uns. Welt- und Selbfikenntnis
haben den Ausdruck gemäßigt. die innere Erfahrung. das reiche Erlebnis
des Schaffenden. den frifchen Mut noch tiefer durchgeifcigt - aber ge-
fpreizte Würde ift diefem Wefen fo fern geblieben wie Weltmüdigkeit
und peffimiftifche Ernüchterung: die Pulfe fchlagen fo kräftig. der Sinn
ift fo beweglich und weltfreudig. die Luft an der Welt und an der Arbeit
fo lebendig und das Lachen fo hell und rein. wie in den Tagen der
erfien munteren- Kämpfe. in denen fich der Werdende und Reifende den
Boden für ein frohes Schaffen erftritt.
Paul Lindaus Eintritt in die Literatur. den wir heute fchon in hifto-
rifchem Lichte fehen. fällt in eine ernfte. große übergangszeit. Der junge
Doktor aus Magdeburg. der zur Ausprägung des geiftigen Berliner-
turns von heute fo viel beitragen follte. entwickelte fich unter dem Ein-
druck jener großen deutfchen Politik. die in rafch fortfchreitender Eini-
gung alle Bedürfniffe eines nationalen Kulturfkaates neu ins Bewußt-
fein rief. Zwifchen den Kriegen von 1866 und 1870. in den hoffnungs-
vollen Tagen des Norddeutfchen Bundes. in denen fchon die große Linie

Deutfchlands gezogen war und nur noch der Ergänzung harrte. in diefer
bewegten Zeit. in der zugleich mit der Werdefreudigkeit eine Fülle neuer
Kulturbedürfniffe die Geifter bewegte. trat der Publizifi Paul Lindau
mit den kecken Schritten eines Leichtbewaffneten. der indes feiner Kraft
und feiner Wehr licher war. auf den Plan der Öffentlichkeit hinaus.
Es ift eine intereffante Beobachtung. daß um jene Zeit die poetifchen
Siegesklänge. die Tyrtäusfänge. fo ehrlich und kräftig fie fich vernehmen
ließen. nicht den Oberton in der Literatur behaupteten. Ein Drang zur
Wirklichkeit des Erfolges. zur Realität nationaler Errungenfchaft. zum
greifbaren Ziele hifiorifcher Sehnfucht war über das träumerifche und
hochgeftimmte Deutfchland gekommen; die Romantik. die die Sehnfucht
genährt hatte. wurde von der Nachdenklichkeit. die fich des Erreichten
verfichert. abgelöft. Nicht der fchwärmerifche Traum. fondern die Be-
friedigung langgehegter Bedürfniffe. die Forderung realer Kraftergeb-
niffe. ein zielbewußtes. in die Wirklichkeit greifendes Wollen. fiand im
Vordergrund des Lebens und der Literatur. Der norddeutfche Boden.
von dem die große Bewegung ausging. war überdies der der überliefer-
ten Kritik. der prüfenden Klugheit. die auch vor Nüchternheit nicht
zurückfihrickt. wenn es gilt. aus chaotifchem Nebel das Pofitive und
Dauernde herauszugeftalten, So weift das journalifiifche Spiegelbild
jener großen Zeit eine merkwürdige Mifchung der Stimmungen und
Eharakterzüge auf ; in dem großen ausfchlaggebenden Teil der Preffe. der
fich mit ganzem Herzen an die neue Entwickelung hingibt. finden wir
neben der berechtigten Emphafe des neu erwachten Nationalfiolzes eine
fatirifch-kritifche Richtung. eine von dem Gefühl der Sättigung weit ent-
fernte. ftachelnde und auffordernde Tendenz. Alle vorgefchrittenen Geifier
fühlen die Verpflichtung. die die Vornehmheit des bewunderten Sieges
in fich fchließt. alle. denen Nationalität mehr als Name. gemeinfame
Sprache und ftaatsrechtliche Form ift. feßen fich nach verfchiedenen Seiten
hin für den inneren Ausbau des neugewonnenen nationalen Gefamt-
lebens ein. allen literarifchen Kulturbildnern von ernfier Veranlagung
fchwebt das Poftulat vor. daß der große Moment kein kleines Gefchlecht
finden darf.
Die Gefchichtfchreibung atmet nicht den Geift einfeitiger Befriedi-
gung. fondern mahnt mit taciteifcher Strenge - man denke an Treitfchke
-- zur Selbftprüfung. das wirtfchaftliche und indufirielle Leben kämpft
um die Entwickelungsbedingungen einer großen Kulturnation. die Politik
tritt fofort an die Frage heran. wie das nach langer Zerfplitterung zu-

fammengefaßte Volk nach innen geeinigt werden kann. und wird fozial.
die Sprecher der allgemeinen geiftigen Bedürfniffe dringen auf einen
größeren. freieren. ftolzeren Zug des gefellfchaftliäien Lebens und üben
unbarmherzige Kritik an allen Überbleibfeln des Kleinftädtifchen und
Kleinftaatlichen. am leicht befriedigten Philiftertum. und an der an-
fpruchsvollen Scheinbildung. Die Kräfte im Innern follen an der Be-
deutung. die Deutfchland nach außen gewonnen. gemeffen werden und
wachfen. die Konzentration aller großen Befirebungen foll zu einer welt-
ftädtifchen Entwickelung der Reichsmetropole führen. Das ift die geiftige
Atmofphäre. in die der junge Iournalift Paul Lindau. der als Redakteur
der Düffeldorfer und Elberfelder Zeitung früh den lebendigften Hauch
der Aktualität verfpürt hatte. eingetreten war. und in der fein beweg-
licher Geift. dem die Waffen frühreifer Bildung und fchlagfertigen Wißes
zur Verfügung ftanden. die Anregung zu einer funkelnden und fprühenden
Entfaltung der Satire fand.
Das Feld für folche Wirkfamkeit war nicht geebnet und bequem dar-
geboten; die altehrwürdigen Stätten literarifcher Erwägungen. deren
Ergebniffe langfam durchfickern. waren keine Tribünen für die fcharf-
geiftige Anregung. die an die Bedürfniffe des Tages anknüpfte. und für
die fchneidige Kritik. die fchlagfertig ins Leben eingreifen wollte. Auch
forderte das neue Reich neue Zentralftätten der erweckten Geifter. neue
Warten für den Überblick, Lindau war auf diefem Felde von unermüd-
licher Initiative. und er war darin glücklich und erfolgreich. weil er
Form,und Inhalt zugleich gab. weil er nicht auf Andere wartete. die
fpreäjen follten. weil er vielmehr felbft etwas zu fagen hatte. Eine Reihe
von Revüen. wie der „Salon“. fpäter die „Gegenwart" ufw. entftand
rafch auf feine Anregung oder durch feine Mitwirkung. und in diefer
neuinfzenierten Preffe war er felbfl der Protagonift. der erfte Sprecher,
Dabei vereinigte fich die perfönliche Note. die felbft für das ftumpfere
Ohr aus der Eigenart feiner humoriftifchen Kritik hervorfpang. mit der
Sachlichkeit des älteren Idealjournaliften. der immer feltener. ja mythifüi
werdenden Bolznatur. die in der Freude am Wirken die Sorgen um den
Namen vergißt und den Krampf des Ehrgeizes fernhält; der ..harmlofe
Kleinftädter" wurde in deutfchen Ländern populär. wo man den Namen
Lindau noch nicht kannte. und erft die Unvorfichtigkcit eines Leipziger
Profeffors und ,.Pladeniden“. der die Schläge der literarifchen Geißel.
die er empfangen. durch eine Anzeige bei Gericht beftätigte. veranlaßtc
den geifivollen Sclyalk. die Maske zu lüften und zugleich mit Nam'

und Art das Geficht des ernften Literaturrichters der Öffentlichkeit zu weifen.

Auch heute noch empfindet man. wenn man die „Literarifchen Riick-fichtslofigkeiten“ und „die Briefe eines Kleinftädters“ zur Hand nimmt - alle diefe frifchen Strömungen gehaltvollen Wißes haben fich längft zu Büchern kriftallifiert -- helle Freude an der Eigenart humoriftifcher Auffaffung. an der herzlichen Munterkeit des Spottes. an der Selbft-ironie. die die Schärfe des Wißes mildert. und an der Gewandtheit und Sicherheit der ftiliftifchen Griffe. die einen ausgefprochen kiinftlerifchen Zug in die Polemik hineintragen. Manches Motiv des Spottes ifi frei-lich überwunden. manche fatirifche Bemerkung gegenftandslos geworden. und manchen lecken Fechterftreich des jugendlichen Armes. in dem der übermut juckte und zuckte. findet der Lindau von heute wohl felbft zu heftig und zu leidenfchaftlich. Aber der Grundton berührt heute wie ehedem mit der Kraft des Temperaments. die künftlerifche Form der Polemik. deren beabfichtigte Leichtigkeit von feinem Gefchmack beherrfcht ift. gefällt und erfreut. und was noch mehr bedeutet. man fühlt mit Genugtuung die innere Tendenz heraus. die für die Zeitgenoffen etwas Befreiendes hatte. und die für uns gefchichtlich wertvoll und intereffant geblieben ift.

Die befondere Begabung und literarifche Miffion Lindaus. die fich fpäter fo vielfeitig entfalten follte. fteckt. knofpenhaft gefchloffen. in diefen fatiri-fchen Blättern. die damals berechtigtes Auffehen erregten. In der Fehde lag die Anregung. in der Polemik der geftaltungskräftige Wunfch.

Der junge Draufgänger hielt den kampfesfrohen Bli> vor allem auf das Kleinliche und Verfchränkte. auf das Enge und Kulturfremde. auf das Armfelige und Mechanifche eines großen Teiles der deutfchen Gefell-fchaft gerichtet. Die kräftigften Hiebe führte er gegen eine matte. felbft-zufriedene Konvention. gegen Autoritätendünkel. vordringliche Eitelkeit. philiftröfe Leichtgläubigkeit und eine kindifche Modewut. die fich mit dem Schein der Kultur brüftete. Hinter allen Angriffen wirkte das lebhafte Verlangen nach einem erhöhten Weltgcfühl. nach einem freieren. kräf-tigeren Bewußtfein des Bürgertums. naäj einer wahrhaftigeren. reicher und ftolzer entwickelten Gefellfäjaft. Keine Frage. daß dabei die franzö-fifche Anregung in Lindaus Entwickelung von maßgebendem Einfluß war: er gehörte zu jenen klugen Geiftern. die an dem auf dem Schlachtfeld be-fiegtcn Feinde die erftrebenswerten Vorzüge einer mehrhundertjährigen. organifch entwickelten Kultur nicht verkannten und die fozialen Bedin-gungen und freieren Formen einer derartigen Entwi>elung fiir ihr Vater-

land erfehnten. Frankreich hatte ein Zentrum- in dem alle Kräfte zu-
fammenfloffen und alle höheren geifiigen Bewegungen in einander flute-
tenz hatte eine Gefellfchaft- die fich fühltet die für die Weltkultur den Ton
angab, die in der Ermutigung aller emporfirebenden Kräfte eine Miffion
fahr und die fich in der Literatur ftolz befpiegelte. Es war nicht un-
patriotifcht vielmehr zwe>bewußt und ehrlich nationalz dem geeinigten
deutfchen Volk, deffen ungeheurer geiftiger Reichtum vielfach in gelehrten
Schlachten vergraben lagt deffen kulturfrohe Lebens- und Wirkensfreude
fo mannigfach durch kleinftaatliche Entwickelung gehemmt wart eine ähn-
liche Zufammenfaffung der Kräfte- eine gleiche Entwickelung der Gefell-
frhaft tadelndt fpornend und anregend erkämpfen zu wollen. Durch einen
großen Teil der Literatur nach 1870 geht diefer Zug hindurchf und Lindau
ftellte fich früh in den Vordergrund diefer Bewegung. Und es war nicht
möglich diefen jungen geiftvollen Mahner und Spötter zu den Pamphle-
titten zu werfent über die die felbfibewußte Würde zur Tagesordnung
übergeht. In Lindaus Streitfchriften lag ein ftarker Bildungs- und Kul-
turgehalt geborgenz der die Tüchtigen erfreute und die Achtung der
Wiffenden erwarb. Wenn die Satire wie die Vornehmheit verpflichten
fo hielt diefer junge Kampfhahn das Wort indirekter Verheißung und
zahlte die Schulden feines Spottes. Wer ihn als Libertin der Literatur
über die Achfel anfehen wolltez mußte bald zugeftehnt daß hier ein Voll-
bürger des Schrifttums Gericht übt-ez daß der fchlagfertige Beobachter die
Mühe des Forfchens nicht fcheute, und daß die rafche Produktion die
Gründlichkeit nicht ausfchloß. Der Entlarver falfcher Autorität erwarb
fich felbft als Literaturforfcher Anfehen und Geltung. Bezeichnender-
weife vor allem auf dem Gebiete franzöfifrher Dichtung, die er in ihren
beften Erzeugniffen liebt- wie eben nur ein Deutfcher fremdnationales
Schrifttum umhegen und erfaffen kann. Bald dankte man ihm vor-
treffliche Auffäße über die franzöfifche Literaturt Moliereforfchungenf die
namentlich über das perfönliche Leben und Leiden des großen Komiker-s
neues Licht vet-breitem und ein prächtiges Buch über Muffett das den
heineverwandten franzöfifchen Lyriker unferem Gefühl und Bewußtfein
näher brachte. Aber noch in anderen wichtigerer Weife beglaubigte fich
der erfolgreiche Spötter als aufbauende Kraft: aus der künfilerifch ge-
adelten Tätigkeit des Journaliften wuchs die dichterifche Produktion
hervor.
Die journaliftifche Satiret die rafth bereit gegen die auffälligften
und aktuellften übelftände ankämpftf hat viel vom Negativ der Photo-

graphie. Unter der erfien Einwirkung des Lichtes heben fich durch die
Macht der Ironie die Flecken hell heraus. wird das Dunkle hervorfiechend.
vollzieht fich eine charakteriftifche Verkehrung. die doch für jeden kundigen
Blick etwas Treffendes und Unmittelbares hat. woran man das Wefen
der Dinge erkennt. Ihre Farbe und ihre lebendige Bewegung aber tritt
er| im Pofitiv hervor. das in der Dunkelkammer. ähnlich wie mancher
Blütenkeim im lichtlofen Boden. eine Weile ruhen muß. um fich zu ent-
wickeln. Lindau hat bald aus dem Negativ feiner journaliftifchen Po-
lemik das Pofitiv der dichterifchen Geftaltung hervorgerufen. Aus dem
vielbewunderten Feuilletonifien wurde zu Beginn der fiebziger Jahre der
gefeierte Dramatiker. An den erf'ten feingefiimmten Verfuch. das Schau-
fpiel „Marion". fchloß fich die Komödie ..Maria und Magdalena". die im
rafchen Zuge des Erfolges alle deutfchen Bühnen für fich gewann. Der
Ubergang aber war ein durchaus organifcher. Es fehlt in der Literatur
nicht an Beifpielen dichterifiher Kräfte. die die Laft journaliftifcher
Tagesfron von iich werfen. um recht im Gegenfaß zu ihrer bisherigen
Tätigkeit fich zu weltfremder und zeitferner Produktion zu fammeln.
Nicht fo Lindau. Er gehört zu den glücklichen Naturen. in deren Ent-
wickelung ein ausgefprochener Zug der Einheit waltet und den Frohmut
des Schaffens begünftigt. Der künftlerifche Zug. das ausgefprochene
Stilgefühl. der Sinn für die Anmut der gefchloffen-en Form betätigte
fich fchon im journaliftifchen Satirikerz die ausgefprochene Freude an
der Aktualität. die Neigung. die Anregungen und Anforderungen des
Tages zum inneren* Erlebnis zu machen. verleugnete fich nicht im
Dichter. im Dramatiker. Und auch die innere Tendenz drang einheit-
lich hindurch. ilberblickt man die lange Reihe der Lindaufchen Dramen.
die zum guten Teil noch auf der Szene leben. von den erfolgreichften
erfken Komödien. von ..Maria und Magdalena" und ..Der Erfolg" bis zu
den neuefien „Sonne" und ..So ich dir . . . . .". fo wird man. fo
verfchieden man fie werten mag. vor allem ein Wefentliches in ihnen er-
kennen. das für ihr erfies Einfchlagen entfcheidend war und in allen
Wandlungen der Motive wertvoll geblieben ifiz es find Gefellfäfafts-
ftiicke. die uns in Scherz und Ernft mit Ironie und Empfindung eine
Schicht des fozialen Lebens widerfpiegelten. die uns in Licht und
Schatten eine Seite unferer Kultur verfinnlicht. Die Kritik an den
Mängeln unferer Gefellfchaft erfcheint hier in Geftalt umgefevt. das
Ringen um eine weltfiädtifche Kultur bald fatirifch. bald fympathifch be-
leuchtet. norddeutfches Salon- und Familienleben der Gegenwart mit

charakteriftifchen Zügen erfaßt. die Entwickelung der oberen Zehntaufend von Berlin auf der Szene glü>lich feftgehalten.
Es war die unverkennbare Abficht und das unverkennbare Verdienfk Lindaus. diefen Ton des deutfäjen Gefellfchaftsftückes anzufchlagen und damit namentlich der norddeutfchen Welt etwas Neues zu bieten - im Süden. in Öfterreich war Bauernfeld darin vorangegangen - und der Erfolg des geiftreichen Verfuchs ifl um fo höher anzufchlagen. als der Dichter es mit einem fehr unvollkommenen Lebensmufier zu tun hatte. mit werdenden Zuftänden. mit eben erft fich herausbildenden Formen und Einrichtung-en. mit glücklichen Anfäßen und mit Irrtümern. Mit außer-ordentlich feinem Takt ließ Lindau die Tüchtigkeit der neuen Kultur-faktoren der Lächerlichkeit und der Überhebung der Parvenus die Wage halten; mit ausgefprochener Liebenswürdigkeit geißelte er die Schwächen feines Publikums. das doch die Neigung und Zugehörigkeit des Di>)ters zu feinem Leben und zu feiner Kultur herausfiihlte. Wenn man fich er-innert. welche Macht vor dreißig Jahren Benedir. diefer Erbe Koßebues. der fein unleugbares komifches Talent an den ftehenden Masken des alten Kleinftädter- und Philifterftücks verzettelte. noch über die deutfchen Bühnen ausübte und wie aus der Armut diefer Komödie mit ihren Fi-gurinen. denen etwaige zeitgemäße Anfpielungen wie Zettel aus dem Munde heraushängen. nur unfere wenigen klaffifchen Luftfpielfolitäre hervorfiachen. fo begreift man. weläf einen Fortfchritt die Lindaufchen Komödien bedeuteten. die herzhaft und doch mit inftinktiver Feinheit in das Leben der werdenden Berliner Gefellfchaft hineingriffen.
In den letzten Jahrzehnten. in denen man in einer Art theoretifchen Raufches. mehr eifrig als tieffinnig. Wirklichkeitsmalerei und hoch-geftimmte Lebesanfchauung. Realismus und Idealismus. die einander im Spiel des Lebens raftlos durchdringen. wie Trümpfe gegen einander ausfpielte. war man fehr geneigt. den Wert des Gefellfchaftsftückes. das die Züge der Gegenwart im Spiegel einer überfeinerten Lebensform zeigt. zu unterfchäßen. Aber diefe leichte Vergoldung des Alltags. diefer Idealismus des fozialen Verkehrs. der den liebenswürdigen Einfall ins Recht feet. aus der bunten Mufik des Salonlebens den Takt herausfiihlen läßt und die halb verfteckten Gegenfäße übertünchter Höflichkeit humoriftifch beleuäftet. wird immer ein unentbehrlicher Farbenton im Vollbilde der Szene bleiben. die eine hoäjentwickelte Volkskultur ab-fpiegelt, Lindaus Stücke haben viel fiir die Belebung diefes Tones auf unferer Bühne getan. Sie hätten es aber mit allem Reiz eines über-

feiner-ten Dialogs und mit aller Feinhörigkeit für das Aktuelle nicht ver-
mocht. wenn ihnen nicht ein fiark entwickelter Sinn für Kompofition. für
Steigerung und Spannung und ein großer Scharffinn der Erfindung
zu Hilfe gekommen wäre. Lindau ift ein glücklicher Fabulifh einer von
jenen befonders begünfiigten. die zum nächfien Ereignis die Difianz ge-
winnen. die nottutz das Fragmentarifche der Vorfälle im überblick zu er-
gänzen und aus der lebendigen Erfahrung ein überfchauliches Gewebe
von Fäden herauszufpinnen. Er hat das fcharfe Auge für den intereffan-
ten Fall. der in Familienfchiclfalen geborgen liegt. und deffen von der
Konvention fonft zugedeclte leßten Konfequenzen die uniformierten Ge-
fellfäfaftsmenfchen an ihre individuellen Geheimniffe erinnern. Mit
diefer Gabe und der nicht minder wefentlichen eines verföhnenden Hu-
mors. der die irrenden Weltkinder mit fan-fter Hand an dem Abgrund
vorbeiführt. hat er die befien Erfolge auf der Bühne errungen.
Die meiften Vorzüge und Eigentümlihkeiten aber. die er als Dra-
matiker geltend gemacht hat. weten. noch reicher entfaltet und noä) glück-
licher durchgebildet. in der langen Reihe feiner Romane und Novellen
hervor. Hier fand feine ausgefprochene Neigung für die gefellfäfaft-
liche Seite nationaler Entwickelung. feine fcharfe Beobachtung des mäch-
tig anfchwellen-den Berliner Lebens mit all feinen fchaffenden Organen.
feiner rafchen- Gliederung eines haltigen Arbeitslebens und den Aus-
wiichfen einer üppigen Genußfucht das reichfie Feld der Betätigung.
Ein Stück Kulturgefchichte der Reiäfshauptfiadt. eine ganze Seite ihrer
rafchen Entwickelung ift in feinen epifchen Gefellfchaftsbildern aufgerollt.
Er hatte nur wenige Vorgänger auf diefem Gebietz vielleicht hat nur
Karl Frenzel in diefer oder jener Novelle ihm vorgegriffen. Aber einer
großen Zahl von Nachfolgern bis zu Sudermann hat er den Weg gewiefen.
wie man an individuellen Schickfalen die Wefenszüge weltftädtifchen Ge-
triebes aufweilt und aus den wogenden Abenteuern einer vom breiten
Lebensfirom getragenen Eriftenz die Licht- und Schattenfeiten der Kul-
tur herausbildet. Ein außerordentlicher Wie der Kombination. wie
er namentlich in feinem Roman „Spitz-en“ hervortritt. unterfiützte
ihn bei diefer glücklichen Verwebung öffentlicher und geheimer. allge-
meiner und individueller Vorgänge. und eine niemals heifchende und doch
dem Lefer allmählich zum Bewußtfein kommende Originalität des Roman-
nils erhöht den Reiz diefer Gefellfchaftsbilder, die eine ganze Reihe von
Berliner Typen. namentlich den Parvenü des wirtfchaftlichen Lebens. die
wandlungsfähige Mondaine. die Erfcheinung der Boheme und der konfer-

.--j-_P> L-:
vativen Welt. die Sklaven und Ausbeuter des Genußdrangs plaftifch vor uns hinftellen.
Die Lindaufche Eigentümlichkeit des Vortrages in all diefen Gemälden beruht auf einer merkwürdigen Konfequenz des Berichtes. der. bald ernfihaft ausmalcnd und fchildernd. bald in einer heiteren ironifchen Färbung fchillernd. doch niemals den Charakter der Sachlichkeit verliert. mit einer virtuofen Selbfibeherrfchung die Dinge und Menfchen für fich reden läßt und die Subjektivität. von der im Grunde alle diefe Bewegung ausgeht und überwacht wird. zugunften der Jllufion völlig verbirgt. Es ift nicht der herbe Protokollftil einiger Meifter. der alle Wirkung in die Symbolik der greifbaren Dinge und Gefihehniffe hineinlegt. es ift viel eingeftandene Seelenmalerei. viel Aufrollung der inneren Vorgänge. aber alles mit einer Enthaltfamkeit. die jeden Ausdru> des Anteils. jedes dazwifchengreifende Urteil dem Lefer überläßt und ihn fo völlig in die Täufchung eines Erlebniffes hineinloät. Das gilt von den ereignisreichen Romanen ..Arme Mädchen". ..Der Zug nach dem Weften". ..Die blaue Laterne". wie von den überwiegend pfychologifäfen Studien. unter denen Lindaus epifches Meift-erftück. fein Roman ..Herr und Frau Bewer" den erfien Rang behauptet. Auch hier. wo im äußerlichen Sinne wenig vorgeht. wo mit den feinften Mitteln die Entfremdung zweier Naturen gefchildert wird. denen erotifche Wallung und banale Dankbarkeit nicht über den Gegenfaß von Anlage. Erziehung und Kultur hinweghelfen kann. fpielt fich alles mit objektiver Notwendigkeit ab. wird alles klar ohne den leifef'ten Beifaß der dichterifchen Erklärung. Es ift keine Frage. daß in diefem Stil die höchfte journaliftifche Säfulung in die Künfilerfchaft hinüber gewirkt hat. Der weltfremde Träumer gelangt nicht fo leicht zu diefer objektiven Jnnerlichkeit. wenn ich mia) diefes Ausdrucks bedienen darf. wie der Virtuofe des Vortrags. der in fich die Meifkerfihaft ausgebildet hat. das Nächfte und Aktuellfte. fcheinbar dahinter zurücktretend und doch mit Beobachtung und Gefühl daran ganz hingegeben. in ein möglichft charakteriftifches Licht zu rücken. Wenn eine leider reiche Zahl von Beifpielen uns zeigt. daß poetifche Talente fich in der Journaliftik zerfplittcrn. fo bietet uns Lindau das wohltuende Bild einer Entwickelung. in der der befte Teil journaliftifchen Könnens in die rein künftlerifche Entwickelung hinüberdrang: der Sinn für das Aktuelle. die Selbftbeherrfchung. das in die Darftellung hineingearbeitete Gefühl und jene leife Jronie. die. wo es not tut. durch den Ton hindurch zittert.
Aber mit dem Reichtum der Schilderung. mit dem Scharffinn der

Erfindung. mit der ironifch humoriftifchen Grundftimmung und mit der
Eigentümlichkeit des Tons vereinigt fich bei Lindau noch ein entfcheiden-
des Moment. ohne deffen Mitwirkung er das deutfche Publikum nie ge-
wonnen hätte. So wenig er in feinen Romanen Partei zu nehmen fcheint.
fo lebhaft wirken doch fein Gereäjtigkeitsfinn und feine humane Tendenz
durch feine Sittenfchilderungen hindurch. Er fpielt nicht den Tugend-
bold. aber feine Empfindung für foziale Ungerechtigkeit und fein Mit-
gefühl für die Verkannten drängt überall aus feinen Lebens- und Welt-
ftudien hervor. Wenn er von jenen Elementen anregender Darfiellung.
denen Deutfche und Franzofen die kaum überfeßbaren Namen „Gemüt"
und ..Efprit“ gegeben haben und die doch in ihrem Wefen hier und dort in-
einander wirken. vielfach den Efprit zu bevorzugen fiheint. fo kann er die
Weichheit und den aus dem Gemüt hervorfpringenden Eifer. den unfere
fchönen deutfchen Worte „herzhaft“ und ..beherzt" bezeichnen. doch niemals
verleugnen. Er fpringt aus der Grundtendenz feiner Romane immer
wieder hervor und offenbart an. in unverhüllter gemütlicher Urfarbe in
einer Reihe feiner beften Novellen. wie in dem merkwürdigen Großftadt-
'idyll ..Ritter Toggenburg". wie in der tragifchen Archäologengefchichte
„Der König von Sidon" und in feiner Erzählung ,.Schnu>“. die das
Kohlhasmotiv in das Rührende hinüberfpielt. Und diefe Seite feines
Wefens tritt befonders charakteriftifch in einer Reihe literarifchcr Pro-
duktionen hervor. in denen er. auf den Spuren von Thomafius und Vol-
taire einherfchreitend. mit der ihm eigentümlichen aktuellen Lebhaftig-
keit eine Reihe von Kriminalfällen aufgriff. um in die Lücken der welt-
lichen Gerichtsbarkeit hineinzuleuchten und Rettungen und Rechtferti-
gungen zu verfuchen. Der ganze Lindau fteckt in diefen Schriften: Der
Mann der Gegenwart. der die Gründlichkeit auf das Nächfte anwendet.
der Publizift von rafcher Erregbarkeit. der Diäjter. der ergänzen und er-
gründen möchte. Meifter der fcharffinnigen Kombination und nicht zuletzt
der deutfche Gemütsmenfäl. dem es die Ruhe raubt. wenn er fchuldlofes
Leid zu gewähren meint . . . .
Diefe Fülle von Wirkfamkeit aber. die fich nicht anders als im Nach-
einander andeuten läßt. bildet in Wirklichkeit ein Nebeneinander. eine
lebenfprühende Vielfeitigkeit in Lindaus Wefen. Seine Anregfamkeit
und feine Spannkraft find erftaunlich; immer greift er nach verfchiede-
nen Richtungen aus. nie gefiel es ihm. auf Lorbeeren auszuruhen. und
nie hat er auf eine ihm zu Gebote ftehende Ausdrucksform für ein neu er-
wecktes geif'tiges Intereffe verzichtet. Eine Tätigkeit greift bei ihm in die

andere. die journaliftifche in die dimterifche. die gefialtende in die kriti-
fche. die theoretifche in die praktifche. Als Dramatiker und Roman-
fchriftfieller fuhr er rafilos fort den Publiziften und den Efiayiften in fich
zu pflegen; die journalifiifche Kunfiform des höher geftimmten Feuille-
tons. das in feiner Art dem ..Jahrhundert und Körper der Zeit den Ab-
druck feiner Gefialt zeigt". gedieh ihm immer feiner und anmutiger. Der
offene Sinn für Tagesgefchirhte reifte feine hiftorifchen Neigungen. in
trefflichen Effays und Monographien hat er die Perfönlichkeit Bismarcts.
die er aus der Nähe beobachten konnte. gefchildert und uns in die Ar-
beitsweife und die Tagebücher Laffalles Einblick gewährt. Zugleich blieb
er unabläffig bemüht. organifatorifch im Bereich der Zeitfchriften zu
wirken und neue Formen für gefammelte Mitteilungen und Anregungen.
die dem Geifte der Zeit entfprachen. ins Leben zu rufen. Die Blätter.
in denen ihm diefer Gruß gewidmet wird. find von ihm mitbegründet.
durch feine langjährige Leitung in ihrem Charakter befiimmt. in ihrer
Gliederung durchgebildet. und die Lifte der Beiträge und der Autoren.
die die Zeitfchrift ..Nord und Süd" nach zweiunddreißigjährigem Be-
fiande verzeichnen kann. fpricht deutlich genug für den Geift. der ihr fein
Gepräge aufgedrücit und der verwandte Geifter angezogen hat.
Und. um ein Wichtiges zuletzt zu nennen: der Dramatiker Lindau.
der Berührung mit der lebendigen Bühne gewann. erzog den Kritiker zum
Dramaturgen. Lindaus dramaturgifche Blätter. die in Buchform ihren
Wert behaupten. fpiegeln in überaus lebendiger Weife die Theater-
entwickelung in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Zwei
Vorzüge vor allem geben ihnen dauernde Bedeutung: einmal die für
den Autor überaus bezeichnende Empfänglichkeit für das Echte und Ur-
fprüngliche verfchiedenfier Art - Lindau hat eben foviel kongeniale Mit-
empfindung für den Witz und die Feinheit Molieres als durfiige Ge-
nußfreudigkeit für Kleifts Naivität und Kraft - und dann: der offene
Blick für den Zufammenhang von Dichtung und Szene. für die Verfinn-
lichung des innerlich Angefchauten. für die Entwickelung. die durch das
Walken der Regie und die übertragung des Poetifchen in die Theater-
fpr-ache hindurchgeht. Es ergab fiäj durchaus natürlich. daß diefer fo
unmittelbar intereffierte Beobachter und Kunftrichter zuletzt auf die
Bühne fpang. um das Studierte zu erproben und feine Forderungen felbfi
zu erfüllen. Dreimal hat fich Lindau in den letzten zwei Jahrzehnten als
praktifcher Dramaturg betätigt: als Intendant des theatergefchichtlich
hochbedeutfamen Hoftheaters in Meiningen. wo er eine Reihe von

â€œ0:2 r,.:,:.f.,1.. 15%;. _. h . if. W , . _
.L....u.. ..*:ep i, â€žx, .27..

-** wre. .*:c x:*31r-.*.lit_i.',’»i*e in du dienende(di: gef'taltenl'*: ir! die .7i-
ie-c IKZ-*tit'ci'tifmc in "ru pral:ifwe. Als Tramatiker und Roc-u*
lan(- ier-.ler far rk "print-Ö irrt den Pudiziften und den lkfiarfien 1 "ich
zt* .-f ern-r, ?ir journalliifhe ."'iunfcfari-t :rs lxöhcr g(fti*-.mt-:n :Witt-*-
** 7.*:- i: ,einer Art d--.-.r „fahrt-uncut und Kerr-rr der Zeit du '3-2--
dr* k ?nr-er id-i-cilt zeigt". ger-il.» ibm jim-ter feirrr und anna-tiger. *Fir
-Z'qn für *T:9;;*-*ei.bzc:tr reift' fer-»c hitl-tifclun Ziehung-n i::
ter ' len :Ki-'ers :ue :173-1-rgrapticn hn cr die P:tii*'u*ichkeit ?bie-7 .irc-*6.
ru -. 3;.- der NUN('or-*bachten kinntc. ,zcfäzildrrt und uns *n die '.lr-
'rc *2.: 3, and l* -: Tag-bücher ?af-aux) Einblick gewährt. Zl:alc..-- rtr-“c
.r :.11.k*'l..*-izr_ d;7ni!'*t. organifatorifrh iii Vera-ch der Zeitfcliriitcr: 7.!!
1-i..cr-. und ir ie F-rmcn ftir gefa-nmclr Mitteilungen und A»-rcc,r|r.x,cn.
ti r-c :1 heile d r Zei- c-r*fp* :cb-n. 7.18 Lehm zu life-i. Dre (läaer,
denen 'lu-r dick-*r ("-rnri getrld...et :rn-d. iind von ihm m'.t*-rt7t.'*..c.-:.
kur-i. fein'- l-tngn,.-ige 'ici-“ung "n ihrem Charakter b-*ftirr..-t cr. i-rer
""7 cd :1.-: dur- gruldc': und die Lifte der Beinäge und der Autor-cn.
die di: 3-'*f-r"lft ..Nord und Süd" rach zwei-niddtcißigiahrigcm Br-
fiauL-e *er-rei(nen kann. fpricht deutlich genug fiir 'den (fleift. der :hr :ein
(kit-.naar *ufßdr 'elf und der verwandte (richter angezogen hat.
led. .ur-i ein :l:..'chiiqce» zuletz: zu nennen: der Dramatik-*r Linear..
der Ver.;;-ri:r.g nur der (ekcndigen Bühne gewann. erzog den Kritiker *zum
Irma. tum". Lindau: drani-:xurgiiche Blätter. di; in Buchform il-ren
'tiert l-:kq'arlrm fp'czcln in überaus lebendiger Weifc die Theater-
*mn t . *z .':i den lrkilen Fahrzeit-:cn ds rot-geri Jahrhunderts. Zwei
"q .-*r alba! -Zcben ihn-:n dauernde Bedeutung: einmal dic für
".*- .- t-naas |1ezcichnerde Empfiinglichkeit fiir des Echte unt '.lr.-
.. *e .w u. xct,;-.*i-.'l-'f*tef A-*t - Lindau tat eben foviel' kongcniaic Mit-
t .rd-.ve fiir :.n *uhr und die Feinheit Moliecrs als dürftig' G:-
“*"-t'i ?Ä .luis für .tc-ccf'- :UcÖ "tat und .Kraft -- und dann: der offene
Alia- für dcn Zafa':.:--e:*harz-, tea t::‟--t:r:*z und Szene. für die Verfinn-
li-hnng der* innerlxl) 'Il-_uitxmm in_ d-'e- Eatuickclung- die durch das
Walter: der R-*e-'e und 7.* |3: .-.rrazur-g dcs Poetifeh-?n in die Theater-
fpratlze hindurch-1c.- .ie e', b fie. durchaus natiiriieh. dafi diefer fo
Unwixtilkar i*(.7.i'.c.'e Bieri-.htm und .ftutn'trichter zulept auf die
"Bühne ?ran-„7. .---i dx- S;..di.:“te zu crproben und ?eine Forderungcn irlbft
iu ..Zilk-n. Treu-al bat fich Lindau in den letzten zwei Jahrzehnten als
r. -- „er, 'cmmclturg l--tätigt: als Intendant des theatergcfmimtlich
e..
.-.-*!:-*-caiers in Meiningen. wc er eine Reihe ren
7.-1.. ,7."

..M W., .
K
_ F* - l
. ..,-Z' . l .'
- L â€ž . .mq&.,' . q ..U .,
' .
.. F
r ' â€žf-47-......
t..
Lekture.
'
'
Robert Breher
IWW-'q
[909
(Ausfiellung der Berliner Sezeffion 1909.)

- ....- _,_ "MM-_k
.____ ..---
_- â€ž_- -.__-__.____-.-__-_---* .--

Jahren der traditionellen Pflege des klaffifchen Stücks das liebevolle
Eingehen auf moderne Richtungen. insbefondere die innige Fühlung mit
Ibfen und Björnfon hinzugefellte. dann auf dem Boden der Reichshaupt-
ftadt als Direktor des Berliner Theaters und des Deutfchen Theaters.
Und erft vor kurzem hat er nach längerer Paufe mit voller Frifche der Ini-
tiative eine gleichartige Tätigkeit als Dramaturg des königlichen Schau-
fpielhaufes aufgenommen.
Befonders bezeichnend für Lindaus Verhältnis zur lebendigen
Bühne. ja. für feine ganze innere Beziehung zum literarifchen und geif'ti-
gen Leben war die Wirkfamkeit. die er um die Wende des Jahrhunderts
am Berliner Theater entfaltete. wo ihm Zeit und Freiheit gegeben war.
fich als Bühnenleiter nach feinen eigenen Impulfen auszuleben. Eine
Fülle denkwürdiger Ereignifie drängt fich in diefer Periode der Theater-
[eitung zufammen. ..Über unfere Kraft" von Björnfon. ..Libuffa“ von
Grillparzer. ..Robert Guiscard“ von Kleift. der Molierefche ..Amphi-
tryon". die fiir die Bühne von Lindau bearbeiteten fatirifchen Dialoge
des Lueian. der für literarifche Feinfchmecker fo köftliche Hamlet der eng-
lifchen Komödianden. lauter neue Errungenfchaften für das Berliner
Theaterleben. bezeichnen die Höhepunkte diefer frifchen. echt literarifchen
und doch theaterkräftigen Direktorwirkfamkeit. Was dabei vor allem in
die Augen fpringt. ift die Unbefangenheit des geifiigen Empfangens. die
Frifche und Vorurteilslofigkeit. mit der fich das genußfreudige Naturell
an jede Art von Schönheit und Bedeutung hingibt. Unter vielen pro-
duzierenden Menfchen. die ich im Leben zu beobachten- Gelegenheit hatte.
ift mir kaum ein zweiter begegnet. der bei ausgefprochener perfönlicher
Rote fo rafch und fo ernfthaft fich für die Werke und Richtungen anderer
Künftler erwärmt. Vielleicht ift es die befie Uberlieferung des immer
wachen Journaliften. die diefe ungewöhnliche Fähigkeit im Dichter Lindau
lebendig erhalten hat. Bei allem fiäferen Takt für die Aufgaben des
eigenen Könnens bewährte er jederzeit geiftige Organe für das Schaffen
ihm entgegengefeßter und ihm doch nahe rückender Naturen. Er hat.
was bei Dichtern fo felten ift. die Freude an geiftiger Ergänzung. die
geifiige Teilnahme an allem Lebensvollen und Lebensfähigen. Die Gefeße
der höheren Mathematik. die fich nicht an fire Größen klammert. fondern
die Bewegung. die Funktion zur *Hauptfache macht. wirken in feinem
aktuellen Geifle. So ift er. was man von wenigen feines Berufes fagen
kann. ein altruiftifiher Künftler geworden.
Und der altruiftifche Künftler wurzelt im altruiftifchen Menfchen.

Lindaus perfönliche Liebenswürdigkeit. die in Schrift und Wort hervor-
tritt. beruht nicht allein in der Frifche und Heiterkeit. in der Schlag-
fertigkeit und Lebendigkeit des Geifies. fondern in einer Anlage des Ge-
müts und in der feinften Kultur des inneren Menfchen. Das ift mir
gleich bei der erfien Begegnung mit ihm vor langen- Iahren bewußt ge-
worden. Ich lernte ihn in Prag kennen. wo ich damals als Kritiker tätig
war. kurze Zeit nach der Erfiaufführung des Lufifpiels „Ein Erfolg". an
dem ich mancherlei auszufeßen fand. ..Ihnen hat mein Erfolg nicht ge-
fallent" fprach er mich an. als wir einander vorgeftellt wurden. und. ehe
ich noch zu einer Erwiderung ausholen konnte. fchnitt er jede Debatte
mit den Worten ab: ..Tut nichts. ich mach' was Befferes.“ Lindau hat
diefe hingeworfenen Worte gewiß längft vergeffen. mir aber prägten fie
fich als charakteriftifch ein. und während der fpäteren häufigen freund-
fchaftlichen Begegnungen mit ihm find fie mir immer wieder aufgetaucht.
Diefes: „Ich maäf' was Befferes" mutet mich wie ein Motto feines
reiäfen Lebens an. Er hat Anderen oft. nie fiä) felbft genug getan. Er
gehört zu den wenigen Menfchen von Bedeutung. die die Wucht der Ver-
dienjte. der Fähigkeiten und der Kenntniffe mit der Leichtigkeit der
empfänglichen Jugend tragen. die fich immer aufs neue und am Neuen
erwärmt. zu den glücklichen. feinen und edlen Naturen. denen fich fremder
Tadel nie in Gift wandelt und das Bewußtfein eigenen Wertes nie das
Blut verdickt. und die den fchönfien Lohn altruiftifcher Regungen im
Reichtum ihres inneren Lebens finden. So ift er jung geblieben mit
fiebzig Jahren. Verfucht man ihn zu würdigen. fo fühlt man. daß es fich
um keine Rückfchau handelt; die mag vertagt bleiben. bis ein weiteres
Jahrzehnt verfloffen ift. Was uns heute erfreut. ift die Umfchau auf
den Reichtum feiner Natur und feines Wirkens. der Ausblick auf neues
lebendiges Schaffen,

""".4"""""""""""""""""""""""""""""""""*..

Konrad Müller-Kaboth f*:

Gedichte.

Auffchwung.

Ja. fo will ich mit troßigen Händen
Reißen den Brand. der die Seele zerwühlt.
Freuden find hier und aller Enden.
Qualen hab' ich genug gefühlt.
Brauchft nun nimmer dem Himmel zu raufchen.
Der dich mit ahnlichtfernen betrügt.
Meer meiner Seele; du magft nun laufchen.
as dir die eigene Stimme lügt.
Brauchfi ja Lügen immer zum Leben.
Nun. fo beraufch' dich am eigenen Klang;
as dir die fernfte der Fernen kann geben.
Gleicht nicht dem Lied. das dir felber gelang.
Quäl' dich in deine eigenen Tiefen;
Sehnfucht zeugt wohl lockenden Traum.
Aber die ellen. die aufwärts riefen.
Sind nur kraftlos finkender Schaum.
Tief' diäj. tief' dich. Meer meiner Seele.
In den Tiefen ift Leben. ifi Sinn . . .
illfi du. daß dich* der Himmel vermähle
Mit dir. du fiürmendes Meer meiner Seele.
Gib dich ihm tief und ruhig hin.

*

'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
*
'
'
'
'
'
'
'
'

'

28*
419

Weltgefühl.
(an Herman Bang. den Schöpfer von ..Am ege“).
Du trittfi gewappnet vor das Leben hin.
Nichts Unbegreifliches kann dich verwunden.
Du haft im Sein den großen Sinn.
Des Werdens ungehemmte Kraft empfunden.
Du trägft ein Auge groß und klar.
Das führt in fternenhohe eiten.
Du wagft zu fchaun und ftreng zu deuten:
Was wird. das ifi! - Was ift. das war! . . . .
Du armer Tor! - Und bleicht ein Leben.
In Winterkälte hingehaucht.
Es ifk kein Friede ihm gegeben.
Es bleicht und ftirbt. verzehrt. verbraucht -
Du aber fpürfi des Sehnens Fülle.
Spürft Tränen. wo nur Schweigen fiarrt.
Der müde und gebrochene Wille
Des Glückes harrt und harrt und harrt -
Zerrinnt in taufend Unbegreiflichkeiten
Das klug und klar gefügte Bild.
Und hilflos. tränenüberfpült
Stehft du und wagft zu fchaun. zu deuten . . . . .
Leere.
Z
Z
I
Z
Z
Z
Z
In fchwarzen Flecken kündet fich die Nacht. Z
In Dunkelheiten. die um Büfche lauern. Z
Und formenlos Gefpenftergrüße fchauern Z
In meine Seele. die fich müde macht. Z
Ich hab' des Lichtes Lachen nicht gelacht! - Z
Der Tag ift einfam wie die fchwere Nacht . . .
Und wehmutsmüd'. in bleichen. füllen Trauern
Verrinnt. verblaßt. was ich gefühlt. gedacht. --

Oscar Wilde:
Briefe an die Preffe,
Zum Verfiändnis des maßlos hochmütigen Tones. den Oscar Wilde
in den folgenden Zufchriften an die Preffe anzufchlagen beliebt. wäre
dem deutfchen Lefer nur zu fagen. wer in England fü r Tageszeitungen
und wer a n Tageszeitungen fchreibt.
Die Kunftkritik. zumal die Befprechung von Büchern. liegt teilweife
in den Händen ungebildeter und unerfahrener Leute. die in andern Berufen
gefcheitert find und den Iournalismus als letzte Zuflucht betrachten. Der-
gleichen foll ja auch in andern Ländern bisweilen vorkommen; aber in
England war und ifi der amufifche Reporter noch immer eine fiehende
Erfcheinung. Gegen ihn wendet fich Wilde mit aller Schärfe. mit einem
beifpiellofen Dünkel. den man jedoch begreifen kann. wenn man bedenkt.
daß ein Werk wie der „Dorian Gray“ bei feinem Erfcheinen faft allgemeiner
Verfiändnislofigkeit und einem lächerlichen Banaufentum anheimfiel.
Etwas glimpflicher behandelt er die Amateur-Mitarbeiter. jene Kor-
refpondenten aus dem Publikum. die in England. dem Lande der ..kulti-
vierten Faulheit“. befonders zahlreich vertreten find und fiäy bei jeder
paffenden und mancher unpaffenden Gelegenheit zum Worte melden.
Beide - der Berufsfchreiber und der Schreiber. der die Zeit totfchlagen
will - begegnen fich in der Prüderie. in dem Unvermögen. äfthetifche
Fragen von ethifchen Erwägungen zu trennen. Gegenüber ihren banal
ethifchen Herzensergießungen vertritt Wilde einen ertrem äfihetifchen
Standpunkt. der allerdings gelegentlich an die „unverfchämte Paradorie“
grenzt.
Wenn man diefe höhnifchen Briefe an die Preffe liefi. wird man
verftehn. wie es kommen konnte. daß die englifchen Zeitungen im Jahre
1895 eine wenig vornehme. aber vernichtende Rache an dem unerbittlichen
Spötter nahmen.
Mar Meyerfeld.
An den Redakteur der ..Daily Ehronicle“.
Sehr geehrter Herr!
Wollen Sie mir geftatten. einige Irrtümer zu berichtigen. die Ihr
Kritiker in feiner. in der heutigen Nummer Ihres Blattes veröffentlichten.
Rezenfion meiner Erzählung „Das Bildnis Dorian Grays“ begangen hat?
Ihr Kritiker konftatiert zunächft. ich machte verzweifelte Verfuche.
meiner Erzählung eine Moral „aufzuflicken“. Nun muß ich offen bekennen.

ich weiß nichtj was „flicken“ ifi. Ich fehe ab und zu in den Zeitungen myfte-
riöfe Annoncenj die „Flickarbeiten“ betreffen; aber was Flicken wirklich
bedeutetj bleibt mir ein Rätfel - ein Rätfelj das ichj wie alle andern Rätfelj
eines Tages zu löfen hoffe.
Ich will jedoch nicht die lächerlichen Ausdrückej deren fich der moderne
Journalismus bedientj zur Sprache bringen. Was ich fagen möchtej ifi
dies: weit davon entferntj eine Moral in meiner Erzählung betonen zu
wollenj fand ich die wirkliche Schwierigkeit beim Schreiben meiner Er-
zählung darin- die überaus durchfichtige Moral der künfilerifchen und dra-
matifchen Wirkung unterzuordnen.
Als mir die Idee zuerfi auffiiegj einen jungen Menfchen feine Seele
für ewige Jugend verkaufen zu laffen - eine Ideej die in der Gefchirhte
der Literatur alt iftj der ich aber eine neue Form gegeben habe _p da
empfand ici» daß es vom äfthetifchen Standpunkt aus fchwer fein wiirdej
die Moral an der ihr zukommenden zweiten Stelle zu halten; und heute
noch bin ich nicht ganz davon überzeugh daß es mir gelungen ifi. Mir
fcheint die Moral zu augenfällig. Wenn der Roman als Buch veröffentlicht
wirdj hoffe ichj diefen Mangel zu verbeffern.
So weit es fich um die Frage handeltj was die Moral ifij fo fieht Ihr
Kritiker fie darin: ein Menfch foll„ wenn er merkt- daß er „zu engelrein“
wirdj auf die Straße 'rennen und „fich austoben“. Ich kann nicht behaupten-
daß ich das für eine Moral halte. Die wirkliche Moral der Erzählung i|c
jede Ausfchreitung fo gut wie jede Abtötung bringt ihre Strafe mit fichj
und diefe Moral ifi künftlerifch mit Bedacht fo weit unterdrücltj daß fie
ihr Gefelz nicht als allgemein gültigen Grundfatz hinauspofauntj fondern
fich bloß in dem Leben von Individuen verwirklicht und dadureh einfach
ein dramatifches Element in einem Kunfiwerk wird„ aber nicht der Zweck
des Kunfiwerkes felbfi.
Ihr Kritiker irrt fernen wenn er fagt„ Dorian Grat» der einen „kaltenj
berechnendenj gewiffenlofen Charakter" habej fei inkonfequenß wenn er das
Bild feiner eignen Seele vernichtej aus dem Grundej weil das Bild nicht
weniger fcheußlieh werde„ nachdem er getanj was ihm in feiner Eitelkeit
als feine er|e gute Handlung erfchienen. Dorian Gray hat durchaus nicht
einen kaltenj berechnendem gewiffenlofen Charakter. Im Gegenteilj er
ift außerordentlich impulfivj lächerlich romantifch und wird fein
ganzes Leben hindurch von einer übertriebenen Gewiffenhaftigkeit ver-
folgtj die ihm feine Freuden verkümmert und ihn mahnh daß Jugend
und Genuß nicht alles auf der Welt find. Um das Gewiffen los zu werden-

das ihm auf Schritt und Tritt von Jahr zu Jahr nachgefchlichen ift- zerfiört
er fchließlich das Bild Z und fo tötet Dorian Gray bei feinem Verfucix das
Gewiffen zu töten- fich felbft.
Ihr Kritiker fpricht dann von „aufdringlich billiger Bildungsproßerei“.
Nun- alles„ was ein gebildeter Mann fchreibß zeigt ficherlich Bildung in
der fiilifiifchen Erlefenheit und dem vornehmen Sprachgebrauch; aber meine
Erzählung enthält keine gelehrten oder pfeudogelehrten Ausführungen- und
die einzigen literarifchen Bücher-h auf die fie anfpielth find folchex von denen
man erwarten darf- daß ein halbwegs gebildeter Lefer fie kenne„ wie das
„Satyricon“ des Petronius Arbiter oder Gautiers „L-nam(et Car-tesa“.
Bücher wie Le Eonfos „Clarjoalie Diaeiplina“ gehören nicht der Kultur-
fondern der Kuriofitiit an. Jedem- der fie nicht kennt- fieht man es nach,
Zum Schluß laffen Sie mich noch dies fagen: die äfthetifche Bewegung
hat gewiffe feltfame Farben hervorgebrachtx von feinfiem Reiz in ihrer
Lieblichkeit und berückend in ihrem fafi mhftifchen Ton. Sie waren und find
unfre Reaktion gegen die rohen Grundfarben eines zweifellos anftändigerenX
aber ficherlich weniger kultivierten Zeitalters. Meine Erzählung ifi ein
Effay über dekorative Kunft. Er macht Front gegen die rohe Brutalität
eines ausgefprochenen Realismus. Er ift giftigh wenn man will- aber
unleugbar ift er auch ein Gipfel der Vollendung und nach Vollendung
fit-eben wir Künfiler.
In vorzüglicher Hochachtung
Ihr erg ebner
16 Tite Streeth 30. Juni [1890). Oscar Wilde.
An den Redakteur des „Scots Obferver“.
Sehr geehrter Herr!
Sie haben eine Befprechung meiner Erzählung „Das Bildnis Dorian
Grays" veröffentlicht. Da diefe Befprechung gröblich ungerecht gegen mich
als Künfiler i|„ bitte ich Sieh mir zu gefiattenh daß ich mein Recht der Er-
widerung in Ihren Spalten ausübe.
Ihr Rezenfentx fehr geehrter Hertz gibt zwar zuh die Erzählung fei
„offenbar das Werk eines Literaten'ß das Werk eines Mannesx der „Vera
fiand- Kunft und Stil“ befiße- läßt aber doch durchblicken - und zwar
augenfcheinlich in allem Ernfi _h ich hätte fie gefchriebem damit fie von den
verkommenfien Mitgliedern der ungebildeten und der Verbrecherklaffen
gelefen werde. Nun glaube ich nicht- fehr geehrter Herre daß die Verbrecher-

und die ungebildeten Klaffen etwas andres lefen als Zeitungen. Sie
find gewiß aller Wahrfcheinlichkeit nach nicht imftande- etwas von mir zu
verfiehn. Laffen wir fie alfo beifeitex und laffen Sie mich über die weite
FrageF warum ein Literat überhaupt fchreibß folgendes fagen.
Die Freudex die das Schaffen eines Kunftwerkes gewährtz i| rein
perfönlicher Art7 und um diefer Freude willen fchafft man. Der Künfiler
arbeitet mit dem Auge auf feinem Gegenfiand. Sonfi intereffiert ihn
nichts. Was die Leute wahrfcheinlich dazu fagen werdenh kommt ihm
nicht einmal in den Sinn.
Ihn fafzinierth was er unter der Hand hat. Gegen andre ift er gleich-
gültig. Ich fchreibeh weil es mir die denkbar größte künfilerifche Freude
bereitetx zu fchreiben. Wenn mein Werk den Wenigen gefälltz bin ia) be-
friedigt. Wenn nichß verurfacht es mir keinen Kummer. Was den Mob
betrifftf fo trage ich kein Verlangem ein populärer Romanfchriftfieller zu
werden. Es ift viel zu leicht.
Ihr Kritiker begeht alsdann das völlig unverzeihliche Verbrechenz den
Künfiler mit feinem Stoffe zu verwechfeln. Dafür. fehr geehrter Herr-
gibt es nun und nimmer eine Entfchuldigung.
Über einem der die größte Erfcheinung in der Weltliteratur feit den
Tagen der Griechen if'tx hat Keats die Bemerkung gemacht- er habe ebenfo
gern das Böfe konzipiert wie das Gute. Laffen Sieh fehr geehrter Herr.
Ihren Rezenfenten über die Tragweite diefes fchönen Ausfpruchs von Kent/F..- „
nachdenken. denn unter diefen Bedingungen arbeitet jeder Künfiler. Man
fieht feinem Gegenftande fern. Man fchafft ihn und betrachtet ihn. Ie
weiter der Gegenfiand weg ift- um fo freier kann der Künfiler arbeiten.
Ihr Rezenfent gibt zu verftehnh ich ließe nicht genügend durchblicken.
ob ich die Tugend der Lafterhaftigkeit oder die Lafierhaftigkeit der Tugend
vorziehe. Ein Künftlerh mein Herr„ hat durchaus keine ethifchen Sym-
pathien. Tugend und Lafierhaftigkeit find ihm einfachz was die Farben
auf feiner Palette dem Maler find. Nicht mehr und nicht weniger. Er
fieht/ daß fich mit ihrer Hilfe eine gewiffe künfilerifche Wirkung hervor-
bringen läßth und bringt fie hervor. Iago mag ein moralifches Scheufah
Imogen fleckenlos rein fein. Shakefpeare hatteh wie Keats gefagt hat/
ebenfo viel Freude daran„ den einen zu fchaffen wie die andre,
Im Intereffe der dramatifchen Entwicklung diefer Erzählung war es
nötig- Dorian Gray mit einer moralifch verderbten Atmofphäre zu umgeben.
Sonft hätte die Erzählung keinen Sinnx die Fabel keinen Ausgang gehabt.
Diefe Atmofphäre verfchwommen. unbefiimmth wunderfam zu halten.

war das Ziel des Künftlers. der die Gefchichte fchrieb, Ich behaupte. fehr geehrter Herr. daß es ihm gelungen ift. Jedermann erkennt in Dorian Gray feine eigne Sünde. Worin Dorian Grays Sünden beftehn. weiß niemand. Wer fie findet. bringt fie mit.
Zum Schluß. fehr geehrter Herr. laffen Sie mich noch fagen. wie ich wirklich tief bedaure. daß Sie eine folche Rezenfion wie die. welche mich zur Erwiderung genötigt hat. in Ihrer Zeitung erfcheinen laffen konnten. Daß die Redaktion der „St. James Gazette" Caliban als Kunfikritiker angefiellt hat. war möglicherweife natürlich. Der Redakteur des „Scots Obferver“ hätte Therfites nicht gefiatten follen. in feinem Blatte Fragen zu fchneiden. Es ift eines fo vornehmen Schriftftellers unwürdig.
_ In vorzüglichet Hochachtung
:Ihr ergebner
16 Tite Street. Chelfea. 9. Juli [1890]. 7** Oscar Wilde.
An denfelben. * (erfchienen am 2. Augufi 1890.)
Sehr geehrter Herr!
In einem von Ihnen kürzlich veröffentlichten Briefe. der fich mit den Beziehungen der Kunft zur Moral befchäftigt - einem Briefe. der mir. wie ich fagen möchte. in vieler Hinfiäjt ausgezeichnet fcheint. hauptfächlich wo er das Recht des Künfilers betont. feinen eignen Stoff zu wählen -. deutet Mr. Charles Whibley an. es müffe mir befonders peinlich fein zu fehn. wie die ethifche Bedeutung des ..Dorian Gray“ von den erfien chrift-lichen Blättern Englands und Amerikas fo fiark erkannt worden fei. daß mich mehr als eines von ihnen als moralifchen Reformator begrüßt habe. Gefiatten Sie mir. fehr geehrter Herr. über diefen Punkt nicht nur Mr. Charles Whibley. fondern auch Ihre gewiß ängftlichen Lefer zu beru-higen. Ich fiehe nicht an zu fagen. daß ich in folchen Urteilen eine fehr erfreuliche Huldigung für meinen Roman erblicke. Denn wenn ein Kunfi-werk reich. lebenskräftig und vollendet ifi. fo fehn die. welche künfilerifchen Infiinkt haben. feine Schönheit und die. auf welche die Ethik mehr wirkt als die Afthetik. feine moralifche Lehre. Es erfüllt die Feigen mit Schrecken. und die Unreinen fehn darin ihre eigne Schande. Es ifi für jeden. was er felbfi ift. Den Betrachter und nicht das Leben fpiegelt in Wirklichkeit die Kunfi.
Und fo hält im Falle des ..Dorian Gray“ der rein literarifche Kritiker. im „Speaker“ z. B. und auch fon| noch. das Buch für ein „ernftes. fafzi-

nierendes" Kunf'cwerk; der Kritiker. der fich mit der Kunfi in ihren Bezie-
hungen zum Lebenswandel befaßt. wie der „Ehriftian Leader“ und die
„Ehriftian World“. hält es für eine ethifche Parabel; „Light“. das. wie ich
höre. das Organ der englifäyen Myftiker ift. hält es für ein Werk von hoher
geiftiger Bedeutung; die „St. James Gazette“. die offenbar das Organ
der Lüftlinge zu fein fucht. fieht darin oder gibt vor. darin alle möglichen
fchrecklichen Dinge zu fehn. und fpielt auf ein Regierungsverbot an; und
Ihr Mr. Charles Whibley fagt frohgemut. er entdecke darin „eine Menge
Moralität".

Allerdings. er fagt dann weiter. er finde gar keine Kunfi darin. Aber
meiner Anficht nach ifi es unbillig. von einem Kritiker zu erwarten. daß er
in der Lage fei. ein Kunfiwerk von jedem Standpunkt aus zu fehn. Selbft
Gautier hatte feine Grenzen. ganz wie Diderot. und im heutigen England
find die Goethes rar. Ich kann Mr. Charles Whibley nur verfichern. daß
keine moralifche Apotheofe. zu der er den befcheidenfien Beitrag geliefert
hat. dem Künfiler eine Quelle des Unglücks zu fein vermag.

In vorzüglicher Hochachtung
* 1 p - Ihr ergebner
16 Tite Street. Ehelfea. Juli 1890. Oscar Wilde.

An denfelben. 3* . .' .

Sehr geehrter Herr!

Ich fürchte. ich kann mich nicht auf eine Zeitungsdebatte über Kunft
mit Mr. Whibley einlaffen. teils weil mir das Brieffchreiben von jeher eine
Lafk ift. teils weil ia) bedaure fagen zu müffen. ich weiß nicht. welche Be-
fähigung Mr. Whibley zur Erörterung eines fo wichtigen Themas befiht.
Ich nahm nur Notiz von feinem Brief. weil er. ficher ohne es irgendwie
zu beabfichtigen. über mich perfönlich eine Andeutung machte. die ganz
unrichtig war. Sie lautete: es müffe mir peinlich gewefen fein zu merken.
daß eine gewiffe Gruppe des Publikums. als deren Vertreter er und die
Kritiker einiger religiöfen Organe auftraten. in meiner Erzählung „Das
Bildnis Dorian Grays“ durchaus das hätte finden wollen. was er „eine
Menge Moralität“ nennt.

Da ich natürlich den Wunfch hegte. Ihre Lefer über eine Frage von fo
Ausfchlag gebendem Intereffe für den Hifioriker aufzuklären. nahm ich die
Gelegenheit wahr. in Ihren Spalten auseinanderzufeßen. daß ich alle
derartigen Beurteilungen als eine fehr erfreuliche Huldigung für die ethifche

Schönheit der Erzählung auffaffe. und ich fügte hinzu. ich fei gern bereit. einzuräumen. daß es wirklich nicht billig fei. von einem gewöhnlichen Kritiker zu verlangen. er müffe ein Kunftwerk von allen Gefichtspunkten aus zu würdigen imftande fein.
Ich bin noch diefer Anficht. Wenn jemand die künftlerifche Schönheit eines Dinges fieht. wird er fich wahrfcheinlich fehr wenig um feine ethifche Bedeutung kümmern. Wenn fein Temperament für ethifche Einflüffe empfänglicher ift als für äfihetifche. fo wird er für Fragen des Stils. der Behandlung und dergleichen blind fein. Ein Goethe ift dazu nötig. ein Kunftwerk von allen Seiten. vollfiändig und vollendet zu fehn. und ich fiimme durchaus mit Mr. Whibley überein. wenn er fagt. es fei fchade. daß Goethe nie die Gelegenheit hatte. ..Dorian Gray" zu lefen. Ich bin überzeugt. er wäre davon entzückt gewefen. und ich hoffe nur. daß ein geifierhafter Verleger jeßt fchattengleiche Eremplare in den elyfifchen Gefilden verteilt und daß der Einband zu Gautiers Eremplar mit ver-goldeten Narziffen ausgelegt ift.
Sie fragen mich vielleicht. fehr geehrter Herr. warum mir fo viel daran liegt. daß die ethifche Schönheit meiner Erzählung erkannt werde. Ich antworte: einfach weil fie vorhanden. wei(das Ding da ift.
Das Hauptverdienft der ..Madame Bovary“ ift nicht die moralifche Lehre. die darin gefunden werden kann. fo wenig wie das Hauptverdienft des Romans ..Salammb6" feine Archäologie ifiz aber Flaubert hatte voll-kommen recht. als er die Unbildung derer. die das eine Buch unmoralifch. das andre ungenau nannten. an den Pranger fiellte; und er hatte nicht nur recht im gewöhnlichen Sinne des Wortes. fondern er war künfilerifch im Recht. und das heißt alles. Der Kritiker hat das Publikum zu erziehen; der Künfiler hat den Kritiker zu erziehen.
Gefiatten Sie mir. fehr geehrter Herr. noch eine Berichtigung. dann bin ich mit Mr. Whibley fertig. Er fiellt am Schluffe feines Briefes feft. ich fei in der öffentlichen Anpreifung meines eignen Werkes unermüdlich gewefen. Ich zweifle nicht. daß er mir damit ein Kompliment machen will. aber er überfchäht wirklich meine Fähigkeit wie meine Neigung zur Arbeit. Ich muß offen bekennen. daß ich von Natur und durch freie Wahl außerordentlich träge bin.
Kultivierte Faulheit fcheint mir die geziemende Befchäftigung für den Menfchen. Zeitungsgeplänkel irgendwelcher Art ift mir zuwider. und von den zweihundertfechzehn Rezenfionen des ..Dorian Gray“. die von meinem Schreibtifch in den Papierkorb gewandert find. habe ich nur von

dreien öffentlich Notiz genommen. Die eine war die„ welche im „Scots Obferver“ erfchien. Ich kam darauf zu fprechem weil fie eine Unterflellung enthielt über die Abficht des Verfaffers„ als er das Buch fchrieb„ die eine Berichtigung erforderte. Die zweite war ein Artikel in der „Sr Iames Gazette“. Er war beleidigend und gemein abgefaßt und fchien mir unverzüglich eine fcharfe Rüge zu erheifchen. Den Ton des Artikels mußte jeder Schriftfteller als eine Frechheit empfinden.
Die dritte Rezenfion war ein matter Angriff in einer Zeitung die „Daily Ehronicle“ heißt. Ich glaube„ es war reiner Eigenfinn von mir„ an die „Daily Ehronicle“ zu fchreiben. Tatfächliäh bin ich deffen ficher. Ich habe ganz vergeffen„ was das Blatt fagte. Es ftand dort wohh „Dorian Gray" fei giftig„ und ich war der Meinung aus Gründen der Alliteration fei es freundlich daran zu erinnern„ daß -- einerlei wie fich dies verhält - das Buch jedenfalls ein Gipfel der Vollendung fei. Das war alles.
Von den andern zweihundertdreizehn Rezenfionen habe ich keine Notiz genommen. Ia„ ich habe nicht mehr als die Hälfte von ihnen gelefen. Es ift traurig„ aber man bekommt fogar das Lob fatt.
Was die Zufchrift des Mr. Brown betrifft„ fo ift fie nur fo weit intereffant„ als fie die Wahrheit deffen erläutern was ich vorhin über die Frage der beiden unverkennbaren Kritikerfchulen gefagt habe. Mr. Brown gefteht unumwundem er halte die Moral für die „Stärke“ meiner Erzählung.
Mr. Brown meint es gut und hat fich eine Halbwahrheit angeeignet; aber wenn er fich dann weiter mit dem Buche vom künfilerifchen Standpunkt aus befchäftigth ift er natürlich traurig im Irrtum. „Dorian Gray“ mit Zolas „La Terre“ auf eine Stufe zu |ellen„ ift ebenfo albern- als wollte man Muffets „Fortunio" mit einem Adelphi-Melodrama in einem Atem nennen. Mr. Brown follte mit ethifcher Einfchäßung zufrieden fein. Da ifi er unüberwindlich.
Mr. Eobban fängt böfe am indem er meinen Brief„ der Mr. Whibley über Tatfächliches aufkläry als ein „unverfchämtes Paradoron“ bezeichnet. Der Ausdruck „unverfchämt“ ift nichtsfagend und das Wort „Paradoxon“ an falfcher Stelle. Ich fürchte„ Zufchriften an Zeitungen haben einen verderblichen Einfluß auf den Stil. Die Leute werden heftig und beleidigend und verlieren allen Sinn für Proportiom wenn fie in die feltfame journaliftifche Arena hinabfteigem in der der Geräufchvollfie fiets das Rennen macht. „Unverfchämtes Paradoron" ifi weder heftig noch beleidigend„ aber es ift ein Ausdruch den man nicht auf meinen Brief» hätte anwenden follen. Mr. Eobban macht nachher jedoch feinen Taktfehler:-

das war es gewiß nur - wieder gut. indem er fich das betreffende un-
verfchämte Paradoron felbft aneignet und auseinanderfetzt. wie ich fchon
vorher gefagt. daß der Künfiler das Kunftwerk immer vom Standpunkt
der fiiliftifchen Schönheit und der Schönheit in der Behandlung anfieht
und daß die. welche keinen Sinn für Schönheit haben. oder deren Schön-
heitsfinn von ethifchen Erwägungen beherrfcht wird. ihre Aufmerkfamkeit
immer auf das Stoffliche richten und den moralifchen Gehalt zum Prüf-
|ein des Gedichtes oder Romanes oder Bildes machen. das ihnen vorliegt.
während der Zeitungskritiker manchmal die eine. manchmal die andre
Partei ergreift. je nachdem er gebildet oder ungebildet ifi. Tatfächlich
verwandelt Mr. Cobban das unverfchämte Paradoron in einen langweiligen
Gemeinplatz und tut jedenfalls auf diefe Weife feine Schuldigkeit.
Das englifche Publikum hat die Langeweile gern und hat es gern.
wenn ihm etwas langweilig erklärt wird.
Mr. Cobban hat. wie ich nicht zweifle. den unglücklichen Ausdruck.
mit dem er debutiert hat. fchon bereut; ich will daher kein Wort mehr darüber
verlieren. So weit ich in Betracht komme. ift ihm völlig verziehn.
Und zum Schluß. fehr geehrter Herr. indem ich mich vom „Scots
Obferver“ verabfchiede. fehe ich mich genötigt. Ihnen ein freimütiges
Gefiändnis zu machen.
Ein guter Freund von mir. der ein glänzender. hervorragender Schrift-
fieller und Ihnen perfönlich nicht unbekannt ifk. hat mich auf den Gedanken
gebracht. daß wirklich nur zwei Menfchen an diefer gräßlichen Polemik
beteiligt waren und daß diefe beiden Menfchen der Redakteur des „Scots
Obferver“ und der Verfaffer des „Dorian Gray“ find. Heut abend bei
Tifch über einem Glafe ausgezeichneten Chiantis hob mein Freund hervor.
Sie hätten einfach unter angenommenen. geheimnisvollen Namen den
Anfichten einiger halbgebildeten Klaffen unfers Staates dramatifchen Aus-
druck gegeben und die mit „H.“ unterzeichneten Briefe wären Ihre eigne
gefchickte. obwohl ziemlich bittre Karikatur des Philifiers. wie er fich felbf'i
zeichnet. Ich gefkehe. mir war etwas derartiges in den Sinn gekommen.
als ich „H.“'s erfien Brief las - den. worin er vorfchlägt. das Kriterium
der Kunfi follten die politifchen Anfichten des Künftlers fein. und wenn
man andrer Meinung als der Künfkler fei in der Frage. wie fich die Miß-
regierung in Irland am beften leiten laffe. folle man fiets fein Werk fchmähen.
Immerhin gibt es fo unendlich viele Spielarten des Philifters. und der
Norden Britanniens ifi fo berühmt durch feinen feierlichen Ernft. daß ich
den Gedanken aufgab. weil er des Redakteurs einer fchottifchen Zeitung

unwürdig. Ich fürchte jetzt. es war verkehrt. und Sie haben fich die ganze Zeit damit amüfiert. kleine Puppen zu erfinden und ihnen große Worte beizubringen. Wenn dem fo ift. fehr geehrter Herr - und mein Freund läßt es fich nicht ausreden - geftatten Sie mir. Ihnen meinen aufrichtigfien Glückwunfch zu fenden zu der Gefchicklichkeit. mit der Sie den Mangel an literarifchem Stil wiedergegeben haben. der. wie man mir fagt. für jede dramatifche. lebensvolle Eharakteriftik von wefentlicher Bedeutung ifi.
Ich bekenne. daß ich mich vollfiändig hinters Licht fiihren ließ; aber ich trage es Ihnen nicht nach; und da Sie fich gewiß auf meine Kofien ins Fäufichen gelacht haben. laffen Sie mich jeht offen in das Lachen einftimmen. wenn es auch ein wenig gegen mich felbfi geht. Eine Komödie ift zu Ende. wenn das Geheimnis aufgedeckt ift. Laffen Sie Ihren Vorhang fallen und bringen Sie Ihre Puppen zu Bett. Ich liebe Don Quirote. aber ich möchte nicht länger mit Marionetten kämpfen. fo gefchickt auch die Meißerhand fein mag. die die Drähte bewegt. Laffen Sie. fehr geehrter Herr. die Puppen in den Kaften wandern. Da gehören fie hin. Später einmal können Sie ihnen ein neues Schild aufkleben und fie zu unferm Vergnügen wieder hervorholen. Sie find eine ausgezeichnete Truppe und machen ihre Sache gut; wenn fie auch ein bißchen unwirklich find. fo nehme ich nicht an der Unwirklichkeit in der Kunft Anfioß. Es war wirklich ein guter Spaß. Das einzige. was ich nicht verfkehn kann. ift. warum Sie Ihren Marionetten fo außergewöhnliche und unwahrfcheinliche Namen gegeben haben.
In vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebner
16 Tite Street. Ehelfea. 13. Auguft [1890]. Oscar Wilde.

An den Redakteur der ..Pall Mall Gazette“.

Sehr geehrter Herr!
Ich habe eben aus London eine Nummer der ..Pall Mall Gazette“ gefchickt bekommen. die eine Befprechung meines Buches ..Ein Granatapfelhaus“ enthält. Der Verfaffer diefer Befprechung macht eine gewiffe Bemerkung. die ich fogleich berichtigen zu dürfen bitte.
Er fiellt zu Anfang eine außerordentlich alberne Frage. nämlich: ob ich das Buch gefchrieben habe zu dem Zweck. dem britifchen Kind Freude zu bereiten. Nachdem er über diefen Punkt fchwere Zweifel geäußert hat - ein Punkt. von dem ich mir nicht vorftellen kann. wie ein halbwegs gebildeter Menfch überhaupt irgend welchen Zweifel darüber hat --.

geht er dazu über. offenbar ganz im Ernfi. den außerordentlich befchränkten
Wortfchah. der dem britifchen Kind zur Verfügung fieht. zur Richtfchnur
zu machen. nach der die Profa eines Künftlers zu beurteilen ift! Nun. als
ich diefes ..Granatapfelhaus“ baute. habe ich etwa ebenfo viel daran ge-
dacht. dem britifchen Kind zu gefallen. wie dem britifchen Publikum. Mami-
lius ift fo durchaus entziickend. wie Caliban abfcheulich ift; aber weder die
geifiige Höhe des Mamilius noch die Ealibans ift die meine. Ein Künfiler
erkennt keine andre Schönheitsnorm an als die. die der Ausfluß feines
eignen Temperaments ifi. Der Künfiler fucht in einem gewiffen Material
feine immaterielle Idee der Schönheit zu verwirklichen und fo eine Idee
in ein Ideal zu verwandeln. Auf diefe Weife macht ein Künftler etwas.
Der Künfiler hat keinen andern Zweck. wenn er etwas macht. Bildet fich
Ihr Rezenfent ein. Shannon z. B.. deffen zarte. liebliche Illuftrationen er
fich ganz außerfiande erklärt zu fehn. zeichne zu dem Zwecke. den Blinden
Belehrung zu erteilen?
*** * * ** * '* * In vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebner*
"Oscar Wilde.
Boulevard des Eapucines. Paris [erfchien in der ..Pall Mall Gazette“ *am
11. Dezember 1891].
An den Redakteur der „St, Iames Gazette“.
Sehr geehrter Herr!
Geftatten Sie mir. eine Mitteilung in Ihrer heutigen Abendnummer
zu berichtigen. des Inhalts. ich hätte eine gewiffe Anderung an meinem
Stück vorgenommen infolge der Kritik einiger Iournalifien. die fehr leicht-
finnig und fehr dumm in den Zeitungen über dramatifche Kunfi fchreiben.
Diefe Mitteilung ift völlig unwahr und höchfi lächerlich.
Folgendes find die Tatfachen. Vorigen Sonnabend hatte ich. nachdem
das Stück vorüber war und der Verfaffer mit der Zigarette in der Hand
eine entzückende. unfierbliche Rede!) gehalten hatte. das Vergnügen. eine
kleine Anzahl perfönlicher Freunde zum Abendeffen als Gäfie zu haben;
1) Oscar Wilde war am Schluffe der Premiere von ..Lady Winder-
meres Fächer“ vor dem Vorhang erfchienen und hielt mit der Zigarette
in der Hand eine kurze Rede. worin er fagte. er freue fich. daß das Publi-
kum ein Werk bewundere. das er felbfi fo fehr bewundere.

und da keiner von ihnen älter als ich war. fo hörte ich natürliah ihren künft-
lerifchen Anfichten aufmerkfam und voll Freude zu. Die Meinungen der
Alten über Kunftfragen find felbfiverfiändlich von gar keinem Wert. Die
künftlerifchen Inftinkte der Iungen find unveränderlich reizvoll; und ich
fühle mich verpflichtet feftzufiellen. daß meine fämtlichen Freunde ohne
Ausnahme der Meinung waren. das pfychologifche Intereffe des zweiten
Altes nähme fiark zu. wenn die wirkliche Verwandtfchaft. die zwifchen
Lady Windermere und Mrs. ErlynneL) befiehe. aufgedeckt werde - eine
Anficht. die. wie ich hinzufügen möchte. fchon vorher von Mr. Alerander')
nachdrücklich vertreten und befürwortet wurde.

Da denen von uns. die ein Stück nicht bloß als Anlaß zur Pan-
tomime und zu Zirkusfpäßen betrachten. das pfychologifche Intereffe alles
ift. befchloß ich alfo. den genauen Augenblick der Enthüllung zu ändern.
Diefer Entfchluß war jedoch lange gefaßt. eh' ich Gelegenheit hatte. die
Kultur. Eourtoifie und kritifche Begabung zu fiudieren. die fich in Blättern
wie ..Referee". ..Reynolds' Newspaper" und ..Sunday Sun" entfaltet.
Wenn die Kritik in England eine wirkliche Kunfi wird. wie fie es fein
foll. und wenn nur Menfchen mit künfilerifchem Infiinkt und künftlerifcher
Bildung über Kunfiwerke fchreiben dürfen. dann werden Künfiler zweifel-
los Rezenfionen mit einem gewiffen intellektuellen Intereffe lefen. Wie
die Dinge gegenwärtig liegen. find die Rezenfionen der gewöhnlichen
Zeitungen ohne jegliches Intereffe. außer daß fie das Böotiertum eines
Landes in feiner rohefien Form zur Schau fiellen - eines Landes. das
etliche Athener hervorgebracht hat und in dem fich etliche Athener ange-
fiedelt haben.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebnerkCD

26. Februar [1892Wx .'Oscar Wilde.

An den Redakteur der ..Pall Mall Gazette".

Sehr geehrter Herr!

l Gefkatten Sie gütigft. daß is) der in Ihrer Nummer vom vorigen
Donnerstag geäußerten und feitdem von vielen andern Zeitungen über-

1) Die Abenteuerin Mrs. Erlynne ifi die Mutter Lady Windermeres.

2) George Alexander. der Direktor des ..St. James's Theatre". das
am 22. Februar 1892 ..Lady Windermeres Fächer" zum erfien Male auf-
fiihrte.

nommenen Vermutung. ich fei der Verfaffer der ..Grünen Nelkeiil). mit
allem Nachdruck widerfpreche.
Ich habe diefe herrliche Blume erfunden. Aber mit dem mittelmäßigen
Buche im Gefchmack der Mittelklaffe. das den feltfam fchönen Namen der
Blume fich widerrechtlich aneignet. habe ich. wie ich kaum zu fagen brauche.
nicht das Allergeringfie zu tun. Die Blume ifi ein Kunftwerk; das Buch
ifi es nicht.
In vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebner
Worthing. 1. Oktober [1894]. Oscar Wilde.
1) Robert Hichens ifi der Verfaffer des Romans „'l'be Green Car-
natjoo“, der die äfthetifche Bewegung in England verfpottet.

_Kurt Aram:
Die Hagefiolze. Roman.
Fortfeßung.
bill.
So gut wie heute war ich fchon lange nicht aufgelegt.
Ifi man aus den Studentenjahren heraus. fällt es nicht leicht. einen
Sekundanten zu finden. Hat man nämlich erfi ausfiudiert. nehmen die
meiften Leute folche Dinge viel zu ernft. Ein Beweis dafür. daß fieimmertie-
fer hineinwachfen in denDuellunfug. fiatt aus ihm heraus. über ihn hinaus.
Als Student trank man und fchlug fich. troßdem die Philifier immer er-
klärten. beides müffe üble Folgen haben. Man nahm folche Sache leicht.
und fie bekam gut. Es ging wohl einmal einer am Delirium zugrunde.
Es wurde wohl auch einmal einer im Duell getötet. Aber du lieber Himmel.
es fierben ja unausgefelzt Leute. auch junge. Ift das ein Grund. den Trunk
und dasDuell fo ernft zu nehmen ? Wir Jungen dachten nicht daran. Keiner
unter uns. Erft feitdem wir älter wurden. reden auch die meiften von uns
wie die Philifter. die fie einft geringfchälzten. So ein Duell ift eine ernfie
Sache. fagen jeßt auch die meiften von uns. Warum auf einmal? Es ift
diefelbe Kinderei und Albernheit wie vor zehn Iahren. Aus einer Kinderei
kann doch nicht mit den Iahren plötzlich eine ernfie Sache werden? Auch
aus einem Efel wird ja nicht mit den Iahren ein Pferd. Stimmt das. wer
will mich verhindern.' eine Kinderei zu begehen. wenn mich gerade danach
gelüftet? Mit dreißig Iahren foll man ein reifer Menfch und nicht mehr
kindifch fein 'Z Nein. mein Lieber. fo „reif“. wie du das nennft. hoffe ich auch
mit fechzig Iahren noch nicht zu fein. Du fagfi. die Urfache des Streites
zwifchen mir und Loffow genügt nicht für eine fo fchwere Sache. wie es
ein Pifiolenduell ift? Aber vielleicht empfinde ich es als eine viel fchwerere
Kränkung. wenn man Mabel fchief anfieht. als viele Ehemänner. wenn
man fie mit ihrer Frau betrügt? Was geht mich in folchen Dingen die Mei-
nung der Gefellfchaft an? Woher weiß fie. wie ich empfinde? Bloß weil
ihre Ehre erfi im Ehebett gekränkt werden kann. foll ich es gerade fo halten?
Fällt mir doch gar nicht ein.

Aber du fagft. Freund Loffow hat Weib und Kind. ich raube damit
vielleicht einer Familie ihren Ernährer. Dann foll Loffow doch einfach
die Forderung nicht annehmen. Du fagfi. das kann er nicht. weil er fich
durch folche Ablehnung lächerlich. vielleicht gar gefellfchaftlich unmöglich
macht. Ia. dann follte er es fich eben vorher überlegen. bevor er den guten
Ruf einer Dame gefährdet. Das war nicht bös gemeint? Das kann jeder
fagen. Ich habe es nun einmal als bös empfunden.
Mit derlei Spitzfindigkeiten regalierte ich eine Stunde lang meinen
alten Studienfreund. der einft Korpsfiudent war und noch heute feft ift
in allen Duellfitten. Ich hatte ihn fchon in aller Frühe zu mir gebeten.
damit er für mich Kartell fchleife. wie man das fiennt. wenn ich nicht fehr
irre. denn ich fühle mich in den Fachausdrücken nicht mehr ganz ficher.
Er dankte mir für mein Vertrauen und nahm die Sache furchtbar
wichtig und feierlich. Als lüde ich ihn zum Trauzeugen.
Meine Äußerungen verwirrten ihn immer mehr. und jedesmal. wenn
ich vom Duell als von einer Kinderei fprach. zuckte er zufammen.
Schließlich meinte er gereizt. wenn mir derlei als eine Kinderei er-
fcheine. fo begriffe er fchon gar nicht. weshalb ich fo energifch auf ihr befiände.
„Weil es mir Spaß macht.“
Das fei frivol. behauptete er.
„Höre. mein Lieber. ifi damit wirklich etwas Stichhaltiges gegen meine
Abficht gefagt? Der eine duelliert fich aus Haß. der andere aus Feigheit.
weil er nämlich das Urteil der Gefellfchaft fürchtet. warum foll ich mich
nicht aus Spaß duellieren? Das eine ift fo dumm oder fo klug wie das
andere. Und weshalb foll es ein edleres Motiv fein. wenn ich mich aus
Haß duelliere?“
Er fchwieg und fühlte fich fehr unficher.
„Eine Kinderei bleibt eine Kinderei. daran ändert kein Motiv der Welt
etwas“. fage ich.
Der frühere Korpsftudent fühlt nach feinen Schmiffen. fchweigt aber
immer noch.
„Alfo willfi du mir die Gefälligkeit erweifen oder nicht?‟
Der Mann erhebt fich fteif und förmlich. „Unter folchen Umftänden
muß ich es mir verfagen. Ich bitte. dein Vertrauen in diefer Angelegenheit
einem andern fäjenken zu wollen.“
Ich erhebe mich auch fieif und feierlich. „Unter diefen Umftänden be-
daure ich außerordentlich. dich fchon zu fo friiher Stunde bemüht zu haben.“
Er verbeugt fich.

Ich verbeuge mich.
An der Tür wendet er fich noch einmal zu mir und fagt: ..Gefiatte.
daß ich dich darauf aufinerkfam mache. daß nicht du Herrn Loffow. fondern
Herr Loffow dir zuerfi feine Sekundanten zu fchicken hat. denn der tat-
fächlich Beleidigte bift nicht du. fondern er.“
..Ich danke fehr."
Ich verbeuge mich. Er verbeugt fich. Fort ift er.
Den Kontinent habe ich. wie es fcheint. wirklich total vergeffen. Wie
konnte ich auch nur fiir einen Augenblick annehmen. daß ich der Beleidigte
lei? Im Komment ift es immer der falfche.
Nun. wenigfiens kann ich in Muße der Dinge warten. Vielleicht
ineift Loffow.
Um Elf bringt mir Frau Bleiders eine Vifitenkarte. Sie fieht nicht
übermäßig fauber aus. aber ein adeliger Name fieht darauf. zwar ein
fchwer lesbarer. flawifcher. immerhin fpricht es dafiir. daß ich einen Sekun-
danten Loffows vor mir habe. Kurios nur. daß mir der Name ganz un-
bekannt ifi. Wir haben doch lauter gemeinfame Bekannte. Doch halt. ich
vergeffe. daß wir uns ja nur felten fahen in lehter Zeit.
Ich laffe bitten.
Etwas anders habe ich mir felbfi einen flawifchen Adeligen vorgefiellt.
Vor mir fieht ein kleiner. gelber. fchiichterner Menfay. an dem nur die
Haare und Augen groß find. Nicht einmal fauber fieht diefer Herr vom
Adel aus.
Ich bitte ihn. Plaß zu nehmen. Er hockt fich vorfichtig auf eine Stuhl-
kante. Er beginnt damit. mir über meine künfilerifchen Fähigkeiten Kom-
plimente zu machen. Seltfame Einleitung. um eine Forderung vorzu-
bringen.
Ich winke ab. aber er redet immer feuriger von meinen Fähigkeiten.
Er if'i wohl doch kein Kartellträger.
..Bitte. kommen Sie zur Sache!“ -
Er fchnappt nach Luft. rutfcht hin und her. läßt die Finger knacken.
lauter Symptome. die eher auf einen Pump als auf eine Forderung
hindeuten.
Endlich flüftert er ganz leife. er fei vor wenigen Tagen zum erfien
Mal Vater geworden. und feine Frau habe keine Milch.
..Dafür kann ich doch nichts". bemerke ich verblüfft.
Er kommt fehr ins Stottern. Das Kind habe Hunger. feine Frau
habe keine Milch. und er habe kein Geld.

Alfo doch nur ein Mann. der mich anpumpen will. Wie kommt er
nur auf die Idee. mich zur befitzenden Klaffe zu zählen? Außerdem habe
ich keine Ahnung. wie viel Milch fo ein Kind täglich braucht. und was die
Milä) koftet. Ich trinke den Kaffee fchwarz.
..Ift es ein kleines Kind ?" frage ich.
..Ganz klein". erwidert er. ..fo klein." Die Gefie. die er macht. be-
ruhigt mich fehr.
Jetzt fange ich auch an zu ßottern. denn nun wird die Sache peinlich.
Da er mir nicht die Summe fagt. die er braucht. muß ich ihn fragen,
Ich frage alfo ganz vorfichtig und von hinten herum.
Er merkt es aber gleich und wird verlegen. Ich auch. Wir fangen beide
zu fchwitzen an. Eine fcheußliche Situation, Um ihr endlich ein Ende zu
bereiten. greife ich halt auf gut Glück in die Tafche.
Das Srhickfal ifi dem Manne hold. denn ich erwifche ein Zwanzig-
markfiück. das ich dem Slawen verfchämt zufiecke. Im Nu ift es verfchwunden.
Ich weiß nicht einmal. wohin. An dem Mann ifi ein Tafchenfpieler ver-
loren gegangen.
Er fiammelt unausgefeht Dankesworte. Ich will ihn unterbrechen.
aber er wehrt ab und fiammelt. bis fein ganzer Wortvorrat erfchöpft ifi.
Nun hockt er auf feinem Stuhl. als hätte er felbfi gerade ein Kindheit über-
ftanden. Ein trauriger Anblick. Ich muß dem Mann noch irgendetwas
Tröftendes. Aufmunterndes fagen. Wenn ich nur wüßte. was?
..Na. für einige Wochen hat Jhr Kind ja nun wohl zu trinken". tröfte
ich. Er nickt.
..Na. und dann... Bis dahin hat Ihre Frau dann vielleicht Milch!"
fage ich fehr aufmunternd.
Er nickt wieder. bleibt aber fißen.
..Kann ich Ihnen noch mit etwas dienen?" frage ich höflich.
..Es ifi mir entfehlich peinlich. Herr Doktor. . ,"
..Aber bitte. genieren Sie fich doch nicht."
..Gerade nach dem. was vorausgegangen ift". fiammelt er.
..Durch langes Herumreden diirfte die Sache nicht weniger peinlich
werden". fage ich ungeduldig. denn ich weiß abfolut nicht. wohinaus der
Menfch eigentlich will. Er wird doch nicht noch eine Frau ohne Milch haben ?
..Es war mir leider ganz unmöglich. fo gerne ich es auch getan hätte.
mich, , ."
Hier ftockt dieferArifiokrat fchon wieder.
Ich erhebe mich.

„Ich mußte Herrn Loffow. den ich feit kurzem meinen Freund nenne.
den Dienfi erweifen. . .“
„Was?“ frage ich. Ganz aus der Ferne dämmert mir etwas.
„Ich konnte ihm diefen Freundfchaftsdienft unmöglich abfchlagen. ..“
„Bitte! Sagen Sie es klipp und klar!“
Er nimmt eine etwas beffere Haltung an. indem er ebenfalls auffieht.
„Ich habe Ihnen im Auftrag meines Freundes Loffow eine Säbelforderung
zu überbringen.“
..Herr!!“ braufe ich auf. „Das ifi toll. das ifi wirklich toll!“
Der Slawe ift bleich. die Kniee zittern ihm.
Nun muß ich denn doch laut herauslachen. Erft pumpt er mich an.
und dann überbringt er mir eine Forderung. Das war fchwerlich fchon da.
Der Ariftokrat gerät wieder ins Stammeln und retiriert langfam
zur Tür.
„O bitte. das macht gar nichts. ich begleite Sie!“ Ich führe ihn hinaus.
Er fucht eilfertig nach feinem Hut.
..Bitte. hier ifk er.“
Er dankt und eilt durch den Gang. Ich laffe ihn laufen.
Aber nein. das ifi wirklich arg, Ich eile ihm nach, „Entfchuldigen
Sie. das ift mein Schirm!“
..Verzeihen Sie gütigfi‟. lifpelt er, „Er fah dem meinen fo ähnlich.‟
..So ?“
Ich fuche mit ihm nach dem Schirm. der meinem fo ähnlich fein foll.
Aber wir finden ihn alle beide nicht.
..Entfchuldigen Sie. ich vergaß ganz. ich habe meinen Schirm ja gar
nicht mitgebracht“. fagt er. und fchon höre ich ihn die Treppe hinunter
eilen.
WeißZGott. fo gut wie heute war ich fchon lange nicht aufgelegt!
Wie bringe ich diefe fchöne Gefchichte nur unter die Leute?
Daß diefer Sayler auch noch auf der Hochzeitsreife fein muß! Nur
wenn man ihn nicht braucht. ift er da! Ich fchreibe Sayler einen Brief.
in dem ich den ganzen Vorgangj'ausführlich erzähle. Meine erfie lite-
rarifche Leifiung feit langer Zeit. Sayler felbfi hat mir gefagt. daß er fich
alle Briefe nachfchicken läßt. Einmal. damit ihm kein Auftrag eines Ver-
legers oder einer Zeitung entgeht; und dann. damit er über alle Neuigkeiten
fiets auf dem Laufenden bleibt. Das ift fein befonderer Stolz. Und wenn
du ihn auf Korfu trifff't. erzählt er dir den neuefken Klatfch aus Berlin,
Schneller als jede Zeitung ifi er darüber orientiert. In zwei Tagen fpä-

teftens kennt er demnach auch diefe Duellgefchichte. Zwei Tage danach
fpäteftens hat er fie hier in Kurs gefeßt, Armer Loffow. wie ha| du dich
mit diefem Sekundanten blamiert! Das ift für mich eine beffere Rache
als das fchwerfie Säbel- oder Piftolenduell.
Zum Nachmittagskaffee erfcheint Mabel wie gewöhnlich. Heute fieht
fie ein wenig blaß und müde aus. Ich habe das befonders gern. weil fie
dann in der Regel etwas weicher und zutunlicher gefiimmt ifi.
Sie muß fich auf die Ehaifelongue legen. und ich erzähle. Zuerft natür-
lich die Duellgefchichte. Leider findet fie die Sache gar nicht fo komifch wie
ich. Erft bin ich traurig darüber. aber dann tröfie ich mich damit. daß fie
als Amerikanerin für derlei kein Intereffe und auch kein Verftändnis haben
kann.
Soll ich ihr nun von Herrn Sauermann und Herrn Weitifch berichten?
Am Ende verfieht fie den Humor davon erft recht nicht?
Ich fchweige. fehe fie an und fühle mich auf einmal fo weit von ihr
entfernt. wie ich es nie fiir möglich gehalten hätte. Wenn fie tot wäre.
könnte fie mir nicht ferner fein. Das fchmerzt fürchterlich. Und nun will
wieder wie fchon einige Male eine große Bitterkeit über mich Herr werden.
Gegen dies Gefchöpf. für das ich alles tue. und das. wie es fcheint. nicht
das geringfie dabei fühlt. Ift das nicht unnatürlich? Ift das wirklich eine
Frau. die da fo kühl auf meiner Ehaifelongue liegt. eine Zigarette raucht.
einen Schluck Kaffee nimmt und offenbar nicht gut gelaunt ift?
Ich beginne ein gleichgültiges Gefpräch über Dinge. die weder ie
noch mich intereffieren. Was fie wohl täte. wenn ich fie ohrfeigte? O.
ich haffe fie in diefem Augenblick!
Hat fie mir je fchon etwas zuliebe getan?
Sie richtet fich ein wenig auf. „Entfchuldige. ich bin furchtbar lang-
weilig."
Das rührt mich.
„Ich bin überhaupt fo langweilig. Nichts intereffiert mich mehr. alles
ifi fo öde. fo überflüffig. Ob man auffteht oder im Bett bleibt. Weißt du.
wozu das alles?"
„Dann ift es am zweckmäßigfien. man tötet fich". fage ich hart.
„Wenn ich nur mehr Mut hätte!"
„Dazu gehört eher eine tüchtige Portion Feigheit". meine ich.
„Ich weiß überhaupt nicht. was du an mir haft?" fagt fie.
„Vielleicht folltefi du dich mehr geifiig befchäftigen?" frage ich wie
ein Oberlehrer. Merkwürdigerweife intereffiert fie das, Wir geraten

in ein Bildungsgefpräch. Mit ihrem Mann hat fie Iuvenah die lateinifchen
KlaffikerF Macchiavelh Herbert Spencer und die Encyklopädifien gelefen,
Ein recht origineller Amerikaner muß das gewefen fein. Romane waren
verboten, Nach ihrer Scheidung hat fie fich über die Naturwiffenfchaften
hergemacht, Die reine Verfiandesbildung alfo. Dabei ifi fie fowiefo
fchon vie(zu verfiändig für eine Frau. Ich ver-breite mich des längeren
über die Gefahren der Verfiandesbildung und ihre Einfeitigkeiten.
Sie meint„ ich folle froh darüber fein. Erft recht aber über ihre kühlej
allem Gefühlsüberfchwang abholde Natur, Das allein habe fiej die allein-
fiehende hübfche Fram vor allen Nachfiellungen bewahrt.
„Warum nennf'i du das immer Nachfiellungen ?“
„Mein Goth es handelt fich doch um nichts anderes.“
„Es war doch gewiß auch mancher dabeij der es fehr ernfi meinte.“
Mabel lächelt fo ironifchj daß ich fie am liebf'ten wirklich ohrfeigen
möchte, Sie fagt: „Gewißj es gab einige„ die meinen Befitz fogar mit einer
Heirat bezahlen wollten. Aber doch auch erfi. als fie merkten/ auf anderem
Weg fei fowiefo nichts zu erreichen.“
„Eigentlich feld ihr übel dran„ ihr hübfchen Frauen.“
„Sind wir auch.“
„Eigentlich follte jede hübfche Frau verheiratet fein.“
Sie wundert fich.
„Weil fie dann einen Schulz hatj wenn ihr jemand nachftellt.“
„Ein netter Schutz!“
Nun fchweigrn wir beide lange und find verftimmt. Und ich hatte
mir das heute fo luftig gedacht.
Mädel erhebt fich. „Ich gehe jetzt gleich zu Bett. das ifi immer noch
das befie.“
„Jetztj am lichten Nachmittag?“
„Ich nehme ein Schlafpulver und fchlafe dann vierundzwanzig Stunden
in einem Ruck. Dann ift wenigfiens wieder ein Tag vorbei.“
Daran denkt fie nicht einen Augenblickj daß fie mich in diefer Zeit
dann nicht fieht. Nicht einen Augenblick tut ihr das leid.
„Gehj mach nicht fo böfeAugen. Das kann ich gar nicht leiden!“ fagt fie.
Ich nehme mich zufammen.
Am Haustor frage ich; „Du gehfi jetzt wirklich zu Bett?“
„Allerdings“ Sie gähnt fehr kräftig.
„Alfo fehe ich dich morgen nicht?“
* „Weläj ein Unglück!“ Sie lächelt dünn.

„Für mich fchon!“
..Sei nicht fo unvernünftig. Übermorgen haft du mich ja fchon wieder. Ausgefchlafen fogar!“
Ich fage adieu und kehre in mein Haus zurück. So allein und verlaffen bin ich mir noch nie vorgekommen. Bin ich denn überhaupt kein Mannsbild mehr vor lauter Sentimentalität und Liebeswirtfchaft? Es ift doch einfach jämmerlich! Ich begreife das ganz gut. ich fehe das alles ein. aber es nüpt mir nichts. ich habe. wie es fcheint. keinen Funken Energie mehr. Das muß anders werden! Um nichts und wieder nichts richte ich mich fonfi zugrunde, Wir leben doch nicht mehr zu Petrarcas Zeiten!
Ich werde mir heute eine luftige Nacht machen und nicht einen Augenblick an Mabel denken. Wir wollen doch einmal fehn. ob das nicht geht? Gegen Abend fuche ich zunächfi meine Wucherer auf. Am Tifch fiht nur Herr Weitifch.
_..Er wird fchon kommen“. fagt Weitifch gleich und meint den Sauermann. Ich mache eine hübfche Gefie. als intereffiere mich das gar nicht. und fehe mich.
..Wie denken Sie eigentlich über die Frauen. Herr Weitifch?“
Wie fich das magere. gelbe Geficht in einem Nu verändekk. Ein Faunskopf!
..Ich weiß fchon“. wehre ich ab. denn nun werden höchfi ekelhafte Eynismen kommen.
..Ein Vergnügen. wenn man's gerade nötig hat. Sonft ein Übel.“
Diefen Sah kann fich Herr Weitifch beim beften Willen nicht oerkneifen. Ich antworte nicht. um ihn dadurch am Weiterfprechen zu hindern. Aber Herr Weitifch faßt es anders auf. Er fagt: ..Sehn Sie. Herr Doktor. weshalb find Sie hier? Weshalb verkehren Sie mit uns? Weil Sie Geld brauchen. Und warum brauchen Sie Geld?“ Weitifch macht fein Faunsgeficht.
..Sie irren fich. verehrter Herr Weitifch!“
Mein Tifchgenoffe lächelt nachfichtig. *Und wenn Sie das Geld haben. nachher geben Sie's aus. Wofür?“ Herr-*Beitifch grinfi niederträchtig,
..Und dann. wenn's nicht mehr da ifi? Dann hat man einen Kater und darf obendrein noch hohe Zinfen zahlen. Das ift alles!“
Außer Atem fiürmte Herr Sauermann herein. Er wifcht fich die Stirn. fchnappt nas) Luft und fagt. ich möchte mich noch einen Augenblick gedulden. erfi müffe er wieder zu fich kommen. -

Ich hätte nie gedacht. daß eine Eifenbahnfahrt zu einem Herrn Maier
fo firapaziös fei.
Nun ftarrt Herr Sauermann düfter und verdroffen vor fich bin.
„Hafi de das Geld?‟ fragt Weitifch mit leifem Hohn.
Sauermann fiellt fich taub.
„Alfo fchießen Sie los!“ fage ich möglichfi luftig. Mir ifk aber gar nicht
fo zumute.
Sauermann beginnt lang und breit von der Bahnfahrt und von Miinchen
zu erzählen.
„Er hat kein Geld“. fagt Herr Weitifch. und fein Geficht ftrahlt.
„Ich hab' auch keins!“ brüllt Sauermann voller Wut und fchimpft
auf den mir unbekannten Maier mit einer gar nicht zu befchreibenden Un-
flätigkeit. Daran freut mich nur. daß er fich für meine Sache fo aufregt.
Der Mann hat wirklich Intereffe für mich. Er identifiziert fich mit meiner
Angelegenheit. Das find unter fubalternen Geifiern immer die befien.
..Beruhigen Sie fich nur. Es ifi mir allerdings fehr fatal. . ,“
Er beruhigt fich durchaus nicht. er fieigert fich vielmehr in immer
größere Wut und wird ganz blaurot im Geficht.
Ich blickenuf Weitifch. Er fchaut fehr gelaffen drein. Das beruhigt
mich. Sauermanns Gefichtsfarbe wird nach einigen Minuten wieder
menfchlicher. Seine Aufregung legt fich.
„Was machen wir nun?“ frage ich.
Sauermann ift fofort mit einem neuen Plan bei der Hand. Er wird
ficher gelingen. ganz ficher. Er fchwört. daß er gelingt.
..Bis wann?“ frage ich.
..Aber fofort. Herr Doktor!“ Sauermann ifi ernftlich gekränkt,
..Was heißt: fofort?“
..Morgen. Herr Doktor!“
Ich zeige ein fkeptifches Geficht. über das Sauermann wieder ganz
außer fich gerät. Schließlich muß ich ihm feierlich verfichern. daß ich feinen
Worten glaube. und daß es wirklich bis morgen Zeit hat und mir gar nicht
fo fürchterlich eilt.
Nun wird Herr Sauermann fröhlich und ißt und trinkt. was in ihn
geht. Dann empfiehlt er fich recht plötzlich. weil er noch eine wichtige Ver-
abredung habe. und verfichert mich nommals. morgen abend habe ich
das Geld. ganz beftimmt.
Weitifch fchaut ihm nachdenklich nach. Dann grinft er und fragt: „Hat
er eigentlich bezahlt?“

„Aber ich bitte Sie. Herr Weitifch. es ifi doch felbftverftändlich. daß ich zahle!“
Weitifch meint leife: „Wenn Sie fo nobel gegen den Sauermann find. glauben Sie. daß er Ihnen bald Geld verfchafft?“
..Er hat es doch eben noch gefagt!“
Weitifch grinft. „Er (wär' ja dumm. wenn er's Geld bald brächte. So dumm ift er denn doch nicht!“
..Ich verfiehe nicht.“
..Er führt auf Ihre Kofien ja ein recht angenehmes Leben. Ie länger es dauert. um fo angenehmer für ihn.“
..Sie meinen wirklich?“
Weitifch nickt und verfinkt in Nachdenken. Ein höchfi unfympathifcher Menfch. Aber wenn er recht hat?
Nach einiger Zeit fagt Weitifch: „Glauben Sie. daß er Ihnen überhaupt Geld verfchafft?“
..Na. hören Sie!“
..Ich glaube es nämlich nieht.“
..Wiefo?“
..Weil er niemanden an der Hand hat. der Geld leiht. Nicht: eine Mark bekommen Sie durch den. nicht eine!“
Diefer Weitifch ifi ja ein unglaublicher Menfch. Gefiern war er noch der befie Freund von Sauermann. und heute?
„Warum haben Sie mir das nicht fchon gefiern gefagt?“ frage ich ärgerlich. *
„Weil Sie mir gefiern ficher nicht geglaubt hätten“. erwidert Weitifch und lächelt dünn.
„Da haben Sie recht“. gefiehe ich ehrlich.
..Sehn Sie!“
..Aber dann ift diefer Sauer-mann ja ein ganz gemeiner Schwindler!“ Ich bin empört.
Weitifch lächelt. „Ein armer Teufel ift er. weiter nichts. der fich halt durchfchlägt. fo gut es geht.“
..Eine nette Moral!“
..Seien Sie mal fo ein armer Teufel. Herr Doktor!“
Ift das eine Unverfchämtheit? Ich mufiere den Genoffen fehr fcharf. aber er verzieht keine Miene. er meint es wirklich fo. wie er fagt.
„Was foll ich nun anfangen?“ frage ich recht kläglich.
..Ich weiß einen Weg."

„Alfo?“
„Es handelt fich dabei allerdings nicht um fünftaufend. fondern um zehntaufend Mark.“
„Die ich bekommen foll?“
Weitifch nickt.
„Und die Zinfen?“
„Sie fchreiben einen Wechfel über fünfzehntaufend Mark.“
..Hören Sie. das ifi happig!“
„Einen andern Weg weiß ich nicht.“
Eine ungemütliche Unterhaltung. Ich überlege mir die Sache...
Ach was. mein Syfiem wird fchon richtig funktionieren und mich herausreißen.
„Wann wäre der Wechfel denn fällig?" frage ich.
„Solche Wechfel lauten immer nur auf ein Vierteljahr.“
„Und dann?“
„Dann prolongiert man den Wechfel. wenn man nicht gleich zahlen kann.“
„Das klingt ganz plaufibel und einfach.“
„Jfi es auch.“
„Alfo. in Gottes Namen!“
Weitifch feßt mir die Sache fehr klar und präzis auseinander. Er hat einen Freund. deffen Namen er vorläufig noch nicht nennen will. Diefer Freund befißt ein Automobil. und da er fich in Zahlungsfchwierigkeiten befindet. will er es verkaufen. Neu war das Automobil zwanzigtaufend Mark wert. Etwas über ein Jahr hat er es gefahren. Unter Brüdern ifi es immer noch gut und gern feine zehntaufend Mark wert. Dies Automobil foll ich für den Wechfel erhalten. Ich brauche es dann nur noch zu verkaufen und habe mein Geld.
Das klingt fehr plaufibel und einfach.
„Und was macht der Mann mit meinem Wechfel?“ frage ich nach einer Weile.
„Den verkauft er weiter“. fagt Weitifch.
„Donnerwetter! Gibt man ihm dafür Geld?“
„Aber natiirlich.“
.,Hm. ich wußte gar nicht. daß ein Wechfel von mir fo viel Wert hat.“
Weitifch lächelt. zögert. dann fagt er: „Erfiens weiß niemand. daß fich mein Freund in Zahlungsfchwierigkeiten befindet. Wenn er einen Wechfel akzeptiert hat. nimmt ihn auch ein anderer. Zweitens..." er

fiockt wieder. „Na jah zweitens: Sie haben angefehene Verwandte in angefehenen Stellungen... Selbfi wenn Sie nicht zahlen könntem was ich aber nicht glaube... nun ja/ diefe Verwandten würden Sie fchon nicht im Stich laffen.“

Ein Teufelskerl ifi diefer Weitifch. Nun weiß er fogarh daß ich angefehene Verwandte habe, woran ich feit langem nicht mehr dachte. Eigentlich könnte ich die ja direkt angehem fällt mir ein. Aber du lieber Goth Verwandte! Gute Ratfchläge und .Vorwürfe erhält man von ihnen kiloweifeh aber kein Geld.

„Woher haben Sie denn das mit den Verwandten erfahrem Weitifch ?“

„Ich habe mich halt erkundigt... Man hat fo feine Beziehungen. . .“

„Alfo machen wir die Sache.“

„Bis übermorgen kann fie in Ordnung fein'ß fagt Weitifch.

„Nicht bis morgen?“

„Ausgefchloffen l“

Ich lache. „Das war auch nur eine Finte„ diefe Frage. Weil Sauermann fo tut.“ '

„Das wußte ich“„ fagt Weitifch.

Sauermann war mir fympathifchery aber diefer Weitifch ifi entfchieden zuverläffiger.

„Alfo auf übermorgem profit!“

Wir leeren unfre Gläfer. Ich will alles bezahlen. aber Weitifch läßt das nicht zu„ unter keinen Umfiänden. Er gibt nicht nach wie Sauermann.

„Aber ich bin Ihnen doch zu Dank verpflichtet?"

„Ich beanfpruche bei diefem Gefchäft wie bei jedem nur meine Provifiom Herr Doktor. Und zwar erfi. wenn das Gefchäft perfekt ift.“

„Wie viel macht denn das?“ frage ich neugierig.

„Die übliche Ufance ifi zehn Prozent.“

„Das wären alfo taufend Mark?“

„FiinfzehnhundertX Herr Doktor.“

„Wiefo?“

„Der Wechfel lautet ja auf fünfzehntaufend Mark.“

„Ach fo... Nm ich muß fagem kein fchlechtes Gefchäft.“

„Schlechte Gefchäfte mache ich überhaupt nicht„ Herr Doktor.“ Weitifcb grinfi wieder auf eine niederträchtige Weife.

Ich trenne mich von dem Mann. den ich nicht magx den ich aber brauchez ohne befondere Liebenswürdigkeit. Er nimmt das aber nicht übel... Nun. er hat recht. denn die fünfzehnhundert Mark hat er leicht verdient.

Erft als ich allein bin. wird mir angenehm und leicht zumut. Über-
morgen habe ich alfo fünfzehntaufend Mark bar in Händen. Halt. nur
zehntaufend Mark. Per. auch das ift nicht richtig. Nur ein Auto. das zehn-
taufend Mark wert ift. Aber ich werde es gar nicht gleich verkaufen. ich
werde es erft einige Tage behalten. Es muß ein fchönes Gefühl fein. Auto-
mobilbefißer zu fein. Einige Tage möchte ich das fchon auskoften. Und
dann werde ich das Mädele in meinem Auto fpazieren fahren. Wird fie
Augen machen! Doch halt. heute wird mit keinem Gedanken an die Ame-
rikanerin gedacht. heute wird ganz ausfchließlich fich felbfi gelebt. Ein
Automobilbefißer wird das doch wohl noch zufkande bringen!
Ich begebe mich in ein anderes Lokal. Hier habe ich fchon gar manches
Mal mit Mabel gefeffen. Mir kommt es fo vor. als wären die Kellner direkt
erfiaunt. daß ich allein komme. Wo ift denn die Dame? fragen ihre Augen.
Selbft iii der Mann. meine Lieben!
Ich beftelle mir eine Flafche'Heidfieck und Kaviar.
Der Befiizer macht feinen Bückling. „Nun. ganz allein heute. Herr
Doktor?"
„Allerdings“ '
Der Kaviar fchmeckt ausgezeichnet. Ich effe ihn leidenfchaftlich gern.
aber wenn Mabel dabei war. habe ich nie Kaviar beftellt. weil fie ihn nicht
mag. So ein richtiges Iunggefellenleben hat doch feine Vorzüge. denke
ich und fchöpfe mir einen neuen Haufen Kaviar auf den Teller.
Das heißt. Innggefelle ifi eigentlich nicht die richtige Bezeichnung
für meine Gemütsverfaffung. Strohwitwer dürfte richtiger fein. Sie
find entfchieden glücklicher. wenn fie einmal allein find. als die Jung-
gefellen . . ,
Nun lefe ich mit Behagen einige Zeitungen und blättere mit Gemüts-
ruhe in einigen Zeitfchriften. So recht mit Muße. wie fchon lange nicht mehr.
Ein Herr im Smoking erfcheint. ein flüchtiger Bekannter. „Sie find
allein heute?“
„Freilich"
„Wenn Sie gefiatten?, ..“
„Aber bitte. gern. , ,"
Er feht fich zu mir. und wir plaudern. Was in diefen Wochen alles
paffiert ifi! Unglaublich viel! Welche Menge Skandalgefchichten! Welche
Unmaffe neue Anekdoten es gibt. von denen ich noch nichts wußte.
„Nein. was ich fehe. Sie find ja ganz allein heute!" Schon wieder
ein flüchtiger Bekannter. Er nimmt ebenfalls bei mir Plaß. Ie fpäter es

. x r u .
.4 _uvx\lu1\.lMJflwNw!/.
. ; . .
.. Y»
Ws] . 1. vi . z . , .x T H , v. I . . .. a : t, *w .. _ . .. , V _ _
, 5..v „ k .. . . n : . . , , * | . ,.„ , a». . 7. r .. .c v v I“ *Ö* ~ .*1 .
x . n ..,. .q . 1. ,., , 2.3.7, v . J . . . ..* . , ...Y S
. x v. , ., , . x0 . . . rm.
., v x . V ..,
, ft. FFM...
d .. y, 1m... Y
36.1:1'671511.
timzlfé
(‵Ilusficlmmj der :‶z'rlincr Esp-(film 'tik-J.) .
3-111 11"?
'
Ä“
.“b
:cs
"Ziel-.*-
M a 1-
Poytyöt

wird. um fo mehr flüchtige Bekannte erfcheinen. Ich wußte gar nicht mehr. daß ich fo viele Menfchen kenne. Das if't ja enorm! Und wie angenehm diefe flüchtigen Bekannten find! Sie machen nicht die geringfte Anfpielung. Nur der Begrüßung merkt man an. daß fie fich wundern. die Amerikanerin nicht bei mir zu fehn.
Es wird immer fideler. Wie lange habe ich keine guten gepfefferten Gefchichten mehr gehört! Unglaublich bin ich verbauert. Wie nett die Leute alle find! Ich wußte gar nicht. daß ich fo gefchäßt werde. Wenn das Mabel fähe!
Es wird immer fpäter und luftiger.
..Heute gehen wir in die Tfcherna horn!“ fchlägt einer vor und findet großen Beifall,
Ich ftaune. Ganz und gar hatte ich vergeffen. daß es dies Lokal. noch gibt. wohin ich früher fo häufig kam. Ein geräumiges Verbrecherlokal. wo es fehr amüfant zugehen kann. wenn man es gut trifft, Habe ich da fchon hübfche Abende verbracht.
..Natürlich gehn wir in die Tfcherna horn!“ fage ich.
..Und vorher in die Kaffeeküche!“ fagt ein anderer.
„Auch dahin gehn wir heute“. erwidere ich.
Diefe Küche tut fiah nämlich fchon um vier Uhr morgens auf. Die Tfcherna hora erft um fünf Uhr.
So viel wie heute habe ich fchon lange nicht mehr gelacht.
Gegen vier Uhr ziehen wir fechs Mann hoch zur Kaffeeküche. Das Lokal ift nicht größer als ein kleinbürgerliches Zimmer. Die hintere Hälfte nimmt ein großer Kochherd ein. auf dem riefige Kupferkeffel ftehn. in denen Kaffee gebraut wird. Alles duftet prachtvoll nach frifchem Kaffee. In der vorderen Hälfte des Lokals fiehen zwei große. nackte. hölzerne Tifche. An dem einen Tifche fißen drei Schornfteinfeger. an dem andern vier Kanal-räumer in blauen Kitteln. Ein Bäckerjunge kommt und bringt einen großen Korb mit frifchen Semmeln. die ebenfalls fehr gut duften. Wir fißen bei den Schornfteinfegern und trinken heißen. fchwarzen. ftark duftendewKaffee.
Der Herr von Heitz ift recht angetrunken. er ftiert vor fich hin und denkt über etwas nach. Man fieht es ihm an. wie angeftrengt er nachdenkt. denn auf feiner Stirn fiehen lauter dicke. fenkrechte Falten. Plötzlich erhebt er fich.
Wir find fehr gefpannt.
Herr von Heiß tritt zu jedem der drei Schornfteinfeger und drückt jedem eine Mark in die fchwarze Hand. Dann geht er zu jedem der Kanal-

räumer und tut dasfelbe. Die Leute lamen. fiecken die Mark ein und be-
danken fich. Herr von Heiß feßt fich wieder.
Es erfcheinen zwei Damen in großen Hüten mit mächtigen Federn.
Sie feßen fich zu den Kanalräumern. Herr von Heiß fiiert fie an. Dann
denkt er wieder fehr angefirengt nach. Dann erhebt er fich und fchenkt
auch den beiden Damen je eine Mark. Sie lächeln und bedanken fich. Herr
von Heitz fchwankt ein wenig. und in feine Stirn graben fich immer tiefere
Falten. Er lächelt. fein Entfchluß ifi gefaßt. er gibt jedem Kanalräumer
und jedem Schornfieinfeger noch einmal eine Mark. Dann feßt er fich
wieder und fchläft gar bald mit gutem Gewiffen ein.
Es erfcheint noch eine Dame. Der Baron Stein ftarrt lange Zeit auf
Herrn von Heiß. der aber troßdem weiterfchläft. Stein fchüttelt den Kopf.
als ob er das nicht faffen könne. Herr von Heiß fchnarcht laut. Da erhebt
fich Stein. macht vor der neuenlDame eine Verbeugung. gibt ihr eine
Mark. dann den beiden andern Damen. dann den vier Kanalräumern.
dann den drei Schornfieinfcgern. Er feßt fich. und plötzlich fchluchzt er.
Das Schickfal diefer armen „Volksteile“ fchmerze ihn gar fo fehr. ftammelt
er. Er meint die Damen. die Kanalräumer und die Schornfteinfeger.
Neben mir fißt ein früherer öfierreichifcher Major. Für gewöhnlich
ift er ein fehr friedfertigerMenfch. . Ießt flüftert er mir ins Ohr: „Wiffen's.
was i möcht? Einen ermorden möcht' ich.“
..Warum ?“
Er hält mir eine lange Rede. deren Sinn ich nicht verfiehe. Er wahr-
fcheinlich auch nicht. Die ganze Rede hält er ja doch nur. um feinen plöß-
lichen Einfall zu motivieren. und da er von Haus aus. wie gefagt. eine
fehr friedliche Natur ift. fällt ihm diefe Motivierung fchwer.
Ich nicke aber verftändnisinnig.
..Wiffen's. felbfi möcht' i natürlich kein' ermorden. aber ein' ha'm
möcht' i. der's für mi tut. fo ein' rechten. treuen. braven Mörder!“
Ich nicke.
„Auf in die Tfcherna hora!“ fchreit einer.
Wir erheben uns. fo gut es geht. . .
bill).
Die Nacht in der Tfcherna hora hat mir fehr wohl getan. Als ich nach
Haufe kam. zwickte mich das Gewiffen. Darauf nahm ich ein gründliches
Bad. legte mir einen anderen Anzug zurecht und fchlief bis in den Nach-
mittag hinein. Als ich aufwachte. fühlte ich mich wie neu geboren. Ich

fehe feitdem die Sache mit Mabel viel natürlicher und verfiändiger als bisher. Ich werde ihr einen Heiratsantrag machen. und wenn fie mir einen Korb gibt. ihn niht ernft nehmen. fondern eine günftigere Stunde abwarten. Kurz. ih werde die Fefiung belagern. bis fie fih ergibt. Aber nicht mehr mit fentimentalen Reden und dergleichen. fondern fo. wie es einem Manne zukommt. der ein Auto befißt und Anrecht auf viel Geld hat. Ich laffe mich nicht mehr einfhüchtern. Mädele. um keinen Preis!
Wird fie Augen machen!
Theoretifiert wird jetzt niht mehr. es wird gehandelt. und zwar den Umfiänden angemeffen.
Mabel kommt. und ich gebe ihr gleih ohne viel Umftände einen ordentlichen Kuß. Sonft bettle ich erft lange hin und her.
„Na hör mal. du fcheinfi heute bei guter Laune zu fein?“ fagt fie.
„Bmihauh“
„Da muß man fih ja in aht nehmen. wenn du guter Laune bifi.‟
„Muß man auch!“
Während wir Kaffee trinken. erzähle ich einige gute Anekdoten. die fie lahen mahen.
„Wenn du doh immer fo wärefi. fo vernünftig‟. fagt fie.
Jh erwidere fehr ernf't: „Das werde ih fortan fein.“
Sie lächelt ungläubig.
Ich erzähle weiter.
Sie fireckt fich auf der Ehaifelongue aus'. Ich erzähle und fehe mich dabei. als fei es das natürlichfte von der Welt. auch auf die Ehaifelongue
mwwNhwFWemmhWnShW.SwWßWgWWWmWmmhwwhe
ja ruhig weiter und tue gar niht. als ob das etwas Befonderes wäre. Ich erzähle. ziehe die Halbfhuhe von ihren Füßen und fireichle diefe fhönen. fchlanken. kräftigen Füße.
„Das habe ih riefig gern“. fagt fie und rückt fih ein wenig bequemer zurecht.
Ich erzähle und ftreichle die Füße. die in ihren zarten. mattblauen Strümpfen wie Tauben in meinem Shoße liegen.
Ich beuge mich zu den Füßen und küffe fie.
„Das mag ich niht!“ Sie zuckt zufammen und will mir die Füße entziehn. aber ich halte fie fefi.
Mein Blick gleitet über fie hin. daß fie errötet.
„Du follft mih niht fo anfehn.“ Sie will fih aufrichten. aber ich laffe das nicht zu und erzähle weiter.

Sie wird unruhig. Ihre Arme„ die bisher hinter dent Kopf lagen-
'löfen fich und gleiten in ihren Schoß. Die Hände falten fich.
Ich fchaue lächelnd auf die beiden Hände. Sie wird verlegen.
„Jeßt bifi du wirklich wie ein ganz kleines Mädele'Z fage ich und küffe
ihre Hände„ die unruhig zucken.
Dann ftreichle ich ihre Wangen und fchweige.
Das ifi nicht guth denn gleich werde ich auch verlegem und das foll
nicht fein.
Ich beuge mich tief zu ihren Füßenh ergreife den rechten Fuß und
frage ihn leife: „Gelth du haft mich gern?"
Er fchüttelt fich fehr energifch und ablehnend.
„Das ifi garnicht hübfch von dir!"
Der Fuß fagt: es ift doch hübfch.
Ich ergreife den linken Fuß. „Aber du liebft miahx nicht wahr?"
Er rührt fich nicht.
„So gib doch wenigfiens Antwort!"
Da nickt ganz leife die große Zehe: ja. Es fieht fehr hübfch und fchalk-
haft aus.
„Warum liebfi du mich denn?" frage ich den Fuß,
Der Fuß bewegt fich hin und hen man merkt ganz deutlichh er weiß
es nicht.
„Soll ich es dir fagen ?"
Der Fuß wehrt energifch ab,
„Weil ich fo ein hübfcher Kerl bim nicht wahr?"
Der Fuß verneint.
„Aber weil ich fo ein guter Kerl bin?"
Die große Zehe nickt zufiimmend.
„Aber warum liebt mich denn dein Kollege nicht?"
Beide Füße liegen fiumm in meinem Schoß.
„Er liebt wohl einen andern?"
Der linke Fuß nickt„ der rechte wird unruhig und fchlüpft unter den
Saum des Kleides.
„Wartel Verfiecken willft du dich? Das könnte dir paffenh du Feig-
ling!" Ich ziehe ihn„ der fich heftig fträuby wieder aus feinem Verfieck.
„Alfo„ nun gefiehe!"
Der rechte Fuß lehnt ab.
„Soll ich fragen ?"
Er nickt leife und verfchämt.

„Den Prinzen liebft du ?“
Er nickt leife und verfchämt.
„Warum ?“
Er weiß es nicht.
Ich hole mir den linken Fuß. „Weißt du es?“
Die große Zehe verneint.
„Das finde ich dumm!"
Der rechte Fuß macht mir klar. daß es gar nicht dumm fei. Er be-
ruhigt fich nicht eher. als bis ich das zugebe.
„Wii-ft du ihn lange lieben?“
Der rechte Fuß weiß es nicht.
Ich umarme den linken Fuß. „Aber du bleibfi mir treu. nicht wahr?‟
Die große Zehe nickt fehr ehrbar und bieder.
„Und jeßt wirft du fehr zärtlich zu mir fein. wie es fich gehört.“
Der Fuß bleibt ftumm.
„Nun. wird's bald?“
Der Fuß bewegt fich und fireichelt mir die Hand.
„So ift's recht.“
Er fireichelt immer zärtlicher. Ich beuge mich ganz zu ihm. Er ftreichelt
mein Geficht. Ich küffe ihn leidenfchaftlich. Da entflieht er mir unter
das Kleid.
„Du bifi ein prüdes Schaf!“ fchelte ich.
Er lugt ein wenig unter dem Kleid hervor und protefiiert.
„Dann fei auch wieder freundlich.“
Er fchüttelt fich ablehnend.
„Es ift genug. meinft du?“
Der Fuß bejaht energifch,
„Dann werde ich dir untreu und verfuche mein Glück bei deinem
Kollegen!“
Der linke Fuß tritt energifch nach dem rechten. daß er fich verkriecht.
„Bift du eiferfüchtig ?"
Er nickt.
„Ich will es nicht wieder tun!“
Da kommt er fchnell hervor und fireichelt mich und verfchwindet dann
wieder.
„Nun hör' aber auf. folche Kindsköpfe wie wir find?“ ruft Madel.
und ehe ich es verhindern kann. richtet fie fich in die Höhe.
„Ich bin fchon faft neunundzwanzig Iahre alt!“

„Ich neununddreißig!“ fage ich kalt.
„Solche Kindsköpfe!“
Wir fiehen vor einander. Ich greife fie am Schopf und küffe fie. „Du dummer» liebes Mädele!“
Sie lacht und küßt mim wahrhaftig wieder. „Du dummer- lieber Wauwau!“
f,Warum*i"'
„Du kannft fo furchtbar ernfi und bitter fein'ß fagt fie. „Und bifi es doch fo gar nicht!“ Sie hebt cin wenig den Rockfaum. Ihr linker Fuß niet mir zu.
Ich küffe fie zum erfien Mah feitdem ich fie kenne auf die Brufi, erfi auf die linke, dann auf die rechte.
„Adieui" fagt fie und zieht den Mantel über.
Das Herz ift mir fo voll„ daß ich nichts fagen kann, Das wirkt in folchen Momenten immer fehr dumm auf Frauen. Ich fühle es ganz genaru aber ich kann es nicht ändern.
Sie fühlt es auch„ und ich glaube„ fie fchämt fich ein wenig für mich. Das gibt natürlich eine unhaltbare Situation.
Stumm geleite ich fie aus dem Haus. Plötzlich fällt mir ein„ daß ich ja morgen Automobilbefißer bin. Ich lade fie zu einer Tagesfahrt ein.
„Dein eigenes Automobil?“
Sie fagt es in einer Weifß die mich ftolz macht.
„Iawohh mein eigenes Automobil.“
Ich |eige„ wie mir fcheinh fichtlich in ihrer Achtung. Sie fagr zu.
Als fie ihre Haustür aufgefchloffen hay fage ich: „Übermorgen i| für mich ein entfcheidender Tag.“
„Wiefo ?“ fragt fie.
„Davon hängt fozufagen mein Leben ab“„ erwidere ich.
Sie lächelt und meint: „Goth wenn ihr Männer doch nicht immer fo pathetifch fein wolltet!“
„Der größte Augenblick meines Lebens'Z fage ich.
„Das fagen alle'*„ erwidert fie„ und mir wird ganz ichlecht vor Trauer und Grimm über diefe Äußerung,
„Du fcheinfi noch nicht allzu viel anfiändige Männer kennen gelernt zu haben!“ zifche ich„ während fie ihren Hausfchlüffel mobil macht.
„Leider'ß entgegnet fie ruhig.
„Dann wirft du übermorgen einen anfiändigen kennen lcrnen'ß fage

ich voller Selbfibewußtfein. Es kommt fo fpießbürgerlich hei-aueh daß es mich [elbfi geniert. ,
„Gute Nacht- du Kindskopf!" erwidert lie lächelnd.
Sie hebt zum erfien Mal die Arme- um fie um mich zu fchlingen.
Ich preffe das ganze Wefen an mich und flüfiere: „Gute Nacht.“ Sie rafft die Schleppeh zündet ein Streichholz am das fie immer parat hat- die Hage-fiolze- und befchreitet die Treppe.
„Geh nicht fo fchnell!" rufe ich beforgtf denn fie leidet zuweilen an Herzklopfen,
Sie lacht leife.
Mit kräftigen und elafiifchen Schritten geht fie.
Sie zieht den Wohnungsfchlüfiel- fie i| daheim
„Gute Nacht!“ rufe ich faft fchluchzend,
Der Schlüffel leiftet fich einige Evolutionem fort ift fie,
Am andern Morgen gehe ich gleich zu Herrn Weitifch, Ich brenne auf mein Automobil,
Weitilch führt mich in eine normale Straße vor ein normales Haus.
Ich bin enttäufcht- denn ich hatte erwarten mein Auto fiände in einer ungewöhnlichen Straße„ in einem ungewöhnlichen Haus.
Wir erklimmen zwei magerex düfiere Treppen. .hier foll der Herr meines Autos wohnen.
Eine Magd öffnen wir werden in einen Salon geführt. Seit ich zum leßten Mal bei meinen Großeltern wan habe ich eine folche gute Stube nicht mehr gefehn. Imitierte altdeutfche Möbel mit gotifchen Türmen an allen Ecken. Der Schreibtifch fieht aus wie eine gotifche Fefiung und hat doch nur einen Band Goethe- einen Band Schiller und Heines Buch der Lieder zu bewachen. Auf dem Tifclx der eine rote Plüfchdecke trägy fieht ein filbernes Gewächs von großen Dimenfionen. Eine Art Neptun klebt daran- der mit breitem Maule lacht und einer Nymphe die Vruft lißelt.
An den Wänden hängen einige Bilder. Die drei Parzen von Thumann, eine Dorffchöne von Defregger- ein Ehrifiusbild von Uhde. Und der Befißer eines iolchen Salons hat ein Auto!
Die Tür tut fich auf- und herein tritt lächelnd der blonde- rofige Jüng-ling- den ich kürzlich bei Sauermannh Weitifch und dem galligen Kaufmann traf.
„WasX Sie find Automobilbefilxer?“
Er lächelt befcheiden.
„Und verkaufen wollen Sie's?"

- ..Ich muß“. flüf'tert er verfchämt.
..Wo fieht das Auto denn?‟ frage ich.
..Im Hausgang nebenan“. flüfiert er.
Wir begeben uns dorthin. Es ift ein ganz prächtiger Wagen. und wie
neufieht er aus. Der ockergelbe Lack zeigt nicht eine Verlegung. Ich
fireichle das fchöne. geräumige Wefen zärtlich.
..Kann ich es gleich mitnehmen?“ frage ich.
Niemand hat etwas dagegen.
..Fahren Sie felbft. Herr Doktor?“ fragt der Jüngling.
..Das allerdings nicht.“ erwidere ich. ..Herrgott. da brauche ich ja
vor allem einen Chauffeur?“
Die beiden nicken.
..Woher foll ich aber den fo fchnell nehmen?“
Die beiden flüfiern miteinander. Der rofige Iüngling hat einen älteren
Diener. der mit dem Auto umzugehn verfieht. Er will ihn mir gern fo lange
überlaffen. bis ich den Wagen verkauft habe. Ich bin einverfianden. und
wir begeben uns wieder in die Wohnung.
Man präfentiert mir einen Wechfel. Alles ift fchon vorforglich aus-
gefüllt. nur meinen Namen brauche ich noch draufzufehen. Das will ich
gerne tun. wenn ich nur wüßte. wohin? Aber ich mag meine Unwiffenheit
diefen zwei Menfchenfreunden nicht eingefiehn.
Der Jüngling bemerkt meine Unentfchloffenheit und hilft mir.
Weitifch bemerkt lächelnd: ..Ich habe immer am liebften mit Leuten
zu tun. die fich im Querfchreiben noch nicht auskennen.“
Ich blicke ihn an.
..Sie waren nämlich noch nicht in ernfihaften Schwierigkeiten‟. be-
merkt Weitifch. ..Das nächfie Mal werden Sie es fchon beffer können.
Herr Doktor!“
Ich ignoriere den unangenehmen Menfchen.
..Bis zum Mittag erwarte ich alfo mein Auto.“ fage ich und wende
mich der Türe zu.
Der rofige Iüngling wird noch rofiger.
..Ifi noch etwas?“
..Es ift nämlich kein Benzin mehr da“. fiammelt der Jüngling.
..Ach fo. natürlich. Wie viel brauchen wir denn?“
..Sagen wir: fünfzig Liter. Das Liter kofiet vierzig Pfennige.‟
Ich gebe dem Jüngling zwanzig Mark und empfehle mich. Es muß
ihm wahrhaftig verteufelt fchlecht gehn. wenn er nicht einmal mehr für

zwanzig Mark Benzin auslegen kann, Höchfie Zeit. daß er fein Auto ver-
kauft.
Zu Haufe infiruiere ich Frau Bleiders. daß ich ein Auto und einen
Diener bekomme. Ein Glück. daß ich allein in dem kleinen Häufel wohne.
hinter dem fich ein großer Schuppen befindet. Der Schuppen ift wie ge-
macht für meinen Wagen. und im Häufel hat auch noch ein Diener Plaß.
Dann fage ich Frau Bleiders. daß ich mich nun an ihren Anblick gewöhnt
habe. fie folle. um immer bei der Hand zu fein. auch in mein Haus ziehen.
Das Eckzimmer im Parterre rechts fei für fie beftimmt. das Eckzimmer
im Parterre links für den Diener. Frau Bleiders firahlt und fühlt fich fehr
gehoben. einen fo vornehmen Herrn zu befitzen. Was fo ein Wechfel nicht
alles bedeuten kann!
Am vornehmften wäre es unbedingt. ich führe mit meinem eigenen
Auto nach Montecarlo und verfchaffte mir außerdem noch die Summe.
die ich für mein Syftem nötig habe. Halt. da if't ja noch Herr Sauermann.
Er erwartet mich heute fowiefo. Wenn der Mann mir inzwifchen Geld
beforgt hat. weshalb foll ich es nicht annehmen? Da müßte ich doch fehr
dumm fein!
Sauermann machte ein fchwer gekränktes und beleidigtes Geficht. als
ich kam. Ich fprach auf ihn ein. er antwortete nicht.
Endlich wurde ich auch ärgerlich und wollte gehn. Da gefiand er mir.
es habe ihn fo fehr beleidigt. daß ich mich mit dem Weitifch näher eingelaffen
habe. während er fich doch fo viel Mühe gebe. um meine Wünfche zu be-
friedigen.
Woher er das mit Weitifch wiffe?
Weitifch felbfi habe es ihm erzählt.
Das fand ich gar nicht hübfch von ihm und äußerte das auch.
..Wo ich doch alles tue für den Herrn Doktor“. grollte Sauermann.
Ich machte ihm klar. daß ich mißtrauifch geworden fei. weil er mir
doch fchon zweimal Geld verfprochen habe. ohne fein Verfprechen erfüllen
zu können. Weitifch habe mir dagegen gleich geholfen.
..Iawohl. mit einem Automobil l“ fagte Sauermann und lachte höhnifch.
..IG brauche den Wagen nur zu verkaufen“. fage ich.
..Und was kriegen Sie dafür?“
..Mindeftens zehntaufend Mark.“ erwidere ich.
Sauermann brüllt laut auf vor Lachen.
..Entfchuldigen Sie. Herr Doktor. aber da muß ich lachen. da kann
ich mir nicht anders helfen!“

„Warum denn eigentlich?“
..Wenn Sie für den alten Kaften dreitaufend Mark bekommen. dann. ,“
..Unfinn!“
..Verlaffen Sie fich darauf!“
..Aber der Wagen fieht doch wie neu aus?“
„Frifch auflackiert. weiter nichts.“
„Hören Sie. Sie wollen mir Angft machen. Sie mögen den Weitifch nicht.“
„Das ftimmt!“
..Sie übertreiben alfo ?“
..Suchen Sie den Plunder doch erft ,zu verkaufen. nachher werden Sie fehn. ob ich übertreibe.“ '
Warte. denke ich. nun kriege ich dich fofort klein. „Haben Sie denn nun wirklich Geld für mich aufgetrieben ?“
Sauermann fpricht von dem Automobil.
„Ich nehme es gleich. wenn Sie wirklich endlich Geld gefunden haben. Aber fehn Sie. ich glaube es nicht.“
Sauermann feßt fich zur Wehr. Aber ich laffe mich nicht irre machen. Bei allem. was er durcheinander redet. frage ich immer nur: ..Haben Sie Geld aufgetrieben oder nicht?“
Schließlich kann er nicht mehr anders. er muß eingeftehn. daß er heute noch nichts hat. Nun lache ich laut auf. O. auch ich kann höhnifch lachen. wenn es fein muß.
Morgen. ganz beftimmt habe er morgen das Geld für mich. beteuert Sauermann.
Ich lache npch lauter und höhnifchet.
..Wetten wir. Herr Doktor.“ fagt Sauermann mit rotem Kopf.
Es ift doch ein unglaublich dreifter Burfche. denke ich. aber es macht mir Spaß.
..Alfo gut. wetten wir.“
Wir fchließen eine Wette ab. daß Sauermann mir bis übermorgen Geld beforgt hat. denn morgen hat es keinen Zweck. morgen fahre ich mit meinem Auto fpazieren.
Nun wird Sauermann wieder gemütlich. Eine vertrauliche Art bat der Menfch. die ift fchon wirklich komifch.
Nach einiger Zeit zieht Sauermann fehr umftändlich und unter Aehzen ein Papier aus der Tafche. Er lieft umftändlich und fiöhnt.
..Was ift denn das. Sauermann?“

„Eine Rechnung Herr Doktor.“
„Für Sie?"
Er nickt.
„Das macht Ihnen Kopfzerbrechen ?“
Sauermann ächzt kläglich.
„Handelt es [ich um eine größere Summe?“
Sauermann legt abwehrend die Hand auf die Brufi.
„Zeigen Sie her!“
Aber Sauer-mann fieckt die Rechnung fchnell wieder ein.
„Menfch„ machen Sie doch nicht fo kindifche Umfiände. Ich will Ihnen
die Rechnung bezahlem wenn fie nicht hoch ifi.‟
Sauermann fträubt [ich.
„Wie hoch ifi [ie denn?‟
„Fiinfundzwanzig Mark'ß flüfiert Sauer-mann.
„Wenn's weiter nichts ifi!‟ Für diefen kuriofen Geldvermittler fcheinen
fchon fünfundzwanzig Mark eine Rolle zu fpielen,
„Alfo„ geben Sie her!“ fage ich.
Aber Sauermann will immer noch nicht. Er wäre mir allerdings
[ehr dankbaß wenn ich ihm das Geld bis übermorgen vorfchöffe. ich könne
es ja dann einfach von [einer Provifion abziehen... g
„Hören Sieh Sauermann/ ich glaubex Sie fchwindeln. Warum wollen
Sie mir denn night die Rechnung geben oder wenigfiens zeigen? Viel-
leicht ifi es gar keine Rechnung- Sie tun nur fo- um mich um fünfund-
zwanzig Mark zu erleichtern?" Ich bin fiolz auf meine Klugheit. Im
Verkehr mit diefen Gaunern lernt man doch mancherlei.
Nun fpielt Sauermann wieder den Beleidigten. Wie ich fo etwas
von ihm denken könne. Es handle fich um eine wirkliche Rechnung. Seine
Frau habe ihm kürzlich einen Sohn geboren...
„Herrgotth hat die am Ende auch keine Milch?“ rufe ich entfeßt.
Sauermann fchaut mich fprachlos an. Dann wird er böfe„ aber er
beherrfcht fich. Wie iah fo etwas von ihm und [einer Frau denken könne.
Er habe eine gefunde Fram und Milch habe [ie genug„ mehr als genug.
„Beruhigen Sie fich nur; aber ich habe den merkwürdigen Vorzug, . .“
Er unterbricht mich heftig. Sein Sohn habe keinen Wagenx alle Leute
machten Bemerkungen dariiberx fo daß fich feine Frau halb zu Tode kranke-
denn man will doch nicht um fowas in der Leute Mäuler kommen. man
halte doch auf [ich„ und es mache einen wenig reputierlichen Eindruck-
wenn [ein Sohn nicht einmal einen Kinderwagen habe.

..Alfo haben Sie einen gekauft?“
Er nickt.
„Und Sie möchten gerne. daß ich ihn bezahle?“
„Übermorgen erhalten Sie das Geld retour. Herr Doktor. Sofort!“
„Alfo gut. und nun bitte die Rechnung. ich werde fie perfönlih be-
gleichen.“
„Es wäre mir lieber. Herr Doktor. , .“
„Dann zeigen Sie mir die Rechnung wenigfiens. Sonf't bekommen
Sie niht einen Pfennig. fonfi glaube ih Ihnen einfah niht.“
Achzend. langfam. widerwillig bringt Sauermann das Papier aus
der Tafhe.
..Seien Sie mir niht böfe. Herr Doktor!“ fleht er.
Ih ergreife das Papier. Ih fiuße. Das if't wirklih ein fiarkes Stück.
Die Rechnung lautet auf meinen Namen!
„Ih wollte den Herrn Doktor erfi vorher fragen. aber weil fih meine
Frau fo kränkte und mir den ganzen Tag in den Ohren lag. und weil ich
doch weiß. daß der Herr Doktor ein vornehmer Herr find. der auch für
unfereinen ein Herz hat. und weil ih mih mit dem Herrn Doktor erfi auf
heute befiellt habe. während meine Frau doch fo drängte und gefiern ein
fo fchöner Tag war. , .“ Er ftöhnt und fchwißt.
„Das ift fhon das Unverfhämtefie. was mir vorgekommen ift. Mann-
wiffen Sie denn gar nicht. was Sie da getan haben?“
Sauermann nickt reuig und beklommen.
„Mann. ih kann Sie ja ins Gefängnis bringen!“
Sauermann nickt immer beklommener und fhaut mih flehend an.
Mich ekelt dies hündifhe. devote Gefiht.
„Hier nehmen Sie das Geld.“ Ich erhebe mih.
„Herr Doktor!“ Wie weich die Stimme diefes Matrofen werden kann.
Er geht hinter mir drein mit hängenden Shultern und gebeugtem
Haupt,
Ich gebe ihm fhnell und flühtig die Hand. um ihn endlih los zu
werden. „Alfo fchön. fprehen wir niht mehr davon.“
Er küßt meine Hand. der dicke Kerl. und verfhwindet.
Mir ift gar nicht behaglih zumute. Wozu die Menfchen alles kommen.
wenn fie in Not find. Da rede noch einer von Moral. Dem Armen hat
man leicht predigen: du follft niht fiehlen. Er tut's halt doch. wenn ihm
kein anderer Ausweg bleibt. Ah du lieber Himmel. die Moral!
Zu Haufe rufe ich mir meinen Diener Iofef. Es maht fih doh fehr

guth wenn man einen Diener rufen kann. Auch wenn er keine Schönheit
und nicht mehr jung ift.
Iofef erfcheint in feiner braunen Uniform mit vielen goldenen Knöpfen-
die wohl fo recht nach dem Gefchmack jenes lächelndem rofigen Jünglings
findh von dem ich mir den Mann ausgeliehen habe. Die Uniform fieht
dem unterfehten Menfchen gar nicht gut.
„Sagen Sim Iofeß find Sie mal Bauer oder Knecht auf einem Dorf
gewefen ?"
„Im Herr." Der Mann firahlt über's ganze Geficht und zeigt feine
einzige Schönheit: die großem gefundem weißen Zähne.
Ich muftere die Gefialt noch einmah eine verarbeitete Bauerngeftalt.
knorrig„ ungefüg und verbogene Arme und Beine. Man denkt an einen
gepflügten Acker„ wenn der Herbft kommt. Der kann auch fo feltfam ver-
krümmt und verbogen ausfehn im Schein der letzten Sonnenfirahlen.
„Wie lange find Sie denn fchon fort vom Dorf?"
Iofef erzählt mit Behagen. Die alte Gefchichte. Der jüngfie Sohn.
Anerbenrecht. Ein kleines Gütchem das kaum für einen reicht. Zuerfi ging
er als Erdarbeiter. Aber die Sehnfucht nach der eignen Erdeh die. ihn nun
nichts mehr anging„ zehrte an ihm, Er kam an den Trunk. Die alte Gefrhichte.
Er raffte fich wieder auf und wurde Hausknechy wo er „gute Manieren"
lernte. Und fchließlich brachte er es dann zum Diener bei dem rofigen
Jüngling. Aber die Natur ging unbeirrt ihren eignen Weg. Trotzdem
Iofef ficher feit fünfundzwanzig Jahren keinen Pflug mehr unter der Faufk
hatteh fieht er doch aus wie ein alter„ abgearbeiteter Bauer. Ganz anders
als ein verbrauchter Fabrikarbeiter oder dergleichen,
„Sagen Sieh Iofeß Sie werden doch morgen nicht dies Kofiüm tragen ?"
Er zeigt wieder die Zähne. Selbfiverfiändlich befitzt er eine lederne
Ehauffeurjackm was mich fehr beruhigy denn in diefem Aufzug könnte ich
ihn unmöglich dem Mädele präfentieren.
„Alfo morgen machen wir die erfie große Fahrt."
Iofef nickt.
„Jfi alles in Ordnung? Wir nehmen nämlich eine Dante mit.‟
Jofef nickt wieder. Einen zuverläffigen Eindruck macht er entfchieden.
Ich verabfchiede meinen Diener„ aber er zögert und fragth ob er auch
durch die Stadt recht fchnell fahren dürfe?
„,Selbfiverfiändlicl). Aber niaht nur in der Stadt„ fondern auch außer-
halb dürfen Sie fchnell fahren. Sie follen es fogar„ denn wir lieben das
alle beide„ die Dame und ich."

Iofef atmet auf und fagt. das fei ihm fehr lied.
..Warum eigentlich?“
..Der Wagen hat keine Nummer.“
..Was?“
..Er ift nicht polizeilich angemeldet.“
„Das ift aber fonderbar.“
Man habe es nicht getan. weil der Wagen feinen Befitzer wechfle.
Das gäbe mit der Polizei immer neue Scherereien. bei denen doch nichts
herauskäme.
„Sagen Sie. Iofef. hat der Wagen einen Fehler oder ift er gut und
zuverläffig ?“
Iofef beteuert. daß er keinen Fehler habe.
Er lacht wieder breit und behaglich und meint. es fähe fehr komifch aus.
wenn man fo fchnell durch die Stadt fahre. daß der Polizift winkt und den
Bleifiift fpißt. um den Wagen aufzufchreiben. und dann. wenn es zu fpät
ift. fieht. daß der Wagen gar keine Nummer hat. die man auffchreiben
kann. Die dummen Gefichter der Poliziften! Es fei zum Kranklachen.
..Aber ift das nicht gefährlich?“
Ihm fei noch nie etwas paffiert. und er fahre den Wagen doch fchon
lange fo. verfichert Iofef.
..Aber wird man ihn nicht erkennen?“
..Es gibt viele Wagen. die fo angeftrichen find. Herr.“
Ich entlaffe meinen Iofef. Es ift mir durchaus nicht angenehm. daß
ich das nicht friiher erfuhr. aber jeht läßt es fich nicht mehr ändern. denn
auf der Fahrt morgen muß ich beftehen. Es hängt für mich zu viel davon ab.
uli-Nummer
(.7
Schluß in der

Friedrich Niebergall:

Das geifiige und feelifche Leben der Fabrikarbeiter.

Eine ökonomifch-pfychologifche Studie.

Motive und Grenzen der* Unterfuchung.

Trotzdem die Aufgabe fchier uncndliäz ifi7 in das geifiige Leben des werktätigen Proletariates einzudringem wollen wir fie dennoch anfaffen, Dazu befiimmen uns mancherlei Beweggründer die die Aufgabe fo wichtig erfcheinen laffenh daß wir auch mit einem verhältnismäßig großen Fehler rechnen und mit dem dadurch beeinträchtigten Ergebnis zufrieden fein müffen. Der wichtigfie diefer Beweggründe ifi das Intereffeh das wir an dem geifiigen Leben und dem Lebensgefühle von Millionen unfrer Zeitgenoffen und Stammesbrüder nehmen müffen. Diefes Intereffe if't eigentlich noch gar nicht fo fehr alt. Als der damalige Pfarrkandidat und jeßige fozialdemokratifche Führer Paul Göhre vor bald zwanzig Iahren in feiner Schrift „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerks-burfche" darfielltcy was er unter den Fabrikarbeitern Sachfens erlebt hatte-da machte fein Buch auch in folchen Kreifen das größte Auffehenx die nicht unmittelbar chrifilich und fozial intereffiert waren. War es doch tatfiichlich eine richtige Entdeckungsreife- die er befchrieb„ eine Fahrt in ein fo unbe-kanntes Land„ als wäre es der Nordpol oder das dunkelfie Afrika. Iah es mochte mancher über diefe Länder mehr wiffen oder fich wenigfiens mehr dafiir intereffieren- als für diefes Gebiet menfchlichen Lebens. Darum erfaßte manchen auch eine ftarke Befchümungx daß mitten unter uns eine fo völlig unbekannte Welt lagh noch ganz abgefehen von der Schanu die einen ergreifen mußte/ wenn man fahx wie fehr diefe neuentdeckten Schichten vernachläffigt waren und wie fie fich felbfi in die Höhe zu arbeiten fuchten. Im ganzen kann man wohl fagenx daß feit jenen Frühlingstagen fozialen Empfindens das Verfiändnis dafür ßark gewachfen ifi„ daß die Hauptfache in der fozialen Frage d e r M e n f ab if'c. In England hatten das vor 60 Iahren die chrifilichen Sozialifien K i n g s l e y und E a rl y l e mit unerbittlicher und unermüdlicher Kraft dem Volksbewußtfein einge-

prägt. Das ganze Getriebe der Volkswirtfchaft foll nicht unter dem fog.
hrematiftifhen Gefihtspunkte fiehen. d. h. es foll dabei niht bloß darauf
gefehen werden. was in ihm an Gütern erzeugt wird. Sondern der Menfch
ift die Hauptfache. der Menfh mit feinem Glück und mit feinem geiftigen
Streben und Befih. Und es ift doch ein großer Fortfhritt in der Entwick-
lung. die unfer Gefchlecht in die Höhe führt. wenn man immer weniger
für die Arbeiter den fo unwürdigen Ausdruck „Hände“ findet. der fie einfach
als Mafhinenteile in das große unerbittlihe Getriebe hineinftellt. Und
wenn es auch erft die Sozialdemokratie gewefen wäre. die die Würde des
Menfchen. auh des einfachften und diimmf'ten ungelernten Arbeiters.
betont hätte. fo müffen wir das von jedem humanen und hriftlichen Stand-
punkte aus als einen unfagbaren Fortfhritt begrüßen. Denn die ganze
Entwicklungsbahn der Menfhheit geht. wenn nur irgend Sinn an ihr ift.
darauf hinaus. daß die Perfönlichkeit im Unterfhied von dem unperfönlihen
Tier und dem toten Ding als das Höhf'te herausgefiellt wird.
So lautet denn die immer dringendere Frage: Wie leben denn nur
die Menfchen. die am Morgen. wenn die letzten Nachziigler der Gefell-
fhaften den Heimweg antreten. in die Fabrik ziehen. um des Abends.
wenn man felber wieder ausgeht. den Heimweg anzutreten? Wie leben
fie äußerlih und vor allem wie leben fie denn innerlih in diefen ihren
äußern Arbeits- und Lebensverhältniffen? Denn es ift ja keine Frage.
daß jene äußern Bedingungen von dem allergrößten Einfluß auf diefe
innern Dinge fein müffen. Genauer noch lautet die Frage fo: Wir haben
einen ganz ungeheuren Auffchwung in wirtfchaftlicher und in kultureller
Hinfiht genommen; aber womit haben wir ihn bezahlt? find nicht darüber
große Werte eingebüßt worden. die fich zwar niht aufrechnen. aber von
einem idealifiifchen Standpunkt aus allein fhätzen laffen?
Und noch ein ganz praktifhes Motiv kommt hinzu. Es handelt fih
nämlich darum. die Seele und das geifiige Leben unfrer handarbeitenden
Volksgenoffen überhaupt kennen zu lernen; und zwar zunächft zu einem
rein theoretifhen und wiffenfchaftlihen Zweck. Das ifi die Aufgabe der
Volkskunde. die immer mehr aufblüht dank der fo ganz anders
gewordenen Art unfrer wiffenfhaftlihen Begriffe und Aufgaben: diefe
if't nämlih niht mehr zu ftolz. auh die Gegenwart und zwar gerade die
fog. untern Shihten der Bevölkerung zum Gegenftand ihres Studiums
zu mahen. Freilich fo weit ih fehe. liegt ihr noh mehr an dem Bauern
und dem fog. kleinen Mann in Handwerk und Gefchäft. der dem Bauern
nahe fieht. Denn in diefen Kreifen lebt die alte Überlieferung der Volks-

erzählungen. der Volkswiße und Sprichwörter. vor allem des fog. Aber-
glaubens. der doch nur ein Niederfchlag alter Religion ifi. noch viel ftärker
fort. Aber vielleicht zieht diefe neue Wiffenfchaft auch noch eingehender
gerade die Volksklaffen in den Kreis ihrer Unterfuchung. die uns jetzt befchäf-
tigen follen - es gibt hier auch in jeder Beziehung viel Intereffantes. und
an allgemeinen gefchichtlichen und pfychologifchen Umblicken wird es gewiß
nicht fehlen.
Und nicht nur ein großes wiffenfchaftliches. ein ebenfo großes p r a k-
tif ch e s Intereffe hängt an diefer Arbeit. Und das befieht in der Not-
wendigkeit. fich um diefe Aufgabe zu bekümmern. die einem jeden obliegt.
der mit der Arbeit am Volke zu fchaffen hat. Und welcher der höheren
praktifchen Berufe ifi denn davon ausgenommen? Am meiften matht
fich der praktifche A r zt vielleicht feine Kenntnis diefer Verhältniffe
felbfi. wenngleich er in der Gefahr fieht. einfeitig zu werden z denn er hat
die Menfchen immer in ihrer weniger gün|igen Lebenslage zu erblicken.
und in unferm Fall trüben meifi noch die wenig erfreulichen Schattenfeiten
des Krankenkaffenwefens feinen Blick. Auch der V ol k s f ch u l l e h r e r .
überhaupt wer des öfteren näher mit den Leuten zufammenkommt. erfährt
für fich felbfi fchon manches. wenngleich ihm ein weiterer Blick. wie eben
gefagt. die Gefahr der Einfeitigkeit fern halten foll. Aber der junge V e r -
waltungsbeamte und Richter. der junge Pfarrer -fie
können fich nicht früh und ftark genug mit unfrer Aufgabe befaffen. denn
die Methode ihrer Arbeit und der ganze Ton ihres Auftretens muß un-
bedingt mitbefiimmt werden durch den Geifi der Menfchen. an denen
fie zu arbeiten haben. Es geht wirklich nicht mehr. daß man fchablonenhafte
Methoden von irgendwoher mitbringt und auf die Leute anwendet. zu
denen man gerade geworfen wird. - So foll Verfiändnis für diefen Teil
des Volkes und fo foll vor allem ein bißchen Liebe zu ihm erweckt werden.
ohne die es kein Wirken gibt. Und diefe Leute - das fieht man an ihrer
Verbitterung - haben tatfächlich zu wenig wirkliche Liebe mitbekommen
und bedürfen noch recht vieler Liebe. wenn 'es wieder gut werden foll.
Aber wie fchon im Anfang gefagt. die Arbeit ift fchier unmöglich.
Auch wenn wir uns aus dem ganzen großen Proletariat die F a b r ik-
a r b e i t e r allein herausnehmen. S o m b a r t hat in der unten zu
befprechenden Schrift auf Grund des Standes von 1895 alles. was im
weiteften Sinn Proletariat ift. und was damit zufammenhängt. in Deutfch-
land auf 35 Millionen gefchäht. Das Vollblutproletariat allein. alfo die

Leute. die nur Fabrikarbeiter find. fchäht er auf 5 Millionen. aus denen
wohl inzwifchen 8 Millionen geworden fein mögen. In deren inneres
Leben einzudringen. ift nun lange nicht fo möglich. wie der entfprechende
Verfuch bei den Bauern ift. Denn das ift fchon oft feftgefiellt: der Bauer
ifi fich im ganzen einigermaßen gleich. Es gibt nämlich gewiffe geifkige
und feelifche Züge. die fich durch die ganze Länge und durch die ganze
Breite bäuerlichen Lebens hindurchverfolgen laffen. Das hängt mit der
ziemlich gleichartigen Befchäftigung und mit den gleichmäßigen Lebens-
verhältniffen zufammen. unter denen der Bauer arbeitet. Allein bei dem
Fabrikarbeiter fcheidet fich alles viel mehr als bei ihm. Die ganze technifche.
foziale. politifche und wirtfchaftliche Entwicklung geht fehr fchnell vonfiatten.
Einige Gruppen der Arbeiterbevölkerung gehen rafch. andere nur langfam
mit. Wenn man heute etwas als befonders bezeichnendes Gebiet heraus-
heben will. das „dem“ Fabrikarbeiter eigentümlich und ein Kennzeichen
für fein Inneres fein foll. dann kann man fich bald davon überzeugen. daß
fehr viele diefes Standes fchon darüber hinausgewachfen. während andere
noch gar nicht dahineingetreten find. Darum wollen wir fo realifiifch fein.
daß wir gar nichts von „dem“ Fabrikarbeiter ausfagen wollen. Denn das
Bild. das fich mit diefem beftimmten Artikel verbinden läßt. ift außerordent-
lich blaß und nichtsfagend. Wir werden damit zu rechnen haben. daß wir
eine ganze Reihe von einzelnen Typen auffiellen. Und zwar Typen.
wie fie durch den Gang der wirtfchaftlich-kulturellen Entwicklung bedingt
find. wofür wir bald einen ganz beftimmten Gefichtspunkt gewinnen
wollen. Und von diefen einzelnen Typen können wir nur wieder einzelne
typifche Züge anführen. Das Typifche hat ja gewiß feine großen Gefahren
an fich; denn fo etwas gibt es in Wahrheit ja gar nicht. Ich meine. es beruht
alles Typifche darauf. daß von einer Anzahl von Einzelwefen Eigenfchaften
abgezogen werden. von denen man glaubt. daß fie ihnen gemeinfam und
ihnen „wefentlich“ find. Das find aber alles ganz fubjektiv perfönliche
Urteile. das find alles nur ideelle Konfiruktionen. Aber wenn man nicht
einen jeden Otto Schultze und Rudolf Müller befchreiben kann und doch
über eine Gruppe von Millionen etwas ausfagen will. bleibt einem kein
andrer Weg als diefes Mittelding zwifchen dem einzelnen und der All-
gemeinheit. eben der Typ und das Typifche. Dabei muß man fich nur
davor hüten. daß man nicht zu vorfchnell Züge in den Typ aufnimmt.
alfo verallgemeinert. die nicht typifch. fondern ganz eigenperfönlich. oder
die nicht typifch. weil fie zu allgemein find. Ebenfo muß man fich natürlich
umgekehrt der Meinung entfchlagen. als liefen irgendwo die Typen leib-

haftig auf der Straße umher. Vielmehr hat ein jeder. wenn auch noh
fo wenig zu einer Perfönlichkeit ausgeprägte Menfch fein ganz Eigen-
artiges an fih. das das jetzt fo viel berufene Geheimnis feiner Perfon
ausmacht.

Die Quellen.

Und noch eine andere Begrenzung der Aufgabe hängt damit zufammen.
Sie kann nämlih nur foweit aufgefaßt werden. als die Q u e l l e n reihen.
Diefe Quellen helfen jenes Typifhe faffen. ergänzen die Einfeitigkeit des
.Berichterftatters und ebenfo fih auh gegenfeitig untereinander. Aber
fie begrenzen die Aufgabe auf das enge Gebiet. das fie felbfi zu befchreiben
wiffen. - Noch ein genaueres Wort ift nötig über die Quellen. da fie auch
an fich fehr intereffant und. foweit das möglih ifi. eines eignen Studiums
wert find. Das kann natürlih nur von der erften Gruppe. nämlih unfern
lite ra rif ch en Quellen. gelten. Diefe find von zweierlei Urfprung.
Einmal nämlich befiehen fie in Schriften. die Arbeiter felbfi gefhrieben
haben. und dann in folchen. die von andern über Arbeiter verfaßt worden find.
Zwifhen beiden Klaffen von Quellen ifi ein Unterfhied: die von Ar-
beitern gefhriebenen Darftellungen find von Einfeitigkeit niht frei. die
andern fügen dazu noh die Gefahr. daß ihre Urheber leicht ihre eignen
Meinungen und Intereffen in die Seele der Arbeiter eintragen und fo das
Bild fälfhen. Die Schriften von Arbeitern geben dazu noch leicht ein fchiefes
Bild von der geifiigen Höhenlage; denn es find doh immer nur fehr wenig.
die in diefer Weife fhreiben oder fhreiben können. Jedoch als typifh
für eine ganz befondre geifiige Höhe der wenigen Selfmademen können
auch fie felber gelten. und auf jeden Fall bieten fie niht nur eine große
Fülle von Stoff. den fie felbfi aus alltägliher Beobahtung gewonnen
haben. fondern auh noh die Beleuchtung. die nun gerade ihrer Auffaffung
entfpricht.

Wir müffen einige diefer Werke nennen.

Zunächft die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“.
Herausgegeben von P a ul G ö h r e. Zwei Bände. Jena. Eugen Die-
derihs. 1903 und 1904. Wir achten nun auf das Einzelwefen und auf den
Typus. den es vertritt. Die Perfon des Verfaffers. K a rl F if h e r.
i| überaus intereffant. Es ifi ein fogenannter ungelernter Arbeiter. Er be-
fchreibt feine Fahrten durch ganz Deutfhland. Bald arbeitet er als Erd-
arbeiter. bald an der Eifenbahnwerkfiätte. bald im Stahlwerk. wie es gerade

kommt. Bald ift er wieder ohne Arbeit und geht als Stromer von Weft
nach Oft und von Süd nach Nord. Taufende von kleinen Erlebniffen fchildert
er. die er in der Arbeit und auf feinen Fahrten gehabt hat - Erlebniffe
mit Auffehern. Herren. Arbeitsgenoffen oder mit Pfarrern. vor denen er
einen ganz befondern beklagenswerten Refpekt im üblen Sinne hat. mit
Bürgermeifiern. Wirten. Hofpitälern und was fo einem armen Handwerks-
burfchen fonft noch in die Quere kommen kann. Aber was für eine ausge-
prägte und befondere Perfönlichkeit ift das doch! Es ift der alte deutfche Hand-
arbeiter aus dem zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts. dem man
überall noch die feflen Grundlagen der alten Bolksfchulbildung anmerkt.
Diefe ift hauptfächlich durch das biblifche Wefen bedingt. Diefes verrät
er in feiner ganzen Denkweife und Sprache. aber ohne daß er es im ge-
ringfken weiß und will. Denn Fifcher ift alles andre eher als ein Mucker.
nur ein redlicher und wackerer Kerl. der aber den Schalk hinter den Ohren
hat. Man gewinnt diefen ausgeprägten Menfchen immer lieber. je mehr
man ihn kennen lernt. Diefes Kennenlernen ift nur für den erften Eindruck
erfchwert durch die Sprache. Diefe nimmtfiah nämlich zuerft fchrecklich eintönig
und langweilig aus. Wie „Regentropfen“ folgen die Säße aufeinander
mit ihrem ewigen „Da“ - „Dann“ - „Da“. Erft fpät nämlich kommt
man dahinter. welche - daß ich fo fage - Naturkunft dahinter fteckt. Hier
ift ein Mann. der die unglaublich vielen Erlebniffe. Begebenheiten. Unter-
haltungen. die ihm fein beneidenswertes unverbildetes Gedächtnis mit
aller Frifche gegenwärtig hält. fo darftellen kann. daß man fie mit erlebt.
Es ifi Photographie. aber meift Kunfiphotographie. eine Kunft. die von fich
niahts weiß. Einige Abfchnitte in den beiden Büchern find geradezu hervor-
ragend. So wird z. B. niemand die einzigartige Schilderung des I u d e n
in der Eifenbahnwerkftätte vergeffen. Ein Literat. der fo etwas könnte.
würde nicht leicht feine kokett nach Beifall fahielenden Auglein verbergen
können. Aber Fifcher weiß davon nichts. was er leiftet. Mitunter erhebt
er fich zu einem geradezu grotesken und doch ganz echten Pathos. wenn
er zum Beifpiel die Hanauer. die ihn im Spital nicht gut behandelt hatten.
vor den Richterftuhl Gottes zitiert. Geradezu einzigartig in altdeutfcher
Dürerfcher Wucht und grotesker Originalität ift das Vorwort; fo etwas
gibt es einfach nicht mehr. Da kann man fehen. was deutfche und biblifche
Volksart und Bildung ift.

Der Typ. den er vertritt. ift wohl am Ausfierben: es ifi der ältere
deutfche Handarbeiter. der von keiner Sozialdemokratie etwas weiß. Darum
ift das Buch auch frei von Tendenz. Es wirft darum auch für unfern Zweck

wenig abx da es mit großartiger und naiver Umfiändlichkeit feinen Urheber in den Vordergrund fiellt.
Alles ifi genau umgekehrt in dem zweiten Werk aus demfelben Verlag: „Lebensgefchichte eines modernen Fabrikarbeitersih das auch P. Göhre herausgegeben hat. 1905. (Alle diefe Bücher hat derVerlag gut ausgeftattet.) Der Verfaffer T h e o d o r B r o m m e ifi felbft ein wirklich moderner Fabrikarbeiter. Er fiammt aus der Familie eines Eifenbahnangefkellten. Alles mögliche treibt erh ift alfo auch ein ungelernter Arbeiter. Mit feinem hervorragenden Geifi hätte er es zu etwas ganz anderm bringen können- wenn das Geld zur Ausbildung gelangt hätte - wie viel hervorragende Kräfte gehen wohl fo der Kulturwelt verloren! Der Schluß des Buches zeigt ihn als fchwindfüchtigen Manm der fich darauf gefaßt macht„ bald eine Arbeiterwitwe und die vielen dazu gehörigen Waifen in der Welt zurück-zulaffen. Einen ganz andern Typ vertritt er als Fifcher. Es ift der über-zeugte Sozialdemokrat und zwar ein kleiner Führer der Partei. Darum ift bei ihm alles Tendenz alles unter dem Gefichtswinkel der Partei ge-zeichnetx ohne daß einem irgendwo darum ein Verdacht gegen die Wahrheit der Darfiellung auftauchte. Darum ift diefe Schrift eine große Fundgrube für uns- weil fie die allgemeinen Verhältniffe zu befiimmten Zwecken fchildern will und reichlich Einblick in die geiftigen und feelifchen Verhältniffe gewährt. Das Buch „Arbeiterfchickfaleih das den früheren Bergarbeiter und jeßigenHändler und Agenten F. L. Fif ch er zumVerfaffer hat- iftvielweniger wert als die beiden genannten Werke. Der Buchverlag der Hilfe hätte doch wohl etwas Befferes in diefer Art bieten können. Es ifi ein Machwerkx das einem fonfi befreundeten Kritiker den Eindruck erweckt hat- daß es dem Namensvetter Fifcher nachgefchrieben fei. Es ifi kein befonders inter-effantes Lebenh das einem vor die Augen tritt; der Mann fchildert- wie er groß wurde- wie er Arbeiter im Bergwerk war und infolge von Lohnfireitig-keitenx in denen er eine Führerrolle hatte„ feine Abkehr bekam. Das ifi ja typifchy bietet aber wenig Neues. Dazu ift das Buch in einem geradezu fürchterlichen Stil gefchrieben/ der die ganze Gefchraubtheit eines Geifies verräth der fich alle feine Natürlichkeit an Räuber- und Rittergefchichten weggelefen hat. Da lernt man erft den andern Fifcherffchätzent deffen echter Naturfiil trotz feiner Eintönigkeit diefem Stil der Halbbildung hundert-mal überlegen ift.
Unter der zweiten Klaffe von Schriftem die über den Arbeiter handeln-nenne ich zuerft das fchon oben erwähnte Buch von P. G öhrex „Drei Monat Fabrikarbeiter und Handwerksburfche“ (Leipzigh Grunow). Es

führt fehr lebendig und packend in die ganze äußere und innere Welt der fächfifchen Indufkriearbeiter ein. Dabei berückfichtigt es befonders die reli- giöfen Anfichten. von denen es viele fehr intereffante. oft ergreifende Proben gibt, Allmählich tritt diefes fo verdienfivolle Buch in die Reihe der gefchicht- lichen Urkunden zurück. die mehr darftellen. wie. die Dinge zu einer be- fiimmten Zeit lagen. als wie fie noch find. Denn wie unten des nähern ausgeführt wird. haben fich die Meinungen und Grundfäize der Arbeiter- fchaft auf diefem Gebiete etwas gewandelt. Dasfelbe gilt auch fchon von der folgenden Schrift. M. R a d e . Profeffor in Marburg. hat vor elf Jahren eine Umfrage nach der religiös-fittlichen Gedankenwelt unferer Indufirie- arbeiter gehalten. deren Ergebniffe er auf dem Ev.-fozialen Kongreß vor- getragen hat. Deffen Protokoll ift bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göt- tingen zu haben. auch ift die Schrift in demfelben Verlage (1898) befon- ders erfchienen. Ebenda find auch zwei nette Heftchen herausgegeben: ..Skizzen aus dem fittlichen und kirchlichen Leben einer Vorfiadt" von Traugott Kühn 1902 und 1904. Ganz anders ifi das Heft von W. Som- b a rt: ..Das Proletariat" aus der Sammlung ..Die Gefellfchaft"; es ifi voll düfkerer Farben und voll Leidenfchaft. Es ftellt das großfiädtifche Pro- letariat vor Augen und rückt diefes Bild in große Zufammenhänge hinein. fo daß man eine fehr wirkfame. aber doch auch recht einfeitige Anfchauung erhält. Sehr fein ift auch das Büchlein von dem früheren Mainzer. jeßt Gießener Pfarrer H. B e ch t o l s h e i m e r: ..Die Seelforge in der In- duftriegemeinde". das in dem oben genannten Verlag in Göttingen 1906 erfchienen ift. Es ftellt die Entwicklung und die Verhältniffe eines Dorfes dar. das auf einmal aus einer Ackerbau- zu einer Indufiriegemeinde wird. Es find alfo zumeift Nationalökonomen und Pfarrer. die über diefe Sache gefchrieben haben. wenn man Romane wie etwa das ..Weiberdorf" von Kl. Viebig. die nur in ihren Kuliffen einen für uns geeigneten Stoff bringen. für eine gelegentliche Erwähnung übrig läßt, Iene beiden Berufs- klaffen intereffieren fich eben ganz befonders für den Menfchen in dem Arbeiter - das ift ihr großer Ruhm. Denn der Menfch ifi nicht um der Arbeit. fondern diefe ifi um feinetwillen da.

Zu diefen literarifchen Quellen gehören noch mündliche. nämlich die perfönlichen Erinnerungen wieder eines Pfarrers. der dreizehn Iahre in Gemeinden gewefen ift. die im wefentlichen durch die Indufirie ihr Ge- präge bekommen haben. Und zwar in ganz verfchiedener Weife. Das eine Mal handelte es fich um eine alte Induftrie. die zum Teil in Heimarbeit. zum Teil in Mafchinenhäufern an gemieteten Plätzen. zum Teil aber auch

fchon in Fabriken meift gelernte Arbeiter befchäftigt. Das andre Mal ift es eine junge Induftrie. die nur in großen Fabriken ungelernte Arbeiter umfaßt. die zum Teil vor wenigen Jahren noch reine Bauern waren.

Diefe Quellen mußten erft ausführlich befprochen werden. weil das ganz unüberfehbare Gebiet nur fo eine gewiffe Einfchränkung und feine Behandlung eine gewiffe Bürgfchaft gewinnt. Was diefe Quellen hergeben. wird dargeftellt. aber was darüber hinaus liegt. muß außer Betracht bleiben. und das mag recht vieles fein.

Die wirtfchaftliche Entwicklung.

'Auch fie muß herangezogen werden. um das ganze Gebiet zu überfehen und zu verfiehen. Das. was ift. wird überhaupt immer erft verftanden. wenn man weiß. wie es geworden ift. Natürlich kann es fich hier nur um ganz allgemeine Züge und Umriffe handeln. Das Proletariat ift eine Folgeerfcheinung des Kapitalismus. alfo eine genaue Ergänzung zu der herrfchenden Wirtfchaftsweife. der es vor allem darauf ankommt. Geld zu machen. um mit diefem Geld wieder neues zu machen. das diefen Prozeß bis ins Unendliche fortfeßt. Diefe Arbeitsweife brauchte ungeheuer viel Kräfte im Vergleich mit der alten Manufaktur. Diefe Kräfte hat fie aus den andern Arbeitszweigen herausholen müffen. alfo befonders aus dem Bauern: und Handwerkerftand. Der große Auffchwung der Induftrie hat darum in den letzten 40-50 Jahren den Fabrikpläßen einen gewaltigen Zuftrom von Menfchen aus diefen Kreifen gebracht. Das verfeßte aber das ganze Bolksleben in eine noch nie dagewefene Gärung. Bechtolsheimer fchildert fehr anfchaulich diefe moderne Völkerwanderung. die die Stämme durcheinandergewürfelt hat. wie noch kaum eine andre Bewegung feit der gefchichtlichen Völkerwanderung. Der Grundcharakter von ganzen Gegenden wurde durch diefen Ab- und Zuzug völlig verändert. die nationale Struktur des Volkskörpers über den Haufen geworfen. An den großen Fabrikpläßen entftand eine unglaubliche Mifchung der Stämme. ein geradezu babylonifcher Sprachwirrwarr. Daraus ifi dann unfere Fabrikbevölkerung geworden. Zum Teil find es jetzt Leute. die noch felbft auf dem Feld oder in der Werkftatt in ihrer Heimat gearbeitet haben. zum Teil aber ifi es fchon das zweite oder dritte Gefchlecht nach ihnen. Daraus ergibt fich eine Schichtung. die uns von großem Werte ift. Wir achten nämlich auf die Art. wie der Bauer langfam in die Indufirie einrückt. Unter den vielen möglichen Gefichtspunkten. unter denen man die ganze Aufgabe behandeln kann. wählen wir diefen als den entfcheidenden aus. da fich von

hier aus eine fehr überfiäztliche Anordnung des ganzen Gedanken: und
Seelenwefens ergibt. Es geht z. B. in folgenden Staffeln vom Bauern
zum Proletarier: zuerfi übernimmt der Bauer mit feiner Familie Heim-
arbeiß die in der Fabrik oder auf dem Kontor abgeliefert werden muß
dann geht er felbft in die Fabrik/ und zwar fox daß er auf dem Lande wohnen
bleibtj aber in befiimmten Zeitabfchnitten zu feiner Arbeit geht; und zwar
entweder zweimal bloß im Iahre„ wie die Männer aus Klara Viebigs
Weiberdorfz oder wöchentlich oder jeden Morgenx wenn die Fabrik nicht
mehr als zwei Stunden zu gehen oder etwa eine zu fahren entfernt ifi.
Langfam aber zieht dann doch die Familie nachh denn die doppelte Haus-
haltung wird zu teuerz wenn nicht ein befonders großer Befitz an Land
die Kofien für fie herausfpringen läßt. Dann werden aus Bauersleutem
die in der frifchen Luft des Dorfes und im eignen Häuschen gewohnt haben„
großfiädtifche Menfchen/ die in Mietskafernen fitzen. Aber fie behalten noch
lange den ländlichen Charakter an fich. Erft fehr fpa't legen fie ihn ab und
werden zu dem Normalprodukt der gegenwärtigen Induftrieverfaffung„
dem echten Proletarier.

Ohne daß wir jene große Bewegung ganz außer Acht laffenx die die
Stämme durcheinanderwürfelß wollen wir alfo auf den eben gezeichneten
Zug vom Dorf zur Stadt den Hauptnachdruck legen. Denn es ifi gerade
das ländliche Leben von fo entfcheidendem Einfluß für das ganze geif'tige
und feelifche Wefen„ daß man an ihm am befien die Veränderungen er-
kennen kann„ die eine andre Lebensweife hervorruft. Wir werden darum
alles- was wir über die einzelnen geifiigen und feelifchen Seiten des Fabrik-
arbeiterdafeins zu fagen habenz abheben von der bäuerlichen Arth wie fie
einen im allgemeinen leichter zu faffenden feftftehenden Typus darftellt.
Aber auf Grund diefer eben in Umriffen gezeichneten gefchichtliahen Ent-
wicklung müffen wir noch kurz die Lage befchreibenj in der die einzelnen
von uns gewonnenen Gruppen des Proletariats ihr Leben zubringen.

Die äußere Lage.

B e ch t o l s h e i m e r fchildert vorzüglich- wie auf einmal durch 'die
eindringende Fabrikbevölkerung der Rahmen des Dorfes gefprengt wird.
Wie die Heufchrecken kommen fie auf einmah die Maffen. Als man ihnen
fagß man hätte einen Zaun um das Dorf gebautz wenn man gewußt hätte„
was man mit ihnen in das Dorf hereinließex da fagen fie: „Dann wären
wir darüber geklettert.“ Um die Maffen aufzunehmem muß in aller Eile

gebaut werden. Das gibt die bekannte elende Bauerei. Shlecht und ohne
jede Eigenart. gefhweige denn nah örtlihem Stil. wird eine Kaferne neben
die andre gebaut; alle diefe Häufer find einander gleih. um die Eintönig-
keit des ganzen Dafeins auh auf diefe Weife fihtbar zu mahen. Das Dorf
bekommt den Charakter der kleinen Großfiadt: an fie erinnert auch das
plößlih auftauhende trauliche Firmenfchild L e o n h a r d t T i e tz.
Gefhäfte. Wirtshäufer und Vergnügungslokale wahfen in derfelben Schnel-
ligkeit und in derfelben Art aus dem Boden. Aber einige Einrichtungen
aus der früheren Zeit kommen niht fo fhnell nah: die Schule ift überfüllt
mit fremdfprahlihem und meifi recht rohem und dummem Kindervolk.
die dörflihe Verwaltung bleibt noch lange in den Händen der „Hiefigen“.
trotzdem fie den „Hergeloffenen“ niht gerecht zu werden vermag. Noch
länger bleibt die Scheidung zwifhen Bauer und Fabrikarbeiter in dem
Orte felbft fihtbar. Aber wenn die Bauern das Geld verbraucht haben.
das fie für ihre Acker von den Fabrikanten oder den Baugefellfchaften
erhalten haben. dann gehen auch fie in die Fabrik und fallen dem großen
Strudel anheim.
Som b a rt fhildert eine ganz andre Welt. die des großftädtifchen
Proletariats. Hier fällt vor allem die fchrecklihe Unrafi auf. Haben doch
in Breslau in einem Jahre nicht weniger als 200 000 Familien die Wohnung
gewehfelt. Und was für Wohnungen das find! Das Wohnungselend tritt
einem auf Schritt und Tritt als die Urfahe entgegen. die weithin die jämmer-
liche Befhaffenheit des feelifhen und geifiigen Lebens bedingt. Diefer
Wehfel und diefe furchtbare Erbärmlihkeit der Wohnung wirkt aufs fiärkfie
ein: man bedenke. was das heißt. keine Heimat. keinen feften Halt. keine
Wurzel in einem feft gegründeten Heim zu haben! Befonders die Sitte
und das Gemütsleben werden die Koften zu tragen haben. Denn Sitte
hängt mit Sitzen zufammen. und das Gemüt ift auf das engfte mit dem
Haufe verwahfen. Jene Ubelftände bedeuten für diefe beiden fo wihtigen
Dinge geradezu eine völlige Umwälzung. Und niht bloß der eigne Herd
fehlt. es fehlt auh die Eingliederung in ein foziales und nationales Ganzes.
es fehlt die Anlehnung an eine befiimmte Stammesart. Und wie viel
ideale Werte damit zugrunde gehen. wird uns noh zu befhäftigen haben.
B r o m m e fhildert uns die äußere Lage eines Arbeiterdafeins
mehr von der Seite des häuslichen und wirtfhaftlihen Lebens. Es ift dabei
geradezu furchtbar zu fehen. welhe Rolle die Krankheit fpielt. Die armen
Menfchen kommen kaum aus ihr heraus. und das ift natürlich am bitterf'ten.
wenn es fih um den Ernährer handelt. Und dann die Kinder. deren Reichtum

dem Proletariat den Namen gegeben hat! Bei Bromme find es etwa ein
Dutzend. in den meiften Familien find es mindeftens fechs. Man fkolpert
iiber kleine Kinder. wenn man in ein Proletarierviertel oder gar in ein
folches Haus geht. Und diefer Kinderreichtum. Deutfchlands Stolz. wie
fo gar fchwere Lafken legt er der Familie und befonders der armen ge-
quälten Mutter auf! Es ift wirklich erfchütternd. in dem Brommefchen
Buch zu fehen. mit wie viel Opfern an Behagen und Glück diefer Reichtum
erkauft wird. welche Innenfeite diefer national und wirtfchaftlich fo erfreu-
lichen Tatfache entfpricht! Und dann das Geld - es zeichnet fich fafk immer
durch halbe oder völlige Abwefenheit aus. Der Verdienft ift nicht groß.
und wenn Krankheiten. Geburten oder gar Todesfälle kommen. dann
wird es fehr knapp. Es geht aus. wenn die fchrecklichfte Geißel. die Arbeits-
lofigkeit dazutritt. Und das gefchieht. wenn entweder der Mann eines
Streites wegen hinausbefördert worden oder die ganze Fabrik verkracht
ift. Dann gibt es Smulden.Verfieige1-ung des Hausrates und des geliebten
Häuschens * faft in jedem der genannten Bücher aus der Feder eines
Arbeiters kommt diefes fiets herzzerreißende Ereignis vor und bleibt lange
in tiefer Erinnerung - oder man fchleppt fich. wenn man nichts zu ver-
fteigern hat. fo weiter. bis die Kinder groß werden; diefe werden gar oft
im wefentlichen als eine Kapitalanlage angefehen. die fich nach vierzehn
Jahren zu rentieren beginnt. Sehr düfier endet das Buch von Bromme
mit der Schilderung der Lungenheilanftalt. die ihn immer wieder auf-
nehmen muß.

Das find alles fehr traurige Bilder. So ifi es. aber fo ifi es nicht überall.
und fo ift's nicht allein. Die Gerechtigkeit erfordert es. daß man diefen
auch noch andre entgegenfiellt. die aber ebenfowenig agitatorifch verall-
gemeinert werden dürfen wie jene ernften.

Der oben genannte Arbeiterpfarrer weiß von Arbeitern zu erzählen.
denen es leicht fällt. fich in der Woche 40-50 Mark zu verdienen. Sic
haben ihr Häuschen oder gar ihr Haus und arbeiten fich allmählich zu
kleinen Bürgersleuten. ja fogar zu kleinen Kapitalifien empor. Daß fich
aus Auffehern und kleinen Technikern langfam ein neuer Mittelfiand
bildet. ifi bekannt. Diefe Leute gewinnen allmählich fogar eine gewiffc
Behäbigkeit. leifien fich ihre Pfingftreife und legen befonders Wert auf
eine hübfche Wohnung. die fie jedem Befucher mit berechtigtem Stolze
zeigen. Mitunter prangt ein Geweih oder gar ein Konverfationslerikon
an der Wand. und alles fieht einfchließlich der Kinder fauber und nett aus.
Oder fie haben. wenn fie vom Lande herfiammem die unverlöfchliche

Sehnfucht nach ein paar A>ern und einem eignen Heim. auch wenn fie nicht fo viel verdienen. wie die eben genannten. Dann rackern fich des Abends und Morgens vor und nach der Arbeit Mann und Frau ab. tragen die Steine felbft herbei zum Häuschen. fchaffen im Felde und bringen es fo langfam zu etwas. Manchmal freilich heißt es dann auch hier: Ifi der Menfch aus der Not. dann kommt der Tod; dann fteht ein fchwarzer Sarg auf zwei Stühlen vor dem eben fertig bezahlten Haufe. - In den meif'ten Fällen fuchen folche Leute ihre Kinder. nicht zur Freude der Fabrikanten. etwas „Befferes“. als fie es felber find. werden zu laffen. etwa Handwerker. Lehrling in einem Gefchäft oder. wenn es ein körperliäy fchwach. aber geiftig reges Bürfchchen ift. die Krone der Menfchheit. ein Schreiber auf dem Kontor oder gar der Bürgermeifterei. Aber das find zumeift bloß Ausnahmen. durch die man fich zu keiner rofigen Gefamtauffaffung oder gar zu einer fozial-politifchen Theorie verführen laffen darf. Im ganzen find ohne Zweifel die Verhältniffe trübfelig und oft fogar menfchenun-würdig. -

Auf diefer Grundlage der äußeren Verhältniffe. wie fie durch die Ge-fchichte geworden find. beginnen wir nun mit unferer Schilderung der geiftigen und feelifchen Verhältniffe. Dabei legen wir den Nachdruck auf die wich-tigften Lebensgüter und zeigen. in welchem Verhältnis die einzelnen Gruppen der Arbeiter zu ihnen fiehen. Wir gehen. wie angekündigt. fo oft es geht. von dem Bauern aus. um an der Art. wie er fich zu jenen Dingen fiellt. die Eigenart des Fabrikarbeiters fcharf abzuheben und aus den Umftänden verftändlicher zu machen. die ihn von dem Bauern trennen.

Die Arbeit.

Hier kommt einem die Unendlichkeit unfrer ganzen Aufgabe fchon recht zum Bewußtfein. Wie unüberfehbar ifi allein fchon der Unterfchied zwifchen den Arten der Arbeit. Heim- und Fabrikat-beit. gelernter und ungelernter. zwifchen rein mechanifcher und technifch höherftehender Arbeit. zwifchen der in kleinen und der in großen Betrieben! Und dann kommt erft die Aufgabe. zu zeigen. wie diefe vielen Weifen der Arbeit auf die fo ganz verfäyiedenen Menfchen einwirken. Und bei diefer Einwirkung muß man wiederum unterfcheiden. wie diefe Einwirkung empfunden wird. ob fie nämlich zum Bewußtfein der Leute felber kommt oder ob fie fich nur in ihrem ganzen Verhalten und Selbfigefühl geltend macht. Hier gilt es alfo fchon in hohem Maß. was oben über die Grenzen unfrer Aufgabe gefagt worden ift.

Und doch ifi die Sache zu wichtig. als daß man nicht verfuchen
follte. ein paar Gefichtspunkte durchzuführen. foweit es irgend an-
geht. Als foläye kommen folgende in Betracht: das Verhältnis der
Leute zu den äußern Bedingungen. zu der ganzen Eigenart der Ar-
beit felbfk und zu dem Los des fo häufigen Arbeitswechfels oder
der Arbeitslofigkeit.
Die äußeren Bedingungen der Arbeit. Diefeftellen
fich zunächft einmal in dem großen Zwang dar. der in einer Fabrik herrfchen
muß und der in der Dampfpfeife feinen hörbaren Ausdruck findet. Das
mag gleich fchon einem früheren Handwerker oder Bauer recht fchmerzlich
zum Bewußtfein kommen. der bisher fein eigner Herr gewefen ifi. Gewiß
fchadete es vielen Leuten. zumal den Handwerkern. nichts. wenn fie ihrer
Freiheit und befonders deren Mißbrauch beraubt würden. damit fie fich
nicht den goldenen Boden des Handwerks völlig durch Frühftücken und Un-
pünktlichkeit ruinieren - womit natürlich nicht geleugnet werden foll. wie
fchwer auf fehr vielen Gruppen des Handwerks die Konkurrenz der Fa-
briken und der Warenhäufer lafiet. So viel ich weiß. murrt der Bauer über
diefen Zwang der Fabrik in fich hinein. wenn er nur noch irgend eine Emp-
findung von feiner Freiheit und feiner Würde hat. Mancher entbehrt auch
ungern die Arbeit im Freien und feine Familie. Aber gerade hier darf
man am wenigften verallgemeinern und fich durch eigne Empfindungen
täufchen laffen. Andere wieder empfinden den Aufenthalt in der Fabrik
im Gegenfaß zu der Arbeit auf dem Feld. die fo oft in der heißen Sonne
und andern üblen Wetterverhältniffen fiattfinden muß. angenehm. Oder
fie freuen fich. daß fie nun eine leichtere und auch regelmäßiger bezahlte
Arbeit haben. Freilich von irgend einem wärmeren Verhältnis zu ihrer
Fabrik i| felten die Rede. Die ganzen Berhältniffe entwickeln fich auch
immer mehr dahin. daß diefes unmöglich wird. Das war früher und ift zum
Teil noch anders; nämlich da. wo die Fabrik in den Händen eines ältern
Mannes liegt. der vielleicht felber in den fiebziger Jahren noch mitge-
jchafft und fich dann emporgearbeitet hat. Ich weiß von verfchiedenen
Fabriken. in denen fogar zwifchen diefem Herrn und feinen älteften Ar-
beitern noch das trauliche Du fich erhalten hat. In andern hat fich wenigfiens
ein ziemlich enges perfönliches Verhältnis erhalten. wie es bei der langfam
wachfenden Zahl der Arbeiter nur möglich ifi. Manchmal gelingt es fogar
einem klugen und für feine Leute beforgten Fabrikanten. einen gewiffen
Stolz. in diefer feiner Fabrik zu fein. in den Arbeitern hervorzurufen. der
fich dann vor allem im Gegenfaß gegen andere weniger gut geftellte Arbeits-

genoffen äußert. Das ift aber. glaube ich. das höchfte. wohin man gelangen
kann. Sonfi find im allgemeinen die patriarchalifchen Zeiten auch mit
ihren guten Seiten vorbei. Auch da. wo der Befißer mitfamt feiner Familie
alles tut. um feine Leute zufrieden zu fiellen und ein gewiffes perfön-
liches Verhältnis. wenn auch noch fo lofe. zu ihnen zu erhalten. hören die
Klagen der Arbeiter über die geringen Löhne und die der Befißer über
Undankbarkeit nicht auf. Zumal werden in den feltenfien Fällen die fo-
genannten Wohlfahrtseinrichtungen fo gefchäßt. daß fie einen Einfluß
auf diefe Beziehungen ausüben könnten. Die Sozialdemokratie hat fo
vernehmlich. daß es fich auch die. welche nicht zu ihrem unmittelbaren
Eitiflußkreis gehören. wohl gemerkt haben. dem Arbeiterfiand eingefehärft.
daß diefe Dinge aus dem ungerechten Mehrprofit befiritten würden. der
eigentlich ihnen gebührte. So kommt es. daß teils die Dummheit und das
alte bäuerliche Mißtrauen gegen die Herren. teils dieVerheßung durch poli-
tifche oder perfönliche Feinde der Fabrikherren keinen großen Einfluß diefer
Wohltätigkeit in den Gemütern der Arbeiter aufkommen läßt. Das ift
natürlich vollfiändig ausgefchloffen. wenn die Verwaltung diefer Ein-
richtungen felbfiherrlich und nach perfönlicher Gunft oder gar nach der
politifchen Gefinnung eingerichtet ift. Man muß es unbedingt als einen
Fortfchritt gelten laffen. wenn der Arbeiter keine Wohltätigkeit. fondern
fein Recht haben will. Dazu ift er durch die ganze neuere Arbeitergefelz-
gebung erzogen. und das ift gut. Darum handeln ohne Zweifel die Fabri-
kanten am klügften. die die Verwaltung folcher Unternehmungen einfach
den Arbeitern felbfi in die Hand geben und fich nur eine allgemeine Ober-
auffícht vorbehalten. Im allgemeinen kann man fagen. daß dann die
Arbeiter mit gutem Takt und Inftinkt fchon die Leute herausfinden. die fich
ihrer Sache am zuverläffigften annehmen. Man muß alfo mit jedem Refi
der echt mittelalterlichen Anfchauung brechen. die das perfönliche Wohltun
ohne Regel und Recht als das Ideal der Menfchenliebe hinftellt. Dafür ift
natürlich neben allen jenen rechtlich geordneten Beziehungen noch Raum
genug. Wo die Verheßung noch nicht allzu groß ift. wird perfönliche Unter-
ftützung und Teilnahme immerhin noch gewertet. die Fabrikant und Familie
des Fabrikanten der kranken Arbeiterfamilie erweift. Freilich darf man
auf keinen Dank rechnen und noch gar feine Betätigung in einem defto
treueren Verhältnis zur Fabrik erwarten. Denn gerade diefe Leute find
merkwürdig oft die erften. die fich eine andre Arbeitsgelegenheit fuchen.
Durch diefe Verhältniffe wird viel Idealismus und Güte. wie fie viel mehr
in den Kreifen der „Blutfauger“ vorhanden find. als man denkt. auf einmal

oder langfam zerftört. Von der Seite muß man die Dinge auch einmal betrachten.
Ganz anders wird ja das Verhältnis- wenn die Fabrik aus der Hand des Befißers und feiner Familie in die einer Aktiengefellfchaft über-geht. wenn alfo nicht mehr „der“ Fabrikant- fondern „das“ Kapital die Leitung bekommt. Dann wird alles unperfönlicher und kälter. Dann wird das perfönliche Verhältnis zwifchen Arbeitsherrn und Arbeitern auf Null zurück-gebracht oder es wird nur zum Scheine und aus Berechnung aufrecht er-halten. Karl Fifi-her entwirft davon ein wie immer prachtvoll getreues Bildh wie er in dem Stahlwerk feine Entlaffung bekommt. Wie hart und kalt geht da alles zu! Und wenn natürlich die Herren der Fabrik auch nicht immer in Streitfällen die liebenswürdigfien find. fo weiß ich doch von manchem Fall„ wo fich in Prozeß- oder anderen perfönlichen Angelegen-heiten der Arbeiter auf dem Kontor Rat geholt hat- was unter den kälteren Verhältniffen einer Dividendenfabrik langfam aufhört. Und wenn auch. wie es Bechtolsheimer hübfch befrhreibth beim Jubiläum eines Arbeiters der Herr Direktor ihm eine kleine Rede hält und einen Spazierfkock mit filbernem Griff fchenkn fo ift doch die perfönliche Beziehung zwifchen Arbeitsherrn und Arbeiter auf immer dahin. Welche Entwicklung in einer verhältnismäßig kurzen Zeit von dem Gefellen am der im Haufe des Meifters ißt und mit ihm das Leben teiltj bis zu dem Zuftandt daß felbft die Ange-|ellten der Fabrik kaum einen Teil der Arbeitermaffen kennen können!
An diefer Zerfiörung des Gemütsverhältniffes nimmy wie fchon an-gedeutet„ der Arbeiter felbft mit aller Kraft teil. In der Regel will er gar nichts derartiges mehrx fondern weifi jeden Verfuch als eine Beleidigung mit der Empfindlichkeit auf|rebender Stände zurück. Es gibt in einfacheren Verhältniffen ja immer noch manche ArbeiterF die viele Jahre in derfelben Arbeit bleiben. Aber fonfi ifi das ein unruhiges Hin und Her- gegen das fich die Fabrikanten nur durch allerlei Verabredungen unter einander fchüßen könnem foweit fie die Konkurrenz dazu kommen läßt. Die meifien Arbeiter halten es nirgends lange ans. Sie haben einmal die Ruhe ver-loren und treiben fich nun nnftät durch die Welt. Dabei kommen auch manchem durchaus modernen Theoretikerh der fonfk über die altmodifchcn Verhältniffe der guten alten Zeit wilzelt. erhebliche Bedenkem wie diefes Umherfahren auf die gemütliche Seite des Lebens wirken muß. Dann lieft man mitunter einmal ein verfiecktes Wort über die erziehliche Br-deutung der alten Zünfteh die nach dem großen Grundfah geordnet waren: Erziehung durch Gemeinfchaft. Man derfieht es damn wie teuer die moderne

d m)
d ,WW
l
..eo-R
...1 \l .1..
m m. h
..WR 0
k .X
s
r
...NS
,cu Pv
.1. t
UW..."-
..e-1....".
f m n..
\
but”
q' . r
. Av
.W d
o n. g
JJ e m
q (m/b
...FW
..n-d an:
r. „m w...
r m1.“
2
E --WX
II'IIII‘IIIJ

oder langfam zecfiort. 'Von der Seite muß man die Dim-„*- .uch ein-.nal
betrachten.
Ganz anders wird ja das Verhältnis. wenn die Furt!! .rr n-r Hant-
des Betitzers und feine'.- Familie in die einer 'Ilktce-ngef.:lr.-arff iiber-gebt.
wenn alfo nicht mehr „der“ Fabrikatit, fondern „das“ Kapital die 'Ic-.tung
bekommt. Dann wird alles unperfonljcher und kälter. ?an-t wird das
perfönliche Verhältnis zwifchen Arbeitsherm und Arbeitern auf Rot! zurück-
gebr-.cht r'eer es wird nur zum Scheine und aus Berechnung art-echt er
heiten. .ita-l Fif-,her entwirft d!.--m ein wie imn-cr prachtvrtl qctreues
Bild. *dic* el in dem Stallttqxr ?eine 'Fr-elafl-mg bekommt, Wi.- tvm und
kalt geht da alle: zu! Und wenn ..W-.im h die H.rren dcr Fadri' act-h nicht
immer in Streitfc'llen die li:h-.n-'1'i-k-_afren find. fo weiß ict- d..t* von
manchem Fall. wo fich in Prozeß.- 1*: r untere-n perfönlichrn *slim-*ligen-
beitet. der Arbeiter auf d- n- .K *niir rar ...bc-:t bat. was unter ?rn lulu-ren
.-1bältniffen einer Die!d-t.-*.*r.t.ik,*j! langfam atfhörr. Und wenn *ich
trie ks Bechtolsheimcr hül'nt- belehrt-:bg beim Jubiläum eines 'det-...cr
de.- Herr Direktor ibm eine kick-ie :lit-dr rclt und einen Sparte-770.- .im
fichern-.m Griff fibeikt. m (ft drm d1.- r-*rie-.iircbe Beziehung c-.iin.--
Ard-.i-*sberrn und Arbeit-*- auf inrq e* t wi:- *!*.c'!rbe 'Entwicklung 1.- cm..-
vc-:bältnismäß'g kurzen ?c't er:: dc... .EU-tc F-n an. der im Hut-fe der *.017*-
ißt und mit ihn-c das '-'rl-c-- :cu-.r t;c- cu den: I11ftand. daß felvfi du* Linz.-
ftellten der Fabrik kann: cin-n *Zn* der Ari-.*irernkcjfen kennen toom
An diefe-,- ?erfiikurg :es Wit-*.tsv-.rbältuiii's nimmt. nur fchon :c:-
-iedeutet. der Arbeiter ielb't e-.cr 'traf' url. den Regel wii(--r e..
nichts derartiges mehr. tourt-ru im* ii _- dcn *Drei-Nb als .ine Beleidigt--q
rnit der Einvfini-ipmket ai.t:'tr.-brrtd.-r Z': .t tr .r-ruF Es _4cm .r einfachere--
Bert-attniffen ja i.*nt:cr nern 'ren-1 r .lil-..ten die kiel.- _cat-.c ix- derfelbe'-
Llrr-eit kleider.. Aler four't ift t1-, ri.: unt-:lager Hin *mr .td-r. .age-- ?-
inn "rie Fwriinntcn nur durch allerlri Verabreduna-*n n-.re .nu-.nic
fertigen können. foweit fir, die .Konkurrenz dazu kommen 1...* Die *nc-.ii ::
Arbeiter kalt-.n es nirgendr lange aus. Sie haben .ir-net dr *iii-nc* f* *
loren und treid.-u fiat nun unikat durcn die Wcli. ZZ i* - . :1- .c-t. c..
manchen* durchaus modernen T(.-:-ce:!ker. der fonfi aber i'.- .* ?Pc-"c- -
Verhältnit'te der guten alten Zeit wit-eit. erheblich-.- Bee-:nba 1.-- -' *r*
1Lml-erfah.-en auf die gemütliche Seite d--s Lebens Milli" J'
lieft man mitunter einmal ein verti-xitrv Won Lib-.r t-*c --. ,. :- -
*fruit-,Aa de'. alten Zünfte. b:: nach dem großen ("i-.undtir a-*tr- -..* r r *e
ii. nun-i durch (tier-'einfchaft Man verfteb' es dann. ru* tc' -*-' .-* ' "
.M0

Z
Z
Ernft Iofephfon f*: Bildnis des
fchwedifchen Kunftkritikers Renholm.
(Ausftellung der Berliner Sezeffion 1909.)

fie immer daran denken müffen. Das ift der herrfchende Gefichtspunkt. unter dem fie ihre Arbeit anzufehen pflegen. Und wenn fie eine andere Arbeit erbitten oder bekommen. dann ifi auch dies dabei der herrfchende Leitgedanke. _

Daß unter diefen Umfiänden auch kein perfönliches Verhältnis zu der Arbeit felbft. fowenig wie zu der ganzen Fabrik aufkommen kann. verfteht fih ebenfalls von felbfi. Nur die fogenannten gelernten Arbeiter zeigen einem mit einem gewiffen Stolz. was fie mahen. oder erklären einem ihre Mafchine. die fie zu bedienen haben. Was follen auh die andern viel zeigen und erzählen. wenn fie ein Stückchen an einem Artikel fertig mahen. deffen ganze Fertigftellung nur die Jntereffierteren überfeben! Man liefi oder las wenigfiens früher. als man fich zuerft mit diefen Dingen befhäftigte. wie viel günfiiger Handwerker und Bauer daran find. als ein moderner Fabrikarbeiter; denn fie überfähen doch ihre ganze Arbeit oder fchafften etwas Ganzes zufammen. Wenn man meint. daß diefes im Gefühl der Leute oder gar in ihrem Bewußtfein eine größere Rolle fpiele. dann trägt man wieder fein eigenes Gefühl in fie ein; aber damit ift ja niht befiritten. daß diefer Umfiand feine Folge für das ganze Seelenleben in feinem unbewußten Grunde langfam zeigen muß. Denn er läßt den Berufs-ftolz nicht aufkommen. der doch in der Seele jedes andern Arbeiters. zumal des Beamten. des Kaufmannes und des Gelehrten. eine große Rolle fpielt und doch auch fegensreihe Folgen hat. Wenigftens gibt er einem das Gefühl. daß man feinen eignen Wert in der Welt befilzt und feine Stelle ausfüllt. Doh davon foll nachher noch die Rede fein.

Die Eintönigkeit und der Zwang der Fabrikarbeit wird nun. gemäß einer fehr begreiflihen feelifhen Gegenwirkung gegen beide. fehr häufig dadurch weniger fpürbar gemacht. daß viel Ulk zwifchen der Arbeit getrieben wird. Davon geben Karl Fifcher und auch Bromme zum Teil ganz ergöß-liche Proben - wer wird es den Leuten nicht gönnen und fich niht an ihrem fchlagfertigen Humor und an ihren luftigen Streichen freuen. wenn fie fich gegen dumme oder eingebildete Kollegen richten! Daneben bekommt man freilih auch den Eindruck. daß es zumal in kleinen Betrieben recht bummlig hergehen kann. daß die Schnapsflafche eine böfe Gefährtin ifi. und daß auch die unglaublichften Gemeinheiten mitten in der Arbeit möglih find. Von dem fchrecklihen Neid und der Eiferfucht der Arbeiter unter-einander geben diefe Büher auh eine Ahnung; die Kenntnis gerade davon if'i einem um fo nötiger. je mehr man fih die Arbeiter. wie man das fo gern mit feinen politifchen Gegnern zuerft tut. als eine einheitlihe ge-

fchloffene Maffe vorgefiellt hat. Die Ränke und Schlänke. die die Verdrängung eines Kollegen und das eigne Auffieigen zum Ziele haben. machen in dem ja freilich bittern Wettbewerb manchen Arbeiter zu einem Schurken. - wie in höhern Kreifen auch.

Wechfel der Arbeit und Arbeitslofigkeit. überall lieft man in unfern Büchern von dem Wechfel der Arbeit. Es ifi beinahe komifch. was Fifcher und Bromme nicht alles fchon gewefen find. Bald ifi es Leichtfinn und Trotz. bald irgend ein von ihm unabhängiger Umfiand. der den Arbeiter wechfeln läßt. Geht er aus fich. fo leitet ihn immer die Hoffnung. dabei höher zu kommen. Freilich wie gering ift doch diefe! Denn das gehört auch zu den Dingen. die niederdrückend auf die Seele wirken. wenn fie auch nicht immer empfunden werden. daß der Stachel des Strebens beinahe völlig fehlt. Wer einmal Proletarier ifi. kann höchftens auf der Leiter des Lohntarifs ein paar Grofchenfproffen höher klimmen. Oder er wechfelt überhaupt feinen Beruf. kauft fich einen kleinen Kram oder richtet fich einen Milchhandel ein. wenn er nicht fozialdemokratifcher Parteiwirt werden kann. Jedenfalls ruiniert diefer fchnelle Wechfel viel in der Seele. was ihr einen feften Halt und was ihr ihren Stolz gibt. Denn wie viel von beidem verdanken doch andre ihrem feften Beruf. mögen fie auch noch fo fehr über feine Schattenfeiten feufzen! Wenn die umfaffendfie Seite des Lebens gar keine idealen Faktoren in die Seele wirft. wie arm muß die dann werden! - Wie furchtbar das Los der Arbeitslofigkeit ift. davon maäzen wir uns keine Vorftellung. die wir fchon unruhig werden. wenn unfer Bankkonto einmal eine kleine Summe zugunfien der Bank als Schlußergebnis aufweift. Aber auch diefes größte Elend fcheint zur Folge zu haben. daß diefe Menfchen die Wohltat der Stumpfheit oder des Humors als Schutz der Seele gegen feine Wirkungen empfangen. Oder muß man fich nicht aufs höchfie darüber wundern. daß fo wenige in folcher Lage verzweifeln oder fich auflehnen! Aber wiederum - auf die Gefamtftimmung muß zumal wiederholte Arbeitslofigkeit aufs fchwerfte einwirken.

Unter dem Gefichtspunkt der Fabrikarbeit felbft muß man nun auch einmal die Bedeutung der S o z i a l d e m o k r a t i e für die Arbeiter anfehen lernen. Gewiß hat fie fehr viel häßliche und widrige Seiten. Aber fie könnte fich nicht halten. wenn fie nicht zugleich etwas Ideales wenigftens für diefe Leute an fich hätte. Und das befteht darin. daß fie eine gute und richtige Ergänzung zu ihrer ganzen Arbeit und deren Bedingungen bildet. Sie bietet ihnen nämlich einen hohen Lebensinhalt. und zwar eine große Hoffnung und ein großes Lebensideal. das ihnen als Licht in dem grauen

fo ein Balg weggefiorben ift! Uns fiirbt keins weg!‟ - Es ifi geradezu
fchrecklich. wenn eine fonfi anftändige und beforgte Frau alle mütterlichen
Infiinkte fo völlig verleugnet. Aber es ift auch zum Verzweifeln. wenn
man die von Bromme durchaus glaubhaft gefchilderten Verhältniffe bedenkt.
So wird der Kinderreichtum gefühlt. fo wird die Geldknappheit und
die Krankheit immer gefühlt. mag fich gerade gegen die letztere das Gefühl
langfam etwas abfiumpfen. Aber das Schlimmfie ift. daß fo vieles bald
nicht mehr gefühlt wird. Denn das Menfchenleben hat feinen Inhalt und
feinen Wert nicht bloß in dem. was man als Luft empfindet. und feinen
Unwert nicht in dem. was Schmerz macht. Sondern eine objektive und
tiefer greifende Auffaffung zieht gerade die Fähigkeit zu fühlen als ent-
fcheidend bei diefer Frage nach dem Inhalt und Wert in Betracht. Und da
ift es denn entfehlich. wie bald das Gefühl für manches fich abfiumpft oder
erftirbt. was bisher gefühlt worden ift. Bechtolsheimer bringt in einer
feiner feinen Skizzen die Gefchichte von der Anna aus der Pfalz. die fich
mit ihrem Mann aus dem eigenen Heim auf dem Lande in die Stadt ge-
macht hatten. natürlich voller Hoffnung. Sie geraten in eine Mietskaferne
mitten zwifchen allerlei Gefindel. es ifi ihr fchrecklich. alles anzufehen und
zu hören. was es da gibt. Sie entfeht fich über die Unterhaltungen ihrer
Nachbarn und Arbeitsgenoffen - aber bald fchläft der Sinn fiir das Reine
ein; fie hört alles und fieht alles und denkt nichts mehr dabei.
Mit feinem Sinn hat derfelbe Verfaffer auch die P i e t ä t zum Gegen-
fiand feiner Unterfuchung gemacht. die ja bekanntlich mit der Sitte das
Dorf regiert - uns oft zum Ergöhen. aber man lernt fie immer höher
fchäßen. wenn man die Berwüfiungen bedenkt. die ihr Aufhören mit fich
führt. Wie wenige von den Fabrikarbeiterkindern kannten noch den Namen
ihres Großvaters. während jeder Bauer weit hinauf die Gefchichte feiner
Familie und die feiner Nachbarsleute und Dorfgenoffen kennt. Die Ge-
fchwifier fowie die Eltern und Kinder werden auseinander geriffen in weite
Entfernungen. und nur felten gibt einmal ein fieifer Brief dem einen
Kunde von dem Ergehen des andern. Der Urväter Hausrat fehlt in den
Wohnungen und wird durch den geborgten Kram nur fchlecht erfeizt. Vor
allem hört die für den Bauern und jeden einfachen Naturmenfchen fo
wichtige Beziehung zu den Toten auf. Sie find entweder auf dem Dorf
zurück geblieben oder fie liegen weit draußen in dem Maffenkirchhof. wo
man fie kaum unter den vielen taufend Gräbern finden kann. Und die
Macht der Toten über die Lebenden kann überaus groß und fegensreich
4 fein. Es ifi ein gar nicht abzufchähender Gewinn. wenn der Bauer vor

oder nach der Kirche fchnel(noch einmal an das Grab geht. das in dem alten rechten „Kirch“hof liegt. Aber folche Jmponderabilien gehen alle zugrunde. Tradition. Ehrfurcht. Verbindung mit dem Reich der. wenn auch nicht hohen Ahnen. Verflochtenheit mit Brauäj und Sinn der Ber- gangenheit. mit großen Familienverbänden - das alles ifi für Millionen dahin; die Entwicklung hat ihr Ziel erreicht. den Menfchen ganz auf fich zu fiellen und zu vereinzeln; fie hat das Ziel erreicht. die altmodifchen. unwägbaren Werte auszufchalten und nur auf das zu achten. was man fchauen und greifen kann. Es ifi wirklich. um konfervativ zu werden. wenn das nur etwas ändern könnte. Aber jammern möchte man. daß der Sturm der neuen Zeit mit Gleichgültigkeit oder auch unter Hohn und Spott fo manchen ehrwürdigen Baum gefällt hat. der noch fehr gut hätte ftehen bleiben können. Wie viel lernt man verfiehen und gerechter beurteilen. was man fo oft überfieht und verachtet!

Einen tiefen Eindruck von diefem furchtbaren Berluft an Gemüts- werten gibt nicht nur der Pfarrer Bechtolsheimer. fondern auch der National- ökonom S o mb a r t. Aus feinem großftädtifchen Gefichtswinkel fchildert er vor allem das Elend der Frauen- und Kinderarbeit. Und das ifi erfi der größte Jammer. der Triumph des Kapitalismus. die Auflöfung der Urzelle der Nation. die Sprengung der elementaren Lebens: und Erziehungs- gemeinfchaft. der Familie. Und die Frauen find auch nicht imftande. fich beffere Lebensbedingungen zu erkämpfen. Denn es fehlt ihnen. wie den Bauern alten Schlages. noch der Sinn für die Macht der Organifation. der Sinn fiir die Solidarität. Die Frau tut die Kinder in die Krippe und dann in die Kleinkinderfchule. urn zur Arbeit zu rennen. Wie darf man der Sozialdemokratie vorwerfen. daß fie die Familien auflöfe! Befieht die Abficht diefer Partei nicht zum guten Teil eben darin. daß die Mißfiände. die der Kapitalismus gezeitigt hat. verallgemeinert und zur Norm gemacht werden! Mit ihrem kalten und rohen Verfiand zieht fie auf fo manchem Gebiet unerbittlich die Folgerungen aus ihrem Syftem. gegen die freilich nicht nur das Gemüt der andern Volksklaffen. fondern auch das vieler ihrer Anhänger Verwahrung einlegt. Denn auch der verbiffenfie und gläubigfie Sozialdemokrat würde fich mit feinem Herzen gegen die Auflöfung der Familie wehren. wenn fie wirklich in der Linie der ganzen Parteidoktrin läge. Auf dem Gebiet der Religion freilich werden wir fehen. wie fehr der furchtbare intellektualiftifche Geift der Sozialdemokratie das Gemüts- leben verwiifiet hat.

Das gernütlich-fittliche Leben.
Wieder gehen wir von dem Gegenftück. dem bäuerlichen Leben. aus.
wie es fich da immer noch vorfindet. wo der Typ rein erhalten ift. Hier
herrfcht vor allem die Macht der Sitte. Wie es die Alten gemacht haben.
fo macht man es heute noch. und fo wird man es auch noch weiter machen.
So wird gemäß einer an fich wohltätigen Einrichtung der menfchlichen
Seele das Leben mechanifiert. Und das gibt dann die Sitte mit ihrer ftarken
Macht. Daher kommt es. daß in dem echten bäuerlichen Leben alles fo
fefkgefügt und fo fchwerfällig ift. So hat es der niederfächfifche Pfarrer
BorEe unter dem Decknamen L'houet befchrieben.
Die Sitte hängt aber mit der bodenftändigen Art des Bauern zu-
fammen. Denn das müffen wir dem Gefchichtsmaterialismus zugeben.
daß überall da. wo fich keine entgegenßrebenden Gedanken und Lebens-
richtungen geltend machen. der träge. paffivc Teil des Lebens. alfo hier
die Bodenftändigkeit. fich mit ihrem großen Einfluß in dem feelifchen Leben
bemerkbar macht - nur einen unbedingten Zwang können wir niäjt zugeben.
Diefe ganze Unterlage des Seelenlebens ift. wie wir gefehen haben.
bei dem Fabrikarbeiter in der Regel weggefallen. Er wird losgelöfi von
allen Einflüffen. die fonft das Leben der Seele tragen und fördern. los-
gelöft von dem feften Boden und auch von der Vergangenheit. Das find
die zwei wichtigfken Stücke. die die Sitte fchaffen und tragen helfen. wozu
nur noch die Gemeinfchaft zu treten hat. Diefe drei Dinge geben dem
Menfchen einen Halt. den er fo lange nicht entbehren kann. als er feinen
Schwerpunkt noch nicht in fich felbft gefunden hat und noch keine Perfön-
lichkeit geworden ift. Darum finden wir den typifchen Fabrikarbeiter.
alfo den reinen Proletarier. in der Verfaffung der Haltlofigkeit. Allgemein
find die Klagen über feine unzuverläffige und treulofe Art; von Dank ift
nicht im geringften die Rede. Es ift der moderne Nomade. der von allen
haltenden Bändern [osgelöfte moderne Normalmenfch. S om ba rt
macht darauf aufmerkfam. wie die enge und jämmerliche Wohnung zumal
dazu beiträgt. daß die Gefühle zerftört werden oder gar nicht aufkommen.
die das feinfie und tieffte Teil des Menfchen ausmachen z denn wenn fich
die wichtigften Lebensereigniffe. die das Leben des Menfchen entfiehen
und vergehen laffen. Geburt und Tod und alles. was mit beiden zufammen-
hängt. nicht mehr in der keufchen Stille vollziehen können. in die fie gehören.
fondern vor einer Öffentlichkeit. die fich gar nichts darum zu bekümmern
hat - wo foll dann Schamgefühl. wo Achtung vor den Eltern. wo foll

die Ehrfurcht vor dem Tode herkommen? lind das find doch einige von *den Gefühleny die dem Menfchenleben feinen innerften Reichtum. feine Kraft und feinen Halt geben. Mit der ganzen Flüchtigkeit und Fahrigkeit des Dafeinsh die fie heute hierhin„ morgen dorthin führt. fo daß das Leben der oft fo nötigen Überwachung durch fefie Gemeinfchaften entbehrt- mit diefer Fahrigkeit hängt auch der große Leichtfinn in der Beurteilung aller Arten von Fehltritten zufammen. Man fcheut fich nicht mehr vor-einander; weil man fich unter einander gar nicht oder zu gut kennt. Bechtolsheimer macht das an einer traurig-lufiigen Gefchichtg die von der Entführung und 'der fefilich gefeierten Heimkehr einer durchgebrannten. aber dann von ihrem italienifchen Galan verlaffenen Wirtsfrau handelt7 fehr anfchau-[ich klar. - Natürlich muß immer wieder gefagt werdenx daß folches nicht von allen gilt/ fondern nur von denen. die unter den genannten Bedin-gungen fiehen und fich ihrer Gewalt nicht entziehen.

Befprechen wir einzelne Punkte ausführlicher.

Das feru elle Gebiet. Hier hat leider kein Stand Grundh irgend einem andern viel vorzuwerfen. Viele Bauerndörfer fiehen in diefer Beziehung tiefer als die Fabrikbevölkerung; das hängt natürlich mit den ganz verfchiedenen Bedingungen zufaminem unter denen jeder Stand in die Ehe tritt. Aber die Gemeinheit ifi doch auch in der Fabrikbevölkerung geradezu ungeheuer; Bromme gibt fchreckliche Einblicke in diefes Gebiet. Die fozialdemokratifchen Blätter haben nicht den geringften Grundz fich darüber zu beklagen. daß. die Reichen die Töchter des Volkes verführen und verderben; das beforgen die Söhne des Volkes fchon zur Genüge, Dagegen fallen die Roheitsvergehen weniger zahlreich fein als in länd-lichen Bezirken. Der Diebfiahl freilich ift in jeder Form„ zumal als Fabrik- und Felddiebfkahlh verbreitet genug; und die wenigften halten es fiir ein Unrecht* wenn fie fich felbft für ihre geringen Löhne fchadlos halten.

Das Verhältnis zur N a tu r wird von Sombart und Bechtolsheimer fehr genau beachtet, Und das mit Recht. Denn die Natur hat ihre tieffien Beziehungen weniger zum fittlichen als zum Gemütsleben des Menfchen. Wer regelmäßig feinen Spaziergang oder feine Sommerreife machen kann-vermag vieles wegzufpülem was feine Seele verdirbt. und kann fich feine Empfindungen und manche Augenblicke glücklichen Genießens in der Tiefe feines Innern“ bewahren- die ihn in Verbindung mit der verborgenen Seele der Welt zu halten vermögen. Man kann fich immer wieder in der Natur feinen Seelenfrieden zurückholen und fich ein fiilles glückliches Land der Reinheit langfam im Grunde der Seele anbauen. Das fällt für die

meifien Proletarier weg- die eo" gerade als Gegengewicht gegen die auf-
reibende Arbeit an den Mafchinen und auf dem Gebiet des Mechanifchen
überhaupt ant nötigfien hätten,
Zwar fuchen die Arbeiter ihr Vergnügenh wenn es die Umgebung
nur irgend erlauby im Wald und Feld. Aber wie weit ifi der großfiädtifche
Proletarier von der Natur getrennt! Und was dann übrig bleibth ifi nicht
fchwer zu fagen. Die ganze Lebensweifg die Art- wie das Geld verdient-
und die Arth wie gearbeitet wird/ begünfiigen wieder jene Leichtfertigkeit
im Geldausgeben und Berichwenden. Denn die Gebundenheit an Mafrhine
und Fabrik- die ihn die Woche über zum Sklaven maänh läßt ihn um fo
leichter ausfchlagem wenn das Bargeld am Samstag ihm in der Hand lacht.
Ungezählte Vereinex an deren Gründung die Herrn Kneipenwirte ein großes
Intereffe habenx geben dem Leichtfiun und auch dem Ehrgeiz„ der nach
einer Schleife und einem Pöftchen verlangtX weiten Spielraum. Die
Bewegung gegen den Alkohol ifi noch fehr wenig in diefe Kreife einge-
drungen; und das Entfelzlichfie und Traurigfie kann man auch des öfteren
[ehenh brtruukene Weiber und fogar Kinder. -
Natürlich konnte es nicht ausbleibem daß die Gewalt der wirtfchaft-
lichen und politifchen Entwicklung fich auf dem Gebiete des f i t t l i ch e n
Lebens [ehr fiark geltend macht. Man kann fagenx daß in mancher Beziehung
fich geradezu eine Urnwälzung aller fittlichen Begriffe vollzogen hat. Dabei
will ich nur das eine fireifeth daß unfere Arbeiterverficberung eine un-
glaubliche Verführung zur Lüge und Heuchelei für viele darfiellt- die lieber
ohne als mit Arbeit leben wollen. Es ifi ein Jammer/ daß auch die Sozial-
demokratie/ die doch fonfi fo weit den Mund aufreißt- wenn es fich
um die Sünden der Befiher handely nicht den Einfluß auf ihre Leute
gewonnen hatx um ihnen diefe Lügerei als ehrlos und unkameradfchaftlich
auszutreiben. Mehr Nachdruck wollen wir darauf legenx daß fich im Kampf
mit der herrfchenden Klaffe eine Kla ffe n moral ausgebildet han die
einen ganz gewaltigen Rückfchritt in der fittlichen Entwicklung darfiellt.
Die Sozialdemokratie braucht gar nichts zu fagen von der Moral der höhern
Stände und der Klaffenjufiiz: fie hat ebenfo ihre Standesmoral und Klaffen-
jufiiz und weiß kaum etwas davon. Und das äußert fich vor allem gerade
im wirtfchaftlichen Kampf des Streiks. GewißX wir erkennen anx daß das
nicht unberechtigte Gefühl der Rechtlofigkeit verbittert- wir erkennen an-
daß in dent Arbeiter als Waffe die Berufung auf die Gerechtigkeit kehr
verfiändlich ift - er ifi gegenüber aller willkürlichen Behandlung aus
früher-n Zeiten auf das allerentpfindlichfte auf fein Recht bedacht. Aber
l

dann muß man auch Recht Recht und Mora(Moral fein laffen. Jedoch es ift befiiitigt worden von Leuten, die die Dinge kennenX was auch ein fächfifcher Pfarrer zur Zeit des Streikes von Crimmitfchau erklärt hay daß der Streikbruch fchlimmer beurteilt wird als Diebfiahl und Mord. Das ifi ein Riickgang in der fittlichen Entwicklungz den fich eine Partei- die fich an der Spitze der Kultur wähnt/ nicht erlauben diirfte. Denn das ift doch wohl der Sinn diefer Entwicklung daß das Gebietf auf dem die Moral gilt„ immer erweitert wird. Verfucht das die Partei in bezug auf die internationalen Beziehungen gegenüber allem hochmütigen Chauvinismuch fo ift fie damit im Recht. Aber ein Unrecht ift est die Moral wieder auf den Vorteil der eignen Klaffe einzufchr'cinken.

Dabei fall freilich nicht verfchwiegen werden- daß eben diefelbe Einfchränkung auch ihre Lichtfeiten hay nämlich die Solidarität und den großen Opferfinn für die Parteß die Arbeitskollegen und die Zukunfy der einen großen Idealismus vorausfeßt, So ift auf diefem Gebiet alles in Fluß.

Die S e l b ft f ch ä tz u n g ift im allgemeinen gewachfen. Und zwar zum guten Teil durch die Sozialdemokratie. L i e bfter- ein Leipziger Pfarrer- macht in feiner Schrift „Die Kirche und die Sozialdemokratie“ (Gießen 1908) mit Recht auf das fo ganz verfchiedene Ausfehen und Auftreten der Leute aufmerkfam: macht der nichtorganifierte Mann häufig einen gedrückten Eindruck - oft gehört er auch nicht zu den geifies- und willenskräftigen Leuten _f fo läßt der Sozialdemokrat in bezug auf Sicherheit und Kraft des Auftretens felten etwas zu wünfchen übrig. Diefe Sicherheit geht oft genug in Frechheit und finficrn Trotz überx der jedem beffer angezogenen Menfchen ein „Blutfauger“ ins Geficht fchleudern möchte. Bromme macht darauf aufmerkfamX daß fich in der Tat bei näherem Zufehen dieArbeiterfchaft nicht als eine gleichmäßigeMaffe - man könnte mit einer Retourkutfche lagen als eine fortfchrittliche Maffe darftellt. In der Arbeiterfchaft unterfcheidet er vielmehr die „gebildetenz ftrebenden“ Arbeiter von dem „Lumpenproletariat“ - fo fagt der Sozialdemokrat felbfty wehe„ wenn das jemand anders fagte! - und die erfte Klaffe fühlt fich der zweiten gründlich überlegen. Denn fie befieht aus im ganzen foliden„ fleißigen und auch bildungshungrigen Menfchenx während die zweite aus dummem, faulem und leichtfinnigem Pack zufammengefetzt ift.

Der-'Menfchenfreunw der fich für das tieffte feelifehe Geheimnis des Menfchen intereffiert- kann nicht um die Frage heruny wie fich denn wohl diefe Maffen des arbeitenden Volkes bei fich felber im innerfien Grunde fühlen, Wieder muß die Antwort ganz uneinheitlich ausfallen. Am fchlimm-

ßen ift es da. wo gar nichts mehr gefühlt wird. Viele haben wenig Frieden
in fich und haben dazu auch reichlich Grund. wenn wir an ihre Lebens-
verhältniffe und die Unmöglichkeit denken. auf der fozialen Leiter höher
zu kommen. In fozialdemokratifchen Gegenden erzeugt die Parteipredigt
eine gründliche Unzufriedenheit und eine tiefe Verbitterung. Und merk-
würdig _ es find das meifi die befibezahlten und auch gefcheitefien Leute.
Das darf nur der enge Parteigeifi ihrer wirtfchaftlichen Gegner unbedingt
verurteilen; für den objektiven Blick des unparteiifchen Beobachters fteckt
dahinter diefelbe Sehnfucht. und zwar berechtigte Sehnfucht. in jeder
Weife höher zu kommen. wie in den Kreifen diefer Tadler auch. Ein feiner
.Kenner der Volksfeele fchreibt in der Ehr. Welt 1908. S. 1212. daß unfer
Volt. foweit es gefund und wohlgenährt ift. vom Peffimismus nichts wiffen
will. fondern voll von zukunftsfreudiger Stimmung ift. Und man gewahrt
gewiß in den fchon oft genug erwähnten günftigeren und einfacherenVerhält-
niffen genug Behagen. um die Verallgemeinerung der fozialdemokratifchen
Literatur als Heherei abzulehnen. Freilich aus Bromme fpricht eine tiefe
unheilbare Unzufriedenheit und Verbitterung. Wie wiinfchte man dem
Manne felbfi und feinen Genoffeu etwas von der prachtvollen Art des
älteren Fifcher! Aber es find wohl die äußeren und inneren Bedingungen
gefchwunden. um diefe Stimmung allgemein zu machen: denn die Ideale
des Lebens haben fich im ganzen Zug der Zeit erhöht. und das hat die Un-
zufriedenheit zur natürlichen Folge bei denen. die nicht mitkommen. und
es find jene inneren Kräfte religiöfer und moralifcher Art fafi völlig ab-
handen gekommen. die das Leben Fifchers fo leicht und behaglich durch alle
Hemmniffe hindurch tragen, Doch davon foll nachher noch die Rede fein.

Das geiftige Leben.

Gehen wir wieder von dem Durchfchnittsbauern aus. fo ift ohne Zweifel
das Intereffe und Verfiändnis für geiftige Dinge gerade nicht befonders
hoch q man ahnt nicht. welches Martyrium fo mancher Landpfarrer in
feiner dörflichen Gemeinde ein Leben lang auszuftehen hat. Freilich ift
es in diefer Beziehung in den letzten Jahrzehnten dank unfrer trefflichen
Volksfchule und dank der Preffe viel beffer geworden. Aber der Bauer.-
dcr kleine Taglöhner und .Handwerker gibt doch immer noch das Mindefi-
maß fiir geifiiges Leben ab. fo fchlau und pfiffig er in bezug auf feine Inter-
effen auch fein kann. So fchlimm wird es ja wohl nicht mehr fein. wie bei
dem oft genannten Karl Fifcher. diefem fonfi fo hellen und umfichtigen
Menfchen: er will einen Brief fchreiben. und davon berichtet er: ..und als

ia) mich befonnen hatte. welches Jahr wir haben - es war 1861 - da
fchrieb ich.“ So wie die Leute eben vom Lande kommen. find fie meifiens
nur für die ungelernte Arbeit zu gebrauchen. Ia) weiß von einem Fabri-
kanten. dem nicht nur im _Zorn die Worte entfahren find. daß viele feiner
Arbeiter nur darum keine Sozialdemokraten find. weil fie dafür zu dumm
wären z wenn fie nur folche wären. dann würden fie auch gefcheiter und
für die Arbeit beffer zu gebrauchen fein. Das ift gewiß ein glänzendes
Zeugnis für die Sozialdemokratie aus berufenem Mundi*: Und in der Tat.
das kann man* wohl fagen: fie kommt nur dahin. wo einigermaßen höhere
Intereffen find. und wo fie herrfcht. da weckt fie höhere Intereffen. Sie
gilt fchon jetzt in weiten Kreifen als die große Weckerin des geifkigen Lebens
der Leute; was die Volksfchule begonnen. was aber alle bürgerlichen Ver-
anfialtungen nicht fertig gebracht haben * wer hat fich übrigens in folchen
Kreifen außer in Wahlzeiten um das geringe Volk bekümmert? das rächt
fich jeht bitter - das hat die Sozialdemokratie fefk in die Hand genommen.
Nur darf man natürlich dem Selbfklob der Genoffen auch nicht alles
glauben. Daß es nun fo allgemein diefen großen Bildungshunger in diefen
Kreifen der Arbeiter gäbe. das ift fo ohne Einfahränkung auch nicht wahr.
Bechtolsheimer ftellt das aus feiner Erfahrung heraus fehr in Frage. Der
Stumpffinn und die Ermüdung nach zehnftündiger Arbeit ift in der Tat
zu groß. um noch hohe Anforderungen an den Geifi zu fiellen. Aber ohne
Zweifel zieht doch auch in weitern Kreifen das Intereffe für geiftige Bildung
langfam an. Vor mir liegen die ausgefüllten Fragebogen. die irgend eine
Vereinigung zur Veranftaltung von Bildungskurfen für Arbeiter ihren
Lehrlingen vorgelegt hatte. Die meiften haben die Frage nach den Büchern.
die fie befißen. mit „Keine“ beantwortet. Als Dichter. die fie kennen. er-
fcheinen. wenn auch meifi in fürchterlicher Rechtfchreibung. Goethe. Schiller.
Freiligrath und ein Ortsdichter. dazu auch noch Gellert und Luther. Wenn
diefe Antworten um der Nachbarfchaft der Gefragten willen oft den Verde-sit
erwecken. abgefchrieben zu fein. fo geht doch daraus wenigfiens das Ver-
langen hervor. nicht ungebildet zu fcheinen. Das Theater ift fchon mehr
befucht worden; man fchwärmt für die „Räuber“. „Rienzi“ und „Das weiße
Rößl“. Es fireckt fiäy doch alfo wenigftens die Sehnfucht in höhere geiftige
Gegenden empor. Daß es fo viele find. die fich am Abend noch hinfeßen
und ihre Lücken in den verfchiedenen Elementarfächern ausfüllen und fich
fonfi manches Gute fagen laffen. macht dem ganzen Stand doch alle Ehre.
So kommt denn allmählich eine bedeutende Hebung des geiftigen
Intereffes und Verfiändnis zuwege. Eine jede Mafchine. diefes Stück

Eifen und Stahl gewordenen Geifiesh zwingt doch zum Nachdenken. Im allgemeinen wird man bemerken. daß [ich der gewöhnliche Mann ganz vortrefflich ausdrückt. wenn er auseinanderfehen wilh wovon er etwas verfieht und wenn er Er ielber bleibt. Beifpiele für diefe Tugend und der entgegengefehten Fehler haben wir an den beiden Fifcher: ifi der eine voll von der Kunfi. die dargefiellte Natur ifiz io leidet der andere an dem fürchterlichen Ubel der gefchraubten Halbbildung. Bromme ifi dagegen wieder reiner Typ; nicht für die Arbeiter im allgemeinem aber für die höchfie Schicht der Intelligenz. Es ift wirklich fchade„ daß der Mann nicht in andre Hände und in eine andre Laufbahn gekommen ifi. Wieder rächen fich die Sünden der Gefellfchaft an ihrx indem fich die geifiigen Kräfte- die fie nicht erkannt und gepflegt hatz gegen fie ftellen. Mag es auch folcher Arbeiter nicht übermäßig viele gebenh Bromme ifi doch nicht der einzige. Er erwähnt eine ganze Reihe von Arbeitskollegenx die genau denfelben Eindruck machen wie er. Man glaubt es nicht/ *was diefe Menfchen in ihren paar müden Mußefiunden fich zui'ammenlefenx welche Bücherei fie fich unter dem Widerfiand und dem Gefchimpfe der Frau aus Nebengrofchen felbfi anichaffen. Mit dem unverbrauchten Gedächtnis des „Volkes'h d. h. der Naturkinder„ kennen fie zum Teil ganze Stücke aus unfern Klaffikern auswendig und zitieren auch prachtvol(- man möchte wirklich neidifch werden. Sie haben ihre befondere Liebhaberei. wie etwa Bromme die für Geographie. Was fich Bromme alles in der Heilanftalt zufammenliefiz ifi unglaublich. Und immer ifi es nur das Große und Gute. Die Sehnfucht nach oben wird doch nun einmal am beiten von den Dichtern und zwar den klafiifchen gefüllt. Aber diefe ifi zur Beichämung für vielez die ihren Schulekel noch nicht überwunden und die Klafiiker nicht mehr in die Hand genommen habenX wirklich in dieien Schichten vorhanden. Gibt es hier doch fo viele. die fich an die ichweren Gedankengänge von Mar): heranmachen. Wie oft habe ich große Sammelwerke. etwa ein Konverfationslerikon. in der Wohnung kleiner Techniker und befferer Schloifer gefehn! -

Jedenfalls herrfcht in diefen Kreifen ein großartigen man könnte fagen abergläubiger Refpekt vor d er „Wiffenfchaft". In den Gedanken diefer Leute ifi „die" Wiffenfchaft eine beneidenswert einfache Größe. ein delphifches Orakel. eine Bibel - kurz- fie nimmt die Stelle ein- die die Menichen immer und überall ausgefüllt haben mit irgend einer Größe. die ihnen die Antwort auf die letzten Fragen geben iollte„ wenn fie nicht zu Skeptikern geworden waren. Natürlich gilt dieie Wiffenfchaft auch ihnen nur als abfoluth wenn fie ihnen den Willen tut; die Wiffenfchaft

hat den Gefchichtsmaterialismus. hat den Sozialismus. hat den Monismus „bewiefen“. Die Wiffenfchaft beweift auch. daß die Sozialdemokratie fiegen muß. Es ift doch immer nur die ganze gläubige Hingebung. die die Halbbildung ftets zu Sklaven von Autoritäten macht. die dann diefe gläubige Halbbildung in ihren Dienfi fiellen und fie nur fo gebrauchen können. Und doch fieht noch immer die Bildung und das Wiffen felbft auf einer niedrigen Höhenfiufe. Iener Pfarrer Menfing aus Dresden macht in der Ehriftliäzen Welt darauf aufmerkfam. daß für die nieiften Arbeiter die Gefehmäßigkeit des Weltgefchehens noch jetzt eine große Entdeckung fei. die fie immer wieder gegen die altmodifche Art hervorkehren. wie ihnen leider im Religionsunterricht der Begriff des' Wunders als ein unentbehrlicher religiöfer Grundbegriff beigebracht worden ift. Die Gefehmäßigkeit gerade fei es übrigens. der den Leuten erfi rechtes Zutrauen zur Welt gebe. daß alles in ibr ehrlich und ordentlich zugehe und man fich auf die Dinge verlaffen könne - fo verlangt es ihr Sinn fürGerechtigkeit. von dem oben fahon dieRede war. So wird der jung erwachte Intellekt vor allem kr i t i f ch angewandt. Wieder rächt es fich. daß man den Volksunterricht fo durchaus autoritativ geftaltet - um fo füßer fchmeckt. um fo bitterer wird darum aber auch die natürliche Gegenwirkung gegen diefe Art. alfo die grundfäßliche Kritik und Verneinung. Sombart fpricht richtig von einer intellektuellen Hypertrophie. von einer einfeitigen und übertriebenen Pflege des Verfiandeslebens in den Kreifen. über die die Sozialdemokratie herrfcht. In der Tat fagen alle Stimmen. daß man ihr in allen Dingen nur auf dem Wege des Verftandes beikommen könne. Gegen die Kritik muß die Gegenkritik gefeßt. Beweisgrund muß gegen Beweisgrund gefiellt werden. Diefe einfeitig kritifche und verfiandesmäßige Richtung hängt nun auf das innigfie mit jener Unzufriedenheit und Verbitterung zufammen - was Urfache und was Wirkung ift. das bleibt fchwer zu entfcheiden. Und wie immer fchlägt dann der Intellektualismus in allerlei Fehler und Gefahren aus; daß er zum Dogmatismus wird. wurde fchon erwähnt. aber zugleich führt er zum Scholafiizismus. d. h. es bleibt der Menfchengeift in der Welt der Begriffe hängen. arbeitet nur mit Vorfiellungen und Schlußfolgerungen. fiatt fich die Dinge felbfi wieder anzufehen. Sombart fagt. man befchäftige fich mehr mit Botanik als mit den Blumen.

Aber wir wollen nicht vergeffen. daß in der Intelligenz und in der Difziplin unferer Arbeiterfchaft zum Teil die Größe unferer induftriellen Borherrfchaft begründet ift. Diefe geiftigen Fortfchritte werden wir wohl unter dem Plus der ganzen Entwicklung zu buchen haben.

Die Religion.
Von ihr wird zuleßt gefprochen. nicht. weil fie etwa die geringfie Stellung
hätte in der geifiigen Verfaffung des Menfchen. fondern weil fie gerade für
fein ganzes Wefen ausfchlaggebend ifi. Man kann ruhig fagen. daß fich in
der Art. wie fich der Menfch zu dem fiellt. was über ihm ift. gleichfam die
Summe aller äußern und innern Einflüffe geltend macht. unter denen er
fieht. In ihr macht fich ältefie Vergangenheit bemerkbar. wie fich auch allerlei
fchon anmeldet. was erfi die Zukunft bringt. Weil die Sozialdemokratie
eine fehr verwickelte Größe und befkändig in Bewegung ifi. darum kann
man durchweg nicht fagen: D i e Arbeiterfchaft fiellt fich fo oder fo zur
Religion. Hat vor zehn Iahren die oben erwähnte Umfrage von Rade
großes Auffehen gemacht. die ein im allgemeinen recht trofilofes Bild
ergab. fo macht der genannte Pfarrer Liebfier in feiner Schrift „Kirche
und Sozialdemokratie“ darauf aufrnerkfam. daß fich feit jener Umfrage
das Bild wieder fehr verfchoben hat. Er fchaut etwas mehr mit Hoff-
nung in die Zukunft hinein. Aber wir müffen verfuchen. wieder unter
unferm Gefichtspunkt die Sache aufzufaffen.
Jedenfalls gehört Religion zu den allerrätfelhaftef'ten Stücken des
menfchlichen Geifteslebens. Hier i| fie. und dort ifi fie nicht. und man
weiß gar keinen Grund für beides. Aber diefe Himmelstochter kleidet fich
doch in irdifche Gewänder. und diefe befiimmen oft genug ihr Schickfal.
Die Religion nämlich erfcheint niemals. ohne in eine enge Verbindung
mit allerlei kulturellen Dingen getreten zu fein. Sie hängt darum auf das
engfte mit der Weltanfchauung. mit der wirtfchaftlichen Lage und mit der
ganzen politifchen Verfaffung einer Zeit zufammen. Geben ihr diefe Dinge
zwar einen ftarken Halt in dem Bewußtfein oder auch in dem unbewußten
Grundgefühl einer Periode. fo bekommt fie dagegen aber auch alle Stöße
zu fpüren. wenn eine neue Zeit wider die Kultur einer alten angehen will,
Das ifi unfere gegenwärtige Lage. das ifi im befondern der Schlüffel zur
Stellung der Sozialdemokratie und der von ihr geleiteten Arbeiterfchaft.
Das Ehrifientum. wie wir es überkommen haben. hat doch offenbar eine
fehr innige Verbindung mit der alten Naturanficht und dem alten Welt-
bild. mit der ländlich-kleinbürgerlichen Gedanken- und Gefühlswelt und
mit dem herrfchenden Staate gefchloffen. Das erfte Band befieht z. B.
in dem noch weit verbreiteten alten Weltbild. das die Welt in drei Stock-
werken aufbaute. Hölle. Erde und Himmel. Die zweite Verbindung zeigt
fich z. B. in der Art. wie in den Evangelien und auch im Kleinen Katechismus
Luthers immer das agrarifche Wefen in den Grundanfchauungen und in den

Bildern vorherrfcht. das dritte Band dagegen ift mit dem Worte K i r ch e
klar genug ausgedrückt. Kirche. fofern fie mit dem Staat und den in ihm
herrfhenden Klaffen und Ständen amtlich und durch Gewohnheit vielfah
verquickt und vermengt ift.
So weit nun die Fabrikarbeiter jenem kleinbürgerlih-agrarifhen
Denken noch angehören. ftehen fie zur Religion an fih niht anders denn
andere Stände auh. d. h. es herrfht keine einheitliche Stellung. fondern
ein jeder maht es. wie es feinem Bedürfnis entfpriht. Es gibt aber eben
darum auch unter diefer Shiht noh Taufende von religiöfen und kirhlichen
Leuten. zwei Eigenfhaften. die gemäß der allgemein ländlich-kleinbürger-
lichen Weife faft ganz zufammenfallen. Und das Jntereffe in diefen Kreifen
ift immer noch fo fiark. daß fih die Sozialdemokratie ftark überlegt. ob fie
eine grundfälzliche Feindfchaft zu diefen beiden Größen einnehmen foll.
wie fie das wohl am liebfien täte. Denn ihr Weltbild fieht dem kirhlichen
gerade fo entgegen. wie ihre ganze Politik fie gegen jeden Verbündeten
des Staates aufbringt. In beiden Beziehungen hat die Kirhe offenbar
viel gefehlt und fih felbft große Schuld an der fcheinbar unüberbrückbaren
Entfernung zwifhen ihr und der Arbeiterfhaft zuzufhreiben. Sie hat
nämlih einmal. ihren agrarifh-kleinbürgerlihen und ihren altgefinnten
und konfervativen Mitgliedern zuliebe. fih auf das alte Denken fefigelegt.
das eine Auffaffung von Natur und Welt vertritt. das den „modern den-
kenden“ Arbeiter um feiner oben gefchilderten rein verfiandesmäßigen
Rihtung willen aufs äußerfie reizen mußte. Sie hat es ferner aus den-
felben Gründen für rihtig gehalten. in den politifhen Ringplalz hinab-
zufteigen und für die herrfhenden politifhen und fozialen Zufiände als
..Gottes Ordnung“ einzutreten. Das ift ihr niht gut bekommen; denn
fie hat faft gar nihts erreicht und viel Mißtrauen gefät. Und weil für fie
felbfi und das Volk Religion und Kirhe fo innig verbunden waren. darum
hat der Gegenfaß gegen fie auch den gegen die Religion hervorgerufen.
wie auf der andern Seite freilih diefe Verbindung die Religion mannig-
fach. wenn niht gänzlih. ftützen und tragen muß.
So ift die religionsfeindlihe Stellung des größten Teiles der Arbeiter-
fchaft zu erklären. Sie ift aber. wie gefagt. wohl niht ganz unabänderlih.
Der wihtigfte Beweggrund zu diefer Hoffnung ift die Erfahrung. daß das
menfchlihe Herz mit feinem Sehnen und Hoffen niht totzukriegen ift.
Immer fpielen allem kritifhenVerftandeswefen die unverwüfilichen Gemüts-
kräfte den Streich. daß fie fih ans Träumen und ans Empor-fliegen geben.
Gerade je einfeitiger verj'tandesmäßig die ganze Art der Arbeiterfeele wird.

defto ficherer kann man in manchen Leuten auf eine fiarke Gegenwirkung des Gemütslebens rechnen. Dabei fpielt die ganze Arbeitsfiätte mit ihren äußeren Bedingungen eine wichtige Rolle, Zwar hat gewiß der Geifi der Mafchine das Seine getan. um die Religion. diefe feine Tochter der Stille. zu töten. Denn es ift gewiß nicht ohne einen tiefen Grund. daß gerade der Bauer der frommfte Stand der Bevölkerung ift. mag die fittliche Höhe diefer Frömmigkeit fein. wie fie will. Denn wenn Religion nicht ohne das Gefühl der Abhängigkeit von unbekannten Mächten befteht. fo erklärt fich die bäuerliche Religion leicht daraus. daß die Bedingungen feines wirtfchaftlichen Gedeihens. das Wetter. fich fowohl der Durchfichtigkeit wie erft recht der Beeinfluffung entzieht. Dazu gibt die fo häufige Einfamkeit der Arbeit einem zum Sinnieren und zur Verfenkung neigenden Bauer leicht Gelegenheit. fich mit diefen Dingen der Religion zu befchäftigen. - Wird der Mann aber aus diefer Sphäre herausgeriffen und in die fo fireng gefehmäßig eingerichtete und fcheinbar durchfichtigere Welt der Fabrik und der Induftrie hineingefiellt. dann verliert die Rebe des Glaubens an höhere Mächte den Pfahl. der fie bisher hielt. - Nebenbei - ift es nicht auffallend. was für einen Einfluß doch das gefchichtsmaterialiftifche Denken auch auf das ganze Denken über religiöfe Dinge gewonnen hat? Aber man kann nicht um diefe Dinge herum. wenn man den Gründen der Lage nachforfchen will. - Jedoch die Gegenwirkung bleibt. wie fchon oben bemerkt. nicht aus. Das materialifiifche Denken gibt auch wiederum dem religiöfen nach. Denn das ganze Wefen der Indufirie ifi doch nicht fo durchfichtig und der Mann hat fein Gefchick noch nicht fo in der Hand. daß er nicht imfiande wäre. zu höhern Mächten zurückzukehren. wenn nur ihre Verkündigung ihm in feinem Denken nicht zu große Opfer abfordert. Und dabei machen fich die rein aus den Tiefen des Gemütes kommenden Beweggründe auch geltend. Diefe gehen natürlich ihre ganz befondern Wege. Denn von jenen Leuten. die an etwas glauben und auf etwas hoffen müffen. hängen die einen ihr befferes Teil an die Zukunftsträume des Parteiglaubens - auch das Chriftentum begann mit einer Religion der Zukunft. ehe es den Schwerpunkt in die Vergangenheit legte -z die andern gehen zu allen möglichen Glaubensweifen. Theofophie. Spiritismus. Sekten aller Art. Heilsarmee. überall find Leute aus dem Proletariat zu finden. Und das klare Gefühl dafür hat bisher der Partei noch verwehrt. das entfcheidende Wort zu fprechen. Auch in den wiffenfchaftlich führenden Kreifen der Partei macht fich mit der Gegenwirkung gegen Mart wenigfiens der Verfuch eines Verfiändniffes für die ideale Macht der Re-

ligion geltend. Natürlich ift davon gar nichts für das Chrifientum zu hoffen.
fo lange es die Verbindung mit jenen kulturellen Bedingungen aufrecht
erhält. die das Klaffengefiihl der Sozialdemokratie und auch der Arbeiter-
fchaft überhaupt verletzen. Vielleicht fiellt fich einmal für die amtlichen Träger
der Religion der Augenblick einx wo fie iich fragen. ob jenexBande nicht eine
fiarke Lockerung vertragen können.

SÖluß.

Wenn wir das Ergebnis unierer Aufrechnung ziehenx dann werden.
wir etwa f o fagen. Es kommt bei der Schätzung des Ertrages unferer ganzen
Entwicklung natürlich zuerfi darauf an. auf welchem Standpunkt man fieht
und welche Dinge man am höchfien fchäßt. Sieht man in erfier Linie auf
die äußere Lebenshaltung dann hat fich das Bild unfrer handarbeitenden
Volksfchichten fehr zu feinen Gunfien verändert. wie neuere Berechnungen
befagen- fogar fo„ daß der deutiche dem englifchen Arbeiter nicht mehr viel
nachgibt. Sieht man auf die geifiige Entwicklung. fo fchließt die Berechnung
ebenfalls mit einem fiarken Plus; das Streben der Arbeiterwelt/ an den
gei|igen Gütern der nationalen Kultur teilzunehmenh ifi im ganzen fehr
groß und hat fchon viele Früchte gezeitigt. Anders i| das Bild. wenn
man auf die Gemütswerte den Hauptnachdruck legt. An diefen ifi unfer
Volk nach allen Zeugniiien. die wir vernommen haben/ zurückgegangen.
Und das ifi fchade. Aber vielleicht i| diefer Rückgang nicht ein dauerndes
Minusx mit dem wir unfere wirtfchaftliche Entwicklung belafien müffem
[andern nur eine Meliorationsfchuld- die fich abtragen läßt. Und das wäre
f ehr gut.

Louis Corinth:

Die Religionen und die Kunft.

Es ift nur ein fcheinbar philofophifches Thema- mir ift nicht fo wohl
in meiner Hautj daß ich auf das Eis zum Tanzen gehen möchtex indem ich
meinem Handwerk den Laufpaß gebe„ um die fchlüpfrige Bahn des Theo-
logifierens und Philofophierens zu betreten. Ich will nur zeige-ij wie
innig verwandt Religionsgefiihl und Kunftgefühl miteinander find oder
wo möglich ein und dasfelbe find„ und nur zur Erläuterung diefes- meines
Hauptthemasj werde ich hin und wieder einige unabwendbare Gedanken-
äußerungen auch über das geiftige Wefen des Religiöfen hineinflechtem
die zwar meine perfönliche Überzeugung findj deshalb aber nicht die über-
zeugung der ganzen Welt zu fein brauchen.

Die Empfindung- daß ein göttliches Etwas über das Weltall fchwebh
ifi jedem Menfchen in das Herz gefayrieben. Dies ift die Poefiez die wir
Menfchen gemeinfam befißen- die den nüchternfien Kaufmann zum Träu-
mer macht und den grimmigfien Atheifien zum fentimentalen Lyrikerj
denn fo fchroff der Gottesleugner feine Dogmen aufrechthält7 er feßt immer
nur etwas Anderes für das Weggeworfene auf den Thron. Der
Grund des Glaubens an ein höheres Wefen ift zwar in einer Iahr-
taufende alten Kultur zu fuchenj wo auch alte eingeborene und
überbrachte Gedanken nicht fo leichten Kaufs aufzugeben findj
aber hauptfächlich ift diefes Bejahen einer Gottheit das Einzige in
dem Anfang der Schöpfungszeit gewefen„ was den Menfchen vom Tier
unterfchieden hat. Sobald der Menfch denken lerntez befaß er auch das
Bewußtfeinj eine höhere Macht über fich zu haben.

Allen Gefchöpfen ift das Angftgefiihl gemeinfam. 11m fo ftärker wird
diefe Furcht bei allen WefenX wenn die Naturgewalten hier wie dort und
überall Vernichtungen fendenx ohne daß irgend ein Schuh gegen fie zu
finden möglich ift. Der Blitz und der Donner kommen aus den höchften
Höhem aus aufgetürmten Wolkem nichts kann ihnen widerfiehen- die
gewaltigfien Bäume und die troßigfien Felfen zerberfien vor ihrem Strahl.
Hier feßt bei dem Menfchen die Ehrfurcht ein und eine egoiftifche -
wenn auch zuerfi fimpel empfundene - Gedankenfchulung bringt ihn zur
Anbetungj indem er liftig hofft„ daß er felbft als der kluge Fromme durch

Gebete und Opfer der furchtbaren Gottheit weniger vernichtungswert
erfcheinen könne.
Um etwas Handgreifliches für feine Anbetung zu haben. fchuf er fich
ein Bild. das all das Gefährliche und Furchtbar-Göttliche darftellen follte,
Die Mythe der Bibel. daß Gott den Menfchen fich zum Bilde gefchaffen
hat. ifi fchon lange von der modernen Menfchheit überwunden; es ifi das
Umgekehrte: Falls Affen ein Religionsgefühl in fich hätten. würden fie
fich einen Riefenaffen als den Repräfentanten darfiellen; fo weit. daß
Menfchen einen Menfchen als Gott darftellten. war die Menfchheit nicht
einmal an der Schwelle ihrer Entwickelung gekommen. Sie fammelten
Alles. was ihnen im Leben Angft und Furcht einflößte. und machten aus
diefem Gemifch ihr erfies Gößenbild und fo das erfie Kunfiwerk. Unter
der Menfchheit felbfi gab es einen Individuenunterfchied noch nicht. alle
waren über denfelben Kamm gefchoren. und fo wurden diejenigen Tiere
Vorbilder zur Erfchaffung von Gottheiten. welche die Menfchen nächfi
den unfichtbaren Naturgewalten am meifien zu fürchten hatten. Sie
nahmen die Furchtbarkeit vom brüllenden Löwen. die wütende Stärke
vom Büffelftier. die Schärfe des Auges und das rätfe'lhafte Schweben
durch die fremden Regionen der Wolken vom Adler. In fpäteren Epochen
kam zuerft das Menfchenindividuum. Vielleicht hatte das erfke Indivi-
duum einen derartig dämonifch fraßenhaften Gefichtsausdruck. daß es fchon
durch fich felbft feiner Umgebung Furcht einflößte und diefe noch durch
Umkleiden mit Tierfellen ufw. vielfach erhöhte.
Durch diefe frahenhaften menfchlichen Ungetüme erfuhr das primitive
Göhenbild eine differenziertere Komplikation. und die unwillkürlich aus-
geübte Kunft erhielt hier vielleicht ihre erfie modernere Auffrifchung und
Auffaffung.
Die Menfchheit entwickelte fich unaufhaltfam weiter. waren es zuerfi
Grimaffenreißer. die vor der Menge hervorragten. fo traten jetzt Stärkere
vor Vielen hervor. die auch mit der brutalen Stärke einen individuellem
Verfiand paarten. Diefes waren die Tyrannen. Sie waren fiärker wie
die gefürchteten Löwen und Büffel. fie befreiten ihre Genoffenfchaft von
diefen Schädlingen und verftanden es. diefe ihnen zugewandte Gunft
dahin auszunutzen. daß fie ihre Genoffenfchaft knebelten und fich dienftbar
zu machen wußten. Die Priefier machten bald. durch gegenfeitigen Vorteil
angefeuert. gemeinfchaftliche Sache mit dem Zwingherrn. und nun wurde
er als die höchfte Gottheit. als „Gottkönig“ in den Grenzen feines unter-
jochten Stammes angebetet. Nun wurde fein Bildnis das Hauptfiück

des Göhenbildes; die Attribute der noch immer gefürchteten Tiere
umgaben ihn.
Wir find mit einem Sprunge in die affyrifche und babylonifche Kultur
hineingeraten: „Denn. heißt es in der Bibel. Nebukadnezar. der König.
hatte ihm (Holofernes) geboten. daß er alle Götter in den Ländern ver-
tilgen follte. auf daß alle Völker ihn allein für Gott priefen“.
Hier könnten nun wohl manche theologifche Betrachtungen angereiht
werden. aber uns ift es lediglich um den Zufammenhang von Kunft und
Religion zu tun. und diefe Kunft war freilich unter der Macht diefer Reli-
gion bei den Affhrern und Babyloniern zur höchften Entfaltung gediehen.
Die Architektur. die Malerei und Skulptur. auch die Wiffenfchaften wurden
in feltener Vollkommenheit gepflegt; charakteriftifch ift es. daß die Kunfi
durch die Anbetung des König-Gott ins Ungeheure und Gewaltige in Aus-
dehnung und Auffaffung fich verfiieg. Die Mauern von Ninive und Ba-
bylon. auf denen bequem ein Sechsfpänner umdrehen konnte. find jedem
geläufig; ebenfo die mächtigen Baalsgößen. die Molochs ufw.
Diefe afiatifche Kunfi ift auf den Okzident fo fruchtbringend geworden
und geblieben noch lange. nachdem die mazedonifchen Phalangen Aleranders
des Großen der Macht diefer Kolofie auf tönernen Füßen den Garaus
gemacht hatten.
Wie in Afien die Babylonier den Weltftaat jener Epoche bildeten. fo
bildeten ihn in dem fchwarzen Erdteil die Ägypter. Europa war zu jener
Zeit noch ein vollfiändig neues Land. Beide Kulturftaaten ftanden in
regem Verkehr. und beide hatten auch ähnliche Kunftanfchauungen; die
Großartigkeit der Architektur war den Agyptern ebenfo geläufig (die Py-
ramiden. die Tempelbauten). Aber in der Skulptur und Menfchendar-
ftellung waren fie bereits differenzierter geworden. Ich möchte diefe feinere.
individuellere Behandlung der Skulptur und Malerei wohl dem vielfach
komplizierteren Religionswefen zufchreiben. Die Pharaonen legten mehr
Wert darauf. wahre Könige als Götter zu fein. Die Priefierkafie war
nächfi dem Könige der mächtigfie Bund im Staate. alsdann kam zuerfi
die Kriegerkafte. Die Religionslehre war von tiefen Weisheiten angefüllt.
und die Eingeweihtefien pflegten wohl das Bewußtfein einer einigen
Gotteserifienz. Das Volk war ebenfalls auf einer höheren Bildungsfiufe
angelangt. fo daß bereits die Kleinkunfi ins Leben trat. Motive aus dem
Volksleben. aus den Sitten und Gebräuchen. Einige diefer intereffanten
Skulpturen find bis auf uns gekommen. Im Louvre in Paris ift eine
derartige Statue in zweidrittel Lebensgröße farbig. die einen Schreiber

darftellt. der in der bequemen orientalifchen .hockftellung auf einem Papyrus
feine Notizen macht.
Sie ift fo lebenswahr und frifch im Eindruck. daß man glauben könnte.
jene Zeit im Spiegel zu fehen; ein konferviertes Leben aus jener Zeit
wie ein eingefchloffenes Infekt. das vor vielen taufend Jahren bei einer
Naturkatafirophe in flüffigem Harze gefangen wurde und uns nun von
jenen Zeiten kündet.
Zwifchen diefen beiden mächtigen Völkern hatte fich das jüdifche
Volk niedergelaffen. Es hatte die Theologie feines Stammesgottes feinem
Aufenthalt in Ägypten zu verdanken und empfing durch die fpätere baby-
lonifche Gefangenfchaft die poetifche Ausdrucksweife.
Es war das einzige Volk des Altertums. das einen einzigen Gott allein
im Geifke und in der Wahrheit anbetete.
..Du follft dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen. weder
deß. das oben im Himmel. noch deß. das unten auf Erden. oder deß. das
im Waffer unter der Erde ifi."
Diefes Gebot hatte Mofes von Jehova empfangen.
fchreibungen durfte Gott genannt und angerufen werden.
Die Priefier wachten fkreng über ftrikte Ausführung diefes eiferfüch-
tigen Gefelzes. So manchesmal wollte das natürliche Kunfigefühl mit
Gewalt die Schranken durchdringen. und goldne und erzene Bildniffe
wurden auf die Altäre gefiellt. aber immer wieder wurden fie gefiürzt
und vernichtet.
.hier ifi nun der Beweis. daß beide Gefühle. Religionsgefühl und
Kunfigefühl. Hand in Hand gehen: In dem jüdifchen Volke gab es kraft
diefes Gebotes in der ganzen Zeit feines Befiehens als Staat weder Künfiler
noch Kunfihandwerker. Salomo mußte Former in Erz und in Stein bei
feinem Tempelbau fich von den benachbarten und befreundeten Phöniziern
ausborgen. Ia. das eiferfüchtige Gefelz war vielleicht fchuld daran. daß
es noch zur Zeit der erften Richter keinen Schmied in Israel gab. und
wer ein Schwert oder eine Pflugfchar brauchte. mußte fie bei den Philifiern
machen laffen.
Ie mehr nun das Kunfigefühl bei den Inden in der Schaffung von
Bildniffen behindert war. defio mehr machte es fich in der Formenkunft
des Dichtens Luft. und noch heute zeigt die Bibel. in welch hohem Maße
das jüdifche Volk diefer Kunfi fähig war. Die Vollendung erhielt feine
Dichtkunfk. als es durch die babylonifchen Gefangenfchaften mit den Kunfi-
anfchauungen diefes Landes vertrauter wurde. Die Vifionen der Pro-
Nur in Um-

pheten wie auch ihre Ausdrucksweife find durchaus babylonifch; diefe fehr
fich fort in den Attributen der vier Evangeliften und in der Offenbarung
des neuen Teftaments. Rudimentäre Uberbleibfel wie die Wappenab-
zeichen der RitterF Adligen und Fürften des Mittelalters und bis auf unfere
Zeit hin die heraldifchen Figuren auf unfern Orden: der geflügelte Löwe„
der doppelköpfige Adler ufw. laffen auf jene erfien Kulturftufen zurückweifen.
Verwandt mit dem von Mofes gefiifteten Monotheismus ift die
muhamedanifche Religion. Sie verbotj Menfchenbilder zu fchaffenF aber
in allem Übrigen konnte fich der menfchliche Geift künfilerifch betätigen.
Architekturen und farbige Ornamente wurden in taufenden Arten und
Formen gebildet; das Kunfthandwerß die Teppichwebereij Kunfttifchlerei
brachten es zu immer reicher entfalteten Blüten.
Jedoch wollen wir uns nun wieder auf die antike Zeit zurückfchrauben.
Lange Zeit fpielte in diefem Kulturkonzert der Mächte Europa gar
nicht mit. Man möge bedenkenx daß z. B. die glänzende und klar gefchilderte
.herrfchaft Salomos noch 100 Jahre vor dem mythifchen trojanifchen Krieg
in der Gefchichtsforfchung auf den Kalender gefelzt wird. Das Land in
Europa„ das die nächfte Anwartfchaft hattej von Kunft und Wiffenfchaft
in diefen weit vorgefchrittenen Ländern zu profitierenj war natürlich das-
welches am günftigften geographifch mit ihnen in Nachbarfchaft lag j und das
war Griechenland. Durch feine Infelnj die im Süden in der Nähe Ägyptens
lagen und im Often die Weftküfte Afiens direkt einfäumtenj trat es vor
allen iibrigen Landen zuerft mit der Kultur in Beziehungen.
Ein liebliches Landj über dem der Himmel in ewigem Blau prangte
und zu den Füßen das purpurne Meey das vielleicht felten fich in peit-
fchende Wogen wandeltej fchafft fich auch fröhliche Gottheiten. Der Donner
und Bliß wurde fchon nicht mehr als das graufige Naturelement gefiirchtetj
vielleicht fchon nach heißen Zeiten lebhaft herangefehny und fo wurde bereits
in Zeus der gütige Vater des Menfchengefchlechtes verehrtj nur feine Attri-
bute zeugten noch von einftiger Fürchterlichkeit.
.hier fand die Kunfi einen günftigen Boden. Das fenfible Volk modelte
fich bald die fieife Kunft ihrer Lehrer nach eignen Regeln lebensvoll um.
Die Religion war eine reine Naturanbetung„ jeder fchöne Menfch konnte
irgend eine Gottheit darftellenj auf den Wiefen und in den Wäldern haufien
die Götter zweiten Rangesj roher und finnlicher in ihrem Gebaren. Faune
und Panej die felten Nymphem die aus ihren Bäumen und Bächen in ihre
Nähe kamenj ungefchoren vorbeiließen.
Eine glückliche Politik und eine glühende Vaterlandsliebej die es ihnen

möglich machte. ihre einfügen Kulturfpender. als diefe als Gegengabe
Unterwerfung verlangten. hinter den Hellespont zurückzuwerfen. brachten
die Künfie auf die höchftentwickeltfte Stufe. die unfre Erde je aufzuweifen
gehabt hat.
„Es ift ein unfäglich entzückender Zuftand. zwifchen den fchwankenden
Gräfern auf irgend einem Stück Marmor zu fihen. die Augen fchweifen
zu laffen über die blendend helle attifche Landfchaft hin. Hymettos zur
Linken. Penthelikon als Begrenzung der Ebene; der Parnes bei leichter
Rückwärtswendung des Kopfes fichtbar. Silbergraue Gebirgswälle. im
weiten Kreisbogen um Athen und den Götterfelfen gelagert. der mit dem
Parthenon auf dem Scheitel alles beherrfcht. Hier fiand Athena aufrecht
mit der vergoldeten Speeresfpihe. Vom Parnes grüßte der Zeus Per-ne-
tios. vom Hymettos grüßte der Zeus Hymettios. Vom Pentele ein
großes Bild der Athene. Attika war von Göttern bewohnt. von Göttern
auf allen umliegenden Höhen bewacht. die einander mit göttlichen Brauen
zuwinken. Gradeaus unter mir liegt tiefblau in die herrliche Bucht ge-
fchmiegt das Meer. Aegina und Salamis grüßen herüber.“
So befchreibt Gerhart Hauptmann in feinem griechifchen Frühling
die Landfäzaft um Athen. Jeßt noch ein Stück Land. mit den reizendften
Schönheiten geziert. aber immerhin ein Land. das durch das Heute die
Ahnung auftauchen läßt. um wieviel fchöner es vor anderthalb taufend
Jahren war. da noch die Ruinen lebendige. fchönheitsfirohende Tempel
waren. die in ihren göttlichen Verhältniffen den menfchlichen Geift priefen.
da noch die Malereien von den Mauerflächen blickten. in ihrer fiarken Farbig-
keit wetteifernd mit dem tiefblauen füdlichen Firmament. Als Perikles
feinen Kummer über das undankbare. zänkifche Volk in der Werkftätte
feines Freundes Phidias bei Betrachtung der unfterblichen Schöpfungen
auf Stunden vergeffen konnte. Wo Phidias feinen Zeus erfann und von
demfelben unberechenbaren Volke nebfi den feurigften Lobeshymnen der
Unterfchlagung angeklagt wurde. weil er nicht alles gelieferte Gold in die
göttliche Statue verbraucht haben follte. i
Und doch war diefer griechifche Plebs künfilerifch veranlagt. Nic-
mals mehr hat es Menfchen gegeben. die als Empfänger den Kunfiwert
eines Werkes fo zu fchätzen wußten. wie die Griechen
Als Griechenland vor dem aufftrebenden Rom verblaßte und in deffen
Macht kam. fkarb doch die griechifche Kunft nicht. Das nüchterne Rom
war wohl reich an Feldherren. aber Künftler erzeugte es nicht. Mit dem
Aufgebot aller Mittel. die fich eine in Auffchwung befindliche Stadt leifien

konnte. importierte fie die Künftler meiftens aus Griehenland direkt oder
aus den einfügen griehifhen Kolonieen. Das brutale Maht entwickelnde
Rom brauhte auh im Außern bei Kunftwerken in der Art des Vortrags
eine gleißnerifhe Wirkung. Man wird an die affyrifhen Zeiten gemahnt.
denn dort wie hier genoß der König - in Rom imperutor genannt - gött-
liche Verehrung.
Nur daß fih das affyrifhe primitive und naive Zeitalter in Rom
in ein raffiniertes und blafiertes geändert hatte. Es lag nihts an dem
innern Wefen der Kunft - höher wurde der Vortrag. das Tehnifche ge-
fchäßt; das Virtuofentum gedieh.
Welhes Heil. welhe Rettung konnte die Kunfi um ihrer felbft willen
erwarten ? Ringsum die Welt angefüllt von gewinnfuhenden Spekulanten
im Genre des Craffus oder beuteluf'tigen Soldaten. wie Lucullus einer war.
Die Griechen felbfi. zu Tänzern und Lakaien heruntergekommen. aber immer
noh mit dem Mantel der ihnen aus Gottes Gnaden zugeeigneten Kunft
drapiert. An der Spitze des Staates größenwahnfinnige Jmperatoren.
der idiotifhe Caligula. der einfältige Claudius. der eitle Nero - die Sena-
toren fpeihelleckerifch. die Konfuln und Tribünen befiechlih.
Und doh wurde bereits - ohne daß die offizielle Welt es gewahr
wurde - an einer vollkommnen Regeneration der Kunft gearbeitet. Zwar
hätten die griehifhen Bildhauer und Maler ungläubig den Kopf gefchüttelt
- Künfiler. welhe in der antiken Welt den Arifiokraten gleihgehalten
wurden. ja noh viel höhere Ahtung genoffen. weil fie vermöge ihrer gött-
lihen Begabung niemals der Sklaverei überantwortet werden durften.
Sie wiirden an dem Verfiand derjenigen gezweifelt haben. die da behaup-
teten. daß ihre privilegierte alte Kunfi durch eine neue verdrängt werden
follte. die in einer Gefellfhaft entftände. welhe ihre myftifhen Zufammen-
künfte in den geheimf'ten Katakomben Roms feierte. Diefe fonderbare
Sekte betete einen Gott an. der den Kreuzestod gefiorben war. Eine Todes-
art. welhe die fhimpflichfie war. ihr wurden nur verbreherifhe Sklaven
und die Verworfenfien im Volke überantwortet. Freilih befiand die ganze
Sekte hauptfählih aus Sklaven. die fih in den paar freien Stunden von
der Herrfchaft wegftahlen. und diefen zugefellt die Armf'ten und Verlaffen-
ften Roms. Es follten zwar einige Provinzial-Hauptleute Anhänger ge-
worden fein.'*; Wenigftens glaubte ein Hauptmann aus Capernaum an diefen
neuen Gott. als derfelbe noh als Menfh auf Erden wandelte und feinen
Knecht gefund gemaht hatte; ein anderer Hauptmann. der zu der Kreu-
zigung abkommandiert war. war Zeuge gewefen. daß in der Todesftunde

die Erde fich verfinfterte und der Vorhang des Tempels zu Jerufalem
zerriß. Uberwältigt von diefen fürchtet-lichen Gefolgfchaften der Hinrich-
tungsfiunde hatte er gläubig ausgerufen: Wahrlich. diefer ifk in der Tat
Gottes Sohn gewefen.
Sie nannten fich nach dem Namen ihres Heilandes: „Ehriftiani“.
Zwei wunderliche Männer waren in Rom die Verbreiter der Lehre:
Der erfie war ein uralter Mann. der in feiner Jugend Fifcher gewefen
und noch von dem Herrn und Heiland felbft zum Jünger erkoren und Petrus
von ihm genannt ward. Der zweite ein Jüngerer und Frifcherer. ein Teppich-
wirker aus Tarfus. der Paulus hieß.
Diefe wunderliche Gefellfchaft glaubte fich auserwählt. in den Himmel
zu gelangen. wenn das jüngfie Gericht. das nahe herbeigekommen. die Ab-
rechnung über Gerechte und Ungerechte halten würde.
Ihre Kunft. in der fie ihre Frömmigkeit kleideten. war von einer kind-
lichen Primitivität. wie die Anhänger der neuen Lehre es felbfi waren;
es war kein gelernter Künfiler unter ihnen. Jhnen genügte eine kindifche
ungefchickte Hieroglyphe als Bedeutung des Kreuzes oder des Hirtenftabes.
dann zeichneten unbeholfene Hände Fifahe. Tauben. ein Lamm und fchließ-
lich den Menfchenfohn - wie er fich immer genannt hatte - felbft. in den
einzelnen Phafen feines Lebens. Was an Gefchicklichkeit abging. erfetzte
vollftändig die fromme Empfindung der Seele und ihr fanatifcher Glaube.
Wir wiffen alle. daß aus diefen erften fchüchternen Urfprüngen fich die
gewaltige Kirchenkunft Italiens entfaltet hat. deren Blüten der rätfelhafte
Lionardo und der ernfke Michel Angelo waren. Es war keine Rede mehr
von Naivität und Primitivität diefer Kunfi auf ihrer höchfien Stufe. und
dennoch erinnert ein Ausfpruch Michel Angelos an die einftige Einfachheit:
Nämlich als der Papft Julius ihm vorwarf. daß er an den Fresken der
firtinifchen Decke fo armfelig verfahren wäre und nicht genügend Gold
und Prunk aufgewendet hätte. antwortete ihm der große Michel Angelo:
„Die Menfchen. die ich dort gebildet. waren auch arm. als fie noch lebten.“
Wir wiffen auch. daß Raffael dies in Jahrhunderten Erworbene noch-
mals durch fein Talent in fich zufammenfaßte und daß nach ihm allmählich
die:Kunfi in Italien erlofch.
Diefes allmähliche Erlöfchen italienifcher Kunfi fcheint bei oberfläch-
licher Beobachtung ein zufälliger Unglücksfall. der das reiche Land betroffen
hatte.'iAber dem ift nicht fo: Das Schickfal und das unabwendbare Gefeß
ind die Urfachen davon gewefen - es mußte gefchehen. da Jtalien alt.

im Befihe bequem geworden und gleichgültig war gegen den Geifi. der durch
das übrige Europa wehte.
Martin Luther trat gegen die römifche Kirche auf; durch feine Energie
im Kampfe mit ihr wankte fie in allen Fugen.
Seine Taten waren indirekt der Anftoß. daß Raffael der leßte der
Großen Italiener war. Die römifche Kirche hatte zum Teil ihre Glaub-
würdigkeit eingebüßt. und es galt nun mit Verfiand. Lift und auch Tücke.
mit Torturen und Keßerverbrennungen den verlorenen Standpunkt
wieder zu gewinnen. Wo aber Bewegungen nicht durch innere Gefühls-
notwendigkeit. fondern durch Verftand ins Leben gerufen werden. hat die
Kunfi noch immer ihren Boden verloren. So auch hier.
Sonderbarerweife find Raffael und Luther beide in demfelben Iahre
1480 geboren. Luther gab den Deutfchen eine eigne Glaubens- und Ge-
fühlsanfchauung. außerdem daß er ihnen noch durch feine Bibelüberfeßung
eine gemeinfame Schriftfprache fchuf. Durch ihn wurde Germanismus
und Romanismus oder vielmehr Latinismus definitiv getrennt als zwei
geifiig vollfiändig verfchiedene Charaktere.
Aber in der Welt geht nichts verloren. die Kunft wurde in Italien zu
Grabe getragen. um an einer anderen Stelle der Erde wieder zu neuem
Leben auferweckt zu werden.
Eigentümlich ift es. daß die Reformation Luthers der Kunft feines
engeren Vaterlandes weniger fruchtbringend war. Zwar find Dürer und
Holbein jedenfalls durch Luther reicher geworden. aber die wirkliche Frucht
erntete das Küfienland niederdeutfchen Stammes. das niemals fefi mit
Deutfchland zufammenhing; es waren die Länder. die heute Belgien und
Holland heißen.
Noch merkwürdiger ift es. daß hier die beiden größten Genies fafi zu
gleicher Zeit leben und die ausgefprochenften Antipoden find. Rubens
der leßte Vertreter des römifchen Katholizismus und Rembrandt der Neu-
erer. der eine neue Auffaffung der Malerei gründet.
Beide find. wie gefagt. Landsleute: Rubens ein Flame. Rembrandt
ein Holländer, Wie fich beide Länderteile ihr Schickfal bereitet haben. fo
ift auch das Schickfal beider Künftler geworden.
Diefes Stück Niederdeutfchland wollte die habsburgifche Verwandt-
fchaftspolitik dem fpanifchen Reiche zufchanzen und dem Katholizismus
zurückerobern. Es gelang nur im Süden. in Flandern und Flamland.
Rubens. der Antwerpener war. kam bereits früh an den Hof der von
Spanien eingefetzten fürftlichen Statthalter; er war als ein anftelliger

junger Mann fogar dort fehr beliebt. Von Anfang an gehörte er voll-
fiändig zu der Partei der fremden Eroberer. fpäter im Mannesalter hat
er fogar diplomatifche Aufgaben bei feinen Kunftreifen mit übernommen.
Von Überzeugung war er ein Katholik. Und fo feiern wir in ihm den letz-
ten Verherrlicher katholifchen Religionskultus. Seine dekorativen. übergroßen
Kirchenbilder zeigen noch einmal und viel mehr wie in Italienßfelbfi den
katholifchen Prunk und Pomp. Er ift der Vater des Barockftils. den die
Jefuiten in ihren Kirchen fo fehr liebten. Nach ihm ift Keiner mehr auf-
getreten. der die römifche Lehre in Bildern fo fachgemäß und künftlerifch
zugleich vor Augen geführt hat,

Dagegen war Rembrandt der Sohn des fich freigerungenen. pro-
teftantifchen Hollands. Ihm ift durch fein ganzes Leben die lutherifche
Bibel Begleiterin gewefen. aus ihr hat er feine Motive gefchöpft und zwar
wieder als ein vollftändig Neuer. Er bringt die einfachen Szenen und die.
einfachen Menfchen wieder auf die Bildfläche. Am beften lernt man feine
Naivität und einfache Auffaffung erkennen. wenn man Bilder aus italie-
nifchen Schulen mit den feinigen vergleicht; namentlich bei den Veneti-
anern waren aus den einfachen Jüngern und Ehriftus felbft Fürfken. Barone
und Grafen geworden. Von ihm aus fängt wieder eine neue Epoche in der
Malerei an. Kunfihifioriker nennen ihn den erfien modernen Maler. Jnter-
effant ift uns. daß in ihm die Kunft wieder neue Triebe gewann. und ebenfo
intereffant. daß er und Rubens Anfang und Ende zweier Kunfikulturen
und zweier Religionsanfchauungen bedeuten.

Wir find nun fo ziemlich an das Ende unferer Betrachtungen ange-
kommen. Um ein befiimmtes Urteil über Ereigniffe in der Weltgefchichte
fällen zu können. ift eine gewiffe Difianz notwendig. Zwar könnten wir
noch eine größere Spanne Zeitraum nach Rembrandt fchildern. aber die
Kunfi fing im ganzen an zu ftagnieren. Jn Holland verfiegte fie ebenfo
fchnell wieder. wie fie aufgetaucht war. Jn Frankreich wurde fie die Die-
nerin des Sonnenkönigs. Ludwig des Vierzehnten. um dann in geiftreiche.
fehr künfilerifche. aber frivolere Schilderungen von Boudoir- und Park-
fzenen unter feinem Nachfolger zu endigen.

Dann kam die Revolution. die alle Menfchenkraft für ihre Zwecke in
Anfpruch nahm. Aber derartige Erfchütterungen haben mehr mit dem Ver-
ftand als mit dem Gefühl zu tun. Kunfi aber braucht ihre Anregung wie
die Religion aus dem Jnnerften der Seele; nur fo gedeihen beide. Diefe
Zeit erzeugte Philofophen und Staatsmänner. aber keine Künfiler,

Im vergangenen Jahrhundert. nachdem die Welt fich beruhigt hatte.

wurde auch wieder die Kunft lebendig. Aber es wurden keine Neuerungen
geboren. fondern man ging den Pfad weiter. den feinerzeit Rembrandt
gewiefen hatte und weshalb er auch der eriie moderne Maler genannt
wurde.
Neue Zufäße in unfrer Kunft erhielten wir aus Iapan und in leßter
Zeit aus Indien. fo daß endlich jene Kultur. die parallel der babylonifchen
und affhrifchen vor Iahrtaufenden ebenfalls in dem Herzen von Afien
entftand und fich dem öfilich gelegenen Indien. China ufw. zuwandte.
auch zu uns den Weg gefunden hat.
So fehen wir. daß Alles in der Welt feine Zeit hat. In der Kunft
beobachten wir das Erfcheinen und Vergehen von immer wieder neu auf-
tauchenden Anfchauungen. Sie fteigt mit dem Erwachen und dem Er-
kennen von Gefühlen der Menfchenfeele. fie fällt. fobald die feelifche Be-
geifierung verloren gegangen ift. Wir können daher wohl an den innigen
Zufammenhang von Religionsgefühl und Kunfigefühl glauben.
Unfer größtes deutfches Genie hat diefe Empfindung in den paar
Worten ausgedrückt:
„Wer Kunft und Wiffenfchaft befiht. der hat auch Religion;
Wer aber diefe nicht befitzt. der habe Religion!"

Iahren-e
i e o a
G e o r g K o l b e: KÃ¤nipfende MÃ¤nner.
(Ausfiellung der Berliner Sezeffion 1909.)

Albrecht Wirth:
Die Serbenfrage.

Es gibt Finnen und Finnen. Die Einen haben eine Literatur. haben Städte und haben ein Parlament zu Helfingfors; die anderen. Syriänen und Permjaken. find Halbnomaden. die auf der unterften Stufe der Kultur ftehen. Ebenfo gibt es Serben und Serben. Man wird das Problem nie verftehen. wenn man nicht haarfharf zwifhen den einzelnen Verwandten unterfcheidet. Die Bewohner des Königreichs Serbien find Shweinezüchter und Weinbankphilifter. die viel fehr-eien und wenig tun. und die es niemals fertig gebracht haben und nie fertig bringen werden. ihr Land in Ordnung zu halten. Ihre Vettern dagegen. die Söhne der Schwarzen Berge. find Krieger und Herrenmenfhen. die ihr Land fehr gut in Ordnung halten. Politiker. die genau wiffen. was fie wollen. Soldaten von guter Zucht und unerfchrockene Vaterlandsfreunde. die fich feit Menfhengedenken. felt zum erften Male Montenegro überhaupt von den Strahlen der Gefhichte beleuchtet wurde. unabhängig behauptet haben.

Da fhäle mir Einer aus diefen Widerfprüchen die zugrunde liegenden Raffenanlagen heraus! Aber damit niht genug. es gibt noh eine dritte Art von Serben. Das find diejenigen. die unter fremder Flagge leben. unter ungarifcher. öfterreihifcher. türkifcher, Das find im allgemeinen ganz brave. fleißige Menfchen. die zufrieden find. wenn fie einen guten Erwerb und im übrigen ihre Ruhe haben. Aber fie find wie die weißen Mäufe. Gar nicht fehr gefährlich einzeln. Und auch nicht fonderlich angriffslufiig. Aber es kann doch vorkommen. daß fie einen mächtigen Mann. wie Bifchof Hatto. in die Flucht treiben und fogar auffreffen. So find die unter fremder Flagge lebenden Serben unzweifelhaft im Bot-dringen begriffen. Der Linie des geringften Widerftandrs folgend. haben fie fih zunähft gegen ihre früheren Beherrfcher. gegen die Nachfahren der ftolzen Venezianer. gewandt. In fämtlihen Städten an der Oftküfte der Adria. von Kattaro bis hinauf bis Trieft. mit alleiniger Ausnahme von Zara. find die Stadtverwaltungen in flavifche Hände übergegangen. Zu dem Vorbringen hat eine Erfcheinung viel beigetragen. die man auch fon| in der Gegenwart viel

beobachten kann. In der Dfungarei haben fich bei dem letzten großen Auffiande (1895-97) Mohammedaner und Buddhiften gegen die chinefifehe Bedrückung zufammengefchlofien. In Indien fcheint es. als ob Brahmanentum und Islam ein Bündnis fchließen wollten. Ähnlich ift auch in Dalmatien und Bosnien der Nationalismus drauf und dran. die Kluft der Religionen zu überbrücken. Das Raffenbewußtfein wird fiiirkcr als das Gefühl. das bisher die Jahrhunderte hindurch das ganze Leben beherrfcht hatte. das Gefühl der religiöfen Gegenfäße. Diefe Entwickelung ift allerdings nicht von felbft erfolgt. Sie ift zum Teil von außen hineingetragen. zum Teil durch Agitatoren hervorgerufen worden. die das dumpfe und zufrieden dahin dämmernde Volk zur Unzufriedenheit und zum Kämpfe anftachelten.

Es handelte fich bei der letzten Krifis. die vorläufig überwunden ift. um eine weltgefchichtliche Entfcheidung. Man kann vier Zeitalter deutfcher Ausdehnung unterfcheiden. Zunächft die Landnahme. Angenommen. was jedoch nicht fiäjer ift. daß von jeher germanifche Stämme in Nord- und Oftdeutfthland gehauft haben. fo find jedenfalls der Süden und der Wetten der heutigen deutfchen Welt erft in hell-hifiorifcher Zeit von Germanen erobert und befiedelt worden. ungefähr feit dem Aufbruch der Kimbern und Teutonen und dem Vorftoß Ariovifts. In einer zweiten Epoäje. der Karls des Großen und der Ottonen. wurde der Offen. den man geräumt und flavifchen Horden überlaffen hatte. allmählich wieder zurückgewonnen. und zugleich wurde die Ausdehnung nach Süden zu weiter fortgefeht. Fränkifche und fchwäbifche Ritter zogen nach Rom und Apulien; Mofelländer und der deutfche Orden ließen fich in Siebenbürgen nieder; füdlich der mittleren Donau aber erklärte fich der ferbifche Zar Nemanja zum Vafallen des zum heiligen Lande fahrenden Barbaroffas. Durch den Tod des Kaifers blieb diefe Anerkennung deutfcher Macht ohne fruchtbare Folgen. Eine dritte Epoche war mit der Ausbreitung des Haufes Habsburg in Ungarn und Italien. fowie der Hohenzollern in Preußen und Polen erfüllt. So mancher diefer Expanfionsverfuche fcheiterte. Weder in Italien noch auf dem Balkan konnte unfer Volkstum dauernd Fuß faffen. Ganz Serbien. das Prinz Eugen fchon erobert hatte. mußte wieder aufgegeben werden. Auch die jest einfeßende überfeeifche Ausbreitung kann man nur als einen halben Erfolg anfprechen. infofern unfere Volksgenoffen jeßt in großer Gefahr find. amerikanifiert. auftralifiert und verrußt zu werden. Eine letzte Epoche kolonialer Erpanfion hat das letzte Menfchenalter gebracht.

Bosnien und die Herzegowina wurde befeht. und deutfche Pflanzftaaten wurden in Afrika und Schantung gegründet. Möglicherweife hat dabei Öfterreich das befiere Teil erwählt. Zum mindeften erfreut es fich eines unfchätzbaren Vorteils. infofern feine Kolonien fich örtlich unmittelbar an das bisherige Reich anfchließen. Wenn die Habsburger nun noch einen Schritt weiter gehen wollten. fo nähmen fie lediglich die Politik von Barbaroffa und Prinz Eugen wieder auf. Einmal muß es doch zur Entfcheidung kommen. wenn fie auch jetzt wieder verfchoben worden ifi. Für die fiidliche Ausbreitung des Deutfchtums handelt es fich um Fortfchritt oder Stillfiand. für die Serben gar um ftaatliches Sein oder Nichtfein.

Wir ftehen alfo vor einem weltgefchiäjtlichen Scheidewege. Es ift einmal niäjt zu leugnen. daß rings in der übrigen Welt für das Deutfchtum nicht mehr viel Plaß ift. In den fämtlichen überfeeifchen Kolonien des neuen Reiches leben heute - 25 Iahre nach der Gründung der Kolonien - im ganzen noch nicht einmal 20000 Deutfche. Zwanzigtaufend! Dabei beträgt der jährliche Geburtenüberfchuß im Reiche demnächft eine Million. Der Abfluß unferer Bevölkerung nach eigenen Kolonialgebieten entfpricht mithin ungefähr 1/:309 des vorhandenen Uberfchuffes. Es leuchtet ein. daß ein fo dürftiges Palliativ auf die Dauer das hypertrophifche Ekzem nicht heilen kann. Wie aber helfen? Es gibt keine andere Ausficht. als die auf den Südofien. Denn auch von den Millionen unfrer Volksgenoffen in Brafilien und Eanada. fowie in der Union ift kulturell wohl manches. ftaatlich aber kaum etwas zu hoffen. Eine wirkliche Ausdehnung feines Befißftandes und feiner Macht kann das Deutfchtum nur im Südoften erhoffen. Daß auch dort die Ausdehnung nicht ohne bittere Kämpfe erfolgen könne. wer möchte das in Abrede ftellen? Aber wir gleichen bereits einem gefchloffenen Dampfkeffel. der iiberhißt ift. und der. wenn ihm nicht durch ein Ventil Erleichterung gefchaffen wird. krachend birit. Wir gleichen zwei Mühlfteinen. die kein Korn mehr zu mahlen haben. und die fich daher felbft - fiehe Harden-Eulenburg. die Novembertage. Peters-Prozeffe. Lippifchen Erbfolgeftreit - zermahlen und fich gegenfeitig tiefe Wunden beibringen. Auch für Öfterreich könnte lediglich eine Diverfion nach außen den erfehnten Frieden im Innern. könnte den lange umfonfi gefuäjten Ausweg aus einer Sackgaffe fchaffen. in den fich der Nationalitätenhader verrannt hat. Die Gefchicke der beiden Nachbarreiche muß man aber 'ec-'eint betrachten. da nicht nur durch die feindliche Koalition der anderen

Mächte. fondern auch durch den gemeinfamen Kampf gegen die Slaven
diefe Einigkeit ganz von felber gegeben ift.
Allerdings ift auch auf der anderen Seite ein gemeinfchaftliches
Zufammengehen aller Slaven gegeben. die fich ohne Ausnahme durch
germanifatorifche Entwürfe bedroht fühlen. Der Graf Bobrinski. Adels-
marfchall und Führer der konfervativen Agrar-ier. fabelte neulich von
51/2 Millionen Deutfchen im ruffifchen Reiche - die Statiflik weift
deren nur 2 Millionen auf - die Polen und Tfchechen hevten allenthalb
gegen das. was fie fälfchlich (aus raffenhaften und politifchen Gründen
fäljchlich) den „Pangermanismus" nennenz auch Bulgarien ift jüngfi
von der Seite Öfterreichs wiederum auf die Seite Rußlands gelockt
worden. So ftehen fämtliche Slavenvölker. denen fich noch die Slove-
nen anfchließen. äußerlich wenigfiens zufammen. und die Serben bilden
lediglich ein Glied in der großen panflaviftifchen Kette. Da nun die Serben
zufällig an der firategifchen Stelle fißen. wo der Durchbruch des Deutfch-
tums nach dem Süden erfolgen foll. fo haben fie augenblicklich den Haupt-
ftoß des deutfchen Angriffes auszuhalten. Man kann auch nicht einmal
fagen. daß die Serben den jüngften Strauß angefangen hätten. An-
gefangen hat doch eigentlich Ährenthal. der im Januar 1908 feinen
Plan der Sandfchakbahn enthüllte und am 6. Oktober die endgültige Ein-
verleibung Bosniens und der Herzegowina ausfprach. Die
bislang noch unabhängigen Serben wehrten fich ledigliäj ihrer Haut.
eine Fortfeßung der öfterreichifchen f0rrrarc1-p01iezi befürchtend. Von
ihrem Standpunkte aus hatten fie vollkommen recht. Zeter und Mordio
zu fchreien. denn es ging ihnen tatfächlich an den Kragen. Auch waren
fie wirtfchaftlich an die Wand gequetfcht. namentlich im Land der
Karagjorgje und der Obrenowitfche. das vom Meere abgedrängt und dcr
Gnade feiner Nachbarfkaaten. in erfier Linie Öfterreichs. völlig preis-
gegeben ift. Importieren kann das kleine Königreich fchließlich auch. wie
es jüngft bei den Waffenlieferungen gefchah. über das türkifche Saloniki
und das bulgarifche Varna; allein. für den Export ift es faft ausfchließlici)
auf den nördlichen Nachbar angewiefen. Denn die Bulgaren haben nur
eine geringe Kaufkraft. und die nächft anftoßenden Vilaiette der Türkei
haben felbft Vieh und Getreide genug; fo ift der einzige Großabnehmer ferbi-
fcher Erzeugniffe. vor allem des Viehs. der Donaufiaat. Macht alfo
Öfierreich die Klappe zu und fperrt es die Grenzen fo ift Serbien ruiniert.
Um aus diefem unerträgliajen Zuftande herauszukommen. war gleichfalls
den Marten .König Peters ein Krieg willkommen. Lieber ein Ende

mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende! So jedenfalls
konnte es nicht weitergehen. Auch waren die Serben keineswegs derart
vom Größenwahn befeffen. daß fie fich in der Einbildung wiegten. als ob
fie allein den waffenftarrenden Nachbar beftehcn könnten. Ganz folge-
richtig fuchten fie daher nach geeigneten Bundesgenoffen. Sie glaubten
denn auch deren gleich viere gefunden zu haben. Nämlich Rußland. der
Naffcnverwandtfäjaft halber; Frankreich. weil es bisher faft alle Staats-
anleihen des kleinen Königreiches auf fich genommen hatte; Italien. weil
deffen König mit einer ferbifchen Prinzeffin vermählt ift; endlich Eng-
land. _ nun. fagen wir. weil England immer den Schwachen beifteht;
und alle vier ließen zuletzt den Schwachen im Stich.
Ich habe mich bemüht. mich einigermaßen in die Gedanken der
Serben hineinzuverfeßen. Man braucht ja nicht immer gleich feine
Gegner Halunken zu fchelten. Man freut fich im Gegenteil. wenn man
Feinde gefunden. die unfrer Klinge wert find. und der Jäger muß doch
Art und Gewohnheit des Wildes genau erforfchen. auf das er pirfchen
will. Leider find ja nUn nicht alle Serben der Klinge wert. Die Be-
wohner des Königreiches haben im Grunde nie etwas Rechtes geleiftet.
Ihre glorreichfte Erinnerung ift *- ihre größte Niederlage. Nämlich
die Zermalmung ferbifcher Macht zugleiäj und Unabhängigkeit auf dem
Amfelfelde. Auch in den berühmten Freiheitskriegen zur Abfchüttelung
des Türkenjocljes find fie zwar fiets tollkühn an das Unternehmen heran-
gegangen. aber bei der Durchführung haben fie ftets verfagt. haben
geradezu und buchftäbliäj überall die Flinte ins Korn geworfen. Nur die
ruffifchen Freiwilligen und einige einheimifche Räuber zeigten Mut und
Ausdauer. Herausgeholfen hat dem Volke Milans und Karagjorgjes
ftets nur fremde Hilfe. Mehrfach Öfierreich. wie fchon in den Tagen
Prinz Eugens und fpäterwiederum - recht unnötiger Weife - nach*
Slivniza; dann die napoleonifche Erfchütterung mit ihren mannigfaltigen
Peripetien; in der Folge der reiche ruffifche Onkel. Dabei war das
Verhältnis zu Rußland lediglich in der Theorie gut und herrlich. in
Wirklichkeit aber war es erbärmlich. In den Spitälern wurden 1876
Dutzende von ruffifchen Offizieren behandelt. die in den Rücken ge-
fchoffen waren - durch' Serbenkugeln. Lediglich Nanküne. Auch fonfi
geht es praktifch mit dem Panflavismus gar nicht zum befien. Ab und zu
durcljbraufi eine gewaltige Wege der Begeifterung die flavifchen Lande. und
mit donnernder Stimme rief man zum heiligen Kriege auf: wenn es aber
dann zur Tat kam. fo fchlug die Flut der Begeifterung fehr rafch in

niedrige Ebbe um. und die trennenden Gegenfäße traten lchnell und lcharf
hervor. Die Rufien wollen von den Polen nichts wifien. und die Süd-
flaven weder in der Realpolitik noch im gefelligen Verkehr von den
Nufien. Hilfe nehmen die kleineren flavifchen Volkheiten gerne an. aber
ihre Unabhängigkeit möchten fie fig) doch auch gerne erhalten. Es ifi
genau das Verhältnis wie zwifrhen Deutlch-Schweizern und Reichs-
deutfchen. Dabei find die deutfchen Brüder durch Sprache und Kultur
noch viel enger verbunden als die einzelnen Slavenvölker. die fich unter-
einander nur mit Mühe oder garnicht verfiändigen können. und die durch
fehier unüberfteigliche Mauern in ihrer gefchichtlichen und kulturellen
Entwickelung von einander getrennt find. Bei den Slaven kommt noch
die religiöfe Scheidewand dazu. Auch bei uns gibt es ja verfchiedene
Religionen. aber deren Bekenner wohnen bei uns außer etwa in Nieder-
bayern. mehr oder weniger durcheinander gewürfelt. Nicht fo in der
flavifchen Welt. Da gehört im großen ganzen ein ganzes Volk einer
einzigen beftimmten Konfefiion an. Daher ifi der Gegenfaß zwifehen
Polen und Rufien. fowie zwifchen den griechifclßunierten Serben und
den katholifäyen Serben. die fich Kroaten heißen. weit tiefer und breiter.
Die Gegenjäße fpielen denn auch fofort in das Politifche hinüber. Die
Slaven. die der griechifchen Kirche angehören. fchauen auf Rußland; die
dem Papfie zugetan find. halten es mit dem katholichen Erzhaufe Öfter-
reich. Daher es denn auch möglich war. daß man einen Kroaten. den
General der Infanterie von Varefch mit dem Kommando der Drina-
Armee gegen Serbien betraut hatte. Der Loyalität der Kroaten waren
nach der Zeit Wallenfteins die Habsburger fiets ficher. Immerhin ifi zu
beachten. wie oben ausgeführt. daß in allerjüngfter Zeit die religiöfen
Gegenfäße zu Gunfien der nationalen Einheit zu verblafien beginnen.
Zur völligen Durchdringung der Serbenfrage gehört auch notwendig
mit das Verhältnis zu den füdlichen Nachbarn. Das Verhältnis hat
naturgemäß häufig gefchwankt. und nur innerhalb eines Jahres hat fich
die Feindfeligkeit der Türkei in enge Freundfchaft und wiederum in
Feindfchaft verwandelt. Ähnlich geht es mit den Griechen. Noch vor
kurzem waren die Nachfahren des Themiftokles erbitterte Gegner der
Serben; feitdem fie aber in den Bulgaren viel gefährlichere Widerfacher
erkannt haben. haben fich die griechifchen Komitatfchi mit den ferbifchen
verbündet. Auch die Albanefen haben nicht fiets diefelbe Stellung ein-
genommen, Nachdem fie in den letzten Jahren im Sandfchak unaufhör-
lich auf Kofien der Serben vorgedrungen waren. haben fie fich feltfamer-

weife für die Integrität Bosniens und gegen Öfterreich ins Zeug gelegt. um neuerdings abermals gegen ihre flavifchen Mitbürger und Nachbarn Stellung zu nehmen. Gerade die Albanefen haben wenig Grund. den Srbske. oder. wie fie fie nennen. den Nafchki. befonders wohlgefinnt zu fein. Im 14, Jahrhundert. als das Glück der Serben den Zenith erflog. als Montenegro in feiner heutigen Gefialt zum erften Male am Horizonte der Gefchichte auftauchte. da iiberflnteten ferbifche Scharen ganz Albanien und ergoffen fich felbfi bis in die Hochtäler von Akarnanien. Als ich im letzten Jahre in Dodona war. war ich fehr erftaunt. mitten in einer griechifchen Umgebung ringsum flavifche Bezeichnungen der Bergfpißen zu hören. Auch tragen einige Orte der Nachbarfchaft flavifche Namen. Man erzählte von einem Dorfe Zerkowitza. von dem nicht weniger als 44 andere flavifche Niederlaffungen ausgegangen feien. Es war eine dramatifche Epoche. die auf jene Sturmflut folgte. Zu gleicher Zeit brachen die Türken von Südoften herein. und kamen die Venezianer von Nordweften. während die Madjaren fich bis zur Adria ausdehnten und unter ihrem König Ludwig dem Großen fogar Italien vorübergehend für fich gewannen. Unterdes fochten die Fürfien Akarnaniens wie die Häuptlinge der Albanefen gegen die eingedrungenen Serben. So war die Hand aller gegen alle. Zuletzt wurde in dem eigentlichen Albanien alles Slavifche ausgetilgt. Aber noch jetzt herrfcht zwifchen den Zrnagorzen und Skipetaren tödliche Feindfchaft. Das hat fich vorzüglich im Jahre 1877 und folgenden gezeigt. Der jetzt noch lebende Bibdoda. gewöhnlich Prenk (von pkjucjpe) Pafcha genannt. der Fürft der Mirditen. machte fich anheifchig. obwohl er zur Heeresfolge nicht gezwungen war noch ift. taufend Anhänger aufzubringen. um dem Padifchah gegen Montenegro zu helfen. und ift denn auch wirklich gegen Podgorißa und Cetinje ins Feld gerückt. Die Söhne der fchwarzen Berge rächten fich aber bald darauf. Sie beanfpruchten bei dem Berliner Kongreffe den Nordfaum Albaniens mit den Hafen Antivari und Dulcinjo und erhielten ihn auch tatfächlich zugeteilt. Sie mußten ihn jedoch er| mit den Waffen erkämpfen, Der Widerfiand der Malforen war denn auch fo wirkfam. daß die Montenegriner die Hälfte ihrer Forderung nicht durchfeßen konnten und den Strich von Gufinje und die Kantone am Skutari-See den Albanefen laffen mußten. Bis in die jüngfie Gegenwart befteht eine Art bewaffneter Bereitftellung auf den beiderfeitigen Grenzen. Beftändige Kaßbalgereien mit Schmugglern tragen dazu bei. das Gefühl des .Haffes nicht einfchlafen zu laffen. Man muß indes dem Fürften

Nikita die Gerechtigkeit widerfahren laffen. daß er auäj einige feiner eigenen Untertanen erfchießen ließ. Sie wurden bei dem Herüber-fchmuggeln von Tabak betroffen. Das montenegrinifche Produkt. zu deffen Ausbeute feit einigen Iahren die venetianifche Societn di Anti-vari das Monopol hat. ift nämlich fo über alle Begriffe fchlecht. daß die Malforen. wie ich felbft mehrfach zu erfahren Gelegenheit hatte. es fogar als Gefchenk verächtlich ablehnen: um ein folches Kraut zu fchiißen. find eben die graufamften Maßregeln notwendig. Umgekehrt ift der nordalbanefifäje Tabak der befte der ganzen Türkei. zumal er allein vertragsmäßig den Polypenarmen der osmanifchen Regie nicht aus-gefeßt ift.

Es ift der Natur der Dinge nach ausgefchloffen. daß die Hohe Pforte jemals dauernd mit den Balkanflaven gut Freund bleiben kann. Die Osmanen felbft verfügen über eine zu geringe Kopfzahl. als daß fie fich anders als durch Herrenmaßregeln behaupten könnten. Alle Bal-kanflaven zufammen - die Mazedonier. die zuerft einwanderten. vermut-lich feit dem 6.. vielleicht fogar fchon dem 5. Jahrhundert. die Bulgaren. die unter ihrem tfcherkeffifchen Herrfcherftamme gegen 650 einen Staat gründeten. und gegen 850. mit jenem fremdraffigen Stämme verfehmel-zend. ein neues Volkstum bildeten. endlich die Serben. die erft feit dem 10. Jahrhundert Bedeutung gewinnen - belaufen fich auf rund 91/2 Millionen. und wenn man. wie manche tun. Dalmatien noch mitrechnet. elf Millionen. Dem gegenüber ift die Kopfzahl der Osmanen in Europa gewiß nicht höher als 1'/2 Millionen. oder gar. wie einige glauben. nur 1.1 Millionen. Innerhalb des Osmanifchen Reiches felber. foweit dies in Europa belegen ift. verhält fich die Menge der Slaven zu der der Türken etwa wie 11/2 :1. und die aller Fremdvölker zu den Türken wie 41/2 :1. wobei allerdings zu bemerken ift. daß genaue Schähungen jener Menge überhaupt nicht vorliegen. da ja die Bevöl-kerungsftatiftik der Balkanhalbinfel fo fehr im argen liegt. daß die durch nationaliftifche Intereffen beeinflußten Angaben gelegentlich bis um 1000"/0 fehwanken. Schon allein dies Gefühl numerifcher Schwäche muß die Türkei zum Freunde Ö'fterreichs machen.

Auguft Strindberg:

Mittfommer.

Ein ernfihaftes Lufifpiel.

Aus dem fchwedifchen Manufkript überfeßt von Emil Schering.

Fortfeßung.

Drittes Bild:

Auf dem Laubmarkt.

Der Laubmarkt am Kanal unter der Ritterholmskirche zu Stockholm.
Marktfiände mit Laub. Blumen. Spielfachen. Pfefferkuchen. Bonbons. Backwerk.
Eiswagen. Maibäume. Im Vordergrund eine Laube. in der Bier. Weißbier.
Backwerk ferviert wird. In der Laube Telephon. Nebenbei eine Bank unter
den Linden. Man fieht den untern Teil der Ritterholmskirche mit dem Grab-
chor Earls xxl.

Frau Lindgren bei der Laube. Frau Anderffon beim Grünkramftand.
Frau Sjöftröm bei den Pfefferkuchen. fächelt fich dann und wann mit einem
Laubzweig. Der Polizeikonftabler kommt von rechts.

Der Konf'tabler
(nimmt die Pickelhaube ab und trocknet den Schweiß): Guten Morgen. Frau
Sjöftröm! Ift der Dampfer „Birkenfjärd“ gekommen?

Frau Sjöftröm:
Guten Tag. Konfiabler. es ift etwas warm heute!

Der Konftabler:
Heute und alle Tage! Aber hat die Frau gefehen. ob der Birkenfjärd
gekommen ift?

Frau Anderffon:
Nein. Konftablerchen. er hat nos) nicht gepfiffen.

Frau Lindgren:
Das weiß ich gewiß. wohl hörte ich ein Boot pfeifen unter den Süd-
bergen...

Frau Sjöfiröm:
(mit Suada): Südbergen. ja. das war das Sigtunaboot... aber der
Birkenfjärd ift hier auf die Minute. wenn nur die Uhr im Riddarholm
fhlägt. .. der verfagt nie. obgleich der Kapitän fo fo ift... Vielleicht
muß der Konfiabler auf einen warten. der mit dem Boot kommen foll. . .
einen Länsmann. der einen armen Teufel gegriffen hat. . . ja. wir nennen
fie arme Teufel. die fich felbft niht beherrfhen. fih niht lenken können.
fondern ihre böfe Begierden überhandnehmen laffen und gleihfam. ..
Der Konftabler
(gutmütig): Liebe Frau Sjöftröm. wie kann man bei diefer;Wärme fo
viel fprehen. .. Jh habe einem ausgeriffenen Landwehrmann auf-
zupaffen. das ift alles!
Frau Anderffon:
Oh. Herzliebfier. foll er filzen. fogar am Mittfommerabend?
Der Konftabler:
Rein! Er foll nur in die Kaferne gebracht und ins Glied gefteckt werden.
- Frau Lindgren. kann ih in die Laube hineingehen und ein Glas
Weißbier trinken...
Frau Lindgren:
Wie gern. wie gern! Sei Er fo gut. Konfiablerchenl
Der Konfiabler
(geht in die Laube hinein).
Zwei Schornfteinfegerjungen
(kommen. Pfingftrofen an den Mühen; treten an die Pfefferkuhen).
Erfier Shornfteinfegerjunge
(zu Frau Sjöfiröm): Was kofiet der da ?
Frau Sjöfiröm
(fähelt mit dem Zweig): Was fagt er. mein Junghen?
Zweiter Shornfieinfegerjunge
(fhreit): Er fragte. was das große Brot da mit der Mandel drin kofiet?
Frau Sjöftröm
(freundlich): Jh bin niht taub. mein Freundhen; aber das große Brot
ift fo teuer. daß es ein armes Schornfteinfegerlein niht kaufen kann.
Erfter Shornfieinfegerjunge:
Sie nennt uns arm!
Frau Sjöftröm:
Ja. denn die Alte findet. daß es fhade um euh ift; daß ihr fchwarz

herunrlaufen und in den Schornfieinen uniherklettern müßt- wenn die
Sonne fcheint; und darum [ollen die kleinen Jungen je einen klein e n
Pfefferkuchen zum Gefehenk haben!
Frau Anderffon:
Das ift eine nette Frain muß man fagen- die an die Armen denkt!
Zweiter Schornfteinfegerjunge:
Ohr arm find wir nicht„ wir nicht!
Fran Sjöftr'o'm:
Dann aber hochmiitig!
Erfter Schornfieinfegerjunge:
Durchaus nichtx wir verlangen nur nichts...
Frau Anderffon;
Hat einer fo 'was gehört! - Die kleinen Noßnafetn die fich die Gefichter
nicht rein wafchen können und fchwarz an den Händen find wie Meer-
kaßen- die behaupten- daß [ie nicht arm feien. ..
F r a u S j ö ft r ö m
(fchlägt mit dem Zweig den Jungen auf die Finger): Gehfi du mit den Fingern,
du Spißbube... Jah fehen Siex Frau Anderffonx das find die guten
Zeiten- alle Menfchen haben Geld...
Zweiter Schornfieinfegerjunge:
Hören SieX cFrau! Der Junge hier ifi Schornfieinfegermeifier Örnqvifis
Sohn- [ein Vater zahlt fiir zwanzigtaufend Kronen Steuern; der Junge
foll nur dasFyandwerk lernen„ um den Alten zu beerbenz fofieht's! - Und
jeßt gehen wir baden- denn dann [ollen wir mit dem Alten im Tier-
garten Mittag effen; das heißß wir radeln nach dem Tiergarten hinaus-
Frau!
Frau Sjöfiröni:
Weiß ein lebendiger Menfck» ich glaube- die Welt ift verkehrt!
Frau Anderffon:
Das find die guten Zeiten! Sehen Sieh Frau Sjöfiröm; es gibt keine
Armen mehr! Zwanzigtaufend Kronen im Jahr.,
Frau Sjöfiröm:
Und gibt feinen Kindern keine Erziehung fondern läßt fie fo herum-
laufen...
Frau Lindgren:
Iax aber dasy finde ichx ift fchön; das heißt die Arbeit ehren.
Der Konfiabler
(aus der Laube): Bravo7 Frau Lindgren- ganz recht!

Erfier SchornfieinfegerJUnge:
Sieh die Polizei!
Zweiter Shornfteinfegerjunge:
Ia. aber der ift niht fo fhlimm. ich kenne ihn. Er ift ein befferer Mann gewefen. der heruntergekommen ift! - Jetzt laufen wir jedenfalls! Dann gehen wir ftatt deffen zum Konditor. wenn wir gebadet haben...
Erfter Schornfteinfegerjunge:
Dann marfch! . . .
(Sie laufen ihres Weges).
Der Konfiabler:
Ia. es find andere Zeiten. Frau Lindgren. und andere Menfchen und andere Sitten. (Will bezahlen.)
Frau Lindgren:
Das koftet nichts!
Der Konfiabler:
Frau Lindgren. ih bin nicht reich. wie jener Schornfieinfegerjunge. aber ich will niht. daß man fagt. ich laffe mich beftechen. Bitte! - Es find auch hier andere Zeiten!
(Die Uhr fhlägt zehn in der Ridderholmskirche.)
Frau Lindgren:
Ia. verzeihen Sie. Herr Konfiabler. aber es waren Zeiten. als jdie Polizei. . .
Der Konfiabler:
Sagen Sie's nur! ich weiß es fchon! oder richtiger. fagen Sie's nicht!
Frau Anderffon:
Aber das Boot kommt ja!
Der Konftabler:
Ohne gepfiffen zu haben! Gut. dann fiehe ich hier und paffe auf. (Stellt fich in den Schatten der Laube.)
(Ein fehr alter Leierkaftenmann kommt.)
Frau Anderffon
(freundlih): Es ift nicht erlaubt. hier zu fpielen!
Der Leierkaftenmann:
Nein. wo Leute find. darf man niht fpielen. aber wo keine find. da darf man!

Der Konfiabler:
Seid nicht bitten alter Pinello- fondern fpielt nur. Es ift Mittfomnier-
abend- und da ift Jubel und Klang! - Ich fiehe'_hier und fehe nachX daß
die Polizei nicht kommt! Spielt auf!
Der Leierkafienfpieler:
Gott fegne den Herrn dafür!
Der Konfiabler:
Schwaßt nicht! fondern fpielt: 8.2113 [fall-1, Kmate eponäel
Der Drehorgelfpieler
(gerührt): pur ui tom() 3. riueäer! (Er fpielt die Mandolinata.)
(Knaben und MädÖen kommen hereinÄ fommerlich gekleidet. Blumen an Hüten
und Mühen7 in den Händen Schwimmkleider in weiß mit roten und blauen
Streifen tragend; fie kaufen den größten Maibaumf bilden einen Kreis und
tanzen, nachdem fie ihre Sihwimmkleider auf das Brilckengeländer gehängt
haben. Wenn fie aufgehört haben zu tanzen, legen fie Geldfiücke auf die Dreh-
orgel. nehmen die Kleider und gehen.)
Der Drehorgelfpieler:
Creme, ZrZZje, >11! null' altro alle pianto al n10nc10 (luray
(Neue Knaben und Mädchen kommen; fie find abwechfelnd fo mit Pfingfi-
rofen und Fliedern überkleidet. daß die Köpfe nicht zu fehen find. Sie tanzen
eine Quadrille.)
Der Drehorgelfpieler:
dlon mi (Ic-.Muri Dev! parlo 178550!
(Der Tanz hört auf. Jeßt kommt ein Zug. Ein hellgrüner Schein ftrahlt von
der Drehorgel aus und beleuchtet folgende: 1. Die Grünkramfrauen mit Körben
auf dem Kopff die Kohl. Spinat7 Karotten7 Zwiebelbündel- Kartoffelnf Kohl-
rilbenf Spargel ufw. enthalten. 2. Die Beeren: und Obfifrauen mit Körben
voll Melonenf Apfelfinen. Kirfchen- Stachelbeerenf Erdbeeren ufw. 3. Die
Fifchfrauen mit allerhand Fifchen und Krebfenf Hummer-nf Auflern uf'. 4. Die
Frauen mit Hühnern- Wild. Gänfenf Tauben7 Enten in den Federn, 5. Die
Frauen mit Fleifch und Würfien. 6. Die Frauen mit Brötchen- Zwiebackf
Brezeln. 7, Die Frauen [nit Körbenf Holzgefäßen ufw. 8. Die Frauen mit
Topfblumen: Rofen. Calla/ AzaleenF Narziffenf Fuchfiem Tulpen- Palmen,
Farnen.)
(Diefe ziehen alle im Vordergrunde vorbeif fo daß von den Marktfiänden und
Verkäuferinnen nichts zu fehen ifk. Der Drehorgelfpieler fieht noch unten im
Vordergrund. und es fieht fo ausf als webe er alle diefe Bilder aus der Dreh-
orgel hervor- die immerfort die Mandolinata fpielt.)
Der Konfiabler
(tritt hervor): Die Polizei kommt!

Der Drehorgelfpieler
(hört auf zu [pieleu- der Schein erlifcht).
(Amalie mit Maria an der Hand* Luife und darauf Julius mit einer Reifetaiche.)
A m a l i e:
Jah Mariechem jetzt bekommfi du Spielfachenh dann müffen wir dahin
gehenX wohin wir feilen! (Amalie lauft im Spielfachenfiand) x
L u i f e
(zu Julius): Warum trägfi du feine Neifetafchß wo er fo unartig gegen
dich war?
I ul i u s:
Ich habe es ja übernommen/ und ich pflege zu haltenx was ich verfpreche. . ,
Aber was kam iiber Ivan daß er bei Eifingen an Land ging?
L u i f e:
Es [ah fo ausy als fei er vor dem Korporal bange. , . vielleicht hatte er
was mit der Landwehr zu tun. ..
I uli u s:
Wer kann wiffen! Luife- ich bleibe hieß bis er kommt; denn er kann
feine Reifetafche nötig haben„ und ich will ihn nicht an den Strand
fehen...
L ui f e:
Du bifi eine treue Seele- Julius- aber du kannfi hier den ganzen Tag
vergebens fitzen. . .
I ul i u s:
Oh nein; dauert es zu langex fo gehe ich. . . Du und ich„ wir treffen
uns in einer Stunde auf dem Klarakirchhof- nicht wahr?
L u i f e:
Abgemacht! Ich habe nur einige wenige Beim-gungen zu machen.
Bifi du fertig- Amalie?
A m al i e:
Ießt bin ich bereit!
I uli u s
(tritt vor und umarmt Maria): Adieu„ mein Kindchenl
M a r i a:
Wir wollen doch heute abend naah Haufe und werden tanzen 'i
L u i f e
(zu Julius): Sag nur ja!

I uli u s:
Das wollen wir gewiß. mein Püppchen.
AmaUe
(geht mit Maria und Luife): Adieu. Julius!
L ui f e
(zu Julius): Adieu. mein Freund!
I u l i u s:
In einer Stunde alfo! (Seht fich unter die Linde.)
(Der Graf und Hagberg im Gefpräch.)
D e r G r a f:
Sehen Sie. Herr Hagberg. ich will natürlich dem Kapitän nicht fein Brot rauben. und nicht um irgendwem durch die Konkurrenz zu fchaden. habe ich die neue Dampfergefellfchaft gegründet; aber uns hat lange ein zeit-gemäßes Boot gefehlt. und wir können fehr wohl für zwei Plaß haben.. . Dagegen möchte ich - ich fpreche zu Ihnen als Aktienbefißer - daß das neue Boot unferm alten Steuermann gegeben wird. der nach fünf-undzwanzigjährigem treuen Dienfi und durch fein humanes Wefen es wirklich verdient.
.ly a g b e r g:
Ganz meine Meinung. Herr Graf!
D e r G r a f:
Gut! Und da wir einig find. fo kann ja die Übergabe des Bootes heute abend gefchehen. um die Fefilichkeit zu erhöhen. und dem Alten eine angenehme Überreichung zu bereiten.
H a g b e r g
(gerührt): Ia. Herr Gott; der arme Lindgren hatte ja das Unglück. ein Boot zu ruinieren. aber dafür hat er leiden müffen. .. es foll mir eine große Freude werden. einen Menfchen glücklich zu fehen. .. da man fich nicht länger über eigene Erfolge freuen kann!
D e r G r a f:
Haben Sie auch Unglück gehabt. Herr Hagberg. daß Sie fo gefiihlvoll find?
H a g b e r g:
Ob ich...? Mein ganzes Leben ifi ein Unglück gewefen. Herr Graf.
D e r G r a f:
Ifi es nicht undankbar. fo zu fprechen? Sie haben eine Tochter. die Ihnen Freude macht...

H a g b e r g:
Ia. aber ich kann ihr_nie anders als zur Laft fein.. . fo ifk es! :
D e r G r a f:
Ich weiß. was Sie meinen... aber auch dem kann geholfen werden!
Allem kann geholfen werden!
H a g b e r g
(macht ein Zeichen des Abfchieds): Allem?
D e r G r a f:
Ia. allem! - Sollen wir uns jetzt trennen und jeder feinen Weg gehen?
- Nun. fei es. denn Sie haben recht: auf den Edelmut der Menfchen
ift kein Verlaß. und ich bin auch nur ein Menfch! Leben Sie wohl -
bis heute abend!
H a g b e r g
(geht nach einer andern Seite).
?st-2
Frau Anderffon
(zu Frau Sjöfiröm): Nein. das habe ich mein Lebtag noch nicht gefehen:
der Graf ifi fo weit gekommen. daß er dem Pfandleiher die Hand reicht, . .
Frau Sjöfiröm:
Ia. dem Pfandleiherz die muß es auch geben! Und was den Grafen
angeht: feht das alte Ritterhaus dort über dem Kanal an; gefchloffen
ifi es... ich entfinne mich. wie fie da zum letzten Mal lärmten. . . und
feitdem ifi es nicht angenehm für den Grafen gewefen!
(Der Steuermann und der Mafchinifi kommen; treten zu Frau Lindgren an
die Laube.)
Der Steuermann
(zum Mafchinifien): Seh Er fich hierher. Meifier. ich möchte die Alte einen
Augenblick begrüßen!
Der Mafchinif't:
Man muß nicht fo von feiner eignen Mutter fprechen. . . ja. ich finde.
es if't nicht recht!
Der Steuermann:
Meifier ifi immer fo genau. . . Aber feh Er fich da. nachher gehen wir.
um uns das Haar fchneiden zu laffen. und dann machen wir einen kleinen
Streifzug in die Stadt hinauf.

Clown,
it O f.
er 'Fir-uni*
.
j
fr
lrtur'
0.
'y
's
x
gibt
*llun
l
1
-
Ã–
Zi
s
e Vertu
_d ._-

cSkic'ttl'ouuner .- ug fi Stunt-k; :nz
„_-
--.- _m “_*_.w-.-_
.Light-rg:
Ia. aber ich kann ihr-nie anders als zur Laft fein. .. fo ifi eoi
O e r G r a f:
Ich tre-ß. was Sie meinen . aber auch dem kann gel:- "
Allem kann geholfen werden!
H a g b e r q
_man-.t ..in _Keimen des AbfSi-d-l: Allem?
'D e r *xi 3--,1 f:
Ia. all-nu! -- Sollen wir uns legt trennen und jeder feinen Weg ge- --
-- Nun. ftk es. denn Sie haben recht: auf den EKM-nut der Mexx' , .-
ifi kein Verlaß. und ich bin auch nm ein Mer-far! Leben Sie wohl -
bis bcutr abend!
H a g b e r a
(gebt kit-.ö einer andern Sc'ikc).
7.-.
Frau Anderffon
(zu Frau Sjöftröml: Min. das hub-7 ich mein Let-tag ne-h nicht gefeber
der Graf if? fa weit gekommen. daß er dem Pfaudleiher die Hand reicht.
Frau Sj'c-firöm:
Ia. dem Mand':ihcrz die muß es auch geben? lind nas den Gräfe;-
angebt: fehr dat- alte Rirtcrhaus dort über dent Kanal ar.; g-'ffhloffeu
if't .s ., ich euiiinne mich. wie fie da zum letzten Mai lärrnten. . . un!
felidtm iii es nicht angenehm für den Grafen gewefen:
(LN-*r C...*|-r.k-an;-. und der Malaria-lift kommen: tunen zu Fran ?mogren -r-
dc *Ze-ine)
L, e: ; teuerrnann
(zum JJn-iännifienl: Set' Er fich hierher. Meißen ich möchte die r'n.- c-:- *n
Augenblick bl'gl'llkil'll!
Der Mafctiinifi:
Man muß nicht fo von feiner eignen Wintec fc-recyen. .. ja. ich find...
es ift nicht recht! *
'der Steuermann:
:'*üeifter ift immer ft" genau* .. Aber feß Er ich da. nor-?her gehen :--i-
um .me 'k--s Haar, fchnetden zu laffen. und dann machen wir Wirf; klein .t
Str-,efzug in die Stadt hinauf.
q ,
5-7.

Artur Kampf: Der Clown.
1 * o 9 (GroÃŸe Berliner Kunï¬ausftellung 1909)

Der Mafhinift:
Ih weiß nicht. ob das gehen wird... denn ich glaube. wir kriegen Ge-
witter. und ich habe keinen Regenfhirm. ..
Der Steuermann:
Er ifi kein Seemann. verfieht fih. da darf er vorm Waffer bange fein!
Adieu fo lange!
D e r M a f ch in i ft
(feßt fich neben Julius).
(Es bewölkt fih.)
Der Steuermann
(zu Frau Lindgren): Guten Tag. Mutter. haft du meine. . .fogenannte
Gemahlin getroffen?
Frau Lindgren:
Guten Tag. lieber Lars! Ia. fie war zeitig heute morgen hier..
Der Steuermann:
Und wollte Geld haben? Ia. fie foll was kriegen! Sie foll. ..
Frau Lindgren: -
Ia. das Geld. das Geld!
Der Steuermann:
Und die Kinder! Wenn fie klein find. fagt man: werden fie nur größer.
fo braucht man keine Dienfiboten; und wenn fie größer werden. fagt
man. fie müffen Erziehung haben!
Frau Lindgren:
Siehft du denn keinen Lichtftrahl?
Der Steuermann:
Keinen! Wer ein Fahrzeug ruiniert hat. . . ja. das wird immer von den
Kameraden benußt. wenn man fich um etwas bewerben will! - Aber
es ift einerlei; es muß doh gehen. doch gehen! -- Wie ift's denn mit
dem Handel. Mutter?
Frau Lindgren:
Einen Tag nah dem andern! nach dem andern! wenig. wenig!
Der Steuermann:
Und ih bin dir fhuldig. ..
Frau Lindgren:
Das wiffen wir. das wiffen wir; aber man muß Menfh fein! - Geb
und halte keine Rede! Meifter wartet auf dich!
Der Steuermann:
Ich fhäme mich eigentlich...

Frau Lindgren:
Geh und riittele dich ein wenig auf! Du bift beim Meifter in guter Ge-
fellfihaft!
Der Steuermann:
Es geht wohh folange du etwas vermagftx aber wenn du:_n1iide wirft. , .
Frau Lindgren:
Ich hörte eben einen Vogel fingen: alles ordnet fich- und das tut es;
hält man nur ein wenig fauber- draußen und drinnen! Aber fängt man
any unfauber zu werden - dann ift es aus! - Aber das haft du nicht
getan. . . darum wird es dir wohl ergehen! So fpricht die alte Lindgren!
Adieu. Junge! So geh doch! geh!
Der Steuermann:
Danke für die Worte. Mutter! und möge dein Traum in Erfüllung
gehen! (Geht zum Mafchinifien zurück. worauf beide abziehen.)
D e r Fi f rh e r
(kommt, tritt an Julius heran).
I uli u s:
Nun. Langbucht. kann Er mir fagen. wo ich den Kandidaten zu faffen
kriege?
D e r F i f ch e r:
Er fprang ja ans Land bei Groß-Effingen. ,. und da traf er wohl auf
ein anderes Boot. Er ift wohl bereits an Land.
I u l i u s:
Könnte er nur feine Reifetafche kriegen. denn er hat wohl wichtige Sachen
darin; er kann ja Papiere und Geld darin haben!
D e r F i f ch e r:
Rum da weiß ich Ray bring Er die Reifetafche nach dem Hotel Rofendaly
denn da kehrt er fiets ein.
I ul i u s:
Wie heißt es?
D e r F i f ch e r:
Ro-fen-dal!
I uli u s
(fchreibt): Ich will's auffchreiben. Rofendal! So! Ifi es weit?
D e r F i f che r:
Nein bewahre! Und frag Er nur die Polizei- den ganzen Weg! Jetzt

gehe ich in die Verfammlung) wir treffen uns heute abend. Grüß Er fchön! Danke) danke! Glück zu! * (Geht)
J u l i u s
(zu Frau Lindgren): Bitte) fagt mir - denn ich bin fremd hier in der Stadt - ifi es weit bis zum Hotel Rofendal?
Frau Lindgren:
i(Rofendal? Das geht wie ein Tanz) wenn Er die Pferdebahn nach der 7„ neuen Brücke nimmt und fich dann ins Boot feßt. ..
I u l i u s:
. Neue Brücke? Danke fehr! Danke fehr) danke! (Geht.)
D e r K o r p o r a l
(von links).
Der Konftabler
(von rechts). -
Der Korporal:
Nun?
Der Konfkabler:
Keine Spur!
Der Korporal:
Dann will ich nach Marieberg telephonieren) denn da kommt das Boot vorbei! (Zu Frau Lindgren.) Darf ich) gute Frau) einen einzigen kleinen Augenblick das Telephon benußen?
Frau Lindgren:
Bitte) Herr Diftingsjonskorporal!
Der Korporal:
danke taufend Mal! (Geht in die Laube und telephonkert.)
(Es dunkelt noch mehr auf der Bühne.)
Der Konflabler
(zu Frau Anderffon): Ein Student ifi hier nicht zu fehen'gewefen?
Frau Anderffon:
Nein) ich habe keinen gefehen!
Frau Sjöfiröm:
Ich auch nicht! - Aber nun kommt Negenwetter an diefem gefegneten Tag) wo man eine Krone verdienen follte!
Der Konfiabler:
Es ift nur ein kleines Gewitter) das bald vorüber geht! Brummt nicht vorzeitig) es klärt fich fchon wieder auf!

Frau Sjöfiröm:
Ia. das fagt Ihr; meine Pfefferkuchen vertragen wohl Donner. aber
Regen vertragen fie nicht!
Der Korporal:
Komme nicht heran wegen des Gewitters! So muß man denn warten!
(Seht fich; fchwadroniert.) Hätte man je gedacht. daß eine folche Pflicht-
vergeffenheit unter diefer elenden Jugend herrfcht. . . Hat nicht Reichstag
und Regierung. .. ja der Reichstag ifi dort oben - (zeigt hinter fich) und
die Regierung? Ia. wo man die hat. weiß man nie!... Geleße ge-
fiiftet. daß das und das gefchehen foll! Ießt foll alfo dies gefchriebenes
Gefeh fein... aber. haft du nicht gefehen. gehen die Lümmel hin und
tun io. als fei das Gefeß für fie nicht gefchrieben! Keine Pflichten gegen
Vaterland und Königshaus. keine Schuldigkeiten. nur Rechte. .,
(Es donnert.)
Der Korporal: '
Ich glaube - es donnert! - Und diefe Studenten find am ichlimmfien!
Ich halle lie!
Der Konfiabler:
Man foll niemand halfen!
Der Korporal:
Als Chrifi. verfieht fich. foll man nicht haffen. aber man ifi auch Menfch! . . ,
Es gibt keinen Krieg mehr. lagen fiel... Frag den König dort oben!
im Grabchor meine ichl. .. Da liegt nämlich Carl All!, ..
Der Konftabler:
Ia. laß ihn liegen!
D e r K o r p o r a l
(brüllt): Was heißt das!
Der Konfiabler:
Für alle Tage laß ihn liegen...
D e r K o r p o r a l
(heult): Taugt er nicht. hat er einen Fehler. ift er nicht der allergrößte
König. den wir in der fchwedifchen Gefchichte gehabt haben?
Der Konfiabler:
Nein!
Der Korporal:
Konfiabler! '

[trau Lindgren:
Es klingelt jetzt. Korporalchen. ..
D e r K o r p o r al
(zu Frau Lindgren): Danke fehr. Frau. .. (Zum Konfiabler. indem er in die
Laube hineingeht). .. Et' war fo groß. . . fo groß...
Frau Lindgren:
Es klingelt von Heffingen, ..
D e r K o r p o r al
(zum Konfiabler): Ia. das ifi er!
(Es bliht. Die Frauen fangen an ihre Waren zu bedecken.)
(Joar fchleicht hinter den Ständen hervor; er hat einen Strohhut auf. und
fein Schnurrbart ifk abrafiert.)
I v a r
(zum Konfiabler): Verzeihen Sie! Herr Konfiabler. haben Sie vielleicht
einen Gardifien mit einer Reifetafche gefehen?
Der Konfiabler:
Einen Korporal. meinen der Herr!
I v a r:
Nein. einen jungen Landwehrmann!
Frau Anderffon:
Doch ja. er war eben hier und fragte nach dem Wege nach Rofendal.
I v a r:
Nach Rofendal? Was hätte er dort zu tun?
Der Konftabler:
Er follte wohl die Reifetafche dort abliefern!
I v a r:
Auf Rofendal! Dann bin ich verloren!
Der Konftabler:
Wenn ich den Namen erfahre. fo werde ich die Sache in Ordnung bringen!
J v a r;
Den Namen? Hm!
Der Konftabler;
Ia. ich kenne den Kammerdiener auf dem königlichen Lufifchloß draußen. . l
I v a r:
Wohnen die Königlichen dort?
Der Konfiabler:
Iawohl; und hier fcheint ein Mißverfkändnis vorzuliegen!

I' v a r:
Ift hier"'ein Telephon?
Der Konftabler:
Ia. dort drinnen; aber es ift augenblicklih befeßt, (Fixiert Ivar fcharf.)
Verzeihen Sie: ift Ihr Name niht Lundberg?
J v a r:
Ia! Und?
Der Konfiabler;
Isar! - Kennfi du mich niht wieder?
I v a r:
Ja! - Du fcheinfi tief gefunken zu fein!
Der Konftabler:
Immer gleih graufam! - Nun bin ih niht gefunken. obgleich es fo
ausfieht. ..
I v a r:
Du haffeft mich. weil...
Der Konftabler: .
Nein. ih haffe niemand. und zum Beweis will ih dir einen großen
Dienfi leiften! -
I v a r:
Das ift nicht nötig!
Der Konftabler:
Niht! - Weißt du. wer dort drinnen fieht und nach dir telephoniert?
I v a r:
Nah mir?
Der Konftabler:
Es ift ein Korporall
I v a r:
Von der Garde? (Nähen fich der Laube.)
Der Konfiabler:
Geh niht dorthin! - Hör mih an! Jh habe einen Haftbefehl für dih;
aber die Polizei hat mit Rückficht auf den heiligen Abend auh eine all-
gemeine Inftruktion. heute bei gewiffen Vergehen duch die Finger zu
fehen. Willft du dih alfo davonmachen. fo werde ih dazu den Rücken
kehren!
Ivar
(er-weicht): Das hatte ich nicht von dir erwartet...

DferjfKonfiabler:
Das glaube ich fchon! Aber geh deiner Wege; wir treffen uns fchon
wieder!
I v a r:
Danke! (Hinaus.)
Der Drehorgelfpieler
(der fich abfeits gehalten hat. erfcheint jeßt wieder. Er fiellt fich fo. dafi er
das Grabchor der Ritterholmskirche fixieren kann).
D e r K o r p o r a l
(aus der Laube): Ießt habe ich ihn!
Der Konfiabler:
Oh nein! Wo ift er denn?
Der Korporal:
Ich hab' ihn in Marieberg!
Der Konftabler:
Nun. dann faß ihn doch!... (Blickt nach dem Grabchor hinauf.) Nein.
was ifi das?
(Es blitzt; und bei jedem Blitz erfcheinen Skioptikonbilder im Fenfter des Grab-
chors Earls x11.: 1. Ein Spanier und ein Amerikaner. 2. Ein Buer und ein
Engländer. 3. Ein Ehinefe. 4. Ein Kofake. 5. Earl kill. in Hut und rnit
gezogenem Degen. Während die Bilder erfcheinen. wird folgendes gefprocben.)
Der Korporal:
Ia. was ifi das?
Der Konfkabler:
Ach. das ift der Drehorgelfpieler da unten!
Der Korporal:
Nein!
Der Konfiabler;
Ia gewiß; fieh nur. wie er dafteht und Ehofen macht. Alle diefe Ita-
liener können zaubern.
Der Korporal:
Zaubern können fie nicht!, ..
(Jetzt erfcheint Earl x11.)
(Arbeiter und Jungen. die fich gefammelt haben. fangen an zu hutrahen.)
Der Korporal:
Das find brave Burfchen! Noch einmal!
A lle:
Hurraah !

W
Der Konfiabler
(nimmt eine Pfeife hervor und pfeift).
(Das Volk fchweigt.)
Der Korporal:
Das ift der König der Könige!
Der Konfiahler:
Für Korporale. ja! - Das waren die Zauberkünfie des Drehorgelfpielers!
Geht jeßt beifeite. Leute. fo follt ihr fehen. wie ich zaubere. (Pfeift
dreimal auf der Pfeife.)
(Der .himmel hat fich aufgeklärt. der Donner hört auf.)
(Der .hintergrund ändert fich ins Ritterhaus mit der Statue Gufiav Wafas;
die .Kinderfcharen kommen wieder und fammeln fich um die Statue.)
Der Konfkabler:
Das ift der Landesvater. der Mittfommerkönig. und auf den wollen wir
das kleine Volkslied fingen!
Alle
(fingen folgendes Lied. mit Worten und Mufik von Richard Dybeck):
Stolze Männer. Mannesmut
Gibt's im alten Shweden gut.
Kraft im Arm und in der Bruft.
Jugendwarm in Kampfeslufi,
Augen blau.
Schau und trau.
Läheln Blumentäler durch.
Nord. der Erde Riefenhand;
Nord. des milden Herzens Land!
Töne noh aus früher Zeit
Gibt's im alten Shweden heut.
Wild dem Meeresfturme gleih.
Mild wie Grabesfeufzer weich.
Laufhet drauf.
Jhr Freunde. auf
Heimifch. hundertjährig Lied.
Laufhet. liebet. lernt es doh;
Singet. fingt's dann felber noch!

Viertes Bild:
Auf dem Klaratirchhof.
Links fieht man den untern Teil vom Chor und die Luke der [agen-
heften „Klara-Nonne"1). Im Hintergrund die Haufen welche die nördliche
Seite begrenzen; fowie die Baumpflanzungen. In der Ecke reehtö ift Hagbergs
Fenfter. Recht. die niedrige Mauer! Kirchhofspforte, Gräber njw, der öfilichen
Straße zu. Bänke hier und dort.
Örgellpiel aus der .Kir-he; Hahdns Schöpfung.
Hagberg [ikt am offnen Fenfier und raucht eine Zigarre, Arme .Kinder
tanzen im .Kreis um ein Grab-nah das aus einer Marmorfäule mit einer Urne
befteht,
Der Konfiobler
(kommt; tritt an Haßberge Fenfter heran): Pfi! - Herr Hagberg!
H a g b e r g:
Ia!
Der Konfiabler:
Jfi Frau Rundqvifi hier gewefen?
H a g b e r g:
Die Refiauratrize? Nein! ich habe fie nicht bemerkt . . .
Der Konfiabler
(deutet auf die Kinder): Sieh einer die an! - Das ifi auch ein Maibaum!
H a g b e r g:
Jah die Armen. Und die Muiik nehmen fie von der Kirche!
Kinderftimmen;
Die Polizei! Lauft!
(Die .Kinder laufen ihrer Wege.)
Der Konftabler:
Halloh! Kinder! Seid nicht bange!
H a g b e r g:
Alle find vor der Polizei bange!
Der Konfiabler:
Jah es ift [oh aber angenehm ift es nicht!
1) Anni. d. Über-j. Strindberg fihreibt 1882 in „Alt-Stockholm": „Die
Klara-Nonne‟ ift eine fehr myfiilche Perfon, von der jeder Junge der .Klara-
Schule um 1860 wußte! ohne jedoch [ie je erblickt zu haben. Daß fie im
Grabgewölbe auf der Ofiieite der .Kirche lag, wo eine Luke zu [ehen wan
das war ficher; denn man fah ihren Sarg dort unten blinken.

H a g b e r g:
Was ift angenehm. lieber Herr! Ifi das angenehm. was ih hier vor
habe? Aber man muß fih damit fhleppen. fich damit fhleppen!
Der Konfiabler:
Ia. was muß man niht!
Die Reftauratrize
(kommt mit Lina): Du kannft dort in die Allee gehen und warten. mein
Kind!
L in a:
Ia. aber Tante. ich habe Beforgungen in der Stadt zu mahen
Die Refiauratrize:
Wir gehen nahher zufammen Sieh da ift mein Freund
L in a
(geht nah rehts).
Der Konfiabler:
Nun. Frau Rundqvift. jetzt habe ich die Sache ins Reine gebraht. Bine.
fehen Sie fich!
Die Reftauratrice:
Danke. fehen Sie fih felbfi. Herr Rihter!
Der Konf'tabler:
Unmöglich. liebe Frau. da ih bis auf weiteres Konfiabler bin. Richter
bin ich übrigens niemals gewefen! - Aber zur Sache!
Die Reftauratrize: .
Zur Sache!
Der Konftabler:
Sie wollen Fräulein Lina adoptieren. weil fie Ihre Tohter ift. außer-
ehelih geboren. nah dem Tod des gefehlihen Mannes. Rehtlih können
Sie dies niht tun. denn nur ein Mann kann durch Heirat oder Adoption
einem Kind gefehliche Eltern geben!
Die Refiauratriee:
O. was foll ich tun! Laffe ich es beim alten. hat ja das arme Mädchen
keine Huld und keinen Schutz. und nehme ih fie an. fo hänge ich ja ihre
und meine Schande aus!
Der Konfiabler:
Hören Sie. Frau Rundqvift. in u nf ern Tagen. in dief en Zeiten
tilgt jede ehrlihe und herzhafte Handlung eine frühere weniger wohl-
bedachte Handlung aus. So weit find wir doch gekommen!

Die Refiauratrize:
Was foll ich alfo tun?
Der Konfiabler:
Tun! Schreiben Sie in die nächfte Anmeldung Ihr Kind als Ihr
Kind einx und machen Sie ein Teftament zu ihren Gunfien! Die ganze
Welt weiß ja. daß fie Ihre Tochter ifih und dies Vertufchen__wird nicht
refpektiert; reines Spiel dagegen wird immer geachtet!
Die Reftauratrize:
Dann wird es die ganze Welt wiffen!
D eir Konfiabler:
Die weiß es!
Die Refiauratrize
(trocknet die Tränen): Aber wie foll* das Mädchen mich nennen?
De'r Konfiabler:
Wie nennt eine Tochter ihre Mutter? .hören Sie. Frauchen; weiß Fräu-
lein Lina von all dem?
Die Refiauratrize:
Sie hat es lange geargwöhnt- aber heute morgen erhielt fie volle Ge-
wißheit
Der Konfiabler:
Es hat jemand geklatfiht?
Die Nefiauratrize:
Im Kandidat Lundberg war fo barmherzig
Der Konftabler:
Der muß doch immer dabei fein! - Das ifi alfo allesx was getan werden
kannh und das ift das einzig Richtige! Tröfien Sie fich damit!
Die Refiauratrize:
Aber . ..
D er Konfiabler:
Kein Aber! Die Sache geht ihren ftillen Gang. ohne Erklärungen. Er
wird. wie es if'ix und wenn eines fchönen Tages jemand zufälliger Weile
hörtX daß das Mädchen Sie Mama fiatt Tante nenntx fo findet er da9
ganz natürlich! - So! jeßt ift die Same abgetan! Sie brauchen es
den Leuten nicht auf die Nafe zu binden. Die Leute wollen am liebßen
mit Dingen nichts zu tun habenx die fie nichts angehen!
Die Refiauratrize:
Ja. Sie haben recht! Wie einfach ift das! Wenn nur die Menfchen. . .

Der Konfkabler:
...gibt's ia nicht! Frau) feien Sie nicht vor den Menfchen bange) die
find nicht gefährlich) und übrigens) fie find ebenfo bange vor Ihnen und
mir. Vor mir befonders!
Die Refiauratrize;
Vor Ihnen) wo Sie fo nett find
Der Konfiabler:
Stehen Sie nicht da und loben Sie mich) denn dann
Die Refiauratrize:
Gott fegne Sie) und haben Sie Dank für Ihre guten Worte! Wir treffen
uns heute abend! (Geht.)
Der Konftabler
(fieht nach Hagbergs Fenfier hinauf): Adieu) Herr Hagberg; wir treffen
uns heute abend! (Geht.)
H a g b e r g:
Adieu) guter Herr.
D e r G r a f
(kommt mit dem Komminifker [Unterpfarrer]; fie fehen fich auf eine Bank).
Der Komminifier:
Such Refignation!
D e r G r a f:
Wie foll ich das können? Wo ich keinen Grund finde für die Leiden) die
ich leide. Mein Vater wird von einem fchlerhten Menfchen getötet) an
einem fchlechten Ort und unter Umfiänden - jawohl! -- die nicht fchön
für fein Andenken find. Was habe ich verbrochen) daß ich einen entehrten
Namen tragen muß) einen Namen) der nicht genannt werden kann) ohne
daß man fiußt Ich kann auf kein Pofkamt gehen) in keine Bank)
nirgendwohin) wo einem der Name abgefordert wird) ohne daß ich eine
Miene lefe„ die fagt: aha) das ift der! Der? Ich war es ja nicht! Es
war mein Vater! Und e r war ja nicht der Mörder) fondern das Opfer!
Und gleichwohl) ich gehe einher als der Sohn eines Mörder-s!
Der Komminifier:
Ia) den Ratfchluß der Vorfehung durchdringen wir nicht) aber hafi du
die Kraft) dich zu beugen) mit den Fragen aufzuhören) den Klagen ein
Ende zu machen) fo wirft du ein Wunder fehen
D e r G r a f:
Glaubfi du an Wunder?

Der Komminifker:
Gewiß tue ich das!,.. Siehft du. Prüfungen werden wie Schlingen
von der Vorfehung ausgelegt... Befteh' die Prüfung. geh' nicht in die
Schlinge. und du wirft Wunder fehenl. , . Ich hatte einmal einen Feind.
er war mir gleichgültig. aber er haßte mich: ohne fichtbaren Grund; viel- *
leicht weil mein Name ihn reizte; er war ein wenig ungewöhnlich und
hatte zuviel Buchfiaben; vielleicht weil meine Nafe nach oben zeigte...
ich weiß nicht. aber das geringfie kann es bewirken. Run. er nimmt fich
vor. mich zu verfolgen. und einmal macht er meinen Namen auf einer
Pofikarte lächerlich. Jung und reizbar war ich. aber ich beherrfchte mich.
fchwieg und litt. Weißt du. fünf Jahre danach traf ich den Feind. der
war. was man belehrt nennt. Er bekannte mir: von dem Augenblick
an. wo er meinen Namen verunglimpft hatte. war es mit feinem eignen
aus. Da er ein öffentlicher. vielbemerkter Mann war. kam fein Name
oft gedruckt vor z aber jeßt war er fafi immer unrichtig buchfiabiert. und
zwar auf eine fo infame Weife. daß es ehrenrührig wurde. Er war im
Begriff. fich in der Kunft einen Namen zu machen. aber er bekam ihn
niemals. denn von Land zu Land. im tieffien Deutfchland und im fernen
Amerika mußte er heißen wie er nicht hieß! Schließlich kam fein
großer Tag. wo er in einer hiefigen illufirierten Zeitung abgebildet
werden follte. Aus Furcht vor dem Schiclfal geht er in die Druckerei.
um die letzte Korrektur zu überwachen und ficher zu fein! Er fah die
Form fchließlich in der Preffe liegen. hörte. wie die Dampfmafchine
geheizt wurde. und ging. diefes Mal ganz ficher.. .. Folgenden Morgen
öffnet er die Zeitung - und unter feinem Porträt fieht . . . der häßliche
Name!
D e r G r a f:
Kann man das erklären?
Der Komminifter:
Nein. aber weißt du. wie er feinen guten Namen wiederbekam? Ia.
fiehft du. da er nicht erklären konnte. warum der Faktor juft die Nacht
betrunken daher kommen und die Revifion verlangen mußte. fowie
rückwärts las und verkehrt korrigierte. fo fing er an zu grübeln; und
dann fuchte er fchließlich die Urfache zu feinem Mißgefchick in dem
kleinen Vergehen. das er gegen mich begangen hatte; tat Abbitte undhfeitdem hat er feinen Namen
behalten dürfen! und ich meinen!
Ich will damit fagen: ich fiel auf die Verfuchung. mich zu rächen. nicht
hinein und blieb unverletzt. aber er erhielt feine Strafe auf eine voll-

' kommen wunderbare Art . . .Indeffen. jetzt fagfi du. daß du deinen Namen
'_ ändern willfi. weil dein Vater ihn entehrt habe!
D e r G r a f:
Ia. das ift meine Abficht!
Der Komminifier:
Hüte dich vor Ungeduld! Leide. leide bis zum Leßten.**'und dein Name
kann einmal wieder geehrt werden. fo geehrt. daß du ihn _vermiffen
- würdefi! . . .
D e 1' G r a f:
Auf welhe Weife geehrt?
Der Komminifier:
Auf die Weife. auf die unfere Zeit Erfindung. Kunfi. W'iffenfhaft ehrt. . .
Du haft einen Neffen. der bereits in der Wiffenfchaft einen großen Namen
hat. fo groß. daß du in einigen Iahren dadurch geehrt fein wirft. denfelben
Namen zu tragen . .,
D e r G r a f:
Das wußte ih niht. daß er fo bemerkenswert ifi . . . Hm! Dann bereue
ih es. einen Taugenichts und einen mittelmäßigen Menfhen unter-
fiützt zu haben. fiatt meinem eigenen Verwandten zu helfen
Der Komminifier:
Das ifi ja leiht zu ändern Und meinft du Ivar Lundberg. fo ifi das
allerdings ein ungewöhnlich fchlechter Menfh Ein dummer. un-
wiffender. roher. hochmütiger .. .der dazu geboren ifk. hinter dem Pflug
zu gehen
D e r G r a f:
Meinfi du?
Der Komminifier:
Ia. fiher; ich bin einmal fein Lehrer in der Shule gewefen. und dann
habe ih ihn konfirmiert Und daß er Student wurde. ifi mir noch
heute unerklärlih. Das muß nicht mit rehten Dingen zugegangen fein!
D e r G r a f:
Etwas Betrug. meinfi du? Ich glaube auch fo etwas gehört zu haben.
Jetzt aber weiß ich. wie ich handeln werde... Danke. mein Freund!
(Ethebt fich.)
Der Komminifier:
Vergiß niht. um was ih dih bat! Fall niht auf die Verfuchung hinein.
auh wenn fie noch fo bitter ifi!

D e r G r a f:
Ich werde ihr mit allem Mut begegnen. den ih aufbringen kann!
Der Komminifter:
Komm und zeige dich mir dann. daß ih mich mit dir freue.
D e r G r a f: x.:
Das werde ich! Wenn ich noch eine Freude im Leben haben kann!
Der Komminifter;
Du! der andern foviel Freude maht Leb wohl! (Geht nach links.)
D e r G r a f:
Leb wohl! (Geht nach rechts.)
(Ein Stadtbete (Dienftmann) ift gekommen und hat (fich auf eine Bank
gefeßt. um [eine Zeitung zu [efen.)
I uli u s
(kommt mit der Reifetafche).
L u i f e
(gleich hinterher): Aber lieber Julius. wo bift du gewefen?
I u l i u s:
Ia. wenn ih das wüßte! Aber jetzt bin ich unglücklih für alle meine
Tage. und das ifk. weil ich dumm bin!
L u i f e:
Du bift niht dumm. aber du bifi ein guter und leihtgläubiger Menfh.
und es ifi durhaus nicht dumm. das zu fein. Seh dich und erzähle. was
gefhehen ift!
I u l i u s:
Ia. ih fragte nah Rofendalz und fo kam ich dahin. Aber ih konnte
keinen Glockenfirang finden und darum trat ih ein.
L u i f e:
In Rofendal?
I ul i u s;
Ia! ja! ja! - Nun. ih kam in einen 'großen Saal hinein. und da faß
eine Frau und fpielte Piano; da ih fie nicht fiören wollte. fo fchwieg
ich; und da ih müde war. fo fehte ich mih fhließlich.
L u i f e:
Das ift zu verrückt. zu verrückt!
I u l i u s:
Nach einer Weile hörte die Frau auf zu fpielen; und dann wandte fie
fih zu mir um und fagte: Nun. mein Engel. wie findeft du Waldteufels
Neuefies? . . .

L u i f e:
Was fagtefi du da?
I u l i u s:
Ich? Ich fagte nichts; aber fie!
L u i f e:
Was fagte fie?
I u l i u s:
Sie fagte auch nichts. aber fie fchrie. fchrie
L u i f e:
Armer Inlius!
I ul i u s:
Dann kam ein General herein! Und dann fchrie er; und dann kam ein
Landeshauptmann z und dann fchrie der; und dann kamen drei Minifier
...Da dachte ich. . .denn zu fprechen wagte ich nicht. . .jeßt werde ich
enthattptet!
L u i f e:
Nun. wurdeft du's?
I uli u s:
Reini.. . Schließlich fagte der General. er fehe. daß ein Mißverfiändnis
vorliege. und er war der höflichfie von ihnen... Und kannft du raten.
wer es war?
L u if e:
Das kann ich durchaus nicht!
I u l i u s:
Ia. du. das war der Prinz!
L uif e:
Nein. was du fag|!. . . Aber jetzt haft du wohl genug bekommen von
Ivar und feiner Reifetafche?
I u l i u s:
Ia. jeßt gehe ich mit ihr nach Rofenbad! Es ift gleich hier nebenan!
- Wo treffen wir uns?
L u i f e:
Im Tiergarten; dann können wir nachher auf die Schanze gehen!
I uli u s:
Gut! wir treffen uns im Tiergarten!
L u i f e:
Du bif't doch auf Langbucht nicht böfe. daß er dich den weiten Weg gelockt
hat?

*-7- >-_.' _-v-_'
. I
.K *4
a. .-
‘i- 'J
._... q
40
('-
I
** s
x* 7
..'- :
x..
\—
A
Q
'f
.* fl
-
I
z f
'f
I
"I *
Z
d... J
U 7-
1
Q
S i
' fl
q
r1
Ü
1.-(x
'-
I
Q i
.-
Pd '
P» "
(in R
i 1
‘ ,5 “fe y x k*
'3-9 r"
*

MitffdliLZZ-C _j ?Zugufi Strindberz),
L u i "f e:
Was iagteft du da?
I u l i 1-
Ich? 'ut' faate nichte; at:: :*7
L' u if.:
'PiA-*te fake fie?
*- i i l ll Z: '
Cie fnate Z;ia-t3 ..rei in* ...nig fehr-ie
L u 1 a:
Artnr-r ,Jui-.ccf
J u l i u s:
Dann kam ein General herein! Und dann fehr-ie er; und dann iatn ein
Landeshauptmann. und dann frhrie der; und dann kamen drei Minifier
...Da dachte im.. denn zu iorcchen wagte ich nieht ..jeßt werde ich
entl- it'ptei!
L u [fe:
Nun- inneren du's'?
I n l i u s:
Nein!, . . Schließlich fngie d-.r tnenerah er fehey daß ein Mißverfkiindnie
worliegey und er war der boflieiifie von ihnen. „ Und kannfi du raten-
wer es war?
L u. i fe:
Lan ?min ich dnrcbme nicht!
_1 *i l i u o:
'Jim du, dae war te*: Prinz!
i . fc;
'e-u --aq r. Punk., 'kid-k jen- ban du wohl genug bekommen von
"WI .I'- * ri.- r Nein-.7.i-1-'k
,i r: i t *i -1
In„ (ert gehe ich .nit .hr ..am Rofcndad! (vie-ift gleich hier nebenan!
-- *:.*o treffen wir uns?
L n i f e:
Jin Tiergarten; dann können wir nachher auf die Schanze gehen!
I n l i u s:
Gut! wir treffen une im Tieinarten!
L u i f e:
2-:- l-ffr don) auf Langbuchr nicht röfe/ dafi er dich den weiten Weg _gel-.int
dat?
5 4**-

.32: mcézmmzézé, „LS-VM „SZON m O a _
.YZF-:Y “JP c m Q _ S, R Q Rm ?qu-7m

J u l i u s:
Böfe? Ich bin niemals böfe.
L u i f e:
Nein) du bifi gut) Julius; und es find nur die Böfem die böfe werden
wegen Kleinigkeiten! (Geht nach linkt.)
I uli u s
(geht nach rechts).
(Kan hört an eine Pforte der Öfkliihen Straße klopfen. Ein älteres Weib
fierkt neben Hagbergs Fenfier den .Kopf zum Fenfker heraus.)
D a s W e i b: _
Wer klopft fo laut an die_Pforte?
Ivars Stimme:
Das geht Euch nichts an! Öffnet nur!
D a s_ W ei b:
' Er muß nicht fo garfkig fein!
I v a r:
(kommt) tritt ans Fenfier heran): Wohnt hier nicht der Pfandleiher?
D a s W e i b:
Das Kontor ifi heute am Mittfommerabend gefchloffen!
I v a r:
Das ift doch der Teufel felbfi!
D a s W e i b:
Er muß nicht fo böfe flachen) nur fchleihtes Volk tut fo 'wasl
Ivar
Hörfi du) Weibfiijck D a s W e i b:
Pfui!
D e r A l t e
c(hinter dem Weib): Was ift los? Will ein Saufbold feine Uhr verfaufen?
Gehft du) Kerl!
I v a r:
Komm herunter) du alter Ochfe) ich will dich lehren!
D e r A l t e:
Gehfi du) du!
I v a r:
Schäme dich!

D e r A l t e
(gießt ein Walch becken über Jvar aus): Gehfi du. du!
J v a o"
*(befudqelt): Polizei! Polizei!
H a g b e 1- g
(im Fenfier): Was ifi? Was ifi?
I v a r:
Ia. das Pack da begießt mich mit Waffer!
Hueberge .._ .,
Sehr fchlimm. fehr fchlimm!
I v a r:
_ Nein. ich glaube. das ifi der Großhändler.
H a g b e r g: *
Und der Kandidat! - Was ift los. was ifi los?
I v a r:
Ia. hm. ich' hatte mein Geld in der Reifetafche. die ein Idiot fortgetragen hat. Darum dachte ich meine Uhr zu verfeßen. denn ich habe heute noch keinen Biffen gegeffen. Aber nun hat das Schwein von Pfandleiher gefchloffen
H a g b e r g:
Soo? Soo? Er will wohl auch frei fein am Mittfommerabend.
I v a r:
Soll fo ein Schwein frei fein?... Warum wird er der Brandfiifter genannt?
F) a g b e r g:
Weil fie feinen Hof in Brand gefieckt haben!
I v a rt'
Und darum hat er den Namen bekommen?,
.h a g b e r g
(gutmütig): Dazufkann man doch nichts machen... So etwas kann das Leben einem bieten!
I v a r:
Hör Er. Großhändler Er kennt doch meinen Vater ..
H a g b e r g:
Ia. das ift ein feiner Mann und ein freigebiger
I v a r:
Ob er das gerade ift. weiß ich nicht

DasWeW
_(im Fenfier): Pfui Teufel. dazufiehen und fchlecht von feinem Vater zu
ßnegwn!
Ivan
Halt die Schnauze!, .. Ia. will der Großhändler mir niht einen Fünf-
ziger pumpen?
DasWeW:
Er fpricht ja wie ein ja. wie ein Hafenarbeiter!
Ivar
(zu Hartberg): Will Er nicht?
aakg berg: .. .
'Ia.7_*,_wenn ich könnte. aber ih kann niht!
I_v aZr:
Kann nicht?
F7 a g b e rg: Nein. ih kann niht. weil' mein Gewiffen es mir verbietet!
Ivan
Gewiffen? Hat der Großhändler Gewiffen? Dann ifi er wahrhaftig
kein Großhändler! *
Hagberg
Nein. das habe ich auch niemals behauptet! Im Gegenteil!
Ivar:
Was Teufel ifi der Herr denn?
Hagbwrg:
Ih habe das Kontor da unten!
Ivam
Der Pfandleiher!
HagberN
Ia!
Ivan“ _
Ah!, . . Hör Er. der Herr läßt ja mit fich reden. und!, . .was ih da fagte. . .
HagPerg
(webmütig): Was Sie von mir fagten. das tut mir niht weh... aber
das von Ihrem Vater!,-
Ivau
Das nehme ih zurück! Aber hör Er jetzt; ih bin ein hungriger Mit-
menfch

H a g b e r g:
Warum aßen Sie niht auf dem Dampfboot?
I v a r:
Hm! Adieu. Herr Hagberg! Adieu! Adieu!
H a g b e r g
(fchließt fein Fenfiet): Wenn die Jugend wüßte! Ia wenn! Wenn
ih felbfi gewußt hätte!
I v a r
(tritt an den Stadtbeten [Dienftmann] heran); Geh Er und verfeße Er diefe
Uhr für mih!
Der Stadtbote:
Ih? Nein. niht um alles in der Welt!
I v a r:
Was ift das? Ih bezahle natürlih gut.
Der Stadtbote:
Daran kehre ih mih niht!
I v a r:
Will Er niht gehen. fo werde ih Ihn zwingen!
Der Stadtbote:
Hört! Der Herr ift gewiß vom Lande!
I v a r:
Nein. ih komme aus London und Berlin. und da weiß man folhe Faul-
pelze zu behandeln Der Stadtbote
(erhebt fih und fchlägt Ivar den Hut herunter): Schämen Sie fih! Ih
gehe. wenn ih will. und für höflihe Leute immer!
I v a r:
Polizei!
Der Drofhkenkutfher
(kommt): Was i| das?
I v a r:
Polizei! Ah fo. es ift keine da! - (Zum .Kurth-r): Fahren Sie mih zur
Wahe!
Der Drofchkenkutfher:
Nein. nein!
I v a r:
Weigerft du dih zu fahren?

Der Drofchkenkutfcher:
Du? Ich fahre. wen ich will I v a r:
Dann fahr' zur Wache!
Der Drofchkenkutfcher:
Rein. ich will Sie nicht fahren!
I v a r:
Weißt du. wer ich bin?
Der Drofchkenkutfcher:
Er fagte es eben felbft: ein armer Bummler. der feine Uhr verpfänden will. Nur Bummler gehen zum Pfandleiher!
I v a r:
Ich bin Student!
Der Drofchkenkutfcher:
Das konnte ich mir denken! Denn die gibt es überall - bei den Garden. in der Irrenanfialt. und ich glaube. wir haben auch einen im Zuchthaus!
Ivar
(fchlägt um): Fahr' mich. du kriegf't einen Schnaps!
Der Drofchkenkutfcher:
Danke. aber ich fchnapfe nie!
I v a r: .
Ich glaube wahrhaftig. das ganze Land ifi Pietift geworden!
Der Drofchkenkutfcher:
Ich antworte nicht für das Land! (Geht.)
I v a r:
Stadtbote!
Der Stad tbote
(milder) Was ifi?
Ivar
(niedergefchlagen): Woher foll ich was zu effen kriegen?
Der Stadtb ote:
Arbeiten Sie!
I v a r:
Aber ich bin Student!
Der Stadtbo'te:
Das bin ich aueh!

J v a rx."
Sie?
Der Stadtbote;
Ia- das find ja jeßt alleMenfchen- damit ifi nicht zu prahlen! Kom-stillen-
Apothekerlehrlinge- Leutnanttlburfchenx alle I o a r:
Jfi es fo?
Der Stadtbote:
So ifi es!
I v a r:
Wie bifi du Student geworden?
Der Stadtbote: **'
Ich habe mich durchgefchwindelt .. . ich fchäme mich eigentlich davon
zu fptechen! Inx es ifi fchändlich I v a r '
(verlege n): So?
Der Stadtbote:
*Und es geht jeßt umx wie Sie fehen!
I v a r:
Geht um!
Der Stadtbote:
Alles geht um! Aller Schwindel geht um!
I v a r:
Ifi Er auch Pietifi?
Der Stadtbote:
Was meint Er mit Pietifi?
J v a r.-
Ich meine hm Der Stadtbote: _
Er weiß nichtZ was Er meinte fchwaßt bloß
D e r K o r p o r a l _
(kommt von rechts, ohne Ivo' zu bemerken): Stadthotel
I v a r7
([chleicht allmählich herauß tüäwätu hinter Bäumen und Gtabmälem).
Dier S:tadtbote:
Das bin ich!

Der Korporal:
Jfi dies der Klarakirmhof?
Der Stadt_bot_e:
Jawohl! _ __
Der Korporal:: z
'Dies ifi der Klarakirehhof! * (Amalie geht iiber die Szene.)
Der Korpogal:
Nein) fieh einer die Kleine! Hat der Stadtbote einen Studenten
gefehen?
Der Stadtbot_e:
:Von draußen ift wohl nichts zu fehen?"
D_er Korporal:3 _
Von draußen ifi nichts zu fehen! (Bekommt Joar zu Gefitht, der fich
hinter einem Baum verbirgt. Der Korporal erhebt [ich auf den Zehen) gafft
' fürchterlich und fimt). Sieh einer den! Polizei! Polizei!
Der Konfiabler
(kommt, tut fo) als jage er Idar nach, aber laßt ihn laufen.)
Der Korporal: *
Nimm ihn fefi!
Der Konfiabler*
(halblaut zu Joar): Wir treffen uns im Tiergarten! Ich muß mit dir
fprechen!
Ivar
(nickt bejahend und läuft),
D e r K o r p o r al
(lauft hinterher): Nimm ihn feft! Nimm ihn fefi!
Schluß in der Juli-Nummer

,Karl Bleibtreu:

Napoleon in dichterifcher Gefialtung.

' Ein Jahrhundert i| jetzt gerade verfloffen7 feit der korfifche Imperator mit feinem Koloffusfchritt die Erde erzittern machte. Man follte denken- daß eine fo märchenhaft großartige Erfcheinung die Dichter aller Völker zur Gefialtung gereizt hätte. Doch bleibt verhältnißmäßig die Ausbeute einer Napoleonspoefie gering- und es fällt auf- daß weit mehr der deutfche als der franzöflrhe Geij't fich mit ihm befchäftigt hat. Italien fpendete nur die Ode Manzonis auf feinen Tod- England die Stanzen Byrons im „Harold", fowie defien ziemlich fcharfe Ode nach Napoleons Sturz, und fpäter das „Bronzezeitalter'ß worin das eherne Relief des Cäfarenantlißes fich von den Zwergen der legitimifiifchen Reaktion abhebt. Aus Goethes Kai-men an Maria-Luife blieb nur die Einleitungsfirophe lebendig: „Worüber trüb Jahrhunderte gefonneni er überfehaut's in klarem Geifteslicht, das Kleinliche ift alles weggeronnen“. In Frankreich fprach Lamartines Ode an Bonaparte die kleinliehe Moralinfäure einer verlogenen klerikal-feudalen Reaktion aus- fand aber doch am Schluß das tiefe Wort: „Wer weiß o Goth ob vor dir nicht das Genie eine Tugend ift?" Es folgte de Vigny mit feiner merkwürdigen Novelle: „Militärifche Größe und Sklaverei') worin das Dämonifehe geifireich herausgearbeitet- im iibrigen aber der Gewaltige mit jener nörgelnden Skepfis verunfialtet wird, die für den Wiffenden geradezu auf verleumderifiher Entftellung beruht. Nun ftimmte Bäranger feine Volkslieder an, dies große Andenken zu ehren- oft mehr gutgemeint- als diehterifch- und V. Hugo ließ einigen Bombaft erfchallen, indem er gleichfam eine poetifrhe Vendômefäule für den Heros aus rhetorifchen Antithefen erbaute. „Err überall Er!“ Damit ifi das Regifler franzöfifcher Poefieopfer vor dem Altar des Napoleonbildes erfchöpft, denn Farcen wie Sardous „Madame Sans-Gsne“ wird man ni>ft ernft nehmen, und Roftands fehwülitiger „Aiglon“ hat mit der eigenen Perfon des Kaifers ja nur indirekt zu tun. Wie man fiehtt ift hier von Gefialtung faft nie die Rede, denn felbfi bei Viguy

bildet er ja nur eine Epifodenfigur. Die lyrifchen Ergüfie aber werden
weit überftrahlt fchon von Zedlißl Zyklus auf den Toten von St. Helena
und gar von .Deines ..Zwei Grenadieren" und dem Entfprechenden im
..Buch Le Grand". Wirkliche Geflaltung wagte überhaupt erft Grabbe
in den ..Hundert Tagen". Dies angebliche Drama - reinhifiorifch und
ohne Frauen - wendet fich natürlich nicht an die Bühne. und der
Mißgriff eines plumpen Bearbeiters. es vor neun Jahren auf die Bretter
zu bringen. verfagte. Das wahrhaft Bedeutende bei Grabbe liegt eben
überhaupt nicht im Dramatifchen. vom Theatralifchen im Bühnenfinne
ganz zu fchweigen. denn vom Begriff des wahren Dramas (plaftifche
Eharakterentwicklung durch widerftreitende Leidenfchaften) hat er keine
Ahnung. Sondern er fiellt fich als kulturhiftorifcher Epigrammatiker
dar. der in bunter Szenenfolge das Milieu einer weltbewegenden Zeit
hervorzaubert. etwa wie in Gobineaus ..Renaifiance". So atmet denn
alles umrahmende Beiwerk eine unleugbare Genialität. die Figur
Napoleons felber aber verfchwimmt in hiftorifcher Pofe.
Fiir den Zweck. einen menfchlich greifbaren Napoleon auf die Beine
zu ftellen. fcheint ohnehin unumgänglich nötig. ihn nicht auf hiftorifcheer
Pol'tament. fondern als Privatmenfchen vorzufiihren. lind gerade hier.
während bei andern großen Tatmenfchen das die gewöhnliche Menfch-
heit am tieffien bewegende Problem der Liebe gar nicht oder nur künfilich
herangezogen werden kann. ftellt fich das Erotifche nicht nur zwanglos
ein. fondern bietet in der Iofefinengefmichte geradezu einen Schlüfiel
zum Werden des imperialen Märchentraums. Der verftorbene K. von
Heigel hat daher in Poffarts Auftrag ein recht effektvolles Bühnenfpiel
„Iofefine" zurechtgezimrnert. das freilich mit der Wirklichkeit naiv um-
lpringt. Ganz im Bann der Legende erfcheint hier die kokette und
lüderliche Kreolin als die edle 'Dulderin. ihr geftrenger Eheherr als
der barfche Egoift. der politifchen Zwecken auch die treue Gattin opferr,
Dichterifche Qualitäten befißt das Opus natürlich nicht. eher noch die
fiets durchgefallene ..Iofefine" von Hermann Bahr. worin nun um-
gekehrt die galante Dame als eine Femelle im übelften Sinne. eine dumm-
fchlaue Demimondaine auftritt. die von Bonaparte nur gefellfchaftliche
Deckung ihrer mefialinifchen Gelüfte erwartet. Das verzerrt die Wahr-
heit nach entgegengefeßter Richtung. denn fchlechtweg eine Dirne war
Iofefine nicht. Bahrs düfterer Hahnreih Bonaparte ift vollends ein
Faßke. trotz einiger nicht übel empfundener charakteriftifcher Züge.
Ähnlich verfucht ein Bühnenfpiel von Carry Brachvogel den Brumaire-

fireich höchft unhifkorifch - denn Bonaparte war länglt zuvor über
Iofefines Verhältnis zu Barras unterrichtet und in Ägypten durch
ganz andere Skandalaffären feiner Ungetreuen in Wut gebracht -
mit angeblich erft jekt erfolgter Entdeckung des Iofefinencharakters .u
verknüpfen. Trotz Matkowskis erfchiitternder und bedeutender Ver-
körperung des übertölpelten Genies fiel das Stück auf Nimmerwieder-
fehen in Berlin durch. Weit feinfiihliger als bei Bahr war hier doch
die Würde der Napoleonsfigur pietätvoll bewahrt) und manches befaß
einen dichterifchen Wurf. Der Wirkliche Geheimrat Wiß. um mit
Heine zu reden) beftand freilich darin) daß die beiden genannten Spiele-
worin Iofefines Verhältnis zu Barras geftreift) gedanklich reine Pla-
giate nach Bleibtreus „Schickfal“ vorftellten) Bahrs Stück aber. wovon
bei Carry Brachvogel keine Rede fein kann, in durchaus unerlaubtem
Grade. Wir wollen auf diefe feinerzeit vielbefprochene unerquickliche
Angelegenheit hier nicht eingehen. Jedenfalls find die genannten
Stücke - von epifodifchem Auftreten eines Napoleon in v. d. Pfortes
lächerlich unhifiorifchem „1812'Z wobei bezeiämenderweife der körperliche
Zwerg York ini Berliner Hoffwaufpielhaus vom Riefen Molenar ver-
körpert wurde, ganz abzufehen - die einzigen modernften) in denen
Napoleon gefkaltet werden foll. Denn Shaws „Schlathtenlenker“ wird
wohl jeder Verniinftige7 geradefo wie Shares „Sinai-'Z als Aus-geburt
eines efpritvollen Wißlings ohne jeden Nefpekt fiir die Wirklichkeit) von
der Lifte ausfcheiden. Bleiben alfo nur Bleibtreus Verfuche) der großen
Geftalt näherzutreten. Dies ift gefchehen (von militärwiffenfchaftlichen
Werken hier zu fchweigen. ebenfo von den hifiorifch-philofophifchen
Büchern „Der Geniekaifer und die Welt") „Der Imperator“), aphoriftifch
in den balladesken Profafkizzen „HeroicaT in der Skizze „Das Geheimnis
von Wagram", in den groß angelegten umfangreichen Schlachtbildern
,.Aspern". „Waterloo" (Münchem Langen)) „Napoleon bei Leipzig"
(4. Auflage)) neueftens in der Novelle „Romantifche Liebe", und endlich
dem in dreifacher Form vorliegenden Napoleonsdrama „Säfickfal'ß
„Der übermenfch". Die erfte Form) die mit Bonapartes Rückkehr aus
Italien fchließt. wurde 1893 in Miinchen von Poffart (vorher in Bremen)
dargeftellt) die zweite (in Buchform - Band lll der dramatifchen
-Werke - vorliegend) in Berlin) die dritte, vom Autor allein als maß-
gebend aufgefaßt) 1896 am Stuttgarter Hoftheater. In den zwei fpäteren
Formen wurde das Iofefinenproblem bis zur Scheidung verfolgt. in
der letzten realifkifGer der unfaubern Wirklichkeit angepaßt und mit

zahlreichen neuen Details verfehen. früher allerdings zu fentimental-pathetifch bezüglich der „armen" Iofefine. mit Rückficht auf die allgemein verbreitete Legende. Doch es bleibt fraglich. ob der Bühnenfchein in diefem Falle fchroffe Anlehnung an die Wirklichkeit verträgt. ob für das vorfchwebende Problem - endgültige Abwendung des Weltgebieters vom Gemütsleben - nicht die Legende dichterifcher wirkt. als die hiftorifche Realität. Iofefine war eine Illufion. auch für Napoleon felber. der rührend ihren Tod beklagte und ihrer in ritter-licher Treue auf St. Helena gedachte. Wenn alfo die maßgebende Form ..Der übermenfch" fowohl Napoleon als Iofefine realiftifcher zeichnet. fo umfchwebt die älteren Formen eine gewiffe jugendliche Naivität (vor 22 Jahren ent-ftanden). die man vielleicht ungern mißt. Das Wefentliche bleibt aber. daß hier das Napoleonproblem überall bei der Wurzel gepackt wird. daß man das W er d e n diefes Außerordentlichen verfolgt. worin allein das Dramatifche fich ausprägen kann. Wertabfchähungen find mir be-greiflicherweife hier verfagt. und wenn der Literarhiftoriker Profeffor Koch einmal fchrieb. die 3 erfien Akte von .‚Schickfal‟ feien fäfon mehr wert. als Gerhart Hauptmanns fämtliche Erzeugnifie. fo möchte ich ganz aufrichtig dies um fo weniger unterfchreiben. als ich überhaupt auf kein einzeln e s meiner Werke. fondern nur auf deren Gefamtheit Gewiält lege. Eins aber bleibt jedenfalls befiehen: Verknüpfung der Schickfalsidee mit der feltfamen Perfon Iofefines. was tatfächlich hiftorifch gegeben ift. infofern fie fich als Napoleons Spieler-glück dar-|ellte: durch fie erhielt er die „Armee von Italien". ohne die er fon| nie zu welthifiorifcher Größe aufgewachfen wäre; mit der Scheidung verließ ihn fein „Stern“.

Ferner muß betont werden. daß man den Feldherrn ..bei der Arbeit“ auffuchen muß. daß alfo der Imperator in den genannten großen Schlacht-bildern klarer hervortritt. als es je auf der Bühne gefchehen könnte.

Ernfi Friedegg:
Künftlerbriefe.
Aus den unveröffentlichten Originalen mitgeteilt.
Etwa vor zwei Iahren ift in Wien der Komponift Adalbert von
Goldfehmidt geftorben, Er ftammte aus einem vornehmen Bürgerhaufe
- der Vater war Prokurifk des Bankhaufes Nothfehilw und er lernte
des Lebens Notdurft fpät kennenf erft in feinen letzten Iahren. - Er follte
dem Berufe feines Vaters folgen- aber mit wilder Gebärde wies er die
ihm vorgelegten Arbeiten zurüät und fein Arbeitstifeh füllte fich fiatt
mit Buchauszügen mit Skizzen mufikalifiher und diehterifcher Art. Eines
Tages entlief er den Bureauräumlichkeiten- des alten Bankhaufes und gab
zu Haufe fe| und beftimmt die Erklärung abe er werde Komponif't werden.
Der Aufführung einer Meffe von Goldfchmidt in der Minor-item
kirche in Wien wohnte der Generalprokurator Eduard von Lifzt beif ein
Onkel Franzens von Lifzt. Eduard von Lifzt if't felbfi ein tüchtiger MW
fiker gewefen und ein Anwalt aufftrebender Talente. Der junge Gold-
fehmidt gefiel ihm- und er zog ihn in den engen Kreis„ der bei ihm ver-
kehrte. So oft der „große Franz" nach Wien kam- wohnte er bei feinem
Onkel. So ergab fich eines Tages die Bekanntfchaft mit Goldfchmidt
von felbfi. Er durfte dem Meifter einige Kompofitionen vorlegen, und er
wurde gelobt und ermuntert. An feinem Schaffen nahm Lifzt lebhaften
Anteilf fo fehr, daß er ihn fpäter zu fich nach Weimar zog. Goldfchmidts
weltliches Oratorium „Die fieben Todfünden" nannte Lifzt oft ein
„großmeifierliches Werk') und feine Oper „Helianthus" fchickte er emp-
fehlend nach Leipzig- wo fie auch gefpielt wurdef und er fiihrte fie felbft
mit befchränkteren Mitteln in Weimar auf.
Darauf bezieht fich der folgende Brief Lifzts- den ich im Nachlaß
Adalberts von Goldfchmidt gefunden habe:
„Verehrter Freund-
Bei meiner Ankunft hier (vor 10 Tagen) erhielt ich Ihr eminentes,
g r o ß m e i ft e r l i ch e s Werk. Seine Widmung ehrt und erfreut mich.
Der mächtige Eindruclf den mir die erfte Lefung mit Ihnen- in Weimarx
gewährtef befefkigt fich durch die zweite- die ich jetzt* vortiahmf ohne ein-en
Takt zu übergehen- und felbft viele Seiten wiederholt betrachtend . . . .

Sie fiehen der merkwürdigen Dihtung des Sünden-Septennari-
ums keineswegs nah. und Sie haben deren Eigenheiten poetifh kühn
erfaßt. mit mufikalifch kräftigen Klauen und Flügeln. *
Mein Wunfch ift nun. das Werk in feiner vollen Geltaltung und
Wirkung. mittelft Stimmen und Orhefier zu hören. Hoffentlich trifft
fich bald Gelegenheit.
Mehdorffs Elavierauszug lobe ih als vortrefflih. wenn auch
einiges Detail der F i n g e r m ä ß i g k ei t. ohne Befchädigung des
Klanges. erleihtert werden diirfte.
Empfangen Sie. verehrter Freund. meinen herzlichen Dank.
Treu ergebenfi
F. Lifzt."
29. Jänner 1880. Budapefi.
Ein zweiter Brief Lifzts intereffiert befonders durh ein Urteil über
Mottl. Der berühmte Dirigent wollte augenfheinlih damals Komponift
werden.
..Sehr geehrter Freund.
Ihren Brief erhielt ih in Wiesbaden. wo vom 5ten bis 8ten Juni
niht weniger als 5 Concerte nebft täglich vielftündigen Proben ftatt-
fanden. Die Frühlingsfymphonie von Bronfart - ein jugendlihes
Meifierwerk - ward vorzüglich ausgeführt und eminent dirigiert von
Bülow.
Selbftverfiändlih werde ich die Oper von Mottl zur hiefigen Auf-
führung (im nähften Winter) befonders empfehlen. Einliegende Ant-
wortzeilen bitte ich Sie Mottl einzuhändigen. Möge fein Vorname
Felix ihm glücken.
In aufrihtiger Freundfhaft ftets ergebenfi
F. Lifzt.“
12ten Juni 79. Weimar.
Lifzt blieb dem um viele Jahre jüngeren Komponiften bis an fein
Lebensende treu. und zu einer Zeit. als er öffentlich niht mehr auf-trat.
kurz vor feinem Tode fpielte er bei einer Matinee in der Familie Gold-
fhmidts auf dem Klavier und gab fo dem Haufe des Freundes eine höhere
künftlerifhe Weihe. Jede Matinee bei Goldfchmidt war übrigens im
Mufikleben der Donauftadt ein großes Ereignis. und alles. was berühmt
war oder es werden wollte. drängte fih dorthin zum Vortrag. Die
Altiftin Marie Wilt. die damals am Himmel der Wiener Hofoper als

allererfter Stern glänzte. und von der heute noch eine ältere Generation
Wiens fchwärmt. empfahl feinem Wohlwollen eine ihr unbekannte Sän-
gerin mit folgenden Zeilen:
..Lieber Herr von Goldfchmidt!
Haben Sie die Güte und Gefälligkeit und laffen Sie an einem Sonn-
tag ein Fräulein *k * '9' ein Lied fingen oder zwei. Ich kenne fie nicht.
aber ich wurde beitürmt. für diefes Fräulein etwas zu tun. damit fie be-
kannt wird. Sie wiffen. wie angenehm folche mufikalifche Preffionen
für uns Künftler find. Sie befreien mich aus diefer Lage. wenn Sie es
möglich machen. daß fie bei Ihnen gehört wird.
Ihre treue Freundin
Marie Wilt."
Als Klotilde Kleeberg. die fehr bekannte Pianiftin. die vor kurzem
jung geftorben ift. zum erftenmal nau) Wien kam. fchickte fie Mot-is Mosa-
kowski zu Gvldfchmidt. Und als Herr von Pierfon ihm Säjwierigkeiten
machte. wandte fich Moszkowski mit feinen Ballettbefchwerden an Gold-
fchmidt um Hilfe, Er fchrieb unter dem 17. 1. eines nicht bezeichneten
Jahres:
..Liebfter &Herr von Goldfchmidt! Ich bin wirklich durch das große
und werktätige Intereffe. das Sie für mich immer wieder von Neuem
an den Tag legen. fo gerührt. daß mir die Worte fehlen. um Ihnen zu
danken. Ich bin gewiß nicht arm an guten Freunden. aber kaum hätte
ich mich jemals getraut. von irgend einem unter diefen das zu erbitten.
was Sie beftändig aus freiem Antrieb für mich tun. Sie haben es fiäj
nun aber freiliaj felbft zuzufchreiben. wenn ich fchließlich anfange. einen
Mißbrauch mit Ihrer Freundfchaft zu treiben und dem Danke gleich
wieder eine Bitte folgen laffe. In der verzwickten Lage meiner Ballett-
Affäre kann mir Hilfe einzig und allein aus Wien d. h. mit anderen Worten
von I h n e n kommen. und diefem Umfiande wollen Sie es verzeihn. wenn
ich Sie in der qu. Angelegenheit nochmals mit einem Gefuch beläftige.
Laffen Sie mich Ihnen alfo den Stand der Dinge in Kürze auseinander-
feßen. _ Pierfon hatte mir noch vor Ihrer Abreife deftimmt verfprochen.
den Laurin im Januar. und zwar gegen Mitte diefes Monats heraus-
zubringen. Als ich erfuhr. daß die Proben dazu ebenfo wie die zu ..Reim-
bergers Puppe". (die zufammen gegeben werden follten). wiederum eine
Unterbrechung erfahren hatten. fchrieb ich einen Brief an Pierfon. worin
ich ihm mitteilte. daß ich nunmehr mein Ballet zurückzöge und auf die

Aufführung an der Berliner Oper Verzicht leiftete. Als Antwort hierauf
erhielt ich eine Depefche von ihnn in der er mich um eine Befprechung
bat. Ich ging zu ihnn und das Refnltat unferer Unterredung wan daß
ich mich von meinem Entfchluffe abbringen ließ- dagegen das pofitive fe|e
Verfprechen erhielt. daß Laurin in den erfien Tagen des Februars ge-
geben werden würde. Auf Grund diefer Vereinbarung fah ich nun vor-
läufig von den wichtigen Schritten zur Ermöglichung einer Aufführung
in Wien ab. da ich mich begreiflicherweife nicht zwifchen zwei Stühle
[eden wollte. Inzwifchen habe ich nun meine fait befiimmten Anzeichen,
daß (wegen Mangels einer neuen einaktigen Oper) Laurin wiederum
hinausgefäfoben werden fell. und nun ift meine Geduld abfolut erfchöpf-t.
Wenn mir alfo von der Wiener Hofoper eine bindende Zufage für den
nächfien Winter gemacht würdet fo wäre ich mit Berlin einfach fertig
und obendrein fehr zufrieden. Möchten Sie nun eine hierauf bezügliche
Anfrage an den Baron v. Befecnyl) richten? Halten Sie diefe Anfrage
für ausfichtsloß dann kann fie natürlich ganz unterbleibenl und ich muß
nach wie vor n ln merci (Le ln d0nne 7010nte des Herrn Pierfon leben.
Durch die Annahme in Wien gefchähe mir ein großes Glü>.
Mit herzlichen Grüßen Ihr dankbar ergebener
Moriß Moszkowski.“
Goldfchmidt fiand auch mit Lifzts Freundin- der Fürfiin Wittgenftein,
in Korrefpondenz. und die folgenden 3 Briefe der Fiir-"tin beweifen- wie
fehr fich damals fafi in jeder ihrer Zeilen der Geift Lifzts fpiegelte. Manche
feiner Ausfprüche kehren in ihren Briefen wörtlich wieder. Sie fchreibt:
„Ich danke Ihnen herzlichfi, mein Herre daß Sie mir einen Brief
gefchrieben haben, der mir viel Freude machte, da ich daraus erfuhrh daß
die Perfonen. mit denen Sie in Paris verkehrten- Ihre fchöne Mufik nach
Gebühr gewürdigt haben. Ich freue mich aufrichtig. daß Ihre Sieben
Todfünden aufgeführt werden follen. und da Sie es mir in fo liebens-
würdiger Weife verfprochen haben- bitte ich Sieg mir die Zeitungen zu
fchickenl die über die Aufführung Ihres außerordentlichen Werkes be-
richten werden. Sie gebrauchen die Wendung „in Szene feßen“. Sollen
denn auch fzenifche Bilder die Aufführung begleiten? Solch eine Art
lebender Bilder mit Mufik? Das wäre entzücl'end. herrlichF wundervoll
und entfpräche meinen Ideen von Regie. Ich möchte nämlich oft die
gegenwärtige Ordnung. die Künfte mit einander zu verbinden. geändert

1) Generalintendant der Wiener Hoftheater,

fehen. So oft find die Eindrüäe des Ohres nur eine Begleitung der Ein-
drücke des Gefichts! Warum follten die Gefichtseindrücke nicht auch ein-
mal eine Begleitung zu den Eindrücken des Gehörs bilden? Aber frei-
lich - alles zu feiner Zeit! Nur Geduld! Wir werden einmal fchon
dahin kommen! Es fragt fich nur. ob das heute oder morgen fein wird!
Sei dem nun. wie immer. ich hoffe. über die Fortfchritte der Auf-
führung von Ihnen auf dem Laufenden erhalten zu werden. für die
Gounod augenfcheinlich großes Intereffe hat.
Ihre
Eveline Fürftin Wittgenfiein."
10. Mai.
Aus Rom am 30. November eines nicht genannten Jahres. jeden-
falls um 1880:
„Ich war hocherfreut. mein Herr. über die Gelegenheit. Ihnen zu
fagen. welche Freude ich empfinde. wenn ich von Ihnen fprechen kann.
und welche Freude ich hatte. Ihre Werke zu hören. Lifzt fpricht davon
mit Bewunderung und mit Begeifterung. und Ihre Darfiellung der
Sieben Todfünden ift nach feinem Urteil umfo packender. als fie den
Kampf und die Säiönheit des Sieges zur Empfindung bringt. Vielleiäht
ift die Zeit für das volle Verfiändnis Ihres Vorwurfs und Ihrer Mufik
noch nicht gekommen. Aber wir (Lifzt und ich) find Leute der Zukunft.
S i e gehören durch diefes Werk nicht nur der Mufik. und das ift fchon
viel. fondern auch zur Vorhut der Zukunft. Sie können alfo doppelt
ficher fein. daß Ihnen eine ganz große Zukunft befchieden ift. Das macht
Ihre Werke fo wertvoll. Sie tun gut daran. nach Paris zu gehen. Sie
werden dort Boden gewinnen. Man wird Sie kennen lernen und wird
Sie fchäßen. Keiner von denen wird Ihnen widerfiehn. die Ihr Werk
noäz nicht kennen. Da diefe Unglückliihen augenbli>lich die Majorität
bilden. möchte ich Sie nicht auffordern. für immer zu bleiben, Geben
Sie aber unbedingt Ihre Werke als Vifitenkarte in Paris ab. und kommen
Sie dann unbedingt zu einer fortgefchritteneren Zeit wieder. in Tagen.
wo eine neue Generation Ihre Sieben Todfiinden begreifen und fchäßen
wird. Und möchten Sie inzwifchen nicht nach Rom kommen? Es wird
fich dazu eine günfiige Gelegenheit ergeben. und ich kann Ihnen ver-
fiäiern. daß Sie das Terrain hier für fich geebnet finden werden -
auch fiir eine Aufführung Ihres Oratoriums und das Verfiändnis des
Werkes, Haben Sie am Ende gar die fchlechte Idee. von Paris aus nach

London zu gehen) wo es ganz undenkbar ift. rrnfie Mufik fpielen zu laffen!
Kennen Sie Bach? Empfangen Sie die beiten Glüawünfche. mein
Herr, von
Fürfiin Eveline Wittgenfiein."
Aus-Paris:
„Die entzückende Perfon. die mir Ihre freundliche Sendung iiber-
mittelt hat) wird Ihnen gefagt haben) wie fehr ich von den Gedanken) die
Sie den Todfünden eingegeben haben) gerührt war und wie entzückt ich
gewefen bin) fo viel Gutes über Ihre Kompofition fagen zu hören. Es
ifi eine fchöne Sache) die Häßlichkeit des Schlechten zu zeigen) die all-
mählich fowohl hinter dem dicken Vorhang) hinter dem die Faulheit
fäiläft) als hinter der leichten Draperie) welche die Wolluft nur leicht
verhüllt. zum Vorfchein kommt'). Beide find immer häßlich, wie Tätig-
keit und Keufchheit immer fchön find) wenn fie verbunden als Tugenden
(nicht als Zufall) erfcheineni). Aber der Text ift fo kahl und banal. Die
Kunft allein) die Kunft par exee11enee, vor allem die Mufik hat fich in
Ihrem Werk in ein firahlendes und rührendes Licht gerüat, Sie haben
den Text zu bewegen und zu Kraft zu bringen verftanden. Der St of f
Ihrer Oper i| womöglich noch intereffanter. Ein hi|orifcher Vorwurf.
Der Knoten ift wunderbar geknüpft. Denn er führt rafch und direkt zur
Schlußkataftrophe. Es fcheint mir nur) daß es darin des Guten zu viel
gibt. Würde das Werk nicht fehr gewinnen, wenn ein Teil der Dialoge
geftrichen würde? Philofophifche Auseinanderfeßungen find dem Drama
nicht fehr günftig. Übrigens - wenn große Meifter in einem Genre
lange Zeit hindurch Erfolg gehabt haben) follten nicht die) die naaiher
kommen) indem fie von den errungenen Fortfchritten profitieren) fich
hüten) auch Ihre Fehler nachzuahmen - fo die Länge der Opern Meyer-
beers und Wagners? Die Länge der Werke diefer Meifker ift einfach un-
erträgliaf. Das Publikum wird - deffen bin ich gewiß - mit defto
größerem Enthufiasmus aufnehmen) je mehr daran relativ gekürzt
wird.
Sie fehen) mein Herr) an meinen Bedenken) wie groß das Intereffe
ift. das ich an Ihnen nehme. Nur deswegen fage ich Ihnen das. Wollen
Sie) ich bitte. an die Unwandelbarkeit diefer meiner Gefühle glauben.
Eveline Fürftin Wittgenfiein."

1) Deutfch fortfahrend.
2) Nun wieder franzöfifch.

Einen intereffanten Beitrag zur Entdeckung unferes icht in aller
Munde befindlichen Weingartner liefert der folgende Brief Hamerlings.
der Goldfchmidt das Libretto zu den ..Sieben Todfünden" gefchrieben hat.
Graz. 18. Iuli 80.
Hochgeehrter Herr und Freund!
Endlich habe ich einen Menfchen gefunden. einen prächtigen jungen
Menfchen. der mit feinem fchönen Eompofitionstalent eine gediegene
Elaviertechnik verbindet und der darnach glüht. mir die 7 Todfünden
vorzufpielen. dies auch fchon theilweife. vom Blatt weg. zu meinem und
feinem größten Genuffe gethan hat. Da ich ihm aber nun den Elavier-
auszug zu gründlichem Studium übergeben will. fo bitte ich Sie. falls
Ihr Weg Sie doch noch in nächfier Zeit hierher führte. mir den Tag Ihrer
Ankunft vorher bekannt zu geben. damit ich den Elavierauszug rechtzeitig
von Herrn Felix Weingartner - fo heißt mein junger Mann - zurück-
nehme und bereithalte.
Ihr warm ergebener
Rob. Hamerling.
Im folgenden Briefe Hamerlings. ddo. Graz. 14. Dezember 1877.
fpiegelt fich die Pfyche des Dichters:
...Hochgeehrter Herr und Freund! Ihrer fo wohltuend warmen.
herzlichen. liebenswürdigen Einladung könnte iä) mein fchmerzlirhes
„Plan 1708811111118“ in Geftalt der beiden folgenden Tatfachen ent-
gegenhalten: Erftens: ich würde um alles in der Welt nicht nach Wien
gehen. wenn ein Schaufpiel von mir dort zur Aufführung käme; und
felbft im gegenwärtigen Falle. wo ich nur zur kleinen Hälfte perfönlich
beteiligt bin. würde die Aufregung eine viel zu große. eine unerträglicho
für mich fein.
Zweitens: ich bin zu invalide. zu krank für eine kalte Winterfahrt
- und da mir nichts fchrecklicher wäre. als wenn Sie dies Krankfein für
einen ,.diplomatifchen Schnupfen“ hielten. fo fühle ich mich gezwungen.
zur fchmählichften. allerelendften Profa hinabzufteigen und Ihnen zu
fagen. daß ich feit einigen Tagen an eigentümlichen Blutungen leide. die
umfo bedenklicher. als fie nicht hämorrhoidaler. fondern bis jeßt ganz
rätfelhafter Natur find. und die mir für den Augenblick vor allem Ruhe
zur Pfliäft machen. Ich glaube. daß man diefen Tatfachen einiges Ge-
wicht nicht abfprechen würde. Und doch find nicht f i e entfcheidend -
ein dritter Grund fällt ausfchlaggebend mit eherner Wucht und ge-

bieterifcher Notwendigkeit in die Wagfchale; ein Grund. der leider n i ch t
m i t t e ilb ar und ganz und gar in eigentümliäfen Umftänden. in indi-
viduellen Verhältniffen begründet ift. Ich kann nichts weiter hinzu-
fügen. als: Mit fchwerem Herzen m uß ich auf den freudigen perfönlichen
Mitgenuß Ihrer Schöpfung verzichten! Ich bin es freilich g e w ohnt.
daß zwifchen meine fehnlichf'ten Wünfäfe und ihre Erfüllung fich überall
ein böfes neidifches Fatum drängt!
Mit Spannung. ja mit beinahe peinliaf krankhafter Spannung fehe
ich dem 22. Dezember entgegen. An I h r e m Erfolge zweifle ich nicht
im geringften; aber ich kann mir denken. wie die Wiener Kritik mit Ihrem
Librettiften umfpringen wird! Man wird mit Vergnügen die Gelegenheit
ergreifen. mir wieder eins zu verfeßen. Sollte es Ihnen unbekannt fein.
daß die Wiener Nedaktionsf'tuben von meinen intimfien -- Feinden
wimmeln? *-
Doc-h. es komme fiir mich. was kommen mag. Mir liegt in diefem
Falle an I h r e m Erfolge mehr als an dem meinigen. Ein vertrauens-
volles Glü>auf rufe ich Ihnen aus ganzer Seele zu! Haben Sie den
entfäfeidungsreiäfen Abend hinter fich. fo gedenken Sie einen Augenblick
Ihres warm ergebenen. in ängftlicher Zurückgezogenheit der geflügelten
Stunde entgegenharrenden Genoffen
Rob. Hamer-fing."
Daß .Hans v. Bülow neben feiner Gabe zum Sarkasmus auch über
harmlofeu Witz verfügte. beweift der folgende Brief. den er als Dank-
fagung für ein füßes Geburtstagsgefchenk an das Ehepaar Goldfchmidt
fandte:
Hannover. 8, Ianuar 1879.
„Verehrtefies liebenswürdigftes Ehepaar! In dem Momente. wo
ich Ihnen meinen Dank fiammle. hat das Objekt meiner Dankfagung be-
reits zu eriftieren aufgehört. es ift ein Geift geworden. Viele .Herzens-
nachbarn haben fich daran beifälligfi erquickt. namentlich deshalb. weil
ich meinen (Ihren) Gäften ftolz verkündet. daß die fchöne Torte des
Schaums eine Liebesgabe der Frau Mufikdirektor Engel fei. Sie werden
mich hoffentlich nicht dementieren -- wogegen ich mich verpflichte. die
Glinkakri-tik der Nordd. Allg. künftig Herrn Emil Mayer in die Galo-
fchen zu fchieben. Don) - lieber einen kurzen herzlichen als einen langen
fcherzlithen Dank. den ich noch lieber baldigft mündlich auszufprechen hoffe.
zyerofißßjmo (ui more) ner-70
Hans von Bülow."

Troß feiner damaligen Geldnot wußte Bülow fih doch auf geift-
reihe Art zu revanchieren. indem er eine Torte mit niht quittierter Reh*-
nung fandte:
Hannover. 18. März 1879.
..Verehrtefter. Süßigkeiten von mir - das klingt zu unglaublich
- impertinentz deshalb lege ih meine Rehtfertigung bei: wie Sie fchen.
bin ih nur Kommiffionär eines Konditors. der mih durch feinen Auf-
trag niht nur aufs höhfie ehrt. fondern fogar aus einer peinlichen Ver-
legenheit erlöfi. Mögen Sie fih der Ihnen zugemutet-en Aufgabe ge-
wahfen zeigen d. h. fich fo wohl befinden in diefen aufregenden Tagen.
als es Ihnen wünfcht
Ihr ganz ergebener Diener
Hans von Bülow.“
Einen charakterifiifhen Beitrag zum Kapitel: Wien und Wiener
Kritik liefert der folgende Brief des berühmten Bildhauers Tilgner:
„Lieber alter Freund! Von allen Seiten höre ich mit aufrihtiger
Verehrung und Freude über Deinen Erfolg fprehen. Es ift fo felten.
daß man hier in Wien etwas gelten läßt. Du bift gerade lange genug
in Deiner Vaterftadt verkannt gewefen. daß Dir jeder. der Dih perfönlich
kennt. den Erfolg gönnt. Jh drücke Dir die Hände und wünfche von
ganzem Herzen. daß diefer glänzende Erfolg in Wien alle Deine Neider
und Widerfaher erdrücken möge. Hierbei möhte ih betonen. daß Dein
anfheinend heftigfier Feind4). dem Du fo viel angetan haft. fih wirklich
niht fo fhleht benimmt. Er fagt: ..Mein Gott! Jh bin ein alter
Mann. So oft ih über ein Werk berihte. kommen ftoßweife Shmäh-
briefe. Das bin ich gewöhnt. Ih könnte. wenn ih wollte. mih auh
rächen. glauben Sie niht? Glauben Sie niht. daß über einen folhen
Feind. wenn ih meinen Einfluß geltend mahe. kein Wort in unfer Blatt
kommt? Das liegt mir fern. Im Gegenteil. ih würde mih freuen.
wenn das niht bloß verleßte Eitelkeit. fondern wirklich der Ausfluß eines
wirklih vollkommenen Talentes ift." Und ih habe die Überzeugung. daß
er ehrlih gefprohen hat . . . . Es ift Dir vielleicht gleihgiltig. was
er fagt und was er von Dir denkt. aber warum fih nur Feinde machen?
Es ift niht der Mühe wert. Das rät Dir Dein treuer Freund
Viktor Tilgner.“
*) Eduard Hanslick. der Mufikreferent der Neuen Freien Preffe.

Von der Befcheidenheit eines wahrhaft großen Kritikers gibt der
folgende Brief Zeugnis:
„Mein Herr- ich bin Ihnen fehr dankbar dafiir-t daß Sie fich die
Mühe genommen habenx bei mir-vorzufprechen- um mir den Brief meines
Freundes Profeffor Hermann zu bringen.
Ich bin leider in der Mufik nur ein Laie- der im Kapitel keine
Stimme hat. Ich plaudere über Mufik nur ganz gelegentlich in den Zei-
tungem an denen ich mitarbeitef und mein Einfluß ift geringj fo geringt
wie Sie das kaum glauben werden. Aber wenn ich Ihnen nützlich fein
kannt indem ich auf Ihre Konzerte da und dort hinweife oder indem in,
Sie mit einigen maßgebenderen Kritikern- als ich es binf in Verbindung
bringe- ftehe ich gerne zu Ihrer Verfiigung.
In befonderer Wertfchäßung
Francisque Sarcey."
Zum Schluß möge noch ein ebenfalls unveröffentlichter Brief
Mafienets folgen:
Paris- 2. Juni 1885.
„Werfer .Gern ich dachte- daß Sie längft wieder in Wien wären.
Die Zeitungen haben ja Ihre Abreife gemeldet. Ach - die Zeitungen!
Wenn fie meldent daß fich jemand nach Amerika eingefehifft hatt kann
man ihn höchftens auf dem Wege nach einer Vorftadt vermuten!
Das ift meine Entfchuldigung dafiirx daß ich Sie naeh der Auf-
führung Ihres fchönen Werkes nicht befucht habe, Leider mußte ich wegen
der PremiÖre von Manon und der Herodiade von Paris abwefend
fein; wie fehr bedaure im, daß ich die prachtvollet klangvolle Orrhefter-
mufik nicht mit anhören konnte„ auf die ich mich fo fehr gefreut hattet der
ich Ihr Talent und Ihr großes Streben bewundere! .
Ich bitte Sief fiä) nun meiner manchmal zu erinnern. Ich kann
Ihnen niäzt oft genug fagen- wie wert mir Ihre Familie ift- ich kann die
Gefühle der Sympathie nicht vergeffen- die mir Fri, von Goldfchmidt ein-
geflößt hat. Sie ift eine echte Tochter des frhönen Wient das ich fehr
liebe.
Betrachten Sie mich als Ihren ftets treu ergebenen
Iules Maffenet."
Ein Brief von Peter Altenberg mag als ein Beweis für die Güte
und Freigebigkeit gelten- mit der Goldfihmidt auszuhelfen wußtß wo
Not nnd Mangel herrfihte,

LieberF lieber Herr von Goldfchmidh das ift ia wirklich wunderbar!
Diefe arifiokratifche Liebenswürdigkeitx diefes Zeichen Ihrer freund-
fchaftlichen Gefinnung.
Ich bin fehrl fehr leidendF bin in einer der fchwerften Nervenkrifen
meines Lebens.
Da trifft fo ein Hauch von Ideal-Menfäflichkeit defiomehr die be-
drängte Seele!
Ihr
,Peter Altenberg.
Die Nobleffe- die Goldfchmidt dem Wiener Dichter gegenüber hier
bezeigtet ifi um fo rühmenswertert als er damals felbfi bereits in fchwieri-
gen materiellen Verhältniffen |e>te. Ein Kreis von Freunden fuchte ihm
hierüber fortzuhelfen- aber er hatte troßdem dauernd mit Widerwärtig-
keiten zu kämpfen- wie der leßte der Briefef den wir hie-r folgen laffen,
ein Schreiben an Iofef Lewinsky vom 16. Februar 1899- nur zu deutlith
beftätigt:
Sehr verehrter Freund! Aus der beiliegenden Nota des bl'. Hein-
rich Löwy erfehen Siet daß die auf die Gaea-Gefellfchaft (L) entfallenden
720 Gulden nun zu zahlen find. Als vor einem Jahre Herr br. Steger
die Begleichung der Rechnung mir zumutetet war das! wie Sie und D1'.
Hirfchfeld ia eingefehen habent ein rein perfönlicher Standpunktf und
Sie find nach den Statuten unferer armfeligen Vereinigung vollkommen
berechtigt. eine Anweifung zu unterfchreiben. Die Unterfchrift eines
zweiten Komiteemitgliedes und die meine machen die Anweifung zu
einer giltigen (bei der Anglobank). Ich bitte Sie nun dringlichft7 Ihren
Namen unter die beigefchloffene Anweifung zu feßen. Es muß gezahlt
werden. Der Advokat braucht er'. .ind ich kan n e s n icht b e g l ei-
ch e n. Der Fond ift noch - ich weiß es nicht genaut aber ungefähr -
3000 Gulden hoch. Ob er nun 2300 wird - ifi ganz gleichgiltig. Meine
Sache ifi vernichten niemand kümmert fich um mich und meine Kunfi
und mein Werk. alle Hoffnungent die ich einft hegte und pflegtet waren
nur große Enttäufchungen.
Ich bin cin gebrochener Mann und habe keine Hoffnung mehr in
diefem Leben - keine -- gar keine.
Verzeihen Sieh teurer Freund, diefen Arsbruch meiner Stimm-ungl
die mich verzehrtf er gehört gar nicht hierher, Aber Sie waren immer

fo gut mit mir. und da wird felbft ein Einfamer mitteilfam und ge-
fäfwähig.
Was nun die Sache))l*. Löwy betrifft. fo können Sie fich voll-
kommen auf meine Anfchauung bezüglich Ihres Rechtes verlaffen. bl'.
Steger war verleht. daß man ihm die kleinen Gefäfäfte nicht übertragen
hat _ wild tout. Ich fende fodann die beiliegende Anweifung an))l'.
Hirfchfeld.
In treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit
Ihr
t Adalbert Goldfchmidt.

Rogalla von Bieberftein:

Die Bedeutung der englifchen Heeres- und Invafionsfrage für Deutfchland.

Selten hat die Rede eines Militärs und Parlamentsmitgliedes
ein fo weit hallendes Echo in dcr Welt gewe>tt wie die Lord Roberts
im englifchen Oberhaufe. Seine Forderung eines englifchen Land-
heeres in Stärke von 1 Million Mann hat jedoch nicht fowohl dadurch
befondere Bedeutung für das Ausland und namentlich Deutfchland-
daß ein derartiges Heer das Infelreich kräftiger vor Invafion befchirmen
würde wie das bisherige und die Flotter wie vielmehr dadurä» daß
diefes Heer- wie König Eduard anftreben foll- auch den Verwickelungen
auf dem europäifchen Kontinent gewachfen zu fein und daher offen-
bar in diefe einzugreifen beftimmt fein würde. Daß aber England
durch feine der deutfchen faft dreifach überlegene Schlachtflotte fihon
heute genügend gegen Invafion gefchüßt ift- gilt in den Fachkreifen
mit ganz vereinzelten Ausnahmen als zweifellos- und der Nachweisx
daß dies nicht der Fall feiz den Lord Roberts zu führen verfuäftt ifl
leicht zu widerlegen. Umfomehr aber gewinnt die Anficht Berechtigung
daß es fich bei der Forderung Lord Roberts' nicht fowohl um den
Schuß gegen Invafionsgefahrz wie vielmehr um die Vertretung der
feit dem Krimkriege ruhenden Politik der bewaffneten Heeres-
intervention Englands bei Verwiikelungen auf dem Konti-
nent- und zwar namentlich zur Unterfiüßung Frankreichs in einem
eventuellen Kriege mit D eutf chland handelt.

Wie bekannti hat die englifche Flotte wiederholt den dänifchen
Hafen Esbjerg der Weftküfte Iütlandsi bezüglich einer dortigen
Landung englifcher Streitkräfte vom wie man annahmx 100000 Manm
aufgefucht und rekognosziert und felbfi eine Landungsübung dort vor-
genommen. Wie wenig Ausficht auf Erfolg aber eine dortige Landung
der Zahl und Operationsbereitfchaft der norddeutfchen Truppen gegen-
über haben würd» wurde bereits mehrfach nachgewiefent und fchon
Fürfi Bismar> erklärte7 daßi wenn die Engländer dort landeten- man

fie ..arretieren" wiirde. Wenn man jedoch heut von militärifcher Seite
als die vorherrfchende Anfchauung der englifchen Militärkreife bezeichnet.
daß bei dem angenommenen Kriege England nach Vernichtung der
deutfihen Flotte 4 bis 5 Armeekorps bei A n t w e rp e n landen werde.
deren felbfiändige Operationsaufgabe der Angriff auf die durch
Belgien den Durchbruch verfuchenden deutfchen Streitkräfte fein
würde. fo geht diefe Darlegung von der Vorausfehung entweder eines
Bündniffes E ng l an d s mit B e l gie n. oder von einem paffiven
Gefchehenlaffen der Landung und der ihr folgenden Operation feitens
B elgie ns aus. Beides aber erfcheint irrig. weil das neutrale
Belgien fich. wenn auch im unmittelbaren maritimen Machtbereiäz
Englands. jedoch in dem ihm weit bedrohlicheren der deutfchen Landmacht
befindet. und bei deren weit wahrfcheinlicherem Siege die Kofien des
Krieges auch feinerfeits tragen würde. Belgien müßte daher. im Fall
ihm die englifche Landung aufgezwungen wird. gegen diefelbe mit feiner
Armee Front machen. anderenfalls es die Konfequenzen eines Einver-
|ändniffes mit England fich aufladen wiirde, Im übrigen ift die An-
nahme eines deutfchen Durchmarfihes durch Belgien. ganz abgefehen
von der Unwahrfcheinlichkeit. ja Ausgefchloffenheit diefes Neutralitäts-
bruchs. fchon deshalb hinfällig. da er dem deutfchen Heere durch die da-
durih bedingte Operation zur Vertreibung der belgifchen. auf Krieg-
ftärke immerhin etwa 145000 Mann zählenden Streitkräfte in die Be-
fefiigungen der Maaslinie und Antwerpens. mehr Kräfte
entziehen. wie ihm nützen wiirde, Das Ein g reife n d e s en g li-
f ch e n .ß i l f sh e e r e s würde fich daher von Ealais. Boulogne. Havre
und eventuell Eherbourg. auf Reims und Mszidres zu richten
haben. und für die erfien. fehr wichtigen. blihartig erfolgenden Ent-
fcheidungen an M a a s und M o f el zu fpät kommen.

Die Regierung Englands hat bekanntlich die Forderung Lord
Roberts' unter Betonung der heutigen Stärke der englifchen Flotte
und der durch erftere bedingten Heeresbudgetfieigerung um 20 Milli-
onen Pfund Sterling (400 Millionen Mark) abgelehntl). und es ift
nicht zu erwarten. daß jene Forderung bei der liberalen Majorität des
Unterhaufes Zufiimmung findet. So günftig nun auch der fiir fie
gewählte Zeitpunkt erfchcint. da die Beforgnis vor dem Anwaihfen der

1) Das derzeitige Heeresbudget inkl. des indifchen beträgt rund
957 Millionen Mark.

deutfchen See- und Handelsmatht. ungeachtet aller ausgetaufchten fried-
lichen Verficherungen und Befuche- in England kaum ganz verfehwunden
und heut wieder neu angefaiht iftf und überdies dort große Arbeiter-
fcharen befchäftigungslos find. fo daß fie der Kriegsminifter ins Heer
ein|ellen will. fo würde doch die gefordertez gewaltige Heeresverfiärkung
bei zu erwartender Wiederkehr der Arbeiternaehfrage dem englifchen
A r b e i t s m a r kt unerfeßliche Kräfte entziehen. Namentlich .aber
auch der im fietigen Wachstum begriffenen englifchen Flotte. deren
Perfonal heut bereits 128000 Köpfe ftark ift und die zuweilen Mangel
an Erfatz in einzelnen Dieni'tzweigen hat, Überdies würde die neue
gewaltige. für das Landheer geforderte Summe auch die weitere Ver -
ftä rku n g des eigentlichen Horts Englands und feiner Seegewalt und
Weltherrfehaft. die d e r F l o tt e z erfehweren. mindefiens beeinträch-
tigen. Au>7 ift man bekanntlich in England von alters her, fchon aus
Beforgnis einer Minderung der bürgerlichen Freiheiten und der Macht
des Parlaments. dem Militarismus. der allgemeinen Wehrpfliiht und
der Bildung eines großen Landheeres abgeneigt. da es der Gewalt der
Krone bedenkliehen Vorfchub leifien könnte. Immerhin ging die Re-
gierung auf die Forderung einer größeren Bereitfchaft gegen die In-
vafionsgefahr mit dem Hinweis ein. daß der Generalftab Pläne aus-
arbeite. die es England ermöglichen follen. zu jeder beliebigen Zeit und
an jeden beliebigen Ort die größtmögliche Truppenmatht zu werfen.
während jedoch hauptfächlieh die Flotte die Verteidigung der Küften
ficher-e.
Lord Roberts motivierte feine Refolution mit der I n v af i ons -
g e f a h r. die z, B. von D e u tfch l a n d drohen könne. Bisher nahm
man in England anf daß unter dem Schuhe der das Infelreich verteidigen-
den Flotte die Landung eines Invafionsheeres fchon von mindefiens
120000 Mann unmöglich. dagegen die eines Truppenkorps von zirka
10-15000 Mannz alfo etwa einer Divifion. zu einem rafch vorüber-
gehenden „Raid" ausführbar fei. Lord Roberts zufolge find jedoch
die die Möglichkeit einer Heeres-Invafion feitens Frank-
reichs betreffenden, 1905 zutreffenden Ermittelungen Balfours be-
züglich Deutf Glan ds 1908 nicht zutreffend. In Deutfchland
feien jederzeit Schiffe für 200000 Mann verfügbar. Diefe Truppen-
zahl könne während mehrerer Monate des Jahres in den Bezirken der
zunäehfi gelegenen Häfen ohne Mobilmachungsmaßregeln zufammen-
gezogen- und vermöge der guten Eifenbahnverbindungen in weit gerin-

gerer Zeit als in Frankreich nach den Häfen gebracht und eingefchifft
werden. Lord Roberts nimmt mit feinen Darlegungen einen England
und die englifche Flotte überrafchenden Überfall an. Ein folcher
gilt jedochj wie überhaupt die Invafion eines Heeres in Englandt fowohl
in den britifchenj wie auch in unferen maßgebenden Fachkreifen für völlig
ausgefchloffen- und wird dies auch in einer der neueften Ausgaben der
„Marinerundfchau“ betont und nachgewiefen. Beim heutigen Stande
des Nachrichtenwefens ift fowohl die Zufammenziehung einer Truppen-
zahl von 200000 Mann an der Küfief auch ohne Mobilifierung und
Einziehung der Referven- wie auch die der dafür erforderlichen Fahr-
zeugez ohne reäftzeitig in England bekannt zu werden, völlig ausge-
fchlof'fenf und die unlängft erfolgte Vereinigung der Hauptkräfte der
englifchen Flotte in den heimifchen Gewäffern- und zwar der Kanal-
flotte in Portland. der Heimatflotte und der Nore Divifion
in Sheerneßt Portsmouth und Devonport und nur der
atlantifchen Flotte in dem nur 36 Stunden Fahrtzeit von der Nordfee
entfernten Bearhavenj zielt gerade auf die größte Aktionsbereit-
fchaft gegenüber der deutfehen Flotte ab. Wäre jedoch die englifche
Flotte etwa vor Ausbruch eines Krieges mit Deutfchland- wie häufig
in Manövernj in den portugiefifchen oder fonftigen ofkatlantifihem oder
den Mittelmeergewäffern oder anderwärts engagiertz fo würde fie
zweifellos beim geringfien Anzeichen einer politifchen ernfien Spannung
rechtzeitig nach den heimifchen Gewäffern beordert werden. Die In-
vafionsflotte hätte daher unbedingt mit ihr zu rechnen und müßte fie
zuvor gründlich fchlagen, damit die Transportflotte für 200000 Mann.
die auf etwa 270 Dampfer zu veranfchlagen ift. ihre Truppen und ihr
Kriegsmaterial in Sicherheit zu landen vermag. Die Landung allein
aber und der fiegreiche Vormarfch in Feindesland genügt nicht. um ent-
fcheidende Erfolge England gegenüber zu erringen. fondern felbft das
beftausgerüftete Invafionsheer bedarf des beftändigen Nachfchubs an
Munition, Erfaßmannfchaftenz Proviant und Ausrüftungsfiückem um
dauernd operationsfi'ihig zu bleiben. Dazu aber gehörtj daß die Inva-
fionsflotte die Nordfee völlig beherrfcht und daher die englifche Flotte
gründlich gefchlagen und gänzlich von ihr vertrieben hat. Da diefe
jedoch über 52 Linienfchiffe und 34 Panzerkreuzer mit zufammen
1174139 Tonnen gegenüber 22 deutfchen Linienfchiffen und 8 Panzer-
kreuzern mit zufammen 340010 Tonnen verfügt- und da nur ein ge-
ringer Teil jener Streitmacht fich in ausländifchen Gewäffern be-

findeti). fo ift die britifche überlegenheit eine fo bedeutende. daß auf
ihre Bewältigung durch die deutfche Flotte. ungeachtet deren Kriegs-
gefchultheit und vortrefflicher Ausbildung von Führern und Mann-
fchaft und ihres modernen Materials. nicht zu reäznen ift. Eine über-
rafihung Englands. ein plöhlicher unerwarteter Anfall auf dasfelbe.
wie etwa der der Iapaner auf die ruffifche Flotte auf Port Arthur. ift
deutfcherfeits fowohl aus Gründen [ovalen politifchen Verhaltens. wie
der Aufmerkfamkeit Englands nicht entgehen könnend. ausgefihloffen.
Wenn Admiral Finnis behauptete. er hätte bei einem der iüngfien
Flottenmanöver eine fupponierte deutfche Armee von 70000 Mann an
der Küfte Schottlands. durch Nebel begünftigt. jedoch auch ohne dies
zu landen vermocht. fo überfah er dabei. daß diefe Armee bereits ein-
gefchifft war und nicht der Zeit für ihre Verfammlung und Ein-
fchiffung bedurfte. die den englifchen Gegenmaßregeln zugute käme.
Die deutfche Nordfeeküfte hat überdies nur 4 Stellen. an denen
fich die Invafionsflotte und ihre Begleitflotte zu fammeln und auszu-
laufen vermögen. und zwar die in ihren Fahrtrinnen nur fchmalen
Mündungen der Elbe. Wefer. Iahde und Ems. Der Weg
aus der Ofifee um Kap Skagen. zur Entlaftung des Transports
durch den Kaifer-Wilhelm-Kanal. ift zu weit. eventuell dänifcherfeits
bedrohbar. und würde eine zu erhebliche Trennung der Flotte bedingen.
Allein den erwähnten 4 Stellen gegenüber ift mit Sicherheit anzu-
nehmen. daß die englifche Flotte rechtzeitig vor ihnen erfcheint und den
Kampf mit großer überlegenheit aufnimmt. und die Fahrt der Trans-
portgefchwader verhindert. Eine heimlich e Verfammlung von
200000 Mann aber und einer Transportflotte von etwa 270 Dampfern
an der deutfchen Nordfeeküfte. wie fie Lord Roberts annimmt. ift. wie
nochmals betont fei. beim heutigen Stand des Nachrichtenwefens und
der Telegraphie völlig ausgefchloffen und daher auch eine überrafchende
Landung eines derartigen .Heeres an Englands Ofiküfie. Dagegen er-
fcheint es nicht unmöglich. wenn auch keineswegs wahrfcheinliih. daß.
felbfi wenn die englifchen Kreuzer bereits die deutfihen Nordfeehäfen

'*') In ausländifchen Gewäffern befinden fich nur die 6 Linien-
fchiffe. 4 Panzerkreuzer und 4 gefchüßten Kreuzer des Mittelmeerge-
fihwaders. und ferner in China. Ofi- und Wefiindien. Auftralien. am
Kap und an der Wefiküfte Nordamerikas in Summa 7 Panzerkreuzer.
22 gefchühte. 2 ungefchühte Kreuzer und 9 Kanonenboetc.

beobachten) bei Nacht oder Nebel) mit verdeckten Feuern und Liikftern,
es einem deutfchen Rai dg e f ch wade r gelingt) ihre Linie zu durch-
queren) ohne daß der Kurs desfelben erkennbar wird) und ohne daß die
englifchen Gefchwader dasfelbe auf feiner Fahrt anzuhalten vermögen.
Bekanntlich gilt den heutigen Abwehrmitteln an Torpedobooten) Unter-
feeboten 2c. gegenüber die Aufrechterhaltung einer engen Blokade
als ausgefchloffen. Von den Goodwin Sandfands) und zwar von den
„Downs" bei Dover bis zum Firth of Forth ift die englifche Oftküfte)
an welche die 10 Tiefen Linie faft überall nahe herantritt) in einer
Ausdehnung von über 100 d. M.) mit wenig Ausnahmen) zu einer
Landung geeignet; allein ein folcher R a i d mit 10-15000 Mann würde
nur vorübergehenden) verhältnismäßig geringen Erfolg haben können)
und felbft eine durch ihn hervorgerufene Panik an der Londoner
Börfe brauchte Englands Widerftandskraft nicht zu erfchüttern,
und es fragt fich fehr) ob das deutfche Streifkorps bei der
Rückfahrt den englifchen Gefchwadern entgehen würde. Dies muß
jedoch) nur bei Nacht und anhaltendem Nebel möglich) faft als aus-
gefchloffen gelten,
Was die von Lord Roberts als möglich angenommene Landung
eines Heeres von 200000 Mann anbetrifft) fo nehmen Einige an) daß)
wenn diefe 200000 Mann einmal gelandet feien) die Eroberung Eng-
lands gewiß fei, Allein die Verhältniffe liegen heut ganz and-ers) wie
zur Zeit des 1805 mit 185000 Mann geplanten Invafionsunternehmens
NapolEonsZ). Beherrfihte der Kaifer damals den Kanal für 24 Stun-
den) fo durfte er gewiß fein) durch einen rafchen Vormarfch auf das
damals faft fchußlofe L ond on den Widerfkand Englands zu brechen
und dort den Frieden zu diktieren. Denn damals war die Landarmee
Englands an Zahl außerordentlich fchwach und ein längerer Wider-
|and unmöglich. Heut verfügt jedoch England) wenn auch über kein
den großen Herren des Kontinents an Zahl auch nur annähernd eben-
bürtiges Heer) fo doch über ein ftehendes Inlandheer von 186000 Mann
und über etwa 200000 Mann Territorialarmce. Der Kriegsminifter

') Napoleon hatte bei Boulogne eine Armee von 172000
Mann Infanterie) 9000 Kavallerie, und gleichzeitig eine Landungsflotte
von 2413 Fahrzeugen und 16738 Mann Bemannung in den nord-
franzöfifchen Häfen zur Landung in England verfammelt. Der kühne
Plan follte zur Ausführung gelangen: fobald die Gefchwader von A nt-
werpen. Breft) Eadir und den Mittelmeerhäfen fich
zum Schutz der Landungsflotte vereinigt haben würden. Die Nieder-
lage bei Trafalgar verhinderte die Ausführung des Plans.

Haldane behauptete zwar in einer Rede in Gullane. England befiße e i n -
fchließlich der Referven eine reguläre Armee von 320000
Mann. die beffer ausgebildet fei. als irgend eine andere (??). könne binnen
kurzer Zeit 4 Divifionen mobil machen. und verfüge über Waffen. Vorräte
und Mannfchaften. die zur Mobilmachung von 6 Divifionen oder mehr
ausreichten. Er habe einfchließlich feiner Territorialarmee 570000 Mann
in Bereitfchaft. um einer Invafion begegnen zu können. Deshalb fei er
wegen der Landesverteidigung in keiner Weife beunruhigt. Wenn nun
auch diefes großenteils aus den fehr minderwertigen Elementen der Terri-
torialarmee zufammengefeßte Heer kaum gegenüber 200000 Mann deut-
fcher Truppen die .th a u p t ft a dt L o n d o n. ungeachtet dann improvi-
fierter zum Teil fchon vorbereiteter Befeftigungen. erfolgreich zu ver-
teidigen imftande fein würde. fo würde dennoch England mit
dem Fall der Metropole heut nicht zum fofortigen Friedens-
fchluß genötigt fein. da einerfeits der Widerfiand in den mittleren und
nördlichen Landesteilen fortgefeßt werden könnte. andererfeits aber die
Kräfte des Invafionsheeres fich in Ermangelung des Erfaßes von Mu-
nition und Mannfchaft. und mannigfachen Kriegsmaterials verzehren
würden. wenn die englifche Flotte nicht völlig gefchlagen und damit die
Nordfee für den deutfchen Nachfchub frei wird. Man fchreibt überdies
bekanntlich Moltke die Äußerung zu. man könne wohl ein Heer nach
England bringen. aber fchwer wieder heraus.
Großbritannien bedarf fomit zu feinem Schuß eines denen
der Kontinentalmächte ähnlichen großen Heeres im Inlande nicht.
und wenn ein-tretendenfalls ein größerer Teil der englifchen
Flotte in fernen Gewäffern engagiert und das Königreiaf
daher durch feine Flotte weniger fiark und felbfi fchwach verteidigt
fein würde. fo kommt überdies fortan in Betracht. daß England in
naher. fafi bündnisähnlicher Entente zu Frankreiäf fteht und daher
vorausfichtlich auf deffen Flotte zählen dürfte.
Der u. a. angenommene Fall. daß fich die englifche Flotte zur
Verteidigung I n die n s in den indifchen Gewäffern befände. läßt nur
die Flotte des zur Zeit mit England im Bündnisverhältnis fiehenden
Iapans als Gegner der englifchen Flotte in Betracht ziehen. da keine
andere Flotte. mit Ausnahme etwa der der Union. ein höchft unwahr-
fcheinlicher Fall. in den indifchen Gewäffern aufzutreten und nachhaltig
zu operieren vermag. bevor die englifche mit ihr abgerechnet hätte. Für
die erfolgreiche Bekämpfung der japanifchen. nur 14 Linienfchiffe und

12 Panzerkreuzer zählenden Flotte. bedarf es jedoch nur eines Teils
der englifihen. 52 Linienfchiffe und 34 Panzerkreuzer zählenden Flotte.
und ähnlich liegen. in Anbetracht ihrer Überlegenheit an Dreadnoughts.
die Verhältniffe der Flotte der Union und annähernd felbfi einer höchft
unwahrfcheinlichen Koalition beider gegenüber. Der 'MW [IW-ek
grausam] der englifchen Flotte fichert das Königreich vor unliebfamer
Überrafchung durch eine feindliche Flotte,
Die geforderte englifche Heeresverftärkung eröffnet
jedoch. namentlich hinfichtlich der Vertretung der politifrhen Intereffen
Englands auf dem Kontinent. eine neue Perfpektive. Sie foll. wie
erwähnt. nach König Eduards Abficht eine Verwickelungen auf dem
europäifchen Feftlande gewachfene Armee fchaffen und damit die
Entente Englands mit Frankreich in eine Allianz verwandeln. Allein
jene verlangte Verfiärkung des englifchen Heeres und fein etwaiges
Auftreten auf dem Kontinent enthält vor der Hand keine ernfte Gefahr
für Deutfihland. da es vieler Iahre bedürfen würde. bevor fie eine
große. kriegstüchtig gefchulte. britifche Operationsarmee zu fchaffen
vermag. und da fie. wie man englifcherfeits zunächft felbf't annimmt.
nur etwa 4-5 zu Operationen verwendbare Armeekorps - und feien
es auch mehr - aufbringen würde. und weil diefe. wie dargelegt. zu der
erften. der wichtigfien Entfcheidung an Maas und Mofel zu fpät
kommen würden. Mit den erf'ten großen Kämpfen an den Landesgrenzen
wird überdies erfahrungsmäßig die Hauptwiderfiandskraft des in ihnen
unterliegenden Heeres gebrochen. und gewinnen die fpäteren Kämpfe. wenn
auch noch hartnäckig und fäfwer. wie 1870/71. weniger 1866. meift
nur fekundäre Bedeutung. Der Nachteil des Robertsfchen Planes liegt
bis jetzt für Deutfchland wefentlich darin. daß er den alten latenten
Gegenfaß zwifchen England und Deutfchland wieder auffrifcht. natio-
nale Feindfchaft zu entfachen. und beiderfeits zu neuen. fich in ihrer
Wirkung kompenfierenden Rüfiungen für Flotte und Heer anzuregen
geeignet ift. und damit die Laften der Wehrmacht. und fomit die Steuern
von neuem fteigern würde. während er von keinem entfcheidenden Nußen
und Einfluß für England zu werden vermöchte.

Wilhelm Krag*):

Die Auktion.

..Das ift doh platterdings unmöglich!" Der Major riß feine runden Augen weit auf. fein Mund öffnete fich ein paarmal weit. was das untrüglihfte Kennzeichen bildete. daß er überwältigt war. Und in dem ..Intelligenzblätthen" konnte etwas flehen. was ihn in diefem Grade über-rafchte!

..Der Teufelsker! hat vollftändig den Kopf verloren." brummte er wieder und blies eine Rauhwolke auf das ,.Blätthen". fo daß das kleine Zeitungspapier einen Augenblick verfchwand. - -

Baffen Braufe wollte Wibleskau verkaufen! - Und in öffentlicher Auktion! Hier ftand es ja in dem Blatt angezeigt! - Wohnhaus und Nebengebäude jeglicher Art. und die dazu gehörigen Herrlihkeiten. darunter ein leidlih erhaltenes Sägewerk. -

Nun ja. dies Sägewerk. dahte der Major. das konnte wohl kaum leidlih wohlerhalten genannt werden. Es war angefault. fo daß das Waffer mitten aus der Rinne lief und Gras und Shlingpflanzen an den Wänden wuchfen. Aber ah! was kuüpften fih nicht für viele fhöne Erinnerungen an diefes ..leidlih wohlerhaltene Sägewerk!“ Denn dort war es ja. wo der Leutnant und feine Freunde fo manhes liebe Mal ihr mitgebrahtes Frühfiück eingenommen hatten. wenn fie draußen bei Voilewatne auf Jagd waren. _-

* Ferner Geräte jeder Art und der Befiand an Vieh. - Hm. ja! Geräte ja - die waren rein zum Erbarmen. und das Vieh beftand bloß aus zwei alten Kühen. einem Schwein. einigen Hühnern und einer Herde Shafe. Ja. und dann Bella niht zu vergeffen! Jetzt war Bella mindeftens zwanzig Jahre alt. und auf dem einen Auge blind; - es war die reine Komödie. Baffen Braufe - den fchweren Kerl - auf diefem hinfälligen Tiere dahergeritten kommen zu fehen.

Aber es war doch zu gut. um in öffentlicher Auktion. die „angezeigt“ wurde. verkauft zu werden - angezeigt obendrein. pfui - wie ein ge-

*) Autorifierte Uberfeßung aus dem Norwegifchen von Frida E. Vogel.

„z
j) p
k
.x
In. H
MAXX*
.
M
_
n .
-..- .. ... . ._ _
.- _ x ,
- -* x
i l. ,. _ h
. B
a» ~-
' J
v.
'» »ä
ZU- .uk-*x
?MMM-g *.KF
j
S
-x L q »1 ,-
'diucr m. n 11,“;
)
q
Ve
M n t
(Große
If";
Al K‘- '
-“'“'***1
I
c.:

.Wilhelm .ti'rag*):
Die Auktion.
„L'ae n't doeh platindinge Moni-glich!“ Der Major rcß icine rin-dcn
Auza; :rl-.it auf. fein Maut* öffnete fich ein paar-*nal wein wax
das t.1-t:i'*-_iii11)fce Kennzeichen bildete, dafi er ii'ocrronltigt war. Und ia
dem „Iutell:'gcnzl-lättrhrn" kcnnte etwas fibenf was. ihn in (rief-kr.
Grade iik-enraichte!
„Der Teufelskerl hat vellfi-'andig den Kopf verloren." brumlntc er
wieder. und blies eine Oiauihwolle auf das „*Lölättxlien"f fo daß das kleine
Fri-ungspapier einen Augenblick verfchwand. -- »*-
Bailcn Braulc wollte Wiblcsr'au verkaufen! --- lind in öffenTlic'e..
Auktion! .Hier fiand es _in in dem Blatt angegeigt! -- Wohnhaus nel*-
Nebengebäude jeglicher Aktf und die dazu gehörigen Herrlichkeitem du..
unter ein leiblich erhaltenes Sägewerk, -*
Nur. ja- dies Sägewerk, dachte der Maier, dns konnte wohl kann:
[eit-lich wol-lerhalten genannt werden. Es war enge-fault. fc daß dae
Waller mitten aus der Rinne lief und Gras und Sao-(ingpfiauzen an
den Würden wuchfen. Aber ach! iras knüpften fich nicht fin* viel(- ichs-n.
Erinnern igen an vieles „leidliaf rrohlerhaltene Sage'weri'!“ *Denn .dr-rt
'.-oar cs im wo der Leutnant nnd feine Frei-.nde fo manches liebe ile* .n"'g.*bla:l*-;cs Frühfiiiik
eingenommen hatte-n, wenn fie draußen bei
dei mem-*.- aif Ja 3d waren. --
?wm-r *Venice nde-r Art und der Weiland an Vieh. -- Hm'. in:
Jil-(an .a - - :*'e rec-.tu r.-.n zum Erbarmen. und das Vic-h befiand bloß
ente- z-*zci ein. "iii-ex',- einem Schweinf einigen .Hühnern und .ki-me.-
Herde Schafe. In* und dann Bella nicht zu vcrgelfen! Iehr 'mar
Bella mindefte-cs zwanzig Jahre alt. und auf dem einen Auge blind',
-- es rear die reine .llomiidiß Ballen Beanie - » den fihweren Kerl »-
auf dicfein hinfälligcn Tiere daher-geringe ion-.men zu fehr-n,
Aber es war doch zu gut. um in öffentlicher Aultionx die ...c-.ngezeig|“
wurde. verkauft zu werden -- angezeigt obendreiny pfui - wie ein ge-
*J Autorificrte Werfen-ing aus dem Norwegifa'fen von Frida
ii' *Vo-ici,
c7)
U.

i . . _ , V. WAF», _ -
' V
. .' V . x , J v. .. r x I. a
„FM,
*Z E“ ,x ,4 ._
.
‘1'.
I
v
y
.
:
'.
4
,‘c.
, _ . * ..x
: c_ v N
j. _ . I *
*1 . x. , _ p
24- L .
a?» .y x r
V - .. _ i . .
Ü .a - - - *Y ' '
- . , ,
'*' * 2 v
. * _ v . _,
.- ‘ * Q V ' - “
_., .
Q * .

M a r F a b i an: Träumerei.
(Große Berliner Kunfiauifiellung 1909.)

wöhnlicher Höker feine Waren in der Zeitung zum billigfien Preis
anzeigt.
Ferner verfchiedener Hausrat. wie Möbel. Tifihzeug. Silber. Por-
Khan.
..Verrü>t!" knurrte der Major. ballte die Zeitung in einen Klumpen
zufammen und warf fie in eine Ecke.
Kurz danach faß er im Sattel. und hinüber nach dem Paradies ging
es. fo fchnell feine di>e Stute laufen konnte. -
Als der Major über den Hügel nach Wibleskau geritten kam. fah
er fchon von weitem den Leutnant auf dem Hof fiehen.
Schon das mißfiel ihm. Denn ein Kavalier. der feine eigene
Auktion im „Blättchen“ angezeigt hatte. mußte nach der Meinung dcs
Majors am liebften einfam in einem dunklen Zimmer fihen und fich
hinter vorgezogenen Gardinen fchämen.
Aber da fiand der Kerl mitten auf dem Hof. als ob nichts paffiert
wäre. Und als der Major näher kam und Baffen Braufe vergnügte
Miene fah und entdeckte. daß er im Iagdanzug war und Flora und
Diana an der Koppel hatte. - ja. da erzürnte er fich maßlos über feinen
Freund und mußte fich aus allen Kräften beherrfäjen. um ihm nicht
fofort feine Meinung laut und nachdrückich zu fagen. - Aber er glich
einer glühend roten Sprenggranate. als er in das Haus ging. Und als
fie die Tür feft zugemacht hatten. brach es los.
Was die verdammten Iungensfireiche bedeuten follten - ? War
es aus Spaß gefchehen. müßte er. zum Teufel nochmal - fagen. daß
dies der niederträchtigfie Spaß wäre. den er je erlebt hätte.
Ach nein. es wäre gewiß kein Spaß. Es wäre der traurigfte
Ernft. antwortete Bafien.
Der Major fiierte auf ihn und nahm eine verachtungsvolle
Miene an.
..Ernft hin und Ernft her." fauchte er. ..Willfi du mir einbilden.
daß du in vollem Ernfie Wibleskau an jeden Bauernjungen verkaufen
willft?"
Ia. um fo fchlimmer. fagte der Leutnant ftill. Es wäre nur die
bittere Notwendigkeit.
Der Major mußte ein Ende auf und ab gehn. bevor er reden konnte.
Endlich blieb er mit gefpreizten Beinen. die Hände in den Seiten. vor
dem Leutnant ftehen.

„Ich verfkehe) der Teufel foll mich holen) keinen Muck davon!“
- Und er rollte den Kopf hin und her) um anzudeuten) wie unbegreiflich
es ihm vorkam.
Der Leutnant feufzte und begann zu erzählen.
Es war Bitterkorn) der das ganze verurfacht hatte. Gleich nach
jener Herbftjagd) wo fein Köter Ian erlegt wurde) hatte der elende
.Holfteiner Baffen Braufe auf alle erdenkliafe Art chikaniert. lind vor
diefer Zeit war der Leutnant fo unvorfiaftig gewefen) fich völlig in die
Gewalt diefes Menfchen zu geben) und er konnte auf keine Weife mehr
von ihm loskommen. Den ganzen Winter hatte das Vieh ihm die unver-
fchämteften Mahnbriefe gefchickt) das leste Mal hatte er ihm damit
gedroht) ihn vom Hofe zu jagen und Wibleskau und alles) was ihm
gehörte) zu verkaufen) um fein Guthaben zu bekommen. Und um einer
folchen Schande zu entgehen) hatte der Leutnant es vorgezogen) alles
zufammen freiwillig zu verkaufen und es fo bekannt wie möglich zu
machen) damit dem Prokurator keine Zeit bleiben follte) herumzulanfen
und mit feinen Plänen zu prahlen.
Als Baffen Braufe feine traurige Erzählung beendet hatte) nahm
der Major ihn bei beiden Schultern und fchüttelte ihn hin und her)
wobei er ihm ftreng in die Augen fah,
„Und weshalb hat Er denn friiher kein Wort davon gefagt?
Weshalb kommt Er nicht erft zu feinen alten guten Freunden? - Wes-
halb kommt Er nicht zuerft zu mir?“
„Zu dir) Major?" Der Leutnant lachte hell auf.
„Gerade zu mir! Es würde mir felbfiverftändlich eine Kleinigkeit
gewefen fein) diefe Lappalie zu ordnen!" antwortete der Major würdig
und ftrich fich den Bart.
„Du ordnen? Du, der felber ein armer Teufel ift. -- Auf welche
Weife) mein Befter?“
Der Major machte eine kreisförmige Handbewegung:
„Ich konnte ja zum Beifpiel das Ganze gekauft haben - unter der
Hand) verfiehft du) ohne daß irgend einer feine Nafe reingefkeckt hätte."
Der Leutnant bekam einen neuen Lachanfall. - Aber- das Geld?
Woher würde nr denn das Geld bekommen haben?
„Geld -!“ fagte der Major verächtliih, „Ich habe niemals
feftes Geld, Ich habe - unter uns gefagt - meine jährliche Rechnung
mit meinem Freund Ian Seehuufen. - Und er hät-te ficherlich bei
einem folchen Anlaß mir eine etwas erhebliafere Summe vorgefirerkt."

Der Leutnant lächelte noch immer; - doch dann feufzte er und
fagte. daß nun jedenfalls nichts mehr in der Sache zu tun wäre.
,.Nichts?" brummte der Major. ..So. das glaubt Er nicht? Sehr
gut. Doch nun will ich was jagen: Erlaubft du. daß ich bis zum Abend
das fo ordne. daß alle Forderungen Bitterkorns an dich Konful Ian
Seehuufen übertragen werden? Nun. Alter? Ich rate dir einzu-
willigen; denn angenehmere Männer. als mein Freund Ian es in Ge-
fchäften ifi. findefi du einfach nicht; das kann ich dir aus langjähriger
Erfahrung verfichern."
Der Leutnant faß einen Augenblick in tiefen Gedanken. Dann trat
er ans Fenfter und fah hinaus. Der Major fchwieg; es wunderte ihn
nicht. daß feine geniale Erfindung überrafchend für den armen geplagten
Baffen Braufe kam; - es war bloß ärgerlich. daß er fich dem Major
nicht fchon längft früher anvertraut hatte. dann hätten fie die fkandalöfe
Anzeige im ,.Intelligenzblättchen“ vermieden.
Endlich wandte fich der Leutnant um. Er war fehr. fehr ernft.
Langfam ging er zu dem Major hin und drückte ihm die Hand.
..Ich danke dir. lieber Major." fagte er. ..Aber ich kann das nicht
annehmen. Ich v e rb i ete dir. etwas dergleichen vor dem Konful zu
erwähnen. Ich will es nicht haben."
- Es half alles nichts. wie der Major auch fchimpfte und fich
gebärdete. Baffen Braufe war une-rfäjütterlich. Es wäre kein bloßer
Vorwand. fagte er. Was er jetzt tat. war das Refultat von vielen langen
gründlichen Erwägungen.
Doch als der Major auf Ehre und Gewifien wiffen wollte. was der
Leutnant anzufangen gedachte. wenn die Auktion gehalten war. ant-
wortete Baffen Braufe:
..Das bleibt m ein Geheimnis. Doch ich gelobe dir. daß du keine
Schande von mir haben follft. mein lieber Major von Knarren."
Und darauf lächelte er mit einem fonderbaren und ftolzen Lächeln.
'K 'K Il-
Ieden Abend faßen der Holzfäller und die alte Guri zufammen in
der Gefindeftube und klagten. Das fchläfrige Milchmädchen Karen nahm
es ruhiger; jedenfalls fprach fie wenig. Doch das war auch nicht nötig;
denn die beiden anderen fprachen um fo mehr. Befonders war Hinke-

Guri untröfilich. Sie hatte fich daran gewöhnt. Wibleskau als ihren
eigentlichen Aufenthaltsort anzufehen. und fie wußte ficher. daß der
Leutnant fein Brot mit ihr teilen würde. folange er noch eine Rinde
übrig hatte. Das war ja auch recht und billig. meinte fiez denn fie hatte
nicht umfonft der Frau aus Berge - der fchönen Rebecka - fo viele
Iahre lang gedient.
Und nun war alles vorbei! Nun follte der Leutnant von Wibles-
kau! Ach herrjeh. fo etwas Schlimmes. daß fowas paffieren mußte!
Den letzten Abend vor der Auktion faßen fie wie gewöhnlich zu-
fammen um den Herd und aßen. Nun hatten fie ihr trauriges Tage-
werk vollbracht: alle Kleinigkeiten in Bündel zufammengebunden. fo daß
fie auf einmal verkauft werden konnten. Denn der Leutnant wollte
nicht. daß die Auktion länger als einen Tag dauern follte. Am Abend
follte alles erledigt fein. Und da war keine Zeit. den verfchiedenen
Kleinkram einzeln aufzurufen.
Ießt waren fie fertig. und nun faßen fie zum leßten Mal um
den Herd.
Hinke-Guri weinte ihre bitteren Tränen. und der Holzhauer faß
und dachte voller Angf't an feine Zukunft. .
Aber Karen Roland lag wie gewöhnlich mit dem Oberkörper auf
einem der Betten und fchlummerte. Sie konnte unmöglich ein Herz im
Leibe haben. Karen Roland!
Da hörten fie plötzlich jemand über den Hof kommen.
Wer konnte das wohl fein?
Die Schritte kamen gerade auf die Gefindefiube zu; da war jemand
am Schloß. - dann öffnete fich die Tür. und herein kam der Leutnant.
Er feste fich zu ihnen an den Herd und fing an. mit ihnen zu
plaudern. und er fagte. daß fie nicht traurig darüber zu fein brauäften.
weil fie nun von Wibleskau mußtenz denn fie follten keine Not leiden.
Dafür hätte er geforgt. - Dann zog er eine Flafche und einige Gläfer
vor. und nun follten fie alle zufammen ein Glas trinken. Und dann
dankte er ihnen allen für die Zeit. wo fie zufammen gewefen waren.
und dann tranken fie. aber Hinke-Guri kam es in die verkehrte Kehle. und
fie huftete alles wieder aus. Und das war Sünde. denn es war ein füßer.
prächtiger Wein. der wie Manna über die Zunge floß.
Er drückte jedem einzeln die Hand - auch der verfchlafenen Karen.
die gerade rechtzeitig aufgewacht war. um ihren Anteil Wein zu bekommen.

das Scheufal. - Aber mit Hinke-Guri machte er ein befonderes Auf-
heben; er klopfte fie auf die Shulter und dankte ihr. weil fie fo gut
gewefen wäre - jest und in alter Zeit.
In alter Zeit! Ah Herr. das genügte völlig. daß Hinke-Guri in
Tränen zerfloß. und fie weinte lange. nachdem er fchon längft feines
Weges gegangen war; -> ja. fie weinte den gefhlagenen Abend. das
alte Gefhöpf!
-- Baffen Braufe blieb oben auf feinem Zimmer fihen: - noch
war viel bis morgen zu ordnen - ein ganzer Kaften mit Briefen. die
durhgelefen und einer nah dem andern verbrannt werden follten. -
Nur ein einziges kleines Bündel blieb verfchont. Es mußten fehr alte
Briefe fein; denn das Umfhlagpapier war vergilbt und zerfallen. -*
Als der Kaften leer war und der letzte Bogen Papier als ein fpröder
Afhenhaufen drinnen im Ofen lag. faß der Leutnant eine ganze Weile
ftill. die Hand vor den Augen. Das Talglicht begann im Leuhter her-
unterzubrennen und fla>erte hie und da an dem langen. qualmenden
Doht hoch. Aber er merkte nichts. Er faß immer noch mit der Hand
vor den Augen. unbeweglieh. als ob er fhliefe. Traurig und öde war
das Zimmer. worin er faß. Jedesmal. wenn das Licht aufflackerte. fah
man die kahlen Wände und die leeren Fenfter. die auf die fchwermütige.
zufammengefunkene Gefialt dort an dem einfamen Tifhe ftarrten.
Die Lihtfhnuppe fiel glühend in den Talg hinunter und erlofch mit
einem lehten Zifchen.
Da fuhr er auf und fah fich um. Ein bleiher Schimmer des ab-
nehmenden Mondes fiel durh das Fenfter. - Es war lange über
Mitternacht. -
Er tappte fich in den Gang hinaus. wo er tief innen in einem
Wandfhrank ein neues Licht fand. Er fteckte es an und fetzte es in den
Leuchter. ging dann und weckte feine Hunde. die unten fhliefen. Die
waren verwundert. glaubten. daß fie auf die Jagd follten. fchnüffelten
und fehrien vor Freude. Aber fie follten niht auf die Jagd. Sie gingen
alle drei nach oben. Er fiellte das Licht auf den Tifch. feßte fich auf den
Stuhl und fchwatzte mit Diana und Flora. Sie verftanden ihn niht.
aber fprangen zu ihm herauf. jeder an einer Seite. Und er nahm fie
um den Hals. drückte ihre Köpfe an fih und fchaukelte hin und her.
während fie wedelten und winfelten. -»
Als er fich ein Weilhen fpäter erhob. glaubten die beiden. fie

follten wieder hinunter auf ihre Schlafplätzm aber er rief fie zu fich; »-
fie follten die ganze Nacht bei ihm feim fagte er, und heute nacht follte
keiner von ihnen fchlafen.
Er ging zum Eckfenfier hin- dort wo deu- Mondfchein leuchtete- und
fah in die Nacht hinaus. Er rief die Hunde zu fich; fie fiellten fich
mit ihren Vorderpfoten auf das Fenfterbrett- an jeder Seite von ihm
einen und er nahm fie wieder um den Halsz und er fprach wieder mit
ihnen- mit feiner tiefem ernften Stimme, Er fprach mit ihnen von den
fchönen Tagen- die fie zufammen auf Wibleskau verlebt hatten- - von
den vielen Streifzügen durch das GebirgeK wo die drei jeden Stein und
jeden Strauch kannten; - er nannte jeden Ort bei dem ihnen dreien
bekannten Namen. Und jedesmalz wenn er einen der Namen nanntef
kläfften die Hunde und heulten traurig.
Wieder ging er zum Tifch him und er feßte fiel» die Hunde dicht
neben fich. Er nahm das letzte kleine Bündel Briefe; löfte behutfam
das Band- faltete fie einen um den andern auseinander und legte fie vor
fiä) bin.
_ Es war eine zarte Mädchenhandfehrift- die Buchftaben waren
rührend unbeholfen- wie bei einem Kinde.
„Liebwerter Bafien Braufe -- -"
Er las Rebeckas Briefe wieder durchz einen um den andern. Und
einen um den andern nahm er fie und hielt fie in das Licht. Das Papier
krümmte fich nach und nach- wie das Feuer es verzehrte- und die großen
Buchfiaben glitten langfam in die Vernichtung. -
Danach feßte fiä) Bafien Braufe zum Schreiben hing und faßen
die Hunde und fiierten ihn an - fiumm, ängfilich; denn fo hatten fie
ihren Herrn niemals vorher gefehen.
S. T. Örn. Premier Major U. F. S. v. Knarren.
Meyn lieber Freund!
Diefes fehreybe ich Dirt meyn lieber Majorx die Nachtx bevor die
Auktion über meine-n Hof und Befiß gehalten wird. Morgen werde iii)
Dich wiederfehen und mit Dir fprechenF doch morgen gegen Abend- wenn
Du diefes hier zu Händen bekommfiz bin ich nicht mehr unter den Le-
benden. Ich fchreybe Dir das ißt fchom damit Du zur Genüge ver-
fiehen kannfiz daßz was ich thuez ich mit voller Überzeugung thuez und weil
ich finder daß es das Leßte und Einzige ifiz was mir noch zu thuen übrig

bleibt. Denn das Leben war mir niemals lieb; doch lebte ich esf folange
es auszuhalten war. Aber - nun halte iäf die Zeit für gekommen.
wo es beendet werden muß. freiwillig und in Ehren. wie es fich für
einen alten Soldaten geziemet.
Doch nichts mehr von denen Dingen. Ich weiß- meyn lieber
Major. daß Du meyne Handlungsweife refpektiren und fie honett finden
wirft. Nun bitte ich Dich, als meynen Freund. forge für die alte Bella;
iä) kann mich nicht von ihr trennen. aber ich habe auch nicht das Herz.
ihr eine Kugel zu opfern. Es war ftets etwas an dem Thief, was mich
weich ums Herz machte. als wäre fie- ein Frauenzimmer. Diana und
Flora dagegen werden mir folgen und ein ehrenhaftes Ende finden. -*
Wenn Du felbft das Herz dazu haft. fo gieb auch Bella eine Kugel. aber
laß fie niemals in andere Hände als in Deine kommen. Meyne Waffen
bitte in, Dich auch zu behalten. Es find ein paar fihöne Stücke darunter,
von denen ich weißf Du findefl Gefallen an ihnen. - Ich fende Dir
auch meyn rechtli>7 aufgefeßtes Teftament- über welches ich Dia) zu ver-
fügen bitte. Du wirft daraus erfehen. daß meyne Diener nebft einer
Frau mit Namen Gut-i das erhalten follen. was möglicherweife aus
meyner Auktion übrig bleibt.
Alfo lebewohl. liebwerter Major. Dank für Deine mannhafte
Freundfchaft. die mir fiets teuer gewefen war. und fey zum letzten Male
gegrüßt von Deinem alten Kameraden Bjarne von Braufe.
Er war kein Brieffehreiber. der grauhaarige Leutnant. und es ver-
urfaehte ihm ungewöhnlich große Befchwerde. diefe Zeilen niederzufiaßen.
Mal auf Mal mußte die Feder gefpißt werden; denn er hatte eine fo
fchwere Hand. daß die Spiße allzufehnell ihre Elafiizität verlor und
fich nach beiden Seiten auseinanderfpreizte.
Als er endlich fertig war. graute die Dämmerung vor den Fenfiern.
und ein Vogel hatte fihon zu fingen begonnen. Er löfchte das Licht, das
jetzt fait nieder-gebrannt war. trat zum Fenfter und las den Brief durch.
Dann faltete er ihn zufammenf verfiegelte ihn und fleckte ihn in feine
Innentafche.
„So Flora! So Diana!" rief er, daß es in dem leeren Zimmer
dröhnte. „Kommt jest! Auf Jagd wollen wir! Auf Jagd! Noch ein
einziges Mal auf Jagd!" -
Eine Weile fpäter zogen alle drei ihres Weges; - der Leutnant
fang mit einer harten und rauhen Stimme; er hob den Kopf hoch, -
„Hallol Hallo!“ fchrie er. jedesmal- wenn der Refrain kam,

Die Auktion Wilhelm Krag
Hinter den Gipfeln um Voilewatne röteten fich die Wolken bereits;
auf dem Grafe lag der Nachttam fein und grau wie Spinnengewebe.
- „So Flora! So Diana! Vorwärts mit euch!"
„Halloi Hallo!"
* K '|-
Scharenweis |römten die Menfchen zu der Auktion auf Wibleskau.
Da kamen freundlichgefinntez welche den armen- ruinierten Leutnant in billigem Mitleid tröfien wollten- und da kamen übelgefinnte„ die fich an dem Anblick erfreuen wollten- wie das Heim eines „Hochgeftellten" um und um gekehrt und mit Sack und Pack an jeden Xbeliebigen verkauft wurde.
Aber weder die Wohlgefinntenf noch die Ubelgefinnten kamen auf ihre Kofien.
Schon als die Leute auf dem großen Hügel von Wibleskau warenf hörten fie einen folchen Lärm von dem Hof herz wie er nicht aus einem Trauerhaus- wie dies hier fein mußte, zu kommen pflegte. - Da ertönte fröhlicher Geigenklang und Gelächter und Gefchreiz als ob da oben Hochzeit wäre. Und weckte das bereits auf dem Hügel die Verwunderung der Leute- fo wurde diefe zur direkten Sprarhlofigkeiß wenn fie auf den Hof kamen. Denn da war ein Gewimmel und eine Munterkeit und ein Traktamentf als ob es ein Hochgeftellter warf der eine lärmende Gefeli-fchaft feierte.
Auf der Scheunenbrücke fiand der Spielmann und firich aus Leibes-kräften die Geige, Und Burfchen und Mädchen tanztenl und fie [achten, (achten, denn das fchien das Verdrehtefie zu fein, was fie jemals mit-gemacht hatten. Und auf dem Hofe waren zwei lange Tifche gedecktz die ftanden bre>7end voll von Brot und Butter und Schinken und Räucher-ware-nz und zwei Fäfier mit fchäumendem Bierl und hier konnte fich jedweder aus Leibeskräften gütlich tun. Jedesmall wenn ein Faß geleert wurdef kam ein volles an feine Stelle; jaF wenn das kein Wunder war-fo gab es keine Wunder mehr.
Der Leutnant felbfi ging in voller Uniform herum - fo fein, daß es nur fo um ihn blißte! Die Feder am Hut und den Säbel an der Seite und blanke Stiefel und weiße Handfchuhez - wahrhaftig! der fah gerade aus wie ein Mannx der von Haus und Hof mußte!
Und er war jeßt fo nett und freundlichf wünfchte jedermann will-

kommen. und bat fie zuzulangen bei dem. was das Haus zu bieten hatte.
- er war ein Wirt. bei dem man gern zu Gafie fein mochte!
Drinnen im Saal faßen feine Freunde. die aus der Stadt. wie
die rings von Paradies. Und es fchien auch. als ob fie bloß zum Ver-
gnügen gekommen wären. denn fie profteten und fangen und hielten
Reden. daß man es ein ganzes Ende weit hören konnte. Ia. gewiß. das
war die prächtigfte Auktion. die man fich nur vorfkellen konnte!
Und die Sonne fchien fo warm. und die Vögel fangen um die Wette
mit der Geige und dem Magifierz aber drinnen in der Gefindefiube faß
der Lehnsmann und rief Großes und Kleines auf. immer haufenweife.
fo daß die Gebäude fchnell geräumt wurden. Das war etwas anderes.
als was die Leute gewohnt waren. wenn fie fißen konnten und fich
einen Halbfchilling nach dem a-ndern abzwacken ließen - auch wenn es
fich bloß noch um einen alten Mörfer oder Spaten handelte!
Prokurator Bitterkorns Sekretär faß an der Seite des Lehns-
mannes. Von Anfang an hatte er eine Miene. als ob ihm bereits das
ganze gehörte. denn er hatte ja die Weifung. den .Hof zu kaufen. wenn
er nicht allzu hoch getrieben wurde; doch das wurde das armfelige Gut
natürlich nicht. Er würde genau das bieten. was der Leutnant dem
Prokurator fchuldete. und dann bekam er den Zufchlag. und dann war die
Affäre in Ordnung.
Bereits um die Mittagsfiunde waren Scheune und Stall von allem
Vorhandenen geräumt. und nun kam der große. fpannende Augenblick
des Tages: nun follte Wibleskau verkauft werden!
Es wurde eine kleine Paufe in der Auktion gemacht; denn nun wurde
Botfchaft in den Saal gefchickt. um die ..Feinen" zu holen. Sowie die
Nachricht eintraf. entftand ein Lärm von zurückgefchobenen Stühlen und
dann kamen fie. Arm in Arm. - Konful Seehuufen und der Major gingen
voran. und dann kamen der Magifier und der Regimentschirurg. und
Döble auf Skat und wie fie alle zufammen hießen. Prächtig anzufehen
waren fie -- in Uniformen oder in zivilen Staatskleidern; doch der
Magifter war in Helm und Harnifeh!
In der Gefindefiube wurde ihnen fofort Platz gemacht; doch keiner
von ihnen feste fich. Sie blieben unten an der Tür fröhlich und plau-
dernd fiehen; fie lächelten alle vergnügt. und die Leute waren nun fe|
überzeugt. daß das Ganze Komödie wäre.
Der Lehnsmann rief Wibleskau auf und legte dann ausführlich
alle Herrlichkeiten des Hofes dar.

Als er hiermit fertig warf fiel foglcich ein Angebot.
Es ging ein ftillcs „Ahl“ durch die Verfammlung. fo überwältigend
war das Gebot* und der Sekretär des Prokurators gloßte fiä) vol(-
[tändig dumm dariiber - hörte er richtig? Denn das waren genau
dreihundert Taler mehr- als der Leutnant dem Prokurator fchuldete, und
alfo hatte der Sekretär nichts mehr hier zu tun. Konnte das möglich
fein?
Der Lehnsmann traute auch feinen eigenen Ohren noch nicht- denn
er fragte noch einmal. und unten von der Tür hörte man wieder ganz
deutlich die überwältigende Summe.
„Keine-r mehr?" fragte der Lehnsmannz doch da braäy die ganze
Verfammlung in Lachen aus! denn es würde fich wohl keiner finden- der
n o ch verrückter wäre.
Alfo fiel der Hammer. die Kauffumme wurde in das Protokell ein-
getragen. und der Lehnsmann fragte nach dem Namen.
„Ian Seehuufenf" antwortete es von der Tür. Wieder ging da
ei-n „Uhl‟ durch die Verfammlung; - aja. nun verftanden fie das; und
es begann ein eifriges Flüflern und Fragen ringsum„ und alle mußten
lange Hälfe machen. um Ian Seehuufen zu fehen.
Doch er hatte fofort das Lokal verlafien- zufammen mit dem Major.
welcher ihn noch fefier als vorher am Arme hielt und fich hierin und
dorthin umfah - prufiend vor Zufriedenheit mit Ian und fich felbfi. und
glühend vor Lnfh „den verdammten Holfteiner" zwifchen die Finger zu
kriegen.
Firlei. firlei! fang die Geiger und der Tanz fing von neuem auf
dem Hofe an -- mit Stampfen auf den Boden. mit Klatfchen auf die
Wade- mit Saitengeklimper und kecken Sprüngen. -
Nun follte damit begonnen werdenf allesf was im Wohnhaufe war,
zu verkaufen. Es ging eine |ille Botfchaft an Bafien Braufe: ob es
vielleicht nicht nötig wäre. das Gefchäft fortzufeßen?
Doch der Leutnant lächelte fo feltfam - ja. felbftverfiändlich follte
es fortgefeht werden: Sack und Park follte bis zum Abend verkauft
werden.
Der Lehnsmann zog von dem Hof _ mit der Hornb-rille auf der
Rafe. die Gänfefeder hinter dem Ohrey das Protokoll unterm ArmF und
eine koftbare Flafäze. die frhwer in der rechten Schoßtafche fchaukelte.
Er feßte fich in die große Küchq und nun wurde in jagender Eile alles

verkauftf was fich im Haufe vorfand. Zimmer nach Zimmer wurde
feines ärmlichen Mobiliars beraubtz fehließlich kam die Reihe an den
Saal„ wo die feinen Leute noch faßen und pokulierten. --
Aber wahrhaftig- fie mußten nun raus! Mit der Flafche und dem
Glas in der Hand gingen fie nach dem Lufthaufe hinüberf welches auf
dem Hügel direkt über dem Badeteich des Leutnants lag.
Doch unter dem Hügel von Wibleskau fchlich fich der Sekretär des
Prokurators gerade fo befehämt entlangx wie er vorher hochmijtig gewefen
war. - Und dann hatte er nicht einmal Zeit gehabt- bei dem Gelage
mit dabei zu fein„ wie alle die anderenf die fich voll und fatt an den
Tifchen unten auf dem Hofe gegeffen hatten. Gott mochte wiffenf wie
viel Hunden-te von Talern der verrückte Leutnant für die Bewirtung aus-
gegeben hatte. Huf ja - und Bi-tterkorn! Er würde wohl rafend
werden! Er, der fo feelenvergnügt umhergegangen warf weil er nun
endlich dem hochmütigen Buben das Geni> gebrochen hatte!
Oben im Lufihaufe hielt Major von Knarren eine gewaltige Rede
anf feinen Freund und Wirt - den tapferen Soldaten- den braven
Kameraden. Er konnte es nicht unterlaffenf an einen gewiffen .Herrn
zu erinnern - einen gewiffen Schubiack von einem gemeinen Holfieiner
- der Konful ftieß ihn unruhig an; doch das half nichtsf denn als der
Major zu dem Schubiack kamf war feine Stimme wie Kanonengedonner.
Aber der Magifter faß und fang mit feiner hellen Stimme einen
wehmütigen Gefang von dem Leben- das vergehtf und den Haaren- die
ergrauen- und dem Todef der uns alle erwartet. --
*ß K *
Endlich waren alle die Fremden fort; - man hörte die leßten
Wagen den Weg nach Voilewatne zu rollen.
Hinke-Guri ftand auf dem Hof und fchluchzte- denn nun follte fie
von Wibleskau weg! Aber erfi mußte fie dem Leutnant Lebewohl fagenf
der drinnen einen leßten Gang durch die leeren Zimmer machte, Beide
Hündinnen hatte er mit fich. Da kam er; - er war noch in voller
llniformf und in dem Gürtel |e>ten drei lange blanke Pifiolen.
Da brach Hinke-Guri in ein folches Weinen ausf daß fie kaum
ein verfiändliches Wort reden konnte. Sie fragte die ganze Zeit dai-Zfelbef
und das war, wohin der Leutnant nun zu ma>fen gedaäfte -l Ob es
wahr wäre- daß er wieder in den Krieg ziehen wollte? Denn das dürfe
er wirklich nicht; - Hinke-Guri hatte die ganze Nacht von Flundern

geträumt. und von roten Flundern. und das bedeute etwas fo Ab-
fcheuliches. daß fie es nicht zu fagen wagte. Doch in den Krieg dürfe
er gar nicht ziehen.
Der Leutnant tröftete fie. fo gut er konnte. und fagte. nein. es wäre
wahrhaftig nicht wahr. -* er wollte nicht in den Krieg. Und dann
fieckte er ihr einen Reichstaler zu. und darauf gab es ein Danken und
Segenswünfchen den ganzen Hügel hinunter.
Ießt war bloß noch der Holzhauer übrig. Er ftand und fchloß die
Gefindefiube ab und band die Schlüffel mit allen anderen Schlüffeln
vom .Haufe zufammen. denn fo follten fie dem Konful gegeben werden.
war ihm gejagt worden,
Ia. der Leutnant fagte dasfelbe. und dann gab er ihm einen großen
fchweren Brief mit Siegellack darauf und fagte. daß er damit vorfichtig
fein und ihn dem Major an diefem Abend bringen müßte. Er konnte
Bella nehmen. und in dem feinen Karren. das einzige. was auf dem
Hofe noch nicht verkauft war. hinunter fahren.
Der Leutnant ging felbft zu Bella herein und fpannte fie an. und
er ßreichelte fie und fprach wirklich fo fonderbar zärtlich zu ihr. wie' es
dem Holzhauer vorkam. Und dann kam die Reihe an ihn felbft; Lebe-
wohl. lebewohl -; aber fo ficher glaubte der Holzhauer nicht. daß der
Leutnant wirklich in den Krieg wollte. denn er war fo feierlich. als er
Lebewohl fagte. K
Damit fuhr auch der Holzhauer von Wibleskau. beladen mit
Schlüffeln und Brief u-nd unruhigen Gedanken.
Ießt war nur der Leutnant und feine beiden Hunde übrig. Die
Sterne entzündeten fich da oben; Nebel lag über den Wiefen. Aber auf
dem Hofe war alles fiill. Dunkel und verfchloffen lag das Haus mit
all feinen erlofchenen Fenfiern. Dunkel und verfchloffen lagen Gefinde-
ftube und Schuppen. Kuhfiall und Sehe-une. Kein Stampfen von Bella.
kein Schnauben der Kühe. nicht einmal ein Hühnergekluck.
Alles war tot auf Wibleskau.
Und als er über den Weg entlang gen Voilewatne ging. klang fein
Schritt fcharf und hart in der Einfamkeit zwifchen all den ausgeftorbenen
Häufern.
Diana und Flora gingen an feiner Seite. ganz fcill und verwundert.
Sie verfianden nichts von all dem. was heute vorgefallen war. Sie
verfianden auch nicht. warum fie jetzt - fo fpät. in den Wald gingen.

Ebenfo nicht. daß er kein Gewehr mithatte. bloß die drei kleinen lächer-
lichen Piftolen.
Sie verfianden nicht. weshalb er fo lange fiehen blieb und über
die Bucht fah. das leßte Mal. wo man fie vom Weg aus erblicken konnte.
Und hier redete er auch etwas Unverftändliches vor fich hin und ftrich
fich über die Augen.
Seltfam war das alles. Flora winfelte ein bißchen. fie war fiets
etwas ängfilichz aber gleich fireichelte der Leutnant fie und fprach fo
innig und gütig mit ihnen. daß fie außer fich vor Glück wurden.
Seltfam war es; - denn fie gingen einen andern Weg als ge-
wöhnlich. Und er hatte fie die ganze Zeit angekoppelt. Es half
nichts. ihn fragend anzufehen; - er war gleichfam ganz weit weg von
ihnen.
Sie kamen an eine kleine Lichtung im Walde. Hier feßte er fich
zwifchen fie hin. Sie krochen zu ihm und leckten ihm Geficht und
Hände.
- Da klang ein Schuß. Dann noch einer, Diana und Flora
lagen tot im Grafe.
Er nahm den Hut mit dem hohen Federbufch ab und ftellte ihn
vorfichtig auf die Erde. Dann legte er fich zwifchen feine beiden Hunde.
deren Glieder noch bebten. Er ftarrte zum Himmel empor. wo nun alle
Sterne der Nacht funkelten und blißten. Eine Sternfchnuppe fuhr
firahlend quer durch den Wald und erlofch ebenfo kafäf. wie fie ent-
flammt war.
Dann fchloß er die Augen. -
Der dritte Schuß hallte dröhnend durch den Abend.
'l2 't K
Major Ulrich Friederich Schousboe von Knarren marfchierte an der
Spitze feiner Kompagnie. und die Regimentsmufik fpielte einen Marfch.
der eines Soldaten würdig war. Denn mit allen Ehren follte Baffen
Braufe beerdigt werdenz das hatte der Major gefchworen.
Als der Sarg hinuntergefenkt war. befahl der Major „Feuerl“ und
es knallte ein Salut. wie er fich für einen Offizier gehörte; der im Krieg
gewefen war.
Aber dreimal knallten die Salven; denn der Major meinte. daß
Baffen Braufe fie alle drei verdiente: erfiens eine als Soldat. dann eine
als Jäger. dann eine als braver Kamerad.

Mit dem Hure in der Hand ftieg er dann auf das Grab und fah
zu feinem Freund hernieder. Und nun wollte der Major eine kleine
Rede halten; aber weiß Gott! er konnte niht! Er konnte niht. denn
er weinte. Ja wirklich. die Tränen ftrömten aus feinen großen runden
Augen. und er fah wunderlich lächerlich aus. wie er da fo ftand. dick und
tapfer in feinen hohen blanken Stiefeln. den Säbel mit fiarkem Arm
erhoben. den berühmten Bart mutvoll gefträubt und die rote. prächtige
Nafe ftolz und glänzend mitten im Gefiht - und das alles tränenüber-
firömt! Tränen liefen über die ftolze. rote Nafe. Tränen über die wetter-
gebräunten Backen. Tränen. Tropfen auf Tropfen in den berühmten
Bart!
Und der Mund blieb fperrangelweit offen ftehen - und der ganze
Herr Premier-Major Ulrich Friederih Shousboe von Knarren fhluhzte
wie ein Kind um feinen toten Freund.

Rund
Vom künfilerifchen Gleich:-
gewimn
Was ich fagen möchte; geht von
der Lektüre eines Buches aus; das
für fich wohl kaum eine Befprechung
an diefem Ort erforderte: Franz
Pfinz; von Oskar Loerke (S. Fifcher
Verlag). Denn obwohl mit ficht-
barem Talent gefchrieben; enthält
das Büchlein weder eine Erzählung
noch etwas; das fich felbfiändig zu
halten vet-möchte. Es ift eine Studie
über den feelifchen Krankheitsfall
eines Menfchen; der uns'gefund oder
krank nichts angeht. Ein Lehrer; der
fich einbildet; ein großer Mufiker zu
fein; daraufhin mit einem befchei-
denen Seitenfprung aus der Stel-
lung geht; Dirigent wird; daran
fcheiternd in Verdruß und Kälte ver-
dirbt; fein idyllifch bürgerliches Ehe-
glück mit dem befcheidenen Frauchen
verliert und fich aufhängt. Man
kann nicht fagen; daß dies fchlecht ge-
fchildert fei; es ift fogar fo iiber-
zeugend; daß man das Modell zu
fehen meint; nur fra t es fich; ob
das fchon ein Buch ifi?
In dem neuen Buch von Her-
mann Heffe („NachbarnE S. Fifcher;
Berlin) fieht eine Gefchichte Walter
Kömpff; die eigentlich diefelbe ifi;
wenn auch in der entgegengefehten
Anwendung: Der Franz Pfinz geht
an feinem Sparren zugrunde und
der Walter Kömpff daran; daß er
feinem Sparren "nicht treu bleibt;
zwei ärmliäje Gehirne; die im Leben
u.
fcha
nicht funktionieren können. Das
aber if'c der Unterfchied: bei Heffe
lieft man mit fieigendem Vergnügen
und einer wahrhaften Befreiung;
als der Menfch endlich hängt; bei
Loerke mit wachfendem Verdruß;
der fich bis zum Widerwillen fteigert;
fodaß man dasBuch/ gründlich ver-
fiimmt; zur Seite legt. Dabei ift
nicht etwa Heffe oberflächlicher; viel-
mehr packt er die Sache von innen
heraus; während Loerke mehr von
außen heran geht. Für die gefchil-
derte Verfchiedenheit der Wirkung
ift aber auch das gleichgültig; die
beruht eben im künftlerifchen Gleich-
gewicht; von dem an diefen Beifpielen
gefprochen werden foll.
Loerke beginnt feine Erzählung;

indem er uns feinen Helden Pfinz
(der natürlich kein Held ift) vorfiellt;
als er im befien Glück ift; dann
quält er ihn vor unfern Augen lang-
fam zu Tode; und zwar mit der
fchönfien Objektivität; er wird weder
höhnifäy noch luftig; auch nicht ein-
mal traurig; eigentlich ifi er als Er-
zähler gar nicht da; wenigfiens kaum
anders als treu berichtend; und7was
wir fehen; ifi fein Modell. Wenn
das nun wirklich ein Held wäre; der
etwas täte; fiatt zu leiden; fo würden
wir bald genug gefpannt zufehen;
ol* es ihm geriete„ wir würden un-
willkürlich durch die Teilnahme ein
Stück von dem Helden werden und
das Bewußtfein der großen und
fiat-ken Abficht haben; wenn nachher
die Enttäufchung käme; wir würden
5o(

felbft den Untergang noch etwa wie
eine Beftätigung dief er Abficht fühlen
und mit jenem troßigen „Und doch'ß
darin die Tragik fich deutlich macht„
dem „Opfertod" beiwohnen. Um
handgreiflich zu werden: wir würden
den Niedergang des Opfers als
Schatten und die große Abficht als
Licht fehen„ und zwar je heller hier„
je dunkler es dort würde. In diefem
geheimnisvollen Gegengewicht er-
hebt fich die tragifche Wirkung über
das bloß Traurigey in diefem durch
den Dichter klug geweckten Lebens-
trolz gegenüber dem traurigen Fall.
Bei diefem Franz Pfinz gibt es
kein derartiges Licht gegen den
Schattem das äußerliche Schickfal
des Leidenden hat keine Gegenliniej
es geht alles denfelben Wegj der
Autor„ der Held und wirj die Lefer:
wie man im Traum manchmal finn-
los traurige Wege bis zu Ende geht.
Da hilft alle Schilderungskunft (auch
der Landfchaft)j fchließlich nur den
verdrießlichen Eindruck zu verftärken.
Man hat unnötigerweife einer Vivi-
fektion beigewohny ohne zu wiffen
wozu; man hat keinGefeß„ nur einen
Fall gefehen und ift verftimmtj weil
der traurig war. Der Dichter war
daj aber der Künftler fehlte„ der aus
dem Motiv das Gegenmotiv heraus-
holte und eine Kompofition machte„
d. h. ein vollkommenes oder doch im
Gefühl fo abgewogenes Gleich-
gewicht; darin ein Sinnbild der
Welt„ an der auch nichts für fich
im Abrutfchen begriffen ift.
Dagegen zeigt Heffe an dem-
felben Motiv gerade feine fichere
Künftlerhand. Er fetztj ehe er uns
mit feinem Walter Kömpfffbeläftigtj
mit einer Schilderung der Kleinfiadt
ein„ führt uns launig in die engen
Sträßchen und läßt darin vor unfern
Augen den Menfchen langfam waeh-
fen„ an „dem er uns feine Weisheit
zeigen will. z Wir ahnen wohh auch
der_Sparren„ irgend etwas_Geifiiges
fiatt Kaufmann zu fein„ könnte_den
Walter Kömpff mit feinem fchwachen
Gehirn nicht retten. Aber wir hoffen
doch von Anfang darauf- weil wir
darin eine Rettung für ihn fehen.
Und je mehr er in feinem Kaufmann-
kram äußerlich zwar etwas Recht-
fchaffenes wirdj aber innerlich immer
mehr in Lebensgefahr gerät: defio

lebhafter hoffen wir auf den Aus-
bruch„ und als der fchließlich kommtj
aber viel zu fpa't und ihn vernichtend„
fpüren wir alles wie eineVergeltung.
Wir fühlen - plump gefagt - die
Idee gerettet und wenden uns von
diefem gar nicht großen Schickfal mit
dem Gefühl zurüch einen Blick in
das geheimnisvolle Getriebe der
Natur- und Weltgefeße getan zu
haben„ in denen wir mit wohligem
Schauer-n (denn w i r leben noch und
haben die falfchen Schritte nicht ge-
macht) auch die Wurzeln unferes
Lebens fpüren.
„Am nächften Tag erzählte er
den Hühnern den Tod feines Vatersj
aber er klatfchte nicht in die Hände
wie bei Vater Antons Scheiben und
weinte auch keine Träne.“ Das ift
der letzte Salz bei Loerke„ und bei
Heffe lautet er fo: „Und wenige
dachten daran„ wie nahe wir alle
bei dem Dunkel wohnenj in deffen
Schatten der arme Walter Kömpff
fich verirrt hatte.“ Darin liegt alles;
ich könnte nicht fageny daß in der
Gefchichte von Heffe mehr Gefühl
fiecke als in der von Loerke oder
eine größereGabe zu fchildern (Loerke
fiellt einen Helden fogar viel drafti-
fcher hin)„ aber Heffe hat als Künfiler
fein Motiv in einem Bild aufgelöftj

und Loerke hat es für fich - wenn auch mit zartem Pinfel - hingefirichen. bevor ihm ein Bild einfiel. Aber erft. wenn das innere Bild vollkommen im Gleichgewicht krifiallifiert ifi. kann eine gute Hand vielleicht ein Kunfiwerk daraus machen.
Wilhelm Schäfer.

Albert Langen,
Ein Nekrolog,

Er war ein Menfch von genialen Infiinkten, Von ungeheuren Energien und einem nicht gewöhnlichen Unternehmungsgeift. Er nutzte die revolutionäre Gefinnung und förderte fie. er trug fie in die Maffen. er fieckte felbfi die Bourgeoifie an: er fchuf den „Simpliziffimus".

Das ift die unvergängliihe Schöpfung eines leidenfchaftlichen Temperaments und eines fpekulativen Kopfes. Es war eine Wohltat. daß das Blatt erifiierte. daß es da war. Jeden Montag. Es wurde zu einer fegensreichen Infiitution. Die kulturelle Bedeutung des „Simpliziffimus" ifi fchlechterdings nicht zu überfahäßen. Hier hatte diexReaktion. das Muckertum aller Schattierungen einen überlegenen und unbarmherzigen Gegner. Er griff gan. er entthronte. er demaskierte. er kißelte. er fiach und biß und peitfchte. Er verfprißte Gift nach allen Seiten. er fchändete durch Wort und Bild überlebte Infiitutionen. er machte ..das deutfche Familienleben“ lächerlich. er tötete fchonungslos.... er war von einem unheilbaren Cynismus. unfentimental und von einer göttlichen Frechheit. Er war ein Organ des Haffes. - eines Haffes. den der Schmerz geboren hatte. der wirkte und wohltat.

Er war es. - und er ifc es zuweilen auch heute noch. wenn das revolutionäre. rückfichtslofe Ternperament Th. Th. Heines fich austoben kann. Aber der biffige Köter. als den ihn einft Heine zeichnete. hat manche feiner Zähne verloren. er ift zahmer und gefälliger geworden. er gibt fchon Pfötchen. und ich fürchte. bald-.wird er anfangen zu wedeln.

Diefe Wandlung des ..Simpliziffimus“. die wir fchmerzhaft miter-

lebten. erwähne ich. weil fie mir
für feinen Schöpfer charakterifiifch
zu fein fcheint.
Derfelbe Mann. der dem ..Sim-
pliziffimus“ Leben und Richtung
gab. der ihm die feinfien und radi-
kalften Köpfe gewann. hat ihn nach
und nach literarifch wie künftlerifch
..umgewertet“. Er hat diefen Gipfel
des Cynismus langfam nivelliert.
Er hat ihn. - der einf'c eine reine
Quelle feltener und raffinierter
Genüffe für alle kultivierten Köpfe
war. - um eine Auflage von
90000 Exemplaren zu erzielen. -
maufern müffen zu einem Blatt.
das nun jeder Konfektionär mit
Vergnügen liefiz - diefer fpekula-
tive Kopf. der den revolutionärfien
Künfilern die Möglichkeit gab. fich
auszufprechen. hat dem Gefchmack
des großen Publikums ohne Ge-
wiffensbiffe Konzeffionen gemacht,
Er wollte wirken. Er wollte
Gefchäfte machen. Mit Züft oder
dem Simpliziffimus. Und das ift
es: Er war ein Revolutionär. der
Gefchäfte machen wollte.
In ihm war vom Abenteurer.En-
thufiafien und Gefchäftsgenie gleich

viel. „Sünde ift eine mhthologifche
Bezeichnung für fchlechte Gefchäfte.“
Er kannte die Infiinkte der Maffe
und fuchte fie zu befriedigen.
Dennoch: er fchuf Werte. oder
vermittelte fie doch zum mindefien.
Er hatte befiimmte und fcharfaus-
geprägte Sympathien. Er muß
fogar von Literatur etwas ver-
fianden haben. Jedenfalls hatte
er ein feines Witterungsvermögen.
Sein Verlag hielt fich auf einer
anfiändigen Höhe. Und als erfker
brachte er (was ihm nicht vergeffen
werden foll): Knut Hamfun. Frank
Wedekind. Heinrich Mann.
Diefer Verleger hatte eine be-
fondere Phyfiognomie. - und eine
große Gefie. Er war nie kleinlich.
immer: unbedenklich. kühn und nach
Neuerungen begierig.
Obfchon er aus Köln |ammte, ..
er hatte wenig von einem Deutfchen.
Oder - vielleiayt. wer will es
wiffen? - ein neuer Typus beginnt
fich zu bilden. Wedekind hat ihn
gezeichnet. Ruederer ihn gekrißelt.
Der Bananfios in Ruederers un-
glücklichem „Wolkenkuckucksheim“. der
den Olymp für 40000 Millionen
kauft. follte Langen fein. Der Dichter
von ..Hidalla oder Sein und Haben“
hat das Fragwürdige feines Wefens
tiefer erfaßt und eindringlicher ge-
ftaltet. Wedekind karikierte einen
Verleger: Langen alias Launhart.
alias GeorgSterner (..Oaha“). der
naiv-fkkupellof e Egoift.
Wedekind aber ift - auch noch
als Pamphletifi - ein Dichter. und
kein Photograph. Langen war mehr.
war komplizierter. war reicher. als
uns das - die mannigfaltigen Züge
vereinfachende - Porträt des böfen
Wedekind glauben machen will.
Erhatte mehr Mifchungen. Er war
weit mehr als ein bloßer Ausnutzer
der Talente. er war ein Anreger.
meinetwegen einer. der dabei nach
feinem Vorteil fchielte. aber doch
einer. der den Wert eines Menfchen
zu fchäßen wußte; - aber doch: ein
Wecker. ein Anfporner. einer. der
Möglichkeiten bot und diefe Möglich-
keiten erweiterte.
Und er ftüßte folche. die in der
bürgerlichen Gefellfchaft zum Ver-
hungern die größte Ausficht hatten.
Meinetwegen: aus Berechnung; das

tun auch andere. Er fcharte fie um
fich: die Entwurzelten wurden an-
erkannte Künfiler. - und verdienten
Geld. viel Geld. fie behielten ihre
revolutionäre Gefinnung und wur-
den - Kapitaliften. k?“
Sie lernten von ihrem Herrn
und Meißen Ia. fie hätten ihm
einmal faft übers Ohr gehauen;
eine Palafirevolution brach aus; fie
forderten größere Gewinnbeteili-
gung; die Revolutionäre befannen
fich auf das kommunifiifche Manifefi.
Und das Gefchäftsgenie mußte nach-
geben. Scheinbar wenigfiens. denn
es behielt fie troßdem alle in der
Hand. Er blieb - froh allem - der
überlegene Sieger. Er beherrfchte
immer die Situation.
Er war - unter allen Verlegern
- vielleicht der fkrupellofefie. Und
dennoch: ein Kultur-Faktor. Und
dennoch: ein Förderer. Ein fel-
tenes. ganz ungewöhnliches Ge-
fchäftsgenie mit amerikanifchen Ma-
nieren und amerikanifchen Ideen.
Er kam immer zur rechten Zeit.
Und er verfiand auch. zur rechten
Zeit zu fterben. Andere überleben
fich. (Rudolf v. Gottfchall wurde
200 Iahre. und andere find auf dem

Wege dazu.) Das Befke an ihmj im
moralifchen Sinn: das Jugendliche-
die radikale Leidenfchaft war ver-
pufftj die Unternehmungslufi war
geblieben. Kommerzielle Betriebe
reizten ihn bereits mehr als lite-
rarifche. Er befchiiftigte fich eben-
foviel mit Automobilen und dem
Verkauf von Züfiwagen als mit
feinem Verlag„ und er - der inter-
nationale Revolutionär _ begann
fchom Heimatskunfi zu protegieren,
So toll wie [ein Lebenj fo abrupt
fein Tod. Mit vierzig Jahren.
Auch hier noch etwas Überrafchendes.
Eine fchöne Gefie. Ein plötzlicherj
ein unwahrfcheinliayerj ein charak-
terifiifcher Tod. Ein fchöner
Abgang.
Wilhelm Herzog.

Politifcher Dialog im Cafe.

„O Madamej Sie find
immer noch in Berlin! Oder fchon
wieder? Und von alle dem wußte
ich nichts! . . Achj Sie find hell
geworden wie der Frühling! Ber-
zeihen Siej Madame: ich bin
verliebt in Ihr fchönes blondes
Haar; und in Ihre |ahlgrauen
Augenj die ernft bleibem auch wenn
Ihr Geficht lacht.. Sie haben in
Berlin jemanden gefundem der
Sie beruhigt? Der auf der Straße
Ihre Pakete trägt? O„ das macht
mich glücklich. . . Auf die Reichstags-
tribüne aber wollen Sie fo bald
nicht wieder kommen?! Ich habe
Sie fo tief bedauert damals; in
Ihren Mienen war ein ganz naiver
Schreck darüberj daß Sie fich in
einem Raum mit zweihundert
Männern fühlen konntenj ohne ic-
gendwie intereffiert zu werden...
Und troßdem find Siej feit
jenem heroifch ertragenen Eßlöffel
voll Parlamentarismusj ein bißchen
Politikerin geworden? Und wollen„
daß ich Ihnenj wie neulichj einiges
aus jenen Sphären fage?. .. Ma-
dame: ich durchfchaue Sie - und
ich bewundere Sie! Denn Sie haben
den hygienifchen Wert der
Politik für äfihetifche Menfchen ent-
deckt! U nf e r e Schlachten - nicht
wahr ? - gefchehen auf den Schlacht-
feldern der Liebe oder der Kunft.
Wir find zärtlich und neurafihenifch-:
allesj was jene andernj die politifchen
Menfchenj nicht find. Deshalb ifi die

Politik für uns eine fremde Welt:
vielleicht eine zurückgebliebenej not-
wendig-triviale Welt. Aber in ihr
gilt noch (woran wir längfi nicht
mehr glauben): die Realitätj das
Ereignisj die Tatfaaje. Achj wir
haben von Oskar Wilde die Ver-
achtung aller Tatfachen gelernt (falls
wir fie nicht fchon hatten) z und wir
beneiden ein wenig jene ehrenhaften
Männerj die- im Bereich der Ge-
feßesvorlagen und handfefier Partei-
ftimmungenj ein Dafein ohne
Skrupel und ohne Nerven führen. . .
Von Zeit zu Zeit wollen nun
auch Sie Ihre romantifche Seele
an den Vorgängen diefes unroman-
tifchen Theaters orientieren ? Wollen
nächfiens fogar wieder in eine Loge
der Stolberg-Arena fchleichenF wenn
Bülows halbe Milliarde (die Lieben
nennen das böfe Feilfchen „Reichs-
finanzreformih weil das fo viel
hübfcher lautet) aufs neue vors
Plenum kommt?. .. Madamej Sie
find fehr klug! Uns ift Politik Me-
dizin; Erlöfung von den fortwähren-
den Verantwortungen- die uns die
Sorge um uns felbfi auferlegt; „ge-
[unde Wirklichkeit'*; immerhin auch
ein Reich der Ta t; und jeßtj zum
39*

Beifpiel- eine Möglichkeit für Siex
bei Ihrem Abfynth von dem Herrn
mit den Paketen zu träumem wäh-
rend ich Ihnen über fehr ungefähr-
liche Dinge Vortrag halten muß. . .
Pardonx Madame: nehmen Sie
eine Parifer Waffel? Die halten
fichx in ihrem Stanniol- fehr lange
frifch. . . Bedenken Sie„ wie ehrlich
in Frankreich die klügfien Literaten
gleichzeitig in den Reihen des Par-
lamentarismus marfchieren. Wie
Herr Maurice Barreeh der das Buch:
„Vom Blutex von der Wolluft und
vom Tode" fchreiben konntex als
Deputierter eines Parifer Arron-
diffements pflichtfchuldig [eine In-
terpellation einbringtx fo oft im
Palais Gutenberg etwas mit der
Tele graphie nicht in Ordnung ifi, . .
Selt am- wie fich da der Geifi und
die Tatf die der Tag erfordern ver-
einen! „Wir find nicht Frankreich z
die Gefchichte des Geifies ift bei
uns nicht eins mit der Gefchichte
der Tat; und keine Namen gehören
uns- die ein vom Geift belebtes und
geführtes Volk befahwörenX gleich
den Namen Voltaire- Lamartineg
Zola.“ Das hat Herr Heinrich
Mann gefchrieben- felbfi einer dererx
die den Willen zur Wirkung in fich
fpüren- und die der eigenen Ver-
feinerung manchmal müde werden. .
Ift nicht diefe franzöfifche Sach-
kenntnis in Tagesdingen weltmän-
nifcheß als die Weltfremdheit un-
ferer meifien Schriftfieller? Sie
erinnern fichf daß Herr Sudermann
einmal fo etwas wie ein parlamen-
tarifches Drama zu fchreiben verfucht
hat: die Gefchichte eines konferva-
tiven Ehebrechers- der im Reichstag
als Sprecher feiner Fraktion die
unantaftbare Heiligkeit der Ehe zu
fiabilieren hatte. In diefem Drama:
„Es lebe das Leben“ kommt jene
berühmte politifche Dame vor- „an
deren Tifche evtl-o poire et fromage
die Gefchicke mar ehesvor-
lage befiegelt worden find". Das
ift die Naivität des deutfchen Pfeud o-
romantikers- nicht wahr? Die Auf-
faffung eines unpolitifchen Volkes. .
, . . Im Reichstag geht's jeßt um
das Geld, Die Regierung braucht
500 Millionen; und den Konfer-
vativen paßt die Art nichh wie ein
Teil diefes Geldes befchafft werden

foll. Sie machen eine „aller-ge-
treuefte“ Oppofition gegen die Aus-
dehnung der Erbfchaftsfieuer. Das
ift nicht ihre gewöhnliche Rolle;
immerhin eine Rolle- die fie mit
Verve erekutieren. Es bleibt be-
wunderungswürdig- was aus diefen
pofitivifiifchen Gouvernementaleny
fobald fie ihren fentimentalen oder
materiellen Komfort verleht fehen-
für kaltblütige Verneiner werden
können. Dann kommem unter dem
modifchen FirnisF die alten Herren-
menfchen wieder zum Vorfchein:
breitbeinigeMännerinBorerfiellung-
diex böfe lächelnd- den Feind er-
warten. Dann erblicken wiry was
heute fo felten geworden ift: un-
verhüllt einmal wieder die M a ch t-:
ohne die Toga der parlamenta-
rifchen Courtoifie- ohne den Gehrock
diplomatifierender Humanität. Auch
das wirkt beruhigend auf Menfchen-
die die Richtpunkte des Lebens
verloren habenF wie wir -: da
fiehtx firohend in brauner Erdhaftig-
keit! die alte„ ftramme Gruppe der
Machtx de r' cherbewußtfeins:
die Kon fervativen! Neben ihnen
erfcheinen alle übrigen Parteien
mehr oder weniger verziirteltx von
Konventionen und Humanismen an-
gekränkelt, . .

Rundfchau
Ach. diefer widerfpenfiigen Lieb-
linge Zähmung ift peinliäj für den
Fürfien Bülow. den Kanzler.
deffen koketter Traum es ift. ein
Agrarier und ein Mann von Geifi
zugleich zu fein. Ift er nicht ein
wenig in derfelben Lage. wie. im
Jahre 1787. der franzöfifche Pre-
mierminifier LomEnie-Brienne ? Der
follte. kurz vor der großen Revolu-
tion. auch Geld für die leeren Staats-
kaffen befchaffen und fah fich einem
tnißwilligen Parlament gegenüber.
..Anfiatt baren Geldes gab es nichts
als rebellifches Debattieren und
Widerfpenfiigkeit". fchreibt Earlyle
in feiner Gefahichte der franzöfifchen
Revolution. Die ..Notabeln" wollten
eben auch damals nicht. Da wandte
Herr Lomsnie ein diabolifches Mittel
an: die Verbannung des
lebensfrohen Parlaments von Paris
in die Provinz. Eines frühen
Sommermorgens wurden die Par-
latnentarier von Häfchern. die mit
königlichen Haftbriefen ausgerüftet
waren. zwangsweife in Kalefchen
gepackt und ohne Aufenthalt nach
Troyes in der Champagne erpediert.
Dort blieb das Parlament einen
traurigen Monat lang - fern von
den Säulengängen. den Spring-
brunnen. den Kaffeehäufern und
den Frauen des Palais Royal. Dann
fchloß es ..teils nachgebend. teils be-
harrend feinen Waffenftillftand. wie
es bei Parlamenten Brauch ift".
So der gute Earlyle. unwirfch und
bekümmert. An Stelle der von der
Regierung geforderten Landfteuer
wurde eine andere bewilligt: ..auch
eine Art Landfieuer. aber nicht fo
drückendfürdieeinflußreichenKlaffen.
da fie hauptfächlich auf der fiummen
niederen Klaffe lag, .," Das war
damals eine romantifche Art. mit
Parlamenten umzugehen: den Herren
all die füßen Reizungen der Refidenz
zu entziehen! Zwei Iahre fpäter
wurde die Baftille gefiürmt. ..
Pardon. Madame: nehmen Sie
noch eine Zigarette "Z"
Madame: ..O wie Sie
mich erfrhreckt haben! Es war
fo angenehm. Ihnen zuzuhören. . .
Wovon fprachen Sie doch? Von
den Parifer Frauen. nicht wahr?
O. die haben eine Manier. dazu-
fißen - es gibt nichts Weiblicheres! ..

Wollen Sie mir einen (Zu-*3930
triple eee beftellen. mein Lieber?
Ich bin heute fo glücklich Die
Konfervativen find wahrhafte
Männer - fagten Sie? Ach. lieber
Freund. . .“
Stefan Wronski.

Bildende

Die Berliner Kunfiaus-
fiellungen.

In diefer neuefken Großen Kunft-
ausfiellung malt Charles Ricketts.
einer der englifchen Ausfieller diefes
Jahres. den Vertreter der „Kunfi-
kritik“ wenig fchmeichelhaft als
Schnitter Tod. im Zylinder und
Gehrock. mit Papier und Erayon.
wie er die zarteften Hoffnungen
erbarmungslos knickt, Herzlofer
Gefelle! Wie fchlimm mußt du
fein. wenn felbfi ein längft Aner-
kannter - denn das ifi Ricketts -
dich anklagt! Aber ein Trofi bleibt
uns immerhin: Gerade die Große
Berliner Kunfiausfiellung i| dies-
mal fehr hübfch. Nicht als Todes-
bringer find wir durch ihre Säle
gerannt.

Da hängt in demfelben Raum
wie die Gemälde von Ricketts. die
manchmal nur zu fehr mit einem
effektvollen Romantisme kokettieren.
ein Bild. das ..Seraphitra“ heißt.
von Auguftus E. John. Ein eng-
lifcher Maler. den man bei uns noch
nicht kennt. doch deffen Namen man
freudig überrafcht in Springers
Handbuch fchon genannt und ge-
würdigt findet. Ein Bild nun aber.
das anfangs Verwunderung weckt.
Eine unfchöne. lange. karikaturhafte
Frau. gegen den freien Himmel in
der freien Natur aufgefiellt. Was
foll diefe Darfiellung? Was will
fie? möchte man fragen. wenn nicht
Kunfi.

inzwifchen die Erkenntnis auf-
dämmerte. daß in der Form diefer
Malerei die dekorativen Werte liegen.
die man in zahllofen anderen Formen
anderer Malereien fo oft fchon ver-
gebens gefucht hat. John leitet die
Schlagkraft feiner breit und mit
wißigem Phlegma hingefirichenen
Farben nicht direkt aus der Wirk-
lichkeit ab. Er harmonifiert erfi die
Töne. Um der Eindringlichkeit einer
Wirkung willen. die künfilich ift und
die doch fo natürlich anmutet. daß
in ihr nichts mehr von ringender
Arbeit. von Abficht erkennbar ifi.
fchöpft er augenfcheinlich aus einer
frifchen Erfindergabe Komplere. die
etwas überaus Gutes und Richtiges.
etwas fofort Uberzeugendes haben.
In einem vollends reizenden kleinen
Bild „Nirwana“ find Violett. Blau

und Rofa mühelos einfach verbunden.
Eine gewiffe weltmännifche Nüch-
ternheit wirft. um das zu erleichtern.
ihre fiaubgraue Note hinein. Von
Whifiler kommt das wohl irgendwie
her.
Das ift einer der Höhepunkte der
Ausftellung. Einen andern findet
man - wenn man nicht etwa auch
John Sargents zahlreiche Porträts
und unter diefen zumindeft Mrs.
Elfie Swinton. die bleich und im
fchwarzen Samtkleid auf fchwarzem
Grund Gemalte. dazu rechnen will
- in den Gemälden von Friedrich
Stahl. dem Deutfchflorentiner. Sta hl
hat ja vor zwei Iahren mit den erfien

quattrocentifiifchen Bildern. die er zeigte. noh fiärkere Wirkungen ausgeübt als mit den neueften Einfendungen. deren Art man eben fhon kennt. und die darum weniger überrafhen. In der Uberrafhung gerade lag ein beträhtliher Teil der fafi betörenden Maht. die er damals gewann. Wenn man fein leuchtendes Kupferrot. das aus einem tufhartig feinen. neutralen. graubraunen Grundton das eine Mal in Form eines Gewands. ein andres Mal in einer Mütze. einem Lippenpaar aufglüht - wenn man diefes Rot. das einem fonft zarten Bild eine fafk perverfe Lebendigkeit gibt. nun fhon kennt. bleibt von der Poefie folh einer Stahlfhen Novelle (Novellen find feine Bilder) nur noh ein Refibetrag übrig. Etwas von feinem Duft wird verwifht; ein Gemälde wie die ..Hochzeit im alten Venedig“ ift in der Tat fafi nur noh eine gefhickte und pikante Illufiration. Doh wie fhlagend wirkt gleih darnah wieder der juwelenhafte Ton. die Gefhloffenheit. die Erfindungstiefe in der kleineren Arbeit „Ausfahrt“! Wie eht empfindet man hier das Vifionäre. Befremdende. Lockende einer älteren Kultur! Und fhließlih - wie ift folh eine Kompofition bei Stahlg e z e i h n e t .geformt! Das bleibt unangetaftet. auh wenn man die Farben zergliedert."wenn man fie abfhält. und feinedHeiligengruppe..Hoffnung“ i| für denKenner ein Erlebnis. das er genießt und nahgenießt. und deffen wundervoll ausfhwingendes Linienfpiel ihm niht mehr entfhwindet. Man findet niht oft diefe treffende. haarfha e und dennoch diskrete Zeihenkuriß. Vielleiht hat fie hier nur ein Einziger noch. und der Eine ifi ein Wißblattzeihner der „Fliegenden“: ift Rene Reinicke. Weiß man. wer Reinicke ifi? Diefer Mann der befheidenen Gouahen. der Interieurs aus der Bürger- und Kleinbürgerwelt. für uns war er immer ein Künfiler und ein Humorifi in der Stille. ein lähelnder Meifier. ein Wilhelm Raabe des Pinfels. Vielleiht aber kennt ihn die heutige Simpliziffimus-Iugend niht mehr. Vielleiht wird ihn manher in feiner

Kollektion hier erft wiederentdecken.
Ein fiarker Vorzug der Aus-
ftellung liegt gerade darin. daß man
viele folher Gruppen in eigenen
Sälen vereinigt hat. Die [Orien-
tierung erleihtert es mindefiens.
im Vorbeifchreiten zu: fchen. daß an
der einen Stelle das Reih der
Düffeldorfer oder der Luitpold-
gruppe. dort das der bayerifchen
Gruppe. dort der Wiener beginnt.
Von den Kollektionen einzelner
Künfiler fühlt man fih angeregt.
wenn man darin fo wertvolle Ta-
lente wie Dettmann oder Otto H.
Engel ftudieren kann. die man oft
zwar in eine übergroße Gefhicklich-
keit ausarten fieht. und denen trotz
aller bewußten. abfichtlichen. manch-
mal ver|immenden Tüchtigkeit ge-
legentlih eine Genialität unterläuft.
Wenigftens möhte ih Dettmanns
Aquarell ..Brief an den Vater“ in
diefe höhfie Kunfigruppe einreihen.
Mit ganzen Sammelausfiellungen
find ferner die Dresdener Hans
Unger und Oskar Zwintfcher ver-
treten. zwei einander entgegen-
gefeßte Kolorifien. ein überzarter
und ein überkräftiger. zwifhen denen
man wählen kann. und von denen
man fich doh für keinen entfcheiden
muß.

Bildende Kunft
Will man aber das überrafchend-
fke Neue der Ausfiellung kennen
lernen; fo muß man in einem langen
und liebevollen Befuch fich davon
überzeugen laffenF wie fehe vor
allem das Niveau der Berliner
Gruppe mit allen ihren mehr oder
weniger klingenden Namen durch
die jahrelange Aufklärungsarbeit der
Jüngeren gehoben; verbeffert ift;
man muß die Maler; die man fo
oft übergeht; die Hans Herrmann;
Genzmer; Bennewilg Willy Ha-
machen Fenner-Behmer; Obronski;
Sandrock; Schlichting in ihren Fort-
fchritten verfolgen; und man wird
mit ehrlicher Freude finden; daß es
ein llmlernen im Stil; eine Ent-
wicklung zu leichterer; freudigew
moderner Malweife gibt; und daß
folcher Fortfchritt niäzt nur Schein-
blüten treibt. Man wird bei Kall-
morgen trotz mancher fpielerifchen
Bedenklichkeit - fo etwa im bilder-
buchhaften „Haufierer“ - immer
noch die gefunde Landfchafterkraft
und bei Hans Loofchen die feine
Skala zarter Lichtimpreffionen ge-
nießen. Man wird wieder einmal
fehem daß Arthur Kampf „malen
kann“; wenn auch im „Clown“
eine gewiffe temperamentarme
Gleichgültigkeit manchen enttäufchen
mag. Man wird vor allem in Star-
bina den Meifteß der fich aus
mancher Verirrung immer zurück-
findet; grüßen. Manch gutes Bild
zeigt er diesmal; fein beftes darunter
fcheint mir das Freilichtbildnis einer
Dame („Im Sonnenfchein") zu
fein; das hell-lila gegen grün fieht.
Ein Sammelpunkt freundlicher
i'lberrafchungen ift diesmal die Große
Kunfiausfiellung. Die Kunftfchau
der Sezeffion dagegen; die viel
kleiner; gepflegter; anfpruchsvoller
veranftaltet ift; hat gerade an Über-
rafchungen viel weniger als die
ältere Schwefier zu bieten: Bei
diefer - wer nicht den Keßerruf
fürchtet; bekennt es! - fühlt man
ein Höherfireben; ein Suchen und
Kämpfen. Die Sezeffion aber fieht
feit Jahren auf einem Niveau; auf
dem es für fie; wie es fcheint; nur
mehr ein Ausruhen gibt.
Es wäre unwahr zu fagen; daß
in ihren Ausfiellungsräumen; weil
es die intimeren find; weil fie nur

272 Gemälde und 56 Skulpturen
enthalten; nicht auch wieder Ballaft
mitfchwimmt. Ich fehe inz- den
Bildern von Beckmann und Branden-
burg undj wenn ich meinen Gefchmack
nicht preisgeben foll„ auch von Ba-
lufcheck mancherlei Arbeiten; die
man zur Diskuffion gar nicht ftellen
kann. Strathmann; der wißelnde
Mofaizift; würde der Kunftwelt nicht
fehlenX wenn er nicht da wäre.
Ian Veths geduldfpielartig gepin-
felte Bildnismanier ift überhaupt
nur eine Kaprice der Herren.k Von
Trübner fieht man gleichgültiges
Skizzenwerk; von Ober-länder die
kleinen harzbraunen Scherze; die
in der Sezeffion weniger komifch
als ehrenmitgliedhaft wirken. Pech-
ftein ift eine Entdeckung; die wir
noch nicht verfiehen. Von Brock-
hufen fieht man eine lange Wand
mit Bildern bedeckt; von denen
eines oder vielleicht zwei uns durch-
aus genügen würden. Das alles
ift eine ziemlich tote Belaftung.
Das muß man von der Gefamt-
fumme abziehen. Das fpricht in
den Erinnerungen; die diefe Aus-
fiellung hinterläßt; gar nicht mit.
Es bleibt überhaupt nicht fehr
viel; was gebucht werden kann.
E. R. Weiß; der vorzügliche Gra-

philer und Ornamentzeichnen hat
fich einer Art Erperimentmalerei
ausgeliefertj von der man erft
reden dürftez wenn fie zu einem
Refnltat geführt hat. Der energifche
gute Landfchafter Kardorff zeigt
leider nur ein zartes und zages
Porträt. Der aparte Fritz Rhein
ftellt juft fchwächere Arbeiten und
Mar Slevogt ein Frauenbildnis
ausj das man einem genialen Mann
gern einmal verzeihen wird. Es
ift Pech„ wenn der Gefchmack auf
die Suche geht und fich gerade an
feinem fympathifchen Nerv niäjt
berührt fühlt. Ulrich Hübney diefer
frifchej natürlichej fonft unverbildete
Menfchj der uns fo prachwolle See-
bilder gegeben hatj daß er vielleicht
in einem kunftfroheren Lande als
hier fchon berühmt wäre. malt fein
geliebtes Travemünde gerade dies-
mal in der brillanten Manier des
Guardh die fich ja auch beim Ko-
piften noch dekorativ macht„ doch
ihr Verdienft völlig einbüßt. Ich
fuche die Höhepunkte der Aus-
ftellung. Zweifellos gibt es einige.
Der eine heißt Leifiikowj in deffen
Gedächtnisausftellung eine warme
und dennoch nicht fchwülej nicht
treibhausgeborene Harmonie liegt.
Der zweite ifi Ferdinand Hodler.
Der dritte ift Liebermann. Namen
alfoj die nicht gerade Entdeckungen
darfiellen. Der Sezeffion braucht
es zu folchen Vorführungen eigent-
lich nicht mehry und doch ift man
freilich entzücky Hodlers Wandbild
für die Jenaer Univerfität „Auf-
bruch zu den Freiheitskriegen“ als
eine fo farbenftarke und einfache„
Kleifiifch geifireiche Löfung -
ein Wandbild in richtiger Friesform
* bezeichnen zu können. Und
Liebermanns .,Iudenwinkel aus Am-
fterdant“ und fein Porträt des Ge-
heimrats Rathenau gehören ficher
zum Schönfien aus dem Atelier
diefes Meifierß wenn auch das
Bildnis ein klein wenig fo ausfiehtj
als wäre daran der Zirkelj den der
Geheimrat kokett in der Hand
häl߸ nicht unbeteiligt.
Man fieht noch zwei intereffante
Franzofenj Vuillard und Le Beauj
und im übrigen eine kleine glückliche
Reihe kräftiger Arbeiten von Moffom
König und Stuhj Oppenheimer und

Bondy„ von Breyer zum Teil auch;
fchließlich lernt man einen noch un-
bekannten verftorbenen fchwedifchen
Maler Ernft Iofephfon kennem deffen
Bilder in jenem befferenj feinerem
eleganteren Sinn „akademifch“ findj
den man etwa von Belgien her kennt.
In der Sezeffion befremden fie„
in der Großen Ausfiellung wären
diefe Arbeiten mufterhaft. Aber
ß? wendet fich Alles: Die Große
8 usftellung hat ftatt deffen die mo-
dernen und überrafchenden Inte-
rienrs von Augufi v. Brandis„ um
die wieder die Sezeffiom wenn fie
überhaupt noch Werbekraft in fich
fühltj werben müßte.

Alfred Gold.

Ferdinand von Reznicek.

Es lichtet fich beträchtlich in der
alten Garde des „Simpliziffismus":
Bruno Paul zog nach Berlin und
legte den Zeichenftift für Karika-
turen aus der Hand. Ein vor-
zeitiger Tod ereilte den wackeren
Lokalhumorifien I. B. Engeh den
ausgezeichneten Rudolph Wilke und
vor wenig Tagen erft den tätigen
Verleger Albert Langen wie den
Freiherrn von Reznicek. Allefamt
Leute vom Bauj vom Grundbau

Bildende Kunfi
iogar; alle noch Männer in guten. in den befien Schaffensjahren. Auch Neznicek fiarb mit nur vierzig Iahren zu früh. Er wurde am 16. Iuni 1868 in Wien geboren und kam als fefcher junger Burfch nach München zur Malerei. Ob er fehr bedauert hat. daß nur ein Zeichner aus ihm wurde? Als folchen haben wir ihn kennen gelernt. ift fein Name Millionen Ohren vertraut geworden als einer der fiändigfken unter den Mitarbeitern des befien deutfchen und vielleicht europäifchen Wißblattes. Mit diefem frühen Ruf durfte der Verftorbene fchon zufrieden fein; als richtiger .‚Kunfimaler“ hätte er ihn vielleicht nie erlangt.

Bon Anfang an war er als Zeichner außerordentlich „fertig“. hatte er feine Spezialität. die er im Lauf der Iahre zur Virtuofität zu fieigern wußte. Aus Wien kam er. in Miinchen arbeitete er. und Baron war er von Haufe aus.

In feinem Strich lebt alles das auf. in einer ganz unnachahmlich perfönlichen Form. Er karikierte eigentlich nicht. auch da nicht. wo er übertrieb. Er illufirierte Witze und wißige Situationen. Er plauderte fie aus. er „plaufchte“ auch. aber ftets in Hut und Handfchuhen. durchaus tiptopp. So blieb er. der elegante Caufeur des Salons. öfter noch der indiskret lächelnde Kenner des intimen Boudoirs. Ein Kenner jener Welt fchlechtweg. in der man fich nicht langweilt. um keinen Preis. vielmehr die Langeweile durch einen Schuß erotifcher Paprika allemal zu verfcheuchen weiß. Im Mittelpunkt diefer Welt fieht bei Reznieek die mondäne. die elegante Frau; neben ihr zur Belebung des Hintergrundes. alfo mehr als Dekoration. der Kavalier.

Sie und immer wieder „fie" hat er mit rafilos beweglichem Stift verherrlicht. wienerifch zierlich und münchnerifch keck; in allen erdenklichen Situationen. die das weite Reich der Pikanterie eröffnet: beim Flirt. am Abend und am Morgen. auf der Horhzeitsreife und auf Befuch beim Freunde. im Bade. im Ballfaal und beim Sport. In all diefen oft rückfichtslofen Enthüllun-

gen der weiblichen Schwäche. in
den pikanten Entkleidungen wußte
Reznicek mit behendem Stift die
künfilerifche Grenze zu wahren.
blieb er der galante Mann von
Welt. der zwar das „Gemeine“
kennt. das Frivole fchäßt. aber die
Phrafe auch im befirickenden Ge-
wande einigermaßen mitleidlos
durchfchaut. Was er anpackt. ent-
fiofflicht er zeichnerifch bis zum
gewiffen Grade immer. Bei der
Gewagtheit feiner meifken Stoffe
gewiß ein fiarker Beweis feiner
künftlerifchen Unbefangenheit,
Seine Kraft der Charakterifiik
ifi dabei ziemlich eng begrenzt und
auf die Abwandlung weniger Typen
feftgelegt. Sein Frauentypus fieht
von Anbeginn fefi und kehrt in
Baclfifchen wie in reifen Weltdamen
unverbrüchlich wieder. Nur die
Mode verändert diefe große Familie.
Reznieek übernimmt ihre kaprizi-
öfefien Einfälle mit vollendeter
Sicherheit und feht fie in zeimne-
rifche Stilleben um. Er liebkofi
mit der Zärtlichkeit des Gourmets
in feinen Situationsfrhilderungen
das gefamte Rüfizeug weiblicher
Koketterie. vom Spißenfchleier bis
zum Strumpfband. Er ifi mit den
Geheimniffen einer Damentoilette

aufs intimfie vertraut. er verfteht
feine Frauengefialten zu kleiden.
beherrfcht die fehr wandelbaren
Nuancen des jeweiligen Schieks bis
in die legten Feinheiten derjenigen
Körperhaltung hinein. die gerade
modern ift. Daher kommt es. daß
feine gepflegten Menfchen. auch
feine Herren. immer wieder neu
berühren. obgleich fie im Grunde
immer diefelben. immer vom
Stamme Reznicek find. Er gibt
ihnen zwar nicht immer „Seele“.
aber faft immer ein wenig Raffe
und prickelndes Temperament und
den unverwüftlichen Charme einer
forglofen Weltläufigkeit.
Seine Schwäche war das Zu-
viel. Weil er leieht produzierte.
als ritterlicher Lebemann Geld
brauchte und bei feiner fchnellen
Beliebtheit an Aufträgen keinen
Mangel litt. münzte er fein Talent
gehörig aus. zeichnete farbige Einzel-
blätter als Wandfchmuck. lieferte
Sektreklamen. Buchtitel. farbige
Poftkarten und dergleichen mehr.
Das hätte er ungefiraft tun'_können.
wenn fein Talent nicht eine Spe-
zialität gewefen wäre. die fich im
fatirifchen Tagesdienfte ohnehin
bald wiederholen und dadurch er-
miiden mußte. So wirkte er zu
Anfang feines Auftretens eigentlich
überzeugender als in den letzten
Jahren. Es gibt eine ganze
Menge Gelegenheitsblätter von
ihm. die feines Talentes nicht
würdig find. in denen die lebendige
Erfindung hinter eine recht äußer-
liche Manier der Verwendung be-
währter Formen zurücktritt. Die
liebenswürdige Eleganz wird da
zur faden Süßliäjkeit. die Pikan-
terie verzerrt fich zur zynifchen
Frage hin. Beurteilt man ihn
aber nach feinen befien Einfällen.
und vor allem: vergleicht man die
Arbeiten feiner ,Mitbewerber mit
den feinen. fo fieht man ohne
weiteres. wie fihwer er zu erfetzen
ifi. Er war ein Frauenlob von
Befiimmung. ein Lyrikus. auch wo
er zu geißeln fchien. und fand
immer noch ein fchelmifches Epi-
gramm. wo ein anderer längfi fein
Heil bei der plumpen Gefchmack-
lofigkeit gefuäyt hätte. Als Lieb-
ling der Grazien war er gefeit

gegen die Gefahr. fich künfilerifch
zu verlieren. Die Lücke. die er
in unferer zeichnerifchen Publi-
zifiik hinterläßt. zwird nicht fobald
gefchloffen fein.

Eugen Kalkfchmidt,

BücherüberbildendeKunfi.

Man geftatte mir auf einige vor-
treffliche Bücher hinzuweifen. die
von bildenden Künfilern fprechen.
- von Künftlern und ihrer Kunft.
von ihrem Ringen und ihren meifi
fpäten Erfolgen.

Die fiärkfie. in vie Hinficht
umwälzende Bewegung in der neu-
eren Malerei ifi der Impreffionis-
mus. der von den heute fchon faft
klaffifch zu nennenden großen fran-
zöfifchen Malern in den fiebziger
Jahren des verfloffenen Jahrhun-
derts zu Paris in die Wege geleitet
wurde. Die Gefchichte des Im-
preffionismus ift noch nicht gefchrie-
ben worden; aber ein fchöner. vor:
arbeitender Beitrag zu einer folchen
Gefihichte liegt in den an perfön-
lichen und fachlichen Reizen reichen
Aufzeichnungen vor. die T h s o -
dore Duret unter dem Titel
..Die Impreffioniftenl'her-
ausgegeben hat. Das Buch ift in

einer deutfchen Ausgabez gut über-
feßh im Verlag von Bruno Caffirer
zu Berlin erfchienen. Diefe deutfche
Ausgabe ift mit einer Radierung von
Eszanne (der einzigenh die diefer
Künfiler gemacht hat» drei Radie-
rungen von Renoir und weiter je
einer von Guillauminj Piffarro und
BerthcMorifotgefchmücktzaußerdem
ift eine große Fülle von inftruktiven
Abbildungen vorhanden.
Duret hat dem Kreis der impref-
fioniftifchen Maler perfönlich nahe
geftandem und unter feinen Augen
hat fich die Entwickelung diefer mäch-
tigen Bewegung vollzogen. Er
plaudert in feinem Buche/ das durch-
aus nicht geiftreih fondern fachlich
und eher nüchtern gefchrieben ifh
über die Freunde im Cafe Guerboisj
über Manet und feine Anhänger.
Er erzählt von der berühmten erften
gefchloffenen Ausfiellung„ welche die
Verkündet der neuen Malweife in
einer Mietswohnung des Boulevard
des Capucines im Jahre 1874 wagten.
Diefe Ausftellung„ die alle Parifer
Bürger vor den Kopf ftieß und den
Veranftaltern nichts als Haß und
Hohn eintrugj hat den Namen „Im-
preffioniften" in Anlehnung an ein
Monetfches Bild„ das fich „Impref-
fion: Aufgehende Sonne" nanntej
entfiehen laffen. Es folgten Jahr-
zehnte der ärgften Verkennung- die
Kritikverhielt fich abweifend„ die Im-
preffionifien waren berüchtigtj aber
nicht berühmtj und ihre materielle
Lage war beklagenswert. Die ent-
fcheidende Wendung zur Anerken-
nung erfolgte erft in den Jahren
1894-95. Der Sieg hatte lange
auf fich warten laffenj diefe mutigen-
ftandhaften und ehrlichen Künfiler
hatten Entbehrungenj Schmach' und
Hohn reichlich über fich ergehen laffen
müffenj - nun auf einmal kamen die
Sammler und riffen fich um ihre
Bilderj von denen fie fich erft lachend
abgewendet hatten. Duret erzählt
die Leidensgefchichte. der großen
Maler in faft referierendem Tonj
aber es ift ergreifend. fie zu lefen.
Er widmet dann den einzelnen Strei-
tern ausführliche Effays: zPiffarro-
Monetj Sisleyz Renoirj Berthe
Morifoh Cezanne und Guillaumin.
Seine fachliche Artz über die Künftlerj
die er liebtj zu fchreibenf ift fehr fym-

pathifch: man merkt immerj daßzhier
ein Mann fprichß der fehr klar zu
fehen verfieht- deffen Urteil. durch
nichts beirrt iftz der eigentlich' zwar
gar kein Kunftfchrifrfteller ift-ü der
aber das große Verdienft hatz künft-
lerifche Werte früh und mit Sicher-
heit erkannt zu haben. Sein folides„
vortrefflich orientierendes Buchz das
fo kofibaren radierten Schmuck auf-
weiftj wird fich gewiß viele Freunde
gewinnen.
Auch Julius Mayr ift kein
Kunfifchriftfteller von Berufz und doch
ift ihm ein vortreffliches Buch-über
feinenFreund Wilhelm Leibl
geglückt. Das Buch ift ebenfalls
bei Bruno Caffirer in Berlin er-
fäjienen und mit vielen Abbildun-
gen und Tafeln nach Gemälden
gefchmückt. Über denjenigen Künft-
ler„ der die fiärkften malerifchen
Qualitäten unter allen deutfchen
Malern des abgelaufenen Jahr-
hunderts aufwies„ ifi hier mit großer
Liebe„ mit Verftändnis und fach-
lichem Ernft ein fchönesF grund-
legendes Werk gefchrieben worden.
Julius Mahr ftandgLeibl im Leben
lange Zeit nahej fo daß er vielerlei
Perfönliches über den Meifter zu
berichten weißj was den Reiz feiner
Darftellung erhöht. Befonders der

Menfch Leibl tritt uns aus diefem
Werk plaflifch und außerordentlich
liebenswert entgegen- befonders dem
Menfchen Leibl ifi mit diefem Buche
ein Denkmal gefeht worden. Über
das Malerifche des Leiblfchen Genies
hat Meier-Graefe einfichtige Worte
gefagt- und feine Ausfagen find von
Mayr durchaus nicht übertroffen
worden. Das Mayrfche Werk hat
vor allem einen biographifchen Werh
der es für den Leibl-Jreund unent-
behrlich macht; denn es war bisher
fo gut wie nichts authentifch Bio-
graphifches über den Einfiedler von
Aibling in die breitere Öffentlich-
keit gedrungen. Hier rollt fich nun
das ganzex aus Fleiß und wiederum
Fleiß zufammengefchweißte Leben
diefes prachtvollen Menfchen abf
von der Geburt in Köln bis zu dem
allzu frühen Tode MdL-“Grabe in
Würzburg, Ein fchlichtes und doch
ein ungeheuer inhaltvolles';Leben„
das zwar von äußeren Erfolgen und
Ruhm nicht befonders erfüllt way
dem wir aber unfierbliche Werke ver-
danken- die zu einer Richtfchnur
wurden für die Malerei unferer Zeit
und der Zukunft. Es gab kein Talmi
in diefem Leben- fondern Alles darin
war von lauterem Gold. Und Alles
war deutfch darin: diefer Meifter ift
das Glied einer mit vollkommener
Sicherheit zufammengefügten Kettef
welahe die deutfche Tradition in der
malerifchen Kultur hat entftehen
laffen.

Noch ein drittes Buch fei er-
wiihntx das einen Gelegenheits-
Kunfifchrifrfteller zum Verfaffer hat:
ich meine den Band kleinerer Auf-
fähef den Friedrich Nau-
m a n n unter dem Titel „F o r m
u n d F a r b e“ im Buchverlag der
„Hilfe" zu Berlin herausgegeben hat.
Naumann erfcheint in diefem Buche
als ein populärer Dozenty als ein
Aufklärer mit äußerfi vernünftigen
Anfichten. Er plaudert in einem
fehr anfprechenden und liebens-
würdigen Ton über ältere und mo-
derne Meifier- über Landfchaftskunfh
über die Probleme der Malereil über
Bildhauereif Baukunft und Kunft-
bildung im allgemeinen. Sein natür-
liches- temperamentvolles Empfin-
den ift von einer wohltuenden Ge-
fundheit und Sachlichkeit. Sein

Urteil ift immer von rein malerifchen
Gefichtspunkten diktiert- er weiß„
daß es bei einem Gemälde lediglich
auf die gute Malerei ankommt und
nicht auf Ideen oder auf das Poeti-
fche. Man fagt mir- daß fich Nan-
mann felbft in der Natur mit dem
Pinfel zu üben pflege. Das wird
niemanden Wunder nehmemder feine
fympathifchen kleinen Auffäße kennt:
fie find von fo perfönlicher Frifche
und zeigen einen fo engen Kontakt
mit den handwerklichen Wefenheiten
der Malerei- daß man fich diefen
Schriftfteller fehr wohl vorfiellen
kannf wie er fein intenfives maleri-
fches Empfinden mit dem Pinfel
zu bannen fucht.
Zum Schluß empfehle ich noch
ein weniger populäres- ein vielmehr
ziemlich tief grabendes Buch. Es
hat einen Mann zum VerfafferF
der von Berufs wegen über Kunft
zu fchreiben pflegt- einen Mannx den
wir als einen außerordentlich ernfien
und vornehmen Darfieller künfile-
rifcher Themata fchon feit langem
kennen und fchähen. Sein Buch
heißt „P a ris‟ und ifil mit vielen
Abbildungen nach Gebäuden l Plätzen
und Kunftwerken gefchmückh im
Infelverlag zu Leipzig erfchienen.
Karl Scheffler ift der Autor.

Bildende Kunfi
Das Buch bietet einen fo großen Genuß. weil es die Gabe einer fo ftarken Perfönlichkeit ift. weil es von einer Intelligenz diktiert wurde. die nur bedeutende Maßfkäbe kennt und die allen äfihetifchen Erfcheinungen gegenüber einen fehr ficheren Standpunkt innehat. Schefflers Buch handelt befonders über die künftlerifche Kultur in Paris. wie fie fich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat. über die Menfchen faßt er fich kürzer. aber was er auf kleinem Raume über fie fagt. wiegt infolge der Schärfe und Klarheit des Urteils mehr als mancher ausführliche Auffatz. Ich denke befonders an feine Bemerkungen über die Pariferin. die einen pfychologifchen Scharffinn von feltener Schulung verraten und dem verzwickten Wefen der Parifer Frau treffficher bis an die Wurzel nachgehen.
Scheffler entwickelt uns die großzügige Schönheit von Paris zunächft an der Hand des bedeutenden. finnvoll überdachten Stadtplanes. der. da man ja gern vergleicht. uns mit Schmerzen an den kleinlich-unkünftlerifchen Plan von Berlin denken läßt. Er gibt dann eine Entwickelung der auf Parifer Boden gewachfenen Architekturen. wobei über das Wefen befonders der Gotik und des Rokoko Bemerkungen fallen. die von dent Vertrautfein mit den intimßen Wefensarten diefer Stile Kenntnis geben. Die Wanderungen durch die Bilderfammlungen des Louvre geben Scheffler dann den Anlaß zu einer Darfiellung nicht nur der franzöfifchen. fondern der europäifchen Malerei überhaupt. und diefe wie ein Extrakt kondenfierte wundervolle Darftellung ift fo reich an bedeutenden Perfpektiven und klar formulierten äfthetifchen Erhellungen. daß wir freudig gefeffelt. ja nicht felten hingeriffen find. Scheffler begnügt fich nicht mit der befchreibenden Methode. er i| vielmehr ein Unterfucher großen Stils. Er fucht nicht nur die Erfcheinungen. fondern vor allem die Seele der Erfcheinungen für feine Betrachtungen einzufangen. Dabei verfügt er über einen edeln Schwung der Darfkellung. etwas Ideales. ethifch Feftgefügtes. fpezififch Germanifches ift in feiner ganzen

Art. uns feine Eindrücke und Gedanken zu übermitteln. feine Sprache ift fchön und ganz unimpreffioniftifch; mitunter wünfcht man fich fogar etwas kürzere Säge.

Man hat hier ein kulturvolles und edles. ein im beiten Sinne deutfches Buch über das große und immer verführerifch lockende Thema Paris. Ein tiefblickendes und von Liebe diktiertes Buch. gefchrieben von einem wiffenden. innerlich reichen Manne. Hans Bethge.

Heinrich Rebensburg: Das bergifche Haus.
'7 Jene unbedingte Popularität. die beide Phafen der mittelalterlichen
deutfchen Kunfi als bodenfiändig erfcheinen läßt. hat feit der Renaiffance
dic führende Baukultur in Deutfchland nicht mehr gewinnen können;
das lateinifche Pathos der antiken Stilelemente will nicht zum germani-
fchen Sinn paffen. Zwar löfi die wuchtige Difziplin des Barock die klaffi-
fchen Formen aus ihrer Verquickung mit gotifchen Reminifzenzen und
einer oft komifch ungefchickten Verarbeitung. doch wird der neue Gefchmalk
mehr und mehr erklufive Domäne des Fürfientumsz bürgerliche Baulei-
fiungen kommen als Stilprägungen kaum in Betracht - wenn man von
Ausnahmen abfieht. wie den pompös-eleganten Handelshäufern im alten
Leipzig. Abfeits von den großen und kleinen Fürfienhöfen weiß man wenig
von der ..Höhenkun|"Z „der fürfiliche Baumeifter" von Paul Decker wird
dem bürgerlichen Baumeifier nicht zum vorbildlichen Nachfchlagewerk.
im Volk begnügt man fich mit den mittelalterlichen Handwerkernaditionen.
die durch Renaiffance und Barock nur wenig beeinflußt worden find.
Diefer Gegenfaß zwifchen höfifrher und völkifoher Bauweife wird bis
zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zur völligen Scheidung: das
Rokoko hat fafk gar keine bürgerliche Leifiung infpiriert. Gleichzeitig aber
entquillt einer univerfellen Gärung der gebildeten bürgerlichen Welt
ein felbfiändiger Stil. der „Zopf". Er verrät deutlich den Mangel großer
nationaler Empfindungen. ifi im Kern literarifches Theoretifieren. Dem-
felben Mangel an Bodenfiändigkeit erliegt in Deutfchland das von
Napoleon diktierte Empire und der romantifche Neoklaffizismus. der zweifel-
los die künfilerifch wertvollfte Wiedergeburt der Antike bedeutet. -
Während die abfolutifiifche Sphäre der Höfe. erfchlafft und überfättigt
von der übernatürlichen Phantafiik des Rokoko. in den ..klaffifchen" Zeit-
firom einlenkt und feiner temperamentlofen Pedanterie einen königlichen
Titel - Louis x71, - leiht. feiert das Rokoko „in einem Tal bei armen
Hirten" eine einzigartige. einfame Auferftehung. Freilich. diefe bergifche
Baukunfi hätte kaum vor Balthafar Neumanns Augen Gnade gefunden.
fie wäre ihm ficherlich als trofilos hausbackene Verfimpelung feines alle
Erdenfchwere überwindenden Stils erfchienen. Uns aber. die wir heute
die Echtheit jeder urwüchfigen Formenfprache fchäßen. kann diefe be-
fcheidene Kunfi mehr produktive Anregung geben. als es der große
Meifier des Rokoko noch vermag.
Das ifi das bedeutendfte kunfihiftorifche Merkmal der harmlofen ber-
gifchen Schieferhäufer. daß fie den einzigen Punkt darfiellen. wo die dem
Volk beftens verhaßte Fürfienkunft im Bürgertum fefien Boden faßt. Und
diefe Erfcheinung wird um fo bemerkenswerter. da hartköpfige. proteftan-

tifhe Demokraten die Auftraggeber und biedere Handwerker die Baumeifier
find. Und diefe kultur-pfyhologifh fo intereffant verwobene ehte Volks-
kunfi hat feit dem Mittelalter das einzige zu ausgefprohener Eigenart
durhgebildete bürgerlihe „Einfamilienhaus“ hervorgebraht. einen liebens-
würdigen Vorboten unferes modernen Eigenhaufes. - -
Eine wihtige ethnographifhe Grenzlinie durchzieht das bergifche
Land: die alten Stämme der Sahfen und Franken berühren fih hier -
und diefe Blutmifhung ift heute noh in dem eigenartigen Charakter des
bergifchen Volkes. feinem Temperament und vor allem feiner Sprache
fpürbar. So fiellt auch die urfpriinglihe Struktur des bergifhen Haufes
eine Kombination der wefifälifchen und rheinifhen Bauweife dar.
Als nah dem dreißigjährigen Krieg die Wuppertaler Garninduftrie
fih wieder entfalten konnte. wurde mehr und mehr die agrarifhe Zweck-
form des Haufes überflüffig. man brauhte niht mehr die maffigen Käflen
mit eingebauten Stallräumen. Andererfeits behagte auh das leihte rhei-
nifhe Haus mit den lufiigen Ehörlein. Erkern. unfhmmetrifhen Fenfier-
reihen und dergl. niht mehr dem gottesfürhtig-feriöfen und gefund-zweck-
haft denkenden Kaufmann. Damals kam die Sitte auf. daß die Söhne der
Bleihereibefitzer ihre Lehrjahre im Ausland. befonders in Frankreich zu-
brahten. und wenn fie dort auh niht viel annehmen. was ihre ererbte
knorrige Eigenart trübte. fo brahten fie doh Erinnerungen an vornehme
welfhe Baukunft mit und fuhten fie in der Heimat zu verwirklihen. So
führt das Bedürfnis nah einer den inneren Wohlfiand äußerlih ankün-
digenden Behaufung zum erfien Schritt auf dem Wege des felbfiändigen
Stils - und zugleih zum eigenartigfien Kennzeichen des bergifhen Haufes.
der Shieferplattenbekleidung. die es durh alle Stilwandlungen 125l Iahre
lang beibehält. bis diefe hübfhe Baufitte vom billigen Zement und fchnu-
digenhRenaiffance-Ornament fih verdrängen laffen muß.
Die Schieferplatte trat an die Stelle der alten. das Fahwerk fhützenden
Holzfhindel und hat fie fhon vor 1'750 aus dem ganzen bergifhen Land
verdrängt. Um diefe Zeit hebt fih die Bauweife hierzulande bereits merklih
ab. Wihtige Veränderungen hat die Befhieferung zur Folge gehabt:
alles Balkenw erk wird verdeckt und fo der letzte Refi von mittelalterliher
Ornament- und Spruchfhnitzerei befeitigt. namentlih fällt die fhwierig
zu umfhiefernde Gefhoßvorkragung fort. und die ruhige glatte Hauswand
wird gewonnen. ein ganz modernes Gefhmacksprinzip. Man belebt hie
und da größere Plattenfelder. indem man fie mit primitiven geometrifchen
Figuren aus anders gelegten oder gehauenen Platten aufteilt. Um den
Schiefer dauerhafter zu machen. befireiht man öfters die Hauswand mit
fchwarzer Olfarbe; diefer Glanz verfiärkt den eigentlihen Farbton;:_nie
erfheint das Haus trift. fiets. bei Sonnenfhein wie Regen. fhimmert es
in freundlihem Glanz. Grüne Fenfierläden und blendend weißes Holz-
werk an Tür- und Fenfterrahmen und am Gefims beleben feine dunkle
Wandflähe zu einem kräftigen. wohl abg'efiimmten Farbenakkord. Das
Dach wird anfangs auh rnit Schieferplatten gedeckt. doh kommen mit Aus-

Illuï¬rierte Bibliographie
. j.
4'...-
. .
.. â€ž71. ,ep-"7) .
40
609

gang des 18. Jahrhunderts fait überall braunrote glafierte gewellte Ziegel-
pfannen in Gebrauch. Die Haustür ift ineif't braun oder grün gehalten.
Die erfte große künftlerifche Tat ifi das Hans Harkorten (Hafpej Weft-
falen). Das ifi ein wuchtiger kubifcher Bau mit hochhinaufgefchweiftem
mehrftöckigem Dach und fchwerfällig-barockem Zierwerk: wie eine fürftliche
Umwertung des weftfälifchen Bauernhaufes fieht es da. zeigt aber fchon
. F .x* *Fl
deutlich die entfcheidenden Merkmale des „bergifchen Haufes“. Hier hat
fich zum erften Male die bedeutende Leifiungsfähigkeit der einheimifchen
Handwerker erwiefem deren Kultur mit der induftriellen Blüte des Landes
gleichen Stand hält. Führend if't das Zimmerer: und Tifchler-Gewerbe;
aus Schreinerwerkftätten'fiatnnien die Baupläne und allefiruktiven und
dekorativen Holzarbeiten für das Äußere und Innere des Haufes. Seine
Reife erlangte das bergifebe Handwerk durch eine Unterweifung„ die ihm
von feiten der höfifchen Kunft zuteil wurde. Der damalige Landesherr2

der pfiilzifche Kurfürfi Theodor. erbaute gegeniiber feiner Refidenz Düffel-
dorf. bei Benrath am Rhein. ein Iagdfchloß - es ifi jetzt Eigentum der
Krone Preußen. die es veräußern will -. fein Hausarchitekt Nicolaus de
Pigage zog einheimifche Handwerker heran und weihte die tüchtigen Lente
in die Geheimniffe der fürfilichen Baukunfi ein. Diefe Anregungen haben
dann im bergifchen Land eine fo vielfeitige und eigenartige Durchbildung
erfahren. daß man von einem befonderen;Stil. dem „bergifchen Barock“
oder ..bergifchen Rokoko“ reden kann.

tz.
v'
,–
i
|
l
- _i

Nach 1770 ifi ein fefter Haustypus gewonnen. der bis zum Verfiegen
der bergifchen Bauweife beibehalten wird. doch ohne daß feine Wiederholung
eintönig wirkt; jedes Haus hat feine eignen Proportionen. und ein bergifches
Straßenbild ifi erfiaunlich wechfelvoll belebt. - Zweifiöckig erhebt fich das
Haus auf rechteckigem Grundriß. die lange Seite ifi Straßenfront. ihr
parallel läuft der Grat des gefchweiften Manfarddaches. deffen Giebel
abgewalmt werden. Inder Mitte der Front fteht die Tür; ihr vorgelagert
ifi eine hohe. zweiflüglige Freitreppe. zwei Fenfier flankieren die Tür
und geben der großen Empfangsdiele reichlich Licht. Senkrecht über der

Haustür erhebt fich aus dem Dach ein Ausbaumit befonders gefchweiftem
Giebeldach. Rechts und links vom Mittellot find fnmmetrifch die Fenfier-
.. * . ..r . i * ier'. .7:7 . '-
Weß" *zZ-in*- *nc WPY"*.PFUK&*K7.Mz - ,oN-x _.
.. "Ö-tk', . t' "* .- _ '- '- . *e ' ."'*'!*. "e-'f 7 -- * *t* "N-*L'Or-
..i 7'» _ _ K ' 1 - ' _ z L. . K ?.7- .-- '. Vj . G',
e _'.* - q . - , _ 1 *
._F - .- j. _._ a q x „ ,*
* ._-. k L -. ._ *M
. xx,- e- - » e* _ '
.L7 " l . *- * - z*
z.. .
... . .
, ._o
paare angeordnet. - Der vorderen Haupttür entfpricht an der Gegen-
feite eine Hoftür; der große Mittelraum von Zimnierbreite. die „Diele".
wird durch eine Querwand halbiert. in die vordere Empfangdiele. von der

die Treppe nach oben führtj und die hintere Küchendiele mit Herd und
Rauchfang„ großem Gefchirrglasfchrank ufw. gefchieden. -
Die Anwendung monumentaler barocker Struktur oder wuchtiger
Faffadengliederung läßt diefes fimple Baufchema und die fchlichte Schiefer-
hülle nicht zu; nur an wenigen größeren Bauten findet man kräftige Eck-
pilafter oder einen Mittelrifalit. Alle Verhältniffe find maßvoll und milde.
Alle dekorativen Elemente find in der Mittelfenkrechten der Faffade kon-
zentriert und nach beiden Seiten hin fanft abgedämpft. - Immer neue
Formen findet der eifrige Handwerker zur Bekrönung der Tür„ zur Löfung
der Aufgabe/ Tür und beide Seitenfenfter als einheitliches Linienbild
erfcheinen zu laffen; er greift zu gediegenen alten Traditionen feiner Gildez
und die Rokokofchnörkel des Oberlichtes der Tür verwandeln fich in gotifches
Maßwerkj oder er kombiniert kühn den romanifchen Kleeblattbogen mit
barockem Türfturz zu reizvollcr Harmonie, Und oben im Ausfiieggiebel

übt fich noch einmal der Formendrang an elaftifchen Dachfchweifungen-
Gefimsprofilierungen u. dergl. Es ifh als hätten diefe Bürger und Hand-
werker in den eleganten Zierformen des fpäten deutfchen Barock die ihnen
angeborene Ausdrucksweife und das für fie prädefiinierte Milieu gefundem
fo echt und aus einem Guß geben fich diefe Bauten. Immerhin muß fich
das Rokoko hier eine Bezähmung feines luturiöfen Leichtfinns gefallen
laffen- der Bürger verlangt Zweckmäßigkeit und wagt nicht den fchwierigen
Rhythmus unfymmetrifcher Formem er überfetzt königliche Launen ins
Menfchliche und dämpft Verfchwendung zu gediegener Zierlichkeit. -» -
Die fpäteren Wandlungen/'die dies urfprüngliche Bild des bergifchen
Haufes unter dem Zopf und Empire erfuhr- werden immer unvorteilhafter.
Die antiken Formmotive find zu großzügig für das niedliche Schieferhausx
der Geifi der klaffifchen Architektur zu herb und fchwer. Mehr und mehr
verzichtet man auf jede gebogene Linie - und fchließlich bleibt noch ein
einfältiges Biedermeierhaus übrig. Doch felbfi diefer dürftige Refi ift
fähig„ unfer Entzücken zu wecken. - Erfreulicherweife hat unfere heutige
Architektenfchaft für die Ausgrabung der bergifchen Baukunft ein reges
Intereffe bewiefenf und es wäre nur wünfchenswertl wenn eine folche
Anregung Früchte tragen und dem Suchen nach einer echten einfachen
Hausform einen Schritt vorwärts helfen wollte. -
Unfere Abbildungen find mit Genehmigung des Verlages dem großen
Prachtwerk über die altbergifche Architektur entnommen/ das W i l h e l m
Fülle in Barmen herausgegeben hat. Den ausgezeichneten kunft-
hiftorifchen Tert verfaßte Otto Sch ell, das reiche Bildmaterial ifi
nach Originalaufnahmen von W. Fülle zufammengeftellt.

Notiz.

Zu* der Umfrage über „Religion und Wiffenfchaft" werden wir
weitere Antworten im Inliheft veröffentlichen.
Die Redaktion.

Redaktion:])r. Mar Osborn. - Verantwortlich für den Inhalt: l)r. Curt
Radlauer; für den Jnferatenteil: Walter Fliege'. Sämtlich in Berlin.
Verlag „Nord und Süd“7 Berlin R7. 35„ Schöneberger Ufer 32 (S. Schott:
laenders Schlefifche Verlagsanfialt G. m, b. 3).- Berlinf Breslauf Leipzig).
Zufchriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennarnens
erbeten. - Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. Schottlaenderf AuG,
Breslau ll]X Siebenhufenerfiraße 11-15.

Leffing-Gefellfchaft für Kunfi und Wiffen-
fchaft. Eingetr. Verein,
Wie zu Zeiten nationalen Auf-
fchwunges auf den Gebieten ma-
terieller Wohlfahrt große und weite
-Gefichtspunkte Geltung und Be-
deutung erlangen. fo macht fich
auch in den künfilerifchen Auße-
*rungen der Volksfeele eine Er-
höhung ihrer Lebensregungen he-
merkbar. Freilich folgt das nicht
Schlag auf Schlag. und jeder ge-
fchichtliche Höhepunkt hat feine Zeit
der Vorbereitung. Nicht immer
*zwar finden große Zeiten große
Charaktere vor; wo es aber der
Fall ift. werden wir fehen. daß die
Anfänge für den Zufammenklang
weit zurückliegen. Ein folcher Höhe-
punkt war das Iahr 1870. und je
weiter die Zeit fich von ihm entfernt.
defto mehr verblaffen alle notwen-
digen. aber nicht Ausfchlag gehenden
Ereigniffe. und das Dreigeftirn von
Regierung. Diplomatie und Heeres-
leitung leuchtet um fo intenfiver.
Daß folche Zeiten. in denen der
Puls des Erlebens die Lebenskraft
in flutender Bewegung durch alle
Kanäle treibt und der ungeheure
Horizont des vielgeftaltigen Lebens
ungeahnte cZufammenhänge auf-
weifi. auch den Künftler oder
vielmehr v o r a l l e m den Künftler
beeinfluffen. ifi begreiflich. denn in
ihm konzentriert fich gleichfam der
erhöhte Pulsfchla'g der Volksemp-
findung und ringt nach äußerer
Geftaltung. Aber-auch- hier ift
a
wiederum eine Zeit der Vorbe-
reitung nbtwendig. und analog der
Zeit. die verfireichen mußte. ehe aus
dem typifchen ..L a n dj u n k e r
Bismarck“ der ..eiferne
Ka n zler“ wurdeundder eiferne
K a n zl e rfich durchfehte als ..d e r"
Staatsmann des 19. Jahrhunderts.
gingen Jahrzehnte hin. ehe im Volke
aus dem M e n f ch e n Bismarck
der B e g ri ff Bismarck wurde.
Diefen Begriff nun fefizulegen für
alle Zeiten ohne jedes kleinliche und
zufällige Beiwerk konnte nur einem
kongenialen Geifte gelingen. P r o-
feffor Hugo Lederers
Hamburger Bismarck-Denkmal ver-
körpert ihn durchaus und vollftändig.
Wer von Weften kommt. empfängt
völlig den Eindruck: etwas Selbft-

verfiändliches. Gewachfenes. Natür-
lichesvor fich zu fehen. nichts von
menfchlichem Gehirn konzipiertes.
von Menfchenkraft Gefchaffenes.
fondern etwas. von dem man ein-
fach fagt: ah. Bismarck! wie
F o n t a n e heim Durchwandern
des Sachfenwaldes: S till! hie r
liegtderBismarckirgend-
wo. - In Lederers Atelier.,
das uns der Künfiler wieder für
eine genußreiche Stunde geöffnet
hatte. fand F r ih S t a hl reiche
Gelegenheit. daraufhinzuweifen.daß
die glückliche Löfung einer folchen
Denkmalsfrage einen Künftler leicht
dazu verführen könnte. diefelhe Form
l

Leffing-Gefellfchaft
für weitere Arbeiten beizubehalten. und daß fchließlich Manier und Schablone werden würde. was hier die geniale Löfung einer Aufgabe war. Bei Hugo Lederer hat es damit ' keine Gefahr. Iede neue Arbeit löfi in dem Künfiler ein anderes Können. gleichfam einen anderen Blick aus. Wir fahen Skizzen zu dem Krupp-Denkmal. und wir bewunderten in der Büfie d'Alberts den mufikalifchen Fluß der Linien. Das Hauptwerk im Atelier. der Ringkämpfer. ift eine ganz individuelle Arbeit und erinnert an antike Plafiiken. Dabei müffen wir in Betracht ziehen. unter wie anderen Verhältniffen diefe entfianden; denn derKünfilerderAntikefchuf das. wovon fein Inneres erfüllt war. Fafi unbewußt nahm er jede Stellung des bewegten. nackten. menfchlichen Körpers in fich auf. den er im Laufe. im Kampfe. im Spiel und in der Ruhe beobachten konnte. ohne den Vorfah des Beobachtens zu haben. während der moderneKünftlerdaraufangewiefen ifi. einem ihm paffend fch ein e n d e n Modell die vorher befiimmte Pofe zu geben. Er kann alfo nichts Unmittelbares fchaffen. In dem Ringkämpfer gelang der Eindruck einer fpontanen Bewegung. die halb Begrüßung. halb Herausforderung ift. in vollendeter Weife und zugleich fo. daß diefe Plaftik. von welcher Seite man auch herantritt. nirgends einen fogenannten toten Punkt bietet. Skizzen zu einem Reiterfiandbild Kaifer Friedrichs und vom Breslauer Univerfitätsbrunnen mit der Gefialt eines Fechters. zäh und gefchmeidig. wie die Stahlklinge. deren Spitze er prüft. ferner kleine Figurenmodelle für die Hochzeitsgabe der Provinzen an den Kronprinzen erregten das lebhafte Intereffe aller Befucher und zeigten die jede Aufgabe groß und frei beherrfchende Phantafie des Künftlers. die in allem ein Stück Erlebtes - i n n e rlich Erlebtes - gibt. und die der AusdruckeinerPerfönlichkeit jfi. Kg... Der Vorfiand.

Mufit-Beigabz
ZE. '.-o' Nuke-nz- xewt'ämef.
1.
WÜUZQUZ.
(mue- 1 bill-nerve.)
klo-*mann Zitat-er, 0p.12,
Zingstirnme.
planet orte.
*ii ö t- 5 e t d r '
* O. -
U 4 Vgl-]kz W
7 f r .
.ier 'l'nm - tum 18'. rer-
-u' C
g* l l 1 e | _- 4 -
- W 7 ' lc .c 7- Z7. ru r.- 9:!
4 l f [l 7 7 7 Ä]
icli-n ,- » gen. riu schmieget ao moi-ne
Topp-tut 1704 d7 kt' .Mr-rock. 0 irrt-.11.. berlin. ".49
mt einiger Drtaudnie .les ?er-lasen dl. Zimt-oe!, 6. m. d. kk., Zerlto.

Zu der Mufikbeigabe.
Hermann Zilcher,
Am Ende der Konzertfaifon 1901
bis 1902 tauchte in Berlin ein junger
Pianift als Begleiter auf; deffen
durchgeifiigtes und dem Solifien fich
ungemein anfchmiegendes Spiel um
fo mehr auffieh weil er niemals den
Verfuch machte; fich irgendwie vor-
zudrängen. Es war dies Hermann
Zilcher; der am 18, Auguft 1881 in
Frankfurt a. M. geborene Sohn
eines Mufiklehrers; deffen anfpre-
chende für den Unterricht deftimmte
Klavierftücke eine große Verbreitung
gefunden haben. Es dauerte nicht
lange ; da war unf er Hermann Zilcher
einer der gefuchteften Begleiter; l)c
Ludwig Wüllner; Tilly Koenen und
andere Größen der Gefangskunft
nahmen feine Dienfie befonders gern
in Anfpruch..
Ein großes Glück wurde es für
ihn; daß er für das Ehepaar Petfch-
nikoff als Begleiter auf einer län-
geren Konzerttournee engagiert
wurde. Wenn er bisher nur im
fiillen für fich komponiert hatte; fo
fand er jetzt ein Künfilerpaar; das freu-
dig bereit war„ feine Tongebilde in
die Öffentlichkeit einzuführen. Er
fchrieb nicht bloß Werke für eine
Violine mit Klavier oder Orchefter-
begleitung; fondern vor allem be-
reicherte er Petfchnikoffs zuliebe
die dürftige Literatur für zwei
Violinen mit Orchefter um ein
Doppelkonzert und eine Suite; zwei
ganz hervorragende Werke; die über-
all eine fehr günftige Aufnahme
fanden.
Immer reicher entfaltete fich
unter diefen Umftänden 'Zilchers
eigenes Schaffen. Er hatte auch die
Freude; daß feine Lieder öffentlich
öfters z. B. von Ludwig Wüllner
gefungen wurden. Auch Iulia Culp
nahm fich ihrer gern an; fie erzielte
befonders mit dem „Frühgang“
(„Wir wandelten durch die ftumme
Nacht'h Tert von Detlev von Lilien-
cron); welches Lied wir hier im
Einverfiändnis mit dem Verleger
veröffentlichen; fiets einen gewal-
tigen Erfolg; und in der Tat muß
man fagen; daß diefes poefie- und
fiimmungsvolle Lied von einer ge-
radezu wunderbar ergreifenden In-
nerlichkeit ift und einem; je öfter
man es hört oder fingt; immer

lieber wird.
Um fich durchaus als Komponifi
zu legitimieren; gab Zilcher im März
1904 in Berlin ein eigenes Konzert
mit Orchefter; wobei er auch ein
ungewöhnliches Gefchick als Diri-
gent an den Tag legte; als Haupt-
nummer führte er eine S y m p h o-
n i e in A-Dur auf; die feine Be-
gabung auch für die große Form
aufs befie dokumentierte. Allein
es wollte ihm infolge feiner Iugend
nicht glücken; einen von ihm fehn-
lichfi erwünfchten Dirigentenpoften
zu erhalten, So folgte er denn; nach-
dem er den Wunderknaben Franz
von Vecfey auf einer Tour nach
Amerika begleitet hatte und dabei
mit großem Erfolge auch als Solifi
aufgetreten war; im Iuli 1905
einem vorteilhaften Ruf nach feiner
Vaterftadß als Klavierlehrer an das
bc .fyochfche Konfervatorium„ auf
dem er einft felbft bei James Kwaft;
Iwan Knorr und Bernhard Scholz
feine Ausbildung erhalten hatte.
Hier in Frankfurt a. M. kam dann
fein großes Ehorwerk „R ein h a r t“
durch den Eäcilienverein zur Auf-
führung; entftand ein Violoncell-
und ein Klavierkonzert; vor allem
vollendete Zilcher hier die Mufik zu
'dem Traumfpiel „F i tz e b u tz e"
von Richard Dehmel; das im No-
vember 1907 in Mannheim feine
Uraufführung erlebte und insbefon-
dere von den Mufikreferenten aus-
wärtiger Blätter auf das günfiigfie

beurteilt wurde. Wenn trotzdem
diefes eigenartige Werk. das eine
Mifchung von Ballett. Pantomime
und Oper ift. auf den deutfchen
Bühnen fich bisher nicht eingebürgert
hat. fo liegt das offenbar daran. daß
das Verfiändnis für die feinen Fäden
der Handlung dem gewöhnlichen
Theaterpraktiker durchaus abgeht und
daß für die Infzenierung kein rechtes
Vorbild da ift. Direktor Gregor in
Berlin wäre der richtige Mann. um
allen den Märchenzauber der Dich-
tung in die Wirklichkeit zu überfehen.
freilich müßte ihm auch ein Kapell-
meifier zur Seite ftehen. 'der den
eigenen Zauber der Zilcherfchen
Mufik richtig erfaffenWnd ihren
feinen motivifchen und infirumen-
talen Wilzen zum richtigen Gehör
verhelfen könnte.
Im Het-bft 1908 folgte Zilcher
einem Rufe Mottls an die Königl.
Akademie der Tonkunfi in München.
um fortan an einer Stätte inten-
fiveren Kunftlebens weilen zu kön-
nen. Hier führte er fich fehr bald
durch ein eigenes Konzert mit Or-
cheßer aufs vorteilhaftefke auch als
Komponifi ein. insbefondere gefiel
der für feine bisher leider noch un-
gedruckte A-Dur-Symphonie neu
hinzukomponierte Zwifchenfatz.
Zur Zeit arbeitet der Künftler
übrigens an einer neuen Sym-
phonie in F-Moll. deren einzelne
Sätze trotz aller nötigen Kontrafie
doch unbedingt zufammengehören
follen. fo z. B.. daß gewiffe Themen
unter Umftänden im erften Sahe
noch gar nicht voll entfaltet werden.
daß man den letzten Salz ohne den
erfien gar nicht verfteben kann. Auch
hat Zilcher die Abficht. in diefer
Symphonie mit allen nur forma-
lifiifchen Reprifen völlig aufzuräu-
men. Jedenfalls dürfen wir der
Vollendung diefer Symphonie mit
großem Intereffe entgegenfehen.
wie wir denn überhaupt von Zilcher
als Komponiften noch viel erwarten
dürfen.
Aber freilich ein Himmelfiürmer
wird er nie werden; _er will nicht
fteile Höhen erklimmen. die vor ihm
noch kein Fuß betreten hat; er
wünfcht nicht hypermodern zu fein.
fondern haut auf dem von den
Klaffikern überkommenen Grund und

Boden weiter auf. aber immer durch-
drungen von der Überzeugung. daß
er als Kind unferer Zeit für deren
Bedürfniffe zu forgen hat. Das
technifcbe Rüfizeug hat er fich in der
denkbarften Vollkommenheit ange-
eignet. die Fineffen des Kontra-
punkts wendet er mit größter Vir-
tuofität an. wie er auch die mufika-
lifche Formenlehre ganz meifterhaft
beberrfcht. Auch feine Harmonik
verfieht er möglichft mannigfaltig
und abwechflungsreich. oft ganz
eigenartig zu gefialten. ebenfo ift
feine Rhythmik nicht alltäglich. In
feiner Orchefierbehandlung zeigt er
großes Verftändnis für feine Klang-
wirkungen und Farbenmifchungen.
Was mir aber feine Kompofitionen
ganz befonders lieb macht. ifi. daß
ich immer den Eindruck habe. er
komponiere nur. um dem. was fein
Herz bewegt. Luft zu machen. Oft
bevorzugt er dabei eine zarte. ihm
fehr gut ftehende Melancholie.
Aufmerkfam machen möchte ich
noch befonders auf Zilchers auch in
einem vierhändigen Klavierauszug
vorliegende ..Orchefierfuite" op. 4.
die von einer ganz reizenden Frifche
der Erfindung und ungemein an-
fprechend ift. fowie auf die ..vier
Humoresken" für Klavier op. 4.
die..fechskleinenvierhändigenStücke"
op. 8 und vor allem auf die „Lieder"
op. 10. 12. 13 und 14. In diefen
Liedern fiört keine falfche Phra-
fierung oder Deklamation. ftets
haben die Dichter-worte den rich-
tigen mufikalifchen Ausdruck ge-
funden; nirgends ift die Singfkimme
auf Koften der Klavierhegleitung.
fo reizvoll und ausgiebig diefe auch
an fich ausgefialtet erfcheint. zurück-
gefeht. Prof. 1): Wilh. Altmann.
I
Redaktion der Mufikbeigabe: Kurt Fliegel. Berlin. Kurfürfiendamm 136.